Per. 177 l

Digitized by Google

<36601337600012

<36601337600012

Bayer. Staatsbibliothek

Digitized by Google

Digitized by Google

7
1870

Haupt-Agenten für Amerika: **L. W. Schmidt**, 24 Barclay Street in New-York, und **E. Steiger**, 22 und 24 Frankfort Street in New-York. — London, **James Hagger**, 67 Paternoster Row. **Asher & Co.**, Bedford Street, Covent Garden. — Paris, **A. Franck**. — **B. M. Wolff**, St. Petersburg. — Dresden, **A. H. Payne**.

52 D

Digitized by Google

VERZEICHNISS DER MITARBEITER.

Schriftsteller: **Friedrich Althaus. Adelheid v. Auer, Dr. Ludw. Bamberger, Otto Banck, E. Bauernfeld, Karl Beck, Ad. Böttger, Friedr. Bodenstedt, Udo Brachvogel, Karl Braun** (Wiesbaden), **W. Buchholz, Dr. G. Büchmann, Em. Deutsch** in London, **E. Diethoff, Adolf Ebeling, L. Ernesti (M. von Humbracht), A. v. Etzel, J. G. Fischer, Karl Frenzel, Em. Geibel, Fr. Gerstäcker, Claire v. Glümer, Rud. Gottschall, Herm. Grieben, Julius Grosse, Anastasius Grün** (Anton Alexander Graf von Auersperg), **Karl Gutzkow, Prof. Ed. Hanslick, George Hesekiel, Ferd. Hey'l, Paul Heyse, Ferd. Hiller, George Hiltl, Karl von Holtei, Moriz Jokai, Dora d'Istria** (Fürstin Koltzoff-Massalsky), **Gottfried Kinkel, H. Kletke, J. G. Kohl, E. Kossak, Dr. Fr. Kreyssig, Dr. A. Lammers, Eugen Laur, Dir. Jos. Lehmann, Dr. Hermann Lessing, Dr. Julius Lessing, Arthur Levysohn, Paul Lindau, Hermann Lingg, Prof. H. Masius, Alfr. Meissner, Prof. Karl Mendelssohn-Bartholdy, Dr. Julius Meyer, Melchior Meyr, Adolf** und **Karl Müller, Wolfgang Müller (von Königswinter), A. Mützelburg, Prof. L. Nohl, Dr. H. B. Oppenheim, G. zu Putlitz, Otto Roquette, Dr. Sacher-Masoch, Dr. K. Ritter v. Scherzer, Max von Schlägel, Sigmund Schlesinger, Julian Schmidt, Levin Schücking, August Silberstein, Fr. Spielhagen, Prof. Anton Springer, Dr. A. Stern, Prof. Julius Stern,** K. Musikdirector, **Theodor Storm, Adolf Strodtmann, Max Sulzberger, Karl von Thaler, Iwan Turgénew, Dr. Otto Ule, Dr. A. Vollert, Godfried Wandner, Baron Warburg, M. M. v. Weber, F. Wehl, Adolf Wilbrandt, Ottilie Wildermuth, Dr. Alfr. Woltmann.** — Künstler: **W. Amberg, C. F. Deicker, W. Douzette, W. Gentz, Hiddemann, Hermann Kauffmann, Otto Knille, Franz Meyerheim, Paul Meyerheim, Oscar Pletsch, Prof. Gustav Richter, J. Scholz, W. Scholz, Prof. J. Schrader, Prof. Steffeck, B. Vautier, A. v. Wille, O. Wisniewsky.**

Notiz!

Da bei der Zusammenstellung der einzelnen Hefte des „SALON“ nach einem bestimmten Plane verfahren wird, zu dessen Ausführung sich die Herausgeber mit einer Anzahl befreundeter Kräfte von vornherein verbunden haben, so bitten wir diejenigen Herren Autoren, welche von uns nicht direct aufgefordert worden sind, nur nach vorgängiger schriftlicher Anfrage Manuscripte senden zu wollen. Eine Verpflichtung, unverlangte Manuscripte, namentlich Gedichte, zurückzusenden, können wir nicht übernehmen.

Für die Redaction:
Dr. Julius Rodenberg.
Berlin, 23 Schöneberger Ufer.

Digitized by Google

DER SALON

für Literatur, Kunst und Gesellschaft.

Herausgegeben

von

Ernst Dohm und Julius Rodenberg.

Band VII.

Verlag von A. H. Payne.

Leipzig.

Digitized by Google

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

Digitized by Google

Inhalt des siebenten Bandes.

	Seite
Rückblicke. Von *Fanny Lewald*	1
Mondnacht am Strande. Gedicht	13
Napoleon der Dritte. Von *Julian Schmidt*	14
Bismarck und Benedetti. Von *Karl Braun-Wiesbaden*	25
Torso. Novelle von *Max von Schlägel*	39
Heimgekehrt aus Paris. Bilder aus der jüngsten Schreckenszeit Von *Ed. Ebeling*	60
Ernstes und Heiteres aus den Augusttagen. Von *Ferdinand Heyl.*	70
Von der Ostsee. Von *Wilhelm Jensen*	75
Von der Nordsee. Von *A. Lammers*	82
Die Regierung der Nationalvertheidigung in Frankreich	89
Das Trauerspiel am Oberrhein. Von *Wilhelm Rullmann*	96
Wilhelmshöhe. Von *Paul Lindau*	101
Berlin während des Franzosenkrieges. Von *J. Horwitz*	104
Elsass und Lothringen. Von *Julius Rodenberg*	117
Frage und Antwort. Gedicht von *K. Simrock*	122
Bilder und Scenen vom Kriegsschauplatze. Vom Special-Correspondenten des „Salon“ bei der Südarmee.	123. 244. 359. 509
Frauenliebe. Novelle von *Franz von Nemmersdorf*	129
Monica. Von *Udo Brachvogel*	168
Drei Weihnachtstage der Königin Luise. Von *Friedrich Adami.*	171
Unter Wasser. Ein medizinisches Curiosum. Von Dr. *Julius Buchheister*	187
George Bancroft. Von *Julian Schmidt*	194

Digitized by Google

Seite

Ueber Propheten und Prophezeiungen auf unsere Tage. Von *Wilhelm Jensen* 202. 354

Die Dichter der Befreiungskriege. Von *Friedrich Kreyssig* . . 214

Victor Hugo als Politiker. Von *Paul Lindau* 224

Strassburgs Fall und Auferstehung. Von *Wilhelm Rullmann* . 229

Im Cabinet des Kaisers auf Wilhelmshöhe. Skizze von *A. Mels.* 249

Die Unverstandenen. Novelle von *E. M. Vacano* 257

St. Helena. Skizze von *Bruno-Beheim-Schwarzbach* 283

Von Berlin nach Paris. Aus den Erinnerungen von *Sophie Gräfin Schwerin* 289

Zur hundertjährigen Geburtsfeier Ludwig van Beethovens . 311

Warum der Buchhalter von Bullfrog, Cheesemann & Co. ledig blieb. Eine Erzählung aus dem deutsch-amerikanischen Leben. Von *Eduard Tüttmann* 319

Der Elsass und die Elsässer. Von *Wilhelm Rullmann* . . . 340

Im Bivouak 379. 636

Die Pfadfinderin. Novelle von *Paul Heyse* 385

Fanny Lewald und Adolph Stahr. Von *F. Kreyssig* 432

Sylvesternacht. Von *E. Diethoff* 442

Funken unter der Asche. Novelle von *G. zu Putlitz* . 451. 565. 687

In den schönen Sommertagen. Gedicht von *R.* 481

Vierzehn Tage im Elsass. Blätter aus meinem Reisetagebuche. (1869.) Von *Adolf Stahr* 482. 624

Helden der Humanität 489

Geburtstagslied für Henni. Gedicht von *Adolf Strodtmann* . 496

Eine fürstliche Dichterin. Von *Claire von Glümer* 497

Der Bedientenraub im Opernhause zu Berlin. Eine Episode aus dem alten Berlin von *Georg Hiltl* 500

1870. Gedicht von *L. K. Aegidi* 505

Die quade Grethe. Erzählung aus dem norddeutschen Flachland. Von *E. von Dincklage* 513

Eine Wolfsjagd in den Ardennen, bei welcher der Erzähler zuerst das Wild und dann der Jäger war. Von *Freimund Ohnesorgen.* 536

Die Stadt der Jungfrau. Von *van Dewall* 547

An die Sterne. Gedicht von *Meta Wellmer* 550

Prinz Victor von Wied. Eine Geschichte aus den napoleonischen Kriegen. Von *Karl Braun-Wiesbaden* 551

Erinnerungen an St. Cloud. Von *Adolf Strodtmann* 599

Fataler Besuch. Gedicht von *H. G.* 613

Franz Grillparzer. Von *Karl von Thaler* 614

Schloss Boursault. Gedicht von *Adolf Strodtmann* 627

Ein neuer Weg, alte Schulden einzucassiren. Nordamerikanisches Charakterbild von *Friedrich Gerstäcker* 641

Digitized by Google

Seite

Erziehungsresultate. Gedicht von *H. G.* 651
Goethe und der Krieg Von *Emil Kuh* 652
Aus meiner Praxis. Erzählungen eines Arztes. Von Dr. *Julius Buchheister* 657
Prinz Victor von Wied Eine Geschichte aus den napoleonischen Kriegen. Von *Karl Braun-Wiesbaden* 668
Ein ungarischer Romanschriftsteller. Vom Verfasser der „Spiegelbilder der Erinnerung", „Grosse Leute, kleine Schwächen", „Silhouetten und Reliquien" 682
Die Dichterin der Haide. Von *F. von Hohenhausen* 723
Der Franctireur. Von *van Dewall* 732
Auf vulkanischem Boden. Von *Hermann Lessing* 737
Vor der Wechselstube. Von *Paul Lindau* 745
Der Geist der Mutter. Eine Gespenstergeschichte von *Meta Wellmer* 748
Büchertisch des Salon 755
Harmlose Briefe eines deutschen Kleinstädters an die Herausgeber des „Salon" 111. 237. 348. 506. 628. 761
Friede! Gedicht von *Wilhelm Jensen* 768

Digitized by Google

Kunstblätter.

Die republikanische Regierung der Nationalvertheidigung.
Mondnacht.
Unsere Diplomaten im Felde.
Wilhelmshöhe.
Strassburg.
George Bancroft.
Die Dichter der Befreiungskriege.
Plan von Strassburg.
Schloss Versailles.
Beethoven.
Elsässische Costüme.
Adolph Stahr.
Fanny Lewald
In den schönen Sommertagen.
Helden der Humanität.
Fataler Besuch.
Orleans.
Franz Grillparzer.
Schloss Boursault.
Erziehungsresultate.
Vor der Wechselstube
M. Jokai.
Charakterköpfe.

Digitized by Google

Bayerische Staatsbibliothek MÜNCHEN

Der Salon.

Rückblicke.

Von **Fanny Lewald.**

Berlin, Ende August 1870.

Wenn das Leben so bewegt, wenn die Strömung des Volksgeistes so hoch gehend ist, und die Ereignisse so mächtig wie jetzt in unserm Vaterlande, kommt mir das erfindende Dichten immer unmöglich vor, denn es kann nichts erzeugen, was schöner wäre als der Augenblick, den voll und rein mit dem Gemeinempfinden seines Volkes ausgekostet und genossen zu haben, einen verklärenden Schein über das ganze Dasein eines Menschen ausbreitet — selbst wenn die Zukunft nicht ganz, oder nicht gleich verwirklichen sollte, was wir in der hoffenden Zuversicht unserer Herzen von der Gegenwart erwarten. Eines aber wird doch sicherlich gewonnen sein: das deutsche, über die ganze Erde verbreitete Volk hat sich in seiner Einigkeit kennen gelernt, und hat für sein eigenes Bewußtsein, wie vor den anderen Völkern festgestellt, was es aus eigener Machtvollkommenheit vermag und was es werth ist. Und diese letztere Kundgebung war erhaben und wird ihre nachhaltige Wirksamkeit auch fernerhin bewahren.

Aber je weniger man zum Erfinden aufgelegt ist, um so mehr ist man's zum Betrachten, und von dem Hinblick auf die Urheber dieses jetzigen Krieges, auf Louis Bonaparte und die Kaiserin Eugenie, rückwärts schauend auf die Zeit ihrer Anfänge, sind mir in diesen Tagen die Aufzeichnungen in das Gedächtniß gekommen, die ich mir Achtzehnhundertfünfundfünfzig im October und November in Paris nach den mündlichen Erzählungen durchaus verläßlicher Personen über den Kaiser und die Kaiserin gemacht habe.

Einen bestimmten Zweck hatte ich bei jenem Niederschreiben nicht. Louis Bonaparte und Eugeni ewaren aber Achtzehnhundertfünfundfünfzig noch weit weniger gekannt als jetzt, und eine der Personen, denen ich viele dieser Mittheilungen verdanke, hatte dem Kaiser von seiner frühesten Kindheit an sehr nahe gestanden, war, obschon einige Jahre älter als er, mit ihm erzogen worden, und ich habe selbst zwei sehr starke Bände seiner Briefe an diese Person in Händen gehabt, deren erste in Louis Bonaparte's siebentem Jahre in Augsburg zum Theil deutsch geschrieben waren.

Meine Notizblätter haben seitdem fünfzehn Jahre ruhig in meinen Mappen gelegen, und sie enthalten eben deshalb viele Dinge, welche jetzt auch auf andere Weise bekannt geworden sind. Dennoch tragen sie, da ich die einzelnen Angaben verschiedenen Berichterstattern verdanke, doch vielfach zur Charakteristik des abenteurenden Kaiserpaares

Digitized by Google

und der Franzosen bei, die hoffentlich in Zukunft keinen Einfluß weiter auf die Geschicke unseres Vaterlandes mehr auszuüben vermögen werden.

Alles, was ich mit den zerstreuten Blättern und Angaben thue, ist, daß ich sie in eine richtige Reihenfolge bringe und die Erzählungen, die ich damals zum Theil französisch niedergeschrieben habe, um sie so weit als möglich im Wortlaut festzuhalten, in's Deutsche übersetze.

Die Königin Hortense lebte sieben oder acht Jahre in Augsburg, aber dort wie in Arenenberg war ihr ganzer Hof- und Haushalt sehr locker zusammengehalten, und neben den beiden Prinzen, welche als Söhne ihres geschiedenen Gatten, des Königs von Holland galten, wurde Morny, ein Sohn der Königin und des Grafen Flahault, der junge Tela, Milchbruder des Prinzen Louis Bonaparte, und was sonst von Kindern der Beamten, der Hof- und Kammerdamen da war, pêle mêle mit einander erzogen oder nicht erzogen. Gelernt wurde dabei wenig — im Grunde so gut wie nichts — und Louis Bonaparte war denn auch in seiner frühen Jugend sehr unwissend. Erst als er Dessen später selbst inne wurde, und als er sich nach dem Tode seines ältern Bruders als den Erben des französischen Kaiserthrones anzusehen anfing, ging er selbst daran, sich in eifrigem Arbeiten und Lernen zu bilden, und gewann dann nachträglich Einfluß auf die Entwickelung seines Vetters des Prinzen Napoleon, dem einzigen Bonaparte, mit welchem er damals wirklich liebevoll vertraut war.

Daß er kein Bonaparte, sondern der Sohn des holländischen Admirals Verhuel sei, das wußte er früh, und die Bonapartes ließen ihn das auch beständig empfinden. Man kümmerte sich wenig um ihn, kam ihm in seinen Geldverlegenheiten nicht zu Hülfe, wollte von seinen Unternehmungen in Straßburg und Boulogne nichts wissen. Als er zur Zeit seiner beiden Gefangenschaften durch eine Vertrauensperson, eben jene Jugendfreundin, bei den anderen Bonapartes geringe Summen Geldes gegen Versetzung von Werthsachen und kaiserlichen Andenken aufnehmen wollte, verweigerte man sie ihm. Man nannte ihn „einen Narren und Tropf, der die Familie Bonaparte Europa gegenüber einfältig compromittire und lächerlich mache.“ Auch weiß er sehr genau, was er von ihnen zu erwarten hat, wenn er etwa einmal nicht mehr im Stande sein sollte ihnen zu nützen. Aber er hielt sie neben sich, weil er „eine Umgebung braucht und den Glauben nicht zerstören darf, daß er durch sein Blut zu ihnen gehöre“.

Er selbst stützte sich bei seinen Unternehmungen und mit seinen Hoffnungen nicht auf den Glauben an sein Blut, sondern auf die im französischen Landvolke festgewurzelte Ansicht von der Unantastbarkeit des Erbrechts, auf die Vorliebe für das Kaiserreich; und die Erinnerung, welche Napoleon der Erste in der Armee zurückgelassen hatte, ist für ihn zu einer Bestärkung seiner Hoffnungen geworden, namentlich während seiner sechsjährigen Gefangenschaft in Ham. Die Theilnahme

Digitized by Google

der Soldaten war dort für ihn so groß, daß man die Garnison in kurzen Zwischenräumen wechseln ließ, aus Furcht, er könne sie für sich gewinnen. Er hatte dort von Anfang an häufige Gelegenheit zur Flucht, ohne sie zu benutzen.

Er bewohnte ein kleines Häuschen innerhalb der Festung, das stark vergitterte Fenster, wohl verwahrte und von Doppelposten bewachte Thüren hatte, und diese Posten beobachteten ihn auch, wenn er eigenhändig seinen kleinen Garten bearbeitete, den er liebte, wie er denn überhaupt Empfindung für die Natur, Liebe für Blumen und ein außerordentliches Geschick für ihre Pflege hat.

Fast immer, wenn er aus seiner Thür trat, begrüßten seine Wachen ihn mit einem: „Salut à l'Empereur!" — „Da hören Sie es", sagte er bei solchem Anlaß einmal zu der ihn besuchenden Freundin, „da hören Sie es, wie Frankreich nach seinem Kaiser ruft, wie es ihn wiederhaben will! Und ihr redet von der Republik!" — Ein andermal, als General Changarnier die Festung und Garnison inspicirte, sah derselbe nur ganz flüchtig in das Haus des Prinzen hinein, damit man nicht sagen könne, er habe eine Unterredung mit Bonaparte gehabt, und eben aus dem Grunde hielt er auch die Revue außerhalb der Festung ab. Es blieben nur zwanzig Mann mit einem Unterofficier in der Festung zurück. Als darauf der Prinz an das Fenster trat, näherte sich der Unterofficier der Mauer ganz dicht, und sagte: „Es sind nur zwanzig Mann in der Festung, die Garnison kommt sobald nicht wieder, die Thüren sind offen, wer jetzt entfliehen wollte, hätte leichtes Spiel und man würde es nicht beachten." — Der Prinz antwortete mit einem: „Ich danke! ich bleibe im Gefängniß." — „Ihr wollt nicht?" — „Nein!" — „Aber das ist dumm! Ueberlegt's! Ihr wollt nicht?" — „Nein!" — „Nun gut! thut was Euch gut scheint!" antwortete der Unterofficier und ging brummend davon.

Einige Zeit später hatte ein Regiment der Umgegend einen Garnisonswechsel und sollte eigentlich in Ham in der Festung Rast halten; plötzlich aber besann man sich eines Andern, ließ es außerhalb nächtigen und es sollte am Morgen weiter fort marschiren. Bestimmter Aufträge wegen waren indeß einige Fouriere in die Festung gekommen und einer derselben warf einen Zettel in das Zimmer des Prinzen, auf dem die Worte standen: „Das Regiment wünscht, daß Sie es Revue passiren lassen!" — und er sah es dann von der Höhe des Walles an sich vorüberziehen. Als er später seiner Freundin diesen Zettel zeigte, sagte er: „Und Sie zweifeln daran, daß ich werde Kaiser werden?" —

Dennoch behaupteten meine Gewährsleute, würde es sehr schwer gewesen sein, vorauszusagen, was er einmal thun werde, weil er ein Gemisch der widersprechendsten Eigenschaften sei. „Sein Wesen ist voll von Contrasten." „Er hat eine lebhafte Einbildungskraft und liebt es, sich seine Einbildungen so lange vorzuhalten, bis er sie für die Wirklichkeit hält. Kommt dann der Augenblick der That, so fängt er plötzlich zu zweifeln, zu zaudern, zu prüfen, zu schwanken an, denn er hat nur Muth in der Idee und gar keine persönliche Beherztheit. Er ist physisch

Digitized by Google

feig. Er war das furchtsamste Kind, und was er an Muth darlegt, ist Folge der Selbstüberwindung. Sollte einmal an ihn der Augenblick des Sturzes herantreten, so ist es ebenso möglich, daß er aus Eigensinn muthig untergeht, als daß er plötzlich Alles stehen und liegen läßt, und mit seinem gewohnten „Quest-ce que ça me fait? —" (Was geht mich das an? was mach' ich mir daraus?) Alles feig von sich wirft, und sich in irgend einen einsamen Winkel brütend und neue Pläne entwerfend hinsetzen geht."

Sein rastloses Plänemachen ist eben auch Sache seiner Einbildungskraft und wenn er mit Energie an die Ausführung seiner Pläne denkt, ist's aus der Verzogenheit, die ihren Willen, wenn auch nur für den Augenblick, durchsetzen will. Er ist von der Mutter sehr verzogen worden. Bei all' seinen weitreichenden Plänen verläßt er sich aber, wie ein Spieler und Abenteurer, der er ist, beständig auf günstige und erlösende Zufälle, auf das Glück, auf seinen Stern; und er kann sich nur äußerst schwer zu irgend etwas im Voraus entschließen. Oft hat er es zu einem Aeußersten kommen lassen, sich dann in immer neuen über den Moment forthelfenden Auswegen und Hülfsquellen unerschöpflich gezeigt, nur um sich selber vor dem Entschlusse noch länger hinhalten zu dürfen. In Zeiten, in denen er um die nöthigsten Ausgaben verlegen war, in denen Wechselschulden, Ehrenschulden ihn bedrängten, in denen seine Freunde in Sorgen um die nächste Stunde waren, sagte er mit höchster Gelassenheit: „Was thut's? Wer weiß, was morgen sein wird! Man kann's abwarten! Der Tag wird für den Tag schon sorgen! Abwarten — das ist Alles!"

So zögernd wie in seinen Entschließungen ist er in seinem ganzen Auftreten. Er hat wenig von der Spotaneität der Mutter, Alles von seinem holländischen Vater. Er spricht meist langsam, oft wie hinträumend für sich selbst. Er versteht oft mit Blitzesschnelle das Verwickeltste, dann hat er wieder Tage, an denen er völlig stumpf ist. An solchen Tagen fährt er sich, wenn man lange mit ihm gesprochen hat, über das Gesicht, als erwache er aus dem Schlafe, und ruft: „Gott! was ist das denn? Ich bin ganz dumm, ich verstehe nichts mehr! Was ist mir denn heute?" — Ebenso wechselnd ist sein Auge und sein Blick. „Sein Blick ist zuweilen, sagte Graf V. „völlig todt und erloschen, dann scharf und durchdringend." Ein Maler sagte: „Selbst die Farbe seines Auges wechselt und sein Blick ist meist unfaßbar. Mißmuth macht sein Auge völlig farblos, Freude färbt es, und dann ist es schön und dunkelblau."

Zu der Zeit, in welcher der Plan des Staatsstreichs wieder aufgenommen wurde, befanden sich Louis Bonaparte und seine Genossen in größter Geldverlegenheit — sie hatten nur zwei Wege — den Weg zum Thron oder jenen andern in's Schuldgefängniß. Der erste ging über Verbrechen, Blutvergießen, Leichen, war gefahrvoll und hatte eine Kaiserkrone an seinem Ziele — der Andere hatte keinen Ausweg, war eine Sackgasse, aus der man in die machtlose Vergangenheit zurückkehren mußte. Bonaparte hatte Alles für den Staatsstreich geplant, seine

Digitized by Google

Helfershelfer ans Ruder gebracht; in der entscheidenden Stunde fehlte ihm aber wieder der Muth zur Ausführung. Er behauptete, „wenn man nur warten, nur zusehen wolle, was der nächste Tag bringen werde, würde er auch ohne Gewaltsamkeit zum Throne gelangen, denn die Uneinigkeit der Parteien habe eine völlige Auflösung vorbereitet, und die Eitelkeit der Franzosen verlange schon wieder nach höfischem Gepränge und Gnadenspenden, nach dem Kaiser.“ Aber Morny, Fleury, St. Arnaud und seine sogenannte Familie drängten ihn vorwärts. Sie wußten so gut wie er selbst, daß er sich ohne Staatsstreich nicht mehr halten könne; sie hatten von seinem Sturze, den er, trotz alledem, damals für unmöglich hielt, Alles zu fürchten, von seiner Erhebung viel zu erwarten; und „wechselvoll und heuchlerisch wie er ist, zögerte er vielleicht auch nur, um sich treiben zu lassen, um im Falle des Mißlingens das ganze Unternehmen auf fremde Schultern schieben zu können.“ Der ganze ihn umgebende Kreis wußte übrigens um das Vorhaben. Seine Jugendfreundin, die etwa drei Wochen vorher mit der Prinzeß Marie, der Cousine des Prinz-Präsidenten ausfuhr, sagte heimkehrend zu ihrem Manne: „Es wird eine Gewaltthat geschehen, sie haben einen Gewaltstreich im Sinne. Wenn ich es hätte erfahren wollen, sie hätte mir Alles erzählt, sie brannte darauf es zu erzählen, aber ich wollte davon nichts wissen.“

Am entscheidenden Tage verließ Louis Bonaparte sein Zimmer nicht. Er war, oder that, als wäre er in einen seiner apathischen Anfälle versunken. Man mußte ihm alle Mittheilungen zum Oeftern wiederholen, er antwortete, regungslos am Kamin sitzend und seine Cigarre rauchend, während draußen schon das Morden tobte: „Warum fragt man das Alles? Man soll sich an meine Befehle halten, man soll meine Befehle vollziehen!“ Dann wurde er wieder dazwischen unsicher, wollte, daß man die Anordnungen widerrufe — und es wird behauptet, Fleury habe ihn schließlich mit der Pistole in der Hand dazu zwingen müssen, bei dem beschlossenen Verfahren zu beharren, das, wenn er sich plötzlich aus Muthlosigkeit davon losgesagt hätte, allein Denjenigen zur Last gefallen wäre, welche die Ausführung über sich genommen hatten. Seine Wagen standen im Elysée gepackt, zur Flucht bereit.

Von dem Tage des Blutbades sträubt sich fast Jeder eine Schilderung zu geben. — C. und seine Frau erzählten mir, sie hätten sich am Mittag mit Cernuschi auf den Boulevards befunden, als ganz urplötzlich das Schießen begonnen habe. Eilig fort zu kommen, bemerkten sie gegen die Rue Vivienne hin einen großen Auflauf. Sie gehen hin, sehen schon von fern, daß man Matratzen aus einem Fenster wirft, um für einen Verwundeten eine Tragbahre zu machen. Cernuschi tritt hinzu, und entdeckt in dem Verwundeten einen Freund, einen exilirten genueser Edelmann, der am Tage vorher vom Lande in die Stadt gekommen und am Morgen ausgegangen war, sich eine Wohnung zu miethen. Er hatte eine Schußwunde in der Brust, eine im Schenkel; und obschon die Kugeln von allen Ecken und Enden zu pfeifen begannen, machten die Freunde sich auf, den Genueser nach der nächsten Apotheke zu geleiten. Indeß

Digitized by Google

man fand die Seitenstraßen besetzt, die Erschöpfung des Verwundeten nahm schnell zu, man befürchtete seinen Tod und wollte ihn nach dem Hôtel de Dieu bringen lassen, um wirksame Hülfe zu schaffen. Cernuschi, der sehr groß ist, ging mit seinem weißen Taschentuche durch die Luft wehend, der improvisirten Bahre voran, erlangte unter dem fortdauernden Schießen von einem Officier den Eingang in eine Seitenstraße und kam eben noch mit dem Verwundeten im Hospitale an, um ihn dort im Beisein der Freunde sterben zu lassen. Das Morden auf den Boulevards war massenhaft. Die Leichen lagen herum, wohin man blickte. Gegen den Abend trieb man ganze Züge von unbewaffneten Menschen, Männer, Frauen, Kinder in die Kasernen und auf das Marsfeld. Als es tiefe Nacht war ließ man sie heraus. Es war todtenstill auf dem Platze und in der ganzen Stadt, die Gefangenen glaubten entlassen zu werden. Ein Mann fragte: „Können wir jetzt gehen?“ — „In Reih' und Glied!“ commandirt man. — Die Leute, die fast Alle unbewaffnet gewesen waren, als man sie auf gut Glück zusammen getrieben hatte, sind erschrocken. Ueberall ertönt der Ruf: „Was bedeutet das? Was hat man mit uns vor?“ — „Was man mit Euch vor hat?“ heißt die Antwort, „man wird Euch erschießen!“ Die Aufschreie der Empörung, des Unglaubens, der Verzweiflung verstummen im Pelotonfeuer. — So erzählte es ein Schütze, der dabei mitgewirkt hatte, und sich vor Entsetzen schüttelnd, fügte er hinzu: „Es war entsetzlich; denn im Grunde, Madame, es waren doch keine Feinde, es waren arme Leute!“ — Die Personen, die meine Berichterstatter sind, sagten: „Bei der Stille der Nacht, und da der Wind nach unserm Hause stand, hörten wir ein paar Mal furchtbares Aufschreien, wie von ganzen Massen, und dann das „Runk“ des Gewehrfeuers — das währte nahezu eine halbe Stunde, dann war Alles still.“

Uebrigens waren die Pariser Truppen damals nicht sicher, das heißt nicht für Napoleon gestimmt. Sie fraternisirten mit dem Volke und man hatte die Truppen von Vincennes in die Stadt gezogen, sie in der Kaserne consignirt gehalten, bis man sie, gehörig bearbeitet, wohl genährt und zum großen Theil betrunken, gegen das Volk losließ. Sie wechselten in den folgenden Tagen häufig Gold in den Cabarets und Cafés. Morny, Espinasse, St. Arnaud hatten zwei Tage vor dem Staatsstreich große Summen aus der Bank erhoben. Persigny war weniger als alle Anderen an dem Mordanschlage betheiligt.

Am Tage nach dem Blutbade kam die Prinzeß Marie in aller Frühe in einfachem Cabriolet zu Madame C., mit der sie ebenso wie Louis Napoleon von Kindheit an befreundet war. Die Prinzeß war allein, ließ sich durch die Magd des Hauses melden und erhielt den Bescheid, die Hausfrau sei abwesend. „Aber ich habe ihre Stimme gehört!“ sagte die Prinzeß. Da trat Madame C. heraus und rief: „Nun denn, so kommen Sie herein, und weiden Sie sich an meinem Entsetzen, an meiner Verzweiflung, denn dazu sind Sie ja wohl gekommen.“ — „Nein! nein! ich kam, um Ihnen zu sagen, daß wir Alle außer uns sind über das Geschehene!“ — „Sie außer sich, und Sie wußten es schon vor Wochen

Digitized by Google

und waren auf dem Punkt, mir es damals mitzutheilen!“ — „Ich versichere Dich!“ rief die Prinzeß, „Louis Bonaparte selbst ist in Verzweiflung darüber, daß es dazu kommen mußte!“ ... „Sprechen Sie mir nicht von ihm. Er hat als Verräther gehandelt, und er wird bestraft werden, wie er es verdient. Ich habe das Morden diese Nacht gehört. Er hat wie ein Mörder gehandelt und er wird wie ein solcher enden. Wir werden es erleben!“ — „Aber mein Gott!“ hub die Prinzeß wieder an, „Du flößest mir Furcht ein, Du kennst unsere Lage nicht, wir sind keineswegs in Sicherheit!“ — „Ihr nicht in Sicherheit? da Alles in den Gefängnissen oder todt zu Boden liegt?“ — hohnlachte die Hausfrau. — „Aber“, rief die Prinzeß mit völlig verändertem Tone, „was blieb denn sonst übrig? Was sollte er denn thun? Was würde geschehen sein?“ — „Ich weiß es nicht! aber das weiß ich, daß der Unglückselige sich heut' sein Grab gegraben hat. Er hat wie ein Mörder gehandelt und wird enden wie ein Mörder.“

Personen, die Napoleon kennen, sagen, es existirt für ihn auf der Welt nichts Anderes als er selbst und sein Erfolg. Er ist allerdings nicht grausam, wenn sein Vortheil es nicht fordert. Kommt dieser in's Spiel, so ist er schrankenlos. Dabei hat er Anfälle von Gefühlsseligkeit wie ein „deutscher Candidat der Theologie“, Dankbarkeit für alte Freunde, und eine Art dauernder Anhänglichkeit an bestimmte Personen. Einer wirklichen Liebe oder Leidenschaft hält man ihn nicht für fähig, alle seine Verhältnisse zu Frauen sind auf Sinnlichkeit und Laune oder auf Eigensinn begründet. Das war auch bei der Heirath mit der Gräfin Teba der Fall.

Die Mutter der jetzigen Kaiserin, so wie diese selbst, waren in Paris übel berüchtigt, und eben deshalb hatte die Letztere mit siebenundzwanzig Jahren — weit über das Alter hinaus, in welchem man in Spanien und in Frankreich die Mädchen verheirathet — noch keinen Mann gefunden. Der Sohn des sardinischen Gesandten hatte sie heirathen wollen, die Eltern hatten es jedoch auf das Bestimmteste verweigert, und auch in anderen Kreisen der gesitteten Aristokratie hatte man die beiden Frauen selbst als Gäste nicht empfangen mögen.

Die Gräfinnen waren aber dafür um so lieber gesehen im Elysée, wo der Prinz-Präsident Hof hielt, und wo in den kleineren vertrauten Cirkeln wahre Orgien gefeiert wurden. Die Gräfin Montijo hatte damals eine Verbindung mit dem Sohn eines spanischen Bankiers, mit dem und mit dessen Bruder man sie täglich in offener Calesche alle Drei rauchend in dem Boulogener Gehölz umherfahren sah. Sie war berüchtigt als vornehme „Lionne“ und lebte als solche ganz und gar, aber sie war und ist ungewöhnlich schön, obschon sie kaum über Mittelgröße ist. Louis Bonaparte hatte ihr gehuldigt, wollte sie besitzen, sie widerstand. In der Zeit hatte der Kaiser auf seine Heirathsanträge von vier verschiedenen Höfen abschlägige Antworten erhalten; als der fünfte (irre ich nicht, so sagte man mir damals: von dem Hofe des Fürsten von Hohenzollern) anlangte, zerbrach der Kaiser, der ungewöhnliche Kraft hat, obschon

Digitized by Google

er nicht groß ist und nicht stark aussieht, vor Wuth einen Stuhl, der neben ihm stand, und rief: „Nun, so sollen diese Herren, meine Vettern, auf dem Throne eine Kaiserin aus meiner Fabrik haben, und sie soll Ihnen Allen gegenüber Kaiserin sein, so gut wie eine Kaiserstochter!“ — Am folgenden Tag trug er Eugenie seine Hand an. Sie war aber aus Neigung für den Spanier und aus Scheu vor der Unfreiheit, die ihr mit der kaiserlichen Ehe auferlegt wurde, den Wünschen des Kaisers durchaus nicht geneigt. Da die Mutter sie endlich verheirathet wissen wollte und zur Heirath mit Napoleon drängte, forderte sie, daß der Spanier sie heirathe; aber er war bereits in ein neues Verhältniß verstrickt und weigerte sich, sie zur Frau zu nehmen. Er äußerte gegen Freunde von sich, er könne sich nicht entschließen eine Frau zu heirathen, die immer denken würde, ihm eine Kaiserkrone aufgeopfert zu haben, und neben der er die Bewerbung eines Kaisers auszustehen haben würde. Aber das steht fest, daß Eugenie widerstrebend auf die Ehe mit dem Kaiser einging. Selbst noch an dem Tage, als der Contract unterzeichnet werden sollte, und sie zu erscheinen zögerte, hielt man es für möglich, daß sie andern Sinnes geworden sei, daß eine neue Annäherung an den Spanier stattgefunden habe, und daß sie gar nicht kommen werde. Man nennt sie „une lionne dans une cage dorée“ — „eine Löwin in einem vergoldeten Käfig“, und behauptet, daß sie sich häufig über die Langweile des Hoflebens, über die Etikette beklage und daß der Kaiser, durch ihre Verstöße vielfach belästigt, seine Wahl bereue, und oftmals sehr heftig und ungeduldig gegen sie sei. Man schildert sie als wenig unterrichtet, sehr bigott, von schlechtem Ton, von freien Manieren und von beschränktem Verstand bei starker Neigung zu Eigensinn, Herrschsucht, Intrigue. Viele Stunden des Tages gehen mit Toilettenangelegenheiten hin; ihre Verschwendung in dem Punkte soll grenzenlos sein.

Man behauptete, sie sei bis jetzt ohne alles Geschick zur Repräsentation, habe keinen Einfluß auf den Kaiser (das hat sich nachher freilich sehr geändert), wol aber auf die Männer in seiner Umgebung, und dadurch herrsche sie. — Eine Dame, die viel an den Hof kommt, bat die Kaiserin, sie möge sich dafür verwenden, daß eine Singlehrerin, die der Königin Hortense irgendwie nahe gestanden hat, eine kleine Stelle an dem Institut von St. Denis erhalte. Die Kaiserin verspricht dies, thut es aber nicht, und als die Bittstellerin sie daran erinnert, ruft sie: „Ja! ach ja! Ich habe wol daran gedacht, aber in der That, ich wage es nicht, der Kaiser ist so beschäftigt.“ — Man wendet ihr ein, es sei doch ein so bescheidenes Gesuch. — Da besinnt sie sich und sagt: „Sehen Sie, der Kaiser ist am andern Ende des Saales, ich werde ihn bitten lassen, hierher zu kommen, Sie werden ihm Ihr Gesuch selber vorlegen, dann werde ich ein Wörtchen hineinfließen lassen, und dann wird er's thun. — Aber ich allein wage es nicht; ich bin so schüchtern, so furchtsam!“ Dieses: „Ich bin so schüchtern! so furchtsam!“ soll sie bei jedem Anlaß, und namentlich allen officiellen Vorstellungen gegenüber wiederholen, während dazwischen bei den ungeeignetsten Anlässen lautes Lachen, laute und unfeine

Digitized by Google

Ausrufe, wie: „oh, la méchante! oh! la vilaine!“ und: „Dieu, qu'il est drôle! zum Vorschein kommen und die Hofgesellschaft in Erstaunen setzen und außer Fassung bringen.

Der Kaiser selbst ist seit Monaten (October 1855) oft Tage lang von tiefster Niedergeschlagenheit, und seit der Mordanfall von einem der Hundertgarden gegen ihn unternommen worden, voll Mißtrauen gegen seine ganze Umgebung. Er zieht sich dann gänzlich in die Einsamkeit seiner Zimmer zurück. Selbst die Aides de camps müssen sich in entfernten Räumen aufhalten, weil er kein Sprechen um sich leiden mag und jedes Geräusch ihn erschreckt. Er sitzt oft stundenlang da, langsam rauchend, die Plafonds anstarrend, bis er plötzlich mit einem Satze zu gewaltiger Thätigkeit aufspringt. — Auch die Kaiserin zeigt sich häufig sehr entmuthigt. Als eine ihrer Damen ihr in solcher Stunde zusprach, und ihr von der Liebe des Kaisers, von ihrer glänzenden Stellung, von ihrer bevorstehenden Mutterfreude redete und dabei die Worte brauchte: „In der That, Ihre Majestät ist sehr glücklich, ist die beneidenswertheste der Frauen!“ antwortete die Kaiserin: „Ja! sehr glücklich, bis — man uns eines Tages zum Fenster hinaus und auf die Straße werfen wird!“

Sie hat eine außerordentliche Theilnahme für Alles, was sich auf Marie Antoinette bezieht, und sammelt für das Musée des Souverains, was sie von Erinnerungen an die enthauptete Königin finden und aufbringen kann. Neulich hat der Kaiser sie nach Ham geführt und ihr die Zimmer gezeigt, in welchen er während seiner Gefangenschaft gewohnt hat. Er liebt es, diese Erinnerungen aus seiner Vergangenheit anzuregen und auf seine Weise zu deuten und auszunutzen.

Das Leben des Hofes ist übrigens die wüsteste, leere, sinnliche Genuß- und Zerstreuungssucht. Der Kaiser ist ein sehr starker Esser und in jedem sinnlichen Genusse ausschweifend. Die Kaiserin, ohne geistiges Interesse irgend einer Art, nur auf täglich neuen Zeitvertreib gestellt. „Wir leben auf dem Ixionsrade des Vergnügens!“ sagte eine am Hofe lebende Frau.

Als ich neulich (1855) gegen den Maler G. v. äußerte, wie höchst geschmacklos die Kleidung der Frauen in Paris geworden sei, wie Alles den Charakter der Buntscheckigkeit und Ueberladung trage, entgegnete er mir: „Wir haben eine Lorette auf dem Thron, das Lorettenthum hat den Geschmack der ganzen Gesellschaft durchdrungen, und die Frauen von dreißig, vierzig Jahren, die den guten alten französischen Geschmack behalten haben, haben Noth sich und ihre Töchter vor der einreißenden Geschmacklosigkeit zu bewahren!“ — „Sehen Sie nur die Haartrachten an“, sagte ein anderer älterer Maler, „der dabei war; schon sie allein geben den Frauen etwas Freches, sie sehen sammt und sonders aus, als kämen sie nach einer durchrasten Nacht vom Opernhausball zurück!“ — „Und wir werdens an unseren Sitten bald bemerken, wer uns gouvernirt!“ fügte ein Dritter, ein Mitglied der Akademie der Wissenschaften, hinzu.

Es tauchen auch fortwährend Skandalgeschichten aus dem Hofkreise auf, dessen Leben im hohen Grade sittenlos sein soll. Selbst in dem

Digitized by Google

Ehescheidungsproceß, den der Bankier Hope in London gegen seine Frau führte, hatte ein Kutscher im Verhör Aussagen gemacht, welche die Kaiserin blosstellten. Es war davon durch oder an Fleury telegraphisch Nachricht gegeben worden, und schließlich leistete der englische Graf C . . . n ., der früher in Madrid zu dem engsten Cirkel der Gräfin Teba gehört hat, der Kaiserin den Dienst, die compromittirenden Aussagen aus den stenographischen Berichten entfernen zu lassen. — Namentlich aber sind die umherlaufenden Geschichten über die Prinzessin Mathilde, über den Prinzen Napoleon, über den Geiz und die ewigen Schulden des Prinzen Jerome höchst widerwärtig. „Er ist der Herr gewordene Bediente", sagte neulich Jemand von dem Letztern, „der Frontin der alten Komödie! Geben Sie ihm hundert Francs und er thut, was Sie wollen!" — Als er den Kaiser wieder einmal um Geld anging, schlug dieser es ihm ab. „Man sieht, daß Sie gar Nichts von Ihrem Onkel haben!" rief Jerome aus, sicher, dem Kaiser damit den empfindlichsten Vorwurf zu machen. Napoleon entgegnete: „Nichts? und ich habe seine ganze Familie auf dem Halse!"

Der Kaiser weiß es, daß alle Bonapartes ihn hassen, daß er wenig sichere Freunde hat. Sein alter Lehrer Vieillard hat einmal in einer Versammlung im Vorsaal des Senates ausgerufen: „Ich weiß wol, daß in dieser ganzen Versammlung nicht drei Personen ehrlich für ihn sind"; und Persigny äußerte bei einem andern Anlaß: „Des Kaisers Minister und seine ganze Umgebung haben für den vorkommenden Fall bereits ihre geheimen Abkommen mit den Orleans oder mit den Fusionisten gemacht. Herr Fould wird ihn verkaufen, Herr Magnan den Degen gegen ihn ziehen, Herr Baroche ihn verurtheilen und sie werden es Alle mit kaltem Blute thun!"

Als Herr von Noailles, der eben jetzt (1855) gestorben ist, in die Kammer eintrat, hat Berryer ihn gefragt, wie er sich dazu habe entschließen können? — „Il faut tâcher de préparer le lit de la royauté!" hat Noailles geantwortet und Berryer ihm entgegnet: „Vous aurez le lit et la paillasse n'y manquera pas!"

Die Rücksichtslosigkeit, mit welcher die Bonapartes, namentlich der Prinz Napoleon, von der unsichern Stellung des Kaisers sprechen und der Cynismus, mit dem sie von ihm und der Kaiserin reden, sind mir von den verschiedensten Seiten als maßlos geschildert worden. (Ich kann diese, wie viele meiner anderen Notizen, aus begreiflichen Gründen hier nicht wiedergeben.) „Kann man auf Sie rechnen", hat der Prinz einen mir bekannten Republikaner gefragt, „kann man auf Sie rechnen, wenn wir diesen — losgeworden sein werden?" — „Zu welchem Zweck?" — „Für die Republik mit einem Bonaparte an der Spitze." — Sie denken also an die Dictatur?" — „Nein! nein! das wirkliche Consulat, wie nach der Rückkehr von Egypten." — Man schildert den Prinzen als „verzehrt von dem zügellosesten Ehrgeiz, den Kaiser tödtlich hassend", und vom Kaiser sagte neulich Jemand: „Er hat die Verderbtheit und innere Fäulniß des Lasters aus aller Herren Länder!"

Digitized by Google

Dabei scheut man sich vor einem Umsturz um der „Rothen" willen. „Wenn wir eine neue Revolution haben sollten, werden die Republikaner natürlich in die Straßen hinabsteigen", sagte einer der edelsten Männer, die ich in Frankreich kenne, „aber sie werden von den rohen Massen erdrückt werden, falls es den Legitimisten gelingt, sich mit den Socialisten zu vereinen. Man hat bei uns das Volk nicht ungestraft verrohen lassen, unsere Soldaten sind nicht ungestraft in Afrika zu blutdürstigen Instincten herangebildet! Wir werden Mord, Plünderung, Brutalisirung der Frauen erleben; denn unser Volk ist gierig nach sinnlichem Genuß und hat eine wilde Neugier nach den Frauen der vornehmen Welt. — Wenn wir 1848 nicht Männer von so edlem Willen an der Spitze gehabt hätten, Männer, die zehnmal am Tage ihr Leben daran setzten, wäre auch jene Revolution nicht so maßvoll verlaufen. — Ich habe zu einer Frau, die ich liebe, oftmals gesagt: Wir wollen das große Duo aus den Hugenotten, das Duo von der Massacre, gut einstudiren, denn der Tag wird kommen, wo wir gezwungen sein werden, es zu singen. Es wird der Tag kommen, an dem nicht mehr von der oder jener politischen Ansicht die Rede sein wird, sondern von dem Besitz. Man wird sagen: Sie tragen den Frack, ich die Blouse, Sie sind mein Feind! — Man wird uns abfordern, was wir besitzen und uns als Zugabe den Kopf abschlagen. — Wie kann es auch anders sein? Unser Volk ist ohne geistige Cultur in den Massen und sinnlich genußsüchtig vom Throne bis zum Gassenkehrer. Was kann aus solchen Zuständen erwachsen, als der Kampf um Mein und Dein?"

Die Frauen aus den guten bürgerlichen Kreisen — die Frauen der Gelehrten u. s. w., klagen darüber, wie schwer sie es hätten ihre Söhne zu erziehen, weil sie von frühester Jugend auf der Verführung durch das in die Gesellschaft eingedrungene Lorettenthum ausgesetzt werden. „Wer an Sitte, an Ernst denkt, wer seinen Sohn zu etwas Anderm machen möchte, als zu einem Spielball, den ein liederliches Frauenzimmer dem andern zuwirft, wer ihn in den Traditionen der Familie festhalten, ihn die Bahn der Wissenschaft, auf der sein Vater Ehre erworben, fortwandeln sehen möchte, gilt für pedantisch, für absurd und wird verlacht. Geld erwerben, gleichviel auf welche Art, und es den vornehmen und geringen Loretten in den Schoos werfen, das ist Alles! das ist die Hauptsache! Der Jargon dieser Frauenzimmer ist in unserer Söhne Munde und wir haben Mühe ihn in unseren Häusern nicht aufkommen zu lassen, um wenigstens unsere Töchter davor zu bewahren!"

Auch am Hofe soll der Ton sehr schlecht sein. Neulich trat, wie ein Engländer mir erzählte, der englische Gesandte bei einem Hoffeste mit seiner Frau in einen der Nebensäle ein, in welchem kein Stuhl frei war, weil eine Menge junger Officiere auf denselben herumlagen. Lady C. war müde und der Gesandte ging an einen der Officiere heran — da Keiner sich von selbst erhob — und bat, ob er nicht vielleicht für Lady C. seinen Sessel abtreten wolle? — Der Officier stand, sich lang-

sam reckend auf, sah über die Schulter nach Lady C. hin, und sagte dann: „Ja, für eine Weile!“ — (Oui! pour un moment). — Als der Gesandte sich danach über diese Unhöflichkeit bei dem Kaiser selbst beschwerte, den er von England her genau kennt, zuckte dieser mit den Schultern und versetzte: „Was wollen Sie? Sie sind Alle so! Sie kommen aus Afrika!“

(Zusatz aus späterer Zeit.) Eine andere Engländerin, die viel im Hause der Fürstin Lieven gelebt hat, erzählte mir neulich, die Fürstin sei sehr lebenslustig gewesen, habe den Tod gescheut und nie vom Tode sprechen hören mögen. Als aber Louis Bonaparte und seine Genossen an das Ruder gekommen sind, die ihrer Zeit auch im Hause der Fürstin Gäste gewesen waren, und die sie genau kannte, habe sie gesagt: „Ich bin froh, daß ich nicht mehr jung bin und daß ich die Zeit nicht mehr zu erleben brauche, welche diese Menschen über Frankreich und die Welt heraufbringen werden. Sie sind verderbte Charaktere und desperate Kerle! (perverted characters and desperate fellows). Ich will nicht mit ansehen, was sie thun und schaffen werden.“

Was uns eigentlich am meisten bei unserer jetzigen Rückkehr nach Frankreich (1855) und bei dem dreimonatlichen Aufenthalte in Paris aufgefallen ist, das ist die Nichtachtung, mit welcher die Parteien und die einzelnen Personen von einander reden. Als Talente lassen sie einander allenfalls wol gelten, als Charaktere denken sie von einander so schlecht als möglich. „Er hat sich verkauft“ oder „Hüten Sie sich vor ihm“, hört man alle Tage aussprechen, und es thut Einem ordentlich wohl, wenn einzelnen Schriftstellern, wie Maxime Ducamp, Ludovic Lalanne, Gustave Planche, von allen Seiten eine unbestechliche Ehrenhaftigkeit des Charakters nachgerühmt wird. Der Kaiser, der in der Revue des deux mondes die Artikel von Planche über Kunst und Literatur gern liest, hat ihn auffordern lassen, die Form oder den Titel anzugeben, unter denen er eine Jahresrente von 10,000 Frcs. beziehen wolle. Planche hat geantwortet: „Unter keiner Form!“ und ist in seiner Zurückgezogenheit geblieben. Auch der Exilirten — Victor Hugo's, Michelet's, Quinet's — denkt man ehrenvoll; daneben aber laufen Erzählungen über das Privatleben anderer Schriftsteller, Journalisten, Künstler, Bankiers und Weltleute umher, für welche Couture's Bild im Luxemburg von der Décadence romaine die richtige Illustration zu sein scheint und deren Widerspiel die französische Bühne und die Romane bieten. — Der Deutsche, der aus diesem napoleonischen Frankreich zweiter Auflage nicht als „ein guter Deutscher“ nach Hause kommt, muß sonderbar geartet sein; und nicht einmal, nein alle Tage ist mir das Wort Alexander von Humboldt's eingefallen, der mit seinem sarkastischen Lächeln gegen uns die Aeußerung that: „Wer wie ich das Glück gehabt hat, unter dem Onkel zu leben, der trägt kein sonderliches Verlangen, es mit dem Neffen zu probiren!“

Digitized by Google

Gez. von H. Kauffmann. *Gest. von Th John.*

Mondnacht.

Digitized by Google

Ich breche hier die Reihe dieſer Aufzeichnungen ab. Was wir in dieſen letzten Wochen erlebt haben, überhebt mich der Mühe Erklärungen oder Betrachtungen an dieſelben zu knüpfen. Für mich hat, als ich jene vergilbten Blätter wieder durchgeſehen habe, eine eigene Genugthuung in dem Gedanken gelegen, daß überall der ausgeſtreute Same die ihm innewohnende Frucht trägt und daß die nothwendige Folge von Urſache und Wirkung nirgend ausbleibt, wenn ſie bisweilen auch lange auf ſich warten läßt.

Ich ſende Ihnen vielleicht gelegentlich noch ein paar Blätter aus dem alten Manuſkript.

Mondnacht am Strande.

Friedlich ruht wie ſonſt in der Sommernacht hier die Bucht von Wald umkränzt,
Und der Mond ſteigt auf hinter'm Hügel dort und das ſtille Waſſer glänzt.
Friedlich ruht das Dorf und der ſanfte Wind wiegt ringsum die Wipfel kaum —
Kaum ein Glockenton, kaum ein Athemzug und die Welt liegt wie im Traum.
Nur der Mond umfließt weich mit Silberlicht Thurm und Baum und Hüttendach,
Und dem leiſen Ton hier im Laube bebt fern im Meer die Welle nach.
Das Gewölk entweicht und das Dunkel flieht, das den Himmel Tags verhüllt,
Wie das Aug' der Nacht, das der Fluth entſteigt, ihn und ſie mit Klarheit füllt.
Schönes Aug' der Nacht, das den Sturm beſchwört und der Elemente Streit,
Das der Woge, die ſich voll Sehnſucht hebt, dieſen Blick voll Liebe weiht!
Das der Erde, die wie verweint erſchien, nun den ſüßen Troſt beſtimmt,
Bis der Nebel im Entſchwinden noch und die Wolke zaubriſch glimmt . . .
Doch umſonſt der Glanz — doch umſonſt das Licht, hier am Strand, dort auf der See —
Heute fühlt das Herz Deine Schönheit nicht, heute fühlt es nur ſein Weh.
Heute fühlt es nur, heute fühlt's allein tief im Innerſten die Qual,
Daß der Frevler ſelbſt einer ſolchen Nacht ihren heil'gen Frieden ſtahl! . . .

Digitized by Google

Napoleon der Dritte.

Von **Julian Schmidt.**

Berlin, 28. August 1870.

Ich bezeichne das Datum, weil in der hoffentlich kurzen Frist zwischen dem Niederschreiben und dem Druck dieses Artikels dennoch Ereignisse eintreten können, welche die Situation wesentlich verschieben.

Am 12. Juli dieses Jahres hatten die kaiserlichen Minister Herzog v. Grammont und Ollivier mit dem preußischen Botschafter Herrn von Werther eine Unterredung, in welcher dieser bedeutet wurde, der von den spanischen Cortes acceptirte Verzicht des Prinzen Leopold von Hohenzollern auf den spanischen Thron genüge noch keineswegs, die Spannung zwischen Frankreich und Preußen aufzuheben; Frankreich habe es als eine Beleidigung empfunden, daß König Wilhelm nicht rechtzeitig den Prinzen von seiner Candidatur zurückgehalten, und diese Beleidigung müsse zunächst gesühnt werden, um dem aufgeregten Nationalgefühl Genüge zu thun. Das zweckmäßigste Mittel sei ein eigenhändiger Brief des Königs Wilhelm an Seine Majestät den Kaiser Napoleon, worin der Erstere sich wegen des Vorgefallenen entschuldige und für die Zukunft ein correcteres Verhalten verspreche. Die Form dieser Abbitte war so genau vorgeschrieben, daß von vornherein der nächstliegende Entschuldigungsgrund, die nahe Verwandtschaft des Prinzen Leopold mit dem Kaiser, verbeten wurde, weil man von dergleichen in den Tuilerien nicht hören wolle. Die Abbitte solle dann gedruckt und dadurch hoffentlich die „große Nation" versöhnt werden.

Diese Sprache einem mächtigen Fürsten gegenüber hätte als der Act eines Wahnsinnigen betrachtet werden sollen; er wurde es aber nicht. Daß freilich der preußische Botschafter sich dazu hergab, dieses Ansinnen dem Könige mitzutheilen, darüber empfing er von seinem Chef die angemessene Belehrung; aber selbst der Gesandte Englands, einer mit Preußen befreundeten Macht, nahm die gebieterische Forderung, wenn auch mit Bedauern, als etwas hin, worüber man verhandeln könne. Andere Mächte, wie Oesterreich, Italien, Dänemark und Schweden, schienen nur darauf zu warten, im Heergefolge des Kaisers sich an dem Kreuzzuge gegen Preußen zu betheiligen.

Das geschah am 12. Juli. Die große Nation jauchzte auf, als in Folge der preußischen Weigerung von der französischen Regierung der Krieg erklärt wurde. Man freute sich über den Spaziergang nach Berlin und hatte die neue Karte von Europa schon fertig. Der Enthusiasmus nahm bachantische Formen an, als der Kaiser mit seinem Söhnlein das bekannte Schauspiel von Saarbrück aufführte, 2. August.

Sieben Tage später, noch nicht vier Wochen nach der Forderung des Abbittebriefs, tritt das Corps législatif in Paris zusammen und Kaiser Napoleon verschwindet aus der Geschichte. Er irrt wie ein armer geknickter Mann von einem Lager zum andern, von einer Stadt zur andern, überall dreht man ihm höhnend den Rücken. Generale werden ein- und abgesetzt, ohne daß man sich um ihn kümmert; man findet es gar nicht nöthig erst eine Revolution zu machen, der kranke Mann zählt nicht mehr unter den Lebenden.

Was ist geschehen, um in sieben Tagen diesen in der ganzen Weltgeschichte unerhörten Wechsel zu motiviren? — Nichts, als daß zwei Schlachten verloren sind, zwei ernste blutige Schlachten, aber die noch keineswegs

Digitized by Google

über den Ausgang des Feldzugs entscheiden. Es ist außerdem nicht abzusehen, in wie fern der Kaiser für den Ausgang dieser Schlachten verantwortlich gemacht werden soll: mit Wörth hat er gar nichts zu schaffen gehabt, Forbach ist ohne sein directes Eingreifen engagirt. Trotzdem wird er und er allein nicht blos von aller Welt verantwortlich gemacht, sondern er selbst fühlt sich von der Last seiner Verantwortlichkeit erdrückt; er läßt es ruhig geschehen, daß in einem Moment, wo es darauf ankommt straff die Zügel zu halten, durch Einberufung des Corps législatif die Aufregung in Paris genährt und gewissermaßen centralisirt wird, er läßt es zu, daß dieser gesetzgebende Körper, aus seinen eigenen Creaturen zusammengesetzt, sich als Nationalconvent gebärdet, er läßt es zu, daß zwei Marschälle, wiederum seine Creaturen, die er aus dem Staube hervorgezogen, ihn ganz einfach bei Seite schieben; er macht nicht den leisesten Versuch, die Zügel in der Hand zu behalten, Paris durch den Belagerungszustand zu zähmen, einen der widerspenstigen Marschälle füsiliren zu lassen. Ganz Frankreich, das noch vor wenig Monaten mit sieben bis acht Millionen Stimmen ihm auf's Neue seine Ergebenheit ausdrückte, hat im Lauf einer Woche die Ueberzeugung erlangt, zweiundzwanzig Jahre lang von einem Schwachkopf und einer Memme regiert zu sein, und ihn selber scheint diese Ueberzeugung zu Boden zu drücken.

Ist nun diese Ansicht die richtige? — Es wird uns Deutschen schwer, gegen Napoleon gerecht zu sein. Er hat uns namenloses Elend bereitet; ein Theil der Edelsten unseres Volks liegt todt auf den Schlachtfeldern und wir wissen nicht, wie Viele ihnen noch folgen werden. Sie sind gefallen in einem Kriege, der mit der empörendsten Frivolität gegen uns unternommen wurde. Es wäre zwar eine Verblendung, für diesen Krieg Napoleon allein verantwortlich zu machen: die ganze französische Nation hat ihn gewollt, sie hat seit Jahren darnach geschrieen; aber wenn auch nicht der einzige Sünder, ist er doch der Mitschuldige an diesem großen Verbrechen. Er konnte den Krieg verhindern, und es war seine Regentenpflicht, ihn zu verhindern. Das Verbrechen ist so groß, daß keine Spur von Mitleid aufkommt.

Aber unser Urtheil darf durch diese Stimmung nicht beherrscht werden; nicht blos die historische Gerechtigkeit fordert uns auf, die Thatsachen genauer in's Auge zu fassen, diese Prüfung muß auf unser eigenes Verhalten einwirken. Napoleon's Führung in den letzten Wochen ist ein hochbedeutendes Moment für das Verständniß seines Charakters, es giebt uns den Schlüssel zu Manchem, das uns früher unbegreiflich schien, aber es reicht nicht aus, wenn wir die Summe seines Lebens ziehen wollen.

Im Juli 1868, als wieder einmal jenseits des Rheins der Kriegslärm tobte, schloß Heinrich v. Treitschke seinen Essay über den Bonapartismus. Es heißt darin: „Die Mäßigung und Weisheit des Kaisers ist noch immer der beste Verbündete, den wir in Frankreich besitzen. So tief ist der bedeutende Mann noch nicht gesunken, daß er die furchtbaren Gefahren eines Krieges mit Deutschland nicht sehen sollte." — „Doch zuletzt hängt die Ruhe der Welt noch immer an dem unberechenbaren Spiel der politischen Kräfte im Innern Frankreichs. Wie der Kaiser den Ultramontanen zu Liebe das Schwert ziehen mußte gegen die Italiener, so können ihn auch jetzt steigende Verlegenheiten der innern Politik in die Arme der Chauvinisten zu einem ruchlosen Raubkrieg gegen Deutschland treiben. Nach sechzehn Jahren ungeheurer Arbeit ist er dahin gelangt, daß sein Regiment, diesseits wie

Digitized by Google

jenseits der Grenzen, wieder einem ebenso allgemeinen Mißwollen begegnet, wie einst nach dem 2. December. Die Krankheit des französischen Staates hat für den ganzen Welttheil einen Zustand der Spannung geschaffen, der dieses hochgesitteten Jahrhunderts nicht würdig ist. Noch einige Schritte weiter und der Name Napoleon III. kann bei der Nachwelt einem Ruf verfallen, den er nicht verdient."

Wenn Treitschke heute seinen Essay zu schreiben hätte, würde Manches anders gefärbt werden: von der Möglichkeit, daß ein Mann, der wenigstens zehn Jahre lang unbestritten das erste Wort in Europa geführt, in einer Zeit der ernsten Krisis so vollständig den Halt verlieren könne, hatte man vor zwei Jahren noch keine Idee. Aber ich glaube, daß in den Hauptpunkten die Darstellung keiner Aenderung bedürfte. Das scheinbar günstige Urtheil, das Treitschke über Napoleon fällt, sollte nicht ein absolutes, sondern ein relatives sein: er maß seine Thaten an den sittlichen und physischen Voraussetzungen, von denen sie bedingt wurden, und er maß seinen Werth an den Kräften, gegen die er seine Herrschaft in Frankreich zu behaupten hatte. Trotz der letzten Wochen wird ein rascher Ueberblick über sein Leben doch zu dem Resultat führen, daß er unter den Argen nicht der Aergste, unter den Schwächlingen nicht der Schwächste war. Für die Aufgabe freilich, die er sich stellte, war es verhängnißvoll, daß seine Einsicht, obgleich realistischer und substantieller als die Einsicht aller übrigen Franzosen, dennoch durch gewisse angeerbte Vorurtheile und Ueberlieferungen beschränkt wurde, und daß seine Entwürfe, zuweilen mit großer Kraft angelegt, zu ihrer Ausführung Werkzeuge bedurften, die er nicht vollkommen übersehen konnte. Das gilt von seinen finanziellen wie von seinen militairischen Entwürfen: die ersteren, zuweilen brillant gedacht, brachten ihn in die Hand von Schwindlern, die letzteren litten an dem unheilbaren Gebrechen, daß er selber kein General war.

Das Urtheil Europas über diesen Mann war den merkwürdigsten Schwankungen ausgesetzt. Seit der Mitte der dreißiger Jahre bis zur Julirevolution hinein hielt man ihn einfach für einen Narren, und dies Vorurtheil hat doch Einiges dazu beigetragen, ihn zum Präsidenten der Republik zu machen. Das Urtheil änderte sich wenig während der nächsten Jahre; der Staatsstreich dagegen brachte ihn in den Ruf eines verschlossenen Bösewichts, der mit machiavellistischer Politik tiefe Entwürfe ausbrütete, sie mit zäher Energie verfolgte und mit ruchloser Entschlossenheit durchführte. Der Ruf dieses Machiavellismus steigerte sich, als er erst durch den Krieg gegen Rußland, dann gegen Oesterreich die bisherige Constellation Europa's völlig verschob und seinem Staat eine Art Hegemonie erwarb. Schon fing man an, in der machiavellistischen Politik auch das Positive aufzusuchen, und als er in der Handelspolitik sich entschieden auf die Seite des Fortschritts stellte, als die großen Culturvölker Europa's gewissermaßen durch ihn in eine nähere Verbindung traten, da fing man an zu überlegen, ob das Verbrechen, durch welches er die Herrschaft erlangt, nicht durch das Gute, das er gestiftet, gesühnt sei. Mit Mexiko beginnt die Umkehr; hier lag ein frevelhaftes Abenteuer vor, bei dem man keinen rechten Zweck absah. Der Erfolg entschied sich gegen ihn und er machte sich von den übernommenen Verpflichtungen in einer Weise los, die mit der Ehre eines Fürsten kaum vereinbar schien. Seitdem löste ein Mißerfolg den andern ab und als er zum letzten verwegensten Wagniß schritt, war er bereits ein alter Mann, der seine Schnellkraft verloren hatte.

Digitized by Google

Um ihn zu verstehen, muß man sich zuerst vergegenwärtigen, wie er geworden ist.

Sieben Jahre war Ludwig Napoleon alt, als man seinen Oheim, den Gewaltigen, vor dem Europa zwei Jahrzehnte gezittert, nach St. Helena brachte. Die Träume von der Größe seines Hauses, von denen seine Wiege umspielt war, wurden durch seine Mutter Hortense genährt, mit der er ein herumstreifendes Flüchtlingsleben führte. Die elterlichen Verhältnisse waren zerrüttet, seiner Phantasie stellte sich nirgend eine feste sittliche Grenze entgegen. Die Julirevolution riß nun auch den anscheinend fest gegründeten Bau der politischen Legitimität nieder; jeder Abenteurer konnte auf die Erfüllung seiner Hoffnungen denken. Ludwig Napoleon ging mit seinem ältern Bruder in die Schule der Carbonari und betheiligte sich an dem italienischen Aufstand von 1831. Die Art der italienischen Verschwörer war sehr für ihn gemacht; sein zurückhaltendes verschlossenes Wesen schien ihn zu einem geeigneten Träger von Geheimnissen zu stempeln. Der Aufstand mißlang. Das ruhelose Umherziehen von einem Land zum andern begann von Neuem. In Ludwig Napoleon's Stellung trat insofern eine Veränderung ein, als erst sein älterer Bruder, dann am 23. Juli 1832 der Herzog von Reichsstadt starben. Als Erbe des ältern Zweiges der Familie fühlte er sich nun als Haupt derselben und als Träger der Ansprüche seines Oheims. Bei seiner lebhaften Phantasie hatte er doch die Fähigkeit, die wirklichen Verhältnisse nüchtern zu beobachten. Beides kam zusammen, um ihn von der Fortdauer einer starken bonapartistischen Strömung in Frankreich zu überzeugen, die den Staatsweisen entging. Indem er die augenblickliche Macht dieser Strömung überschätzte, unternahm er 1836 das Abenteuer von Straßburg, 1840 das Abenteuer von Boulogne: in jenem achtundzwanzig, in diesem zweiunddreißig Jahr alt. Der lächerliche Ausgang beider Abenteuer wurde von dem Julikönigthum reichlich ausgebeutet, dem es überhaupt darauf ankam, die Gegner dadurch zu entwaffnen, daß es sie in der öffentlichen Meinung discreditirte. Das erste Mal hatte man den Prinzen laufen lassen und dadurch der republikanisch gesinnten Jury den Vorwand gegeben, auch die übrigen Mitschuldigen freizusprechen. Das zweite Mal stellte man ihn vor den Pairshof und ließ ihn zu lebenslänglichem Gefängniß verurtheilen. In seiner Vertheidigung verdient hauptsächlich eine Wendung beachtet zu werden: er sucht den Makel der Lächerlichkeit von sich abzuwehren und deutet darauf hin, daß die Voraussetzungen, mit denen er sein Unternehmen begann, keineswegs so hohl waren, als der Ausgang sie erscheinen ließ. Ob nun seine Verbindungen wirklich tiefgreifender waren, oder ob er nur der allgemeinen Stimmung vertraute, ist noch heut historisch nicht auszumachen. Der Stimmung des Landes hatte das Julikönigthum selbst Rechnung getragen, indem es die Leiche des großen Kaisers aus St. Helena nach Paris kommen ließ: sie traf ein, als der Neffe nach Ham abgeführt wurde. Dort blieb er sechs Jahre, 1846 gelang es ihm zu entfliehen.

Zum Verständniß seiner Entwickelung während dieser Periode kann man aus den Berichten Derer, die mit ihm in Verbindung standen, nicht viel entnehmen. Ein so abenteuerliches Leben ist erstaunlich productiv an Legenden und Anecdoten, auf deren Zuverlässigkeit nicht viel zu geben ist. Mehr Anhalt bieten seine Schriften, die Rêveries politiques, die Idées Napoléoniennes, obgleich man auch ihnen nicht zu großes Vertrauen schenken darf. In der Kritik des Bestehenden trifft er mitunter den Nagel auf den Kopf, das Un-

Digitized by Google

wesen der parlamentarischen Regierung, wie sie damals in Frankreich bestand, wird vollkommen richtig charakterisirt. Dagegen sind die positiven Verheißungen unklar und oft widersprechend. Zum Theil ist das Diplomatie: er will alle Parteien gegen das Julikönigthum aufregen, er schmeichelt den Republikanern und den Socialisten, ja auch die Anhänger der Legitimität, deren berühmtester Redner ihn vor dem Pairshof vertheidigt, kommen besser fort als die herrschenden Bourgeois. Aber die Unklarheit hat noch einen andern Grund: es wird ihm offenbar schwer, sich auszudrücken; er ist kein logischer Kopf, der eine Gedanke reiht sich nicht folgerichtig an den andern; er hat einige positive Wahrheiten im Besitz, auf die er in eigensinniger Wiederholung zurückkommt, was dazwischen liegt, ist Spreu und Flitterkram. Er hat den festen Glauben an seine Mission, das Reich seines Oheims fortzuführen und zwar im Wesentlichen in den Formen, die dieser erfunden; sein Ideal ist der aufgeklärte Despotismus. Aber weder seine Phantasie noch seine Willenskraft reicht so weit, sich zu den welterobernden Plänen des ersten Napoleon aufzuschwingen.

Obgleich Flüchtling, wird er überall von der Aristokratie, namentlich in England, als Prinz geehrt und so sein Glaube, daß er zu den Aristokraten gehöre, gekräftigt; sein Verkehr in diesen Kreisen ist zwar mehr äußerlich, reicht aber doch aus, ihn in allen Ländern hinter die Coulissen sehen zu lassen. Sein Glaube an die Sittlichkeit der bestehenden Staatsverfassungen und der bestehenden politischen Gewalten ist wol nie stark gewesen; seine Einsicht in Das, was wirklich geschieht, flößt ihm mehr und mehr Menschenverachtung ein. Näher traten ihm nur die Abenteurer von Florenz, Straßburg und Boulogne; es ist kein sauberes Geschlecht, sie sind zweideutig in ihrer Lebensstellung wie in ihrem Charakter, aber sie sind gewitzt und brauchbar und, was bei seinem Gemüth sehr in Anschlag kommt, sie tragen eine starke persönliche Anhänglichkeit zur Schau. Dafür ist er empfänglich und er erwiedert es auch: es bestehen zwischen ihm und jenen Leuten wirkliche gemüthliche Beziehungen, die fortdauern, als er zur Macht kommt. Den Verlust jedes Einzelnen von ihnen empfindet er schwer.

Nun kommt die Februarrevolution. Er meldet sich sofort als französischer Bürger, wird erst mit Mißtrauen empfangen, aber endlich, nachdem er in mehreren Departements zum Deputirten gewählt ist, von der Nationalversammlung als solcher anerkannt. Das geschieht am 26. September 1848, am 10. December wird er mit $5^1/_2$ Millionen Stimmen gegen $1^1/_2$ Million zum Präsidenten der Republik erwählt; am 20. December leistet er als Präsident den Eid auf die republikanische Verfassung. Er ist der Einzige, dem diese Pflicht auferlegt ist; im Uebrigen hat man den politischen Eid abgeschafft. Man hat ihn so oft gebrochen, daß man ihm nicht mehr traut: man traut ihm sonderbarer Weise nur in dem Fall, wo die Versuchung, ihn zu brechen, am nächsten liegt.

Bei seiner Wahl kamen verschiedene Umstände in Betracht. Man hatte ihn in die Versammlung zugelassen, weil man ihn für einen unschädlichen Narren hielt; aus demselben Grund gab ihm ein großer Theil der monarchischen Parteien seine Stimme, weil man sein Reich nur als Uebergangsstadium zur definitiven Ordnung, zur Wiederherstellung der älteren oder jüngeren Bourbons betrachtete. Viele Furchtsame ferner glaubten die Ordnung unter einem Prinzen mehr gesichert als unter einem bürgerlichen General; vielen von den Republikanern war es wenigstens recht, daß Cavaignac nicht

Digitized by Google

wieder gewählt wurde, der den Juniaufstand mit Kartätschen beendet hatte. Aber der Hauptstamm seiner Wähler waren doch die echten Bonapartisten, die Bauern, in deren Hütten noch immer das Bild des Kaisers hing und denen Louis Napoleon gerade Das empfahl, was ihn in den Augen Europa's lächerlich gemacht hatte. Ja, er war ein Abenteurer und sein Abenteuer war gescheitert; aber er hatte doch gezeigt, daß er etwas zu wagen im Stande war, er hatte das Leben eingesetzt. Eine mächtige Stütze gewann diese Stimmung durch die Kirche, die offen für den Prätendenten eintrat.

Leistete nun Louis Napoleon den Eid mit dem bestimmten Vorhaben, ihn zu brechen? — Von vielen Seiten ist es angenommen, und da er wiederholt sich darüber beschwerte, in so üblem Leumund zu stehen, so hat man ihn für einen raffinirten Heuchler ausgegeben. Sicher ist, daß er sowol die neuen Institutionen, als die Schönredner, die für sie eintraten, herzlich verachtete und daß er von vornherein entschlossen war, die Gewalt zu behalten. Aber nichts begründet die Annahme, daß er sie durch ein Verbrechen erwerben wollte, wenn es auf gesetzlichem Wege möglich war. Die Möglichkeit dieses Weges war nicht unbedingt ausgeschlossen. Die Verfassung war, wie er sich richtig ausdrückte, gegen ihn gemacht; um seinetwillen war bestimmt, daß nach vier Jahren eine neue Präsidentenwahl vorgenommen und daß der alte Präsident nicht wieder gewählt werden dürfe. Dem Präsidenten wurde die Verantwortlichkeit aufgelegt und doch vorausgesetzt, er werde parlamentarisch regieren, d. h. seine Regierung sich durch die Majorität der Nationalversammlung vorschreiben lassen. Er konnte hoffen, daß diese Widersprüche allmälig dem Volke einleuchten und daß eine Revision der Verfassung stattfinden werde. In der That sprachen sich, als der Termin herankam, unter fünfundachtzig Generalräthen der Departements neunundsiebzig für diese Revision aus; aber in der Nationalversammlung war dazu eine Dreiviertel-Majorität erforderlich und diese fand sich nicht. Der friedliche Weg zur Entwickelung in seinem Sinn war abgeschnitten.

Von da an conspirirte er; man muß aber sagen, daß er offen conspirirt hat. Seine öffentlichen Ansprachen an das Militair waren von der Art, daß Jeder voraussagen mußte, der Staatsstreich erfolgt in den nächsten Tagen. Die Nationalversammlung that alles Mözliche, ihn zu beleidigen, aber nichts ihn unschädlich zu machen. Ihr Verhalten in den letzten Tagen ihrer Existenz bietet ein so klägliches Schauspiel, daß nicht einmal Mitleid aufkam.

Trotzalledem bleibt der Eidbruch ein Verbrechen, und er wurde es noch mehr durch die brutale Art der Ausführung. Es ist wahr, Frankreich bedurfte eines Despoten, aber die Art, wie der Despotismus begründet wurde, wurde ihm selber zum Verhängniß. Napoleon hatte seinen Staatsstreich lediglich mit Hülfe verwegener Abenteurer, seiner alten Spießgesellen, durchgeführt; man erzählt sogar, daß im letzten Augenblick sein Muth schwankte und daß jene Abenteurer ihn halb mit Gewalt fortrissen. Genug, er war fortan in ihrer Hand, und der Theil der Gesellschaft, der, gleichviel mit wie viel Recht, in Frankreich für der anständige gilt, war von ihm abgewendet; sie hat die ganze Zeit seiner Regierung hindurch gegen ihn in jener scheinbar unschädlichen, aber kränkenden Form frondirt, die ihn auf den Thron vereinsamte, obgleich sieben Millionen seinen Staatsstreich sanctionirten. Erst vor einem halben Jahr, mit dem Ministerium Ollivier, fing sie an, sich ihm zu nähern, und da trat die Katastrophe ein. So war er denn genöthigt, seine Werkzeuge in den Kreisen zu suchen, die sich selbst jenen

Digitized by Google

Gesellschaft nicht ebenbürtig fühlten, und das bringt einen ganz andern Despotismus hervor als den, wie er unter Ludwig XIV. war. Denn da blickte man zur regierenden Classe wie zu einer höhern idealen Sphäre empor, hier versagte die wirkliche Aristokratie der regierenden Classe den Zugang zu ihren Zirkeln. Eine solche Herrschaft wird nur durch brutale Gewalt aufrecht gehalten und diese würde nicht ausgereicht haben, wenn man sich nicht vor dem Unbekannten gescheut hätte. „In welchen Sumpf würden wir gerathen, wenn Napoleon stürbe!" sagte einmal sehr richtig das enfant terrible des Bonapartismus, der Marquis von Boissy.

Die Anerkennung des Auslandes erfolgte rasch genug; man hatte überall Furcht vor der Revolution und begrüßte in Napoleon den Retter der Gesellschaft. Diese Anerkennung befähigte ihn, auf die Consularverfassung bald das Kaiserreich folgen zu lassen; sie erregte in ihm die Hoffnung, seine Dynastie durch Allianz mit einer legitimen Familie zu begründen. Vielleicht hat er diese Absicht zu früh aufgegeben; es schmeichelte zwar dem Stolz seiner Partei, wenn er den Souverainen in's Gesicht rief, er fühle sich als Parvenu und wolle sich als solchen zeigen; aber die Heirath mit der jungen schönen herrschsüchtigen Spanierin hat ihn, als er schwächer wurde, in Beziehungen verstrickt, die zu seinem Verderben beigetragen haben.

„L'empire c'est la paix!" — war dieser Ausspruch wiederum eine bewußte Lüge? — durch das Militair hatte er seinen Staatsstreich gemacht, als Erbe seines Oheims fühlte er sich hauptsächlich als Soldatenkaiser, und wenn das Herr eine dauernde Stütze sein soll, so verlangt es Beschäftigung. Außerdem zeigen die neusten diplomatischen Enthüllungen, worauf das Absehen seiner auswärtigen Politik gerichtet war: er wollte insofern Revanche für Waterloo, als Frankreich diejenigen Gebietstheile wieder erwarb, die der erste Consul bei seinem Regierungsantritt übernommen und Frankreich bei seinem Sturz verloren hatte. Prüfen wir nun die einzelnen Verwickelungen, in wie weit er darin activ vorging.

Die orientalische Verwickelung wird die Geschichte ihm nicht zur Last schreiben. Was sie zu bedeuten hatte ergab sich erst aus den Enthüllungen des Sir Hamilton Seymour; im Anfang schien es ein Etiquettenstreit zwischen der lateinischen und slavischen Race um die Schlüssel zum heiligen Grabe; aus dem Bericht jenes britischen Diplomaten aber erfuhr die Welt, daß Kaiser Nikolaus sich im gewissen Sinn für den Dictator Europa's ansah und für den Ehrgeiz seines Staats keine andere Grenze zu finden glaubte, als allenfalls die Macht Großbritanniens, die er für sich zu gewinnen hoffte. Diesmal ist Napoleon in den Krieg hineingezogen; er hat aber bald diplomatisch die Führung desselben mit Meisterschaft ergriffen. Das Resultat war für ihn ein gewaltiges, für Frankreich nützlich, und ich glaube, auch Europa hat nicht Grund, damit unzufrieden zu sein. Die blinde Angst Europa's vor Rußland war beseitigt, der Koloß in seiner Blöße gezeigt, das russisch-österreichische Einverständniß auf immer zerrissen; dagegen war das west-mächtliche Bündniß, das bereits Louis Philipp angestrebt hatte, in der Weise hergestellt, daß die erste Rolle ohne Frage Frankreich zufiel. Der Parvenu hatte sich als mächtiger Herrscher herausgestellt, er hatte sein Volk mit dem so leidenschaftlich begehrten Ruhm gesättigt, ohne zu große Opfer. Paris schien wieder der Mittelpunkt, wo die Geschicke Europa's entschieden wurden. Er konnte den Versuch machen, wieder Fühlung mit dem anständigern

Digitized by Google

Theil der Nation zu gewinnen, indem er auf gelinde Art das Recht der Betheiligung derſelben an den Staatsgeſchäften ausdehnte.

Dieſer Verſuch, den ihm ſchon der üble Ruf ſeiner Anhänger erſchwerte, wurde gewaltſam unterbrochen durch das Attentat Orſini's. Hier zeigte ſich zuerſt eine Eigenthümlichkeit ſeines Charakters, die für ſeine Zukunft bedenklich machen mußte. In der Aufregung verlor er den Halt. Um einem neuen Attentat zu entgehen, richtete er geräuſchvoll eine Militairdictatur ein, wie ſie in dieſer barſchen Form kaum unter dem alten Napoleon beſtanden hatte. Das entfremdete ihm wiederum vollſtändig die beſſeren Claſſen der Geſellſchaft und machte ihn von dem Militair abhängiger als je. Die Stimmung der Armee war jetzt der wichtigſte Factor, mit dem er zu rechnen hatte, und um ſie warm zu erhalten, mußte er nach neuen äußeren Verwickelungen ſuchen.

Dieſer Grund, ſo wie das bängliche Gefühl, den Kugeln italieniſcher Meuchelmörder gegenüber beſtimmte ihn zum italieniſchen Feldzug. Er führte ihn als ſchlechter General, aber als geſchickter Diplomat. Seine Armee war nicht zu rechter Zeit bereit, dem Feldzug fehlte die durchgreifende Energie: wären die Oeſterreicher nicht noch ſchlechter geführt worden, ſo wäre der Ausgang zweifelhaft geweſen. Aber die Schlauheit, mit der er erſt den Frieden von Villafranca ſchloß, indem er die Eiferſucht Oeſterreichs gegen Preußen aufſtachelte und mit der er die folgende Annexion Italiens theils abwehrte, theils geſchehen ließ, verdient allen Reſpect. Er hatte ſich in den Italienern eine von ihm abhängige Nation geſchaffen und, was noch wichtiger ſchien, der mächtige öſterreichiſche Kaiſerſtaat, den er erſt beſiegt und dann wiederholt betrogen hatte, legte ſich in der Perſon des Fürſten und der Fürſtin Metternich ihm zu Füßen und buhlte um ſeine Huld.

Dieſes zweite große Unternehmen enthielt neben dem egoiſtiſchen auch ſubſtantielle Momente. Napoleon hatte einen Inſtinct für die hiſtoriſche Macht der Nationalitäten und er ging nicht, wie ſeine ſämmtlichen Vorgänger auf dem Thron, kleinlich zu Werk; er hielt es nicht für das Preſtige Frankreichs für nothwendig, daß ſeine Grenzen von einem machtloſen Staatengeröll umgeben ſeien. Die Weltgeſchichte wird es als einen entſchiedenen Gewinn für die Cultur Europa's betrachten, daß die öſterreichiſche Herrſchaft, die wie ein Alp auf Italien laſtete, gebrochen und der hochbegabten Nation ein freier Spielraum für ihre Bewegungen vergönnt wurde, und dieſen Gewinn wird ſie ſtets mit dem Namen Napoleon III. in Verbindung ſetzen. Allerdings lag es nicht in Napoleon's Plan, daß Italien ſich ſo weit ausdehnen ſollte, als es wirklich geſchehen iſt, er mußte es wider Willen geſchehen laſſen; ob aber die Annexion Süditaliens ein wirklicher Gewinn für das neue Königreich war, das würde noch heute nicht mit völliger Evidenz zu entſcheiden ſein.

Eine ſchiefe Stellung Italien gegenüber bekam er dadurch, daß er einerſeits die Ultramontanen ſeines Landes, auf deren Unterſtützung ſein Thron zum Theil beruhte, ſchonen und um ihretwillen gegen Rom Rückſichten zeigen mußte, die er ſonſt vielleicht nicht genommen hätte; und daß er es ſeinem Namen ſchuldig zu ſein glaubte, bei dieſer Gelegenheit den Beſitzſtand Frankreichs zu vergrößern. Dadurch wurde nicht blos das Mißtrauen Europa's wachgerufen, ſondern, was für ihn bedenklicher war, der Hunger Frankreichs nach neuen Erwerbungen erregt: kaum hatte man Nizza und Savoyen erworben, ſo fing man nach der Rheingrenze zu ſchreien an,

und dies Geschrei, da es sich auch im Heere verbreitete, konnte leicht eine Macht gegen ihn werden.

Die Gelegenheit schien günstig, als in Preußen der innere Conflict ausbrach, als Oesterreich mit leidenschaftlichem Ungestüm die deutschen Fürsten gegen den Nebenbuhler aufregte. Um diese Zeit erfolgte der polnische Aufstand und Napoleon machte den Versuch, die Frage zu einer europäischen zu erweitern. Die Gefahr war für uns Preußen dringend genug, sie wurde durch die Gewandtheit des Grafen Bismarck und die Unschlüssigkeit Oesterreichs abgewandt.

Das mexikanische Abenteuer, obgleich leichtsinnig unternommen und ohne Ehre beendigt, war doch nicht so ganz sinnlos, wie man gewöhnlich meint. Bei seiner Anerkennung des Nationalitätsprincips hatte Napoleon seinem Staat die Rolle zugedacht, an die Spitze der lateinischen Race zu treten. Als Führer dieser Race hatte er die Schlüssel zum heiligen Grabe erobert, hatte Italien frei gemacht; nun wollte er ein neues lateinisches Kaiserreich im Westen gründen und durch diese Gründung sich sowol Oesterreich, aus dessen Haus der Kaiser genommen wurde, als Spanien, als die ultramontane Partei verpflichten, deren Herrschaft dadurch erweitert wurde. Daß in Mexiko mehr der Stoff zu einer Monarchie als zu einer Republik liegt, darüber ist die Mehrzahl der Sachverständigen einig. Aber Napoleon hatte die Macht der amerikanischen Union falsch berechnet, er hatte gehofft, sie durch den Bürgerkrieg sich aufreiben zu sehen. So erlebte er denn die erste große Niederlage seines Reichs, durch das Prestige seiner Siege hatte er die liberale Opposition wenigstens theilweise zum Schweigen gebracht, sie wurde wieder wild, als das Prestige in Frage gestellt war.

Er hoffte sich durch neue Gebietserweiterungen zu entschädigen und er hoffte nicht auf militairischem sondern auf diplomatischem Wege dazu zu kommen. So ließ er die Erwerbung Schleswigs durch die deutschen Armeen geschehen, in der Rechnung, daß Preußen und Oesterreich sich über der Beute in die Haare gerathen würden. Wir wissen jetzt, daß er vor Ausbruch der Krisis Preußen den förmlichen Antrag eines Bündnisses machte, daß dieses Bündniß zurückgewiesen wurde, daß er dann auf die Niederlage Preußens speculirte, um als Vermittler aufzutreten und den Gewinn einzustreichen. Der Brief vom 1. Juni 1866 drückt wol ziemlich correct seine wirkliche Meinung aus: Preußen sollte sich im nordöstlichen Deutschland arrondiren, dafür Oesterreich mit einem Theil seiner südlichen Provinzen entschädigen, und das südwestliche Deutschland sollte sich unabhängig constituiren, wie sich von selbst versteht, unter Frankreichs Protection. Dazu würden dann einige Grenzregulirungen gekommen sein.

Wiederum hatte er falsch gerechnet. Als er nach den unerwarteten schnellen und entschiedenen Siegen Preußens und nach Abschluß des Friedens sich mit seinen Entschädigungsansprüchen meldete, wurde er schroff zurückgewiesen, er ließ sie fallen, weil er wußte, daß Frankreich mit seinen damaligen Rüstungen dem Preußen, das man nun kannte, nicht gewachsen war.

Die Armee neu zu organisiren war nun die Hauptaufgabe seiner Regierung, nicht mit der festen Absicht, Krieg zu machen, sondern nur dem Kriege gewachsen zu sein. Napoleon hatte es immer geliebt, die Mittel lange vorher vorzubereiten, um sie zur Disposition zu haben, wenn der Entschluß ihm käme, dann wartete er auf die äußeren Umstände, um sich zu diesem Entschluß bestimmen zu lassen. Wir wissen aus den neusten Ent-

Digitized by Google

hüllungen, wie er immer von Zeit zu Zeit in Berlin anfragte, ob nicht Dies oder Jenes zu gewinnen sei, da er wol wußte, wie dringend Preußen des Friedens bedurfte. Immer zurückgewiesen, glaubte er doch immer die Entscheidung in der Hand zu behalten, und erwog nicht genügend, wie durch den beständigen Reiz die Begehrlichkeit der Franzosen immer mehr erhitzt wurde.

Freiheit oder Krieg! Immer lauter erscholl der Ruf. Er versuchte es noch einmal mit einer Art Freiheit: fast ein halbes Jahr lang wurden Frankreich Saturnalien verstattet, in denen es sich völlig in seinen Gelüsten bewegen konnte. Das Resultat war kläglich. Rochefort und ähnliche Figuren des Pöbels drängten sich in den Vordergrund, cynische Rohheit wurde der herrschende Ton in Paris. Napoleon machte die Erfahrung, daß seine Feinde ebenso ohnmächtig als unversöhnlich seien und daß seine neuen liberalen Helfer das Gewicht seiner Macht nicht erheblich verstärkten. Er erfuhr durch das Plebiscit, daß die ungeheure Mehrheit der Franzosen ihn noch immer für den providentiellen Mann hielt, aber er erfuhr auch, daß die Armee unzufrieden sei. Das letzte hat wol für den Krieg die Entscheidung gegeben, der lange vorbereitet nun mit einer Brutalität in Scene gesetzt wurde, die uns wieder die alten Franzosen der Bartholomäusnacht, der Dragonaden und des Convents zeigt.

Die Vergeltung hat ihn erreicht. Wieder hatte er einen diplomatischen Feldzug im Auge, er hoffte auf einen ersten raschen Sieg, mit dem er seine Nation sättigen, und auf einen ebenso raschen Frieden, zu dem er Preußen nöthigen würde, das andernfalls durch eine Coalition zahlreicher übelwollender Mächte bedroht war. Er hatte nicht gerechnet auf das zornig aufgeregte Nationalgefühl, das, nach langer Mäßigung endlich zum Aeußersten entschlossen, die Scheide von sich warf und sich in hingebender Treue um den greisen Heldenkönig schaarte, in dessen Beleidigung es seine eigene fand; nicht gerechnet auf die feste Hand und das sichere Auge, das ihn nöthigte, die Karten vor der Zeit auszuspielen und sein ganzes Vermögen einzusetzen. Ihn hat sein Verhängniß ereilt, weil er mit Geistern spielen zu können glaubte, die er nur halb verstand.

Aber nicht von ihm haben wir die Sühne zu fordern. Seine Sünde ist die Erbsünde Frankreichs, sein ganzes Reich nur ein einzelnes Phänomen aus jener Jahrhundert langen Geschichte, in welcher der Hochmuth der Franzosen uns Schmach und schweres Leid bereitet hat. Ehre bringt uns dieser Krieg, aber wieder schweres Leid. Denn nicht mit feilen Landsknechten führen wir ihn, sondern mit der Blüthe unseres Volks, dessen Edelste todt auf dem Schlachtfeld liegen. Wir sind nicht in der Lage, uns auf solche Kosten wiederholt das Schauspiel eines glänzenden Turniers zu verstatten. Der Friede muß der Art sein, daß er uns Bürgschaft giebt gegen die Wiederholung eines so vermessenen Attentats, gleichviel welcher Dynast später in Frankreich schalten mag; und es giebt keine andere Bürgschaft als daß Frankreichs Krallen beschnitten, daß die gefährlichsten Zähne ihm ausgebrochen werden. Des Kaisers schwerste Strafe aber soll sein, daß er selber dies vollziehen muß: mit ihm werden wir verhandeln, von ihm die Bürgschaften verlangen; was nachher aus ihm wird, das möge er mit seinen Franzosen ausmachen.

Digitized by Google

11. September 1870.

Diese Strafe scheint ihm das Verhängniß ersparen zu wollen. „N'ayant pu trouver la mort à la tête de mon armée, je dépose mon épée aux pieds de Votre Majesté!“ so schrieb er am 2. September an den Mann, dem er am 12. Juli eine schmähliche Abbitte hatte dictiren wollen. Der preußische Staatsanzeiger stellt ihm das Zeugniß aus, er habe wirklich den Tod gesucht. Leider erlaubte ihm sein Körperzustand nicht, zu Pferde zu steigen und diese Absicht mit einigem Eclat in Scene zu setzen

Er hat nun in Wilhelmshöhe, dem alten Sitz seines Oheims, Muße, seinen kranken Leib zu pflegen und über die Vergänglichkeit der irdischen Dinge nachzudenken. — Indeß haben seine Anhänger schmählich die Flucht ergriffen, ein kleiner Pöbelhaufe hat ausgereicht, die Republik in Paris auszurufen. Wie in der römischen Kaiserzeit nach dem Fall eines vergötterten Wahnsinnigen, beeilt man sich, seine Büsten in den Koth zu werfen.

Die neue Republik scheint würdig in seine Fußstapfen zu treten. Sie wollen die Hyänen des Jardin des plantes auf uns hetzen, unsern Weg mit zerbrochenen Flaschen bestreuen, den Schwarzwald mit Petroleum in Brand stecken. Der Cancan steht in voller Blüthe. Victor Hugo erklärt, es sei unmöglich, daß die Berliner in die „heilige Stadt“ einziehen. — Während sie sich an diesen Harlekinssprüngen ergötzen, naht lautlos, kalt, in festen abgemessenen Schritten das Verhängniß.

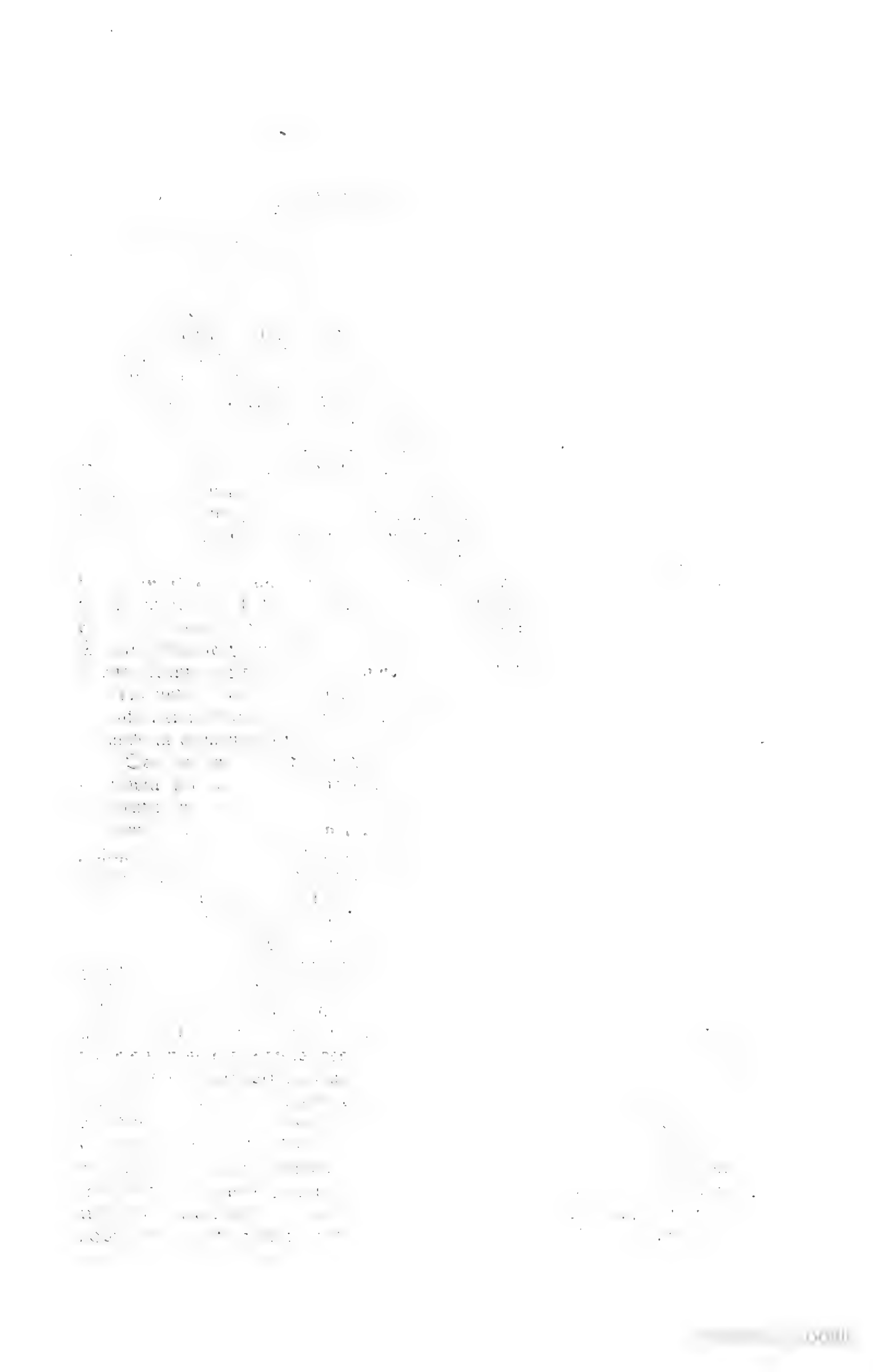
Digitized by Google

Unſere Diplomaten im Felde.

Bismarck.

Rendell. Abeken.

Digitized by Google



Digitized by Google

Bismarck und Benedetti.

Ich habe den Grafen Bismarck öfters in Unterhaltung mit anderen Diplomaten gesehen und beobachtet und immer dabei den Eindruck gehabt, als wenn ein erwachsener Mann mit vollständig entwickelten Geistes- und Körperkräften mit einem frühreifen und altklugen Kinde spiele. Ich habe durch Nachdenken darüber in's Reine zu kommen gesucht, und will Ihnen das Ergebniß mittheilen. Ich suchte mir nämlich jenen Eindruck so zu erläutern:

Man sagt, die Zünfte seien abgeschafft, und für die Handwerker ist dies ja auch ganz richtig. Aber es giebt auch außerhalb des Handwerks Zünfte, und diese gelehrten Zünfte bestehen bekanntlich noch. Eine derselben ist die Diplomatenzunft; und zwar ist sie zünftiger, als je das zünftigste Handwerk war. Sie hat ihre festgeregelte Carrière vom Lehrjungen und Gesellen zum Meister. Sie hat ihre überkommenen Gebräuche, ihre solennen Griffe, Worte und Zeichen. Gewisse conventionelle Weltanschauungen werden jedem jungen Kopfe, dessen Inhaber sich der diplomatischen Laufbahn widmen will, frühzeitig eingeprägt und nehmen mit zunehmenden Alter ein immer schärferes Gepräge an. Der nationale und der individuelle Typus tritt immer mehr zurück hinter dem Genus „Diplomat". Unsere Diplomaten, einerlei welchem Staate sie angehören, sind Alle über einen Leisten geschlagen. Sie sind wie die Häuser in England, welche, alle nach einem und demselben Plane gebaut, alle die nämlichen inneren Räume haben, alle auf dieselbe Art bewohnt und benutzt werden und alle in derselben Weise eingerichtet sind, so daß ich, wenn ich in einem Hause gesehen habe, wo das Salzfaß steht, ich es auch in allen übrigen Häusern im Dunklen greifen kann.

Oder wenn man diesen Vergleich zwischen Häusern und Menschen nicht will gelten lassen, so sage ich: die Diplomaten sind wie jene alten Studenten, welche man mit dem technischen Ausdruck „Corpssimpel" zu bezeichnen pflegt, weil sie, je höher die Zahl der Semester steigt, desto mehr geistig zurückgehen, d. h. zu „versimpeln" pflegen. Ein solcher Corpssimpel hält die Hochschule, die er frequentirt, für den Mittelpunkt der Welt, seine „Coleur", d. h. diejenige Verbindung, welcher er selbst angehört, für das Centrum der Hochschule, sich selbst aber für den Centralpunkt der „Coleur" und folglich auch der Hochschule und schließlich auch der Welt, soweit er von letzterer überhaupt Notiz nimmt. Denn für ihn besteht eigentlich nur die Studentenwelt, oder noch richtiger: ausschließlich nur die Corpsstudentenwelt. Alles was dazu nicht gehört, das sind Kameele, Wilde, Bonzen, Kümmeltürken und dergleichen; kurz: sie zählen nicht mit. Ebensowenig gelten für ihn die Gesetze des Staats, der Sitte, der Gesellschaft. Er erfreut sich des Rechtes der Exterritorialität und kennt nur zwei Codices, wovon der eine der „Biercomment" heißt und der andere der „Paukcomment". Jener regelt die Geschäfte des Saufens und dieser die Geschäfte des Raufens. Auf diese Geschäfte, auf die Kritik und Hermeneutik jener Gesetzbücher, auf die Auslegung und Anwendung ihrer Paragraphen und Artikel, verwendet er die äußerste Sorgfalt. Darin ist er ein scharfsinniger Gelehrter, ein unermüdlicher Intriguant, ein geriebener Sachwalter. Wenn aber Dinge passiren, wovon im „Comment" nichts geschrieben steht, dann ist er mit seiner Weisheit zu Ende.

Digitized by Google

Er ist wie vom Himmel gefallen und ruft: Ich zähle doch jetzt schon so und so viele Semester, aber so was ist mir noch nicht vorgekommen. Aehnlich geht es unseren rein handwerksmäßigen Diplomaten, wenn Dinge sich ereignen, welche außerhalb des Bereiches ihrer traditionellen und conventionellen Routine liegen; und wollte man ihnen gar sprechen von den ewigen Gesetzen der Weltgeschichte, welche auch der Nationen, Staaten und Regierungen Geschicke regeln, sie würden uns auslachen. Denn davon steht in ihrem „Comment" nichts geschrieben.

Man darf von der Diplomatie überhaupt, ohne dem Vorwurfe pessimistischer Weltanschauung ausgesetzt zu sein, wol sagen, daß sie während der Krisis, welche dem jetzigen Kriege vorausging, ein Uebermaß von Befähigung nicht verrathen hat; namentlich haben die französischen Diplomaten, welche früher für die ersten galten, ihre „legitime Präponderanz" um so weniger bewährt, je fester sie von ihr überzeugt waren. Ich will nicht versuchen, dies im Einzelnen nachzuweisen. Denn ich schreibe keine politische Abhandlung, sondern nur eine kleine und bescheidene Culturstudie, ein psychologisches „Essay", oder wie Sie es sonst nennen wollen.

„Sind die französischen Diplomaten über Nacht dumm geworden?" Ich glaube es nicht. Sie haben sich so gezeigt, wie sie schon lange waren. Nicht sie sind dümmer, sondern Andere sind klüger geworden. Es war von jeher eine „berechtigte Eigenthümlichkeit" der französischen Diplomaten, daß sie keine andere Sprache verstanden, als Französisch. Höchstens lernte der, welcher nach London oder nach Washington ging, Englisch. Aber es ist nie Einem eingefallen, wenn er nach St. Petersburg ging, Russisch, — wenn er nach Rom oder Florenz ging, Italienisch, — wenn er nach Berlin oder einer der zahlreichen kleinen Residenzen in Deutschland ging, Deutsch zu lernen. (Von unseren deutschen Stiefbrüdern, den französischen Herren Stoffel, Rothan und Genossen, werde ich noch besonders reden.) Herr Benedetti war seit 1864, also sechs Jahr in Berlin, aber es ist ihm selbst im Traum nicht der Gedanke gekommen, jemals den entferntesten Versuch zu machen, die deutsche Sprache zu erlernen, geschweige denn sie so zu erlernen, wie es für jeden Diplomaten als eine Pflicht und eine Nothwendigkeit erscheint gegenüber dem Lande, bei dessen Monarchen er accreditirt ist; ich meine *so*, daß er sie ohne alle Schwierigkeit verstehen, lesen, sprechen und schreiben kann. In der That stehen die Franzosen hier auf dem Standpunkt der amerikanischen Know-nothings und Natives. Freilich ist das nicht erst seit gestern so, sondern von Alters her. Aber es ist nun eine Eigenthümlichkeit der fortschreitenden Culturentwickelung, daß inmitten derselben jedes Stehenbleiben ein Zurückgehen ist, und daß zuweilen Das, was ehedem ein Vorzug war, heute sich als Nachtheil herausstellte. Vor hundert Jahren sprachen in Berlin der König, die Prinzen, die Damen bei Hofe, die Beamten, kurz Allewelt, womit der Gesandte in Berührung kam, französisch; sogar auch dann, wenn sie unter sich waren. Der französische Ambassadeur hörte also Alles, was er hören sollte und wollte, auch ohne ein Wörtchen Deutsch zu verstehen. Ja, er hatte den Vorzug, daß in der ausschließlich französisch redenden, lesenden und schreibenden Gesellschaft stets *sein* Französisch das beste war; denn er war ja dort der Einzige, der seine *Muttersprache* redete.

Seitdem aber hat die deutsche Sprache einen hohen Aufschwung genommen, und es schämt sich bei uns nur noch Derjenige seiner Muttersprache, der sie nicht richtig zu sprechen versteht, der seinen Dialect nicht verrathen

Digitized by Google

oder sich nicht durch Sprach- oder Schreibfehler blamiren will, wie dies z. B. in gewissen Strichen der deutschen Schweiz, bei einzelnen Mitgliedern der hohen Finanz und des süddeutsch-österreichischen Adels der Fall ist. Sonst aber spricht alle Welt deutsch heute zu Tage, auch die vornehme bis hinauf zu dem König der Deutschen.

Man denke sich nun den Grafen Benedetti, der keine Silbe Deutsch versteht, mitten in diese nichts als Deutsch sprechende Gesellschaft. Spielt er darin nicht die Rolle eines Blinden, der nur noch einen Lichtschimmer hat, eines Tauben, der nichts hört, als was speciell für ihn bestimmt ist, d. h. was ihm zu diesem Zwecke in sein Gehörrohr hineingeschrieen wird? Aber ein Vertreter der „großen Nation" darf sich nicht dazu herablassen, die Sprache des Volkes zu lernen, mit welchem er verkehren soll; lieber beraubt er sich des einzigen Mittels, welches ihn in den Stand setzen würde, zu erfahren, was vorgeht. Es handelt sich dabei aber nicht nur um die Sprache, sondern auch um die Geschichte, um die Geographie und die „Naturgeschichte" (wenn ich so sagen darf) der Deutschen. In allen diesen Dingen leiden die Franzosen an einer wahrhaft staunenswerthen Unwissenheit; und hierin machen die Diplomaten durchaus keine Ausnahme von den übrigen Franzosen, und der Graf Benedetti keine Ausnahme von den übrigen Diplomaten. Es ist noch nicht lange her, da erschien in dem officiellen Journal in Paris eine von der französischen Gesandtschaft in Berlin inspirirte Auseinandersetzung über die deutsche Politik, in welcher, neben anderen nicht minder komischen Mißverständnissen und Irrthümern, fortwährend das von Herrn von Dalwigk verwaltete Großherzogthum Hessen-Darmstadt verwechselt wird mit dem ehemaligen Kurfürstenthum Hessen-Cassel, in welchem Friedrich Wilhelm Elector und Hans Daniel Hassenpflug längst aufgehört haben zu regieren, und welches dermalen den Hauptbestandtheil der treuen und tapfern preußischen Provinz Hessen-Nassau bildet. Wären die Franzosen, mit inbegriffen die Diplomaten, nicht so unwissend, so hätten sie längst begriffen, daß Deutschland nicht von verschiedenen durch Sprache und Sitte getrennten „peuples" bewohnt wird (ein in französischen Schulen eingeführtes Geographiebuch erzählt sogar sehr ernsthaft, ein großer Theil des Königreichs Hannover, die Lüneburger Haide werde bewohnt „par un peuple sauvage nommé Heidsnucces"), sondern von einer einheitlichen Nation; daß es von Alters her und viel früher als Frankreich ein selbstständiges und einheitliches Reich war; daß es nur vorübergehend durch die Schuld streitsüchtiger Priester und Dynasten aus seiner Bahn gedrängt worden ist, aber nun schon lange, zuerst geistig, mittelst des Aufschwungs seiner Literatur, dann wirthschaftlich, mittelst des Zollvereins, und endlich auch politisch, mittelst Preußens und des Norddeutschen Bundes, eifrig und mit wunderbarem Erfolge, daran ist, die „Rückkehr zum Zeichen" — Herr Benedetti kennt das vielleicht aus Machiavelli — zu bewerkstelligen, auf die es zu keiner Stunde seines Daseins verzichtet hatte; und daß es uns also ebenso spaßhaft vorkommen muß, wenn Frankreich in einer Frage von Mainz, Darmstadt oder Württemberg mitreden will, als wenn wir Deutsche uns in Angelegenheiten von Marseille, Bordeau oder in solche der Normandie einmischen wollten.

Graf Benedetti freilich würde es sehr lächerlich gefunden haben, wenn man ihm zugemuthet hätte, die Geschichte der deutschen Nation zu studiren. Dazu hielt er sich seine Stoffel's und Rothan's, welche ja „von deutschen Vorfahren abstammen". Herr Benedetti freilich theilt mit ihnen die Eigen-

Digitized by Google

schaft, daß auch er kein Franzose ist. Er ist aus einer Kreuzung griechischen und italienischen Bluts entsprossen und auf Corsica geboren. Auch seine Frau ist Griechin. Ich bemerke dies nur deshalb, weil einige Blätter behaupten wollen, sie sei eine dem ägyptischen Harem entsprungene Negerin, Abessinierin oder wer weiß was sonst der Art. Alle diese Geschichten sind Fabeln, mit inbegriffen Das, was Frau Theodor Mundt (Louise Mühlbach) in ihren neuesten ägyptischen Spaziergängen und Weltfahrten ihr auf den Leib schreibt. Der Teint der Gräfin Benedetti kann mit dem einer jeden Deutschen oder Engländerin an Helle und Feinheit wetteifern. Sie ist noch eine schöne Frau. Sie hat in der griechischen Revolution ihre Eltern verloren und kam nach Alexandrien als Waise, wo sie von dem damaligen schwedischen Generalconsul Herrn d'Anastasy, ebenfalls einem Griechen, der seine eigenen Kinder verloren hatte, als Kind angenommen wurde und wo sie Herr Benedetti in dessen Hause kennen lernte. In der That, glaube ich, wir sollten unsern Patriotismus auf der rechten Bahn halten und nicht am Ende gar auch gegen wehrlose Frauen auf dem Papier Krieg führen, weil deren Männer unsere politischen Feinde sind.

Herr Benedetti allerdings ist unser Feind. Er hat für Deutschland niemals auch nur den geringsten Zug von Verständniß oder gutem Willen gezeigt und hat es mit corsischer Leidenschaft und griechischer Verschlagenheit, kurz mit allen Mitteln, die ihm zu Gebote standen, versucht, uns zu Leibe zu gehen und ein paar Fetzen von unserm Felle herunterzureißen. „Ich bin vor diesem wüthenden Corsicaner fast meines Lebens nicht sicher", sagte eines Tages Graf Bismarck zu uns, jedoch lächelte er dabei; und wir lachten, wenn wir uns vorstellten, wie eine nordische Eiche seines Kalibers von einem kleinen italienischen Cactus bedroht wird. „Graf Benedetti", sagte ein englischer Diplomat, „ist ein außerordentlich feiner Kopf; ja ich denke, er ist wol zu fein; denn er spinnt an seinen Netzen stets so lange, bis daß die Stränge so dünn und zierlich werden, wie Spinnweben; darin kann man wol Fliegen fangen, aber Graf Bismarck ist keine Fliege."

Benedetti, jetzt etwa fünfundfünfzig Jahr alt, ist zünftiger Diplomat und nichts als Diplomat, und war von Jugend auf in dieser Carrière. Ich habe deshalb oben vorsorglich auseinandergesetzt, was Das sagen will. Er war zuerst „Eleve-Consul", dann Consul in Aegypten und in Palermo, dann erster Gesandtschaftsrath in Constantinopel und hierauf Sectionschef oder wie man dort sagt „Directeur" im auswärtigen Amte in Paris. Als solcher eilte er im Winter 1859 auf 1860 dem etwas lahmen französischen Gesandten in Turin zu Hülfe und brachte dort die ersehnte Annexion von Nizza und Savoyen zu Stande unter dem Rechtstitel der „Revindication", welcher freilich auf Alles passen würde, was der erste Napoleon jemals angebissen hat, von Moskau und Warschau bis Madrid und Lissabon. Uneingedenk des Satzes: Ne bis in idem glaubte Benedetti, was in Turin geholfen, helfe auch in Berlin. Der Triumph, den er dort gefeiert, machte ihn hier toll und verwegen; er war sein Verhängniß. Im Jahre 1864 nämlich, während des dänischen Kriegs, schickte Napoleon III. seinen italienischen Annexionskünstler nach Berlin. Schwerlich in sehr wohlmeinender Absicht, wie der Erfolg gezeigt hat. In Berlin aber hat Benedetti während der letzten sechs Jahre eine Rolle gespielt, welche mich immer, si parva licet componere magnis, an einen heruntergekommenen Gastwirth in Wiesbaden erinnert, der jetzt das Geschäft eines Maklers betreibt. Sobald dieser Biedermann hört, es sei dort ein

Digitized by Google

Haus verkauft, oder sonst ein Geschäft abgeschlossen worden, oder ein Grundbesitzwechsel vor sich gegangen, präsentirt er sich bei beiden Theilen und verlangt eine Provision. „Aber, Sie haben ja bei dem Handel gar nicht mitgewirkt", sagt man ihm. „O doch", antwortet er, „ich wußte ja doch, was vorging, und bin den Verhandlungen mit wohlwollender Aufmerksamkeit gefolgt, jedenfalls hätte ich im Interesse eines Dritten, der mich dafür bezahlt hätte, das Geschäft hintertreiben können; aber ich war edelmüthig, ich verschmähte diesen illoyalen Gewinn, und deshalb müssen jetzt Sie mich dafür bezahlen, sonst hänge ich Ihnen einen schweren Proceß an den Hals." Mancher ist schwach und dumm genug, sich mit einem kleinen Opfer abzufinden. Oefters auch wird der Edelmüthige die Treppe hinunter geworfen. Einmal hat er auch einen Proceß riskirt, aber er hat ihn verloren und seitdem schimpft er auf die Gerichte. Auch Benedetti forderte jedesmal seine Provision, bald Landau und bald Mainz, bald Luxemburg und bald Saarlouis, bald Rheinhessen und bald Rheinbayern, bald das Alles mit einander und dann noch das ganze Königreich Belgien dazu; und wenn ihm nicht Das, was er wünschte, auf dem Präsentirteller entgegengetragen wurde, dann drohte er mit Proceß, d. h. mit Krieg, und sein allergnädigster Herr ließ uns gleichzeitig mit Anträgen auf Abrüstung und Abschaffung der allgemeinen Wehrpflicht bestürmen. Einem Mann wie Bismarck gegenüber doch gar zu naiv!

Für uns Deutsche war Benedetti wirklich.

„— ein Theil von jener Kraft,
Die stets das Böse will und stets das Gute schafft."

Durch seine Ansprüche auf Rheinbayern und Rheinhessen, vom 6. August 1866, brachte er die Allianzverträge mit Süddeutschland, durch seine Drohungen vom Juli 1870 die deutsche Einheit zu Stande. Was aber ihn selbst anlangt, so hat er zwar von einem schwachen Italiener, welchem er in der That auch bei dem Geschäfte geholfen, einmal eine Provision eingestrichen, allein bei den kräftigen Deutschen, welchen er nie nützlich, vielmehr stets hinderlich war, ereilte ihn das Schicksal des wiesbadener Mäklers. Er wurde die Treppe hinuntergeworfen, und auch der Proceß, welcher augenblicklich nach canonischen Rechten geführt wird, bietet ihm bis jetzt keine günstigen Chancen.

* * *

Allerdings zählt die französische Diplomatie auch Mitglieder, welche nicht nur Deutsch verstehen, sondern es sogar als ihre Muttersprache sprechen. Zu Spionage und sonstigen nicht ganz gentlemanliken Polizeidiensten verwendet man in England Irländer, in Rußland entartete Polen, in Oesterreich vorzugsweise Czechen und in Frankreich Corsen und — es thut einem Deutschen aufrichtig leid, es sagen zu müssen — eine gewisse Art Elsasser. Diese sind in Paris die geheime politische Polizei und in Deutschland die Diplomaten zweiten und dritten Rangs, mit welchen Frankreich uns überschwemmt. Die Schuld dieser Ueberschwemmung mit Diplomaten minorum gentium tragen bei uns die kleinfürstlichen und freistädtischen Regierungen, welche nicht begreifen wollen, daß es für sie selbst besser und billiger und für Deutschland ersprießlicher wäre, wenn sie auf solche Gesandtschaften verzichteten, die doch eigentlich nur unter die „üblen Angewöhnungen", zu rechnen sind.

Was in aller Welt hat z. B. ein bei der freien Stadt Hamburg beglaubigter „ministre plénipotentinaire de Sa Majesté l'Empereur des

Digitized by Google

Français" zu thun? Bleibt ihm, wenn er nicht vor tödtlicher Langeweile vergehen will, irgend etwas Anderes übrig, als Unfug zu treiben? Und sind diese armen Elsässer, welche zu solchen Knechtsdiensten verwandt werden und — dadurch unterscheiden sie sich von den Corsen — nie zu was Besserm aufrücken, nicht aufrichtig zu bedauern? Deutsche von Herkunft, Franzosen von Staatswegen, sollen sie den Franzosen wider die Deutschen als Schweißhunde dienen. Der wirkliche Franzose verleugnet nie seine Rasse; gerade deshalb ist er aber mißtrauisch gegen Den, der es thut. Um dieses Mißtrauen zu entwaffnen, muß der Elsässer mehr thun, als ein wirklicher Franzose. Er darf sich nicht darauf beschränken, die Wahrheit zu sagen. Er muß darüber hinaus. Er muß lügen, um den Verdacht zu entwaffnen und sich Liebkind zu machen. Je mehr er lügt, desto besser wird er bezahlt. Wie kann man sich also wundern, wenn diese elsässer Unterdiplomaten seit Jahren den Verrath Süddeutschlands, Polenrevolution in der Provinz Posen, Welfenrebellion in der Provinz Hannover, augustenburgerliche Bewegung in Schleswig-Holstein, Zopfemeuten in Frankfurt a. M., Hessen und Nassau und dergleichen mehr prophezeiten und behaupteten der Norddeutsche Bund und sein Heer seien im Verfall? Es war ein bitterer Scherz des Schicksals, daß es gerade auch Männer aus Posen, Hessen-Nassau und Süddeutschland waren, welche in der ersten Schlacht (bei Weißenburg) die angelogenen Franzosen schlugen. Da sich alle guten Deutschen von jenen elsässer Quasidiplomaten zurückzogen, so waren sie auf die minder Guten angewiesen, namentlich auf Diejenigen, die in welfischem Solde logen. So kam es denn, daß die welfischen Agenten die französischen Agenten täuschten und umgekehrt. Zuletzt wußte Keiner mehr, was er und was der andere gelogen, wo der welfische Spion anfing und der französische aufhörte, was wahr und was nicht wahr sei. Es ging ihnen ähnlich, wie es einem berühmten Berliner Polizeirath am Rhein ging. Dort zeigten sich einst falsche Fünfthalerscheine. Der Polizeirath begab sich dorthin. Er mengte sich unter verdächtiges Volk und that, als sei er selbst ein Falschmünzer; er gab ihnen auch Geld, Rath und Instrumente. Als er nun glaubte, sicher auf der Spur zu sein, griff er zu; er griff nun zwar eine Falschmünzerbande, aber nur seine eigene, die sich mit seinem Geld, seinem Rath und seinen Instrumenten gebildet hatte. Eine andere hatte dort nie existirt. Die Polizei hatte sich selbst gefangen.

So hat auch hier ein Spion den andern gefangen und Beide haben für schweres Geld ihre wechselseitigen hohen Auftraggeber schwer belogen. Nur schade, daß mancher braven Mutter wackerer Sohn sein jung frisch Leben darüber hat lassen müssen.

In der Hansestadt Hamburg residirte bis zum Ausbruch des Krieges als „bevollmächtigter Minister" Frankreichs ein Herr Rothan, Elsässer von Geburt und bekannt durch die zweideutige, oder vielmehr nur zu unzweideutige Rolle, welche er zur Zeit des Krimkrieges und des berüchtigten Potsdamer Depeschendiebstahls gespielt hat, eine Rolle, die in jedem andern Lande, außer bei uns, bisher allzu gut- und langmüthigen Deutschen, ihm die diplomatische Laufbahn versperrt haben würde. Statt sich im Bewußtsein des Makels, der an ihm haftete, ganz ruhig zu verhalten, wurde Herr Rothan nicht müde, in Hamburg und Schleswig-Holstein in preußenfeindlichem Sinne zu agitiren. „Jedes Mittel war ihm recht, selbst die Schürze nicht zu schlecht", auch scheute er bei Alledem kaum noch das volle Licht der Oeffentlichkeit. Er stieß jedoch überall auf einen so entschiedenen Widerstand, daß er ganz außer Zweifel

Digitized by Google

darüber sein mußte: die edlen Söhne Hammonia's und Holsatia's, mochten sie sonst denken, was sie wollten, ließen sich durchaus nicht gegen den Norddeutschen Bund und Preußen aufhetzen, noch viel weniger aber für Frankreich echauffiren. Gleichwol berichtete Herr Rothan ohne Aufhören an das auswärtige Amt in Paris, wie sehr man in dem nichtpreußischen und in dem neupreußischen Norddeutschland den Augenblick herbeisehne, das preußische Joch abzuschütteln, und sei es auch mit Hülfe Frankreichs. Als Belege dafür fügte er gewisse deutsche Zeitungen bei. Ich will sie nicht nennen Möge der Schleier der Vergessenheit diese Dummheiten der Vergangenheit bedecken. Ich sage: Dummheiten, denn fürwahr, die Leute wußten nicht, was sie thaten, schrieben und schrieen; sonst hätten sie's nicht gethan; und ich hoffe, daß sie's bereuen.

Nachdem uns Frankreich bereits den Krieg erklärt hatte, schickten sich Herr Rothan in Hamburg ebenso wie Herr Stoffel in Berlin — „Arcades ambo", sagt Virgilius — in aller Gemüthsruhe an, auch fernerhin im Schooße dieses Norddeutschland zu verweilen, über welches sie bisher so seltsame Berichte erstattet hatten. Man sagte aber Beiden, man werde ihnen den fernern Aufenthalt nur in einer Form gestatten, nämlich hinter Schloß und Riegel. Da entschlossen sie sich zur Abreise. Dem Herrn Stoffel, der französischer Oberst ist, gab man einen preußischen Hauptmann zum Begleiter. In Cassel erklärte Stoffel: „Ich bin krank, ich kann nicht weiter."

„Ganz wie Sie wollen", sagte der Hauptmann, „sorgen Sie für einen Arzt, und ich werde für die Wache sorgen; denn der Fall einer plötzlichen Erkrankung ist in meiner Instruction vorgesehen; er hat Ihre sofortige Verhaftung zur Folge." Diese runde und nette Erklärung machte jeden Arzt überflüssig. Der kranke Stoffel wurde plötzlich wieder so gesund, daß er nach vierundzwanzig Stunden über der Grenze war und einige Tage später schon als Adjutant Napoleon's bei der Saarbrücker „Feuertaufe" fungirte.

Herrn Rothan gab man in Hamburg keinen Begleiter bei. Er benutzte diesen Umstand, um noch einige Zeit lang in Westdeutschland die Gegend unsicher zu machen, bis endlich ein Steckbrief ihn über die Grenze scheuchte. Ueber seine Wahrnehmungen erstattete er einen Bericht an den Herzog von Gramont, den dieser im Officiellen Journal veröffentlicht hat und zwar am 3. August 1870, am Tage nach dem „glorreichen Sieg" von Saarbrücken, wo 750 Mann Preußen von 30,000 Mann Franzosen gezwungen wurden, sich nach dreistündigen Kampfe zurückzuziehen.

Ich vermuthe, daß der Herzog von Gramont bei der Publication des Berichtes gerade die schönsten Stellen unterdrückt hat, weil sie durch die Ereignisse inzwischen in unangenehmster Weise überholt worden waren. Das Stehengebliebene ist aber auch noch schön; und aus Dem, was man sieht, kann man schließen auf Das, was man nicht sieht.

Also Herr Rothan schreibt so (ich gebe es im Auszug):

„Herr Herzog!

„Vor acht Tagen verließ ich Hamburg. Deutschland war damals in einer ungeheuren politischen Aufregung. Aber heute schon überzeuge ich mich, namentlich durch aufmerksames Lesen deutscher Zeitungen, daß die öffentliche Meinung Deutschlands in sich geht, und daß die Begeisterung des ersten Augenblicks bereits einen sehr merkbaren Rückschlag erlitten hat. Die particularistischen Blätter, welche man zu unterdrücken nicht gewagt hat, sind nur leidlich kleinlaut. Die preußische Presse dagegen ist in wachsender Beunruhi-

Digitized by Google

gung. Ueberall bemerkt man, wie sehr ernsthafte Sorgen um das schließliche Ergebniß dieses Kriegs sich der Geister bemächtigen. Die Proclamation des Kaisers, welche ankündigt, der Krieg werde lange dauern, belebt keineswegs den Muth der Bevölkerung. Denn die Landwehr, welche bei der kurzen Campagne von 1866 kaum auf eine ernsthafte Probe gestellt worden ist, fürchtet nichts mehr, als einen langen Krieg.

„Gegen Herrn von Bismarck, den man bisher in seinen diplomatischen Schachzügen für unfehlbar hielt, macht sich schon ein entschiedener Rückschlag geltend, man sieht, daß seine Quertreibereien nur zu einer vollständigen Isolirung Preußens geführt haben und daß selbst Spanien, das uns den Vorwand zum Kriege (Rothan schreibt selbst einfach: „le prétexte de la guerre") lieferte, uns unaufgefordert seiner Zustimmung versichert. Deutschland also befindet sich jetzt schon, ehe noch der erste Kanonenschuß abgefeuert ist, unter dem Drucke einer schweren Enttäuschung; und wenn wir den Kampf mit einem Siege beginnen, dann wird sich überall der particularistische Widerstand gegen Preußen erheben, den es nur mit Mühe gebändigt hat."

Diese kleine Probe, wie man lügt und sich belügen läßt, mag genügen. Daß der Herzog von Gramont diesen Brief noch am 3. August officiell publicirt, beweist, wie wenig er in Wien, wo er doch Gelegenheit dazu hatte, von deutschen Dingen gelernt hat.

* * *

Wenn H. B. Oppenheim's Definition: „Unsere Diplomaten sind vaterlandslose Müßiggänger, die, weil sie selbst keine große nationale Bewegung fühlen, auch außer Stande sind, eine große nationale Bewegung zu verstehen", richtig ist, dann sind Graf Bismarck und Die, welche unter ihm im Weinberge des Herrn arbeiten, überhaupt keine Diplomaten. Werfen wir deshalb zum Schluß noch einen Blick auf Graf Bismarck und seine Gesellen, die nur deshalb nicht als „Diplomaten" gelten, weil sie viel mehr sind, als blos Das.

Wie sich das von selbst versteht, sind über den Grafen Bismarck seit 1866 unzählige mehr oder wenig geistreiche Zeitungs- und Zeitschriftenartikel, Broschüren und Bücher geschrieben worden. Abgesehen von Anderen, haben uns die Deutschen Bamberger und Hesekiel, die Franzosen Cherbulioz und Vilbort ihre Schilderungen und Betrachtungen gegeben. Natürlich ist die Auffassung stets gefärbt von dem subjectiven Standpunkte des Verfassers; denn der Mensch kann nun einmal nicht darüber hinaus, sich seinen Freund und seinen Feind, seinen Gott und seinen Teufel nach seinem eignen Bilde und Gegenbilde zu construiren. Ich kann keinem der genannten Autoren und Werke seine eigenthümlichen Verdienste absprechen, gleichwol behaupte ich, weder ein einzelnes derselben, noch alle mit einander erschöpfen ihren Stoffe; natürlich kann ich auf Letzteres noch viel weniger Anspruch erheben, da ich mich auf ein paar Striche und Umrisse beschränken will.

Was mich anlangt, so gehe ich zur Quelle. Ich studire am Liebsten Bismarck's Briefe, Staatsschriften und Reden; von letzteren giebt es eine sehr sorgfältige und zuverlässige Ausgabe, die ich Jedem empfehle („Die Reden des Grafen v. Bismarck-Schönhausen. Erste Sammlung, Reden aus den Jahren 1862—1867, 2. Auflage; Berlin, Kortkampf, 1870; — Zweite Sammlung, Reden aus 1867, 1869, 1870; Berlin, Kortkampf, 1869). Da Bismarck seine Reden stets improvisirt, wenigstens was die Form anlangt, so quillt in jedem Wort das volle individuelle Leben; und wer letzteres ein-

Digitized by Google

mal erfaßt hat, der kann auch bei jeder preußischen Staatsschrift prima vista sagen, ob sie aus Bismarck's Feder geflossen ist, oder nicht.

Bekanntlich herrscht unter den politischen Parteien Preußens lebhafter Streit darüber, ob Graf Bismarck liberal oder conservativ sei; und merkwürdiger Weise verstummt dieser Streit allemal gänzlich in großen welthistorischen Momenten, wie 1866 und 1870, wo alle Parteien, die bisher an ihm hin- und herzerrten, bereit sind, dem Grafen das unbedingteste Vertrauen zu schenken. Selbst der hyperkritische Berliner pflegt dann zu sagen: „Nu, laßt nur den ollen Bismarck, der wird's machen."

Es giebt, was die parlamentarischen Parteien anlangt, Liberale, wie z. B. Virchow und Twesten, welche Bismarck für ultraconservativ, und Conservative, die ihn für ultraliberal, ja für revolutionär halten, wie z. B. der Graf zur Lippe und Consorten; dagegen hält ihn wieder der conservative v. Blankenburg für conservativ, der freiconservative Professor Aegidi für freiconservativ, und mancher Nationalliberale für nationalliberal.

Wenn Graf Bismarck dem Abgeordneten Lasker, wie bei Gelegenheit des Antrags auf Aufnahme Badens, sagt: „Wenn Sie's besser verstehen, als ich, dann werden Sie doch Bundeskanzler", dann jubeln die Conservativen: „Im Grund des Herzens ist Bismarck doch immer noch der Unserige." Wenn er dagegen, wie bei Gelegenheit des Hannoverschen Provinzialfonds, der Rechten bemerkt: „Ihr seid ja Alle nur auf meine Autorität hin gewählt, und wenn Ihr fortfahrt, gegen mich zu frondiren, dann entziehe ich Euch den Credit, und dann ist es aus mit Euch"; oder wenn er bei Gelegenheit des Antrages des Grafen zur Lippe gegen das Bundes-Oberhandelsgericht von einem dummen und verwegenen Spiel spricht und dem Herrenhaus sagt: „Wenn sich hier unsere Wege trennen, so weiß ich nicht, ob wir uns je wiederfinden, und das schadet mir gar nichts, wol aber Euch, die Ihr ohnehin auf schwachen Füßen steht", — dann frohlocken die Liberalen: „Jetzt endlich hat Bismarck definitiv mit den Conservativen gebrochen, jetzt gehört er zu uns."

Die Wahrheit ist, daß Bismarck sich weder von der einen noch von der andern Partei je in ihren Karren spannen läßt, und daß man ihn überhaupt nach den bisher üblichen Parteiunterschieden nicht classificiren kann. Denn diese Kategorien beziehen sich auf innere Details, während Bismarck stets nur die große Frage der Wiedergeburt der Nation im Auge hat. Daher auch die sonderbare Erscheinung, daß alle Parteien auf der Reihe herum ihm dienen und ihm grollen, ihn stützen und gegen ihn frondiren, sich von ihm gefördert und sich von ihn getäuscht fühlen. Ich nehme dabei natürlich diejenigen Parteien aus, welche auf active practische Politik überhaupt ganz verzichtet haben und, im Schmollwinkel sitzend, sich mit dem großen Gedanken trösten: „Uns gehört die Zukunft" — natürlich jene Zukunft, welche niemals zur Gegenwart wird.

Jahrhunderte lang hat uns in Deutschland das Unglück verfolgt: war der richtige Mann da, dann fehlte der richtige Moment; war der richtige Moment da, dann fehlte, wie 1848, der richtige Mann. Beides wollte nie zusammentreffen. Endlich hat es die Vorsehung gewollt, daß zu unserm Glück in dem Augenblick der Krisis auf dem Throne der Hohenzollern, welcher berufen ist in Deutschland den der Hohenstaufen zu ersetzen, ein geradsinniger, fester und tapferer König sitzt, den man mit mehr Recht als irgend Jemanden mit den Worten des Horazius bezeichnen kann als

Digitized by Google

„justum ac tenacem propositi virum"; und daß dieser Fürst sich zu seinem Minister einen Mann auserwählte, der mit gleichem Festhalten des Ziels einen wahrhaft unerschöpflichen Reichthum an Mitteln und Wegen verbindet — Beide providentielle Naturen.

Ich möchte sagen: Bismarck's Biographie bildet geradezu eine Parallele zu der Geschichte Preußens und der neuern Geschichte Deutschlands. Ich will dies mit wenigen Worten andeuten.

Es ist die Mark Brandenburg, welche, obgleich gerade keines der reichsten und fruchtbarsten Länder Deutschlands, die Kosten der Gründung Preußens und Neudeutschlands fast ausschließlich getragen hat. Ihre Bewohner haben mit äußerstem Fleiße dem magern Boden Früchte abzugewinnen gewußt; und während sie mit der Sterilität des Landes, mit der Ungunst der Witterung, mit Creditnoth und Schwierigkeiten aller Art kämpften, haben sie zugleich als gering oder gar nicht bezahlte Arbeiter, als Soldaten, Officiere, Beamte u. s. w. mit bewundernswerther Ausdauer die Fundamente des preußischen und des deutschen Staates gelegt. Der Franzose sagt: „ils ont travaillé pour le roi de Prusse", und verbindet damit eine spöttische Nebenbedeutung. Wir aber sagen, allerdings sie haben gearbeitet für den König von Preußen, aber mit ihm für die Wiedergeburt der Nation, während Andere sich dem Phäakenleben ergaben.

Graf Bismarck ist ein Altmärker. Er ist dem Geschlechte der märkischen „Landjunker" entsprossen; er selbst sagte 1849: „Ich bin ein Junker und werde diesen Namen wieder zu Ehren bringen"; und er hat Wort gehalten. Er hat von Haus aus alle Tugenden und Fehler dieser unbeugsamen, klugen, harten und opfermuthigen Junker, welche in Bewirthschaftung bescheidener Güter mit der Noth des Daseins ringen und doch jeden Augenblick, wenn der König ruft, dem Staate zur Verfügung bereit stehen. Er zeigt Anfangs auch ganz die engbegrenzte Weltanschauung von ehedem. Jene Anschauung Friedrich Wilhelm's I., welcher die Habsburger für die Lehnsherren, sich für den Vasallen hielt und jenen so lange in Ehren und Treue diente, bis er kurz vor seinem Tode erst merkte, wie sehr er getäuscht war, und dann auf seinen Sohn deutend starb mit den Worten: „Da steht Der, welcher mich dereinst rächen wird."

Graf Bismarck wurde von dieser seiner ursprünglichen, echt feudalen Auffassung gründlich curirt auf dem Bundestage zu Frankfurt — das einzige Verdienst, welches sich diese Versammlung jemals erworben. Hier durchdrang ihn zuerst die negative Wahrheit: die Habsburgische Fremdherrschaft taugt nichts für Deutschland. Das war der Uebergang von Friedrich Wilhelm I. zu Friedrich dem Großen. Dann betrat er die große Bühne der Welt und dort ging ihm die Idee der deutschen Mission Preußens vollständig auf, Anfangs in der einseitigen Auffassung des Jahres 1813, dann in ihrer ganzen Kraft und Vertiefung, in der Wiederanknüpfung an die glorreiche Zeit der fränkischen, sächsischen und schwäbischen Kaiser in Deutschland.

So ist, ganz analog den Entwicklungsphasen des Staates, dem er dient, dieser Staatsmann allmälig aus einem Märker ein Preuße und aus einem Preußen ein Deutscher geworden, nicht dadurch, daß er das frühere Stadium im Stiche ließ, sondern daß er, ohne jemals sich selbst untreu zu werden, es hob, veredelte und verklärte.

Zur Charakteristik mag noch ein Umstand dienen: Die Mehrzahl der Alt-Preußen ist sehr schlecht bewandert in der frühern deutschen Geschichte;

Digitized by Google

für sie fängt die Weltgeschichte oder wenigstens die deutsche Geschichte erst mit dem großen Kurfürsten oder gar erst mit dem alten Fritz an. Bei dem Grafen Bismarck ist dies anders. Wenn er im Reichstag die Aufgaben unserer Nation erörtert, dann entnimmt er mit Vorliebe seine Argumentationen und Beispiele den Zeiten der großen Ottone, Heinriche und Hohenstaufen, der Zeit, die allen deutschen Landen und Stämmen gemeinsam war.

In dieser kurzen Schilderung ist eigentlich schon der ganze Gegensatz enthalten zwischen Bismarck und den übrigen Diplomaten, deren Schliche, Kniffe, Pfiffe und Griffe er übrigens eben so gut, wie irgend Einer von der Zunft, und besser, kennt. Er hat das Leben von allen Seiten kennen gelernt, als Landjunker, der mit wirthschaftlichen Drangsalen kämpft; als Soldat und als Officier; als junger Jurist, der sich mit pedantisch-bureaukratischen Vorgesetzten in den Haaren liegt; als stellvertretender Landrath; als Deichhauptmann; als Gesandter in Frankfurt, in Paris und in St. Petersburg. Ueberall, wo er war, namentlich auch in Frankreich und in Rußland hat er Land und Leute, Staat und Gesellschaft auf das Gründlichste studirt. Auch Russisch zu lernen hat er nicht verschmäht; ja er kann sich sogar zur Noth auch auf Ungarisch und Finnisch verständlich machen. Gelehrte von Fach bewundern seine genaue Kenntniß der französischen, russischen und polnischen Geschichte. Wie er Landschaften und Culturzustände zu beobachten und mit einer bewundernswerth correcten Zeichnung und brillanten Farbenpracht zu schildern versteht, das zeigen seine Briefe. Aus den letzteren will ich jedoch nur wenige, und zwar aus der frühesten Zeit, aus der des Landjunkers, mittheilen, erstens des Gegensatzes halber und zweitens um des „Ex unque leonem" willen.

Von Berlin auf sein Gut Kniephof (auch Kneiphof genannt, weil dort öfters der ehrwürdigen, bereits von Tacitus gemeldeten Sitte unserer urgermanischen Ahnen, dem Kneipen gehuldigt wurde) wieder zurückgekehrt, stößt er folgenden brieflichen Schmerzensschrei aus:

„Nur mit Mühe widerstehe ich der Neigung, einen ganzen Brief mit landwirthschaftlichen Klagen auszufüllen — über Nachtfröste, krankes Vieh, schlechten Raps und schlechte Wege, todte Lämmer, hungrige Schafe, Mangel an Stroh, Futter, Geld, Kartoffeln und Dünger. Dazu pfeift Johann draußen ebenso consequent wie falsch einen ganz infamen Schottischen, und ich habe nicht die Grausamkeit, es ihm zu untersagen, da er ohne Zweifel seinen heftigen Liebeskummer durch Musik zu beschwichtigen sucht. Das Ideal seiner Träume hat vor Kurzem auf Zureden der Eltern ihm abgesagt und einen Stellmacher geheirathet. Ganz mein Fall — bis auf den Stellmacher, der noch im Schooße der Zukunft raspelt."

Auch in anderen Briefen finden wir solche negative Variationen über das Beatus ille qui procul negotiis paterna rura bobus exercet suis. Ein ander Mal schreibt er seiner Schwester:

„Ich habe seit bald nach dem Wollmarkt unsern vagabondirenden Landrath vertreten." (Dieser „Vagabond" ist wahrscheinlich Niemand anders, als Bismarck's eigener Bruder, Bernhard v. Bismarck, auf Külz und Jarchelin, in Pommern, Landrath des Kreises Naugard, geboren am 24. Juli 1810; zwei andere Brüder des Grafen sind in früher Jugend gestorben; dermalen hat er nur zwei Geschwister, nämlich den eben genannten Bruder und seine 1827 geborene Schwester Malwine, seit dem 30. October 1844 verheirathet mit Oskar Freiherrn v. Arnim auf Kröchelndorff, Mitglied des

Digitized by Google

Norddeutschen Reichstags und des preußischen Herrenhauses, dieselbe, an welche die Briefe gerichtet sind, die ich hier wiedergebe.) „Viel Feuer, viele Termine und viele Reisen in sandigen Kienhaiden gehabt, so daß ich des Landrathspielens vollkommen überdrüssig bin. Nun bin ich kaum acht Tage in Ruhe und muß schon wieder dem Vaterlande als Soldat dienen (bei der Landwehrübung). Ich habe mir leider noch ein Pferd anschaffen müssen, da meine nicht zum Exerciren passen; indeß will ich es mit Grosvenor (ein Pferd, das er von seinem Schwager Oscar v. Arnim gekauft hatte) als Reserve versuchen. Letzterer zieht übrigens im Wagen, wie ein alter Carrossier; ich werde ihn daher auch nächstens bezahlen, sobald die Rapsgelder eingehen — kannst Du Oskar sagen —, was ich mir fest vorgenommen hatte, nicht zu thun, wenn er nicht zöge." An dieser Stelle des Briefes finden sich mehrere Dintenklexe, und da, wo sie aufhören, fährt der Briefsteller fort: „Verzeihe vorstehendes Arabische, ich habe keine Minute Zeit, um diesen Zettel nochmals zu schreiben, denn ich soll in einer Stunde fahren und muß noch sehr packen."

In einem dritten Briefe erzählt er einige Unglücksfälle, ein Gutsbesitzer N. habe sich „wegen Futtermangel erschossen"; dann fügte er bei: „Eine ereignißvolle Zeit; es steht zu erwarten, daß noch einige unserer Bekannten von der Bühne abtreten werden, da dieses Jahr (1844/5) mit seiner schlechten Ernte, den niedrigen Preisen und dem langen Winter für den verschuldeten Besitzer schwer durchzuhalten ist."

Man sieht der Weg ist weit aus diesem kleinen Elend bis zu der glänzenden Stellung, die Graf Bismarck heute einnimmt. Er hat diese lange und schwierige Laufbahn glücklich überwunden, in der er es stets hielt wie Rüdiger in Ariost's Orlando Furioso:

„Disse Rugier': „Non riguardamo questo;
Facciam' noi quel, che si puo far' per noi,
Abbia, chi reg' in ciel', cura di resto.""

(Er sprach: Wir wollen selbst mit starker Hand
Das, was durch uns geschehn kann, stets verrichten,
Was dann noch übrig, steht in Gottes Hand).

* * *

Von einem Vorwurf ist Graf Bismarck allerdings nicht freizusprechen — freilich thut er das ohne Absicht — nämlich von dem, daß er seine Mitarbeiter etwas zu sehr in Schatten stellt; und es ist daher nur ein Act der Gerechtigkeit, wenn ich (zumal ich ja auch der Gesellen Benedetti's gedacht) zum Schlusse auch einige von diesen wackeren Männer erwähne, von diesen Gefährten seiner Mühen und Sorgen und seiner wahrhaft riesigen Arbeit. Sie verdienen dies um so mehr, als ein so hochbegabter eifriger und energischer Mann, welcher dem erhabensten Ziele zustrebt, hierbei seine Leute eben so wenig zu schonen pflegt, wie sich selber. Es heißt: Niemand wandelt ungestraft unter Palmen. Mit gleichem Recht ließe sich sagen: Man kann nicht ungestraft ein großer Mann sein und mit großen Männern verkehren. — — — — —

Auch hier zeigt sich, daß Graf Bismarck seine Mitarbeiter ohne alle Rücksicht auf Zünftigkeit aus den verschiedensten Lagern zusammenzieht. Die regelmäßige Carrière der preußischen Beamten bis hinauf zu ihren gegenwärtigen hohen Posten haben der Unterstaatssecretair und Wirkliche Geheim-

Digitized by Google

rath, Kammerherr Excellenz v. Thile und der Director Wirkliche Geheime Legationsrath von Philipsborn durchgemacht. Der Letztere ist Chef der Bureaus und ein Bruder des bisherigen Generalpostdirectors, der jetzt an der Spitze der größten deutschen Grundcreditbank steht. Der Erstere ist aus einer bekannten altländischen Familie und vertritt den Bundeskanzler und Chef des auswärtigen Amtes während seiner Abwesenheit. Seine Gegner sagen: „Er unterschreibt und empfängt für Bismarck, und er ist so glücklich, daß er sich nicht zu verstellen braucht, denn er weiß wirklich nichts, weil ihm Bismarck in der Regel nichts sagt.“ Ich halte jedoch diese Auffassung für eine Ausgeburt bureaukratischen Aergers. Letzterer existirt und richtet sich vorzugsweise gegen das Bundeskanzleramt und das auswärtige Amt, die mißliebig sind, weil sie eine Stellung außerhalb oder gar oberhalb der preußischen Ministerien einnehmen, welche letztere bisher jedes Einzelne mit einer sehr weit gehenden Autonomie neben einander standen, so daß das Ganze beinahe den Charakter eines Föderativstaats mit Liberum Veto seiner Mitglieder an sich trug und dem Grafen Bismarck manchen Stoßseufzer auspreßte. Ich erinnere mich, daß er eines Tages ausrief: „Wenn ich eine Prise Tabak nehmen will, muß ich erst sieben preußische Minister fragen.“ Seine Aeußerung im Reichstag von den sich hart aneinander reibenden Steinen ist bekannt.

Mit Herrn v. Thile arbeitet Graf Bismarck nun schon seit Jahren zusammen und Ersterer hat während so langer Zeit als Stellvertreter des Letztern fungirt, daß schon hierdurch der Beweis geliefert wird, wie sehr er seinem Amte gewachsen ist. Er ist ein geistreicher Kopf und hat sehr gefällige Umgangsformen. Wo er sich aufknöpfen darf, ist er Meister der Conversation und excelirt durch trefflich erzählte Geschichten. Daß er Herrn Benedetti gegenüber sehr zugeknöpft war, gereicht ihm natürlich zum Lobe. Bekanntlich leugnet Thile und behauptet Benedetti, daß zu einer gewissen Zeit zwischen ihnen Beiden von der Candidatur des Prinzen Leopold die Rede gewesen sei. Die Sache erläutert sich dadurch, daß Benedetti, unkundig der Verhältnisse, fragte, ob „le prince de Prusse“ für den spanischen Thron bestimmt sei, was natürlich Thile verneinte. Uebrigens kommt es auf alles Das nicht an, da ja selbst die Franzosen nachträglich zugestehen, die sogenannte spanische Thronc andidatur sei auch für sie nur prétexte de la guerre gewesen.

Diejenigen Herren, welche sonst noch dem Bundeskanzler am nächsten stehen, sind mit ihm in den Krieg gezogen. Es sind das der Wirkliche Geheime Legationsrath Abeken, die Geheimen Legationsräthe von Keudell und Bucher und der Legationsrath Graf von Bismarck-Bohlen. Letzterer, ein ebenso liebenswürdiger als gewandter junger Diplomat, ist ein naher Verwandter des Bundeskanzlers und nicht im auswärtigen, sondern im Bundeskanzleramt angestellt.

Herr Abeken ist von Haus aus Theolog, er hat, so viel ich weiß, seine Laufbahn als Gesandtschaftsprediger in Jerusalem begonnen. Sein geistliches Amt von Ehedem und sein Alter von Jetzt haben ihn jedoch nicht gehindert, zu Pferd zu steigen und in's Feld zu rücken. Er erinnert an jene berühmten Bischöfe und Aebte, welche vor vielen Jahrhunderten nicht trotz, sondern wegen ihrer Gelehrsamkeit bei dem Hof und in dem Kriegslager des Königs der Deutschen als Diplomaten eine glänzende Rolle spielten. Abeken arbeitet eben so rasch als leicht und dabei tragen seine Staatsschriften, in welcher Sprache sie auch abgefaßt sein mögen, den Stempel der vollendetsten Eleganz.

Digitized by Google

Herr v. Keudell ist nicht nur Diplomat, sondern auch Soldat. Er nimmt sich mit seinem frischen und kräftigen Gesicht, den schon etwas ergrauten, anscheinend gepuderten Haaren und dem hochblonden Schnurrbart in der Uniform als Landwehr-Kürassierofficier sehr stattlich aus und erinnert an seine Ahnen, welche als deutsche Ritter auszogen, um „Cultur nach Osten zu tragen". Er ist der Freund und Vertraute Bismarck's und zieht diese Stellung der ungleich glänzendern einer auswärtigen Gesandtschaft vor. Wenn der Bundeskanzler der Riesenarbeit, der Schwierigkeit und der Verantwortlichkeit seiner Stellung, bei der die Hauptdifficultäten keineswegs vorzugsweise auf der parlamentarischen Seite zu suchen sind, zu unterliegen droht, so ist es Herr v. Keudell, der ihn durch sein musikalisches Talent und seine liebenswürdige Conversation neu zu beleben weiß. Herr von Keudell ist eine Künstlernatur. Alle Welt kennt ihn und Alle Welt liebt ihn.

Wenn Herr von Thile der Geschäftsmann, Herr Abeken der Gelehrte, Herr von Keudell der Cavalier ist, so finden wir in Lothar Bucher den Stylisten oder wie man in Wien sagt, den „Concipienten". Er steht zu Bismarck wie Gentz zu Metternich, nur natürlich mit dem Unterschied, daß jene Zwei unendlich weit höher stehen. Herr Bucher war im Jahre 1848 preußischer Assessor und Abgeordneter. Als letzterer stimmte er später für die Steuerverweigerung. Als ernsthafter und energischer Mann beschränkte er sich aber nicht auf sein parlamentarisches Votum, sondern er suchte auch im Lande die Steuerverweigerung zu organisiren und practisch zu realisiren. Die Anderen schlüpften bei den gegen sie angestrengten Processen durch. Herr Bucher und Herr Ziegler (der geistreiche Dichter des „Landwehrmanns Krille" und der unter dem Titel „Nondum" erschienenen prachtvollen Novellen) waren die Einzigen, welche verurtheilt wurden, Ersterer in Berlin, Letzterer in Brandenburg. Beide gingen in's Exil. Beide haben zwischenzeitig bewiesen, wie gute Patrioten sie sind; Ziegler durch seine Rede von Ostern 1866 in Breslau, welche wie ein frischer Sturmeshauch die damals in Preußen herrschende Stickluft vertrieb, Bucher durch seine Thätigkeit im auswärtigen Amte, wo er sich auch befreit hat von jener verbitterten Mißstimmung, welche gerade die Besten am Ersten in der Verbannung zu ergreifen drohte. Auch die Correspondenzen (für die „National-Zeitung") und die Bücher, welche er in London schrieb, sind nicht ganz frei von derselben, enthalten aber außerordentlich viel Neues, Selbstbeobachtetes und Durchdachtes über die politischen Zustände Englands, die uns früher nur mit einer einseitig schulgerechten Sauce servirt wurden. Von dem großdeutschen Programm, welches Herr Bucher in Gemeinschaft mit dem geistreichen katholischen Kaplan Berg und Herrn von Rodbertus aufgestellt hat, ist er wol zurückgekommen. Dasselbe enthielt in Betreff des „Bonapartismus zweiter verschlechterter Auflage" manches treffende prophetische Wort. Herr Bucher ist ein Mann von classischer Bildung, scharfer Kritik und gründliche Kenntniß des Auslandes. Sein Profil und sein scharfes hellblaues Auge würden an den alten Fritz erinnern, wenn nicht die Nase etwas zu roth und zu dick wäre und dadurch den Gesammteindruck störte.

Ich habe meinen Raum schon überschritten. Ich schließe. Wir haben so viel tüchtige Männer in Deutschland, daß ich Ihnen nicht Alle auf Einmal vorstellen kann. Deshalb genug für heute. Berlin, Ende August 1870.

Karl Braun-Wiesbaden.

Digitized by Google

Torso.

Novelle von **Max v. Schlägel.**

Wol hart ist's, wenn in's Grab gesunken
Die Jugend mit dem letzten Kuß,
Wenn in der Thränen heißem Fluß
Verglüh'n des Glückes letzte Funken.

Wol hart ist's, wenn man feuertrunken
Vom Nectar seines Genius
Ein Stücklein Brod erbetteln muß
Am Tisch von Thoren und Hallunken.

Hart ist wol auch die letzte Noth
Und hart ist's, wenn der kalte Tod
Ein theures Leben uns entrissen . . .

Hart sind die Namen Schurk' und Dieb,
Doch härter ists, ein theures Lieb
In eines Andern Armen wissen.

Alle seine Freunde wußten, daß Robert Pfeil ein bedeutender Mensch sei.

Und doch hatte er nie Etwas geleistet, obwol er Vieles konnte. Er war Maler, aber es existirte kein einziges fertiges Bild von ihm, und wäre es das kleinste gewesen; er war Bildhauer, aber ich habe nie etwas Anderes in seinem einzigen Zimmer gesehen, als hie und da einen Lehmklotz, aus dem ein Kopf, eine Schulter, ein Arm, die Falte einer Toga herausgearbeitet war, um am nächsten Tage zerdrückt und unförmlich wieder in einer Ecke zu zerbröckeln. Er war Musiker. Wenn er in den Salons wohlhabender Freunde die Finger über die Tasten gleiten ließ, trotz aller falschen Griffe rauschten durch seine Töne die Fittiche des Genius — aber ich habe ihn nie das einfachste Lied zu Ende spielen hören, immer ward die Melodie unterbrochen durch ein träumerisches Phantasiren, bis er endlich die Hände auf den Tasten ruhen ließ und vor sich hinstarrte, lange, lange, auf eine Büste, auf ein Bild, an das er nicht dachte.

Seine kurzen Bemerkungen über Theater und Kunst — denn er sprach nie viel und nie in ganz folgerichtigem Zusammenhang mit den Aeußerungen eines Anderen — waren die originellsten und zutreffendsten, die man hören konnte; aber als ihm einer seiner Bekannten, der Verleger einer großen Zeitung, unter den allergünstigsten Bedingungen die Stellung eines Recensenten anbot, wehrte er dies mit fast jugendlicher Aengstlichkeit ab. „Ihr irrt Euch, Freunde", sagte er; „ich kann nichts, ich weiß nichts, ich habe kein Urtheil. Jetzt erscheint mir die Sache so, im nächsten Augenblick anders und in einem dritten habe ich nicht einmal mehr die Macht, darüber nachzudenken."

Digitized by Google

Robert Pfeil war auch Dichter, aber das Gedicht, das wir an die Spitze unserer Erzählung gesetzt haben, war das einzige, das er jemals vollendet hatte. Ich fand einmal die erste Strophe auf seinem Tisch zwischen den Ueberresten einer frugalen Mahlzeit, und eine halbgeleerte Flasche Rothwein stand darauf und hinderte sie, mit dem Zugwind fortzuflattern, der durch das offene Fenster hereinströmte. Nach einigen Tagen war die Flasche leer, aber das Gedicht, bestaubt und befleckt, lag noch darunter, und die Weinflecken darauf sahen aus, als wären sie von Blut. Später, am Ende dieser Erzählung, fand ich das Gedicht fertig, aber zerrissen am Boden.

Ein naßkalter Decembertag wallte trüb und nebelig vor dem Fenster, als ich bei Robert Pfeil eintrat. Robert saß an seinem Tisch, den er vor dieses einzige Fenster seines Mansardenstübchens geschoben hatte, und starrte hinaus durch das zersprungene Glas, das nach Art der Ateliers aus einer einzigen Scheibe bestand. Dieselbe stand etwas schief und die Schneeflocken, mit einem feinen Regen untermischt, fielen ununterbrochen darauf, zerschmolzen an dem Glase und rollten als große Tropfen daran hinab.

Wie lange Robert Pfeil diesem Proceß zugesehen, weiß ich nicht. Derselbe schien ihm jedoch so interessant, daß er selbst mein Eintreten überhörte. Ich legte ihm die Hand auf die Schulter. Er fuhr erschreckt zusammen und sah mir mit weitgeöffneten Augen in's Gesicht, als ob er Angst habe, ich möchte ihn in seinen Gedanken belauschen.

Dann lächelte er verlegen über seine Schwäche und bot mir die Hand.

„Das ist hübsch von Dir, daß Du auch wieder einmal zu mir heraufkletterst", sagte er, „und noch dazu bei diesem abscheulichen Wetter."

„Ich bin gekommen, um einmal ernst mit Dir zu reden", sagte ich.

Wieder sah er mich befremdet an. In seinen großen, unstäten Augen lag Mißtrauen. Dann schien er seine Besorgniß abzuschütteln, ein Lächeln schimmerte über sein schönes, hageres Gesicht, schön und hager wie das eines schriftgelehrten Arabers, und verlor sich unter dem schwarzen, schöngezeichneten Bart.

„Ernst?" sagte er. „Und mit mir? Du könntest mich neugierig machen. Hast Du aber wieder einen Auftrag zu einem Bilde oder Roman oder dergleichen, zu dem Ihr mir, weiß der Himmel, wie Ihr dazu kommt, das Talent zutraut, so will ich Dir im Voraus sagen, daß ich gegenwärtig weniger als je in der Stimmung bin, Deine Theilnahme nach Verdienst zu würdigen."

„Ich bilde mir nicht ein, mehr Einfluß über Dich zu besitzen, als andere Deiner Freunde", entgegnete ich etwas verletzt. „Auch habe ich mich längst dem allgemeinen Urtheil über Dich beigesellt."

Robert hatte sich aufgerichtet und stand nun, seine elegante, hohe Gestalt mit unnachahmlicher Grazie auf eine Hand und diese auf den Tisch stützend, mit auf die Brust gesenktem Haupte sinnend da.

Als ich geendet, lachte er leise und bitter vor sich hin.

Digitized by Google

„Ja, ja, ich weiß es", sagte er, ohne das Haupt zu erheben, „Ihr nennt mich spottweise Torso, weil ich nichts fertig bringe. Ihr habt Unrecht. Ich arbeite wirklich viel, sehr viel, nur nicht gerade in Dem, wozu Ihr mir um jeden Preis die Fähigkeiten aufdrängen wollt. Ich kenne mich selber sehr genau — einer der wenigen Vorzüge, die ich besitze. Es ist wahr, ich habe Conception, ich habe Ideen — aber diese machen den Künstler nicht allein. Mir fehlt das Nothwendigste, die Gestaltungskraft, jener Geist der Harmonie, den wir im Leben der Menschen Kunst, im Walten der Natur die Gottheit nennen."

Er fuhr sich mit der Hand über die fieberhaft glühende Stirn und seine Blicke irrten unstät im Zimmer umher. Dann fuhr er fort, als rede er mit sich selber:

„So oft ich mir's auch zuschwor mit allen heiligen Eiden, etwas Ganzes und Großes zu schaffen, nicht für die Welt — was liegt mir daran! sondern für mich, für mich ganz allein, um einen Augenblick auszuruhen im Anschauen des Vollbrachten von dem ewigen fruchtlosen Ringen dieser Brust — es war unmöglich. Eine Idee, die mich in einen wahren Schöpfungstaumel stürzte, schwoll unter meinen Fingern auf zum Formlosen, Ungeheuerlichen, oder schrumpfte zusammen zur schattenhaften Fratze."

Torso schwieg einen Augenblick, dann fuhr er ruhiger fort:

„Könnten diese Wände erzählen, was ich schon gelitten mit diesem Drang zu Allem, dieser Kraft zu Nichts. Ihr habt mir den rechten Namen beigelegt — ich bin Torso und will es bleiben. Ich habe mir deshalb auch das Wort gegeben, nichts mehr zu versuchen, und in der Negation hoffe ich glücklicher zu sein und einmal etwas Ganzes zu leisten — ein ganzes Nichts."

Torso's Gestalt war in sich zusammengesunken und wie todtmüde starrte er vor sich nieder. Die Gründe, die mich hergeführt, lagen mir bleischwer auf Herz und Zunge. Aber es galt des Freundes Ehre — ich mußte reden.

„Du hast Dich die letzte Zeit mit Nachbildungen von Weber's verwundeter Taube und mit Uebersetzungen aus dem Französischen beschäftigt, nicht wahr?"

Torso erröthete, ich wußte nicht, ob aus gekränktem Künstlerstolz oder aus Schuldbewußtsein.

„Ja — allerdings", stotterte er. „Ich mußte leben. Copien und Uebersetzungen gehören zu jenen mechanischen Arbeiten, zu denen meine Fähigkeit allein ausreicht. Du weißt, mein Vermögen ist zu Ende — ich mußte leben!"

„Selbst dieser Grund entschuldigt Dich nicht, Robert", sagte ich ernst und vorwurfsvoll. „Ich weiß, Du bist stolz, Du willst von Deinen Freunden keine Hülfe, das ist sehr anerkennenswerth. Aber nur so lange, als Du nicht gezwungen bist, deshalb zu Unehrenhaftem zu greifen ..."

Torso hob rasch den Kopf und sah mir ruhig, aber mit dem echten Ausdruck des tiefsten Staunens in's Gesicht.

Digitized by Google

„Zu Unehrenhaftem?“ wiederholte er. „Ich verstehe Dich nicht, Freund!“

Ich wurde fast verlegen.

„Nun ja!“ sagte ich, halb ärgerlich über meine eigene Schwäche. „Soeben traf ich im Café den Staatsanwalt Ferndal, den Du kennst, und der erzählte mir in höchster Aufregung, daß er gegen Dich vorgehen müsse auf Antrag Weber's wegen unbefugter Nachbildung . . .“

Das Erstaunen Torso's wurde ersichtlich immer größer.

„Wegen unbefugter Nachbildung?“ wiederholte er dann, als verstehe er den Sinn dieser Worte nicht.

„Ja, oder wegen Kunstdiebstahls, wie man es auch nennt“, ergänzte ich.

Torso zuckte zusammen.

„Zu gleicher Zeit hat sich ein französischer Autor an den hiesigen Schriftstellerverein gewendet, um Dich wegen unbefugter Uebersetzung und Aneignung mehrerer seiner Theaterstücke zu belangen . . .“

Torso schüttelte den Kopf wie in sprachloser Verwunderung.

„Kunsthändler Meyr und Theateragent Gregor haben mir doch gesagt, daß Weber und Dubois ihre Einwilligung gegeben haben“, sagte Torso, der noch immer nicht zum rechten Bewußtsein seiner Lage gekommen schien.

„Hast Du einen Brief oder etwas Aehnliches darüber?“

„Nein! Es wurde zwischen uns Alles mündlich abgemacht.“

„Nun ja — Meyr und Gregor behaupten, daß Du Dich für den Bildner der Taube und für den Verfasser der Stücke ausgegeben habest. Letztere sind unter Deinem Namen bereits an mehreren kleinen Bühnen aufgeführt . . .“

„Die Schurken!“ sagte Torso leise, aber so überzeugungsinnig, daß ich nicht mehr an seiner Unschuld zweifeln konnte.

Ich schwieg. Torso ging langsam mit auf die Brust gesenktem Haupte im Zimmer auf und ab. Ich vermuthete, daß er über den Streich nachdenke, der ihm gespielt worden sei, und über die Mittel, seine Folgen abzuwenden. Ich störte ihn deshalb nicht.

Nach einiger Zeit blieb Torso vor mir stehen und sah mir in's Gesicht. Er schien zu einem Entschluß gekommen.

„Ich weiß, Du beobachtest die Menschen und denkst viel über sie nach“, sagte er, indem er mir die Hand auf die Schulter legte. „Glaubst Du, daß Clara Monden ihren Mann liebt?“

Jetzt war die Reihe zu erstaunen an mir. Während ich glaubte, den tiefsten Eindruck auf ihn gemacht zu haben, indem ich ihn von den Gefahren unterrichtete, welche seinem ehrlichen Namen drohten, hatte er an eine Frau gedacht, die ihn auch nicht das Geringste auf der Welt anging — an die seit wenigen Monaten vermählte Gattin eines unserer Bekannten, in dessen gastfreundlichem Hause wir viel verkehrten — des Banquier Monden.

Ich wußte wol, diese Frau war ihm einst als das schöne Malers-

Digitized by Google

kind, wie man sie hieß, als die Tochter des Genremalers Adam Tubernau nicht ganz gleichgiltig gewesen, ich hatte ihn einst selber beobachtet, wie er im Hause ihres Vaters oft dasaß und jeder Bewegung des schönen Mädchens folgte mit seinen großen, träumerischen Augen.

Torso war damals eben erst in die Stadt gekommen, man sagte von ihm, daß er Vermögen habe, und erwartete Bedeutendes von seinem Talent. Aus den Fragen zu schließen, welche die Eltern einmal über ihn an mich stellten, glaubte ich auch zu entnehmen, daß sie an die Eventualität einer ehelichen Verbindung zwischen ihrer Tochter und Robert Pfeil sogar einmal gedacht hatten, und auch Clara, die sanfte, die schöne, schien ihn länger und mit freundlicherm Lächeln anzusehen und ihre melodische Stimme zu noch milderen Lauten herabzustimmen, wenn sie mit ihm sprach.

Da blieb Torso mit einem Male von Tubernau's weg. Die Eltern fragten mich einige Male nach ihm und ich glaubte zu bemerken, daß Clara mich dabei mit einer Theilnahme ansah, welche ich an ihrem ruhigen glücklichen Gesicht gar nicht gewohnt war.

Ich fragte Robert Pfeil damals, warum er so plötzlich von Leuten wegbleibe, welche ihn stets mit so großer Auszeichnung behandelt hätten, und von einem Wesen, dem er nicht gleichgiltig zu sein scheine . . .

Robert's Wangen rötheten sich ein wenig, seine Augen leuchteten.

„Haben sie von mir gesprochen?" rief er. Dann aber wurden seine Blicke glanzlos, seine Wangen fahl. — „Sage ihnen, daß sie sich in mir täuschen", sagte er dann traurig. „Es ist mein Unglück, daß die Leute immer mehr hinter mir suchen, als hinter mir steckt. Das ist unerträglich. Obwol ich, weiß der Himmel, nicht das Geringste dazu beitrage, werde ich als geistreich, als genial, als Talent und alles Mögliche verschrieen und auf eine Höhe gestellt, auf die ich nicht gehöre. Und wenn ich ihnen wirklich die Wahrheit sage, so sind sie im Stande, das wieder für geistreich zu halten. Und sonderbar, so unangenehm es mir ist und so sehr ich diese Höhe verabscheue, auf die man mich künstlich hinaufschraubt, ich fürchte doch immer, daß der luftige Thronsessel unter mir weicht und komme dadurch in jenen häßlichen, unnatürlichen Zustand unbewußter Täuschung und halb bewußter Schwäche, der mich in einem Moment der Selbstkritik und Vernunft schließlich aus jeder Gesellschaft wegtreibt wie einen Paria, der nicht dorthin gehört."

Ich hatte damas nicht viel Acht gegeben auf diese Auslassungen Roberts und als er noch hinzufügte: „Sie glauben in mir einen Mann entdeckt zu haben, der ihre Tochter auf die Höhen des Ruhmes heben soll und ich bin doch nichts, als ein elender Farceur wider Willen, der es nie zu etwas Anderem bringen wird, als zu dem Ruf eines geistreichen Menschen" — da wandte ich mich mit Unmuth ab von diesem circulus viciosus der Schwäche und Selbstunterschätzung und hielt das Ganze für eine billige Art, von einer Courmacherei loszukommen, die ihn nicht mehr amüsirte.

Digitized by Google

Clara hatte bald darauf geheirathet, einen der reichſten und geachtetſten Banquiers der Stadt. Die ſchöne, aber arme Malerstochter hatte ein großes Glück gemacht, wie die Leute ſagten.

Ich war dabei, als der alte Tubernau dem Torſo die bevorſtehende Vermählung ſeiner Tochter ankündigte. Ich ſtand bei Tubernau im Atelier und betrachtete ſein neueſtes Bild: es war das Portrait ſeiner Tochter im Hauskleide oder vielmehr in der weißen Tunica mit goldenem Gürtel, welche ſie gewöhnlich trug.

Es war ein herrliches Bild. Es giebt Frauen, welche bei ihrem Anblick eine unendliche Sehnſucht einflößen und dennoch jeden Wunſch auf Beſitz wie ein Verbrechen erſcheinen laſſen; zu dieſen gehörte Clara.

Der Alte freute ſich über das Entzücken, das ich vor dem Bilde bewies. Ihm, dem Vater und Künſtler, konnte es ja gleichgiltig ſein, ob mein Wohlgefallen dem Bilde oder dem Original oder beiden zugleich galt. Er hatte das Sammetkäppchen etwas in's Genick zurückgeſchoben, die ſilbernen Haare quollen darunter hervor, ſein Geſicht war von künſtleriſcher Begeiſterung geröthet und ſeine grauen jovialen Augen blitzten vor Zufriedenheit.

Da pochte es an die Thür des Ateliers, ſie öffnete ſich und herein trat Torſo. Als er mich ſah, überſchattete etwas wie Verlegenheit ſein Antlitz, ſogleich jedoch faßte er ſich und bald war eine Unterhaltung im Gange, an der er munterer als je theilnahm. Er beſah ſich die Bilder, Clara's Portrait ſehr lange . . . Der alte Maler ſchien mir ſeit Torſo's Ankunft etwas gedrückt, er gab ziemlich einſilbige Antworten. Endlich, als wir gerade wieder vor Clara's Bild ſtanden, ſagte er — es ſchien ihm Mühe zu machen, es auszuſprechen —:

„Ich habe den Herren noch gar nicht mitgetheilt, daß Clara verlobt iſt, ſeit geſtern, mit Herrn Monden, den Sie ſchon öfters bei uns geſehen. Er liebt ſie ſchon lange, aber Clara hat ſich noch immer nicht recht entſchließen können. Geſtern nun hat Herr Monden ſeine Bewerbung angebracht und ſie hat dieſelbe angenommen."

Der alte Tubernau ſchien Eile zu haben mit ſeinem Vortrag zu Ende zu kommen und ſeufzte jetzt erleichtert auf. Unwillkürlich blickte ich auf Torſo. Ich glaubte wol ein flüchtiges Erbleichen zu bemerken, aber es verſchwand ſo raſch, daß ich annahm, mich getäuſcht zu haben.

Es geziemte ſich natürlich, den glücklichen Vater zu beglückwünſchen.

Ich that es geziemend. Als ich fertig war, ſah ich auf Torſo. Er ſchien von der ganzen Mittheilung nichts gehört zu haben, ſondern ſtarrte zerſtreut wie gewöhnlich auf das Bild Clara's.

„Nun?" ſagte ich, indem ich die Hand auf ſeinen Arm legte. „Was ſagſt Du zu der Wahl des Fräulein Clara?"

Torſo fuhr ſich über die Stirn und lächelte verlegen.

„Ich? Ich meine, daß Herr Monden ein ſehr reicher und ſehr liebenswürdiger Mann iſt, der Fräulein Clara ſehr glücklich machen wird, gewiß, ſehr glücklich."

Tubernau kam in Verlegenheit bei der etwas tactloſen Bemerkung

Torso's, daß Clara's Bräutigam reich sei. Torso versank in tiefes Nachdenken.

Eine peinliche Pause entstand. Ich beendigte sie dadurch, daß ich Torso aufforderte, mit mir eine Promenade zu machen. Wir empfahlen uns. Es war unser letzter Besuch bei Tubernau's. In der Folge sahen wir den Alten öfter bei seinem Schwiegersohn, welcher mit einer gewissen Ostentation sein Haus für den ganzen Gesellschaftskreis öffnete, der sich früher um das schöne Malerkind versammelt hatte, und seinem Schwiegervater sozusagen die ganze Last der Repräsentation abnahm.

Auch ich und Torso waren einige Male dort gewesen. Ich hatte Torso beobachtet, aber nichts bemerkt, als daß er Frau Monden sehr oft und lange beobachtete. Ich kannte ihn jedoch gut genug, um zu wissen, daß nicht Alles, was er ansah, auch immer den Mittelpunkt seiner Gedanken ausmachen mußte, sondern daß er oft an etwas ganz Anderes dabei dachte. Im Uebrigen hatte er ganz unbefangen mit ihr verkehrt. Und so hatte ich es allmählich vergessen, Clara Monden und Torso in eine andere als gesellschaftliche Beziehung zu einander zu bringen.

Um so mehr überraschte mich heute, da ich seinen Geist inmitten der schwersten Besorgnisse um seine Ehre wähnte, die Frage: ob Clara Monden ihren Mann liebe.

Noch mehr, diese Frage klang mir wie ein Hohn auf meine freundschaftliche Theilnahme und ich antwortete ziemlich derb:

„Ich bekümmere mich nur um Dinge, die mich angehen, und würde Dir dasselbe rathen. Ob Frau Monden ihren Mann liebt oder nicht, wird wol ihn allein berühren."

Torso hörte den Ton nicht, in dem ich zu ihm sprach, oder wollte ihn nicht hören.

„Hm! Hm!" machte er kopfschüttelnd. „Sie ist ganz anders geworden, seit sie vermählt ist. Ihr Frohsinn ist weg, ihre Ruhe selbst ist einer nervösen Rastlosigkeit gewichen, die nicht der Ausdruck des Glücks sein kann . . ."

„Ja, in des Himmels Namen!" rief ich, „bist Du denn ihr Arzt? Kümmere Dich lieber um die Gefahren, welche Deine Existenz und Deinen Namen bedrohen, statt um die Nervenzustände einer fremden Frau."

„Einer fremden Frau!" murmelte Torso. „Ja, ja, sie ist seine Frau."

„So weit man das durch eine Heirath werden kann, allerdings!" spottete ich.

Da hob er rasch den Kopf, als wollte er lästige Gedanken abschütteln, und fuhr fort:

„Ich danke Dir für Deine Mittheilungen, aber ich sehe nicht ein, was da zu thun ist."

„Das siehst Du nicht ein?" rief ich entrüstet. „Du begreifst nicht, daß Du die Schurken durch eine laute Erklärung brandmarken mußt, ehe die öffentliche Meinung gegen Dich eingenommen ist?"

Digitized by Google

Torso winkte ablehnend mit der Hand.

„Nein, nein! Ich kann unmöglich öffentlich eingestehen, daß ich Uebersetzungen anfertige und fremde Vögel nachmache."

„Jetzt kommt dieser Stolz zu spät. Hätte er Dir Kraft gegeben, Etwas zu schaffen, dann wäre er Etwas werth, so aber wird er Deinen Feinden Gelegenheit geben, Dich hinterrücks zu meucheln."

„Es wird nicht so schlimm werden. Ich will darüber nachdenken. Es hat ja keine Eile", sagte Torso in einem Ton, als habe er sich eines lästigen Mahners zu entledigen. „Apropos — gehst Du heute Abend zu den Mondens?"

„Monden und immer Monden!" rief ich ärgerlich und nahm meinen Hut. „Denke an Meyr und Gregor und an Deine Ehre!"

Torso stand hoch aufgerichtet da und sah mir ruhig und lächelnd in's Gesicht.

„Ehre!" sagte er dann und aus seinem Wesen war alle Zerstreuung gewichen. „Ehre! Der Popanz für Kinder, denen der Muth fehlt, ein Herz zu haben. Doch ich frage im Ernst: Gehst Du zu Monden?"

„Ja", sagte ich unter der Thür so kurz als möglich.

„Nun, dann werden wir uns dort sehen."

* * *

Gerade heute Abend war eine recht anziehende Gesellschaft versammelt in den Salons des Banquier Monden — Künstler, Schriftsteller, hervorragende Börsenleute und so weiter. Auch die Damengesellschaft ist sehr interessant, welche, zwischen den Portièren sichtbar, eben den unterhaltenden Plaudereien eines ältlichen Herrn lauscht, der in zu guten Verhältnissen und zu blasirt, um zu schriftstellern, seinen Geist und Witz gänzlich seinen Freunden zur Verfügung stellt und es ruhig über sich ergehen läßt als einen der Gesellschaft schuldigen Tribut, wenn man überall, wohin er kommt, auf den Feuilletonartikel wartet, den er in seinem Kopfe mitzubringen pflegt.

Es hatte oft einen ganz besondern Reiz auf mich geübt, Torso und diesen Mann mit einander zu vergleichen, wenn sie sprachen. Der Eine unruhig, heftig, als ob die Geburt jedes Gedankens eine innere Nothwendigkeit sei, der die gequälte Hülle nicht widerstehen könne, der aber auch befreit jede Schranke niederreiße — auf der einen Seite ein Mensch, der der Wucht seiner Empfindungen erliegt — auf der andern die souveraine Objectivität, die vollständig über sich Herr geworden ist und die ihr innewohnende geistige Kraft nur in wolberechneter, künstlerisch gestalteter Form auf Andere wirken läßt. Der Eine zum Handeln unfähig durch den Drang — der Andere unfähig durch die Uebervollendung; der Eine eine sprühend aufsteigende Rakete, der Andere ein bleiches elektrisches Licht ohne Wärme — sich gleich blos in ihrer Unfruchtbarkeit für sich und die Welt.

Heute mußte der geistreiche Plauderer ein besonders anziehendes Thema behandeln, eine besonders interessante Indiscretion muß zwischen

Digitized by Google

seinen eleganten Redewendungen hindurchschimmern, weil die Versammlung der Damen mit solch' athemloser Spannung lauscht.

Selbst die Frau vom Hause, welche, hoch, schlank und bleicher als gewöhnlich, etwas abseits auf die Lehne eines Fauteuils sich stützt, selbst sie, deren träumerische Gleichgiltigkeit gegen Alles, was Andere interessirte, mich schon einige Male peinlich berührt hatte in diesen geistig angeregten Kreisen, obwol ich mich hütete, nach unserm letzten Gespräch Torso dies mitzutheilen — selbst sie scheint zuzuhören. Der Schimmer eines Lächelns gleitet manchmal über ihre apathischen Züge, schön und schlaff, wie die einer Circassierin des Harems, die des Geliebten harrend vom süßen Opium zu viel genossen. Ihre auf der Mitte des Augapfels ruhenden Wimpern heben sich manchmal langsam und träge nach aufwärts bei besonders lautem Ausdruck des allgemeinen Vergnügens, um sich gleich wieder müde und schlaftrunken herabzusenken. Aber diese kurzen Augenblicke genügen, um ein feuchtes, verschleiertes Auge blicken zu lassen, das allmächtig sein mußte, wenn es sich belebte. Etwas wie Wohlgefallen schimmerte heute darauf, gleich jenem weißen Punkt, den die Maler den Augen ihrer Geschöpfe geben, und auch der verschwand bald genug wieder.

Es war eigentlich zu verwundern, daß die Herrengesellschaft nicht ebenfalls zu den Damen getreten, als sie bemerkte, daß der oratorische Feuilletonist in seiner bescheidenen, ungezwungenen Art seinen Vortrag aus einem zufälligen Zwiegespräch sich hatte entwickeln lassen. Und auch wieder nicht — denn die Herren debattiren eben über ein sehr pikantes Thema. Unsere Zeit, unsere Männerwelt huldigt jetzt ja unbedingt der Herrschaft des Pikanten. Der Puderstaub des Hofes von Versailles ist in unserm demokratischen Zeitalter über die Welt geflogen und bedeckt zwar nicht mehr die Köpfe — aber die Herzen. Die Herrengesellschaft des Banquier Monden debattirt über das Heyse'sche Wort, das er von seinen Novellen sagt: „Sie sind sittlich, nicht moralisch."

Herr Monden weiß, daß ihm sein Reichthum auch Pflichten auferlegt gegen die geistige Production. Auf seinem Tische liegen die neuesten literarischen Erscheinungen hübsch eingebunden, um von acht Tagen zu acht Tagen in seine Bibliothek zu wandern und durch neuere ersetzt zu werden. Herr Banquier Monden war von seinem Buchhändler vortrefflich bedient. Aber der Letztere wußte auch, daß er die Kundschaft verliere, wenn Herr Monden nur einmal ein belletristisches Werk angezeigt oder recensirt las, bevor er es auf seinem Tisch hatte.

Damit sei nun freilich nicht gesagt, daß Herr Monden Alles las, im Gegentheil, er las sogar sehr wenig, gar nichts, wie Manche behaupteten. Seine Urtheile, die er manchmal abgab — und er that Alles mit einem gewissen Aplomb, wie er seiner gesellschaftlichen Stellung zukam — schienen das hie und da sogar zu beweisen. Aber die Gesellschaft war gefällig genug, über dergleichen Entdeckungen, wenn sie dieselben gemacht zu haben glaubte, rasch hinwegzuschlüpfen. Niemand auch nahm es Herrn Monden übel, daß er nichts las — es geht ja weniger beschäf-

Digitized by Google

tigten Leuten so, daß sie vor dem Wust der gegenwärtigen literarischen Ueberproduction zurückschrecken und da sie unmöglich Alles bewältigen können, gar nichts lesen. Ein wirkliches geistiges Bedürfniß findet allerdings mit instinctivem Tact das ihm Zusagende heraus — behauptet man — aber solche Fragen hatten die Freunde des Herrn Monden nicht zu stellen, sein Lesezimmer bot ihnen ja alle literarischen Genüsse in vollem Maße und sie hatten sich also doch nicht darüber aufzuhalten, daß Herr Monden sie ihnen ungeschmälert überließ.

Und dann las ja seine Frau, oder vielmehr, sie hatte sehr viel gelesen, als sie noch im Hause ihrer Eltern war. Sie hatte aber als Herrn Monden's Frau begriffen, daß es auch noch andere Pflichten gebe, als deutsche Romane und französische Essays zu lesen und darüber zu sprechen, daß sie neben dem Studium von Burns und Tennyson auch das Haus ihres Mannes zu repräsentiren, ihrer Toilette die nöthige Sorgfalt zuzuwenden habe. Denn die Frau des Banquier Monden konnte unmöglich in ähnlicher Kleidung herumgehen, wie die schöne Malerstochter mit dem faltigen griechischen Gewande, in dem er sie als Braut so gern gesehen, das an den Schultern durch Agraffen und einem goldenen Gürtel um die Hüften zusammengehalten ward. Hatte er ihr ja selbst zur Verlobung solche Agraffen und eine Gürtelschnalle aus Brillanten geschenkt im Werthe von . . . doch schweigen wir davon. Herr Monden würde uns mit stolzem Lächeln sagen, daß er den Werth seiner Geschenke vergesse, sobald er sie gekauft. Also Frau Monden las seit ihrer Vermählung auch nicht mehr viel . . .

Doch kehren wir zu Herrn Monden und zu der pikanten Debatte im Rauchzimmer zurück.

Es handelte sich also darum, genau festzustellen, was Heyse mit jenem Gegensatz: Sittlich, nicht moralisch! habe sagen wollen. Wer die unglückliche Frage auf's Tapet gebracht, weiß ich nicht mehr, am Ende ich selber.

Herr Monden nahm den Gegenstand mit einer gewissen Wärme auf. Er schien überhaupt, seit ich ihn das letzte Mal gesehen, viel von seiner beneidenswerthen Ruhe eingebüßt zu haben. Mit einem geringschätzigen Ton, der ihm sonst gegenüber berühmten Schriftstellern nicht eigen war, schickte er voraus, daß er weder diesen Ausspruch kenne, noch die Producte, auf die er sich beziehe; jedenfalls aber sei es ein Unsinn, oder zum Mindesten eine ganz haltlose Wortspielerei. Sittlich heiße moralisch, moralisch heiße sittlich.

Es erregte einiges Aufsehen, Herrn Monden in solchen Dingen derart absprechen zu hören; man war auch einigermaßen in Verlegenheit, was man erwiedern solle, und gänzlich schweigen konnte man doch auch nicht.

Da ergriff Torso das Wort, welcher bisher schweigend dagesessen und eine der dicken Troddeln betrachtet hatte, welche zwischen den Portièren des Seitenzimmers herabhing. Und er mischte sich in die Unterhaltung mit einer gewissen Animosität, welche weder der Allgemeinheit des Gegenstandes, noch der Art von Respect zu entsprechen schien, welche

Digitized by Google

wir für den Hausherrn hegten und mit welcher wir manche seiner Urtheile entschuldigten.

„Unter sittlich", sagte Torso mit erregter Stimme, „ist wol das innere Sittengesetz zu verstehen, das der Mensch zwar nicht mit sich auf die Welt bringt, das sich aber aus seinem Contact mit Menschen unter verfeinerten Lebensbedingungen nothwendig ergiebt. Mit „moralisch" bezeichnet Heyse den Formalismus, welcher sich, wenn auch nur zum Theil, aus jenem Gefühl herausgebildet hat und mit religiösen und conventionellen Zuthaten aufgeputzt — zur Folter werden kann für das edelste Herz."

Wie gesagt, ich war erstaunt über das Feuer, mit dem Torso auf die Sache einging. Er hielt sein dunkles Auge mit herausfordernder Ueberlegenheit auf unsern Wirth geheftet.

Unser Wirth schien das zu fühlen. Auch seine Antwort fiel daher betonter aus, als es der Gegenstand geboten und die Rücksicht für den Gast zugelassen hätte.

„Practische Menschen, Herr Pfeil!" (er legte auf das Wort practisch einen fast beleidigenden Nachdruck), „practische Menschen nehmen das gesellschaftliche Leben, wie es sich im Laufe der Zeiten nothwendig herausgebildet hat, und suchen nicht in einer ungezügelten Phantasie Unterschiede, welche, ich behaupte es, in Wirklichkeit nicht existiren. Mir wenigstens ist noch kein Beispiel aufgestoßen, wo Ihr inneres Sittengesetz mit meiner hausbackenen Moral in Widerspruch gerathen wäre."

Die Augen Torso's waren bei dem Ton dieser Antwort ein paar Mal stolz und zornig aufgeflammt; er bezwang sich aber und sagte verhältnißmäßig ruhig, indem er die Blicke vor sich auf den Boden heftete:

„Beispiele wüßte ich mehr, als Sie heute vielleicht noch anzuhören geneigt wären. Darum nur eines, das Ihnen als verheirathetem Mann zunächst liegt. Gesetzt, eine Frau liebt ihren Gatten nicht, und ist doch nicht blos der Form nach, sondern in der That sein Weib, so ist das nach Ihrer Moral sehr moralisch, nicht wahr?"

Die Stimme Torso's hatte gegen das Ende seiner Rede an Sicherheit und Stärke zugenommen; über sein Gesicht zuckte wie Wetterleuchten ein sardonisches Lächeln, seine Augen waren auf Monden geheftet mit fascinirendem Ausdruck.

Eine glühende Röthe schoß über Monden's Gesicht.

„Mein Herr! . . . Herr Robert Pfeil!" stieß er mühsam hervor.

Torso schien sich an der Erregung Monden's zu ergötzen.

„Ich", fuhr er dann langsam fort, „und, wie ich glaube, auch Paul Heyse, fänden ein solches Verhältniß — höchst unsittlich."

Herr Monden sah aus, als wolle er vor Wuth ersticken. Er stand brüsk auf.

„Da mich Herr Pfeil so direct und persönlich interpellirt hat, so werden die Herren begreifen, daß sich der Gegenstand einer weitern Discussion entzieht . . .!"

Wir standen mit verlegenem Räuspern ebenfalls auf. Der Vor-

Digitized by Google

fall war sehr peinlich. Ich war sehr zufrieden, als ich sah, daß die Damenvorlesung beendet sei und mehrere Damen Miene machten, sich zu entfernen.

Torso lehnte in einer Fensternische, jedoch so, daß er, ohne sich selbst zu exponiren, sehen konnte, was im Nebenzimmer vorging.

Monden stand neben seiner Frau und aus seinem wiederholten Verneigen schloß ich, daß sich die Leute, mit denen er sprach, eben verabschiedeten. Er schien dessen herzlich froh zu sein und sich nicht einmal Mühe zu geben, es zu verbergen. Ich schrieb dies auf Rechnung des unangenehmen Vorfalls, der eben stattgefunden hatte. Sonderbar war dagegen das Benehmen seiner Frau . . .

Da rief mich Torso. Wir waren allein im Zimmer. Ich bin Weltkind genug, daß es mir unangenehm war, nach dem Vorausgegangenen mit ihm, wenigstens hier noch, zu sprechen. Ich trat zögernd in die Fensternische.

Torso legte mir die Hand auf die Schulter. Sein Gesicht war sehr erregt.

„Habe ich Unrecht, wenn ich Dich für meinen Freund halte?"

Solche Aeußerungen waren ihm sonst fremd.

„Gewiß nicht", antwortete ich, „obwol ich heute ganz der Ansicht des Herrn Monden bin, daß man zu solchen Beispielen, wie das von Dir citirte, nicht gerade die Frau des Hausherrn wählt."

„Davon wollen wir später reden. Es war ja blos die Falle, die „Mausefalle" nach Hamlet. Doch davon später — um was ich Dich bitten wollte, ist, noch nicht fortzugehen."

Ich war erstaunt.

„Noch nicht fort? Nach Deiner Controverse mit dem Hausherrn dächte ich, solltest Du es am eiligsten haben, Dich auf schickliche Weise zu empfehlen — und überdies: Du siehst ja, daß Alles Abschied nimmt."

„Gleichviel — ich bitte, ich beschwöre Dich zu bleiben . . ."

„Und ich beschwöre Dich, mit mir zu gehen; denn Dein Gemüthszustand scheint mir im Ernst bedenklich."

„Ich kann nicht."

„Und warum, wenn man fragen darf?"

Torso blickte neben mir hinweg nach dem Nebenzimmer. Dann faßte er mich am Arm und sagte:

„Schau, wie sie sich Mühe giebt, die Leute zurückzuhalten, die er lieber mit Fußtritten hinwegjagen möchte; schau, wie lange sie die Hand der dicken rothen Dame hält . . ."

„Der Frau Geheimen Räthin Wasserzug", corrigirte ich entrüstet. „Nun, das beweist nur, daß Herr Monden noch immer aufgeregt ist durch Deinen Mangel an Zartgefühl und daß seine Frau diesen Eindruck zu verwischen sucht . . ."

Torso schien die Beleidigungen gar nicht zu hören, die ich an ihn richtete, sondern flüsterte, indem er meinen Arm krampfhaft zusammenpreßte:

Digitized by Google

„Schau, wie sie erbleicht! Jetzt wieder ist ihr Gesicht von glühendem Roth übergossen, ein leiser Schauer schüttelt ihre Gestalt; ihre Hand bebt vor Angst . . .“

„Vor Angst . . .?“

„Ja, sie hat Angst — vor dem Alleinsein mit ihrem Mann!“ sagte Torso dumpf.

Die Ueberraschung machte mich eine Zeit lang sprachlos. In dieselbe mischte sich auch einiger Spott.

„Und vor diesem Unglück soll ich Dir die arme Frau beschützen helfen? Gern, Freund, wenn Du mir angiebst, wie wir uns selber vor dem Hinausgeworfenwerden sicher stellen.“

Ohne direct darauf Antwort zu geben, sah Torso unverwandt nach unseren Wirthen, von welchen sich eben das letzte Paar verabschiedete, und sagte abgebrochen und zerstreut:

„Ich habe seit ihrer Vermählung nie etwas Anderes, als das Allergleichgiltigste mit ihr gesprochen, und doch weiß ich, wie sehr sie leidet seit dieser Zeit.“

Die tiefe Traurigkeit, mit der Torso das sagte, rührte mich beinahe.

„Frau Monden wurde nicht der geringste Zwang auferlegt bei ihrer Wahl“, sagte ich.

Torso lachte bitter.

„Du machst den Blinden für die Wahl der Farbe, den Tauben verantwortlich für seinen Gesang. Clara Tubernau ist jetzt achtzehn Jahre alt und einer jener nordischen Blumen vergleichbar, die erst im hohen Sommer blühen. Was wußte sie von Liebe und Ehe, als man ihr sagte, der feingewaschene, brillantenbedeckte Millionär wolle sie heirathen. Jetzt weiß sie davon, wenigstens von der Ehe, und geht langsam daran zu Grunde.“

Ich fühlte für Torso nunmehr herzliches Mitleid.

„Bester Freund!“ sagte ich. „Warum kommst Du gerade jetzt auf die unglückliche Idee, Dich in dieses Weib zu verlieben, da es zu spät ist —“

Torso machte eine abwehrende Bewegung, ich mißverstand sie und fuhr fort:

„Ja, zu spät — denn ich behaupte, daß diese Frau blos für ihren Gatten lebt.“

Torso lächelte verlegen.

„Ich liebe sie nicht, nein! Wenigstens glaube ich es nicht. Ich schwöre Dir, daß nie ein eigensüchtiger Wunsch in meiner Seele aufgestiegen ist — ich weiß auch, daß ich nicht gut genug für sie war. Aber ich fühle auch, daß ich eher das Aeußerste erdulden, als dieses Weib länger leiden sehen kann an der Seite dieses . . .“

Ich unterbrach Torso.

„Achte wenigstens die Gastfreundschaft, die Du genießest. Und überhaupt: Was kannst Du thun?“

„Ich weiß es nicht.“

Auch das letzte Paar hatte sich verabschiedet. Herr Monden wandte

Digitized by Google

sich um, ein Schatten flog über sein Gesicht, ein flüchtiges Roth über die finsteren, apathischen Züge seiner Gattin. Clara Monden ging rasch auf uns zu.

„Das ist schön von Ihnen, meine Herren", sagte sie, „daß sie uns zu so früher Stunde nicht schon verlassen wollen. Nicht wahr, Sie nehmen noch etwas?"

Ohne die Antwort abzuwarten, wendete sie sich hastig um:

„Jean!"

„Gnädige Frau!" Der Diener trat näher.

„Bringen Sie doch sehr heißen Grog für die Herren. Herr Monden trinkt wol auch."

„Aber, mein Kind, Du kennst doch meine Gewohnheiten!" entgegnete Herr Monden fast zornig.

Unter den strafenden Blicken ihres Gatten schlug Frau Monden die ihrigen scheu zu Boden. Ich konnte nicht mehr daran zweifeln, sie wollte uns durchaus zu längerm Verweilen zwingen, sie fürchtete sich vor dem Alleinsein mit ihrem Mann.

Ueber das Antlitz Torso's zuckte es wie Wetterleuchten.

Ich gab Herrn Monden, welcher mit widerwilliger Höflichkeit ein Gespräch mit mir anknüpfte, ganz verkehrte Antworten.

Ich hörte jedes Wort, das zwischen Torso und Frau Monden gewechselt wurde.

„Denken Sie sich, gnädige Frau!" sagte Torso; „Ihr Herr Gemahl ist mir böse. Weil ich . . ."

Herr Monden unterbrach seine Auseinandersetzung über die Vorzüge der Amerikaner, die er eben begonnen hatte, und wendete sich zu Torso:

„Mein Herr — ich befehle Ihnen . . ."

Aber Torso hatte bereits mit seinem verbindlichsten Lächeln vollendet:

„Weil ich es für unsittlich halte, daß eine Frau die Gattin eines Mannes sei, den sie nicht liebt."

Ueber das Gesicht des Banquiers verbreitete sich Todtenblässe.

Auch Clara Monden erbleichte und schien zu wanken; aber nur einen Moment. Sie faßte sich augenblicklich wieder, ihre Gestalt richtete sich auf, ihre Züge übergoß ein glühendes Roth. Ihre Augen öffneten sich weit und voll Macht. So war sie herrlich, anbetungswürdig.

Wenn auch abgebrochen und durch rasches Athmen beengt, war ihre Stimme laut und klangvoll, wie ich sie nie gehört:

„Herr Monden thut Unrecht daran, Ihnen deshalb zu zürnen — denn Sie haben Recht."

Der Diener mit den dampfenden Groggläsern stand hinter uns; Niemand nahm von ihm Notiz.

„Sie würden mich sehr verbinden", wendete sich Herr Monden an mich, „wenn Sie Herrn. Robert Pfeil auf schonende Weise eröffnen möchten, daß seine seltsamen Gewohnheiten, noch mehr aber die Gerüchte, welche über ihn in Umlauf sind, mir nicht mehr gestatten, ihn in meinem

Digitized by Google

Hause zu empfangen. Sie begreifen, ich empfange bei mir die ersten Notabilitäten in Kunst und Wissenschaft . . ."

„Ich begreife, Herr Monden! So gut, daß ich dem Beispiele meines Freundes folgen werde und Sie daher bitte, mich von der üblichen Visite zu entbinden."

Herr Monden verneigte sich achselzuckend. Aber er schien halb und halb froh, in mir den einzigen Zeugen der seltsamen Scene los zu sein.

Clara Monden reichte meinem Freund die Hand und sagte vernehmlich:

„Ich danke Ihnen, Herr Robert!"

So hatte sie ihn früher immer geheißen. Alle Zaghaftigkeit war an ihr verschwunden, sie war aufrecht, stolz, entschieden.

Wir gingen nach Hause. Torso wohnte in der Nähe.

„Was hast Du gethan?" sagte ich, nachdem ich ihm den Auftrag Monden's mitgetheilt.

Torso war sehr heiter. Selbst die Beleidigungen des Banquiers konnten seine Laune nicht trüben.

„Ich war lange nicht so glücklich", sagte er. „Störe mir diese Stimmung nicht durch philiströse Redensarten. Zum ersten Mal in meinem Leben ist mir, als sei ich zu etwas Rechtem gut gewesen."

„Du hast diese Frau zu Grunde gerichtet!"

„Sie ist gerettet!" jubelte Torso und verschwand in dem dunklen Flur seines Hauses.

* * *

Schon einige Tage darauf rief mich eine dringende Angelegenheit in meine Heimat. Ich glaubte Grund zu haben, mit Torso unzufrieden zu sein und nahm daher nicht von ihm Abschied. Meine Abwesenheit dauerte mehrere Wochen. Wenige Tage nach meiner Rückkunft wurde mir eines Morgens Torso gemeldet.

„Leihe mir einige hundert Thaler!" sagte er nach der ersten Begrüßung. „Aber ob ich Dir dieselben je zurückgeben kann, weiß ich nicht."

Ich stand auf und reichte ihm die Hand.

„Es versteht sich, daß ich Dir das Geld gebe; aber erlaube mir in Deinem Interesse die Frage, was Du die letzten Wochen gethan hast?"

„Nichts!" sagte er. „Ich dachte darüber nach, ob Clara die Frau des Herrn Monden bleiben werde oder nicht."

„Und ob sie dann Dich heirathen werde oder nicht!" ergänzte ich.

Torso sah mich groß an

„Nein! Daran dachte ich nicht, wahrhaftig nicht! Und um Dir jede Furcht für die Zukunft zu nehmen, lies diesen Brief."

Er reichte mir einen einfachen Brief mit zierlichen festen Schriftzügen. Ich sah nach der Unterschrift: Clara Tubernau.

Ich las:

„Herr Robert! Sie haben mir einen großen Dienst gethan, Sie haben mich zum Bewußtsein meiner selbst gebracht! Sie haben also

Digitized by Google

das erste Recht zu wissen, daß Herr Monden in unsere Scheidung gewilligt hat und daß ich gestern in das Haus meiner Eltern zurückgekehrt bin. Sie haben mir schon einmal einen Beweis von rücksichtsloser Aufopferung gegeben. Ich verlange noch einen von Ihnen, mein Herr! Da Sie muthig und opferfähig für mich sind, habe ich auch das Recht, diesen Muth und die Opferfähigkeit zu verlangen. Ich weiß nicht, welcher Art ihre Gefühle gegen mich sind, ich will und darf es auch gar nicht wissen; aber die Welt wird nicht ermangeln, die Beweggründe zu meiner Trennung von Herrn Monden auch außer mir zu suchen. Darum — verlassen Sie für die nächste Zeit die Stadt. Man nennt Sie einen unstäten Geist. Es wird Ihnen also gleichgiltig sein, wo Sie leben. Ich bin gewiß, Sie werden Ihr Werk nicht halb thun wollen. Ich danke Ihnen im Voraus. Leben Sie wohl!"

Ich faltete den Brief zusammen und übergab ihn seinem Besitzer.

„Und was gedenkst Du die nächste Zeit zu thun?" fragte ich.

„Darüber nachzudenken, warum mich Clara Tubernau nicht lieben kann."

Torso starrte in's Leere und spielte mit meinem Papiermesser.

„Wohin gedenkst Du Dich zu wenden?"

„Ich weiß es nicht! . . . Doch ja", fuhr er fort. „Vor einigen Jahren kam ich in der Schweiz, im Canton St. Gallen, an einen Ort, oder vielmehr an ein einzelnstehendes Wirthshaus, tief versteckt zwischen dunklen Tannenwäldern. Ich glaube Peter und Paul heißt der Ort. Und vor dem Häuschen senkten sich die Wälder nieder, tiefer, immer tiefer zu goldenen Saatfeldern und zum Blüthenschnee der thurgauer Obstbäume und wie ein zierliches Relief lagen die Ufer des Bodensees vor mir da und weit drüben, wie von Pulverdampf umwallt und kaum sichtbar, lag Deutschland, und die Berge Oesterreichs ragten majestätisch herüber. Und wenn die Luft recht klar war, sah man sogar den rothen Gebhardsberg bei Bregenz, wo man so schöne Aussicht hat in's Rheinthal und das terrassenförmig gebaute württembergische Schloß Montfort glänzte in dem See und darüber lag Ravensburg mit seinen sieben Thürmen und ein schmaler weißer Streifen am Seeufer bedeutete das freundliche Friedrichshafen. Auch das Piedestal des riesigen bayrischen Löwen an der Einfahrt des Hafens von Lindau sieht man hie und da wie eine riesige Feldmarke im See und weit, weit unten nach links die alte Concilstadt Constanz und die Insel Mainau. Man ist abgeschlossen von aller Welt hier oben und sieht doch ein so großes Stück davon, das auch nicht groß genug ist, Einem die entsetzliche Unbedeutendheit des Menschen empfinden zu lassen, wie man sie oft auf hohen Bergen fühlt. . . . Dorthin werde ich gehen und auf den Frühling warten."

„Also Peter und Paul bei St. Gallen." Ich notirte mir den Namen.

„Höre, Robert!" sagte ich dann eindringlich. „Du mußt arbeiten, sei es auch nur, um Dich zu zerstreuen. Du hast Geist und wie ich mich leider überzeugt habe, auch Energie . . ."

„Ich habe Dir schon einmal gesagt, daß ich blos etwas Ganzes

leisten kann in der Negation . . . Alles Uebrige ist Torso, Torso sogar die Liebe zu diesem Weib, und meine Entsagung selbst ist eine Psyche ohne Antlitz . . . Ich brauche die Börse meiner Freunde zu dem einfachsten natürlichsten Opfer. Und doch . . . In einem Falle glaub' ich, daß ich ein berühmter Mann hätte werden können . . ."

„In welchem Falle?" fragte ich eifrig.

„Ach — das ist jetzt vorbei!" sagte Robert mit einem leichten Achselzucken und seufzte. „Ich glaube, daß ich Alles hätte vollbringen können, wenn Clara Tubernau mein geworden wäre . . .!"

* * *

Es war Frühling geworden, ich hatte es kaum gemerkt. Auch mein Diener heizte gewohnheitsgemäß die Oefen, bis ich eines Tages fühlte, daß es mir zu warm wurde. Die letzten Geigenstriche des Carnevals klangen noch in meinen Ohren, als die Aprilsonne bereits warm und hell auf die Cotillonorden an meinem Spiegel glänzte. Wie sahen sie staubig und verblaßt aus, die einst so lustig in ihr kurzes Leben hineinglänzten. Ich fuhr mir über die Stirn, um dies Fastnachtsmemento hinwegzuwischen. Ich wollte arbeiten, aber die Sonne schien mir auf's Papier und ließ es nicht zu. Und die Sommerjalousien waren auch noch nicht angebracht und die Winterrouleaux machten zu finster.

So ging ich müßig in meinem Arbeitszimmer auf und ab und dachte an Das und Jenes — auch an Torso.

Was er wol treiben mochte? Ob er noch immer in Peter und Paul war und Angesichts der sieben Thürme von Ravensburg den Frühling erwartete? Er hatte mir nicht geschrieben . . . Ich ihm auch nicht. Warum hätte ich ihm schreiben sollen? Wichtiges und Erfreuliches wußte ich ihm nicht mitzutheilen und an seiner Proceßangelegenheit lag ihm selber ja so sehr wenig — warum sollte ich mich also darum molestiren? Allerdings war der Proceß Weber's gegen Torso entschieden worden, so sehr ich mir Mühe gegeben hatte, auf den Staatsanwalt einzuwirken. Das Gericht hatte auf die Confiscation der betreffenden Nachbildungen erkannt und Torso zu einer bedeutenden Geldstrafe verurtheilt. Ich hatte es auch versucht, die Kläger umzustimmen und von der Unschuld meines Freundes zu überzeugen. Bei dem französischen Autor war mir das gelungen, bei dem deutschen Künstler nicht. Die gegen ihn ausgesprochene Strafe konnte Torso erst lästig werden, wenn er wieder hierher zurückkehrte. So lange er in fremden Ländern blieb, hatte sie blos moralische Bedeutung für ihn und darauf gab er ja nichts.

In meinem Ideengang wurde ich unterbrochen durch meinen Diener, der mir Herrn Tubernau meldete — Tubernau, den ich seit längerer Zeit nicht gesehen, als Torso, obwol ich nur einige Straßen von ihm wohnte.

Was wollte der Vater Clara's, der Schwiegervater des Herrn Monden, bei mir?

Tubernau trat ein. Der alte Mann schien um zehn Jahre älter

Digitized by Google

geworden. Seine jovialen Züge waren eingefallen und bleich, seine Hand, die er mir reichte, zitterte. Er schien froh, sich setzen zu können.

„Ich komme zu Ihnen", sagte Tubernau, „um von Ihnen genaue Aufschlüsse über einen Vorfall zu erhalten, welcher sich in Ihrer Gegenwart zwischen meiner Tochter, meinem frühern Schwiegersohn, Herrn Monden, und Herrn Robert Pfeil zugetragen hat. Die Folge davon war die Ehescheidung zwischen meiner Tochter Clara und Herrn Monden, wie Sie wissen."

Ich war sehr verlegen.

„Die Sache ist so delicater Natur . . ."

„Ich verstehe, ich verstehe", unterbrach mich der alte Tubernau, indem er sich den Schweiß von der gefurchten Stirn wischte. „Es wird am besten sein, wenn ich Ihnen erzähle, was ich weiß, damit Sie ergänzen können, was Sie mehr wissen oder zu wissen glauben. Ich erwarte keine Weigerung von Ihnen, denn Sie sehen einen von Reue und Selbstvorwürfen gebrochenen Vater vor sich, der sein einziges Kind zu Grunde gerichtet hat."

„Herr Tubernau . . .!"

„Ja, zu Grunde gerichtet, das ist der richtige Ausdruck", fuhr der Alte fort; „zu Grunde gerichtet gegen meine eigene bessere Ueberzeugung. Weil ich selber in Folge meiner idealen Anschauungen in meiner Jugend einige Dummheiten gemacht, so wollte ich mein Kind vor einem ähnlichen Schicksal bewahren und recht sehr practisch für sie sorgen. Ich, der Künstler, mißtraute meiner eigenen göttlichen Sendung und wollte mein Kind fein spießbürgerlich verheirathen mit einem soliden, seßhaften, reichen Mann, der ihr ein behagliches Leben und ihren Kindern Wohlhabenheit sichern könne bis an's Ende. Weil ich und mein treues Weib uns früher so viele Entbehrungen und Demüthigungen hatten auferlegen müssen, über die uns alle gegenseitige Liebe und Schwärmerei nicht weghelfen konnte, stellte ich, wenn ich an einen Gatten für meine Tochter dachte, die materiellen Lebensbedingungen in den Vordergrund. Robert Pfeil wäre mir als Schwiegersohn lieber gewesen als alle Anderen, ich sprach meiner Tochter auch viel von ihm, als er noch Vermögen besaß und was Tüchtiges zu werden versprach. Aber als er nicht Ernst machte, sondern blos sein Geld aufzehrte und nichts zu Stande brachte, da ließ ich ihn fallen und begünstigte die Huldigungen des Banquier Monden. Ich alter, erbärmlicher Rechner! Mein gutes Kind folgte der väterlichen Autorität und ich machte sie selbst dann noch glauben, daß sie sehr glücklich sei, als ihr das Elend ihres Herzens aus den täglich bleicher werdenden Zügen grinste. Ich sagte ihr, es sei blos die Fremdartigkeit ihrer Lage daran Schuld und wenn sie sich erst an ihre neuen Pflichten gewöhnt habe, werde sie sich auch sehr glücklich fühlen. Als ob man sich an die Liebloſigkeit und das Elend gewöhnen könne!"

Nach einer Pause fuhr der Alte ruhiger fort:

„Ihr Freund Robert hat mir einen großen Dienst erwiesen, als er Clara die Augen öffnete. Ihre kindliche Lebensfreude konnte er ihr frei-

lich nicht wieder geben. Clara ist nur mehr ein Schatten von ehedem. Still und traurig sitzt sie an ihrem frühern Plätzchen, hilft der Mutter wie früher, lächelt mir zu, wenn ich sie nach ihrem Befinden frage. Aber dieses Lächeln schneidet mir durch's Herz. Sie hat mir erzählt, daß Torso, Sie verzeihen den Ausdruck, auf ihren Wunsch verreist sei, um sie nicht in's Gerede zu bringen. Als sie nun hörte, daß Torso verurtheilt worden, behauptete sie, an dieser Verurtheilung die Schuld zu tragen. Torso sei einer niedrigen Handlung unfähig, er habe Alles über sich ergehen lassen, um ihrem Willen nachzukommen. Ich suchte ihr Das auszureden, aber sie arbeitete sich ganz in die Idee hinein, an Torso's Unglück Schuld zu sein, sie ist in Verzweiflung. Ich glaub' es aber nicht, ich will es nicht glauben. Ich will nicht auch noch den Torso auf dem Gewissen haben."

Der alte Maler schluchzte. Ein paar große Thränen rannen langsam über die Furchen seiner Wangen herab.

Ich erzählte ihm Alles, was ich wußte. Selbst die Abschiedsworte Torso's, und fügte bei:

„Ich weiß nicht, ob Torso Recht hatte mit dieser Beurtheilung seiner selbst, oder ob er blos eine Entschuldigung für seine Schwäche suchte. Brav aber ist er."

Da sprang der Alte auf.

„Ja, er hatte Recht!" rief er. „Was wäre aus mir geworden ohne mein treues Weib. Die Kunst ohne Liebe ist undenkbar. Ich Thor, der ich das an mir selbst erfahren habe und das Herz der eigenen Tochter zertreten muß in dem Wahne, sie glücklich zu machen. Ja, sie sollen mit einander vereinigt werden und sollte ich noch auf dem Todbett für sie den Pinsel führen müssen."

„Aber wissen Sie denn, ob Ihre Clara den Torso liebt?" fragte ich.

Der alte Maler sah mich erstaunt an.

„Und das fragen Sie, der Psycholog, der Menschenkenner?"

„Allerdings", entgegnete ich piquirt. „Bis jetzt hat Clara Tubernau blos Opfer von meinem Freunde verlangt, aber ihm keines gebracht."

Der Alte sah mich stolz und groß an.

„Wen Clara Tubernau nicht liebt, von dem nimmt sie auch kein Opfer an."

Die Wangen des Alten glühten in jugendlichem Feuer; seine Augen blitzten wie einst, als er mir das Bild seiner Tochter gezeigt.

„Und wohin, sagten Sie, daß Torso sich gewendet?" fragte er dann.

„Nach Peter und Paul bei St. Gallen."

Der alte Tubernau verabschiedete sich.

* * *

Als Schluß meiner Erzählung diene nachfolgendes Bruchstück eines Briefes, welchen ich einige Wochen nach dem ebenbeschriebenen Vorfall erhielt. Ich übergehe natürlich die Dankesergießungen Torso's gegen den bescheidenen Erzähler und einige private Angelegenheiten und beginne:

Digitized by Google

„— — — Denke Dir, ich war bereits so weit gekommen, daß ich meinen Namen abgelegt und einen fremden angenommen hatte, damit nichts aus meiner Vergangenheit zu mir hereinreiche und mich in der Grabesruhe störe, zu der ich Geist und Herz verurtheilt. Du mußt übrigens nicht sehr discret gewesen sein, denn verschiedene Briefe an Robert Pfeil wurden abgewiesen. Verzeihe, ich hatte Dir ja gar keine Discretion geboten. So war der erste Mai gekommen. Die Natur erwachte. Im Tannenwald roch es so würzig, der Thurgau begann bereits an einzelnen Stellen im schönsten Blüthenschnee zu prangen. Der Bodensee war dunkelgrün und durch das Fernrohr sah ich, daß er tüchtige Wellen warf, und folgte den Dampfschiffen, welche lustig hindurchplätscherten. Der Himmel war wunderschön blau und nur über den sieben Thürmen von Ravensburg hatte sich eine weiße Wolkenmasse zusammengeballt. Schloß Montfort glänzte wie nie und weil man ein paar Bäume weggehauen, sah ich, wenn ich mich umwandte, sogar die rothen Felsenpartieen des Säntis, in dessen Schluchten der Schnee noch unberührt von jedem Sonnenstrahl lag. Mir war das Alles sonst erschienen, als müßten die äußeren Eindrücke erst einen langen Weg machen, um bis zu meiner Seele zu gelangen, als sei das Alles weit und unerreichbar fern von mir, als sei ich ein Wesen aus einer andern Sphäre, dem Berg und Thal und Wald und See und der Frühling nicht Freude zu machen brauchten, wie anderen Menschen. Warum sollte man sich darüber freuen? Der Causalnexus fehlte mir — denn mein Herz war gestorben, Freund. Aber es ist wieder aufgewacht am ersten Mai und wie erwacht! Laß Dir erzählen:

„Es war noch ziemlich früh am Vormittag, ich stand auf der Veranda und suchte mit dem Fernrohr die Umrisse der Insel Mainau zu fixiren; ein schmutziger, allerliebster Balg meines republikanischen Wirthes verzehrte hinter mir mein Milchbrod und steckte hin und wieder den Zeigefinger in meinen Kaffee, um ihn abzulecken und dann diese Procedur von Neuem vorzunehmen — da sah ich durch die Bäume, da, wo der schmale Fußweg von Kronbühl heraufführt, ein helles Damenkleid schimmern. Ich blickte nochmals hin, das Antlitz der Dame war unsichtbar hinter einem Sonnenschirm, auch hatte sie sich eben umgewandt, um ihr Kleid von einem Baumast loszulösen, der Herr ging hinter ihr und war durch die Dame fast gedeckt, aber vermittelst meines Fernrohrs glaubte ich einen Feldstuhl, einen Malkasten und andere bedrohliche Geräthschaften zu entdecken. Weh mir, wenn diese malenden Touristen hier einen Menschen auffanden! Ich stürzte in's Innere des Hauses, gab der Wirthin die gemessensten Befehle, mich nicht zu stören und mir anzukündigen, wann die Fremden wieder fort seien. Die gute Frau hatte sich an meine Eigenthümlichkeiten bereits gewöhnt und versprach es. Es dauerte nicht lange, so kam sie zu mir herauf.

„Es ist doch sonderbar! sagte sie, daß man bei uns immer einen Robert Pfeil sucht. Auch diese Herrschaften wollten zu ihm. Eine wunderschöne junge Dame und ein alter Herr . . . Du kannst Dir meine

Digitized by Google

Bewegung denken. Ich rannte die Frau faſt um und ſtürzte auf den Balcon. Die beiden Leute waren ſtehen geblieben und der alte Herr ſuchte die Dame auf die ſchöne Ausſicht aufmerkſam zu machen. Sie hatte die Hände auf ſeiner Schulter gefaltet und ſchien zu weinen. Jetzt erhob ſie den Kopf . . . mir ſchwindelte, daß ich das Balcongeländer faſſen mußte, ich rief meiner nicht mächtig: Clara! und ſtürzte die Treppe hinunter. Ich hatte geſehen, daß Clara ſehr blaß war.

„Es giebt Momente, Freund, wo man Alles weiß, die Gegenwart, die Vergangenheit und Zukunft. Das größte Glück iſt auch die größte Weisheit des Herzens. Ich wußte, daß Clara Tubernau mich liebe und gekommen ſei, um mich zu heirathen, als ich ſie ſah. Was ich alles für tolles Zeug getrieben habe, weiß ich nicht mehr. Ich riß ſie an meine Bruſt, ich küßte ſie, daß ſie von Rechtswegen hätte erſticken müſſen, ſie aber lächelte nur ganz ſelig dabei und flüſterte meinen Namen. Ich fiel ihr zu Füßen und küßte ihre Hände und weinte und ſie kniete zu mir nieder und legte ihren Arm um meinen Hals und der alte Tubernau breitete die Hände über uns aus und ſprach ernſt und feierlich: die Kunſt ohne die Liebe iſt undenkbar. Amen! ſagte ich, und es war mir Ernſt. Und das Kind des Wirths war mir nachgelaufen und vergaß vor Verwunderung, die zweite Hälfte des geſtohlenen Milchbrods zu verzehren . . ."

Eine Nachſchrift zeigte mir an, daß Torſo auf die Wiederaufnahme des Nachbildungsproceſſes dringen wolle, deſſen Ausgang nicht zweifelhaft ſein könne.

* * *

Soeben leſe ich eine kritiſche Wanderung durch die internationale Kunſtausſtellung in München. Das größte Aufſehen verurſachte ein Portrait von Robert Pfeil. Der Berichterſtatter konnte nicht genug die ſeelenvolle Gluth loben, mit welcher der Maler das nordiſche Weib geſchmückt, die realiſtiſche Auffaſſung, die blendende Farbengebung — die Beſchreibung paßte: es iſt Clara Tubernau, von ihrem Mann gemalt. Ich verſinke in tiefes Nachdenken und will das Blatt weglegen. Da ſehe ich auf der Rückſeite die Annonce einer Buchhandlung, mit der ich ſelbſt in Verbindung ſtehe. Mit großem Nachdruck iſt da angekündigt: „Die Liebe in der Kunſt, Verſuch zu einer philoſophiſchen Vermittlung der menſchlichen Leidenſchaft und künſtleriſchen Conception von Robert Pfeil." Und hier wollen wir enden — denn mit dem Entſtehen dieſer Werke iſt Torſo geſtorben — und es lebt nur noch ein ganzer, beneidenswerther Mann — Robert Pfeil, der durch ſeinen glücklich beendigten Proceß und die Romantik ſeiner Liebesgeſchichte das Ideal der Frauen geworden iſt.

Digitized by Google

Heimgekehrt aus Paris.

Bilder aus der jüngsten Schreckenszeit. Von **Ad. Ebeling.**

„Victoria!“ rief ich aus, als ich in Erquelines auf der belgisch-französischen Grenze . . . beinahe hätte ich, statt „aus dem Waggon“, gesagt: an's Land stieg, denn ich kam mir vor wie ein Schiffbrüchiger, der nach schwerer, gefährlicher Fahrt kaum mehr als sein nacktes Leben gerettet hat. Dies „Victoria!“ war freilich im Vergleich zu dem andern Siegesruf, der gerade in jenen Tagen auf Sturmesflügeln durch die deutschen Lande brauste, ein sehr bescheidenes und auch nur ein rein persönliches, aber doch fühlte ich mich gewissermaßen dazu berechtigt, denn die Gefahr war wirklich kein Spaß, der ich glücklich entronnen war. Die wenigen bei meiner schnellen Abreise hastig zusammengerafften Effecten, die vor der Hand meine ganze Habe ausmachten, waren von den Douaniers leicht als unverdächtig visitirt und ich konnte am Büffet eine Tasse Kaffee trinken, die erste ruhige und angstlose seit mehreren Wochen. Ade Paris, du Stadt des Schwindels und des Scheins, der Hohlheit und der Lüge, sagte ich zu mir selbst, Ade, Ade, und sollte ich Dich nimmer wiedersehen, so wäre das Malheur nicht groß und ich würde mich nicht beklagen! Dabei wunderte ich mich allerdings über diesen Stoßseufzer, den ich, bei meiner frühern Vorliebe für die sogenannte Hauptstadt der Welt, noch vor wenig Monaten für unmöglich gehalten hätte; aber mir waren in der letzten Zeit die Augen gewaltig aufgegangen, ja gewaltig! Auch meinte ich meine Schuld für die langjährige Gastfreundschaft am Seinestrande reichlich dadurch abgetragen zu haben, daß ich noch wenige Tage zuvor tapfer an den Festungswerken mitgearbeitet hatte, zwar als unfreiwilliger Schanzgräber und wie der Dichter sagt: „Verachtung und Haß im Herzen“, aber die Arbeit geschah doch und noch dazu mit unzweideutigem Eifer, denn keine zwanzig Schritte von uns hatte man bereits einen armen Deutschen, der sich durch ein unvorsichtiges Wort verrathen hatte, einfach todtgeschlagen, und ein halb Dutzend besoffener Kerle zog beständig unter Schimpfen und Fluchen auf und ab, um die Arbeiten zu überwachen. Doch ich komme auf diese saubere Episode, in welcher sich die „Große Nation“ von einer ihrer nobelsten Seiten zeigte, noch später zurück.

So gelangten wir nach Verviers (wir waren in unserm Coupé sechs Landsleute und Leidensgefährten) und stiegen, weil wir einige Stunden auf den deutschen Zug, der uns über Herbesthal nach Düsseldorf bringen sollte, warten mußten, im Hôtel du Chemin de fer ab, demselben Hôtel, wo kaum vierzehn Tage später der gefangene Kaiser Napoleon auf seiner Durchreise nach Kassel einkehrte und jedenfalls in gedrückterer Stimmung und mit weit längerer Nase als wir. Wer uns das damals gesagt hätte! und doch lag es bereits am Tage unserer Abreise so dumpf und gewitterschwül auf dem gottverlassenen, weil gottvergessenen Paris, daß uns das Allerschlimmste und Allerschimpflichste nicht weiter überrascht hätte. Denn das düstere und dabei gerechte Verhängniß mußte sich an dem Kaiser mit ebenso furchtbarer wie

Digitized by Google

unerbittlicher Logik erfüllen, wie jenes Wort, das der edle Rotteck bereits auf den ersten Napoleon angewendet, wenn der Herr den Mörder fragt: „Wo ist Dein Bruder?“ und dieser frech entgegnet: „was weiß ich; soll ich meines Bruders Hüter sein?“ . . . „und Kain zog mit dem Sündenmaale an der Stirn von Land zu Land.“ Was ist jetzt das Schicksal des dritten Napoleon, dem, so Gott will (und Bismarck hat auch ein Wort mitzusprechen) kein vierter folgen wird?

Als ich dann endlich in dem schönen Düsseldorf eintraf, wo mich reinere und gesundere Luft umwehte und gute, treue Menschen mich begrüßten, da ging mir das Herz auf; ich sah klarer und immer klarer: dort die grenzenlose Misère, die politische wie die moralische, die fast meine eigene geworden wäre, wenn ich nicht kräftig und verachtend den unsaubern Staub von meinen Füßen geschüttelt, hier das edelstolze Volksbewußtsein, das selbst bei den glänzendsten Siegen sich nicht überhebt, sondern seine sittliche Würde auch im Uebermaß des patriotischen Jubels bewahrt. Da wurde es mir beinahe wie dem verlorenen Sohn, der nach langer Irrfahrt seine Mutter — denn das bleibt die Heimat doch für Jeden! — wiedersieht und ihr weinend an die Brust sinkt. Sogar das fette Kalb fehlte nicht in Gestalt eines gemüthlichen Abendessens in der Tonhalle, und als in dem großen Saale nebenan, wo zufällig der Instrumentalverein sein Concert gab, „die Wacht am Rhein“ gespielt wurde, für mich zum ersten Male! da war ich vollständig genesen . . . in der Linken das Glas, gefüllt mit dem edelsten Naß der Welt, dem Weine des Rheins, die Rechte den Biedermännern zum Gruß gereicht, so fühlte ich mich geläutert und ganz deutsch und das Jugendfeuer loderte wieder auf: „Deutschland! Deutschland über Alles!“

Dann ging es an's Erzählen meiner letzten Erlebnisse in Paris und als ich spät, oder richtiger früh Morgens heimkehrte an den gastlichen Herd, wo ich die liebevollste Aufnahme gefunden, kam mir der Gedanke, die wildbewegten und zumeist so kläglichen Bilder zu einem Ganzen zu vereinen, um dieselben auch den Lesern des „Salon“ mitzutheilen, und zwar als mein erstes Lebens- und Freundschaftszeichen auf heimischem Boden. So fein und sauber wie manche Chronik ist freilich die folgende Schilderung nicht, denn die Scene hat sich wie durch einen dämonischen Zauberschlag verändert: aus dem eleganten Boudoir ist die Straße und der offene Marktplatz geworden, aus der anständigen Gesellschaft rohe Volkshaufen und betrunkener Pöbel, aus den höflichen Begrüßungen und Complimenten Stockschläge und Steinwürfe, und aus der wohlgesetzten zierlichen Rede wildes Gebrüll und das fanatische Geheul der Marseillaise. So Paris gesehen zu haben, diese, wie sie sich selbst wenigstens in maßloser Ueberschätzung stets nannte, Hauptstadt des guten Geschmacks und der modernen Civilisation, bleibt eine erschütternde Erinnerung, aber auch zugleich eine furchtbar-ernste Lehre, wie tief eine Nation fallen kann, wenn sie ihre sittliche Würde leichtfertig und verblendet mit Füßen tritt. An Frankreich erfüllt sich einfach das schwere Verhängniß eigener Verschuldung und die in der Kriegsgeschichte aller Völker und Länder fast beispiellosen Erfolge der deutschen Heere mahnen nur allzu deutlich an die Zuchtruthe des Herrn.

* * *

Die eigentliche systematische Verfolgung der Deutschen in Paris und die damit verbundenen scandalösen Scenen öffentlicher Beschimpfung durch

Digitized by Google

den Pöbel datiren aus der zweiten Hälfte des Augustmonats nach den ersten furchtbaren Niederlagen der Franzosen bei Wörth, Forbach u. s. w. Der Schwindel und die Hohlheit des ganzen Systems war offen zu Tage getreten, der Trug- und Lügenbau brach nach allen Richtungen zusammen wie ein Kartenhaus und nichts blieb als der Schimpf einer welthistorischen Blamage. Die in Paris wohnenden Deutschen wurden dadurch gewissermaßen stumme Zeugen und unbequeme Mahner jenes Schimpfs und mußten den Haß und die Wuth entgelten. Eine andere Eigenthümlichkeit in Bezug auf Paris selbst zeigte sich dabei sofort: die ganze ungeheure Metropole besteht im Grunde doch nur aus hundert und tausend kleinen Städten, wo es so philisterhaft und kleinstädtisch hergeht, wie kaum im Krähwinkel. Man ist in seiner eigenen Straße, wenn man nur sechs Monate dort gewohnt hat, so bekannt, daß man keinen Schritt thun kann, ohne beobachtet zu werden. Daß ich ein Deutscher war, wußte man ohnehin und Deutsch und Preußisch bedeutete seit der Kriegserklärung ein und dasselbe. Auch stand längst an meiner Hausthür „mort aux Prussions" in großen Kreidebuchstaben, und so oft auch der Portier, den ich mir durch häufige Trinkgelder geneigt gemacht hatte, die schrecklichen Worte wegwischte, stets waren sie am nächsten Morgen wieder da. Ich dankte das, wie ich zufällig erfuhr, dem Gemahl meiner frühren Wäscherin, die ich wegen nachlässiger Arbeit abgeschafft hatte. Später kam noch in Riesenlettern das Wort „Espion" dazu und hier fiel mein Verdacht auf einen Schuster aus der Nachbarschaft, den ich ebenfalls einen Monat vorher mit einem andern bessern vertauscht hatte. Der redliche edelgesinnte Mann hatte wenigstens seine beiden Jungen abgerichtet, mir jedesmal, wenn ich an seinem Laden vorüberging, „cochon de Prussien!" nachzurufen, ein Auftrag, den dieselben mit der größten Gewissenhaftigkeit erfüllten. Der Epicier, drei Häuser weiter, war ein offener Feind; denn er erklärte rundweg meinem Laufburschen, den ich wie gewöhnlich zu kleinen Einkäufen hinüberschickte, er liefere nichts an die Spione des Königs von Preußen und wenn man ihm auch dreifache Preise zahle. Dieser Krämer war wenigstens ein guter Patriot. Anfangs lachte ich über diese kleinen Misèren und blieb bei Laune, aber bald wurde es ernster. Max, der in demselben Viertel wohnt, kam wie gewöhnlich, um mich zu Tische abzuholen. Er sieht mit seinem blonden Vollbart und seiner schlanken Statur aus wie ein preußischer Officier, was mir in früheren Friedenszeiten nie besonders aufgefallen war; jetzt sollte uns diese gewiß schmeichelhafte Aehnlichkeit zum Verderben gereichen. Wir biegen, „keines Ueberfalls gewärtig", um die Straßenecke, als uns plötzlich unter lautem Geschrei einige Schoppengläser entgegenfliegen. Die Salve kam von einem Dutzend Mobilgarden, die draußen auf dem Trottoir nach Pariser Sitte bankettirten. Der Wirth stand in der Thür, hetzte und schrie: „Je paie la casse!" (ich zahle die Scherben) und ich erkannte sofort unter den Zechern und Schreiern den Schuster von oben. Die Mobilgardisten, die noch immer, trotz aller Versprechungen Palikao's keine Chassepots erhalten hatten (aus dem einfachen Grunde, weil keine da waren), wollten sich vermuthlich durch diese primitive Manier des Kriegführens entschädigen. Den Scandal kann man sich leicht vorstellen, denn von allen Seiten kamen Zuschauer herbeigelaufen. „Sauberes Volk!" schrie ihnen Max, bleich vor Wuth, auf Französisch zu, „zwanzig, dreißig Mann gegen zwei!"; mir schlug einer von hinten den Hut vom Kopf (es war glücklicherweise ein alter), dann sprangen wir in einen leeren Fiaker, der eben vorüberfuhr und

Digitized by Google

ſuchten das Weite. Die Fiaker haben überhaupt in jener Zeit vielen Verfolgten gute Dienſte geleiſtet, ja vielleicht Manchem geradezu das Leben gerettet.

Tags darauf ging ich zum Polizeicommiſſar meines Viertels, mit dem ich ſchon ſeit längerer Zeit befreundet war. In Paris thut man immer gut, ſich den Polizeicommiſſar, zu deſſen Revier man gehört, zum Freunde zu halten, es kann nie ſchaden und iſt oft zu manchen Dingen nütze. Der Mann mit der tricoloren Schärpe empfing mich äußerſt zuvorkommend und wollte ſeinen Ohren nicht trauen, als ich ihm die Schoppenſcene erzählte. Er war entrüſtet, oder that doch ſo und verſicherte mir, dergleichen ſolle nicht wieder paſſiren; wir hätten nur den erſten beſten Stadtſergeanten rufen ſollen, um uns Schutz zu verſchaffen. Es war wirklich zum Lachen! Man rufe 'mal einen Poliziſten zu Hülfe, vorausgeſetzt, daß einer in der Nähe, was in der Regel nicht der Fall iſt, wenn man ihn nöthig hat . . . bevor der Vertreter der öffentlichen Sicherheit in Fällen wie der in Rede ſtehende herbeikommt, kann man bequem todtgeſchlagen ſein.

Mit den ſogenannten Legitimationskarten war es ebenſo. „Frankreich, immer nobel und edelmüthig", meldete das officielle Journal, als das Decret wegen jener Karten veröffentlicht wurde, „wird Preußen nicht nachahmen Dort waren unſere armen Landsleute kaum ihres Lebens ſicher; man bedeutete ihnen, noch dazu in brutalſter Weiſe, binnen vierundzwanzig Stunden über die Grenze zu gehen, ihre Effecten behielt man unter irgend einem nichtigen Vorwande als gute Beute zurück, ſelbſt vornehme, kranke Damen wurden nicht verſchont; es war eine himmelſchreiende Barbarei. Wir hingegen geſtatten den bei uns lebenden Deutſchen einen ruhigen, ungeſtörten Aufenthalt und ſtellen ſie unter den Schutz unſerer liberalen Geſetze." — „Alle Hagel und Wetter!" rief Max, „man möchte den Hallunken, die ſolche infame Lügen drucken laſſen, ſelbſt einen Schoppen an den Kopf werfen." — „Und mehr als einen", ergänzte ich beiſtimmend.

An demſelben Abend ſollten wir uns noch anderweitig des Schutzes der liberalen Geſetze im ſchönen Frankreich erfreuen, und zwar zuerſt in dem bekannten Café de la Rotonde des Palais royal. Zufällig lag dort auf einem der Tiſche eine Nummer der Kreuzzeitung und ich nahm ſie, ohne etwas Arges dabei zu denken. Leider documentirte ich mich dadurch als einen Deutſchen, d. h., nach der ſtereotypen Phraſe, als „einen mit Bismarck'ſchem Golde erkauften Spion". Kaum habe ich mich geſetzt und angefangen zu leſen, als es anfängt hinter mir zu rumoren mit Räuſpern, Pfeifen und dem obligaten „canaille", „cochon" u. ſ. w. Ich ſpüre ſofort, was die Glocke geſchlagen hat und biege mich unvermerkt und immer die Zeitung vor's Geſicht haltend, zu Max hinüber und flüſtere ihm leiſe zu: „Ich glaube, das gilt uns; daß ich auch das Blatt in die Hand nehmen mußte!" Zudem brachte uns der Kellner, der uns in früheren Zeiten nie eilig und ſorgfältig genug bedienen konnte, den beſtellten Kaffee nicht, und als wir uns an einen andern wandten, ſpielte dieſer den Tauben. Alsdann trat ein Herr an unſern Tiſch und richtete an mich ſehr laut die Worte: „Après vous le journal prussien, Monsieur", was natürlich ein ſchallendes Gelächter erregte. Eine wahre Heldenthat, ganz der nobeln, edelmüthigen Nation würdig. Unter anderen Umſtänden hätte ich dem elenden Patron . . . Doch ich brauche die Phraſe nicht zu vollenden; ſo blieb uns nichts übrig, als auch hier davonzugehen, wobei ich noch meinen Regenſchirm einbüßte, der plötzlich in ſehr be-

Digitized by Google

fremdlicher Weise verschwunden war. Anderen Freunden war es übrigens im Café français noch schlimmer ergangen; man hatte ihnen dort die Hüte heimlich fortgenommen, dieselben zum Ergötzen der Gesellschaft, die Notabene sämmtlich den feineren Classen angehörte, voll Bier gegossen (eine noch schmutzigere und gemeinere Procedur muß ich hier aus Respect vor dem Leser unerwähnt lassen) und sie ihnen dann später, als sie dieselben reclamirten, nachgeworfen. Auch sie konnten von Glück sagen, so leichten Kaufs davon zu kommen; denn es passirte in jenen Tagen sehr häufig, daß man Fremde, die man für Preußen hielt und die es oft gar nicht waren, und sowol Herren wie Damen, in den Kaffeehäusern der Boulevards mit Fußtritten regalirte, ihnen die Kleider zerriß, sie blutig schlug und auf die Straße warf, wo sie der Pöbel oft noch weiter mißhandelte. Es waren natürlich alles Bismarck'sche Spione, welche die Pariser Festungswerke abgezeichnet und die Waffendepots der Arsenale notirt hatten; daß man sie daher nicht todtschlug gleich tollen Hunden, war, wie sich Cassagnac vom „Pays" ausdrückte, reine Gnade.

Abends beim Nachhausegehen versperrten uns mitten in der Hauptallee der Elyseischen Felder ein Paar Kerle den Weg mit dem Zuruf: „Donnez-nous de l'argent, ou nous dirons que vous êtes des Prussiens". Das war denn doch zu frech und wir setzten uns zur Wehre; der Eine entlief, aber den Andern hielten wir fest und schleppten ihn nach dem nahen Wachtposten des Industriepalastes, wo wir ihn den Gendarmen übergaben. Diese hatten doch so viel Anstandsgefühl, den Kerl sehr unsanft anzufahren und ihn in's Loch zu stecken, worauf sich zwei von ihnen anboten, uns zu begleiten, was wir indeß ablehnten. Als ich nach einigen Minuten in meine Straße einbog, konnte ich schon von fern vor meinem Hause mehrere Menschen stehen sehen, deren Unbeweglichkeit, noch dazu in so später Stunde, mir verdächtig vorkam. Sich todtschlagen, oder auch nur durchprügeln zu lassen, verlohnte sich wirklich nicht der Mühe, denn weder mein Tod noch eine Tracht Prügel hätten meinem Vaterlande irgendwie Nutzen gebracht; ich machte deshalb Kehrt und ging durch eine Nebenstraße in ein befreundetes Haus, durch dessen Garten ich von hinten in meine Wohnung gelangte. Ich hatte übrigens richtig gesehen; denn die sechs, sieben Mann vor meiner Hausthür, schienen augenscheinlich auf Jemand zu warten, und wer dieser Jemand war, unterlag ebenfalls für mich keinem Zweifel. Die Fensterladen meines nach der Straße liegenden Wohnzimmers hatte ich schon seit acht Tagen nicht mehr geöffnet, nachdem mich meine Sorglosigkeit bereits zwei eingeworfene Scheiben gekostet, wobei der eine Stein direct auf meinen Schreibtisch gefallen war. Ich habe den Stein aufbewahrt als Andenken an jene wilden, traurigen Tage und als Beweis, wie die grande nation die Pflichten der Gastfreundschaft versteht. Durch die Spalten der Laden, wobei ich mich natürlich in Acht nahm, Licht anzuzünden, betrachtete ich die eigenthümliche Ehrenwache vor meinem Hause noch geraume Zeit; Jeder hielt einen tüchtigen Knüttel in der Hand und ich dankte wirklich meinem guten Stern, der mich vor dieser Begegnung bewahrt hat.

Früh am nächsten Morgen kam ein anderer Freund und Landsmann zu mir, der Doctor F., und zwar in der höchsten Aufregung. Beim Fortgehen aus seinem Hause war ihm die Frau des Portiers entgegengetreten und hatte ihm erklärt, man wisse jetzt, wer er sei und was er treibe; einen preußischen Journalisten und Spion könne sie nicht länger bei sich dulden, und wenn ein Beamter von der Sicherheitspolizei käme, so würde sie die Thüre

Digitized by Google

Wahrheit sagen. — In jenen Tagen gingen nämlich die Polizeischreiber in alle Häuser, wo Deutsche als wohnhaft angemeldet waren und hielten beim Portier genaue Nachfrage über die betreffende Person. Wer sich also mit diesem, oder mit der Frau Gemahlin schlecht stand, konnte auf der Hut sein und sich nur auf das Schlimmste gefaßt machen. Ein gutes Trinkgeld half freilich oft aus der Noth, aber mein Freund hatte leider diese Vorsichtsmaßregel unberücksichtigt gelassen. Ueberdies fühlte er sich schuldig, denn er war wirklich Journalist und langjähriger Correspondent einer deutschen Zeitung, obwol weder Spion noch Landesverräther. Mich überlief es bei dieser Nachricht ebenfalls ziemlich kalt, denn auch ich war ja ein Mann von der Feder und konnte möglicherweise sogar in Paris selbst Leser haben. Aber ich hatte wolweislich vorgebeugt, und Dank meiner zwei Fünffrankenthaler stand ich als ehrsamer Rentner auf der Präfecturliste. Das Ganze war ja doch nur eine Komödie, denn die Ausweisung aller Deutschen war schon damals beschlossen, und der Pöbel, der längst der Regierung über den Kopf gewachsen war, sorgte dafür, ihnen den Aufenthalt unmöglich zu machen. Ich rieth daher meinem besorgten Freunde, dem ich natürlich sofort meine Wohnung zur Verfügung stellte, es mit einem halben und wenn nicht anders, mit einem ganzen Louisd'or zu versuchen, um die Portiersgattin milder zu stimmen, und noch an demselben Abend kam er vergnügt in's Café (notabene nicht in's Café de la Rotonde) und erzählte mir, daß sein Goldstück die böse Frau vollständig umgewandelt und daß sie ihm versichert habe, dem Polizeibeamten zu sagen, er sei ein vornehmer Russe, der sich wegen einer Augencur in Paris aufhalte. Einen ganzen Louisd'or hatte er ihr aber doch gegeben. Leider war es nur eine Galgenfrist, die er sich damit erkaufte; denn als acht Tage später die Proclamation Trochu's erschien, welche alle Deutsche ohne Ausnahme expulsirte, mußte er gleichfalls sein Bündel schnüren.

Max hatte noch einen wichtigen Geschäftsweg nach Neuilly zu machen und bat mich, ihn zu begleiten. Unterwegs holten wir noch den Dr. F. ab: Drei sind in Zeiten, wo man nie weiß, was passiren kann und ob man nicht genöthigt ist, sich seiner Haut zu wehren, immer besser als Einer. Dann nahmen wir einen Fiaker und fuhren durch die Elyseischen Felder nach dem Triumphbogen und von da durch die Avenue de la grande armée nach Neuilly. An der Barrière hielt plötzlich der Wagen und der Kutscher antwortete auf unsere Frage, daß der Fahrweg gesperrt sei. Wir stiegen deshalb aus, um selbst nachzusehen, und die Ursache wurde uns auch sofort klar. Man hatte die Chaussée des äußersten Festungsgrabens durchstochen und war gerade beschäftigt, die großen Zugbrücken hinüberzulegen, um die Passage wieder frei zu geben. Die Wälle und Mauern wimmelten von Arbeitern mit Schaufeln, Hacken und Spaten, Schiebkarren und Handwagen, auch viele Weiber und Kinder dazwischen . . . mir fiel Karthago ein, wie es sich vor seinem Untergange zum letzten verzweifelnden Kampfe gegen die Römer rüstete. Ich hatte jedoch nicht Zeit, mir diesen classischen Vergleich weiter auszumalen, denn mehrere Männer traten an uns heran und das mit sehr unzweideutigen Bewegungen, als wollten sie uns festhalten. Die Leute sahen nichts weniger als einladend oder Zutrauen erweckend aus. Die schmutzigen Hemdärmel weit hinaufgezogen, die zerrissenen Beinkleider in die Stiefel gesteckt, ohne Kopfbedeckung, mit wildem Haar, und in der Hand ein massives Arbeitsgeräth, um ihren Worten den genügenden Nachdruck zu geben — so standen sie vor uns, fast wie die Sansculotten der ersten Revolution. „Was

Digitized by Google

haben Sie hier verloren, Messieurs?" fuhr uns der frechste von ihnen an, „hier wird gearbeitet, die Zeit des Faullenzens ist vorüber".

„Wir haben Geschäfte in Neuilly", entgegnete ich mit möglichster Ruhe, „und warten, bis wir die Zugbrücken passiren können." — „Gut, so legen Sie bis dahin mit Hand an, wir haben lange genug für die Vornehmen gearbeitet, jetzt müssen die Vornehmen uns helfen." — Andere drängten sich hinzu und brachten einige Schaufeln, die sie uns vorhielten und auch wieder mit einer Miene, die deutlich sagte: „Willst Du nicht, so . . . ." Der Doctor, als guter Diplomat, war der Erste, der zugriff: „Vive la France!" rief er laut (ein Vivat, daß ich ihm noch heute nicht verzeihen kann) und stellte sich in die Reihe der Karrenschieber, drängte dann einen Arbeiter bei Seite, bemächtigte sich der vollen Karre und fuhr sie zwanzig Schritt weiter, wo er sie einem Andern übergab, ganz wie ein Terrassier. Ich fürchtete für Max, den ich als sehr aufbrausend kannte; aber auch er machte gute Miene zum bösen Spiel und griff nach einer Schaufel. Resignirt that ich ein Gleiches, wünschte jedoch im Stillen die Kerle zu allen Teufeln. Die lachten und stimmten die Marseillaise an, die alsbald von vielen hundert Kehlen mitgesungen wurde. „Mort aux traîtres! Mort aux Prussiens!" tönte es dazwischen, und die Sache kam mir ganz und gar nicht geheuer vor. Hatte man doch Tags vorher, wie ich bereits oben erwähnte, einen armen Deutschen, den man gleich uns zur Arbeit gezwungen und der sich widersetzen wollte, todtgeschlagen, und den noch warmen Leichnam im Festungsgraben verscharrt! Alte Weiber liefen umher und boten Schnaps an, die uns zunächst stehenden Arbeiter ließen sich einschenken, wiesen lachend auf uns und sagten: „Die Herren da tractiren." Ich gab ihr, da ich keine kleine Münze hatte, ein Fünffrankenstück, aber das Mensch (in jenem Augenblicke redete ich sie freilich mit Madame an) konnte natürlich nicht wechseln und bot mir für den Rest Cigarren an, das Stück zu sechs Sous, wie man sie im Café do la Paix und im Café Riche raucht. Alle langten wieder zu, zündeten die Glimmstengel, von denen das volle Dutzend noch keine sechs Sous kostete, lachend an und der Thaler war somit leicht verausgabt. Und dabei war das Geld in jener Zeit so rar, daß man es nicht genug zusammenhalten konnte. Endlich kam eine Patrouille Nationalgarden, welche zur Inspection und zur Aufrechthaltung der Ordnung (eine schöne Ordnung) überall vertheilt waren. Der Officier machte große Augen, als er uns, noch dazu in so patriotischer Beschäftigung, mitten unter den Arbeitern bemerkte und errieth den eigentlichen Sachverhalt leicht. Zugleich meldete der Kutscher, daß die Zugbrücken gelegt und die Passage wieder frei sei; wir ermannten uns, warfen unsere Geräthschaften fort, stiegen schnell ein und fuhren davon. Daß unsere ersten Herzensergießungen keine Complimente für die Grande Nation waren, brauche ich wol nicht besonders zu versichern. Zugleich machte ich dem Doctor Vorwürfe, Vive la France! gerufen zu haben, aber er entgegnete mit einer Logik, die ich gelten lassen mußte: „Ich bitte Sie! ich hätte den Teufel und seine Großmutter leben lassen. Man hat nur einen Kopf zu verlieren. Wenn die Preußen einziehen, werde ich ihnen den Schanzgraben an der Barrière von Neuilly ganz speciell empfehlen." — „Den ausgelegten Fünffrankenthaler tragen wir doch zu gleichen Theilen?" fragte ich meine beiden Gefährten, was großmüthig bewilligt wurde. Das war die Episode von meiner unfreiwilligen Mithülfe an den Festungsarbeiten von Paris.

Für mich hatte dieser Vorfall noch eine andere eigenthümliche Bedeu-

Digitized by Google

tung, denn er rief mir ein ähnliches Ereigniß aus der ersten Zeit meines Pariser Aufenthaltes lebhaft in's Gedächtniß. Wenige Monate nämlich nach meiner Ankunft in der Weltstadt, im Jahre 51, brach der Staatsstreich los, und am Abend des 3. Decembers, wo ich mich unvorsichtig und neugierig hinausgewagt und verirrt hatte, wurde ich in der Rue Rambuteau mit einigen anderen Herren von einer wilden Bande aufgegriffen, um an den dortigen Barrikaden mitzuarbeiten (was ich bereits anderswo mit seinen pikanten Details erzählt habe); ich wurde damals nur durch ein Wunder gerettet .... und so liegt mein fast zwanzigjähriger Aufenthalt in Paris zwischen zwei seltsamen Parforcestücken, die gewiß nicht geeignet sind, ein allzu sehnsüchtiges Verlangen nach der französischen Gastfreundschaft zu erwecken.

Am andern Tage begab ich mich von Neuem zum Polizeicommissar, um von Neuem die versprochene Aufenthaltskarte zu reclamiren, bekam aber nur ausweichende Antworten. Als ich fortging, begleitete mich einer der jüngeren Beamten wie zufällig über den Hof, und sagte mir kurz und etwas mysteriös, es würden überhaupt keine Karten gegeben, das unbedingte Ausweisungsdecret sei schon so gut wie erlassen, und rieth mir schließlich, sobald wie möglich abzureisen. Das war auch meine Absicht, nur hielt es außerordentlich schwer, einen Paß zu bekommen, oder sich den seinigen nach Deutschland visiren zu lassen. Sämmtliche Pariser Deutsche wurden allerdings nach Abzug der verschiedenen deutschen Legationen unter den Schutz der nordamerikanischen Gesandtschaft gestellt, aber dies war nichts als eine leere Form, denn mir ist nicht bekannt geworden, daß auch nur ein einziger von meinen Landsleuten in Wahrheit und irgendwie bei jenem Geschäftsträger die allergeringste Protection erhalten hätte. Täglich von früh bis spät war die Avenue Joséphine, wo Mr. Washburne wohnt, von vielen Tausenden belagert, unter denen mir Manche versicherten, sie warteten nun schon drei, vier Tage draußen im Schmutz und Regen, ohne eingelassen zu werden. Meistens waren es Handwerker und Fabrikarbeiter, die alle ihren Platz und damit ihr tägliches Brod verloren hatten und fort sollten und fort mußten und nicht fort konnten. Und dabei erzählte man die abenteuerlichsten und schrecklichsten Dinge von den Vorkehrungen, welche die französische Regierung an der belgischen Grenze und die preußische an der ihrigen getroffen habe, um die Spione, dort die preußischen, hier die französischen, abzufangen und aufzuhängen; in Preußen wären überdies von Herbesthal an alle Eisenbahnen aufgebrochen und man könne nur mit Lebensgefahr nach Aachen gelangen ꝛc. Ich wandte mich an einen befreundeten Amerikaner, der den Minister persönlich kannte, gab ihm meinen Paß und bat ihn, mir das Visa zu verschaffen. Schon an demselben Abend erhielt ich ihn zurück, mit dem amtlich besiegelten, „Bon pour sortir de France", und konnte nun ernstlich an die Abreise denken. Den so mühsam erlangten Paß hatte ich übrigens später gar nicht nöthig; er wurde mir nirgends abgefordert, wie denn überhaupt die ganze Reise bis nach Düsseldorf vollständig wie in Friedenszeiten stattfand.

Am Nordbahnhof, wohin ich mich begab, um mich genau nach dem Abgang der Züge, die sämmtlich verändert waren, zu erkundigen, erwartete mich noch ein sehr trauriges Schauspiel, und mehr als das: ein herzzerreißendes. Es wurde gerade ein Zug von ausgewiesenen Deutschen expedirt, nach oberflächlicher Schätzung zwölf bis fünfzehnhundert Personen, Männer, Frauen und Kinder, die letzteren in überwiegender Mehrzahl. In meinem Leben werde ich diese Jammerscenen nicht vergessen, die man in unserm civilisirten Jahr-

Digitized by Google

hundert für unmöglich gehalten haben würde, wenn die trostlose Realität nicht das Gegentheil bewiesen hätte. Ein solches Schmerzensbild — und man konnte sie dort zu Hunderten sehen! — genügte, um uns den Geist und die Gesinnung der kaiserlichen Regierung, die damals doch noch rechtmäßig bestand, von ihrer schlechtesten und verächtlichsten Seite zu zeigen. (Die republikanische Regierung hat sich indessen von keiner bessern Seite gezeigt und uns nur in der Ansicht bestärken können, daß es Frankreich und die Franzosen seien, von denen wir Rechenschaft zu verlangen haben. — Die Red.) Es waren meist dieselben Leute, die ich bereits am Tage vorher an der nordamerikanischen Gesandtschaft gesehen, jetzt waren sie aber von ihrer Familie begleitet und hatten außerdem all' ihr bischen Hab und Gut mitgenommen. Durch diesen letzten Umstand wurde das Bild wirklich ein Seitenstück zu dem Auszuge aus Aegypten. Alle waren mit großen und kleinen Bündeln und Packeten, mit Kisten und Kasten und allem erdenklichen Hausrath bepackt, auch die Kinder, die beinahe unter der Last erlagen und nicht weiter konnten, bis ihnen die älteren Geschwister zu Hülfe kamen; die meisten Frauen hatten Säuglinge auf dem Arm und außerdem noch oft ein zweijähriges Söhnchen oder Töchterchen an der Hand. Der Vater lief unterdessen hin und her, von einem Schalter oder Bureau zum andern, weil bei der grenzenlosen Unordnung Niemand wußte, wohin sich wenden und weil die wenigen Beamten und Schaffner nur unwillig Auskunft gaben. Gar viele von jenen Handwerkern waren bereits über zehn Jahre in Paris ansässig und hatten sich dort verheirathet; nun zog die Frau natürlich mit in die Verbannung, und die Schwiegereltern, die zurückbleiben mußten, gaben ihnen das letzte Geleit. Ueberall Schluchzen und Weinen, und manche alte Großmutter, die sich von ihrem Liebling nicht trennen konnte, herzte und küßte ihn immer von Neuem und machte endlich, als der Vater ungestüm zum Abschied drängte, mit zitternder Hand das Zeichen des Kreuzes über dem Haupte des Kindes: „Geh in Gottesnamen und der Herr schütze Dich." — Und gewiß, er wird Euch schützen, und die deutsche Heimat wird für Euch sorgen, Ihr armen unglücklichen und zugleich unschuldigen Menschen, die Ihr nichts seid, als die beklagenswerthen Opfer einer leidenschaftlichen, bis zum Wahnsinn verblendeten Politik. Wehe Dem (das las man auf all' jenen abgehärmten, verweinten Gesichtern), der diesen fluchwürdigen Krieg heraufbeschworen; wenn ein Richter über den Sternen ist, so wird die Vergeltung nicht ausbleiben. — Und kaum vierzehn Tage später legte der bis dahin so stolze Franzosenkaiser, dessen Armeen vor den siegreichen deutschen Truppen wie Spreu im Winde verweht waren, seinen Degen — den Degen von Austerlitz! — demüthig und beschämt in die Hände des preußischen Königs; . . . . und jetzt, wo ich dies schreibe, reißen sie in Paris die kaiserlichen Kronen und Adler herab und werfen die Büsten des Kaisers mit Hohngelächter auf die Straße: die Republik ist proclamirt und die Napoleoniden sind geächtet. Wenn das nicht der Finger von Oben ist, so giebt es keinen Gott!

Wochenlang dauerten diese Züge der ausgewiesenen Deutschen, und Paris bedachte in seinem preußenfeindlichen Taumel nicht, daß es durch diese barbarische Maßregel seiner Industrie und allen seinen Gewerben und Gewerken die besten und solidesten Kräfte entzog; denn ein deutscher Arbeiter, gleichviel in welchem Gebiet, wiegt stets zwei und drei französische auf.

In meine Wohnung zurückgekehrt und zwar wieder, wie ein Dieb in der Nacht, durch die Hinterthür des Gartens, erfuhr ich, daß mehrere Kerle

Digitized by Google

in den Hof gedrungen waren, und verlangt hatten, man ſollte ihnen den preußiſchen Spion, alſo meine Wenigkeit, ausliefern. Mit der Verſicherung des Portiers, ich ſei kein Spion und überdies ſchon abgereiſt, wollten ſie ſich nicht zufrieden geben und ſchickten ſich unter Flüchen und Verwünſchungen an, eine Hausſuchung vorzunehmen. Wäre ich zufällig in jenem Moment angekommen, ſo hätte es mir ſchlimm genug ergehen können. Glücklicherweiſe wohnt in meinem Hauſe ein Beamter des Kriegsminiſteriums, der ſich dem Geſindel, das natürlich wie immer betrunken war, entſchloſſen entgegenſtellte und mit der Polizei drohte, wenn ſie nicht ſchleunig davongingen. Das half, aber der wildeſte von ihnen rief noch im Fortgeben: „Wenn wir ihn heute nicht kriegen, ſo kriegen wir ihn morgen; allen Verräthern iſt der Tod geſchworen und nicht Einer ſoll uns entſchlüpfen.“

Ich entſchlüpfte ihnen aber doch; nur wird man mir glauben, daß ich nicht gerade in ſehr heiterer und ruhiger Stimmung meinen Koffer packte. Das Allernothwendigſte raffte ich haſtig zuſammen, ſteckte zu mir, was ich an Geld und Geldeswerth beſaß, Gelder einzutreiben, oder ſonſt flüſſig zu machen, war unmöglich, und warf dann noch einen wehmüthigen Abſchiedsblick auf die liebgewordenen Räume, die ich ſo lange friedlich bewohnt und die mir jetzt keine Sicherheit mehr boten. Der Schreibtiſch und die Bibliothek, Bilder, Möbel und Geräthe, und die hundert Gegenſtände, die man im Laufe der Jahre ſammelt und anhäuft, von denen faſt jeder ſeine kleine Geſchichte hat, und an denen man im Grunde mehr hängt, als man glauben ſollte, das Alles mußte ich nun zurücklaſſen und gab es zugleich verloren. Tand! ſagte ich aber ſofort mir ſelbſt, als hätte ich mich auf einer unmännlichen Schwachheit ertappt; wo ſo viel Tauſende, ja Hunderttauſende, ganz anders und ſchwerer leiden, wollteſt Du den Verluſt ſolcher Bagatellen beklagen! Vor einem ſterbenden gemeinen Soldaten, der ſein Blut hingiebt für die heilige Sache des Vaterlandes, wird ja der koſtbarſte Hausrath des Millionairs zu elendem Plunder. Und jetzt, wo ich die langentbehrte und oft-erſehnte Heimatluft wieder athme und ſchon in ſo manches begeiſterte Auge geſchaut und ſo manche biedere Hand gedrückt habe, freut mich faſt dieſer Verluſt, denn ich ſehe ihn an wie ein Opfer, das ich auf den gemeinſamen Altar niederlege, wo auch das geringſte Scherflein willkommen und durch das Bewußtſein erfüllter Pflicht reichlich belohnt iſt.

Digitized by Google

Ernstes und Heitres aus den Augusttagen.

Das waren mir herrliche Tage — die Tage des Mainzer Hauptquartiers, die Tage der Siegesbotschaften von Weißenburg, Wörth und Saarbrücken. Das alte Mainz wird davon zu erzählen wissen.

Tausende und aber Tausende unserer wehrhaften Männer begrüßten hier zum erstenmale in ihrem Leben den grünen Strom. Von allen Bergen schauten auf sie hernieder die Zeugen früherer französischer Raubzüge, die gebrochenen Thürme der rheinischen Burgen, die Denkmale fränkischer Zerstörungswuth.

Mit Windeseile waren die beiden Mainzer Brücken um eine dritte vermehrt, die, durch eiligst requirirte Rheinschiffe hergestellt, von dem Fort Großherzog von Hessen (früher Fort Montebello) über die befestigte Rheininsel Petersau hinüber, zum linken Rheinufer führte. Das ganze sächsische Armeecorps, unendliche Proviant- und Munitionscolonnen sind über jene neue Verbindungsbrücke hinübergezogen, die in weniger denn zwei Tagen hergerichtet worden war. Von den Bildern, welche sich an der Curve, dem Kreuzungspunkt der Taunusbahn, nach und von Frankfurt und der rechtsrheinischen Eisenbahn entrollten, kann die Feder, kann der Griffel in der That keine Anschauung geben. Und überall die Opferwilligkeit des Rheinländers im überraschendsten Maße. Alte Mütterchen, die, den dampfenden Kaffeetopf in den zitternden Händen, ihr Scherflein zur Erfrischung unserer Truppen steuern wollten, Winzer, kleine Leute, denen der Krieg die Absatzwege verschlossen — sie gaben aus ihren Vorräthen, was eben zu opfern war; die Lager ihrer Keller, sie wurden mit offenen Händen und noch offneren Herzen dargebracht.

Was der Rhein an Wein in vaterländischer Opferwilligkeit gespendet, ist in der That gewaltig. Ueberall waren die freiwilligen Geber bereit, den Durstigen zu laben und um einen Begriff von dem gemeinsamen Consum zu geben, wollen wir nur anführen, daß das Mainzer Erfrischungscomité bis zum 18. August allein vierzig Stückfaß Wein an die labebedürftigen Truppen vertheilt — d. h. verschenkt hat. In gleichem Maße geschah's überall. Man sollte denken, die rheinischen Keller seien vollständig geleert. Indessen ohne Sorgen — der rheinische Winzer hat auch noch genügenden Vorrath für die heimkehrenden Sieger, als Ehrentrunk zu des Vaterlands Preis und Ruhm!

Leider sind die schönen Buschwaldungen der Glacis der Festung Mainz zum Theil gefallen. — Kahl schauen die Festungswerke mit ihren drohenden Geschossen nach der Landseite hinaus. Glücklicherweise hat der bereitwillige Bürgersinn der Mainzer einem Theil der Anpflanzungen die Fällung noch erspart. Die Stadt verpflichtete sich, durch dreitausend Männer und fünfhundert Fuhrwerke im Falle der Noth den Rest der Promenadenanlage und Alleen in kürzester Frist zu fällen und zu räumen und so blieb einem Theile dieser beliebten Spaziergänge das herbe Schicksal erspart.

In den Festungsgräben hatten sich Niederlagen der Armeelieferanten eingerichtet. Hunderte von Ochsen, Schweinen, Schafen hielten „tief dort unten" ein Heerlager, bis sie zu ihren Bestimmungsorten abgeführt wurden. Dem merkwürdigen Anblick war weder eine Thierschau, noch eine landwirthschaftliche Ausstellung im Entferntesten zu vergleichen. Kolossal war und ist noch diese Aufstapelung des „lebendigen Fleisches" für unsere Armee.

Digitized by Google

Wir zählten Tag für Tag ununterbrochen Züge von mehr denn vierhundert Wagen und bäuerlichen Fuhrwerken, die, von den umliegenden Ortſchaften requirirt, ſich über die Rheinbrücken ergoſſen. Hinundherziehende Truppentheile, Schanzarbeiter, dazwiſchen Diaconiſſinnen, barmherzige Brüder, Feldlazarethe, Turner und freiwillige Sanitätscorps, welche ihren verſchiedenen Beſtimmungsorten zueilten — es war in der That ein Bild voll Leben und Luſt, wie es ſich anderwärts nicht entwickeln kann; denn die rebengeſchmückten Berge des Rheinthals, der lebendig friſch dahinſtrömende Fluß, der lachende Himmel und der muntere Sinn des Rheinländers verlieh dem Ganzen erſt den entſprechenden Rahmen. In dem ehemaligen „Deutſchen Ordenshaus“ hatte der greiſe Heldenkönig ſein Hauptquartier aufgeſchlagen. Seltſamer Zufall! Es diente ſeiner Zeit dem Onkel des Neffen als zeitweiliger Aufenthalt und heute noch zeigt man dem Bradſhaw-bewaffneten Engländer die Mobiliargegenſtände, welche einſt Napoleon I., Joſephine und Marie Luiſe in Gebrauch hatten. Zuweilen dient das „Deutſche Haus“, wie es im Volksmunde heißt, dem Großherzog von Heſſen als Abſteigquartier. Der deutſche Bundesfeldherr im Deutſchen Hauſe und — in deutſcher Stadt. Was mögen die wenigen St. Helenaritter, die einſt der Neffe des Onkels in Erinnerung an die Rheinbundstage mit der Medaille in Mainz ſchmückte, oder ſchmücken wollte — bei dieſen Ereigniſſen empfunden haben? Es ſind ſeiner Zeit ziemlich viele jener Schmachmedaillen am Rhein hauſirt worden, wir haben allerdings öffentlich — der Wahrheit die Ehre — nie eine ſolche tragen ſehen.

Wo ſind die abenteuerlichen franzöſiſchen Märchen geblieben, welche dem Rhein franzöſiſche Geſinnung nachſagen wollten? Dahin, dahin! des Erbfeindes Vorausſetzungen, ſie haben ihn alle betrogen. Es giebt heute kein deutſcheres Land, als jenes über der Mainlinie, keine deutſchere Stadt als die alte Moguntia. Man mußte den Jubel ſehen, wenn Bismarck, der in dem Privathauſe des Mouſſeux-Fabrikanten und Großweinhändlers Kupferberg abgeſtiegen war, in den Straßen ſichtbar wurde! Und Moltke, der Schweiger, der Zugeknöpfte! Mit größerer Ruhe konnte der greiſe Krieger den kommenden Ereigniſſen nicht entgegenſehen, als er es that. Es lag in der That etwas unendlich Imponirendes in der Sicherheit, mit welcher dieſer größte Stratege unſeres Jahrhunderts durch die Straßen dahinſchritt, auf die Kunde vom Kriegsſchauplatze wartend, welche ihm die Nachrichten von den Erfolgen ſeiner Geiſtesarbeit melden ſollte. Wer Moltke in wahrhaft claſſiſcher Ruhe dahinſchreiten ſah, mehr einem harmloſen Spaziergänger gleichend, konnte kaum glauben, daß dies der Mann ſein ſollte, von dem in derſelben Minute zum großen Theile das Geſchick einer Nation abhing. Wo iſt da die freche Ueberhebung einer verblendeten Hofcoterie, einer ſich ſelbſt überhebenden Prätorianerkaſte, welche den Spaziergang über den Rhein für ein Kinderſpiel erklärte? Von allen Eindrücken, welche in dieſen bewegten Tagen die Mainzer empfingen, war ſicher der Anblick des männlich ernſten, aber vertrauensfeſten Kriegshelden Moltke, der nachhaltigſte und gewaltigſte. Und als nun die erſten Siegesnachrichten in's Hauptquartier gelangten, als der greiſe Heldenkönig, dem Wunſche und Jubel des Volkes entſprechend, auf den Altan des Deutſchen Hauſes trat, von dem ſich eine wunderbare Ausſicht auf den vorüberfluthenden Strom bietet — wer beſchreibt den Sturm, der ſich erhob, als König Wilhelm mit bewegter Stimme den Triumph unſerer Waffen verkündete! Schallende Jubellieder ertönten hinaus in die laue Luft

Digitized by Google

und schallten weit, weit dahin über den deutschen Strom, als Dankesopfer für ihn, den Lenker der Schlachten, der unserm Volke den Sieg geschenkt!

Ernster waren die Bilder wol, die uns in den nächsten Tagen die Folgen der mörderischen Schlachten vor Augen führten. Als jene Züge Verwundeter anlangten — die Opfer der französischen Lügenpolitik. Aber nur anregen konnten sie zu werkthätiger Hülfe, zu Opfern der Barmherzigkeit; das Gefühl für die deutsche Sache konnten sie nur um so erwärmender aufflammen lassen.

Auch hier stellte sich der wunderbare Contrast rasch zu Tage zwischen deutschen Verwundeten und französischen. Zu vielen Hunderten langten sie an, um auf den bereitstehenden Dampfbooten, welche, geschmückt mit der Genfer Fahne, dem rothen Kreuz, im Hafen lagen, ihrem Bestimmungsorte zugeführt zu werden.

Der Preuße, gehoben von dem Eindrucke des nationalen Sieges, trug mit stiller Ergebung den Schmerz, oder lächelte zu dem tröstenden Zuspruch der ihn begleitenden Samariter. Ingrimmig lehnte sich der verwundete Franzose zurück, oder nahm mit Leichtsinn seine doppelte Lage hin, gleichgiltig für die erwiesenen Liebesdienste, aber auch gleichgiltig für die Niederlage seines Volkes.

Noch merkbarer trat dies bei den Zügen der Gefangenen hervor, die nun in täglichen Transporten anlangten, um von hier ab weiter befördert zu werden.

Einer der gefangenen Zuaven schien noch von seiner Situation nicht ganz klar unterrichtet, wenigstens konnte er nicht begreifen, wie rasch heut' zu Tage bei uns zu Lande die Beförderungsanstalten ihre Schuldigkeit thun. Er erzählte, daß er Morgens am 6. August um elf Uhr mit einem Transport direct von Afrika bei dem Corps Mac Mahon's angekommen, um zwölf Uhr an der Action Theil genommen, um ein Uhr gefangen und um zwei Uhr schon auf dem Transport nach Berlin gewesen sei. Eine so eilige Beförderung war ihm außer allem Spaß und er wollte behaupten, das ginge denn doch nicht mit rechten Dingen zu. Auf die Frage, wo er sich befinde, erhielt er die Antwort:

„Vous êtes à Mayence, au bords du Rhin!"

„Ah c'est drôle. C'est le Rhin! Ah c'est drôle! Voilà le Rhin! Et la contrée qu'elle parcourt, est elle belle jusqu'à Berlin? Combien de jours faut-il pour notre arrivée à Berlin?"

Ein Chasseur schrieb nach wörtlicher Uebersetzung auf eine dargereichte Correspondenzkarte:

„Meine liebe Frau!

Du wirst erfahren haben, daß ich die Schlacht am vergangenen Samstag mitgemacht habe. Ich wurde verwundet und von den Preußen als Kriegsgefangener fortgeführt. Man brachte uns nach Mainz, Hauptstadt von Bayern. Wir sind gut verpflegt, also — tröste Dich.

Mit herzlichem Gruß Dein Martin."

Ueber Bayern schienen überhaupt ziemlich unklare Begriffe bei der französischen Armee geherrscht zu haben, wie folgendes Gespräch eines französischen in Ingolstadt internirten Officiers zeigt. Auf dem Transport durch München frägt er einen Deutschen:

„Mein Herr, wo sind wir jetzt? Sind wir in Preußen?"

„Nein, mein Herr, Sie sind in München?"

„Was ist denn das, München?"

Digitized by Google

„Das iſt die Hauptſtadt von Bayern.“

„Aber was iſt denn das, Bayern? Iſt es in Preußen? Wir kennen kein Bayern. Und wohin werden wir geführt?“

„Nach Ingolſtadt, einer Feſtung am Ufer der Donau.“

„Aber die Donau iſt doch in der Türkei! ... Wie ſonderbar, wie ſonderbar!“

Ein Anderer konnte ſich, wie es ſchien, an den Gedanken der Gefangenſchaft nicht gewöhnen, denn er ſang mit mehr Kühnheit als rathſam, das Lagerlied von Chalons:

„Ça ira, ça ira,
Bismark à la laterne!
Ça ira, ça ira,
Bismark, on le pendra!“

Da man in der That nicht genau unterſcheiden konnte, ob das Schickſal ſeiner Armee und ſein eigenes, ihm nicht ein wenig das Concept verrückt hatte, ſo ließ man den abenteuerlichen Sänger gewähren, der auf deutſchem Boden die größte Perſiflage auf ſeine eigene Nation veröffentlichte, welche überhaupt denkbar iſt. Ein helles Gelächter begleitete den heiſern Schlachtgeſang des ſeltſamen Troupiers, denn bekanntlich hängen ſelbſt die Nürnberger Keinen, ehe ſie ihn haben.

Im Ganzen machten die Turcos, dieſe braunen Burſchen, nicht den Eindruck gewaltiger Kühnheit und ſie fielen in der Gefangenſchaft weit mehr durch ihren Schmutz und ihre ſaloppe Haltung auf, als durch kriegeriſches Aeußere. Beleidigt waren ſie ſofort, wenn ihnen Schweinefleiſch, Wurſt oder dergleichen Genüſſe, welche ihnen der Koran verbietet, als Speiſe angeboten wurden. Sie hielten als treue Muhamedaner ein ſolches Anerbieten für abſichtliche Beleidigung.

Von einem bayriſchen Infanteriſten wird erzählt, daß er auf nächtlichem Vorpoſten deutlich ein wiederholtes „Oui oui“ im Dickicht vernahm und als er eine Bewegung zu unterſcheiden glaubte, ohne Weiteres Feuer gab. Bei näherer Beſichtigung hatte ſein Schuß ein feiſtes Wildſchwein erlegt, wie ſie in der Gegend der Vogeſen und Ardennen durchaus nicht ſelten ſind. Dieſer vermeintliche Turco ſoll den Lagergenoſſen nicht unangenehm geweſen ſein.

Daß der Humor nach den glücklichen Erfolgen unſerer Waffen aller Orten zum Durchbruch kam, iſt natürlich. Es wären viele Scherze zu erzählen, die wol verdienten, der Vergeſſenheit entriſſen zu werden.

König Wilhelm ſelbſt zeigte überall frohe Miene und heitere Laune. Als der König in Coblenz nach der Begrüßung der dortigen Behörden ſich wieder dem Bahnzug zur Weiterfahrt zuwandte, in welchem Graf Bismarck ungeſtört der nächtlichen Ruhe pflegte, blickte er um ſich und rief: „Wo iſt Moltke? Wenn Moltke eingeſtiegen iſt, können wir weiter fahren.“

Man erinnert ſich noch, daß bei dem plötzlichen Ausbruch des Krieges ſich ſogleich eine große Nachfrage nach Karten der Pfalz geltend machte, eine Nachfrage, welche durch die augenblicklichen Vorräthe nicht zu befriedigen war. Endlich kommen die erwarteten Kriegskarten. Publicus ſetzt ſich ſofort in Beſitz, die Lieferungen ſind am Rhein vergriffen, mittlerweile das deutſche Heer auch ſchon hinüber — über die Grenze.

„Der Kronprinz muß auf Entſchädigung verklagt werden, er marſchirt zu raſch“, heißt es nun von allen Seiten, „was thun wir jetzt mit den Pfälzer Karten!“

Digitized by Google

Nicht übel ist die treffende Bemerkung eines pfalzbayrischen Bauern, der, eine Fouragelieferung begleitend, auf einem Eisenbahnzug mit französischen Gefangenen befördert wurde. Zum großen Vergnügen der mitfahrenden bayrischen Escortetruppen rief er beim Einsteigen: „Nu, föht's ihr Leit', jetzt geh'n wir Bayern doch mit den Franzosen! Aber — mit Retourfahrt!"

Höchlich interessant war es auch, wie munter die Dialecte unseres lieben Vaterlandes sich im drolligsten Heimisch draußen im Felde begegneten und dem Humor natürlich Stoff in Fülle gaben.

So äußerte ein württembergischer Reiter, der nach der Schlacht bei Wörth den Feind mit verfolgt hatte: „Ich sage ihne, die Franzose laufe, daß mer's fast net vereita ka", — während ein echtes berliner Kind auf die Frage: welchen Eindruck die Turcos auf ihn gemacht hätten, antwortet: „Sie auf mir jar keinen, aber wir auf ihnen!" Ein Mecklenburger dagegen gab auf die Frage: Ob die Norddeutschen denn auch an den Süddeutschen gute Waffenbrüder hätten, die treffliche Antwort: „Dat is klaar, die Brüders sien ganz goat, aber sie willen man immer vörupp, un datt können wir doch nich lüden!" — Ein Soldat aus dem Lippe'schen, durch einen Streifschuß im Gesicht verwundet und über und über blutend, wurde von seinem Hauptmann aus der Gefechtslinie zum Verbandplatze gesendet; er aber erwiedert: „Nai, Herr Hauptmann, ich habbe den Kerl sehn, der mich schossen hätt; der Düwel soll en halen, wenn ick en kriege!"

Wie schnell der Volkswitz sich der Thatsachen und Ereignisse vom Kriegsschauplatz bemächtigt, geht wol auch aus dem Umstand hervor, daß den Tag nach dem Weißenburger Treffen, die Herren Schusterjungen sich schon im Besitz einer Triumphhymne befanden, die einfach, aber treffend, ihre Wirkung nirgends verfehlt. Man hört jetzt am Rhein überall den folgenden Gassenhauer:

„Zu Weißenborg, zu Weißenborg,
Do ginge die Franzose dorch,
Die Deutsche hunn se ingeholt, (hunn=haben)
Un hunn se dorch und dorch versohlt!"

Als im Jahre 1814 die Verbündeten die Vogesenpässe überschritten, erscholl ein Marschlied, das vielleicht heute zum großen Theil vergessen, immerhin aber als eine Erinnerung früherer glorreicher Tage wieder aufleben darf. Derb und der damaligen Zeit entsprechend, trug er zur Erheiterung der deutschen Truppen auf ihren Märschen nicht wenig bei. Der Refrain lautete:

„Schenket ein, trinket aus!
Habt Ihr Bier, habt Ihr Wein,
Auf den Feind immer ein!
Schlag ihn todt, Patriot!
Mit der Krücke, in's Genicke!
Mit dem Sabel — auf den Schnabel:
Den Cujon —
Napoleon!"

Fügen wir noch schließlich den Bericht eines Reservisten vom zweiten Garde=Dragoner=Regiment an, der seine Erlebnisse in der Schlacht von Mars=la=Tour brieflich erzählt und nachdem er mitgetheilt, daß von seiner Escadron die meisten Officiere gefallen und nur sechzig Mann unversehrt übrig geblieben seien, naiver Weise wörtlich schließt: „Es war aber auch ein Kugelregen, daß man seines Lebens nicht sicher war!"

Ferdinand Hey'l.

Digitized by Google

Von der Ostsee.

Ende August.

Sie wünschen Nachricht von mir über die Heldenthaten der Flotte Seiner Majestät Kaiser Louis Napoleon III. Bonaparte in den nordischen Meeren.

Selten hat sich ein Mensch einer Sache gegenüber in größerer Verlegenheit befunden als ich diesem Wunsche gegenüber.

Denn erstens besitze ich keine Ahnung davon, ob die Flotte, von der Sie Nachricht begehren, in dem Augenblick, in dem ich dies schreibe, noch Seiner Majestät Kaiser Louis Napoleon III. Bonaparte angehört.

Es könnte sein sie gehörte Sr. Orleanistischen Hoheit dem Herrn Prinzen von Joinville, dem Laudator Elsässischer Bauern, welche deutschen Verwundeten auf dem Schlachtfelde die Augen ausstechen. Oder vielleicht Herrn Jules Favre, oder Herrn Thiers, oder einem neuen Consortium von Anhängern der Menschenrechte von 1789.

Endlich könnte es außerdem sein, daß sie keinem Einzigen von allen Diesen mehr gehörte, sondern sich bereits innigster und lebenslänglicher Collegialität der wackeren Cumpane „König Wilhelm", „Kronprinz", „Prinz Friedrich Karl" ꝛc. erfreute.

Denn es ist mit den Flotten wie mit dem biblischen Winde, von dem Niemand weiß, von wannen er kommt und wohin er geht. So weiß man auch nie, wenn eine Flotte aus einem Hafen ausläuft, in welchem Hafen sie wieder einlaufen wird. Denn ihre Wege sind wunderbar, wie die des Herrn von Bismarck.

Wenn es erlaubt ist, in so thatsächlichen Zeiten eine Vermuthung auszusprechen, so ist es die, daß die französische Flotte sich auf dem Wege nach dem — Kieler Seekriegshafen befindet. Ueber die Dauer ihres dortigen Aufenthalts wird ein § des „Friedens von Paris im Jahre 1870" Aufschluß geben.

Nun denn —

„Sie kommt — sie kommt des Mittags stolze Flotte,
Das Weltmeer wimmert unter ihr;
Mit Kettenklang und einem neuem Gotte
Und tausend Donnern naht sie Dir —
Ein schwimmend Heer furchtbarer Citadellen
Unüberwindlich nennt man sie —"

In Wirklichkeit kam sie allerdings bis jetzt erst im Gänsemarsch „östlich von Sprogö" durch den großen Belt. Das ist die erste beglaubigte Thatsache und bis heut' die wichtigste. Der „Gänsemarsch" ist unzweifelhaft und Niemand wird der großen Nation ihren Ruhm bestreiten können. Nur daß nicht, wie sonst bei derartigen von den genannten Zweifüßlern veranstalteten Aufzügen, die größte Gans voraufging.

Im Gegentheil, hier war es die kleinſte. Vorſichtig ſtreckte ſie ſtatt des Kopfes das Senkblei nach allen Richtungen aus, dann

„Zog ſie einher auf den erſchrockenen Wellen.“

Verargen Sie mir die Citate aus einer um einige Jahrhunderte ältern „Unüberwindlichen Flotte“ nicht zu ſehr. Mein Zweck iſt, Angſt und Grauſen zu erregen, und da der gegenwärtige Held mir ſeine Mithülfe dazu verſagt, greife ich zu einem vergangenen Dichter. Auf dieſe Weiſe ſind meine Hülfsmittel ſo bald nicht erſchöpft; ich beſitze vielmehr noch ganz andere geflügelte Worte, zu denen mir der Ihnen nicht unbekannte Tegnér, ſeinerzeit Biſchof von Upſala, verholfen hat. Es ſcheint, daß dieſer wieder manche Notizen über das Seeräuberleben eines Ihnen gleichfalls nicht unbekannten „Frithjof“ geſammelt hat, indem nämlich der Letztere ſeine Anſichten über das Verhalten auf dem Waſſer in einige Memorirverſe zuſammengedrängt, die uns aufbewahrt worden und ſo ſehr den Eindruck erregen, als ob die Mannſchaft der franzöſiſchen Flotte ſich mit dem Auswendiglernen derſelben — gleichſam als ordre de bataille — beſchäftigt habe, daß ich zu ihrer Charakteriſtik nichts Beſſeres zu thun weiß, als einige der Verſe wiederzugeben, nur ab und zu eine Note beifügend, wo der Unterſchied der Jahrhunderte für das Verſtändniß vielleicht eine Aenderung des Ausdruckes bedingt. Zunächſt gehört dahin, daß ich bitte, ſtatt „Schiffshauptmann Frithjof“ — Admiral Bouet-Willaumez“ und ſtatt der windſchnellſegelnden „Ellida“ die locomotivenhaftig dampfende Panzerfregatte „La Surveillante“ zu leſen.

„Und nun ſchwebte er rund auf verödetem Meer, weitum, wie ein jagender Falk,
Für die Kämpfer am Bord ſchrieb Geſetz er und Recht; willſt Du hören den Vikingerbalk?“

Er = Bouet Willaumez. Das „verödete Meer“ lehrt, wie der Mathematiker ſagt, die Anſchauung der Figur, d. h. der mit vor Anker liegenden Kauffahrteiſchiffen vollgepfropften Oſtſeehäfen, die, nebenbei geſagt, eng zuſammengedrängt und alle die Gallionen nach einer Richtung wendend, eine merkwürdige Aehnlichkeit mit einer Lämmerheerde darbieten, welche ängſtlich vor dem herumſchleichenden Wolf die Köpfe zuſammenſtecken. „Falk“ iſt allgemein ausgedrückt und kann auch „Geier“ heißen. „Kämpfer am Bord“ = 750 Mann. „Geſetz und Recht“ = dem Extract der völkerrechtlichen Anſchauungen der Nation. „Vikingerbalk“ (Vinkingabalk) = Geſetzbuch für Seeräuber. (Geſetztafeln, die wie Balken auf einander gelegt wurden; „Balken“ daher für Capitel im Geſetzbuch; hier vielleicht der „Balken im eignen Aug'“, den Monsieur le comte de Bouet-Willaumez noch nicht gewahrt hat).

„Fort mit Zelten vom Schiff, denn man ſchläft nicht im Haus, wenn der Feind auf der Lauer ſich hält;
Auf dem Schild ſchläft der Viking, das Schwert in der Hand, mit dem bläulichen Himmel als Zelt!“

Der Schluß des erſten Verſes würde vielleicht zeitgemäßer durch: „Wenn der Feind auf uns lauert im Belt“ wiedergegeben. „Auf dem Schild“ = In der Hängematte. „Das Schwert in der Hand“ iſt etwas veraltet, ſelbſt wenn man „Lunte“ dafür ſetzte, wäre es noch nicht viel anders. Ein furchtbarer Anachronismus iſt aber direct der „bläuliche Himmel“, der ſeit Wochen mehr ſchwarz als grau über der Oſtſee hängt und nicht regnet, ſondern ſchüttet, allerdings indeß dadurch den Deckjungen manche Reinigungsarbeit erſparen mag.

Digitized by Google

„Schütz am Lande die Maid, doch ſie komm' nicht an Bord, wär' es Freia, ſie täuſcht Dein Geſetz;
Auf der Wange die Grub' iſt die falſcheſte Grub' und die fliegenden Locken ein Netz!'

Dieſem Paſſus der „Ordre de bataille" hat bekanntlich der Marſchall Mac Mahon, Herzog von Magenta, auf's Getreueſte Folge geleiſtet. Ihm wurde die Aufgabe, die „Maid" am Lande zu ſchützen und es war begreiflich, daß er keinen ſicherern Zufluchtsort für ſie wußte, als ſein eignes, inmitten ſeiner ganzen Armee gelegenes Feldherruzelt. Doch auf dem Meere iſt dies etwas Anderes, und die Ordre für Bouet-Willaumez lautet: „Wär' es Freia", d. h. wär' es ſogar die Herzogin von Noailles, „fort mit ihr vom Bord!"

Wir gelangen nun zu einer Hauptvorſchrift, dem Cardinalpunkt der ganzen Frage. Kurz und bündig ausgedrückt, lautet ſie:

„Segeln Krämer daher, ſo verdirb nicht ihr Schiff, daß Du völlig empfahſt ihren Sold,
Du biſt König der Woge, er Sclav' des Gewinns, und Dein Stahl iſt ſo gut wie ſein Gold!"

Hurrah! Da kommt ein Krämer! Wie er ſich am Lande durchzudrücken ſucht! Dampf bei! Einen Schuß ihm über's Deck, damit das Schiff nicht verdorben wird!

Seht Ihr, der Feigling dreht bei vor dem König der Wogen! Sclave des Gewinns, woher? wohin? wo ſind Deine Papiere? was haſt Du geladen?

„Schuhleder von Putzig nach Rügenwalde für ruſſiſche Rechnung", ſagſt Du? Das kann Jeder ſagen. Warte, wir wollen Dich verſohlen! Wir wollen Striemen zu Knuten daraus ſchneiden und dieſen teutoniſchen Wilden, wo wir landen, damit beibringen, wer an der Spitze der Civiliſation marſchirt!

Wie meinen Sie, Capitain? Dies barbariſche Geſindel marſchire, den neueſten Nachrichten zufolge, augenblicklich auf Paris und deshalb ſei es gerathen — —?

Bah! Berliner Lügen! Ich weiß beſtimmt, daß Monſieur de Canrobert im Moment Magdeburg beſchießt —

Haha! Sclav' des Gewinns, ſiehſt Du, wie Du zitterſt vor dem König der Wogen! Und ſo iſt es ſchon einem halben Dutzend deutſcher Schiffe ergangen. Sie befinden ſich alle in unſeren Händen. Keiner hat es gewagt, der unüberwindlichen Tapferkeit unſeres Panzergeſchwaders zu trotzen und, uns zuvorkommend, uns durch kühnen Angriff zu überraſchen. Eine wahrhaft homeriſche Jagd war's. Von Memel kam die keuſch umbordete „Veſta"; ſie ereilte „Souffleur", der ſich ſelbſt den Wind erzeugt, und brachte ſie gen Breſt. Unterwegs geſellte ſich ihm „Dapot", der zehn Knoten in der Stunde läuft, ohne Athem zu ſchöpfen, und „Lanap" von Bremen mußte ihm nachfolgen, gezogen von triefendem Schlepptau. Siehe, da durchſchnitt auch ſtolzragend „Laſtowe" die purpurnen Wellen. Wo die Fluth ſich raſtlos am Kreidefelſen aufbäumt, hatte er die gerſteführende „Meta" getroffen und mit ehernen Armen umſchloſſen. Sie nun führte er nach Rochefort, der ragenden Stadt in Gewahrſam. Auch „Caton", der eiſerne, und die Jugendblüthe des „Adonis" nahmen Theil am ruhmvollen Kampfe und erreichten mit köſtlicher Beute die Heimat. Vor Allen aber ragte „Le Corſe", der herrliche. Wie ſein Namensvetter auf dem Feſtland ungezählte Schaaren hochherziger Krieger zur Schlachtbank trieb, ſo ſtürzte er ſich auf zahlloſe Reihen leichthinrudernder Boote, darin ein bärtig-wildes Volk, genannt „Fiſcher", aus dem hohen

Norden den Teutonen zur Hülfe zu eilen gedachte. Sie vertilgte er zum unauslöschlichen Ruhme Frankreichs von der Fläche des Meeres und färbte diese mit dem gottlosen Blute der Ketzer.'

Wenn wir in trockener deutscher Prosa noch hinzufügen, daß außerdem sämmtliche Nord- und Ostseehäfen Deutschlands von der Weser bis zur Memel durch feierliche Parlamentairankündigung in „Effectiv"-Blokadezustand versetzt worden, trotzdem aber fast überall die Schiffe noch munter ein- und auslaufen, oft ohne durch das schärfste Fernglas etwas von einem feindlichen Blokadegeschwader gesehen zu haben — so ist das Alles, was wir heut' von den Heldenthaten der französischen Flotte den „Krämern" gegenüber zu berichten vermögen und wir gehen zu dem nächsten § des Vikingerbalk oder ordre de bataille über, der also lautet:

„Nun naht Vikingerschiff, da giebt's Ent'rung und Kampf, und heiß geht es zu unter'm Schild:
Falls Du weichst einen Schritt, hast Du Abschied von uns, dann magst thun Du, was Du gewillt."

Es war um die Mittagsstunde des 17. August, als die drei „Vikingerschiffe" (heutzutage Kanonenboote genannt) „Drache", „Blitz" und „Salamander" (gewiß die richtigen Namen für Vikingerschiffe) beim Wittower Posthause unter Dampf vor Anker lagen. Es ist das eine merkwürdig öde Gegend an der Nordspitze der Insel Rügen, ungefähr vier Meilen von der Aussichts- und Buchenberühmten „Stubbenkammer" entfernt. Die Halbinsel Wittow, deren Ostspitze das nördlichste deutsche Promontorium „Arkona bildet, besteht ihrem Hauptbestandtheil nach aus Sand und ein Gleiches thut die südwestlich von ihr gelegene Insel Hiddensö, deren Nordspitze den Namen „Dornbusch" führt. In diesem Dornbusch hatte in der Nacht des oben erwähnten Tages eine kleine „Grille", mit nautischem Ausdruck belegt: „Aviso-Yacht Seiner Majestät König Wilhelm's I.", genistet und war in der ersten Morgenfrühe auf die See hinausgezirpt. Doch um Mittag erschien sie in hastigerem Flug wieder zurück als sie davongeflattert. Der Grund ließ sich schnell entdecken, denn es zeigte sich, daß fünf dicke, schwarze Heuschrecken hinter ihr drein waren, deren Gebrumm man meilenweit durch die stille Mittagsluft deutlich vernahm.

„Was?" knurrte da der „Salamander", unserer kleinen „Grille" wollen die Dickbäuche zu Leibe?!"

„Die soll der Teufel holen!" schnob der „Drache" Feuer und Qualm aus seinem Schlotmaul.

„Blitz!" sagte der Blitz zu sich selbst, daß es unentschieden blieb, ob es nur eine sprüchwörtliche Interjection war, oder ob er sich anfeuernd bei seinem Familiennamen gerufen.

„Klar zum Gefecht!" commandirte der Befehlshaber der grimmigen Trinität, Corvettencapitain Graf Walderſee.

Da kam die kleine „Grille" keuchend an, schwenkte, und an ihr vorüber spieen „Drache", „Blitz" und „Salamander" plötzlich Feuer und Flammen, daß die Heuschrecken stutzten und innehielten. Dann begannen auch diese einen Heidenlärm, doch die Drachenhaut war kugelfest, der „Salamander" unverbrennbar und der „Blitz" machte Blitz auf Blitz, während die „Grille" ihr Lied unausgesetzt weiterzirpte. Zuletzt machte der „Molch" eine von den Heuschrecken etwas flügellahm auf einer Seite und die kleine Gesellschaft begab sich höchst auf-

Digitized by Google

geräumt zum Wittower Posthaus zurück. Es war „unter'm (Panzer-) Schild heiß zugegangen" und hatte „Kampf gegeben"; aber von „Enterung" war so wenig die Rede gewesen, wie von Treffen, und gegen Abend nahmen die Heuschrecken ihren Zug weiter gen Osten. So erfüllten wir ihren „Balk"; denn indem sie nicht nur „einen Schritt", sondern gänzlich „zurückwichen", „hatten sie Abschied von uns", und „mögen hinfort thun, was sie gewillt." Wir denken aber, es wird ihnen oder ihren Collegen bald einmal ein etwas größeres „Vikingerschiff" aus dem Jahdebusen „nahen", bei welcher Gelegenheit es nicht nur „Dampf", sondern wirklich „Enterung" geben dürfte.

Das sind bis heut' die Heldenthaten der französischen Flotte in der schiffemordenden Seeschlacht, oder wie der „Vikingerbalk" sich ausdrückt:

„So erhub er (Bouet-Willaumez) Gesetz und sein Name, er wuchs tagtäglich am fremden Gestad',
Seinesgleichen nicht fand er auf blauender See und nicht seine rühmliche That."

Doch das ist, wie gesagt, Alles, was ich über dies Thema zu berichten vermag. Das nächste Mal mehr davon. Freilich es ist lang bis dahin, und ich vermuthe, Alles, was ich dann zu erzählen im Stande bin, wird sein, daß Graf Bouet-Willaumez sich immer mehr und zwar so sehr mit Frithjof identificirt hat, daß er auch den Abschiedsmonolog desselben im „Vikingerbalk-Capitel" an sich gerichtet:

„Was lieg' auf der Woge, der fremden ich noch, schatzsuchend, mit köstlichem Erz?
Ich hab' Ehre genug, und das flammende Gold, das schnöde, verachtet mein Herz.

Auf dem Maste die Flagge, sie deutet gen Nord, und das Heim, das geliebte ist dort;
Ich will folgen dem Zuge des himmlischen Wind's, ich will steuern zurücke gen Nord!"

Gründe dafür dürften etwa in vier Wochen nach des alten Sir John Redensart wohlfeil wie die Brombeeren sein, die alsdann auch ungefähr bei uns zu reifen beginnen werden. Dann ist es Herbst — —

Man mag von unserer nordischen Grenzmark zwischen zwei friedlosen Meeren sagen, was man will — eine Jahreszeit giebt es doch, in der sie schön ist, in der man fast vergißt, daß ihr Klima eigentlich nicht für Menschen geschaffen ist, und zu einer sonnigbehaglichen Naturempfindung gelangt — das ist der Herbst. Man sagt zwar, er sei überall schön, aber darum bleibt er es hier nicht minder. Er wird es doppelt, weil er nicht auf eine Reihe sommerlicher Tage folgt, sondern diese erst in dem Moment beginnt, wo Jeder wieder einmal verzweifelnd die Hoffnung auf den Sommer aufgegeben hat.

Und dann — man mag den Particularismus abschütteln wie man will, irgendwo in einem Winkel des curiosen Menschenherzens bleibt doch ein Stückchen davon sitzen — ist unser Herbst auch doch anders als in andern Landen. So sehnsüchtig liegt er nirgendwo über den gelben Stoppeln, so traumbefangen schüttelt nirgendwo am stillen, sonnigen Waldesrand die Buche ihre braunen Blätter auf den brombeerüberrankten Wall herab. Nun zum erstenmal ist der Himmel lichtblau; nun schweigen die rastlosen Winde. Nur ein Säuseln geht über die Felder und streift das Riedgras am Zaun, als ob spielende Kinderhand darüber geglitten. Doch diese hat wichtigere Dinge zu thun. Mit dem kunstlos zurechtgeschnittenen Haken zieht sie die nußschweren Zweige herab und füllt unter Frohlocken die dichten Trauben in den grauen Linnensack. Weit über die Koppel am jenseitigen Rand leuchten im Sonnenschein die hellen Mädchenröcke an den schwarzüberdeckten Brombeerständen.

Digitized by

So still ist's, nur das Brüllen eines Rindes kommt noch hie und da aus weiter Ferne; hoch in der Luft, gleich schwarzem Punct steht der Weih und schreit melancholisch herab. Da schwebt langsam, wie ein Stückchen eines duftigen Brautschleiers weißes Mariengarn heran; ein verblaßter, schattenhafter Schmetterling flattert aus dem noch jugendfrischen, erst über Nacht erschlossenen Kelche einer Zaunwinde auf und taumelt müd' über die Felder.

Mitunter blickt wol von der einsamen Höhe der Feldmark ein Knabe oder ein Mädchen auf die rothbraunen Dächer des Städtchens drunten zurück, von denen der blaue Rauch kerzengrad' emporsteigt. Die Fenster spiegeln und blitzen im Sonnenglanz — noch ein paar Schritte, die Anhöhe hinan, und ein anderer Spiegel glänzt auf — die stille Hafenbucht oder das unabsehbare Meer. Weiße Segel ziehen wie Schwäne weit hinaus — — da kommt wol ein Schauer plötzlich über das Kinderherz, es weiß nicht warum. Aber es vergißt ihn nie, in seinen Träumen kommt er wieder und zieht in der Fremde ihn sehnsüchtig zur Heimat, und wenn es groß geworden und Gram und Leid wie Schatten über es fallen, da legt sich ihm die Erinnerung geheimnißvoll tröstend an's Herz.

Sollte die schöne, treue Ostsee uns auf ihrem blauen Rücken wirklich den Feind noch daher tragen, die tiefe Friedenspoesie unseres nordischen Herbstes zu stören? . . . . . .

Es ist oft hervorgehoben worden, wie vortheilhaft es für die Führung dieses Krieges auf unserer Seite gewesen, daß nicht nur die Zeitungen nichts über Truppenbewegungen und Vertheidigungsarbeiten veröffentlicht, sondern daß auch im Publicum selbst eine wahrhaft staunenswerthe Unwissenheit über die Dinge erhalten worden. Fast unglaublich ist es, wie wenig man seit Ausbruch des Krieges mit Sicherheit von solchen Orten weiß, die zur Basis militairischer Operationen gehören — Orten oft, die, kaum eine Meile entfernt, in Friedenszeit die beliebtesten und besuchtesten Ausflugspunkte bilden.

Gerüchte durchschwirren die Luft, Gewißheit giebt es über nichts. So weiß in Flensburg Niemand etwas von den Endpunkten unseres innern Hafens, die wir aus den Fenstern der Stadt zu sehen vermögen. Sind dort Schanzen aufgeworfen? Sind, wo das Fahrwasser sich einengt, Torpedos gelegt? Dampfschiffe fahren täglich mit Localpassagieren hin und her —

„Doch Keiner ist, der Auskunft giebt,
Von Allen, so da kamen."

Das Nächste ist Einem aus der Kenntniß entschwunden, und wird Jemand von unmütterlich angeerbter, unbezwinglicher Neugier verleitet, den Weg in's verbotene Paradies zu suchen, so tritt ihm ein moderner Erzengel Gabriel mit flammendem Bajonett und einem „Halt! Wer da?" entgegen, daß der vom Apfel der Erkenntniß Belehrte sich freut, wenn er den Gästen des unwirthlichen Eden mit heiler Haut den Rücken wenden und in die schlechte, profane Welt zurückkehren kann. Denn es kommt vor, daß man die Neugier gleich Frau Eva mit fataleren Folgen zu büßen hat, unter denen das Verbringen einer Nacht auf der Pritsche eines Wachtlocals noch durchaus nicht zu den schlimmsten gehört.

Ebenso, wie überall in dieser Beziehung, ergeht es in Kiel. Da liegt Friedrichsort deutlich am Ende des Innenhafens vor den Blicken; aber was dort vorgegangen, wie es dort aussieht, darüber vermag Niemand bestimmte Auskunft zu geben. Man weiß, daß seit der Kriegserklärung Tausende von

Digitized by Go

Schanzarbeitern Tag und Nacht drüben gearbeitet haben, nur erfährt man trotz allem Kopfzerbrechen nicht was? Es heißt, daß in der Eile von dort nach Holtenau eine Chauſſée gebaut worden. Holtenau iſt nur eine kleine Stunde von Kiel entfernt, aber Niemand kann einen Eid darauf ablegen, daß die Nachricht authentiſch iſt. Es liegt faſt Komik in dieſen Dingen. Sonſt wiſſen wir bis in die Details genau, was bei unſeren Antipoden auf den Südſeeinſeln paſſirt, jetzt nicht einmal Das, was eine Muhme und Baſe ſonſt auf wackligen Füßen zur andern trägt. Befindet das große Monſtreſtück der Gießerei zu Eſſen, die Krupp'ſche Rieſenkanone, ſich auf den Wällen von Friedrichsort oder nicht? Natürlich hat in jeder Gaſſe Kiels Einer einmal inmitten einer dunklen Nacht ſo dumpfſchweres Dröhnen über's Pflaſter vernommen, daß es nur von dieſem gigantiſchen Ungethüm herzurühren vermochte. Aber

„nichts Gewiſſes weiß man nicht",

das iſt der Refrain aller Dinge.

Jedenfalls, wenn man den Kieler Hafen ſo ſieht, ſollte man meinen, daß auch nichts Ungewöhnliches daran und darin vorhanden wäre. Die Stadt ſpiegelt ſich wie immer mit ihrem etwas ſchiefen, ſpangrünüberzogenen Kirchthurm und ihrer nicht ſehr eleganten Hafenfront im Waſſer. Drüben liegt das langgeſtreckte Fiſcherdorf Ellerbeck verräuchert und Anchovis einpökelnd wie immer. Die wundervolle Promenade nach Bellevue iſt von Menſchen belebt, wie immer und dieſe Menſchen ſprechen auch gerade ſo klug wie immer. Nur augenblicklich, ſtatt über allerlei Mediſancen und die Tragweite einer philologiſchen Conjectur, über Torpedos und die Tragweite gezogener Geſchütze.

Indeſſen dehnt ſich wie immer zu den Füßen Desjenigen, der auf der ſteilabfallenden Höhe von Bellevue bei Kiel ſteht, das zauberiſch ſchöne Bild des Waſſers und des Grüns aus. Mit ſeinen dunklen Wäldern, dem gelben Schimmer der Stoppeln, ſeinen roth ans Ufer da und dort herabſteigenden Dächern, ſeinen weißglänzenden Geſtadabhängen dehnt es ſich rechts und links. Schon geht der erſte Herbſteshauch darüber hin. Faſt umrahmt vom blauen Gewäſſer liegt Friedrichsort; ſeine Wellen ſtechen nach Oben gegen ein anderes Blau, das des Himmels, ab. Und wie Du ſo hinunter ſiehſt „ſcheint Alles Friede, Alles gut".

Nur noch weiter hinaus, ganz draußen, wo der Himmel an die See hinabſteigt, ſchwebt es ſchattenhaft, im Grau verſchwimmend, über der glatten Fläche. Manchmal ſteigt eine Rauchſäule auf und verbreitet ſich und umlagert den Horizont. Dann hat ein neuer Schatten ſich dem alten zugeſellt.

Das iſt ſie, die den Frieden des Bildes illuſoriſch macht, die feindliche Flotte. Wird ſie eines Tages näher heran kommen, den Eingang zu erzwingen verſuchen, oder nicht?

Wir wiſſen es nicht, ſtellen auch keine ſtrategiſche Conjecturen darüber an. Wir bauen ruhig darauf, daß der leitende Gedanke, der im Augenblick unſere Armee bis vor die Thore von Paris führt, auch die beſten Vorkehrungen getroffen haben wird, daß der Oſtſee-Kriegshafen unſerer jungen Marine mit allen ſeinen Bauten und Depots keinen, wenn auch noch ſo flüchtigen Beſuch von der Flotte Frankreichs erfahre.

Wilhelm Jenſen.

Von der Nordsee.

Die drei streitbarsten Schiffe unserer kleinen Kriegsmarine, der „König Wilhelm", der „Kronprinz" und der „Prinz Friedrich Karl", befanden sich in einem englischen Hafen, im Begriff eine Uebungsfahrt nach den Azoren anzutreten, als die Kriegswolke sich über dem Rheine zusammenzog. Der Oberbefehlshaber Prinz Adalbert, der an Bord war, scheint geglaubt zu haben, sie werde sich unschädlich wieder zerstreuen, wie seit 1866 schon so manche. Er befahl, die beabsichtigte Fahrt ruhig auszuführen. Allein man war noch nicht sehr weit gekommen, als ein kleiner Schnelldampfer, den Graf Bernstorff in London ausgesendet hatte, die deutschen Panzerschiffe erreichte und ihnen auf allerhöchsten Befehl statt Fayal auf den Azoren, Wilhelmshafen in der Jade als nächstes Reiseziel anwies. Dort angekommen, verließ Prinz Adalbert Flotte und Obercommando zugleich, um „sich mit Erlaubniß Sr. Majestät dem Landheer anzuschließen", während Viceadmiral Jachmann den Befehl in der Nordsee, wie Contreadmiral Heldt den Befehl in der Ostsee übernahm.

Denjenigen Deutschen, welche in der Aufregung der letzten beiden Juliwochen überhaupt Zeit fanden, an die Flotte zu denken, wird ein Stein vom Herzen gefallen sein, als sie vernahmen, die drei kostbaren Schiffe seien glücklich hinter den Kanonen des Kriegshafens in der Jade angekommen. Wie leicht hätte ein feindliches Panzergeschwader von weit überlegener Stärke, aus Cherbourg hervorbrechend, sie vernichten oder wol gar sich ihrer bemächtigen können! Heute, wo man den Stand der französischen Rüstungen zur Zeit der Kriegserklärung in seiner ganzen unbegreiflichen Erbärmlichkeit übersieht, hat man die Ueberflüssigkeit dieser Besorgniß eingesehen. Die erste Abtheilung ihrer Panzerflotte ist vor Kopenhagen in einem Zustand erschienen, der die Dänen erschreckt und bekümmert hat. Sie hatte allerdings zunächst nur eine politische, keine militairische Mission: sie sollte der dänischen Regierung, als Trägerin eines scheinbar unwiderstehlichen Druckes, den herbeigesehnten Vorwand liefern, sich an Frankreichs Seite in den Krieg gegen das verhaßte Deutschland zu stürzen. Ich weiß nicht, ob es neben den nachdrücklichen Mahnungen Englands und besonders Rußlands etwa auch noch der so gewährte zufällige Einblick in die Beschaffenheit der französischen Vorbereitungen auf ein furchtbar ernstes Unternehmen gewesen ist, was die kriegserfahrenen Dänen von der ihnen angesonnenen gefährlichen Allianz noch so eben rechtzeitig zurückgehalten hat; aber undenkbar wäre die Mitwirkung dieses Grundes nicht, zumal da der dänische Roon, General Raaslöff, unmittelbar vor dem Ausbruch des Krieges in Paris war und dort ähnliche, für ihn sehr niederschlagende Wahrnehmungen gemacht haben soll. Es erklärt sich deswegen wol, daß unsere Panzerflotte gänzlich unverfolgt in die heimischen Gewässer zurückgelangte. Hätte man gleich nach dem 15. Juli gewußt, was man jetzt Alles weiß, und wäre Admiral Jachmann damals schon commandirend an Bord des „König Wilhelm" gewesen, so würde er sich möglicher Weise das Vergnügen gemacht haben einige Kugeln mit der Hafen-

Digitized by Google

batterie von Cherbourg zu wechseln und so deutscher Seits den Krieg zu eröffnen von der Seite her, wo man uns gänzlich machtlos glaubte, anstatt eiligst nach Wilhelmshafen zurückzudampfen.

Hier liegt denn seitdem die kleine Flotte, welche unsere drei stärksten Schlachtschiffe in sich birgt, voller Ungeduld auf der Lauer. Sie ist noch einmal zwei oder drei Tage draußen in See gewesen, angeblich um Jagd auf ein einzelnes, ihr signalisirtes feindliches Schiff, den „Ocean", zu machen; allein sie fand ihn nicht und auf dem Rückwege, scheint's, hat der „König Wilhelm", als er eins der anderen beiden soviel langsameren Schiffe schleppte, das Unglück gehabt einen Cylinder zu brechen. Dies verringerte seine Schnelligkeit von vierzehn Knoten in der Stunde auf neun; war er bis dahin wie eins der stärksten, so auch der geschwindesten aller existirenden Panzerschiffe, so wurde es im unangenehmsten Augenblicke nun eins der langsamsten. Das machte es noch weniger thunlich, als es ohnehin schon gewesen sein würde, abermals die Jade zu verlassen und den Franzosen den Kampf anzubieten. Denn diese traten bald mit doppelter oder dreifacher Stärke auch in der Nordsee auf, legten sich bei Helgoland in geschlossener Flotte vor Anker und hielten Weser, Elbe, Eider blokirt.

Es fragt sich, ob die Franzosen ihrerseits noch irgend eine Initiative ergreifen werden. Müßten sie es nicht auf jede Gefahr hin für eine Ehrenaufgabe erachten, den so viel schwächern Feind an dem Zufluchtsort aufzusuchen, der ihn gegen ihre Uebermacht verbirgt? Eine Beschießung Wilhelmshafens wäre unter den gegebenen Verhältnissen ein gerade so rechtmäßiger, natürlicher und gewissermaßen nothwendiger Kriegsact wie die Beschießung von Straßburg und Metz. Es ist kein Handelshafen; die gewaltigen ausgemauerten Becken, welche demnächst allerdings auch Kauffahrteischiffe aufnehmen sollen, sind dem öffentlichen Gebrauch noch nicht übergeben. Es sollte schon im vorigen Herbst geschehen, aber die Vollendung dieser großartigen Anlagen hat sich von Termin zu Termin hinausgezögert. Es ist etwas länger als ein Jahr, daß König Wilhelm den Kriegs- und Handelshafen an der Jade, auf dem kleinen Flecke Landes, welchen Oldenburg einst patriotisch an Preußen abtrat, feierlich einweihte und Heppens ihm zu Ehren in Wilhelmshafen umgetauft wurde. Damals kam das Flaggenschiff der britischen Canalflotte herüber, um den König in seinem Nordsee-Kriegshafen zu begrüßen. Ob einer von den damals anwesenden Fürsten, Staatsmännern und Admiralen wol voraussah, daß wenig über ein Jahr nachher die deutsche Panzerflottille vollbewaffnet vor der Hafenbatterie liegen werde, jeden Augenblick des Angriffs einer französischen Panzerflotte gewärtig, die von der englischen Insel Helgoland aus, ohne daß Britanniens Dreizack sich rührte, die Mündungen der Elbe und der Weser für jede Art von Verkehr gewaltsam absperrte? König Wilhelm's wachsamen und wohlunterrichteten Rathgebern mag der Gedanke am Ende so fern nicht gelegen haben, aber ob der britische Admiral und sein Stab ihn gehabt, und falls gehabt, nach ihrem Geschmack gefunden haben werden, dürfte zweifelhafter sein, als Mr. Gladstone und Lord Granville vielleicht voraussetzen. Dem deutschen Zuschauer durften schon damals erfreulichere Hoffnungen keimen. Er sah auf engem Raum, auf dem Kopfe eines der beiden das Hafenbecken einfassenden und sichernden Molen die drei großen Männer beisammen, deren Geisteskraft vorzugsweise Deutschland auf seine gegenwärtige politische Höhe gehoben hat. Er hörte den tapfern und glücklichen königlichen Greis in rührenden Worten seines Vorgängers und

Digitized by Google

Bruders gedenken, der sich viel Großes vorgesetzt hat, ohne es durchführen oder erreichen zu können, und so auch die Hafenanlage an der Jade ursprünglich unternommen. Sollte es Bismarck, Roon und Moltke nicht beschieden sein, auch den hier in dem Schlick eines anfänglich bodenlosen Watts gelegten Keim nationaler Seegewalt noch zur Reife zu fördern? Oder muß uns dazu erst ein deutscher Seeheld nach Art der Blake, de Ruyter und Nelson erstehen?

Fast jeder der neuen Kriege hat übrigens bewiesen, daß der Flotte im Vergleich zum Heer die ehemalige Bedeutung nicht mehr innewohnt. Selbst im Krimkriege, wo ohne Flotte allerdings der russischen Macht an ihrer verwundbaren Stelle gar nicht beizukommen gewesen wäre, führte das Heer der Verbündeten doch mit der Erstürmung von Sebastopol die Entscheidung herbei, und in der Ostsee, wo die englisch-französische Flotte allein operirte, kam es zu keinen irgendwie erheblichen Thaten, wiewol dort der Mittelpunkt des feindlichen Reiches so viel näher lag. Während des italienischen Feldzuges von 1859 waren die Flotten der kämpfenden Mächte vollends zur Unthätigkeit verdammt, oder mindestens alles Einflusses auf die Entscheidung beraubt. Der deutsch-dänische Krieg hatte es mit einem Inselstaate zu thun, aber der entscheidende Uebergang nach Alsen geschah durch preußisches Fußvolk auf Booten gegen das Feuer des „Rolf Krake", und ein paar Seegefechte auf der Höhe von Arkona und bei Helgoland gingen wie ein ziemlich gleichgiltiges Accompagnement nebenher. Endlich im Jahre 1866: hat Tegetthoff's unbestellter Sieg bei Lissa auch nur im Entferntesten mehr als Erzherzog Albrecht's vorher arrangirter Triumph bei Custozza die Abtretung Venetiens zu hindern, oder die zu Boden schmetternden Wirkungen der Niederlage von Königgrätz zu paralysiren vermocht? Er war gut, um das verwundete Selbstgefühl der Oesterreicher zu trösten, aber der Friede wäre ohne ihn schwerlich um einen einzigen Fetzen Landes oder eine einzige Million Gulden schlimmer ausgefallen.

Gleicherweise im jetzigen Kriege. Die deutschen Häfen sind mit nichtsbedeutenden Ausnahmen blokirt; die deutschen Kauffahrer faulen entweder im Hafen oder werden von französischen Kriegsschiffen als gute Beute weggeschleppt. Und doch, da das deutsche Heer inzwischen von Sieg zu Sieg auf die feindliche Hauptstadt marschirt, so hat aller Schaden, den Deutschlands Seehandel und Rhederei erdulden, auf diejenige Kriegführung, von welcher der Erfolg, der Friede abhängt, so geringen Einfluß, wie wenn er den Brasiliern oder den Chinesen widerführe. Die deutsche Rhederei wird für die ihr gekaperten Schiffe und Ladungen ohne Zweifel im Friedensschlusse vollständig entschädigt werden, entweder durch unmittelbare Zurückgabe des Geraubten oder durch geprägtes französisches Gold; der übrige deutsche Handel wird, soweit er nicht an den genommenen Ladungen betheiligt ist, seine Wunden ohne Murren selbst verbinden, wenn ein dauerhafter Friede, von dem siegreichen Deutschland dictirt, zu neuen geschäftlichen Unternehmungen lockender als seit Jahren ermuthigt.

Niemand ist rascher bei der Hand gewesen als die Engländer, um den Erlebnissen des gegenwärtigen Krieges diese durch sie so bündig bestätigte Lehre von der relativen Ohnmacht der Kriegsflotte zu entnehmen. Sie sind ja so nahe dabei interessirt. Sie haben ja so viel Flotte und so wenig Heer — 50,000 Mann, wenn es hoch kommt, für auswärtige europäische Verwendung, also etwa ein Dreißigstel dessen, was Deutschland jetzt auf den Beinen hat. Aber sie denken dessenungeachtet nicht, daß sie die große Er-

fahrung nur ansehen müßten als eine herabstimmende Aufklärung über die Grenzen der Macht, welche ihr Land im Kriegsfall zu entwickeln vermöchte. Sie finden auch einen Trost darin, insofern sich nämlich die kaum zu überwindenden Schwierigkeiten des Transports hinlänglich großer Truppenmassen über See von Neuem handgreiflich herausgestellt haben. Die Franzosen hätten, nimmt man an, allenfalls 50,000 Mann auf ihrer Transportflotte befördern und auf irgend einem Punkte des dänischen Gebiets landen können. Aber wenn sie auch ungestört durch unsere wachsamen bereitliegenden Kriegsschiffe, im Wesentlichen heil, den jütischen Boden erreicht hätte — wie geschwind würde mit Hülfe der Telegraphen und Eisenbahnen nicht General Vogel von Falckenstein, der Meister in aller derartigen Kriegführung, die doppelte Truppenstärke ihnen entgegen und folglich sie in's Meer geworfen haben! Dies mag es ihnen fast noch als ein Glück erscheinen lassen, daß das Landungscorps die Einschiffungsfähre noch nicht verlassen hatte, als man es zur Aushülfe der gelichteten Reihen des Hauptheers zurückberufen mußte. Mit den Transportmitteln Englands rechnet man gegen 80,000 Mann auf irgend einen Punkt an einer feindlichen Küste werfen zu können. Aber auch 80,000 Mann, was wollen sie bei der heutigen Zahl großmächtlicher Heere und ihrer gegenwärtigen Concentrationsfähigkeit in einem Lande mit ausgebildetem Eisenbahnnetz besagen? Die Engländer schöpfen also aus den neuesten Vorgängen die Beruhigung, daß ihre heimatliche Insel bei mäßig guter Erhaltung der Vertheidigungsanstalten gegen eine feindliche Landung noch immer recht hübsch sicher ist.

Um so leichter werden sie sich denn nachgerade auch an den Gedanken gewöhnen, daß die Kraft einer seebeherrschenden Kriegsflotte, deren Gegner empfindlich und zur Nachgiebigkeit stimmend zu schaden, sich mehr und mehr verliert. Sie werden namentlich dem grausamen Wahne entsagen, daß den Kriegsschiffen das Recht auf Seeraub auszugehen erhalten bleiben müsse, wenn nicht die Stellung ihrer Nation in der Welt unheilbare Einbuße erleiden solle. An ihrer Spitze steht ja nicht mehr Lord Palmerston, der die Pitt-Wellington'schen Traditionen vertrat; stehen vielmehr Männer wie Gladstone und Bright, deren auswärtige Politik sich in die Devise Freihandel und Frieden zusammenfaßt und die hoffentlich das Princip der Nichtintervention beim Ausbruch dieses Krieges nicht deshalb zum Aeußersten getrieben haben werden, um sich nach dem Friedensschluß Bestrebungen zu entziehen, die eine erfolgreiche Beschränkung der Leiden des Kriegs für die Zukunft, eine wesentliche Abstumpfung des Reizes Krieg zu führen, und damit eine wirkliche und wahre Verminderung aller Kriegsgräuel inmitten der gesitteten europäisch-amerikanischen Menschheit zum Ziele haben. Es ist kaum noch eine Frage, daß Deutschland unmittelbar nach dem Kriege die Abschaffung des Prisenunwesens, die Unverletzlichkeit des Privateigenthums im Kriege auch zur See, bei den übrigen Nationen beantragen wird. Preußen bekennt sich zu diesem humanen Grundsatz schon seit Jahren; der Norddeutsche Bund hat denselben — der zuerst 1859 von Bremen aus feierlich und unter Acclamation des Handelsstandes der ganzen Welt als ein Postulat der seefahrenden Völker hingestellt wurde — durch einen Reichstagsschluß vom Jahre 1867 zu dem seinigen gemacht, und auch im gegenwärtigen Kriege, ohne auf Gegenseitigkeit zu rechnen oder zu warten, officiell proclamirt. In Washington wartet man augenscheinlich nur auf Deutschlands diplomatische Initiative, um gleichfalls das Seinige zu thun, damit diese schon 1785 von Friedrich

Digitized by Google

dem Großen und Franklin in einen denkwürdigen Vertrag aufgenommene Idee endlich verwirklicht werde. So wird der deutsch-französische Krieg von 1870 wol der letzte sein, in welchem Kriegsschiffe sich friedlicher Kauffahrer als einer erlaubten Beute bemächtigen; die Franzosen, nach ihrer Einbildung im Vortrab der Civilisation, werden auch in dieser Beziehung ihre Nachzügler und Marodeure gewesen sein.

Werden sie sich noch dazu hinreißen lassen, auf deutsche Seeplätze ohne Befestigungen zu schießen? Man erinnert sich, welcher Schrei des Unwillens durch Europa ging, als die verbündeten Flotten im Krimkriege Miene machten Odessa und Riga mit ihren Kugeln heimzusuchen. Nachdem andere große Kriege zwischen Seemächten geführt worden sind, ohne daß von der Beschießung offener Handelsstädte auch nur die Rede gewesen wäre, sollte man denken, daß selbst die in Paris herrschende verzweifelte Wuth solche barbarische Befehle nicht mehr auszubrüten vermöchte. Ventilirt wird die Frage dort sowol, als auf den französischen Schiffen jeden Tag; das verrathen insbesondere die theilweise eingeweihten dänischen Blätter. Sicherer jedoch, als auf die Besonnenheit und Menschlichkeit des Feindes, dürfen wir uns auf die getroffenen Anstalten zum Schutz der Küste verlassen, daß sie ernstere Unbill abwehren werden.

Der Strand der Nord- und Ostsee war von Haus aus nicht so gut darauf eingerichtet einen feindlichen Besuch anzunehmen, wie die westliche Grenze Deutschlands den Rhein hinauf. Nur ein Theil der nothwendig erachteten Batterien und Schanzen war fertig; auch diese nicht durchweg schon armirt. Von den Eisenbahnen, deren man zur raschen Hin- und Herführung der Truppen, also zur Erfüllung der Vertheidigungsaufgabe mit einem Minimum von Mannschaft bedürfen konnte, waren noch gar manche nicht einmal im Bau, geschweige hergestellt. Es fehlten z. B. noch Hamburg-Bremen, Harburg-Cuxhaven-Geestemünde, Heppens-Norden-Emden — Dank hauptsächlich dem erstarrten Schöpfertriebe des preußischen Handelsministeriums, das bis jetzt, aber wol die längste Zeit, die norddeutsche Eisenbahnpolitik bestimmt hat, während das Kriegsministerium längst aus einem bedenkenreichen Hinderniß zum feurigsten Beförderer neuer Eisenbahnlinien geworden war. So unangenehm es war, vorhandene Lücken im Schienennetz durch eine Vermehrung der aufzustellenden Truppen ausfüllen zu sollen, so ließ sich ihnen doch auf keine andere Weise abhelfen. Dagegen ging man mit aller Beschleunigung an's Werk, um überall die nöthigen örtlichen Einrichtungen zu einem heißen Empfang der etwa herankommenden feindlichen Schiffe zu treffen. Die natürliche Beschaffenheit unserer Küste kam uns dabei namentlich in der Nordsee ausgezeichnet zu Statten. Sie fällt nirgends steil in's Wasser ab, sondern ganz flach und langsam, so daß sich ihr überhaupt nur nahekommen läßt, wo ein Fluß — Ems, Jade, Weser, Elbe, Eider — in's Meer rinnt, und auch da nur in einem schmalen Fahrwasser, das sich meilenweit durch Sandbänke hindurchwindet. Was die deutsche Nordseeküste im Vergleich zur englischen oder norwegischen dadurch an malerischer Schönheit verliert, das gewinnt sie für Fälle wie die gegenwärtigen an Sicherheit. Den handeltreibenden Kauffahrer leitet in Friedenszeiten zu ihren Häfen stromaufwärts ein wohlausgedachtes, sorgfältig unterhaltenes System von festen oder schwimmenden Leuchtfeuern bei Nacht, festen Baken und schwimmenden Tonnen oder Bojen bei Tage, wozu dann noch die freigebig angebotene Führung wegkundiger Lootsen kommt. Aber kaum hatte uns Frankreich den

Digitized by Google

Krieg erklärt, so ordnete das Bundeskanzleramt auch schon die Aufnahme der Seezeichen, die Löschung der leitenden nächtlichen Feuer und eine zweckmäßige Entfernung aller Lootsen aus dem Bereich des Feindes an. Dadurch allein schon wurde das Eindringen in die Strommündungen so schwierig und gefahrvoll wie das Umhertappen in einem unbekannten Steinbruch bei Nacht. Hätten die Franzosen selbst Helgoländer Lootsen zu pressen vermocht, oder wären die Dienste ihrer dänischen Freunde auch für Elbe und Weser ausreichend gewesen, sie würden es doch kaum haben wagen dürfen den Versuch zu machen. Ihre tiefgehenden Schiffe mit der Eisenhaut hätten nur leicht auf den Sand gerathen können und wären dann hülflos verloren gewesen. Nun aber geschah auch theils von deutscher privater, theils von britischer officieller Seite her das Nöthige, um wenigstens den Beistand der Helgoländer Lootsen den Franzosen völlig abzuschneiden. Gouvernor Maxse nahm es ernstlich mit Englands Neutralität und geeignete Einwirkungen vom Festlande her fügten zu der amtlichen Verwarnung das vielleicht noch wirksamere Zureden von Landsleuten und guten Kunden.

Damit jedoch noch nicht genug. Man wollte den Franzosen die Annäherung nicht blos möglicher und wahrscheinlicher Weise, sondern unter allen Umständen verderblich machen. Zu diesem Ende wurden in den großen Artilleriewerkstätten zu Spandau Hunderte sogenannter Torpedos angefertigt — jener unterseeischen Brander, die im Nordamerikanischen Bürgerkriege zur Notorietät gelangt sind. Wer unter uns erinnerte sich nicht, in seiner Jugend mit einem Gemisch von Grauen und bewunderndem Entzücken jene Geschichten aus dem griechischen Befreiungskampf gelesen zu haben, in denen todesmuthige Capitaine von Hydra oder Spezzia die Helden und Brander, bei nächtlicher Weile an türkische Linienschiffe angehäkelt, das furchtbare Werkzeug der Zerstörung waren? Die modernen Torpedos, die ihren Namen von einem elektrischen Fische tragen, gleichen in ihren beiden älteren Formen den griechischen Brandern nicht. Es sind Kessel von verzinntem Eisenblech, in denen entweder durch die bloße Berührung mit einem harten Gegenstande oder durch galvanische Entzündung vom Lande her die sie füllende Pulvermasse explodirend in Brand geräth. Jene, die sogenannten Contact-Torpedos, enthalten ihren Zündstoff in einer emporragenden gläsernen Röhre, welche selbstverständlich ein darüber hinfahrendes Schiff auf der Stelle zerbricht; diese haben einen Anzeiger am Lande, der den Augenblick ihrer Berührung durch ein fahrendes Schiff verräth und werden dann mit Absicht zur unverweilten Entzündung gebracht. Er giebt jedoch auch noch eine dritte, anscheinend in Deutschland neu erfundene Sorte, welche sich der alten Branderform wieder nähert, indem der Torpedo nämlich durch ein Boot dem herankommenden feindlichen Schiffe entgegengestoßen werden soll. Genaueres werden wir über diese geheimnißvollen Kriegswaffen natürlich erst hören, wenn sie zunächst nicht länger gebraucht werden.

In den Hansestädten ist man über die Spickung der Flußbetten mit Torpedos nicht durchweg erbaut. Die Hamburger Börsenhalle hat bereits dem Wunsche Ausdruck gegeben, man möchte sich mit der obendrein vorgenommenen Sperrung des Fahrwassers durch versenkte steinbeladene Schiffe begnügt haben. Was besorgt wird, ist, daß nach Beendigung des Krieges die Wiederherstellung des Fahrwassers viel kostbare Zeit hinwegnehmen und noch zu manchen Unfällen Veranlassung geben möge. Die schon eingetretenen Unglücksfälle scheinen dieser Besorgniß Nahrung zu geben. Im Kieler Hafen,

Digitized by Google

zwischen Brake und Bremerhafen und ganz neuerlich anscheinend auch im Jadebusen sind beim Torpedolegen trotz aller angewandten Vorsicht Boote mit ihrer Mannschaft in die Luft geflogen; abgesehen von dem vorwitzigen Torfschiffer, der unweit Wilhelmshafen, indem er das erlassene Verbot übertrat, auf einen Torpedo zu reiten kam und wenn auch glücklicher Weise nicht das Leben, so doch sein Fahrzeug einbüßte. Die Frage nach der Nothwendigkeit dieser allerdings etwas zweischneidigen Vorsichtsmaßregeln kann bei währendem Kriege so wenig gründlich untersucht und befriedigend beantwortet werden, wie die nach dem Verhalten unserer Panzerflotte. Im folgenden Frieden aber müssen freilich beide rücksichtslos bis auf den Grund erörtert werden.

Die Strand- und Hafenbatterien, mit Zweiundsiebzig- und Sechsundneunzigpfündern reichlich ausgestattet, sehen etwa noch erfolgenden Angriffen der französischen Flotte nicht sowol mit Ruhe wie vielmehr mit Ungeduld und Sehnsucht entgegen. Dasselbe that der bewährte Held, welcher an die Spitze aller Küstenvertheidigungsanstalten gestellt worden ist, General Vogel von Falckenstein, hinsichtlich der angedrohten Landungsversuche. Es müssen schmerzliche Enttäuschungen für seinen sicherlich mehr militairischen als administrativen Ehrgeiz gewesen sein, da sich Erstens ergab, daß Dänemark neutral bleiben werde, und Zweitens, daß Frankreich seine Landungstruppen ebenfalls zum Landheer stoßen lasse. Sobald das Letztere feststand, ging die Hauptmasse des Küstenheers nach Frankreich ab. Ihr vierwöchiger Aufenthalt in den Städten und Dörfern Niedersachsens war aber doch nicht ganz ohne gute politische Früchte geblieben. Die Landwehrleute der alten preußischen Provinzen waren da über moralische Eroberungen ausgewesen — erobernd und selbst erobert, gerade wie ihre Kameraden von der Linie in dem Kriegsmarsch Seite an Seite mit den süddeutschen Truppen. Wäre es darauf berechnet gewesen, so hätte der Kriegsminister nichts Erfolgreicheres ersinnen können, um die Umstimmung Hannovers und Schleswigs-Holsteins zu seines Collegen Bundes- und Reichspolitik zu vollenden, als die Einquartierung der brandenburgischen und pommerschen Wehrmänner. Der gemeinsame, unabweisbare Antheil an den Geschicken des jenseits des Rheins marschirenden und kämpfenden Heeres, in dessen Reihen Jedermann Verwandte oder Freunde wußte, hat ein kräftig Band um Bauer und Landwehrmann gewoben; die häusliche Zuthulichkeit des Letztern, der meist gleichfalls Familie zurückgelassen, hat es fest und innig werden lassen, so daß in unzähligen Herzen und Wohnungen nun aller Gegensatz zu dem lang verhaßten oder gefürchteten „preußischen Wesen" verschwunden ist. Inzwischen begiebt sich die altpreußische Landwehr von ihrem Wachposten auf den eigentlichen Kriegsschauplatz mit dem dankbaren Gefühl, bei bisher abgeneigten Landsleuten und Mitbürgern eine durch wachsende Freundschaft gewürzte vortreffliche Pflege genossen zu haben und ist dadurch über die ersten schlimmsten Wochen nach dem Ausrücken von Familie und Beruf glücklich hinweggekommen. Auch das haben wir den Franzosen zu danken — nicht ihrer Absicht freilich, aber dem Plane der Vorsehung, welchem sie haben dienen müssen, als sie uns in die unendlich fruchtbare und folgenreiche Noth dieses Krieges versetzten!

Ende August. A. Lammers.

Digitized by Google

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

Digitized by Google

Die Regierung der Nationalvertheidigung in Frankreich.

Also wieder einmal Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit! Wieder einmal werden die Wappen, welche die Magazine der Hoflieferanten im hellsten Sonnenlichte geschmückt hatten, heimlich in der Nacht von den Läden entfernt. Der „Monsieur" geht in dem allgemeinen Gedränge verloren und der „Citoyen" ersteht. Auf Napoleon III. folgt Republik IV. „Es ist gut", würde Victor Hugo sagen. Einen bösen Streich hat das sterbende Kaiserreich der vorspukenden Republik doch noch gespielt: es hat ihr den Gesang der freiheitlichen Erhebung, das gewaltige Lied Rouget de Lisle's weggeschnappt. „Das ist nicht gut", würde Victor Hugo sagen. Und so wird man sich einstweilen ohne Marseillaise behelfen müssen. Vielleicht geht's auch so.

Das Kaiserreich ist gewesen.

„Rein ist der Boden.
In diesem Augenblicke, da wir reden,
Ist kein Tyrann mehr in der Franzen Lande."

„Wohl Euch, daß Ihr den reinen Sieg
Mit Blute nicht geschändet."

Und mit einer durch die Umstände wohl gerechtfertigten Geschwindigkeit thaten sich ein Dutzend intelligenter und anständiger Männer zusammen und sprachen: „Wir sind die Regierung", und Amerika drückte den besorgten Männern die bewußte schwielige Rechte und sprach: „Ich erkenne Euch an". Und so ward aus Morgen und Abend der erste Tag der französischen Republik.

Die „Regierung der Nationalvertheidigung" besitzt in der That vorläufig noch kein anderes Mandat als dasjenige, welches sie sich selbst gegeben hat. Darauf kommt natürlich wenig an; wenn die Existenzfrage in's Spiel kommt, hört die Rechtsfrage von selbst auf.

Die Mitglieder dieser Regierung sind die bekannten Führer der republikanischen Partei im Gesetzgebenden Körper; nämlich Jules Favre, Emanuel Arago, Cremieux, Jules Ferry, Garnier-Pagès, Glais-Bizoin, Eugen Pelletan, Ernest Picard, Henri Rochefort und Jules Simon. Die militairische Allgewalt ist in den Händen Trochu's vereinigt.

Diese neue Regierung unterscheidet sich von der frühern wesentlich durch eine Eigenschaft. Die Mitglieder, welche dieselbe bilden, sind durchweg persönlich anständige, in der allgemeinen Achtung hochstehende Persönlichkeiten — ich sage durchweg, denn auch Rochefort ist in seinem Privatleben völlig Gentleman, dem man eine vielleicht übertriebene Vorliebe für den Scandal, eine verletzende Rücksichtslosigkeit und Tactlosigkeit, aber nichts Unehrenhaftes, seinen Privatcharakter Beschädigendes nachsagen darf. Es sind brave Leute, aber vielleicht schlechte politische Musikanten; und es ist abzuwarten, ob sie sich der ungeheuren Aufgabe, der sie sich mit patriotischer Hingebung und Uneigennützigkeit unterzogen, gewachsen zeigen werden. Vielleicht war es schon unklug, die Erbschaft, welche Napoleon ihnen hinterlassen hat, voll und ganz anzutreten. Wenn jemals, so erschien es diesmal gerechtfertigt, das Vermächtniß des Kaiserreichs sub beneficio inventarii anzunehmen. Aber die verhängnißvolle Macht der Phrase hat sie auf einen Weg gedrängt, von dem sich die Einsichtigeren selbst werden sagen müssen, daß er nicht zum Heile führt. Seit Beginn des Krieges hatten sie nicht aufgehört, bei jeder Gelegenheit denselben Gedanken auszusprechen: das Kaiserreich allein ist an den Nieder-

Digitized by Google

lagen Frankreichs schuld! Man setze Frankreich in den Stand, sich seiner Haut zu wehren, und es wird den Fremden mit Kolbenstößen zum Lande hinauswerfen. Man bilde aus dem Schooße des Volkes heraus einen Landesvertheidigungsausschuß, man gebe dem Volke Waffen, und Frankreich wird unüberwindlich sein!

Als oppositionelle Tactik ließ man sich eine solche Sprache wol gefallen; daß dieselbe aber den thatsächlichen Verhältnissen nicht vollkommen entsprach, war offenbar. Jedermann mußte sich sagen, daß Diejenigen, welche diese Forderungen aufstellten, in einige Verlegenheit gerathen würden, wenn man sie in Stand setzte, diese theoretische Landesvertheidigung in die Praxis zu übersetzen. Dieser Fall war aber nicht vorherzusehen, und als er durch die unerwarteten Ereignisse bei Sedan plötzlich eintrat, schlug die Tactik der Opposition sich selbst in's Gesicht, wurde Das, was dem Kaiserreich ernstliche Verlegenheiten bereiten sollte, eine Verlegenheit für die republikanische Partei.

Mit Recht durfte man auf die officielle Aeußerung der neuen Regierung gespannt sein. Am einfachsten wäre es wol gewesen, jetzt allen Illusionen Valet zu sagen und die Sachen so hinzustellen, wie sie sind. Man hätte den Franzosen sagen sollen: Das Kaiserreich hat uns bis zu seinem letzten Athemzuge belogen und betrogen. Es ist dahin. Wir sind in den Stand gesetzt, nunmehr in den Abgrund zu sehen, welchen das Kaiserreich vor uns aufgethan hat; wir dürfen nicht länger verschweigen, daß es uns in diesem Momente an Kraft gebricht, denselben zu überwinden. Wir haben aufgefordert zur Volksbewaffnung, weil wir die ganze Größe unseres Unglücks nicht ahnten; seitdem uns dieselbe offenbar geworden ist, sehen wir ein, daß es ein nutzloses Hinopfern von Gut und Blut wäre, wenn wir jetzt den Widerstand gegen den mächtigen, durch die gewaltigen Siege erstarkten Feind aufrecht erhalten wollten. Die Zeit der Schönfärberei ist vorüber, wir müssen die Wahrheit sagen, und wenn sie auch noch so entsetzlich wäre. Die Wahrheit aber ist, daß von der ganzen Armee, die wir dem Feinde entgegenstellen konnten, von den 350 bis 400,000 Mann auch nicht Einer kampffähig auf dem Felde geblieben ist. 120 bis 150,000 sind bei Metz durch die Kugeln der Feinde, durch Seuche und unsere eigenen Festungsmauern kampfunfähig gemacht, 150,000 Mann sind bei Sedan durch Tod, Verwundung, Gefangennahme und Capitulation zur Ohnmacht verurtheilt worden. Rechnen wir hierzu die Zahl der Gefangenen, Verwundeten und Getödteten bei Weißenburg, Wörth, Saarbrücken, die Zahl der in Straßburg, Pfalzburg, Bitsch und in anderen kleinen Festen Eingeschlossenen, so dürfen wir nicht einmal sagen, daß die Wehrkraft Frankreichs gebrochen, wir müssen sagen, daß sie vernichtet ist, vernichtet durch die unverantwortliche Regierung, welche der Wille des Volkes beseitigt hat. Man hat uns gesagt, daß unsere Rüstkammern mit trefflichem Kriegsmaterial gefüllt seien. Auch das ist nicht wahr. Unser bestes Kriegsmaterial ist uns entweder von den Feinden abgenommen, oder befindet sich in den Händen Derer, die es nicht verwerthen können. Die Mittel, die wir hier vorgefunden haben, setzen uns nicht in den Stand, einen Vertheidigungskampf gegen eine Macht wie die deutsche aufzunehmen. In der jetzigen Kriegführung hat der Heroismus des Einzelnen nur noch eine untergeordnete Bedeutung. Wir haben nicht mehr im Kampfe die Wahl zwischen Siegen und Sterben. Wir können im Kampfe nur noch sterben. Dahin hat uns das Kaiserreich gebracht. Wenn wir unter solchen Verhältnissen den Kampf aufgeben, so wird man uns nicht der Feigheit zeihen können. Wir sind ohnmächtig geworden

Digitized by Google

und der Feind ist erstarkt. Alles, was wir thun können, beschränkt sich darauf, für unser unglückliches Land möglichst milde Bedingungen des Friedens von dem siegreichen Feinde zu erwirken. Darauf sollen alle unsere Anstrengungen gerichtet sein. Seid Ihr nicht damit zufrieden, so wählt aus Eurer Mitte eine Regierung, die eine andere Politik als die, welche wir Euch vorschlagen, mit ihrem Gewissen zu vereinbaren vermag. Wir, die wir endlich die Wahrheit, die man uns zwanzig Jahre lang vorenthalten hat, durchschaut haben, können nicht anders handeln.

Viele mögen eine solche Proclamation erwartet haben. Die provisorische Regierung hat es anders beschlossen und das Vermächtniß des Kaiserreichs angetreten. Es ist zu besorgen, daß für diese Art von heroischem Patriotismus das Verständniß nicht allgemein sein wird; es ist zu besorgen, daß die Uebersetzung der Phrase in die That dem schwergeprüften Frankreich nur neue Opfer an Menschenleben und die Zerstörung eines Theiles der herrlichen Hauptstadt kosten wird.

Die Leistungen der neuen Regierung, welche sich officiell „Regierung der Nationalvertheidigung" nennt, sind der Natur der Sache nach äußerst gering. Monate werden vergehen, bevor es möglich ist, sich nur einigermaßen über den Stand der Dinge zu orientiren. Das Kaiserreich hat sich nicht von Unberufenen in die Karten sehen lassen. Die Mitglieder der Regierung stehen feindlichen Persönlichkeiten gegenüber, oder Verhältnissen die sie gar nicht kennen. Eine zwanzigjährige Herrschaft, welche stets ihren Creaturen den Beutel geöffnet hat, hat selbstredend unter dem Beamtenheere, das sie gebildet, zahlreiche Freunde. Die neue Regierung wird nothwendiger Weise in jedem kaiserlichen Beamten, vom Präfecten bis zum Feldhüter herab, ein widerstrebendes, feindlich gesinntes, unzuverlässiges Individuum zu betrachten haben. Mit Fleiß, Ehrlichkeit und Arbeitskraft allein ist es nicht gethan; der jungen Regierung fehlt die Sachkenntniß, fehlt die Praxis, und bevor sie noch diese Eigenschaft sich anzueignen im Stande sein wird, wird sie vielleicht zu bestehen schon aufgehört haben.

Die „Undecimvirn", welche dem Decembermanne gefolgt sind, sind durchweg Advocaten und Schriftsteller, hauptsächlich Journalisten. Jules Favre, geboren am 31. März 1809, ist sein ganzes Leben lang ein ehrlicher Republikaner gewesen und geblieben. Die Staatsgeschäfte sind ihm insofern nicht ganz fremd, als er bereits unter der Februarrevolution den Posten eines Generalsecretairs des Ministeriums des Innern und später einige Zeit den eines Unterstaatssecretairs der auswärtigen Angelegenheiten inne hatte. Auch in der Kammer spielte er während der letzten Republik eine hervorragende Rolle, und wurde nach Ledru Rollin's Flucht der Stimmführer der Linken. Durch den Staatsstreich wurde er auf sechs Jahre vom öffentlichen Schauplatze als Politiker verdrängt, da er den Eid nicht leisten wollte. Als er sich endlich dazu entschloß, aus politischen Gründen den politischen Eid zu schwören, wurde er mit großer Stimmenmehrheit in den Gesetzgebenden Körper gewählt und ward von Stund ab der bedeutendste Kopf und Redner der Opposition. Seine Rede ist schneidig scharf, rücksichtslos und packend. Mehr durch das, was er sagt, als durch den Vortrag. Sein sehr tiefes Organ ermangelt der Fülle, und er hat die unangenehme Gewohnheit, beim Sprechen der letzten Worte eines jeden Satzes die Stimme so fallen zu lassen, daß es schwierig ist, ihn zu verstehen. Favre ist einer der bedeutendsten Advocaten Frankreichs; seine Vertheidigung Orsini's, um nur an einen Fall

Digitized by Google

zu erinnern, war geradezu ein vollständiges rhetorisches Meisterwerk. Wenngleich es ihm nicht gelang, seinen Clienten dem Schaffot zu entreißen, so wußte er doch für denselben ein so reges Interesse, ja eine solche Bewunderung hervorzurufen, daß der Generalprocurator sagen durfte: „Dem Schaffot gegenüber errichtet man eine Statue für Denjenigen, der es besteigen soll."

Als Minister der auswärtigen Angelegenheiten hat er das Programm der neuen Regierung: Vertheidigung bis auf den letzten Mann, in einem Schreiben an die auswärtigen Mächte zu entwickeln versucht. Man ändert die Gewohnheiten eines langen Lebens nicht mit einem Tage, und deshalb ist auch nicht zu verwundern, daß die Sprache in diesem diplomatischen Actenstücke wenig diplomatisch ist und vielfach an die schwungvolle Dialectik des Advocaten erinnert, welche bestimmt ist, auf weichherzige Geschworene im Assisensaal eine rührende Wirkung hervorzubringen. Jules Favre ist ein ehrlicher Mann und guter Führer der Opposition; es wäre gewiß beklagenswerth, wenn er auf seine ruhmvolle Vergangenheit eine ruhmlose Gegenwart der Unfähigkeit und der Schädigung der Landesinteressen folgen ließe.

Zu den Advocaten gehören noch Cremieux, Picard, Ferry, Glais-Bizoin und Gambetta. Cremieux und Picard sind Advocaten von bedeutendem Rufe. Der Erstere ist der beredteste criminalistische Vertheidiger Frankreichs, der Andere hat sich als Vertheidiger bei politischen Vergehen und als Vertreter bei verwickelten Erbschaftsangelegenheiten seinen juristischen Namen gemacht. Gambetta ist durch die Vertheidigung der wegen der Baudin-Angelegenheit Angeklagten mit einem Schlage eine pariser und bald darauf eine europäische Berühmtheit geworden.

Isaak Adolph Cremieux, geboren am 30. April 1796 in Nimes, war, wie Jules Favre, Mitglied der provisorischen Regierung von 1848, in welcher er das Justizdepartement verwaltete. Schon unter der orleanistischen Regierung hatte er der Kammer angehört, in welcher er immer mit der demokratischen Partei gegen das Ministerium Guizot stimmte. Auch in der Assemblée nahm er seinen Sitz auf den Bänken der demokratischen Opposition und bekämpfte mit feurigen Worten die Politik des Elyseischen Palastes. Er gehörte zu den Volksvertretern, die in der Nacht vom 2. December verhaftet und nach Mazas gebracht wurden. Seitdem hielt er sich bis in die jüngste Zeit hinein vom politischen Leben fern. Im Gesetzgebenden Körper hat er kaum noch eine bedeutend zu nennende Rolle gespielt und es sich genügen lassen, stets gesinnungstreu zu stimmen. Cremieux ist Israelit und hat jedesmal, wenn es galt, für die Rechte seiner Glaubensgenossen einzutreten, zu guter Stunde das rechte Wort gesprochen. „Cremieux", sagt „le livre des orateurs", „besitzt das freie Wort, ein durchdringendes Organ, eine üppige bewegte, geistreiche Dialectik, eine glückliche Replik." Er ist auffallend häßlich. Seine Häßlichkeit ist geradezu sprüchwörtlich in Frankreich geworden. Man sagt „être laid comme Crémieux". Er weiß es und lacht darüber. Cremieux ist einer der beliebtesten, ehrenhaftesten und angesehensten Männer Frankreichs.

Picard, der am 24. December 1821 geboren ist, gehört seit dem Jahre 1858 dem Gesetzgebenden Körper an, in welchem er treulich mit seinem Freunde Jules Favre der Opposition seine klare Beredsamkeit lieh. Picard hat namentlich die gewissenlose französische Finanzwirthschaft der kaiserlichen Regierung seiner zersetzenden Kritik unterzogen und die Pariser über den Stand des Budgets von Paris und die Thaten des Herrn Haußmann aufgeklärt.

Ueber Gambetta ist bereits in einem frühern Hefte des „Salon" das

Digitized by Google

Nöthige gesagt worden. Sein Ruf ist ganz jungen Datums. Mit ungewöhnlichem Eclat ist er in die vordersten Reihen der politischen Kämpfer vorgedrängt worden und hat sich bisher als rücksichtsloser, schlagfertiger Gegner der staatlichen Unsittlichkeit in rühmlicher Weise hervorgethan. Es bleibt abzuwarten, ob er jetzt, da er aus der factisch ohnmächtigen Opposition in den Kreis der Gewalthaber versetzt worden ist im Stande sein wird, den hohen Erwartungen, welche sein feuriges Talent erweckt hat, zu entsprechen. Er mag nicht vergessen, daß es keine drückendere Last giebt, als einen zu schnell berühmt gewordenen Namen.

Glais-Bizoin ist am 9. März 1800 geboren und gehörte schon unter Ludwig Philipp zur äußersten Linken. Denselben Sitz hat er wieder eingenommen, als er im Jahre 1863 unter dem Kaiserreiche das Mandat eines Abgeordneten für den Gesetzgebenden Körper erhielt. Seine Reden sind weniger berühmt, als seine Unterbrechungen. Seine meist sehr treffenden Kreuz- und Querfragen, mit denen er die Redner der Regierung beständig in Verlegenheit setzte und deroutirte, machten ihn für die imperialistische Majorität zum mißliebigsten Mitglied der ganzen Kammer.

Von Jules Ferry, geboren am 5. April 1832, läßt sich nicht viel sagen. Er hat die Rechte studirt und sich als Advocat in Paris niedergelassen. Außerdem betheiligte er sich auch als Journalist an der Redaction des „Temps". Im Gesetzgebenden Körper hat er von Zeit zu Zeit das Wort ergriffen, aber keine seiner dort gehaltenen Reden hat die Aufmerksamkeit des Auslandes auf sich gelenkt.

Emanuel Arago ist der letzte Sohn des berühmten Gelehrten Arago und am 6. August 1812 geboren. In seiner frühesten Jugend schrieb er eine Reihe von kleinen Theaterstücken, die nicht viel zu bedeuten haben. Als Advocat hatte er größere Erfolge, und am meisten reussirte er als Politiker. Er war es, der am 24. Februar in die Deputirtenkammer eindrang, auf den Stufen der Rednerbühne gegen die Regentschaft der Herzogin von Orleans protestirte und die Dynastie der Orleans für abgesetzt erklärte. Am 27. wurde er von der Republik als Generalcommissar nach Lyon geschickt, wo er der neuen Regierung wesentliche Dienste leistete, obgleich sein energisches Auftreten daselbst zu den lebhaftesten Anschuldigungen gegen ihn Veranlassung gab. Von der provisorischen Regierung wurde er als bevollmächtigter Gesandter nach Berlin geschickt und suchte dort seine Stimme namentlich zu Gunsten der Polen geltend zu machen. Die französischen Blätter schrieben seinem Einflusse die Infreiheitsetzung Mierolawski's zu. Der Staatsstreich entfernte ihn vom öffentlichen Schauplatze und erst in den letzten Momenten des Kaiserreichs erhielt er durch das Mandat zum gesetzgebenden Körper wiederum die Gelegenheit, für seine republikanischen Gesinnungen wenigstens durch seine Abstimmung zu wirken.

Das wären die Advocaten.

Von den Schriftstellern, welche zur neuen Regierung gehören, ist Jules Simon der hervorragendste. Derselbe ist am 31. December 1814 geboren und führt eigentlich den Namen Jules Simon Suisse. Simon ist der beste Schüler Cousins, dem er auf dem Lehrstuhle collège de France als Professor der Philosophie und Geschichte folgte Wegen seiner demokratischen Gesinnung, von der er seit der Februarrevolution mannigfach Zeugniß abgegeben und die ihm einen Sitz in der constituirenden Versammlung verschafft hatte, wurde er nach dem Staatsstreiche seines Amtes enthoben. Besondere Verdienste

Digitized by Google

hat er sich um den öffentlichen Unterricht in Frankreich erworben. Er ist der entschiedenste und begabteste Verfechter des Schulzwanges. In diesem Sinne hat er auch im Gesetzgebenden Körper zu wirken gesucht. Die Zahl seiner Werke ist sehr bedeutend. Die hervorragendsten sind: seine Studien über griechische Philosophen, namentlich Plato und Aristoteles, und seine philosophische Abhandlung über „die Pflicht" (seit 1857 in sieben Auflagen vergriffen), den „Naturglauben" und die „Gewissensfreiheit". Auch diese letzteren Werke haben mehrere Auflagen erlebt. Außerdem hat Simon auch die Herausgabe der französischen Philosophen Descartes, Bossuet, Malebranche, Arnauld u. s. w. besorgt. Sein letztes Werk, welches auch in Deutschland Aufsehen erregt hat, betraf den öffentlichen Unterricht in Frankreich und die sociale Lage der Arbeiterinnen; es gipfelte in dem Nachweise, daß der Schulzwang als wirksamste Waffe gegen den Pauperismus für Frankreich vielleicht noch etwas nothwendiger sei, als die Einführung neuer Gewehre.

Eugen Pelletan, der in demselben Alter wie Jules Simon steht, ist der Sohn eines protestantischen Pastors. Pelletan, welcher den wissenschaftlichen Revuen eine große Anzahl bemerkenswerther politischer und religiöser Artikel geliefert hat, in denen sich die freiheitliche Schwärmerei des früheren Saint-Simonisten stets wiederspiegelt, war eine lange Zeit einer der Hauptredacteure der Pariser „Presse." Ein ungeheures Aufsehen erregte seine Polemik gegen Beranger. Er zerzauste den wie einen halben Gott gefeierten Dichter in unbarmherziger Weise und gab von ihm eine Charakterschilderung, die nichts weniger als schmeichelhaft war. Die nach dem Tode des Dichters veröffentlichte Correspondenz desselben gab dem schonungslosen Kritiker leider in den meisten Punkten Recht. Von seinen größeren Werken sind namentlich die religiösen Tendenzschriften „Dogmen, Clerus und Staat" und „Die Geschichte des Brahmanismus" zu nennen. Außerdem hat er eine Geschichte der Februarrevolution und das Leben Condorcets geschrieben. Am meisten Erfolg hat seine neueste Studie über Paris erzielt, welche unter dem Titel „Das neue Babel", die von der kaiserlichen Regierung gehegte und gepflegte Unsittlichkeit im öffentlichen und Privatleben der großen Hauptstadt in schärfster Weise geißelt. Victor Hugo wird gut thun, dies Werk recht aufmerksam zu lesen; vielleicht bekommt er dann andere Begriffe von der schönen Stadt, als diejenigen, welche sich in dem fruchtbaren Gehirn des Dichters während seiner zwanzigjährigen Abgeschiedenheit gebildet haben.

Rochefort, oder wie er mit seinem vollen Namen heißt, Graf Victor Heinrich v. Rochefort-Luçai, der am 30. Januar 1830 geboren ist, ist als witziger Satiriker durch Begründung der „Laterne" in wenigen Wochen eine europäische Berühmtheit geworden. Rochefort ist von Hause aus Feuilletonist und Vaudevilliste und hat erst in jüngster Zeit angefangen, das kleine Genre, in dem er Bedeutendes leistet, auf dem großen Gebiete der hohen Politik zu verwerthen. Rochefort wird vielfach unterschätzt, und dies erklärt sich sehr leicht dadurch, daß er von der Würde des Stils und des Ausdrucks gar keine Ahnung hat, beständig witzelt, und auf diese Weise zu dem Rufe eines Farceurs gelangt ist. Wenn man indessen seine Artikel in der „Laterne" und „Marseillaise", die er später begründet hat, etwas genauer ansieht, so wird man sich der Wahrnehmung nicht verschließen können, daß in dem lustigen Spötter ein ganz eminenter kritischer und satirischer Geist verborgen ist, der stets das Lächerliche erkennt, mag es auch noch so verhüllt sein, und in hervorragender Weise die Begabung besitzt, das Lächerliche in seiner Lächerlich-

Digitized by Google

keit zu zeigen. Rochefort hat ein lustiges Leben geführt, wie ein echter Pariser; aber er hat sich nicht das Geringste zu Schulden kommen lassen, was auf seinen Charakter einen Makel werfen könnte. Die beste Manneseigenschaft, persönlichen Muth, besitzt er im höchsten Grade. Zum Leiter eines Staates hat er allerdings wenig Talent, und wenn man ihn gleichwol in die provisorische Regierung mit hineingezogen hat, so geschah dies, wie Jules Favre ja selbst ehrlicher Weise zugestanden hat, aus zweierlei Gründen. Erstens wollte man mit Rochefort die radicalsten Elemente der Hauptstadt für die Regierung gewinnen, und zweitens wollte man einen so gefährlichen Menschen wie Rochefort nicht zum Gegner haben. Das Letztere ist gelungen. Rochefort hat sich in seiner Stellung bisher taktvoll benommen und seinen Collegen nicht die geringste Schwierigkeit bereitet. Das Erstere ist mißglückt. Die „Marseillaise", das Organ des extremen Radicalismus, ist der neuen Regierung durchaus feindselig gegenüber getreten. Nach dem Geschmack dieser Leute wäre die republikanisch-demokratische Regierung noch viel zu zahm.

So zählen also sieben Advocaten und drei Schriftsteller zur Regierung der Landesvertheidigung, und nur ein Mitglied derselben, Garnier-Pagès, gehört nicht dem Gelehrtenstande an. Dieser, geboren am 18. Juli 1803, war früher Waarenmakler. Wie Cremieux und Favre war auch Garnier-Pagès Mitglied der provisorischen Regierung des Jahres 1848, in welcher er namentlich die schwierige Finanzfrage zu behandeln hatte. Seit dem Staatsstreiche trat er vom politischen Leben zurück. Während der Luxemburger Verwickelungen machte er eine Reise nach Berlin und wurde dort von den Führern der Linken sehr gefeiert. In einer Rede, die Aufsehen erregte, versicherte er die preußischen Volksvertreter der Friedensliebe und Sympathie, welche das französische Volk Deutschland gegenüber beseele. Auch in dem Gesetzgebenden Körper nahm er mehrfach Gelegenheit, sympathische Worte für Deutschland und den Frieden zu sprechen. Möchte er auch noch jetzt von demselben Gedanken durchdrungen sein und in diesem Geiste auf seine Collegen einen heilsamen Einfluß auszuüben vermögen.

Aber leider ist wenig Hoffnung dazu vorhanden. Vertreibung der Fremden vom französischen Boden, so lautet die Parole der neuen Regierung, und „damit wird sie wohl kein Glück haben", wie der Berliner sagt. Sie sollte sich der Mahnung ihres Freundes Victor Hugo erinnern:

— Amis nés pour des temps prospères,
Oh! n' allez pas errer comme ont erré vos pères.

Macht nicht dieselben Dummheiten, die Eure Väter gemacht haben, und laßt Euch nicht durch die theoretischen Liebenswürdigkeiten Amerikas zu noch größeren Dummheiten verleiten. Gardez-vous, wie derselbe Dichter sagt:

— De ce qu'en vos cœurs l'Amérique seconde
Peuple à peine essayé, nation du hasard,
Sans tige, sans passé, sans histoire et sans art.

Sonst würde man vielleicht das beißende Epigramm des heimgekehrten Dichters: „en attendant que les braves gens sachent épeler, ils gouvernent" auch auf Euch anwenden.

P. L.

Digitized by Google

Das Trauerspiel am Oberrhein.

Von **Wilhelm Rullmann.**

Vor Straßburg (rechtes Rheinufer), 5. Sept.

Es war der Abend des vierten September, eines Sonntags, als der Zug mich der Gegend von Straßburg entgegenführte. Ein frischer, kühler Herbsttagabend, der nach mehrtägigem Regenwetter wieder einmal einen schönen Morgen verkündigte. Links dehnten sich wie dunkle Wälle die Vorhöhen des Schwarzwaldes hin. Hier und dort leuchtete ein Feuer durch die Abenddämmerung auf, die sich der Nacht entgegenneigte. Es waren Freudenfeuer, die an drei Abenden nach den glorreichen Tage von Sedan als Symbol der begeisterten Stimmung, die in allen Herzen lebendig war, zum Himmel aufloderten.

Auch am westlichen Horizont ist der Himmel an einer Stelle schwach geröthet. Zuweilen zuckt dort ein Blitz auf, und ein ferner Donner würde unser Ohr treffen, wenn das Rollen des Bahnzuges ihn nicht übertönte. Dort hinaus liegt Straßburg, das arme unglückliche Straßburg!

Unter den Mitfahrenden war natürlich von nichts Anderm die Rede, als von der belagerten geängstigten Stadt. Ein Offenburger Bürger war darunter, der uns viel Interessantes zu erzählen wußte. Er gab uns ein ergreifendes Bild von jenen Nächten des 24. und 25. August, in denen der Himmel weit hinauf geröthet war von den Flammen der brennenden Stadt. „Damals", so erzählte er, „glaubten Viele von uns, das alte Straßburg sei völlig der Vernichtung daheimgegeben. Der Brand, der seine Fluten über die ganze Stadt ergoß, schien nicht zu bewältigen. Stundenweit war Alles hell erleuchtet, wie am Tage. In der Gegend von Kehl konnte man am Fenster deutlich lesen, so gut wie am hellen Tage. Mitten aus den rothen züngelnden Flammen sah der Münster wie ein dunkles Gespenst empor, ruhig, als sei er gefeit gegen die verzehrende Glut. Glauben Sie mir, wer diese Nächte hier in der Gegend erlebt hat, wird sie nicht so leicht wieder vergessen. Schlafen konnten wir nicht. Und noch weniger natürlich die armen Straßburger, die nur manchmal am Tage ein Stündchen Schlafs in den Kellern finden, aus denen sie jetzt die überschwemmende Ill vertreibt."

Die Erzählung dieses Mitreisenden war nur der Vorbote anderer schrecklicher Eindrücke, die ich in der Nähe des Schauplatzes empfangen sollte.

In Offenburg, wo ich ausstieg, halten sich viele geflüchtete Straßburger Familien auf, namentlich Deutsche, die man als nicht naturalisirt ausgewiesen hat. Aber auch Straßburger Bürgerfamilien, besonders Frauen und Kinder, für die eine Woche lang täglich von zwölf bis zwei Uhr, während die Kanonade schwieg, ein Thor geöffnet werden durfte. Als ich ankam, reiste eben wieder eine flüchtige Familie nach Baden-Baden weiter. Was diese Flüchtlinge erzählen, ist in der That das Schrecklichste, was man sich denken kann und zeigt, daß der Krieg nichts Gräßlicheres kennt, als die Belagerung einer Festung, die zugleich eine bevölkerte Stadt ist.

Die Straßen, auf denen sich sonst ein geschäftliches Leben tummelt und an den Markttagen die malerischen Trachten des Elsasses und des „Hanauer Ländchens" (bei Kehl) hin und her bewegen, sind jetzt verödet, von Brand-

trümmern, Kugeln und Leichen bedeckt. Reihenweise auf den Trottoirs liegen die Todten, die theils auf der Straße getroffen, theils aus zusammenstürzenden Häusern herausgeschafft sind. Wie Viele sind doch in den Kellern, in die man sich geflüchtet, unter Rauch und Flammen erstickt! Zuweilen erbittet man sich eine Stunde Waffenstillstand, um diese Todten zu begraben. In langer Reihe werden sie dann, ohne Unterschied des Standes und Reichthums, in dem Jardin des plantos beigesetzt. Dort ruht jetzt auch der Bischof der Stadt, Monsignore Röß, der den Anstrengungen erlegen, die sein Beruf und seine Menschlichkeit in diesen Tagen des Schreckens ihm auferlegten. Diese Schrecken haben sich übrigens vermindert, seit man — von den letzten Tagen des August an — mit dem Bombardement der Stadt nachgelassen und die Geschütze hauptsächlich gegen die Festungswerke gerichtet hat. Der Zweck dieses Bombardements, durch die geängstigte Bürgerschaft eine Pression auf den Commandanten auszuüben, ist leider nicht erreicht worden.

Aber die Leiden der unglücklichen Stadt sind natürlich noch nicht zu Ende. Immer noch schlägt von Zeit zu Zeit eine zündende, Brand erweckende Kugel ein; immer noch ist das Leben eines Jeden bedroht, der über die Straße geht. Dazu stellt sich Mangel an Lebensmitteln ein, Fleisch und Brod hat einen unerschwinglichen Preis und die wohlhabendsten Familien sind zufrieden, wenn sie Pferdefleisch auf den Tisch bekommen. Viele von den reichsten Familien haben durch den Brand ihr ganzes Besitzthum verloren und sind auf jenen Communismus angewiesen, den die gemeinsame Noth erzeugt. Und nun kommt noch die Geißel der falschen Gerüchte hinzu, die immer von Zeit zu Zeit die Hoffnung anfacht, um die Enttäuschung dann desto grausamer zu machen. Es ist natürlich, daß in einer von allen Verbindungen abgeschnittenen Stadt die sonderbarsten Gerüchte umherlaufen. Je optimistischer dieselben gefärbt sind, desto schlimmer für die arme Stadt, deren Ausdauer auf diese betrügliche Weise geweckt wird und mit deren Ausdauer auch das Elend zunimmt. Der Commandant hat natürlich das Seinige dazu beigetragen, dieser trügerischen Fama Glauben zu verschaffen. Von Zeit zu Zeit, wenn der Muth der Bürger zu sinken schien, ließ er Siegesnachrichten an die Straßenecken anschlagen. Vielleicht aber gehörte auch er zu den Betrogenen. Man hat nämlich einer süddeutschen Zeitung zufolge in diesen Tagen eine unterirdische Telegraphenleitung entdeckt und zerstört, durch welche Straßburg mit Metz in Verbindung stand. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß der Commandant auf diese Weise mit falschen Nachrichten versorgt und dadurch umsomehr zum ausdauernden Widerstand veranlaßt wurde. Indessen dürfte ihm jetzt freilich ein schreckliches Licht aufgegangen sein. Man hat ihn nämlich schon am Abend des 3. durch einen Parlamentär von den Ereignissen bei Sedan benachrichtigt. Zwei Officiere, die er hierauf in's Hauptquartier der deutschen Truppen schickte, durften sich von der Richtigkeit dieser Nachrichten überzeugen. Und dennoch setzt er seinen Widerstand fort!

Das Volk, das durch die Hartnäckigkeit eines Einzelnen Tausende ohne Nutzen in's Unglück gestürzt sieht und das einen Widerstand nicht begreifen kann, der auf den Codex der militairischen Ehre gegründet ist, verbreitet die abenteuerlichsten Gerüchte über die Person des Commandanten. Bald soll er ein Badenser aus Freiburg, der 1849 mit der Kriegscasse flüchtig ging, bald ein preußischer Deserteur sein, der die Strafe zu fürchten habe. In Wirklichkeit ist derselbe 1802 zu Pfalzburg geboren, hat die militairische Schule zu St. Cyr absolvirt und auch den Krimkrieg mitgemacht. Brüder

Bayerische Staatsbibliothek München

Digitized by Google

und Söhne von ihm dienen in der französischen Armee. Seine Frau ist allerdings aus Baden und hält sich auch gegenwärtig mit ihren Kindern dort bei ihrem Bruder, dem Badewirth von Griesbach im Schwarzwald auf.

Wie viel hat unterdessen die arme Stadt unter der Hartnäckigkeit eines Einzelnen gelitten! Wer die Stadt früher gekannt hat, wird sie nach der Uebergabe kaum wiedererkennen. Ganze Stadtheile und Straßen, so das Faubourg national, die Steingasse, Brandgasse, Hagenauer Bruch, die Krütenau sind ein Raub der Flammen geworden. Von größeren Gebäuden sind das protestantische Gymnasium, die Präfectur, die Mairie und die neue Kirche niedergebrannt. Mit der letzteren sind die kostbaren Bibliotheken Straßburgs der Vernichtung anheimgefallen. In dieser Kirche waren die aus der alten Universitätsbibliothek hervorgegangene Seminarbibliothek, die Stadtbibliothek und die Schöpflin'sche Sammlung von Büchern und Kunstschätzen aufgestellt, die der verdienstvolle Geschichtschreiber des Elsaß seiner Vaterstadt im Jahre 1765 vermacht hatte. Daß sich hier werthvolle Bücherschätze aufgehäuft fanden, läßt sich leicht ermessen, wenn man bedenkt, daß Straßburg einer der ersten Sitze der Buchdruckerkunst war. Aber auch seltene Handschriften und Incunabeln befanden sich hier, darunter einzelne Unica, deren Verlust in der Gelehrtenwelt schwer empfunden werden dürfte. Kaum ist daran zu denken, daß man vor der so plötzlich eingetretenen Belagerung noch einen Theil der Schätze in Sicherheit brachte, noch weniger, daß man in jener fürchterlichen Brandnacht ihre Rettung versuchte.

Aber der Münster! der Münster! — Wie oft habe ich mich nach ihm erkundigt, als sei es ein theurer Bekannter, der auf dem Sterbebett liege. Und ist er nicht uns Allen ein theurer Bekannter? Und schweben nicht die Geister der Zerstörung drohend um seine Spitze? — Wie schlug mir das Herz, als ich am Morgen des Fünften, während ich Kehl zuwanderte, den königlichen Thurm allmälig aus den Frühnebeln auftauchen sah! Wie zitterte meine Hand, die das Fernrohr hielt, während ich vom Korker Kirchthurm aus meine Beobachtungen anstellte! Ich konnte trotz des vortrefflichen Glases nichts von Beschädigungen wahrnehmen. Vielleicht war die Entfernung doch zu groß. Auch die Mittheilungen, die mir in jener Gegend auf mein Nachfragen wurden, waren zu sehr widersprechender Natur, als daß sich ein sicheres Urtheil darauf gründen ließe. Die Einen wollten von Flüchtlingen gehört haben, daß das Schiff ganz ausgebrannt sei, die Orgel, die astronomische Uhr, der Hochaltar — Alles zerstört sei. Ein Kehler Bürger dagegen versicherte mir mit Bestimmtheit, und wollte die Mittheilung von einem völlig glaubwürdigen Straßburger erhalten haben, der erst in den letzten Tagen geflüchtet sei, daß nur ein mit Holz gefüttertes Schutzdach abgebrannt, das eigentliche Dach und das Schiff aber nur wenig beschädigt sei. Wohl aber sei die astronomische Uhr durch einfallende Kugeln zerstört. Was für ein Glück wäre es noch, wenn die Zerstörung nur die Künstelei, nicht aber die Kunst getroffen hätte! —

Von jenem Kirchthurm zu Kork aus hatte ich die beste Aussicht auf das großartige Schauspiel. Will man freilich einen deutlichen Begriff von dem mühseligen und großartigen Werk einer Belagerung gewinnen, Parallelen, Enceinten, Approchen und dergleichen studiren, so muß man auf das linke Rheinufer hinübergehen. Aber man muß dann die besten Legitimationen haben und wird auch dann nicht weit vorgelassen. Außerdem stört man dort die Wachen, die mehr zu thun haben, als Schaulustige zurückzuweisen. Auf dem

Digitized by Google

rechten Ufer ist die Situation nicht so ernst, da hierher keine Ausfälle stattfinden. Mir war es darum zu thun, in meine Erinnerung ein Bild dieses schrecklichen Ereignisses aufzunehmen, das freilich bei all seiner Größe in diesem eigentlichen Kriege nur eine Episode von geringer Bedeutung ist.

Und ich hatte hier oben auf dem Korker Kirchthurm dazu die beste Gelegenheit. Eine helle Morgensonne beleuchtete mir das großartige Schauspiel. In der klaren Luft hing zuweilen, oft minutenlang, unbeweglich ein leichtes Wölkchen, das erst nach und nach auseinanderfloß. Es war der Rauch einer in der Luft crepirten Granate. Vor mir sah ich in der Ferne die Trümmer des in Brand geschossenen Kehl. Rechts und links, regelmäßig sich abwechselnd, stieg weißer Dampf auf und einige Secunden darauf traf der donnerähnliche Hall der Geschütze das Ohr. Die Nord- und Südbatterie des diesseitigen Ufers war dort in Thätigkeit. Auch von der Batterie des andern Ufers trug der Westwind den Donner herüber. Die Kanonade war fürchterlich und erweckte die Vorstellung einer Schlacht. In der Stadt zeigte sich rechts vom Münster schwacher Rauch, vielleicht von einem ältern Brande. Dagegen wirbelten rechts von der Stadt an zwei verschiedenen Stellen Rauchsäulen auf. An der einen Stelle dunkel, fast schwarz, bis allmälig eine röthliche Gluth den Rauch zertheilte. Nach Aussage meines Führers brannte an jener Stelle Ruprechtsau, weiter rechts, wo der Rauch schwächer war, das Dorf Bischheim. Befindet sich doch fast immer eins der umliegenden Dörfer in Flammen, hinter denen die deutschen Batterieen stehen und die von der Festung aus in Brand geschossen werden.

Ruprechtsau ist ein freundlicher Flecken, an dessen Landstraße viele Villen reicher Straßburger liegen. In dem schönen Schloßgarten daselbst werden im Sommer oft Concerte gegeben und dann tummelt sich dort eine elegante, fröhlich lärmende, lachende Welt. Und jetzt! — Nichts als Gräuel der Verwüstung, brennende Häuser, flüchtende Bewohner, der Straßburger Geschütze auf das eigne Besitzthum gerichtet.

Ja, der Krieg kennt nichts Schrecklicheres, als eine lange Belagerung einer volkreichen Stadt. Wohl fordern die Schlachten auf freiem Felde mehr Opfer, aber sie sind doch meist nur ein fürchterlicher Moment, der zwischen Aufgang und Niedergang einer Sonne liegt. Eine Belagerung aber ist der Schrecken in Permanenz und auch die Nacht kennt da nicht jenen Frieden, der über den Gräbern des Schlachtfeldes weht.

Diese Belagerung ist bei Straßburg jetzt an ihrem letzten Stadium angelangt. Die erste und zweite Parallele ist fertig, die Eröffnung der dritten nahe bevorstehend. Der Festung in der Stadt naht sich mehr und mehr mit fürchterlicher, todtbringender Umarmung eine Festung außerhalb der Stadt. Von Ausfällen der Belagerten, wie sie noch am 2. und 3. September so blutig stattfanden, kann fast nicht mehr die Rede sein. Man ist sich auf vier- bis fünfhundert Schritte nah und der Kampf der auf den Wällen Stehenden und der in den Tranchéen sich Nähernden ist fast ein fortwährender. Das knatternde Kleingewehrfeuer mischt sich jetzt unaufhörlich in den dumpfen Donner der Geschütze. Ob ein Sturm stattfinden wird? — Man hat uns die Frage ebenso oft bejaht, wie verneint. Die Einen sagen, man wolle nicht durch einen mörderischen Sturm, der zehn- bis zwölftausend Menschen kosten würde, die Zahl der Opfer dieses schrecklichen Krieges ohne Nothwendigkeit vermehren. Die Anderen weisen darauf

Digitized by Google

hin, daß eine regelmäßig fortschreitende Belagerung keinen Sinn habe, wenn nicht Sturm und Einnahme ihr Ziel sei.

Hoffentlich wird, wenn diese Zeilen im „Salon" erscheinen, das Schicksal der armen Stadt schon entschieden sein und aus den Flammen ihrer Zerstörung die Morgenröthe einer neuen Zeit hervorbrechen.

* * *

Es ist wieder Abend, stiller friedlicher Abend. Aber nein! der Friede hat hier keine Stätte mehr, auch nicht, wenn der „sanfte Bote der gestirnten Nacht" hinter den Wolken hervortritt. Unaufhörlich zucken die Blitze am dunklen Horizont, unaufhörlich rollt der Donner. Giebt es noch Jemand in jener unglücklichen Schlacht, dem der Schlaf ein willkommener Tröster ist? Oder hat man sich vielleicht dort schon so an die Gluth der Flammen und den Donner der Kanonen gewöhnt, daß man die Augen ruhig zu schließen vermag?

Manchmal ist es mir, als sähe ich bei dem Aufleuchten eines Blitzes die dunkle Riesengestalt des Münsters am Horizont sich abheben. Ein sonderbares Gefühl überkommt mich, als müßt' ich beten, daß der Himmel schützend seine Hand halte über das Wunderwerk, welches ihm zu Ehren die erhabenste Kunst auferbaute. Zieht doch immer noch so manche glühende Kugel ihre gefährliche Bahn über das Schiff, ja über die Spitze des Thurms hinweg! Zittern nicht Deine Gebeine, göttlicher Erwin, dort unter dem Grabstein im kleinen Höfchen der Johanniskapelle?

Und noch ein anderer seliger erhabener Geist würde seufzen, wenn er die drohende Zerstörung schaute. Es sind jetzt gerade einhundert Jahre, da stand gar oft vor der herrlichen Façade dort ein Jüngling, auf dessen Stirn ein Strahl desselben Genius thronte, der jenes Wunderwerk von der Erde zum Himmel emporrichtete. Wie oft stieg er auf die Plattform empor und schaute herab auf die alte deutsche Stadt und das gesegnete Land umher. Denn, so erzählt eine schöne Sage, die der schwäbische Dichter uns poetisch überliefert hat, wenn jener göttliche Jüngling die Stufen des Münsters hinaufstieg, erzitterte der gewaltige Bau, als fühle er, daß der Held einer neuen Zeit die alten Steine betrete.

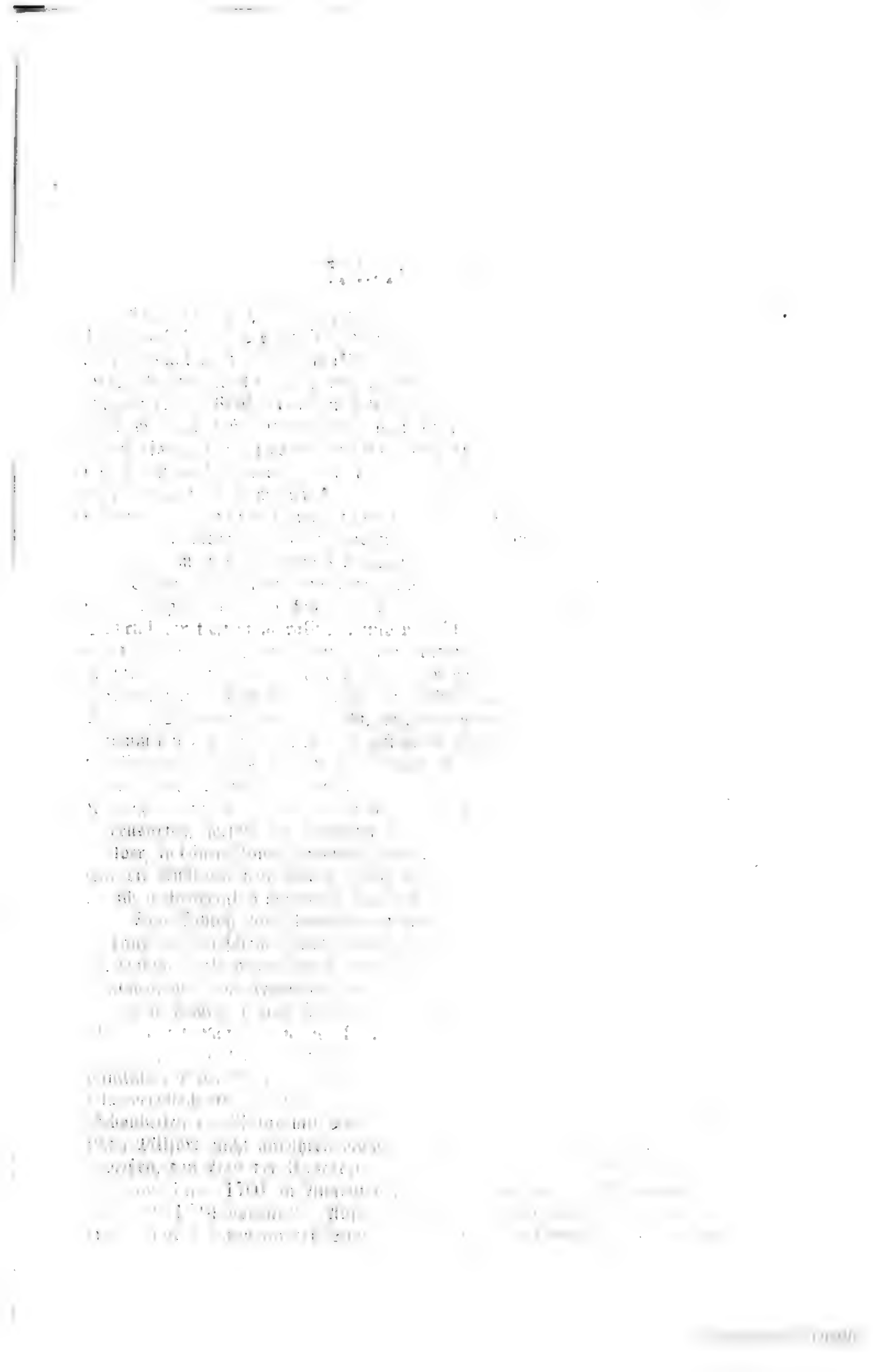
„Wer ist noch, der sich wundert,
Daß ihm der Thurm erdröhnt,
Dem nun ein ganz Jahrhundert
Die Welt des Schönen tönt."

Ja, nicht ein halbes Jahrhundert, wie Uhland damals schrieb, ein ganzes Jahrhundert herrscht im Reiche des Schönen Goethe, der mit den siebenziger Jahren des vorigen Saeculums die Schwingen seines Genius entfaltete. Ja, er zog seine Bahn wie ein leuchtender Held und ihm folgte die Schaar so vieler Unsterblichen, bewundernd begrüßt von der Welt, ein „reicher Himmel, Stern an Stern", der auf die fernsten Geschlechter herableuchten wird.

Wir waren groß im Reiche des Schönen, aber im Reiche der Wirklichkeit waren wir klein und niedrig. Und wenn jetzt wieder unter den Wehen eines schrecklichen Krieges der stolze Münster in seiner Tiefe erdröhnt, dürfen wir nicht hoffen, daß aus den Flammen um ihn herum der Phönix einer neuen Zeit erstehen wird, die Deutschland groß und frei und glücklich sieht und ein lange verlorenes Kind der treuen Mutter wieder zuführt?

Digitized by Google

Wilhelmshohe.



Digitized by Google

Wilhelmshöhe.

Also auch Sie, lieber Freund, verlangen von mir einen Bericht über Wilhelmshöhe. Sie wissen, wie gern ich jeden Ihrer Wünsche erfülle, aber diesmal wird es mir wirklich schwer, Ihrem Verlangen zu entsprechen. Was ich in Wilhelmshöhe, wohin ich mich auf Wunsch der Redaction der „Neuen freien Presse" begeben hatte, gehört, gesehen und erfahren, habe ich nicht wie ein süßes Geheimniß im tiefsten Herzen bewahrt, sondern schon längst, so vollständig es mir möglich war, in dem genannten Wiener Blatte und später auch in der „Independance" mitgetheilt. Ich komme mir nachgerade vor wie einer meiner komischen Freunde, der blos eine Geschichte auf seinem Repertoir hatte, und diese eine Geschichte bei jeder Gelegenheit mit geringen Abänderungen wieder vortrug. Er behauptete zwar, dieselbe sei so schön, daß man sie mehrmals hören könne.

Erlassen Sie mir also eine nochmalige Schilderung des Kaisers und seiner Umgebung. Ich könnte Ihnen nur wiederholen, daß Napoleon den Eindruck der tiefsten moralischen und physischen Erniedrigung macht und daß sich die zahlreiche Dienerschaft insolent und schlingelhaft benimmt. Vielmehr möchte ich Ihnen nur einige Worte über das Schloß Wilhelmshöhe sagen. Darüber habe ich mich noch nicht ausgeschrieben, und ich habe an Ort und Stelle „Specialstudien" gemacht, mit denen ich bei passender Gelegenheit renommiren möchte. Unter uns gestehe ich Ihnen, daß sich diese Studien auf die Besichtigung des jetzt so interessant gewordenen Schlosses und auf die Lectüre einer Specialgeschichte von Wilhelmshöhe beschränken. Es war keine Kleinigkeit, ich versichere Sie, sich durch den Wust hessisch-particularistischer Redensarten, welche der Verfasser der Geschichte von Wilhelmshöhe, Emil Welper, in seinem Buche zusammengetragen, hindurchzuarbeiten. Und schließlich war die Ausbeute sehr gering. Sie beschränkt sich auf einige wenige Data, die ich wahrscheinlich müheloser auch auf anderm Wege hätte erfahren können.

Das Schloß Wilhelmshöhe an sich ist wenig bedeutend. Seinen Reiz verdankt es den schönen Wasseranlagen und der herrlichen Lage, am Abhange des Habichtswaldes auf einem grünen Rasenhügel, eingeschlossen von schattigen Bäumen, mit dem Fernblick auf die malerischen Conturen des Söherwaldes.

Die Cascaden und Fontainen von Wilhelmshöhe entstanden unter dem Biedermann Landgrafen Karl, dem begeisterten Kunstschwärmer, den die Nachwelt einer Kleinigkeit halber nicht genügend bewundert. Er war es nämlich, der für Geld und gute Worte seine eigenen Landeskinder nach Amerika verschacherte. Aber der Mann hatte Sinn für die Vereinigung der Schönheiten der Natur mit denen der Kunst, und mit dem Gelde, das eine Lady Milford nicht anrühren mochte, ließ er durch einen Italiener, Guerneri geheißen, den Bau der Cascaden, der Grotte, des Octogons und der Pyramide im Jahre 1701 in Angriff nehmen. Die großartigen Anlagen wurden im Jahre 1714 vollendet. Auf der Pyramide, welche sich hinter dem Schlosse erhebt, und für den an der Station Vorbeifahrenden ein Theil des Schlosses

Digitized by Google

ſelbſt zu ſein ſcheint, fehlte das couronnement de l'édifice. Landgraf Karl kam auf die Idee, den Farneſiſchen Herkules auf die Spitze der Pyramide zu ſetzen, und dieſe Idee wurde durch den Kupferſchmied Küpper verwirklicht. Der Herkules, welcher dem ganzen Bau ſeinen Namen gegeben hat, gelangte im Jahre 1717 an ſeinen Beſtimmungsort. Dieſer Herkules, aus Kupfer gefertigt, iſt inwendig hohl und ſo groß, daß in ſeiner Keule fünf bis ſechs Perſonen Platz nehmen können. Welper behauptet, acht Perſonen. Wenn Emil Rittershaus und Freiligrath dabei ſind, möchte ich jedenfalls nicht Einer von den Acht ſein.

Das Schloß Wilhelmshöhe wurde im Jahre 1798 vollendet. Es hat ſpäter mehrere bauliche Veränderungen erfahren, die der architektoniſchen Schönheit jedenfalls nichts genützt haben. Durch einen von ſechs Säulen getragenen Porticus gelangt man zunächſt in ein großes Veſtibül und durch dieſes in den Hauptſaal des Erdgeſchoſſes, der jetzt von dem Kaiſer bewohnt wird. In demſelben hängen einige gute Bilder, unter Anderen von Tiſchbein, Böttner, van der Velden ꝛc. Am meiſten fallen zwei immenſe Thierbilder auf, links ein Ochſe, rechts eine Kuh. Sie werden hoffentlich nicht von mir erwarten, daß ich den ſchlechten Witz mache, man habe dem Kaiſer mit dem Bilde des Ochſen eine angenehme Erinnerung an ſeinen Generalſtabschef Leboeuf verſchaffen wollen. Der Saal iſt ganz in dem widerwärtigen Stil des Empire eingerichtet, elegant, aber ſteif und geſchmacklos. An den Wänden ſeidene, gewirkte Tapeten, die Möbel weiß mit Goldſtreifen, die Stuhlbeine als Löwentatzen endigend ꝛc. Sie kennen ja den Geſchmack der Frau von Staël und Madame Récamier. In dieſem Geſchmack iſt das ganze Schloß eingerichtet. Der ſchönſte Schmuck deſſelben iſt jetzt entfernt, ich meine die prächtigen Niederländer Terburg, Paul Potter, van der Werft, Gabriel Metzu ꝛc. — dieſe werthvollen Gemälde haben unter der neuen Regierung im Kaſſeler Muſeum einen angemeſſenen Platz erhalten.

Rechts und links von dem großen Saale liegen je vier Zimmer, je zwei und zwei nach Kaſſel und je zwei und zwei nach dem Karlsberge zu. Im erſten Stock wiederholt ſich dieſelbe Einrichtung, nur daß der große Mittelſaal um die Breite des Veſtibüls im Erdgeſchoſſe erweitert iſt, und ſein Licht von beiden Seiten empfängt. Von dieſem Saale aus hat man eine herrliche Ausſicht ſowol nach Kaſſel zu als nach dem Habichtswalde und dem Karlsberge. In den daranſtoßenden Gemächern des erſten Stockes befinden ſich die Gemälde zur Verherrlichung Jerome's und ſeiner Familie, unter anderen auch ein Portrait der Mutter Napoleon's, der Königin Hortenſe, und ein großes Krönungsbild Jerome's, auf welchem der gefällige Pinſel des Malers den charakteriſtiſchen Kopf des leichtſinnigen Weſtfalenkönigs mit einem Lorbeerkranze geſchmückt hat. Niemals hat Jerome andere Lorbeeren gepflückt. Es muß dem früheren Kaiſer doch etwas curios zu Muthe geweſen ſein, als er auf Wilhelmshöhe die glorreichen Spuren ſeiner Väter und ſeiner Mutter wiederfand, an einer Stelle, wo er ſie wahrhaftig nicht geſucht hat.

„Erkennt der Gaſtfreund von Korinth
Die Züge, die ihm theuer ſind?"

Vielleicht hat der ausdrucksvolle Kopf Hortenſens darauf geantwortet: „Und muß ich ſo Dich wieder finden?"

Unter Jerome ging es, wie Sie wiſſen, auf Wilhelmshöhe recht luſtig her. Wenn ich nicht befürchtete, daß dieſe Blätter in die Hände junger

Digitized by Google

Damen kämen, würde ich Ihnen einige Einzelheiten über die glorreiche Franzoſenwirthſchaft in Kaſſel mittheilen. Aber dieſe Einzelheiten gehören in das Capitel: „Nur für Herren" und „la mère en défendrait la lecture à sa fille."

Ganz oben auf dem Schloſſe iſt eine Kuppel, welche innerhalb einen Saal bildet, der von zwölf korinthiſchen Säulen getragen wird. In dieſem Saale ſind, ähnlich wie in dem großen Saale des Dogenpalaſtes zu Venedig, die Portraits aller heſſiſchen Landgrafen und Kurfürſten an den Wänden angebracht. Nun traf es ſich wunderbarer Weiſe, daß die Wände ganz mit dieſen Bildern bedeckt waren und nur noch Raum für ein einziges ließen, welches natürlich den 1866 vertriebenen Kurfürſten von Heſſen hätte darſtellen müſſen. Der Kurfürſt, ein abergläubiſcher Mann, den es wurmte, die Reihe der glorreichen Heſſenfürſten in effigie zu beſchließen, war während ſeiner Regierung nie dazu zu bewegen, einem Maler zu ſitzen. Er hatte Angſt, daß der bildliche Schluß der heſſiſchen Herrſcher möglicher Weiſe den realen vorbedeuten könnte. Er hat ſich alſo nicht malen laſſen, der Platz iſt noch frei, und das Schickſal hat es ſo gefügt, daß mit dem Bilde des allerdings letzten Kurfürſten der Raum in der Kuppel gerade ausgefüllt werden wird.

Machen Sie nun, lieber Freund, von dieſen flüchtigen Aufzeichnungen jeden beliebigen Gebrauch.

Paul Lindau.

Digitized by Google

Berlin während des Franzoſenkrieges.

Wenn eine große Zeit alle Kräfte der Nation vorbehaltslos und rückſichtslos in Anſpruch nehmen darf, ſo iſt es nicht mehr als billig, daß auch das literariſche Tagewerk ſeine Eigenartigkeit zum Opfer bringt und es ſich gefallen läßt, die Stimmungsbilder des Moments erſt nach etlichen Wochen und in gewiſſermaßen mumienhaftem Zuſtande in die Erſcheinung treten zu laſſen. Oder iſt es ein gar ſo kleines Opfer, wenn ich heute ſchildere, wie Berlin erwartungsvoll der erſten Nachricht von der Beſchießung der V. Hugo'ſchen „Weltſeele Paris" entgegenharrt, während beim Erſcheinen dieſes Hefts unſere braven Ulanen und Huſaren einträchtig ihre Rößlein auf dem Eintrachtsplatze tummeln und die wackeren Siebenundvierziger oder Neunundfünfziger gemächlich auf den Boulevards umherſchlendern?

Iſt es doch ſchon keine kleine Aufgabe für denkende Leſer und ſolche, die es bleiben wollen, ſich durch die endloſe Reihe von Schlachtberichten hindurchzuwinden, während der geleſenſte Autor der Jetztzeit, der große Littfaß, von den geſchmackvollen Säulen der Hauptſtadt ſeine eindringliche Sprache im Lapidarſtyl der rothen Kriegstelegramme zu ihnen redet. Keine Literatur hat eine ſolche Verbreitung gefunden, als dieſe „redende Chronik der Zeit". Denn nicht allein ſorgt der verdienſtvolle Säulenheilige für eine maſſenhafte Verbreitung dieſer Telegramme durch Straßenverkauf: auch einzelne Zeitungen ſind hinter das Geheimniß gekommen, ohne allen Aufwand von Redactionskoſten Extrablätter mit dem Inhalt telegrapiſcher Depeſchen zu füllen und zu vielen Tauſenden abzuſetzen. Daneben hat ſich eine ganz neue Induſtrie auf die Vervielfältigung der telegraphiſchen Depeſchen vom Kriegsſchauplatze gelegt. Sie werden photographirt, lithographirt, metallographirt, gedruckt, gezeichnet, gemalt und in der mannichfachſten Weiſe in Albums gebunden, auf Karten gezogen, zu Tableaux verwendet und dienen außerdem in den Kaffeehäuſern und Bierſtuben als Tapetenſchmuck.

Niemals aber hat eine telegrapiſche Depeſche einen ſolchen Ausbruch einmüthigen Jubels und Entzückens hervorgerufen, als diejenige, welche die Capitulation von Sedan und die Gefangennehmung Louis Napoleon's meldete. Es war ein wunderbar ſchöner, ſonnenheller Herbſttag und ein Abglanz dieſer Sonnenhelle lag auf den Geſichtern der Menſchen, die den Tag über bis in die ſpäte Nacht und ebenſo am folgenden Sonntage die im Feſtglanze ſtrahlende Stadt durchwogten.

Die den ganzen Tag und in die Nacht hinein währenden Aufzüge mit improviſirten Muſikcorps, Fahnen, Bannern und Standarten aller Art boten einen reizvollen Anblick dar. Nicht als ob die Geſetze der Kleiderordnung, der Heraldik oder muſikaliſchen Harmonie nicht ab und zu eine empfindliche Schädigung erlitten hätten: aber wer fragte danach bei ſo hoch gehenden Wellen der freudigſten Erregung? Die Hauptſache war ein unermeßlicher

Digitized by Google

Spectakel, und darin wurde Unermeßliches geleiſtet. Da ſchreitet ein rieſiger Maſchinenbauer mit pechſchwarzem Bart einem Zuge voran, auf den Schultern einen krausköpfigen Jungen tragend, der die ſchwarz-weiß-rothe Fahne ſchwenkt und auf einem Blechtrichter Tuſch bläſt, daß Einem die Ohren gellen. Und hinter ihm drein die Arbeiter mit ihren Frauen, Mädchen, Kindern, alle in gleichem Schritt und Tritt, und überall bei jeder paſſenden oder unpaſſenden Stelle Halt machend und Hochs ausbringend. Dann kommt ein anderes Corps, welches mit ſympathiſchen Hurrahs begrüßt wird, von denen die Fenſterſcheiben der Nachbarſchaft erzittern: die Arbeiter der Erbswurſtfabrik! Erbswurſt! Die Harmonie der Sphären iſt ein leerer Schall gegen den Wohlklang, der in dieſem Worte liegt. Jedes patriotiſche Herz, welches unſerer wackeren Streiter im Felde gedenkt, ſchwillt höher bei der Erinnerung an dieſes Labſal, welches die Combination aller heißerſehnten Nahrungsſtoffe in der anheimelnden Form der ſchlichten Wurſt repräſentirt und dazu dient, ohne weitere Zuthat die ſchmackhafteſte und nahrhafteſte Suppe zu bereiten. — Was iſt die Analyſe des Unendlichen, was die vierfache Wurzel vom zureichenden Grunde, was ſelbſt die Löſung der ſocialen Frage gegen die glückliche Löſung dieſes Problems! Hier haben wir die Verwirklichung des platoniſchen Ideals: des Schönen und zugleich Guten; denn wenn das wahrhaft Schöne durch die Einheit in der Mannichfaltigkeit ausgedrückt wird, ſo iſt ſein höchſtes Ideal: die Erbswurſt. Wer daran zu zweifeln wagt, der laſſe eine Million tapferer Vaterlandsvertheidiger darüber abſtimmen: er wird kein Nein erhalten.

Wenn ich nicht irre, war es auch dieſer Aufzug, der der patriotiſchen Freude zugleich einen politiſchen Ausdruck gab. Eine rieſige Fahne, welche über die ganze Breite der Straße reichte, war mit der Inſchrift geziert:

„Napoleon gefangen!
Hoch König Wilhelm!
Kaiſer von Deutſchland!“

Wie das in der Menge zündete, iſt ſchwer zu beſchreiben — was wollten die Millionen armſeliger Zettel ſagen, die kürzlich aus den Fenſtern der Tuilerien in alle Winde geſtreut wurden, gegen eine ſolche ganz ſpontane, ja wenn man will, polizeiwidrige Volksabſtimmung?

Begnügten ſich die naiven Volkskreiſe mit derartigen primitiven Kundgebungen ihrer politiſchen Auffaſſung, ſo gingen die Staatskünſtler in den Bierſtuben gründlicher auf die Erörterung der politiſchen Lage und ihre Conſequenzen ein. Der ſchlichte Mann aus dem Volke drückte ſeine höchſte Genugthuung mit einem ſeelenvergnügten: „Hat ihm ſchon“ aus.

Eine ſchlimme und oft ſchwer zu ertragende Zugabe zu der Freude an den glänzenden Waffenthaten unſerer Heere waren jedoch in dieſen Zeiten die Illuſtrationen und kritiſchen Randgloſſen, mit denen zahlreiche wirkliche geheime Strategen und öffentliche Kriegstactiker ihre Umgebung zu moleſtiren pflegten. Dieſe „Sinner in der Kriegskunſt“, wie ſie der alte Jahn genannt haben würde, wußten Alles vorher, Alles beſſer und waren ſtets bereit, ein unbedingtes Verdict über die Operationen unſerer Heerführer zu fällen. Die armen Zuhörer dürfen dieſen Rhadamanthen gegenüber keinerlei Einſprache wagen, denn ſie werden ſofort mit einem ſolchen Schwall techniſch-militairiſcher Ausdrücke angefallen, daß ihnen Hören und Sehen vergeht. Geht es aber zu einer rein politiſchen Discuſſion, ſo faßt der Andere ſich

eher ein Herz und weiß auch ein Wort mitzureden. Daß man den lieben Franzoſen gegenüber „edel, hülfreich und gut“ ſein müſſe, denn „das unterſcheide den Deutſchen von allen Völkern“ — davon iſt im Ernſte nicht mehr die Rede. Es bedarf auch kaum noch einer neuen Brochure, um zu beweiſen, daß wir Deutſchen Elſaß und Lothringen wieder in Beſitz nehmen und behalten müſſen, wie Wolfgang Wenzel ſagt: „Nach dem Recht des Stärkern, nach dem Eroberungsrecht, nach dem Wiedervergeltungsrecht, nach dem natürlichen Recht der Stammgenoſſen einer und derſelben Nation, endlich nach dem Recht der Selbſterhaltung, nach dem Recht, ſich beſſer als bisher gegen einen böſen Nachbar zu ſchützen.“ — Aber was fangen wir mit dem neuen Beſitz an — das iſt die ſchwierige Frage, welche namentlich einer ganzen Gattung von Zukunftspolitikern ſchwere Sorge macht. Einen neutralen Staat daraus zu bilden, wie einer dieſer tiefſinnigen Staatsweiſen vorſchlug, wäre ein wunderbarer Gedanke, wenn dieſer politiſche Doctor Eiſenbart nur gleichzeitig auch das nöthige Material zur Garantirung dieſer Neutralität herbeiſchaffen wollte. Auf gleicher Höhe practiſcher Verwendbarkeit ſtand eine andere Conception: die Bildung einer Republik, wozu denn ein humoriſtiſcher Zuhörer den Zuſatzantrag ſtellte: nach dem Muſter des Plato, und ein anderer: mit Vorbehalt der Umwandlung in ein Phalanſtère nach dem Syſtem Fourier. Aus dieſem krauſen Durcheinander der aufgeworfenen Fragen ſchälten ſich in practiſcher Formulirung die Alternativen heraus: Preußiſch oder Deutſch? Und wenn Deutſch, wie ſoll der Modus der Vertheilung ſtattfinden, oder ſollen die zurückeroberten Lande beiſammen bleiben und reichsunmittelbar werden? In einem größern Kreiſe, der dieſe Fragen mit Lebhaftigkeit erörterte, ſchien mir derjenige Gaſt, welcher bisher ſtill zugehört hatte, die relativ beſte Antwort zu geben, als er um ſeine Meinung befragt, ſich mit großer Gelaſſenheit dahin äußerte:

„Sehen Sie, meine Herren, mit der Republik, das iſt eine ganze ſchöne Sache, aber es iſt doch eigentlich blos das halbe Vergnügen, und wer es mit durchmachen muß, der kommt nie auf ſeine Koſten. Mit der Freiheit und Gleichheit ginge es noch an, aber die Brüderlichkeit, die hält Unſereins auf die Länge nicht aus — es ſind zu viele Brüder dabei und die fallen mitunter ſehr verſchieden aus. — Die Neutralität könnte mir ſchon eher gefallen; aber mit der iſt es wie mit dem Manne, der einen Regenſchirm hat und bei ſchlechtem Wetter ſpazieren geht. Da hängt ſich erſt ein neutraler Freund an den rechten, dann einer an den linken Arm, beide werden naß bis auf die Haut und der in der Mitte, der den Regenſchirm hat, bleibt trocken. — Ich, für mein Theil, habe mir die Sache überlegt, und bin zu dem Entſchluſſe gekommen, es Bismarck zu überlaſſen. Der Mann arbeitet ſehr gut, iſt pünktlich, immer auf dem Platze, kurz, ich bin mit ihm zufrieden und will ihm nicht vorgreifen. Ich denke, er wird uns auch in dieſem Falle reell bedienen.“

Mit dieſer hausbackenen Apologie des großen Staatsmannes kam der Redner ſchlecht an. Es zieme einer großen Nation nicht, ſich die politiſche Geſtaltung ihres Vaterlandes immer von Andern zurechtmachen zu laſſen, Jedermann im Volke ſei verpflichtet, ſich über eine ſo wichtige Frage eine ſelbſtſtändige Meinung zu bilden und ſie mit allen Kräften zur Anerkennung und Geltung zu bringen ꝛc. Dieſe Pronunciamentos unſerer Bierhauspolitiker erinnerten mich übrigens lebhaft an die köſtliche Scene, die Immermann in ſeinen Epigonen ſchildert. Es iſt die Scene, in der Hermann mit den

Digitized by

Burſchenſchaftern zuſammentrifft, für einen der ihrigen gehalten wird und auf die Frage, wie weit die Herren Demagogen mit der Neubildung Deutſchlands gediehen ſeien, die Antwort erhält: „Das Reich iſt eingetheilt, es geht wieder in die zehn Kreiſe nach Homan's Karte. Das war das Sicherſte. Die Feſtungen ſind unſer, der Oelmüller hat einen geheimen Gang neben ſeinem Teiche und der Major wird Großfeldherr. Ich nehme Mecklenburg hin, mit Ausnahme von Güſtrow, was Schneppe aus Greifswald nicht fahren laſſen wollte. Berlin wird niedergeriſſen und Jahn baut die neue Hauptſtadt an der Elbe. In der Bundeskaſſe haben wir an dreiundſechszig Thaler; es kann alle Tage losgehen.“ —

War in dieſen unvergeßlichen erſten Tagen des September das ganze innere Leben Berlins gewiſſermaßen nach Außen gekehrt, ſo hat es ſich ſeitdem wieder ſtill in ſich geſammelt und die emſige Arbeit aufgenommen, die den Zurückbleibenden als eine heilige Pflicht gegen die todesmuthigen Kämpfer zugefallen iſt. Zählen die fleißigen Hände, die aller Orten in raſtloſer Arbeit für die Bedürfniſſe unſerer Soldaten ſammeln, ſichten, ſchaffen und befördern, nach vielen Tauſenden, ſo zählen die Beiſteuern, die bis jetzt in Berlin aufgebracht worden ſind, bereits nach Millionen. Wenn die Statiſtik es für ihre Aufgabe hielte, die Bewährung des Gemeinſinnes auch der Wohlthätigkeit nach den wirthſchaftlich abgeſtuften Volksclaſſen zu ordnen, ſo würde ſie zu einem Ergebniß kommen, das nicht verfehlen könnte tiefe Rührung hervorzurufen. Sie würde finden, daß das Scherflein der Wittwen und Waiſen, der Nothgroſchen der Armen, der dem Munde abgedarbte Sparpfennig der Arbeiter einen großen Theil der Summen ausmacht, die dieſem heiligen Zwecke gewidmet ſind. Alle Ehre den impoſanten Summen, welche von den Großen der Finanzwelt beigeſteuert werden; aber es iſt eine Freude, zu glauben, daß ein beſonderer Segen auf dieſen kleinen Liebesgaben, auf dieſen winzigen Päckchen Charpie ruht, welche von unſchuldigen Kinderhänden gezupft worden ſind. Wollte Gott, daß die Eintracht ſich immer mehr Bahn bräche, daß mit dieſen reichen Mitteln nur der kleinſte Theil deſſen erreicht wird, was damit zu erzielen wäre. Immer und immer muß es wiederholt werden und man kann es nicht laut genug Denen zurufen, die ein Herz für die Sache haben: ohne Centraliſation geht der beſte Theil deſſen, was gegeben wird, verloren. Möchte doch in dieſen Tagen, da wir, und mit uns die geſittete Welt, gleichſam zu Gericht ſitzen über dem feindlichen Nachbarvolk und ihm vorhalten, wie es an ſeinen nationalen Erbfehlern zu Grunde geht, möchte doch jetzt die deutſche Nation ihren leidigen Hang zum Particularismus, ihre Neigung zu Sonderungen aller Art als ihren Erbfehler erkennen und gründlich abthun. Aber faſt ſcheint es weniger ſchwierig, große politiſche Gegenſätze, die Jahrhunderte hindurch beſtanden haben, friedlich auszugleichen, als auch nur in einer und derſelben Stadt die gemeinnützige Thätigkeit Derer zu centraliſiren, welche daſſelbe Ziel verfolgen. Die Opferfreudigkeit der Bevölkerung iſt über jede Anerkennung erhaben; nichtsdeſtoweniger ließe ſie ſich verzehnfachen, wenn die heilloſe Durchkreuzung, Unruhe und Verwirrung, welche bei der Sammlung und Verwendung vorherrſcht, nicht die beſten Regungen erſtickte. Unabſehbar iſt die Reihe von Vereinen, Comités, Delegationen, welche nach- und nebeneinander an alle Kreiſe der Bevölkerung herantreten und zuletzt eine Art von Mißmuth erzeugen, die mit verdrießlicher Ablehnung endet. Niemand will es eingeſtehen und dennoch iſt es ſo wahr, daß man es mit Händen greifen kann, daß die

Digitized by Google

ſelbſtiſche Eitelkeit, der armſelige Drang, eine Rolle zu ſpielen, wenigſtens mitgenannt zu werden, vielleicht gar eine Decoration zu erlangen, den weſentlichſten Antheil an der ganz nichtsnutzigen Bildung ſo vieler Separat-Vereine hat. Dieſe Sucht iſt zu einer wahren Epidemie geworden und eine hervorragende Erſcheinungsform dieſer anſteckenden Krankheit iſt das Lazarethfieber — ich meine damit das leidenſchaftliche Verlangen, ein Lazareth zu gründen. Diejenigen, welche für ſo thörichte Beſtrebungen immer noch beſchönigende Worte haben, ſind ſelbſt ſehr thöricht oder haben eine ſehr beſondere Art von Gewiſſen. Es iſt ſo ſchön, an der Spitze einer ſolchen Anſtalt zu ſtehen, als liebreicher Engel durch die ſauberen Räume zu ſchweben, in denen die verwundeten Helden unter zarter weiblicher Fürſorge von ihren Wunden geneſen. Freilich wäre es ſchön und löblich, wenn es nur auch wahr wäre. Aber es war gleich im Beginn des Krieges nachdrücklichſt darauf hingewieſen worden, daß die übermäßige Etablirung von Privatlazarethen in den öſtlichen Provinzen ganz zwecklos ſei, da unter keinen Umſtänden daran gedacht werden könne, Schwerverwundete einem weiten Transporte zu unterwerfen. Jetzt ſtehen viele dieſer Privatlazarethe, die mit ſo großen Opfern errichtet worden ſind, vollſtändig leer und das „Johanniter-Wochenblatt“ macht öffentlich bekannt, daß ſelbſt am Rheine noch viele Tauſende an Betten unbelegt ſind, auch ſchwerlich belegt werden dürften. Wie weit dieſe Manie der barmherzigen Samariterinnen geht, ſolche Privatanſtalten zu errichten, und, was ſchwieriger iſt, Verwundete für dieſelben zu erlangen, darüber habe ich von zuverläſſiger Seite eine merkwürdige Mittheilung erhalten; die gedachten Wohlthäterinnen greifen in einzelnen Fällen ſogar zum Verſuche, die mit der Diſtribution der ankommenden Verwundeten betrauten Beamten zu beſtechen, damit ihre Inſtitute nicht bloßes Schaugepränge bleiben. Nach der umfaſſenden Fürſorge, welche vorzugsweiſe hier in Berlin vom Staate, von der Stadt und dem Hülfsverein für die deutſchen Armeen im Felde in Bezug auf das Lazarethbedürfniß getroffen worden war, (die Geſammtzahl der in den Lazarethen in Berlin, Charlottenburg und Lichterfelde befindlichen Verwundeten und Kranken belief ſich bis vor wenigen Tagen auf ca. 2500), kann man es nur als eine ſchwere Verſündigung bezeichnen, wenn die häufig genug mit Opfern geſpendeten milden Beiträge auf ſolche Weiſe vergeudet werden.

Man werfe einen einzigen Blick auf die vielfachen, zum Theil in die Zeitungen gedrungenen bitteren Klagen unſerer im Felde liegenden Soldaten, wie ſie an dem Allernothdürftigſten Mangel leiden und man wird die Eitelkeit Derer verwünſchen, welche einem ſtraffen Organismus widerſtrebt, der freilich nicht ſo und ſo viele Namen an die Oeffentlichkeit bringt, aber tauſendfachen Balſam Denen ſpendet, die ſeiner am meiſten bedürfen und ihn zumeiſt und zuerſt verdienen. Es giebt viele Johanniter, die kein weißes Kreuz auf der Bruſt tragen, und „Schlachtenbummler“ iſt eine noch viel zu milde Bezeichnung für die Tagediebe, die den darbenden Soldaten die kümmerlichen Biſſen ſchmälern. Ich habe einmal, ich weiß nicht gleich wo, eine Geſchichte geleſen, die mir ausnehmend gut gefallen hat. Ein paar hochnäſige Jünglinge ſtelzen auf einem Schlachtfelde umher und betrachten die Umgebung nebſt ihrer traurigen Staffage durch ihre Operngläſer. Der Officier, der die zur Beerdigung der Todten commandirte Mannſchaft befehligt, läßt ſie durch vier Mann holen, verabreicht ihnen Hacke und Spaten, und die „Amateurs“ müſſen bis Sonnenuntergang gleich den Uebrigen die Todten

Digitized by Google

beerdigen. — So müßte es Allen ergehen, welche die jammernswerthe Stätte menſchlichen Elendes wie die Scenerie eines Theaterſtückes anſehen. Ich habe auch nur einen ſehr bedingten Reſpect vor dem Heroismus der Biedermänner, die mit etlichen Tonnen Bier oder einigen Kiſten Victualien die Straßen nach dem Kriegsſchauplatz unſicher machen, und wenn ich mir vergegenwärtige, wie viele dieſer vacirenden Menſchenfreunde ich auf dem Kriegsſchauplatze in einem Zuſtand verminderter Zurechnungsfähigkeit geſehen habe, ſo hätte ich ſie weit eher dem Troß des Bacchus als dem Gefolge des Mars eingereiht.

Iſt der Mißbrauch mildherziger Regungen unter allen Umſtänden und zu allen Zeiten ſchon verdammungswürdig, ſo muß er doppelt und dreifach Abſcheu in Zeiten erregen, wo alle Kräfte der Nation den höchſten Aufgaben zugewendet ſind und Tauſende von Familien von Angſt und Sorge oder von tiefer Trauer heimgeſucht werden. Wer mochte in den Tagen nach den blutigen Schlachten vom 14., 16. und 18. Auguſt, auch wenn er ſelbſt unbetheiligt war, die lange Reihe der Todesanzeigen in den Zeitungen verfolgen, ohne tief ergriffen zu werden! War es Einem doch, als hätte man ein böſes Gewiſſen, als wäre man ſich irgend einer ſchweren Verſchuldung bewußt, daß man wie ſonſt den herkömmlichen Comfort genoß, mit geſunden Gliedern umherging, auf weichen Polſtern ſchlief, während ſie draußen zu Hunderten und Tauſenden dem Vaterlande zum Opfer fielen. Es ſage Niemand, daß es überflüſſig ſei, daran zu erinnern; denn die Menge iſt, trotz des enthuſiaſtiſchen Zuges, der ſie erfüllt, noch immer gedankenlos genug. Oder was iſt es ſonſt, und würde das wo anders als hier möglich ſein — daß in den nämlichen Tagen, in denen ganz Deutſchland gegen die franzöſiſche Unzucht in Waffen aufſteht, ein berliner Theater „zum zweihundertfünfundſechzigſten Male“ Offenbach's „Pariſer Leben“ aufführt? Man denke, wie viele Male würde ein pariſer Impreſario geſteinigt und in Stücke geriſſen werden, der es wagte, einem franzöſiſchen Publicum Aehnliches zu bieten. Das Berliner Auditorium war aber ganz vergnügt und zahlreich erſchienen, wie mir verſichert wird, und nur als am Schluſſe des zweiten Acts der pikante Cancan ausgelaſſen wurde, gerieth es in unangenehme Stimmung und beſtand auf „ſeinem Schein“, bis der genius loci, ihr Liebling Neumann, in ſeiner unwiderſtehlich komiſchen Manier vor die Gardine trat und ſein typiſches: „Wie meinen Sie?“ vorbrachte, mit dem Zuſatze: „Cancan? Schickt ſich nicht!“ —

Wider den Cancan! Unter dieſem Feldgeſchrei kämpfen jetzt alle aufrichtigen Freunde des Vaterlandes, die ein Auge für unſere Fehler und ein Herz für die Erſtarkung unſeres nationalen Lebens haben. Dazu gehört vor Allem, daß der politiſche Duſel, in welchem viele ſonſt ganz wackere Männer und Frauen befangen ſind, einer energiſchen Auffaſſung unſerer Aufgabe Platz mache. Wie wäre es ohne dieſe kosmopolitiſche Träumerei ſonſt möglich geweſen, daß Frauen und Mädchen ſich in Zuvorkommenheiten gegen Turcos und Zuaven ſo weit gehen ließen, bis ein allgemeiner Schrei der Entrüſtung ſie in die Schranken wies? Wir ſehen auf Italiener und Spanier, auf Polen und Ruſſen mit Selbſtbewußtſein herab, aber man frage ſich ehrlich, ob derlei bei einer dieſer Nationalitäten auch nur denkbar wäre? Freilich, wenn hochgeachtete Männer, wie Hermann Grimm und Holtzendorf, die Fürſorge für die gefangenen Franzoſen ſo weit treiben, Sammlungen guter franzöſiſcher Bücher zur Lectüre für dieſelben zu veranſtalten, ſo ſind

Digitized by Google

die von unſeren Damen den Herren Franzoſen geſpendeten Bouquets zwar immer noch eine große Albernheit, aber doch einigermaßen erklärlich. Eine würdige Behandlung der Gefangenen iſt das in dieſen Zeiten einzig Richtige. Nach geſchloſſenem Frieden mag die Mildherzigkeit ein Uebriges thun. Aber während die franzöſiſchen Megären ſich rüſten, unſere wackeren Jungen zu vergiften und zu verbrennen und ihren Kannibalismus an unſeren Verwundeten zu üben, iſt das Kokettiren mit ihren Landsleuten oder mit den noch intereſſanteren, aber gleichzeitig ausnehmend ſchmutzigeren Afrikanern eine Sünde und Schande. Es fällt Niemandem ein, gegen Wehrloſe und Gefangene hart zu ſein, dazu würde der ruhige und gerechte Sinn unſerer Bevölkerung ſich auch nicht reizen laſſen, und ich habe in dieſer Hinſicht einen Zug erlebt, der äußerſt charakteriſtiſch für meine Auffaſſung iſt. Ein Transport Gefangener, von rheiniſchen Reſerviſten geleitet, kommt auf der Verbindungsbahn an und hält dort einige Minuten. Es ſammeln ſich zahlreiche Neugierige, welche über die Franzoſen allerlei Bemerkungen machen, unter Anderm die, es wären meiſt kleine Kerle. Worauf der escortirende Reſerviſt ſich an die Umſtehenden mit den Worten wendet: „Bitte, meine Herren, ſprechen Sie nicht ſo laut, es ſind einige Elſäſſer dabei, die Deutſch verſtehen.“

Was meint Herr Victor Hugo dazu und wie würde ſeine „Weltſeele“ Paris ſich zur ſelben Zeit gegenüber einem Transport preußiſcher Gefangener verhalten haben? Aber auch das iſt eine Schwäche, die uns Deutſchen noch anhaftet, daß wir ein übermäßiges Gewicht auf die Anſichten und Ausſprüche von Leuten legen, deren Uebergeſchnapptheit über allen Zweifel erhaben iſt. Wenn ſchon nach Seneca jedes große Genie einen Beiſchmack von Wahnſinn hat, ſo war Victor Hugo von jeher und nicht erſt ſeit geſtern das wahre Weltgenie, wie Paris das Univerſum. Wie kann man ſolchen wahnwitzigen Ergüſſen ernſthafte Beachtung ſchenken; vergißt man denn ganz und gar, wer der Autor iſt? Unter welchem Breitengrade abſoluter Verrücktheit kreuzten ſchon ſeine Meerarbeiter, und war nicht ſein „Homme qui rit“ nicht ſowol der Mann, welcher lacht, als der Mann, welcher ausgelacht wurde? Er und die Seinen mögen ſich an das Wort des Vieux Cordelier aus der erſten Republik erinnern: „Consumatum est!“ Und wenn unſere ſieggekrönten Truppen in die „Weltſeele“ einziehen, ſo mag der große Seher, wenn er alsdann noch aufgefordert wird, ſeine Meinung über die hiſtoriſche Bedeutung des Moments zu ſagen, dieſelben Worte ſprechen, die unſer Goethe während der Campagne in Frankreich nach der Kanonade von Valmy geäußert hat: „Von hier und heute geht eine neue Epoche der Weltgeſchichte aus, und Ihr könnt ſagen, Ihr ſeid dabei geweſen.“

Berlin, 15. September.

J. Horwitz.

Digitized by Google

Harmlose Briefe eines deutschen Kleinstädters.

An den Herausgeber des „Salon".

Aus Deutschland im September 1870.

Gestatten Sie mir, lieber Freund, Ihnen beifolgend die Abschrift eines Briefes zu übersenden, den ich soeben an unsern gemeinschaftlichen Freund Victor Hugo gerichtet habe. Er lautet:

„Poet! Mensch! Bruder!

Weißt Du, wer Dir diesen Brief schreibt? Denke nach! Du weißt es nicht? Besinne Dich! Ich bin es! Welches ich? Ein Theil der Allgemeinheit, ein Blatt des Baumes Menschheit, ein Korn des Feldes All, ein Hauch des Orcans Ewigkeit.

Mensch! Ich begreife Dich! Ich ahne Dich! Ich fühle Dich!

Dein Brief hat mich schaudern gemacht. Ich habe gebebt. Ich habe gezückt. Ich habe gezittert. Ich habe tremulirt.

Du hast seit zwanzig Jahren das Bedürfniß gefühlt, eine Rede zu halten. Du hast es nicht gekonnt. Jetzt kannst Du es. Du hältst Deine Rede. Sie ist aber auch danach. Damit abgemacht. Es ist gut.

Wie?

Was?

Ist es möglich? Ist es denkbar? Kann es sein?

Ja. Es ist.

Was denn? Ich weiß es noch nicht. Der Gedanke kommt mir vielleicht noch. Ich werde noch einigemal fragen. Was also? Nun? Ah! Ich hab's! Ja so! Also: es ist! Wir wollen nach Paris ziehen. Entsetzlich! Was ist Paris?

Paris ist der Pulsschlag der Civilisation. Paris ist die La Ferme der Cigarette-Menschheit. Paris ist der Dreher des Bieres-Ocean. Paris ist die Rose des Gartens-Ewigkeit. Paris ist die Sonne der Welt-Allgemeinheit. Paris ist der Odem des Körpers-Universum. Paris ist die Milch der Kuh-Unsterblichkeit. Das ist Paris. Verlangst Du noch einige Vergleiche? Sinnlose? Du sollst sie haben. Paris ist des Abgrund Licht, der Strahl Nacht, der Schlund Welle, der Strudel All, Paris ist außerdem

„eine reizende Stadt
Wenn man nur das nöthige kleine Geld hat."

Du siehst, ich habe Dich verstanden. Ich danke Dir für Deine Belehrung. Wir warteten nur auf Dich, um Aufklärung über Paris zu erhalten. Du hast uns den Staar gestochen. Du hast uns den nöthigen Respect beigebracht.

Ja, Du hast Recht: Paris ist nichts Anderes als eine ungeheure Gastfreundschaft. Richtiger wäre vielleicht: „in Bezug auf Gastfreundschaft ein Ungeheuer". Aber das schadet nichts. Paris wirft unsere Landsleute unbarmherzig zur Thür hinaus. Dafür wollen wir ihm persönlich unsern Dank darbringen. Denn eine Liebe ist der andern werth.

Digitized by Google

Wir kommen als Brüder. Ihr werdet uns als Brüder empfangen. Oeffnet Eure Thore. Sonst schlagen wir sie ein. Das soll keine Einschüchterung sein. Gott bewahre. Ganz au contraire. Beseitigen wir alle Mißverständnisse. Spitze Deine Ohren, Poet, höre zu, habe Acht, sei aufmerksam! Ich spreche.

Wir kommen als Brüder. Dieselben freundlichen Gefühle, die Ihr für uns hegt, wir hegen sie für Euch. Wir haben auch nichts dagegen, daß Ihr zu uns kommt. Ihr weist uns die Tuilerien zum Aufenthaltsorte an. Wir werden Euch auch nicht frei herumlaufen lassen. Starke Bande der Freundschaft sollen Euch an uns fesseln. In der Nähe von Bonn wird ein Irrenhaus gebaut. Wir werden dafür sorgen, daß im ersten Stock einige Zellen für Dich, About, Girardin, die Redacteure des „Figaro" und „Gaulois" reservirt werden. Vornheraus. Auch wir sind gastfrei.

Deine Völkerbildungstheorie war mir nicht unbekannt. Ich wußte bereits aus Deinem Buche „Le Rhin", daß Frankreich die Mutter von Rom ist. Ich wußte auch, daß es Blödsinn ist. Und deshalb war ich gar nicht überrascht, denselben in Deinem neuesten Briefe wiederzufinden. Das Kaiserreich ist der Friede. Paris ist die Gastfreundschaft. Dein Brief ist der Blödsinn.

Du hast abermals Recht, wenn Du sagst: „Das Kaiserreich hat den Krieg gemacht. Wir haben nichts gemein mit diesem Leichnam. Wir fühlen für Deutschland nur Sympathie."

Das ist so wahr, daß ich Dir folgende Thatsachen in's Gedächtniß zurückrufen will. Als die würdigen Bürger Ollivier und Gramont die Kriegserklärungen gegen Deutschland im Gesetzgebenden Körper verlasen, wer war es, der ihm Beifall zujauchzte? Es war die ehrvergessene Mehrheit des Gesetzgebenden Körpers. Und wer hat diesen Bürgern ein Mandat gegeben? Das französische Volk. Und als der revolutionäre Bissen, die „Marseillaise", vom kaiserlichen Tische fiel, wer waren die Hunde, die danach schnappten? Wer war es, der das Freiheitslied Rouget de Lisle's entweihte und zum Schlächterlied für einen hochbegnadeten Metzger entwürdigte? Wer waren die Wahnsinnigen, die sich in hellen Haufen auf den Boulevards zusammenrotteten und ihr stumpfsinniges „A Borlin, à bas les Prussions!" anstimmten? Und wer waren die Elenden, die über friedliche Leute, welche seit langen Jahren friedselig in Eurer Mitte gelebt und kein andres Verbrechen begangen hatten, als das: in Deutschland geboren zu sein, sobald der Krieg ausgebrochen war, in brutalster Weise herfielen, das Leben der Deutschen bedrohten, und ihr Eigenthum zerstörten? Das französische Volk.

Und, um die Sache mit Einem Worte klar zu machen, wer hat den Friedensstörer auf den Thron gesetzt, wer hat ihm Absolution für Eidbruch ertheilt, wer hat ihm zwanzig Jahre lang zugejubelt, wer hat ihm, noch vor zwei Monaten, die Mittel bewilligt einen verbrecherischen Krieg gegen ein friedliches Land zu führen? Das französische Volk.

Du sprichst die Wahrheit, Bruder, wenn Du behauptest, daß derselbe brüderliche Strahl durch das deutsche Herz und die französische Seele zieht. Wir haben gar keine Veranlassung, Euch gram zu sein. Ihr habt unsere Brüder unsere Freunde einem greisen Despoten zu Gefallen in nichtswürdigem Kriege zu Tausenden hingemordet. Ihr triumphirt über unsere Verluste. Wir danken Euch. Wir haben also gar nichts Eiligeres zu thun, als auf der Stelle Kehrt zu machen und für die entsetzlichen Opfer, welche Euer bestialischer

Digitized by Google

Wahnsinn gefordert hat, das Bewußtsein auf den Heimweg mit uns zu nehmen, daß die Kraft des entfesselten Deutschlands nur durch seine gutmüthige Dummheit überboten wird.

Deine Belesenheit hat mich in Erstaunen gesetzt. Du sprichst von den „Geharnischten Sonetten". Kennst Du sie? Eine wohl aufzuwerfende Frage. Denn die „Sonette" sind meines Wissens gar nicht in's Französische übersetzt und Du verstehst notorisch keine Silbe Deutsch. Und weißt Du denn, lieber Freund, wer diese „Sonette" gedichtet hat? Gestatte mir einige Zweifel. Aber der Titel macht sich gut. Und das ist die Hauptsache. Nur Phrasen, Phrasen, Phrasen! Das kann Euch retten. Danach lechzen auch wir. Mit Phrasen werdet Ihr Paris vertheidigen und die Invasion zurückschlagen.

Noch mehr habe ich Deine Kenntniß unserer Geschichte bewundert. Du schreibst wörtlich: „Ihr habt einen Galgacus gegen Rom, einen Körner gegen Napoleon gehabt." Als ich diese Zeilen las, überkam mich ein Gefühl der tiefsten Beschämung. Wir haben einen Galgacus gegen Rom gehabt! Ich, Deutscher, wußte nichts davon. Du, Franzose, mußtest es mich lehren. Wie heißt? fragte ich mich in schlafloser Nacht. Wer ist dieser vaterländische Held Galgacus, der mir gar nicht vorgestellt ist? Ich griff zum Brockhaus. Ich wurde ruhiger. Auch Brockhaus, der Alles weiß, wußte nichts von dem typisch heldenhaften Verfechter des Germanismus wider den Romanismus. Auch Becker's Weltgeschichte schwieg über Freund Galgacus. Endlich fand ich die Spuren unseres Helden im Bouillet. Leider war dieser Galgacus, der allerdings gegen die Römer unter Agricola kämpfte, der Führer der Kaledonier. Aber das bischen Geographie ist ja gleichgültig. Nicht Berge und Seen, nicht Flüsse und Thäler nur die Gedanken verbinden und trennen die Menschen. Also es lebe Galgacus, der deutsche Kaledonier! Oder solltest Du, Galgacus, mit dem apulischen Berge Garganus verwechselt haben? Auch das würde ich nicht verstehen.

Ja wir kennen jetzt unseren Galgacus so gut wie ihr unsern General Staff kennt. Galgacus und Staff sind leibliche Brüder. Ihre Mutter heißt: französische Weisheit.

Ich will Dir etwas sagen, alter Freund, und beherzige wol, was ich Dir sagen werde: Jedesmal wenn Du sprechen willst, schweig! Denn ein Greis, welcher aberwitzig redet, ist betrübend. Und „leg Dich zu Bette, Don Basilio, Du hast das Fieber!" Laß Dir Kamillenthee kochen. Ich meine es gut mit Dir. Zwinge uns nicht dazu, den Mann auszulachen, den wir so gern, so herzlich gern verehren möchten. Und wir, lieber Poet, verehren nicht auf Credit, wie Du unseren Rückert, Körner und Galgacus verehrst. Wir sehen uns den Gegenstand unserer Verehrung recht genau an. Und glaube es mir, es würde uns schmerzlich sein, wenn wir uns sagen müßten, der Dichter des „Hernani" und des „le roi s'amuse", des „Feuilles d'automne" und der „Châtiments", der „Notre Dame de Paris", und der „Misérables", ist für das Tollhaus reif geworden. Verunreinige Deine edle Dichterstirn nicht mit dem Flecken der Lächerlichkeit. Der Löwe hat gar keine Veranlassung, sich mit der Haut des Esels zu schmücken. Du bist aufgeregt. Du hast das Fieber. „Va te coucher, Basile!"

Ich spreche ernst, Freund Hugo. Glaubst Du wirklich, daß Du uns über Paris etwas Neues sagen könntest? Hältst Du uns für so unendlich einfach, daß wir uns von dem Phrasenfeuerwerk, das Du abpaffst, auch nur einen Augenblick blenden lassen könnten? Dein College, der große Dichter

Digitized by Google

Auguſt Barbier, hat uns ſchon vor vierzig Jahren über Paris und ſeine Bewohner genügend aufgeklärt. Wir haben die herrlichen Verſe nicht vergeſſen, da Du ſie aber vergeſſen zu haben ſcheinſt, wird es Dir vielleicht angenehm ſein, wenn ich Dich an einige ſeiner Verſe aus dem Gedichte „La cuve“ erinnere. Barbier theilt Deine Anſicht, daß Paris nicht blos die Stadt der Pariſer, ſondern die Stadt der Nationen iſt. Aber dieſer Gedanke gewinnt bei ihm einen etwas andern und vielleicht treffendern Ausdruck, als in Deinem Briefe. Er nennt Paris einen offenen Schlund für die Verderbtheit, wo der Schmutz von allen Nationen zuſammenfließt.

„Un précipice ouvert à la corruption
Où la fange descend de toute nation.“

Und was ſagt Barbier von den Pariſern?

„Die pariſer Race — es iſt der bleiche Bummler, ein ſchwächlich verkümmertes Weſen mit gelber Geſichtsfarbe, wie ein abgegriffener Dreier; es iſt der ungezogene Schreihals, den man zu jeder Stunde Maulaffen feilhaltend herumlungern ſieht, der fern vom elterlichen Hauſe die mageren Hunde prügelt, der die Mauern mit unanſtändigen Schmierereien beſudelt und ein Liedchen dazu pfeift. Der Burſch' glaubt an nichts, er ſpeit auf ſeine Mutter, der Name des Himmels dünkt ihn ein ſchlechter Witz; mit einem Worte, er iſt die Lüderlichkeit in verjüngtem Maßſtab, das verhärtete Laſter auf einer Stirn von fünfzehn Jahren.“

Nur ein Dichter iſt im Stande, die herrlichen Verſe Barbier's zu überſetzen, und um Barbier nicht zu ſchädigen, will ich dieſelben im Original folgen laſſen. Du wirſt auf dieſe Weiſe den Vortheil haben, ſie zu verſtehn!

„La race de Paris, c'est le pâle voyou
Au corps chétif, au teint jaune comme un vieux sou;
C'est cet enfant criard que l'on voit à toute heure
Paresseux et flânant, et loin de sa demeure
Battant les maigres chiens, ou le long des grands murs
Charbonnant en sifflant mille croquis impurs.
Cet enfant ne croit pas, il crache sur sa mère,
Le nom du ciel pour lui n'est qu'une farce amère;
C'est le libertinage enfin en raccourci;
Sur un front de quinze ans c'est le vice endurci.“

Das, mein lieber Poet, nimm Dir zu Herzen. Es ſind Verſe und es iſt doch ein Sinn darin. Und ſomit unterſcheiden ſie ſich ſehr weſentlich von Deiner ſinnloſen Proſa. Im Uebrigen bitte ich Dich, unſerm Lande Deine Zuneigung und Dir Deinen Verſtand zu bewahren. Auf die Erfüllung der letzten Bitte lege ich namentlich Gewicht.

Lebe wohl, Poet! Sprich wenig, ſchreibe nichts und gute Beſſerung!

Dein aufrichtiger Verehrer.“

Von einem ſo verdienſtvollen Manne wie Victor Hugo läßt man ſich allenfalls einigen Unſinn gefallen; wenn aber ein vorlauter Schlingel, ein armſeliger Faxenmacher, der in der verrückten Idee aufgegangen iſt, er müſſe der Voltaire des neunzehnten Jahrhunderts werden, wenn ein Wicht wie Edmond About ſich herausnimmt, uns Deutſche ſchulmeiſtern und ſeine betrübenden Witze an uns auslaſſen zu wollen, ſo iſt gar keine Veranlaſſung vorhanden, dieſen Burſchen mit Glacéhandſchuhen anzufaſſen. Auf dieſen Herrn About paſſen ganz und gar die Verſe, die Heine weit weniger treffend über einen der beſten franzöſiſchen Dichter geſchrieben hat. Mit Fug und Recht können wir heute ſagen:

Digitized by Google

„Der Edmond About, das ist wahr,
Ist noch ein Gassenjunge;
Doch fürchte Nichts, wir fesseln ihm
Die schändliche Spötterzunge.

Und trommelt er einen schlechten Witz,
So pfeifen wir ihm einen schlimmern,
Wir pfeifen ihm vor, was ihm passirt
Bei schönen Frauenzimmern."

Diese Indiscretion will ich nicht einmal begehen, obgleich es kaum noch eine Indiscretion zu nennen wäre. Aber ich möchte mir doch erlauben, an einige der verdienstvollen Thaten dieses Mannes zu erinnern; ich glaube, dadurch wird sein vernichtendes Urtheil über die deutsche Nation, sein begeisterter Aufruf an die Franzosen, „das elende deutsche Gewürm zu zertreten", diese „Taschendiebe" und „Beutelschneider", die sich Deutsche nennen, mit Stumpf und Stiel auszurotten, an Bedeutung gewinnen.

Herr About hat, Sie werden sich vielleicht Dessen noch erinnern, seine literarische Laufbahn mit Aneignung fremden Eigenthums begonnen. Sein erster Roman „Tolla" hatte einen ungewöhnlichen Erfolg. Aber wenn der Mensch Unglück haben soll! Es stellte sich heraus, und die „Revue de Paris" wies es in der allerschlagendsten Weise nach, daß derselbe Roman bereits früher erschienen, aber allerdings unbekannt geblieben war. Ein Italiener hatte den unglücklichen Gedanken gehabt, schon fünfzehn Jahre vor Edmond About unter den Titel „Vittoria Savorelli, istoria del secolo XIX." den About'schen Roman „Tolla" zu ahnen. Wenigstens fand man bei der Vergleichung, daß die Grundidee, die Charaktere, die Situationen, ja sogar hervorragende Schlagworte in den beiden Romanen identisch waren. Damit war der Ruf des Herrn About begründet. Man sprach von ihm wie von einem verwegenen literarischen Wegelagerer; aber man sprach doch wenigstens von ihm.

Nicht minder hervorragend war seine erste dramatische That. Das Drama „Guillery", welches, Dank der mächtigen Protection des Kaisers und der Prinzessin Mathilde am ersten Theater unter ungewöhnlicher Reclame in Scene gesetzt wurde, erlitt eine so lärmende Niederlage, daß der Ruf About's dadurch nur noch vermehrt wurde. Ich habe die erste und vorletzte Aufführung des Stückes gesehen — denn es erlebte nur zwei Vorstellungen — und werde das Hohngelächter, das Pfeifen und Trommeln des Publicums mein Leben lang nicht vergessen. Das unanständige Fiasco war ebenso eclatant, daß es dem Autor viel mehr nutzte, als ein anständiger Erfolg. Mit seinen ersten Novellen hatte About Glück, und der durch zwei Scandale berühmt Gewordene wurde nun natürlich ein von der Scandalpresse gesuchter Artikel. Er kam an den „Figaro" und fand dort als professioneller Schmäher einen Wirkungskreis, der ihm durchaus zusagte. Wegen eines Artikels, den er über die Ermordung des Erzbischofs von Paris geschrieben und in welchem er den Dolch als „die Waffe der Präcision" gerühmt hatte, wurde ihm vom kaiserlichen Hofe, mit dem er immer den vertrautesten Umgang pflegte, der gute Rath gegeben, sein Bündel zu schnüren und nach Italien zu gehen. Es wurde ihm das durch gewisse finanzielle Annehmlichkeiten sehr erleichtert. Er benutzte seinen Aufenthalt in Rom, wie er früher seinen Aufenthalt in Athen benutzt hatte, um Material zu einem umfangreichen Pamphlet zu sammeln. Bei seiner Rückkehr nach Paris fühlte er das Bedürfniß, auch zu politisiren. Es bekam ihm schlecht. Seine erste politische Broschüre, in welcher er für die Einigung

Digitized by Google

Deutschlands und die Abtretung des linken Rheinufers an Frankreich plaidirte, ist wol ziemlich das Dümmste, was je geschrieben worden ist. Auf jeder Seite verrieth sich neben der maßlosen Arroganz des unreifen Jungen eine Unkenntniß, die sogar in Frankreich lächerlich wurde. Er sagte unter Anderem: „Wir bewundern in der deutschen Literatur Goethe, Schiller, Lessing, Hoffmann, Heine, Hackländer." Goethe, Hackländer und Schiller. Wörtlich. Und da das politische Geschäft nicht florirte, wurde er wieder Feuilletonist, und diesmal bekam ihm auch dies schlecht. Wegen eines Artikels, in welchem er die Gesangvereine in ehrverletzender Weise angegriffen hatte, wurde er von dem Redacteur eines musikalischen Blattes, welches das Organ dieser Vereine war, gefordert. About wies die Forderung zurück. Darauf begab sich der Redacteur mit zwei Zeugen in das Café Mazarin, in welchem About frühstückte, wiederholte seine Forderung, und als About bei seiner Weigerung verharrte, spie er ihm in's Gesicht. About zog sein Taschentuch hervor und trocknete sich das Gesicht ab —

„Dies Angesicht, so hold und schön,
Ich hab' es oft im Traum gesehn."

Darauf kam das Duell zu Stande, und als die Haut des einen der beiden Paukanten geritzt war, erklärten die Unparteiischen, daß die Satisfaction für Herrn About vollkommen genügend sei.

In seiner politischen Ueberzeugung hat About mit wunderbarem Scharfsinn die Grundsätze der Demokratie und des Cäsarismus zu vereinigen gewußt. Man sagte von ihm mit Recht, daß er sich vor der Julisäule auf dem Bastillenplatz und vor der Napoleonssäule auf dem Vendômeplatz mit derselben Ehrfurcht verneigte. Er glich genau den neuerdings außer Cours gesetzten Sousstücken, die auf der einen Seite das Gepräge „Napoléon empereur" und auf der andern „République française" tragen.

Er ist außerdem ein sehr dankbarer Mensch. Athen und Rom, welche ihm Gastfreundschaft geschenkt haben, hat er beschimpft; den Kaiser, welcher ihn mit Freundlichkeiten aller Art überschüttet hat, beschimpft er jetzt, und die Preußen, die ihm die Freiheit geschenkt haben (er war bekanntlich in preußische Gefangenschaft gerathen, wurde aber als Nichtsoldat, was er in des Wortes verwegenster Bedeutung ist, entlassen), beschimpft er ebenfalls. Das ist Herr About.

Und vielleicht ließe er sich doch noch verwerthen. Das Kasseler Ausstellungscomité, das sich vom Grafen Bismarck für die wirthschaftliche Ausstellung die Mitrailleuse erbeten und erhalten hatte, sollte doch den Bundeskanzler ersuchen, ihm auch den kleinen About auf einige Zeit für die Ausstellung zu überlassen. Er befände sich da in guter Gesellschaft. Der Kaiser hat sich zwar nicht exponirt, aber er ist doch in nächster Nähe. Und außerdem würde About als Düngermaschine gewiß einen Preis bekommen. An Preisen ist ja kein Mangel; die sechshundert Aussteller haben bekanntlich zwölfhundert Preise bekommen. Da wäre es doch wunderbar, wenn dieses sinnreiche Product ganz leer ausgehen sollte.

Stets

Ihr Kleinstädter.

Digitized by Google

Elsaß und Lothringen.

Eine gebieterische Forderung der nationalen Ehre fast ebenso sehr, als eine politische Nothwendigkeit ist die Zurücknahme des alten deutschen Reichsbodens, welchen wir im Laufe der letzten drei Jahrhunderte nicht an die französischen Waffen, sondern an die französische Hinterlist verloren haben.

Mit den Religionszwistigkeiten, die Deutschland im sechzehnten Jahrhundert zerrissen, dem traurigen Vorspiel des Dreißigjährigen Krieges, beginnt die Einmischung Frankreichs in die deutschen Angelegenheiten. Frankreich, welches daheim die Bartholomäusnacht vorbereitete, gab sich nach Außen, nach Deutschland hin, die Miene, den protestantischen Fürsten beizustehen gegen den Kaiser. „Alles ist verloren, nur nicht die Ehre", sagte der bei Pavia gefangene König Franz, als er öffentlich mit Kaiser Karl V. einen ihn demüthigenden Frieden abschloß, und heimlich vor einem Notar und Zeugen Protestation einlegte, daß dieser Friede ihn nicht binden werde, sobald er die Freiheit wiedererlangt. Ein Prunken mit einem übertriebenen Begriff scheinbarer Ehre bei vollständiger Ehrlosigkeit dem Wesen nach ist von je der französischen Politik eigenthümlich gewesen. Nicht zum ersten Mal im gegenwärtigen Kriege ziehen die Turcos im französischen Heerbanne: schon der „allerchristlichste König", den wir eben genannt, verbündete sich mit den Türken gegen das heilige römische Reich. „Zum Andern", so schrieb Melanchthon an den Kurfürsten von Sachsen, um ihn vor dem beabsichtigten Bündniß mit Heinrich II., dem Nachfolger Franz I., zu warnen, „so ist sonderlich solches zu dieser Zeit mit Frankreich beschwerlich, daß es den Türken an sich hängt". Allein schon war es zu spät — das Bündniß war geschlossen, und in demselben fand sich folgender Passus: „Man wird es für gut halten, daß der König von Frankreich sich, sobald er kann, mehrerer Städte, welche von Alters her zum deutschen Reich gehören, namentlich Cambray, und in Lothringen Metz, Tull und Verdun und anderer bemächtige, und daß er dieselben als Vicarius des heiligen Reiches behalte." Metz, Tull und Verdun waren also der erste Preis französischer Einmischung in deutsche Politik. Ohne Schwertstreich, ohne daß ein Tropfen Bluts deswegen geflossen, nahm Heinrich II. diese deutschen Städte weg, während er zu derselben Zeit in einem an die deutsche Nation gerichteten Manifest sich den „vindex libertatis germanicae" nannte, „den Rächer der deutschen Freiheit", und ver-

---

H. Scherer, Raub der Bisthümer ꝛc. und Verlust des Elsaß in Fr. von Raumer's histor. Taschenbuch 1842 und 1843. (Leipzig, Brockhaus.) Die Verlagshandlung kündigt an, daß sie die beiden Bände des historischen Taschenbuchs, welche Scherer's höchst werthvolle Arbeit enthalten, separat ausgiebt. — Fr. Adami, Sündenregister der französischen Politik gegen Deutschland. (Berlin, Hayn's Erben, 1870.) — A. Wagner, Elsaß und Lothringen, und ihre Wiedergewinnung für Deutschland. (Leipzig, Duncker u. Humblot, 1870.) Der ganze Reinertrag dieser Schrift ist für die Hinterbliebenen der im Jahre 1870 gefallenen deutschen Krieger bestimmt. — Franz von Löher, Abrechnung mit Frankreich (Hildburghausen, Bibl. Institut, 1870).

Digitized by Google

kündete, „daß er aus freiem königlichen Gemüthe die Freiheit der deutschen Nation und des heiligen Reiches zu fördern, die Fürsten aus der erbärmlichen Dienstbarkeit, in welche sie versetzt worden, zu befreien ... gedenke". Die Idee der natürlichen Grenzen, der Rheingrenze, tauchte damals zuerst auf; in den Worten Heinrich's II. liegt der Keim zu dem rheinischen Bunde Ludwig's XIV. und dem Rheinbunde Napoleon's I. Mache man doch die Napoleoniden nicht allein für die Sünden des französischen Volkes verantwortlich! Wenn Napoleon I. den Aegyptern, als er sie unterjochen wollte, zurief: „Auch wir sind wahre Muselmänner!" so erklärte Heinrich II., daß er den Verlust der deutschen Nationalfreiheit nicht ertragen könne, „weil er mit den Deutschen gemeinsamen Ursprung habe." Und hierauf nahm er, im Jahre 1552, ohne Widerstand zu finden, die drei deutschen Städte weg und incorporirte sie dem französischen Reiche.

Wenn wir für diesen am deutschen Reich begangenen Raub zunächst der Verblendung Sachsens die Schuld geben: so verdanken wir den Verlust des Elsaß in erster Linie der Schwäche Bayerns. Als der Dreißigjährige Krieg sich seinem Ende nahte, gedachte man Frankreich dadurch abzufinden, daß man ihm in dem bevorstehenden Frieden den Besitz jener drei geraubten Bisthümer rechtlich bestätige. „Doch die Franzosen erklärten, daß sie sich die Behauptung alter erworbener Besitzthümer nicht in Anrechnung bringen lassen würden: sie traten mit der unerwarteten, weitaussehenden Forderung auf, daß ihnen, wenn sie anders die in der Pfalz und in dem Gebiete der übrigen rheinischen Kurfürsten eingenommenen Plätze herausgeben sollten, das österreichische Elsaß sammt Breisach überlassen werden müsse ... Was ihnen dabei die größte Zuversicht einflößte, war die Uebereinstimmung mit dem Kurfürsten Maximilian von Bayern." (S. Ranke, Französische Geschichte. Bd. III.) Und so geschah's. Vom Friedenscongreß aus sandte die französische Botschaft einen Courier an die Königin-Mutter (Regentin während der Minderjährigkeit Ludwig's XIV.), um sie zu benachrichtigen: „daß ihr das obere und niedere Elsaß sammt dem Sundgau, so wie Breisach und das Besatzungsrecht von Philippsburg (Schlüssel zu Oberdeutschland) zugestanden sei; sie priesen die Fürstin glücklich, „daß sie unter ihrer Regentschaft die Grenzen von Frankreich weiter ausgedehnt habe, als jemals ein König." Nicht genug damit, daß im Westphälischen Frieden Frankreich die feierliche Bestätigung des Besitzrechts auf die Bisthümer Metz, Tull und Verdun erhielt: es erbeutete auch noch ein Stück deutschen Reichsbodens, welches einem halben Königreich gleichkam und nicht etwa in Folge eines siegreichen Kampfes: sondern geschlagen bei Tuttlingen, geschlagen bei Mergentheim, und nicht geschlagen bei Allerheim nur, weil die Franzosen hier von den Hessen unterstützt wurden, so daß „deutsche Tapferkeit den Sieg über Deutsche errang". — „Also nicht durch die Schläge seiner Waffen", sagt in seiner kernhaften kleinen Schrift Adami, „sondern durch die Kniffe seiner sich gewissenlos in die deutschen Händel einmengenden Politik trug Frankreich im Westphälischen Frieden ein halbes Königreich in Deutschland davon." Nannte schon Ludwig XIV. den zu Münster geschlossenen Frieden „La paix de Monstre", um wie viel mehr haben wir Grund, ihn so zu nennen!

Aber nicht deswegen allein bezeichnet der Westphälische Friede den tiefsten Grad deutscher Erniedrigung. Zu derselben Zeit, wo unter Mazarin und Ludwig XIV. das Werk Richelieu's, die Begründung einer starken Staatseinheit durch Niederwerfen des frondirenden Landesadels sich voll-

Digitized by Google

endete: ward das deutsche Reich einer hoffnungslosen Zersplitterung preisgegeben, indem auf Frankreichs Betreiben die Landeshoheiten gebildet wurden. Der erste Artikel des Friedensinstrumentes stellte den Grundsatz auf: „daß alle deutschen Fürsten souverain seien." Damit sank der deutsche Kaiser zu einer Schattengröße herab und die deutsche Reichseinheit war gebrochen. Von nun ab, während der folgenden zwei Jahrhunderte sehen wir auf der einen Seite die zunehmende Stärke, das Wachsthum und den unerträglich sich steigernden Hochmuth Frankreichs, auf der andern Seite den Verfall Deutschlands und das traurige Bild der Zerrissenheit, bis zur gänzlichen Auflösung des deutschen Reiches.

Indessen schritt Ludwig XIV., als er mündig geworden war, mit dem Annectirungswerke munter fort. Hatte sich das Reich nicht energisch genug gezeigt, seine Vorgänger bei den Anfängen zu hindern: wer konnte jetzt, wo das Reich nur noch dem Namen nach bestand, ihm verbieten, das Ding fertig zu machen? Was hierbei nicht genug hervorgehoben werden kann: nicht mit dem Willen der Betheiligten, sondern immer gegen ihren direct ausgesprochenen Willen, mit dem allerniedrigsten Betrug, und wo dieser nicht hinreichte, mit grober Gewalt ward verfahren. Unsere Brüder im Elsaß und Lothringen können sich nicht halb so sehr wehren, wieder deutsch zu werden, als ihre Vorfahren sich einst und zu ihrer Zeit dagegen wehrten, französisch zu werden. Wir kamen ihnen damals nicht zu Hülfe; wir ließen es geschehen. Aber mit unserm besten Blut haben wir jetzt, die Bayern und die Sachsen voran, das an ihnen begangene Unrecht wieder gut gemacht. Die Bayern haben bei Weißenburg und Wörth den Elsaß, die Sachsen bei Metz und Sedan die Bisthümer zurückerobern helfen, welche Deutschland einst durch die Mitschuld ihrer Kurfürsten verlor! Sollten wir es abermals aus den Händen geben? Es ist unmöglich.

Vergegenwärtigen wir uns, wie viel deutschen Landes bei der selbstständigen Regierungsübernahme Ludwig's XIV. (1661) französisch war: die drei Bisthümer in Lothringen, die Landgrafschaft Ober- und Unter-Elsaß, der Sundgau und die Reichsvoigtei über zehn deutsche Reichsstädte im Elsaß. Allein dieser Mangel an innerer Gleichförmigkeit der neuen Besitzungen widersprach dem von Richelieu angebahnten, von Mazarin fortgesetzten und von Ludwig XIV. abgeschlossenen Princip der Centralisation; wie es schon zu unserer allergrößten Schmach in den Instructionen der zur Westphälischen Friedensunterhandlung abgeordneten Gesandten hieß: daß ein solches Verhältniß in Deutschland durch die Natur der Sache gerechtfertigt werde, jedoch in Frankreich verrätherisch sein würde! Die nächste Handlung der Gewalt war, daß Ludwig XIV. die zehn freien Städte zwang, ihm zu huldigen. Die berüchtigten Reunionskammern wurden eingesetzt. Nicht genug, daß die drei Bisthümer nun de jure Frankreich zugesprochen worden, wie sie bisher ihm nur de facto gehört hatten: sie wurden auch aufgefordert, auf Jahrhunderte rückwärts diejenigen Güter und Vasallen namhaft zu machen, die einst von ihnen abhängig gewesen. Diese Güter waren längst in andere Hände übergegangen, diese Vasallen seit Menschenaltern reichsunmittelbar geworden. Allein wenig kümmerte das den Räuber auf Frankreichs Thron: mit Hülfe seiner Reunionskammern riß er sie miteinander an sich — und das Reich ließ es geschehen! „Die im Elsaß angesessenen Reichsunmittelbaren, Fürsten, Aemter, Stände, Ritterschaften wurden für Vasallen des Königs erklärt. Aller Orten wurde das französische Wappen angeschlagen, der Eid der Treue,

Digitized by Google

nach französischem Gebrauch, von den Unterthanen wie von den Herren gefordert." (Ranke, Französische Geschichte.) Blieb nur noch Eins zu thun übrig: der Raub Straßburgs; und auch er ward vollzogen. Wie einst Metz, so fiel jetzt die alte, deutsche Stadt, an der noch heute das deutsche Herz hängt, wie kaum an einer zweiten, in die Hand der Franzosen. Umsonst wehklagten die Bürger von Straßburg, umsonst protestirten sie. Sie waren wehrlos und — das deutsche Reich rührte sich nicht. Es werden am 28. September dieses Jahres hundertundneunzig Jahre, daß früh am Morgen ein paar Tausend französische Dragoner die Rheinschanze in Besitz nahmen, denen bald eine Anzahl anderer Regimenter folgte. „Vierzehn Tage darauf", so erzählt Ranke, „hielt der König einen prächtigen Einzug in Straßburg. Sein erster Besuch galt dem Platze, auf welchem Vauban die neu zu errichtende Citadelle bereits abgesteckt hatte." Es ist dieselbe Citadelle, welche zu dieser Frist (9. September) von den deutschen Bomben und Granaten beinahe schon in Trümmer geschossen worden und welche nicht anders als ein „Trutz-Frankreich" wieder hergestellt werden darf.

Bis auf jene letzten deutschen Enclaven, die während der Revolution Frankreichs Opfer wurden, war ganz Elsaß nun französisch und ganz Lothringen ward es unter Ludwig XIV. Nachfolger. Der letzte deutsche Herzog von Lothringen, Franz Stephan, der Gemahl Maria Theresia's, vertauschte seine Herzogthümer Lothringen und Bar im Jahre 1737, mit Zustimmung seines Schwiegervaters, des deutschen Kaisers Karl VI., gegen das durch Aussterben der Medicäer vacant gewordene Toscana. Lothringen kam für dessen Lebenszeit an Stanislaus Lescinsky, den bisher vagabundirenden Schwiegervater Ludwig's XV., und fiel nach dem Tode desselben an Ludwig XV., um von diesem Frankreich incorporirt zu werden. Wenn daher Oesterreich, sowol in seiner Eigenschaft als Reichsoberhaupt, wie der eines deutschen Landesfürsten mittelbar und unmittelbar zu dem gänzlichen Verlust des Elsaß und Lothringens beitrug: so ging der erste kräftige Widerstand gegen Frankreichs Uebermacht von Preußen aus — von dem großen Kurfürsten, von Friedrich dem Großen. So sehen wir die Wagschale hier sinken, dort steigen. Unter Oesterreich ging das deutsche Reich zu Grunde; möge sich unser Hoffen nicht täuschen, daß es unter Preußen wieder erstehe! Ist es doch, als ob durch einen geheimen Zug jener in der Geschichte waltenden Nemesis das Schicksal des deutschen Reiches mit dem des Elsaß und Lothringens verknüpft sei! Wir mögen uns daher des festen Glaubens nicht entschlagen, daß beim Wiederaufbau des neuen deutschen Reichs diese beiden Provinzen, so weit sie deutsch waren und sind, nicht fehlen dürfen! Sehr schön in seiner Rede „über den deutschen Krieg" sagt Dubois-Reymond: „Nie mit Einem Gedanken begehrten wir fremdes Land, ja nie anders als mit schmerzlicher Entsagung gedachten wir der in früheren Tagen der Schwäche uns geraubten Gaue, jenes Elsaß, das Goethe's „Wahrheit und Dichtung" Jedem von uns wie zu einem Jugendboden gemacht hat." Aber gezwungen zu einem Krieg, den wir nicht wollten, und in Folge dieses Krieges Herr unseres ehemaligen Eigens geworden: würde jetzt Zurückgeben nicht unverzeihlicher sein, als Geschehenlassen des Raubes es jemals gewesen? Nicht mehr, wie in jenen Tagen des Verfalls, könnten wir mit Verblendung uns entschuldigen, nicht mehr mit Schwäche. Das deutsche Volk sieht jetzt klar, ist so stark, wie es nie zuvor gewesen, und fordert mit Einmüthigkeit zurück, was ihm von Gottes- und Rechtswegen gehört.

Digitized by Google

Alle Motive politischer und sittlicher Natur sprechen für die Wiedergewinnung des Elsaß und Lothringens. Aber auch die Zweifel an der Opportunität sind in vielen neuerdings erschienenen Schriften über diesen Gegenstand siegreich widerlegt worden; in keiner schlagender und auf Grund wissenschaftlicher Darstellung überzeugender, als in der von uns angeführten des Professors Adolph Wagner. Gestützt auf das treffliche Werk des jüngeren Böckh: „Der Deutschen Volkszahl und Sprachgebiet", wird hier in der Hauptsache vom Elsaß der weitaus größte Theil, von Lothringen aber nur derjenige Theil zurückgefordert, welcher deutsches Sprachgebiet ist; und hier ist die Schwierigkeit der Wiedereinverleibung bei Weitem nicht so groß, als mehrfach von einigen allzu Bedächtigen geltend gemacht worden. Ist doch der vierte Theil des Elsaß erst seit zwei Menschenaltern französisch und zwei Drittel Lothringens sind es nicht länger als seit drei Menschenaltern! Auch Landau, Dürkheim, ein Theil des Lauter- und des Saargebietes waren bis 1815 französisch; und wer, selbst vor den letzten Ereignissen, hätte gewagt, an der echt deutschen Gesinnung dieser Städte, dieser Landstriche zu zweifeln?

So möge denn nun der Traum sich erfüllen von dem Deutschland „so weit die deutsche Zunge klingt". Das Werk wäre nur halb gethan, wenn Elsaß und Lothringen nicht darin wären. Unsere Herzen, unsere Arme sind geöffnet zur Wiederaufnahme aller deutschen Brüder. Und noch einmal erinnern wir an das herrliche Wort Dubois-Reymond's von den „unlängst der Nation äußerlich entfremdeten Stämmen, deren Beruf es ist, deutsche Gesittung Donau abwärts zu tragen." Aber nicht länger beschämt uns, die wir ihnen jüngst noch in Waffen begegnen mußten, die unverhoffte Wärme ihrer brüderlichen Gesinnung. Nein, für einen vorübergehenden Augenblick auseinandergerissen, fühlen wir, daß wir für alle Zukunft zu einander gehören und zu einander gehören müssen, wenn das Reich in aller Herrlichkeit wieder auferstehen soll. Wenig liegt an Worten und Namen. Wer sich, wie es in den alten Urkunden heißt, als „allzeit Mehrer des Reichs" erwiesen, dem wird, mit oder ohne Kaiserkrone, Deutschland die Lenkung seiner kommenden Geschicke freudig und Eines Sinnes anvertrauen!

Julius Rodenberg.

Digitized by Google

Frage und Antwort.

Wieweit gehört das Land uns an,
Das deutsche Tapferkeit gewann?
Die Antwort giebt euch Arndt und singt:
„Soweit die deutsche Zunge klingt."

Denkmäler habt ihr ihm gesetzt,
So folgt auch seinem Rathe jetzt:
Nehmt wieder was der Feind geraubt;
Damit erst schlagt ihr ihn auf's Haupt.

Dem Simson saß die Kraft im Haar,
Im Fuße dem Antäus gar:
So ist auch Frankreichs Macht dahin,
Wenn wir ihm unser Land entzieh'n.

Mit unserm Volk zu unserm Hohn
Bei Jena schlug Napoleon.
Der Rheinbund hat ihn jüngst gestärkt;
Kein Schreiber hat's noch angemerkt.

Daß wir jetzt einig sind, ist schön,
Gott Dank dafür in Himmelshöh'n;
Doch ist die Einheit nimmer voll,
Der Metz und Straßburg fehlen soll.

Ihr Söhne Irmins kehrt zurück
Ins Vaterhaus zu eurem Glück,
Dem ihr, wie sehr ihr's noch verkennt,
In heißer Liebe bald entbrennt.

Dann kommt der Friede, dann wird wahr
Was prahlerische Lüge war:
Der Friede sei das Kaiserreich;
Das deutsche Reich ist friedereich.

Es sinnt nicht auf Eroberung,
Es ist sich in sich selbst genung,
Und Niemand schädigt seine Mark:
Das wär' gefährlich — es ist stark!

Wenn dann die Freiheit auch erprangt,
Die ihr zur Unzeit oft verlang',
Dann rüstet ab: es ist nicht weit
Der Erde mehr die gold'ne Zeit.

K. Simrock.

Digitized by Google

Bilder und Scenen vom Kriegsschauplatze.

Vom Special-Correspondenten des „Salon" bei der Südarmee.

Beinahe ein voller Monat ist verflossen, seit ich am westlichen Abhange der Vogesen meinen ersten Bericht für die Leser Ihrer Zeitschrift auf's Papier warf, und ich habe im Trubel des Kriegslebens vergeblich auf einen Tag der Muße gewartet, um meine Aufzeichnungen fortsetzen zu können. Heute nun wird mir dies, wie ich hoffe, möglich sein; denn wir sind gestern Abend auf dem romantischen Schlosse Boursault bei Epernay angelangt, und es hat den Anschein, als sollten wir hier ein oder zwei Rasttage halten, die ich, meinem Versprechen gemäß, zur Weiterführung meiner Kriegserlebnisse anwenden werde. Das im geschmackvollsten Renaissancestyl errichtete Schloß, welches auf der Höhe eines Berges südlich von der Eisenbahn nach Paris und südlich vom Marneflusse liegt, ist, trotz seines alterthümlichen Aussehens, erst in den fünfziger Jahren von der Wittwe Clicquot, der bekannten Champagnerwein-Fürstin, erbaut worden, deren Tochter es bei ihrer Verheirathung mit dem Grafen de Chevigné als Mitgift erhielt. Der Graf, dessen Schwiegersohn, Mr. le Comte de Mortemar, der Sproß eines der ältesten französischen Adelsgeschlechter, die Besitzung später erben wird, ist beim Herannahen der deutschen Truppen nach Havre de Grace geflüchtet, hat also nicht die Ehre gehabt, Sr. königlichen Hoheit dem Kronprinzen von Preußen in Person die Honneurs des Schlosses zu machen, in welchem derselbe sein Hauptquartier aufgeschlagen. Man hat sich's jedoch um deswillen in dem stattlichen Hause mit seiner herrlichen Fernsicht auf das Marnethal und mit seiner schattigen Parkumgebung nicht minder bequem gemacht und Niemand vermißt die Anwesenheit des Besitzers. In der freundlichen Pfarrerswohnung einquartirt und von idyllischer Ruhe umgeben, lasse ich die Erinnerungen dieses letzten, ereignißschweren Monats an mir vorüberziehen und versuche dieselben für Ihre Leser zu fixiren.

Mein voriger Bericht brach mit unserer Ankunft in dem Städtchen Sulz unterm Walde ab. Der folgende Tag, der Sonnabend des 6. August, verstrich für Alle, die, gleich mir, in der Stadt zurückgeblieben, unter fieberhafter Aufregung. Seit frühem Morgen vernahmen wir eine furchtbare Kanonade aus westlicher Richtung und bald verbreitete sich die Kunde, daß bei Wörth an der Sauer eine blutige Schlacht sich entsponnen habe. Ich war mit den Officieren des Generalstabes noch nicht hinlänglich bekannt geworden und hegte noch zu große Besorgniß, durch ein Umherstreifen auf eigene Hand vom Hauptquartier versprengt zu werden, als daß ich den Versuch hätte wagen mögen, mich selbst auf das Schlachtfeld zu begeben. Auch schien der Ausfall des Kampfes anfänglich mehr als zweifelhaft zu sein; denn gegen Mittag traf der Befehl des Kronprinzen ein, daß die ganze Wagencolonne des Hauptquartiers sich marschbereit halten solle — Niemand wußte, ob zu dem Zwecke, um zu avanciren, oder um den Rückzug anzutreten. Die Wagen wurden gepackt, die Pferde standen angeschirrt in den Ställen, lange Munitionscolonnen rasselten im Galopp auf das Schlachtfeld hinaus und eine angstvolle Erwartung lastete viele Stunden hindurch auf allen Gemüthern. Ein Trommler zog durch die Straßen der Stadt und forderte die Bewohner auf,

Digitized by Google

alle disponiblen Zimmer ihrer Häuser schleunigst zur Aufnahme Verwundeter herzurichten, deren einige schon auf strohgefüllten Wagen herbeigeführt wurden — es war ein Bild dumpfer, unheilvoller Schwüle wie bei einem aufziehenden Gewitter. Dabei mußte man die Ruhe und Präcision bewundern, mit welcher alle Befehle des Commandanten und der Feldgensdarmen ausgeführt wurden; man hatte das sichere Gefühl, daß selbst wenn unser Heer geschlagen worden, der Rückzug desselben in musterhafter Ordnung stattfinden würde. Dem französisch gesinnten Theile der Bevölkerung schwoll der Kamm, als sie die Marschbereitschaft unserer Colonnen erblickten; sie hofften die unliebsame Einquartierung ebenso rasch wieder los zu werden, wie dieselbe ihnen unvermuthet über den Hals gekommen war, und sie schüttelten ungläubig die Köpfe, als gegen 6 Uhr Nachmittags der Adjutant des Kronprinzen, Graf v. Seckendorff, auf schweißtriefendem Pferde mit der Nachricht von der gewonnenen Schlacht und mit dem Befehle erschien, daß die soeben eingetroffenen schwarzen Husaren und Cürassiere zur Verfolgung des Feindes schleunigst abreiten sollten. Während sie auf der Straße nach Wörth donnernd dahin sprengten, flog unter den Bewohnern der Stadt das Wort von Mund zu Mund: „Es ist unmöglich! Es ist eine preußische Lüge! Der Herzog von Magenta kann nicht geschlagen sein!“ Sie sollten bald eines Bessern belehrt werden, als der Kronprinz von Preußen gegen acht Uhr Abends in Begleitung des Generalstabes zurückkehrte und von der Regimentsmusik mit dem „Heil Dir im Siegeskranz“ begrüßt ward. Verwundete auf Verwundete, Gefangene auf Gefangene trafen ein; Letztere wurden über Nacht in der Ortskirche untergebracht. Die ersten drei gefangenen Turcos waren schon Nachmittags gegen vier Uhr im Hauptquartier eingeliefert worden — schmierige, zerlumpte Kerle, mit braunen, sonnverbrannten Gesichtern, Einer darunter pechschwarz, mit breitem, grinsendem Maule. Etwas später brachte man, unter starker Militairescorte, zehn Civilisten ein, die von einem Thurm bei Wörth auf unsere Truppen geschossen haben sollten. Dieselben wurden in einer Reihe an der Hofmauer des von mir bewohnten Hauses aufgestellt und mit drohenden Geberden von den Soldaten umdrängt. Ein Officier trat heran. „Zurück!“ gebot er. „Wenn die Hallunken wirklich die Nichtswürdigkeit, deren man sie beschuldigt, verübt haben, so sind sie nicht werth, daß ihr sie anspuckt! Kehrt ihnen den Rücken zu!“ Die Soldaten gehorchten und traten, sich umwendend, zurück. Zwei von den Gefangenen declamirten besonders laut und suchten durch Geschrei und krampfhafte Gesticulationen die Aufmerksamkeit der Vorübergehenden zu erregen; es waren die Herren E. Cardon und Henri Chabrillat, die Berichterstatter des „Gaulois“ und des „Figaro“, die man nebst den Uebrigen während der Schlacht auf dem Thurm gefunden. Die ganze Gesellschaft wurde in das Stadtgefängniß geschickt, um der Wuth der Soldaten entzogen und von einem Generalstabsofficier verhört zu werden. „Warum habt Ihr die Canaillen nicht sofort niedergemacht, wenn sie auf frischer That ertappt worden sind?“ frug Einer die escortirende Mannschaft. „Weil sie uns von unserm Lieutenant zur Ablieferung in's Hauptquartier übergeben worden sind“, lautete die ruhige Antwort. „Er sagte uns, daß sie ihrer Strafe nicht entgehen würden, daß aber auch der ärgste Lump von seinem ordentlichen Richter verhört und verurtheilt werden müsse, damit seine Bestrafung eine gerechte Sühne und kein willkürlicher Mord sei.“ Die Untersuchung stellte zur Evidenz heraus, daß in dem Thurm keine Waffen gefunden worden, daß also die Anschuldigung eine irrthümliche war. Die französischen Zeitungs-

Digitized by Google

correspondenten hatten sich in der Ausübung ihres Berufes jenen gefahrvollen Standpunkt gewählt und von ihren Begleitern, unter denen sich der Eigenthümer des Thurmes und der Schulmeister von Wörth nebst seinem Sohne befanden, mochte der Eine oder der Andere vielleicht dem Feinde Spionsdienste geleistet haben, doch ließ sich ihnen nichts Verbrecherisches beweisen und sie wurden daher sämmtlich noch vor unserer Abreise von Sulz wieder entlassen.

Im Laufe des Abends und der Nacht dauerte der Transport der Verwundeten nach der Stadt und den umliegenden Dörfern ununterbrochen fort. Leichtverwundete gingen zu Fuße; ich selbst begegnete einem Solchen, der, mit einer Schußwunde im Arme, noch einen schwerer verletzten Kameraden die zwei Meilen von Wörth her geleitet hatte. Ich wollte ihm, da er vor Erschöpfung zusammenzubrechen drohte, das Gewehr abnehmen und ihn bei dem Gange in das Lazareth unterstützen. Letzteres nahm er dankend an, das Gewehr wollte er nicht aus der Hand geben. „Ich weiß nicht, ob Sie damit umzugehen wissen", sagte er; „es steckt noch ein Schuß darin und es könnte ein Unglück passiren." Im Lazareth angelangt zog er erst den Schuß aus dem Laufe, bevor er sich entkleiden und zu Bett bringen ließ. Die nur wenig zerstörte Eisenbahn nach Weißenburg war bereits wieder fahrbar gemacht. Die Mehrzahl der Verwundeten, deren Zustand einen weitern Transport gestattete, konnte daher im Laufe der nächstfolgenden Tage bereits nach den besser eingerichteten Lazarethen in der Pfalz und in den Rheinstädten geschafft werden.

Denselben Weg nahmen die Gefangenen, deren erste Abtheilung ich am andern Morgen in der Kirche sah. Sie wurden mit Kaffee und Brod regalirt und schienen zum Theil über ihr künftiges Schicksal in großer Sorge zu sein. Wenigstens die Turcos und Zuaven sprachen häufig ihre Ueberzeugung aus, daß sie demnächst Alle erschossen werden würden. Sie begriffen anfänglich schwer, weshalb man ihnen Papier, Tinte und Federn gab. Gustav Freytag, Professor Hassel und ich hatten alle Mühe, ihnen verständlich zu machen, daß sie ihren Angehörigen eine vorläufige kurze Nachricht über ihr Schicksal geben möchten. „Was nützt es", wandten sie ein, „wenn wir schreiben, daß wir nicht todt sind, da man uns doch morgen oder übermorgen füsiliren wird?" Sie wurden sehr heiter gestimmt, als sie erfuhren, daß man sie nur bis zu Ende des Krieges auf eine deutsche Festung senden werde, und beeilten sich nun, ihre unorthographischen Briefe zu schreiben, welche noch selbigen Tages abgingen, um über die Schweiz nach Frankreich befördert zu werden. Es waren einige baumlange, riesengroße Tambourmajors unter den Gefangenen, die stolz dem Zuge voran marschirten, als derselbe sich, unter der Escorte bayerischer Chevauxlegers, nach dem Bahnhof in Bewegung setzte. Die Turcos waren meist eingeborene Afrikaner; unter den Zuaven dagegen befanden sich Leute aus allen französischen Provinzen, auch Deutsche aus dem Elsaß und aus der Fremdenlegion von Algier. Der Haupttransport von Gefangenen traf, unter der Bedeckung einer Ulanenschwadron, am Nachmittag des 7. August in Sulz ein. Ich ging vor die Stadt hinaus, um mir das Gefangenen-Bivouac anzusehen, das vor den ersten Häusern auf einem großen Felde an der Straße nach Wörth errichtet war. Links von der Chaussee standen die drei bis viertausend gefangenen Franzosen, von Ulanen und Jägern bewacht. Ihnen gegenüber auf der rechten Seite des Weges hielt ein preußisches Infanteriebataillon Rast, das am vergangenen Tage bei Wörth

Digitized by Google

im dichtesten Kugelregen gefochten. Eine Proviantcolonne fuhr eben nach der Richtung des Schlachtfeldes vorüber. Die Soldaten, welche zum Theil seit vierundzwanzig Stunden nichts gegessen, stürzten sich auf die Wagen und rissen Brod und Speck von denselben herab, ehe noch die Officiere sie an dieser eigenmächtigen Verproviantirung hindern konnten. Die französischen Gefangenen wären gern diesem Beispiel gefolgt, aber die Bajonette der Jäger trieben sie mit drohenden Geberden auf das Feld zurück. Zuaven und Turcos warfen lüsterne Blicke auf die schmausenden Soldaten jenseits des Weges, und machten allerlei bittende Zeichen. Ein preußischer Krieger nach dem andern schritt zu ihnen hinüber, um sein Brod mit den Feinden zu theilen, die ihn gestern in mörderischer Schlacht bekämpft hatten. Vor Allen drängten die Turcos sich vor. Sie griffen, sich stoßend und knuffend, Einer über die Schulter des Andern, nach den Brodscheiben, welche die Soldaten mit ihren Messern für sie abgeschnitten. „Zurück, Kerls, habt doch Geduld!“ schrieen die Soldaten ihnen gutmüthig zu; „wir schneiden Euch ja alle fünf Finger ab, wenn Ihr nicht warten könnt, bis die Reihe an Euch kommt.“ Die Turcos lachten und schrieen, ließen sich aber nicht zurücktreiben, und das reguläre französische Militair, das sich in bescheidener Entfernung hielt, mußte leer ausgehen. Als die preußischen Soldaten dies bemerkten, regte sich in ihnen der Unwille. „Die Schwarzen sind nichtswürdiges Gesindel“, sagten sie, „die Bestialitäten, welche sie auf dem Schlachtfelde verübt haben, können wir ihnen nicht verzeihen; sie verdienen nicht, daß wir sie füttern. Aber die Andern sind ehrliche, brave Leute, mit denen wir gern unser Brod theilen wollen. Zurück, Ihr schwarzen Hallunken, oder wir rennen Euch das Messer in den Leib! Und aufgepaßt, Ihr da hinten!“ Und nun flogen die großen Brodscheiben über die Köpfe der Turcos den Rothhosen in den blauen Capotröcken zu; die Turcos aber sprangen wie Katzen hoch in die Luft, um ihnen das Brod wegzuschnappen. Ein Beduinenhäuptling, dessen Kopf von einem weißen Turban umschlungen war, welcher auch die untere Partie des Gesichts vollständig verschleierte, hüllte sich fest in seinen weißen Burnus und sah mit verschränkten Armen und zornfunkelnden Augen verächtlich dem unwürdigen Benehmen seiner Landsleute zu. Besondern Spaß gewährte unseren Kriegern der Anblick, wie die Turcos sich ihre zehn Ellen langen blauen Gürtelschärpen um den Leib wanden. Das Ende derselben ward an einen Baumstamm gebunden oder von einem Kameraden festgehalten, und dann wickelte sich der Turco, immer wie ein Kreisel herumwirbelnd, aus weiter Ferne langsam an dasselbe heran. Ich bedauerte, nicht Maler zu sein, um dies bunte, humoristische Genrebild des Kriegslebens mit all seinen originellen Details skizziren zu können.

Eine reiche Kriegsbeute war unserer Armee in die Hände gefallen, bedeutende Proviantvorräthe, unter Andern auch das Gepäck Mac Mahon's, wobei sich zu allgemeinem Ergötzen die elegantesten Damenkleider nach neuestem Pariser Muster befanden. Was Alles die französischen Officiere mit in's Feld geschleppt, davon konnten wir uns einen lebhaften Begriff machen, als wir am 9. August auf einem Felde bei Obermodern, an der Chaussée, die nach Ingweiler führt, einen ganzen Officierspark des dritten Zuavenregimentes entdeckten, welcher auf der eilfertigen Flucht dort am Sonnabend zurückgelassen war. Der Inhalt wurde, Koffer nach Koffer, unter dem Jubel der herbeigeeilten Officiere und Soldaten ausgepackt. Luftkissen, wollene Leibbinden, feine Wäsche und was sich sonst für unsere Kranken und Verwundeten

gebrauchen ließ, wurde in die nächstliegenden Lazarethe gesandt. Daneben fanden sich bedeutende Geldsummen vor, goldgestickte Mützen und nagelneue Uniformen, deren eine noch sämmtliche Kreuze und Orden des Besitzers trug; außerdem alle erdenklichen Schnurrpfeifereien, mit deren Transport diese Herren sich belastet hatten. Da waren Puder und Puderquästen, Haarfärbungstincturen und Bartwichse, Einladungskarten und Ballbücher vom verflossenen Winter, ausgeschnittene und zusammengenähte Romanfeuilletons aus Pariser Journalen, und sogar ein Poesiealbum, in welches der Besitzer mit kunstvoller Handschrift mehr als vierzig Chansons eingetragen hatte, meist von sentimentalstem Inhalt. Das letzte Lied schloß mit dem Refrain:

„Petits oiseaux, dont les chants sont si doux,
Petits oiseaux, priez pour nous!"

Sonderbares psychologisches Räthsel: ein Zuaven-Capitain, der mit einer Rabenfeder gefühlvolle Gedichte kalligraphisch in sein Album einträgt, und die Schwalben am Fenstergesimse der Notredame-Kirche ansleht, für ihn zu beten! Zwischen den einzelnen Blättern des Buches waren die amüsantesten Caricaturbilder von Guizot, Thiers, Alexandre Dumas Père, Paul de Kock und anderen Notabilitäten der Literatur oder des öffentlichen Lebens in colorirten Federzeichnungen angebracht. Natürlich fehlte es in den Officierkoffern nicht an Billets-doux „kleiner Freundinnen", deren Inhalt allen Regeln der Rechtschreibung Hohn sprach, und nur nach dem ungefähren Klange der Buchstaben zu entziffern war. Nicht minder hatte man sich mit allen Hülfsmitteln wider die fatalen Folgen solcher liaisons dangereuses versehen; gedachte man ja eben die Civilisation der französischen Welt — (warum nicht auch der Halbwelt?) — nach Deutschland zu tragen. Davon zeugte auch das voluminöse Quartmanuskript eines Conversations-Handbuches für den Gebrauch der französischen Truppen in Deutschland, das aus einem der Koffer hervorgezogen ward. Es begann mit den charakteristischen Fragen: „Wie weit ist es bis zu dieser oder jener Stadt am Rheine? Welche Wege führen nach Berlin? ꝛc." Daneben zum Handgebrauch der Officiere Post- und Eisenbahnkarten von Deutschland, ja von ganz Europa, zum Theil nicht einmal aus den neuesten Jahren. Die Nummern des „Moniteur", „Figaro" und anderer Pariser Journale von den ersten Augusttagen strotzten von siegesgewissen Prahlereien und von den unglaublichsten Erfindungen. Der „Moniteur" vom 3. August berichtete, daß ganz Deutschland, mit Ausnahme von Sachsen und Schlesien, in Belagerungszustand erklärt, daß der Prinz Friedrich Karl gefährlich erkrankt sei, daß die rheinländischen Truppen massenhaft zu den Franzosen desertirten, und was des Unsinns und der Tendenzlügen mehr war. Der „Figaro" gab als Zweck des Krieges die Befreiung von ganz Europa an; die französischen Heere sollten die Segnungen des Fortschritts überallhin verbreiten, und als Preis ihres Sieges der Welt das Glück des Friedens und einer vollständigen Entwaffnung aller Armeen bringen, und jede Strophe eines Gedichtes, das im Vaudeville-Theater zu Paris unter größtem Beifall gesungen worden, schloß mit dem Refrain: „Malheur à qui brave la France!" Niemand in der That scheint in Frankreich an die Möglichkeit eines Sieges der deutschen Waffen im Entferntesten gedacht zu haben. Gegenüber diesen Bravaden fiel mir als Gegensatz der rührende Anblick ein, wie am Tage nach der Schlacht bei Wörth ein französischer Officier, der verwundet in Gefangenschaft gerathen war, sein Gesicht

Digitized by Google

laut weinend in sein Schnupftuch verbarg und das Kreuz der Ehrenlegion von seinem Waffenrocke abriß, gleich als fühle er tief, daß es mit der alten „Gloire" kläglich zu Ende sei!

Was nun die Aufnahme der deutschen Heere von Seiten der Bevölkerung des Elsaß anbetrifft, so kann ich nicht sagen, daß dieselbe eine besonders freundliche war; eben so wenig aber trug dieselbe einen feindseligen Charakter. Die Leute waren einestheils durch die Ungewißheit über das ihnen bevorstehende Schicksal geängstigt, andererseits litten sie schwer unter der Last der nothwendigen Requisitionen, von welchen sie um so härter betroffen wurden, als die diesjährige Ernte durch die lang anhaltende Dürre des Sommers fast vollständig vernichtet war. Wenn man sich eingehend mit ihnen unterhielt, fand man jedoch bald heraus, daß der protestantische Theil der Bevölkerung, welcher von dem Jesuitenregimente arg bedrückt worden, mancherlei Hoffnungen für den künftigen Schutz seines Glaubens an den Sieg unserer Heere knüpfte. Es wäre zu viel behauptet, wollte man sagen, daß auch nur die Lutheraner und Reformirten im Elsaß sich nach der Wiedervereinigung mit Deutschland lebhaft zurücksehnten; so viel indeß ist gewiß, daß sie sich dieselbe ohne Widerstand werden gefallen lassen, und daß sie binnen kurzer Zeit gute Deutsche sein werden. Es ist ein ruhiges, fleißiges Völkchen, voll gottesfürchtigen Sinnes und warmer Religiosität. In allen Hütten trifft man eingerahmte Confirmationssprüche und biblische Bilder an den Wänden, oft von drollig naiver Ausführung. So hing in dem Wohnzimmer meines Wirthes in Lohr, eines biedern Hufschmieds, eine grell colorirte Darstellung der Abreise des verlorenen Sohnes, nachdem er sein Erbtheil empfangen. Der Vater, ein behäbiger, feister Mann, mit den Zügen und der Haltung eines jüdischen Banquiers, sitzt im Fauteuil am Schreibtische, auf welchem ein Globus steht. Er macht eine Bewegung mit dem Arme, als wolle er sagen: „Mehr kann ich nicht geben, so wahr ich gesund bleiben will." Neben ihm links steht im spitzen blauen Leibrock mit Sammetkragen der gute Sohn, offenbar der erste Commis des Vaters, ein hartes, dummpfiffiges Gesicht. Rechts, unter einem goldumrahmten Watteau'schen Schäferstücke, die Schwester, eine Modedame in weißem Tüllkleide, schwarzem Sammetmieder und mit à l'anglaise gebrannten, lang herabfallenden Locken. Noch weiter nach rechts, im Vordergrunde, der verlorene Sohn, in hellgrauen Hosen und im Reisepaletot, eine gefüllte lederne Brieftasche ans Herz drückend. Vor ihm an der Erde liegt ein zweites Portefeuille, aus welchem Banknoten und Wechsel hervorgucken; daneben sechs strotzende Geldsäcke, die in den offen stehenden Reisekoffer gepackt werden sollen. Hinten, an der Gitterpforte des Gartens mit gestutzten Taxusalleen, hält ein elegantes Tilbury, mit einem Vollblutschimmel bespannt, der vom Reitknechte gezügelt wird, während ein kleiner Groom mit wachsledernem Postillonshute den Wagenschlag öffnet. Der Besitzer zeigte mir mit Andacht diese rohe Farbenklexerei, und schlug seine Bibel auf, um mir die dazu gehörige ergreifende Geschichte von der ewigen Treue des Vaterherzens vorzulesen, und er freute sich von Herzen, als ich ihn versicherte, daß mir dieselbe schon lange bekannt sei. „Se ischt aber so guet; wellet Ihr se net no emol höre?" frug er treuherzig, und ich that ihm den Gefallen.

Druck von A. H. Payne in Reudnitz bei Leipzig. — Nachdruck und Uebersetzungsrecht sind vorbehalten.

Digitized by Google

Der Salon.

Frauenliebe.

Novelle von **Franz von Nemmersdorf.**

Erſtes Capitel.

An einem noch warmen, zur Trägheit ſtimmenden Herbſtnachmittage befand ich mich auf dem Sandplatze in Meran. Nördlich begrenzt ihn die „Poſt“, unter allen mir bekannten Hôtels das ſchlechteſte. Früher, als nur die ſchöne Gegend Reiſende in's Burggrafenamt führte, war der Gaſthof einfach ländlich; ſeit Meran zur zweifelhaften Ehre eines klimatiſchen Curortes vorrückte, riecht es auf der „Poſt“ nach verdorbenen Speiſen und verdorbener Luft. Gegenüber dem Spital-Gaſthauſe bildet ein Frauenkloſter mit Koſtſchülerinnen die Südfronte, weſtlich läuft die Landſtraße aus, die zum Ultener Thor führt, öſtlich zweigt ſich eine enge Gaſſe ab nach Steinach, der höchſt eigenthümlichen Vorſtadt. Sie endet hügelanwärts beim Paßerthor und iſt das beliebteſte Fremdenquartier. In der Mitte des Sandplatzes ſteht ein Marienbild.

Wenn ihn nicht gerade die ſchönen meraner Kühe beleben, oder der Poſtwagen über die Paßerbrücke raſſelt, ſo herrſcht keine Bewegung auf dem Platze.

Temperatur und Umgebung ſtimmten träumeriſch.

Schlafwandelnd ging ich zwiſchen der Madonnenſäule und dem Hôtel hin und her. Ein bleiches Nonnengeſicht, ſcheu durch Eiſenſtäbe ſpähend, und der weinrothe Kopf eines Bauern, umrahmt von der Schenkenthür, glitten eindruckslos an meinem Blicke vorüber.

„Franz Petrowitſch!“

Der Ruf kam höchſt unerwartet von oben auf mich herab. Ich ſah den ſchweren maſſenhaften Körper einer Frau in reifen Jahren auf die Eiſenbrüſtung eines Balcons geſtützt. Ueber dem bleichen Geſicht mit ſtark ausdrucksvollen Zügen ſaß eine unmögliche Haube, jede Spur von Haaren verbergend.

Dieſe Eigenthümlichkeit allein würde hingereicht haben, meinem Gedächtniß zu Hülfe zu kommen. Die Dame oben war Fürſtin Schulkine, wie Lorenzo Venier von ſich in Bezug auf den Aretino behauptete: „Jenem in dem Talent, eine Bosheit zu ſagen, um vier Tage voraus.“

Wenige Minuten ſpäter fanden wir uns im ſchlechteſten Gaſthof der Erde beiſammen.

Beinahe hätte ich geſagt wir ſeien Freunde, doch dem war nicht ſo. Wera Nikolaewna beſaß nicht einen Funken froher, gemüthlicher Geſelligkeit, welche uns das Tiſchtuch entfalten, die Flaſche entkorken,

Digitized by Google

das Kalb tödten läßt, wenn ein Freund kommt. Dafür war ihr der Vorzug einer leichten, angenehmen Conversation eigen; man hat in Deutschland kaum den Namen, minder noch die Sache. Sie verstand köstliche Bosheiten mit Heuchelei zu würzen. Ich kannte sie schon lange. Wir waren am nämlichen traurigen Orte Meran vor Jahren zusammengetroffen. Ich, damals noch als guter Sohn mit meiner Mutter reisend, wurde allabendlich in den Salon der Fürstin geschleppt, mußte schön Französisch sprechen und hübsch artig sein — zum Letzteren zwingt mich nun gottlob Niemand mehr.

„Was machten Sie die langen Jahre durch?" fragte mich die Fürstin, während ihr Blick neugierig, nicht theilnehmend, auf mir ruhte.

„Es giebt Betäubungen durch Vergnügen oder Thätigkeit", entgegnete ich; „zwar reiste ich, genoß mein Leben, kam unter Anderm auch in Ihr Vaterland, allein die Zeit verflog mir doch eigentlich in einem wahren Taumel von Arbeit."

„Ich unterhielt mich weder, noch träumte ich", bemerkte die Fürstin mit eigenthümlichem Schillern ihrer grüngrauen Augen.

„Sie sind eine Frau und noch dazu eine vornehme, Sie vollzogen die echte Damenbeschäftigung — Sie liebten."

„Die Russinnen besitzen die gute Eigenschaft, niemals sentimental oder geziert zu sein."

Wera Nikolaewna lachte trocken.

„Wie befindet sich Fedor Michailowitsch?" fragte ich in natürlicher Ideenverbindung.

„Er hat die Schwindsucht, wie er sie damals hatte, wie er sie immer haben wird."

Kalt und hart klang der Ton der Fürstin.

Unwillkürlich mußte ich häufig nach der Thür blicken, immer erwartend, den langjährigen Hausgenossen der Dame eintreten zu sehen. Lebhaft stand er vor meiner Einbildungskraft, der Mann mit den saphirblauen Augen, dem auffallend hübschen Gesicht, der breiten, gesund entwickelten Brust und dem Stiernacken. Offenbar hatte die Natur Fedor Michailowitsch nicht zur Schwindsucht angelegt. Die Russen sind meistens sehr schön, oder affenartig häßlich. Bei ihm störte nur der kurze Hals. Mir war er damals, als ich ihn zuerst sah, in seinem dunkelbraunrothen, durch feinsten Zobelbesatz verbrämten Sammetschlafrock sehr stattlich vorgekommen. Aus dem geisttödtenden, stagnirenden Leben einer kleinen Landstadt, die doch das innige Zusammenhängen mit der Natur nicht so zuläßt als ein Dorf, fand ich mich zum ersten Male in südlich üppige Gegend und größern Weltverkehr versetzt. Eben darum erschienen mir auch die Fremden ganz wunderbar. Ungeachtet ihrer Schlauheit duldete die Fürstin allerlei Gesellschaft um sich, die keinen andern Zweck zu haben schien, als sich von ihr erhalten zu lassen.

„Er ist arm", hub sie gehässig wieder an, „von untergeordneter Herkunft, besitzt einen schlechten Charakter und erbärmliche Gesundheit."

Digitized by Google

Die Sache verhielt ſich unleugbar ſo, ich befand mich nahe daran zuzuſtimmen.

„Aber ſie wiſſen dies Alles ſchon lange!“

„Und ertrug ihn dennoch, meinen Sie!“

„Beging er niemals Streiche?“

„O ja! mit Victorinen.“

„Erzählen Sie, Fürſtin, es iſt lehrreich für einen jungen Mann.“

„Es fällt einer Närrin leicht, einen Narren zu ſchaffen. Jener Victorine verdankt auch Fedor Michailowitſch die Bruſtkrankheit; er erkältete ſich ihrethalben auf der Reitſchule.“

„Frau von Smirdin iſt ein geiſtreiches, liebenswürdiges Weſen!“

„Eine Schlange!“ fuhr die Fürſtin auf.

Verzerrt ſtarrte mich ihr bleiches Geſicht an, das in ruhigem Ausdrucke Spuren großer Schönheit wies. Dieſem Vorzuge hatte auch Wera Nikolaewna ihre glänzende Heirath zu verdanken gehabt — nur laſſen eben zuweilen ſolche Verbindungen das Herz leer.

Raſch wechſelte ich das Geſpräch und wollte mich bald nachher erheben. Zu meiner Verwunderung lud mich die Fürſtin zum Thee.

Sie ſaß behaglich auf dem Sopha zuſammengekauert, in ihrer Lieblingsſtellung, ich dehnte mich ſo bequem als möglich in dem Lehnſtuhle. Ihre ſchlechte Cigarre ließ mich den Duft meiner Havanna kaum noch empfinden.

„Wiſſen Sie, wie Fedor Michailowitſch zu mir kam, Franz Petrowitſch?“

„Nein, ich ſah Sie nur immer beiſammen.“

„Mein Vater war Edelmann und Gutsbeſitzer, nicht arm, nicht reich, die Laſt einer zahlreichen Familie drückte ihn. Kaum der Kindheit entwachſen, fiel mir alle Sorge für die jüngeren Geſchwiſter zu, auch meinen Vater hatte ich in ſchwerer Krankheit zu pflegen. O, ſie waren fürchterlich, die langen Nächte, während welcher meine armen jungen Augen gegen den Schlaf kämpfen mußten.“

„Sie beſtätigen mir einen Erfahrungsſatz: wenn der Menſch auch zuweilen ein Opfer bringt, ſo vergißt er es doch nie mehr.“

„Das iſt natürlich, weil er mit einem Opfer an ſich ſelbſt Raub begeht.“

Wera Nikolaewna ſchlürfte Thee, zog an ihrer Cigarre und fuhr fort.

„Nach meines Vaters Geneſung wurde ich, um mich zu belohnen, auf den Ball geführt; dort ſah mich der eben von ſeiner diplomatiſchen Miſſion heimgekehrte Fürſt Schulkine. Vier Wochen ſpäter waren wir Mann und Frau. Ich zählte fünfzehn, er fünfzig Jahre.“

Den letzten Satz hatte ſie tonlos fallen laſſen.

„In der That eine ungleiche Verbindung!“

„Er war auch nie mein Gatte, ſondern ſtets mein Herr, aus Laune hatte er mich gefreit, ſeine Launen regierten. Warum ich es ertrug, warum ich nicht von ihm ging — werden Sie denken. Er hielt mir geſchickt eine Lockſpeiſe vor, ſein reiches Erbe ſollte mein werden.“

Digitized by Google

„Wenn man oft wüßte, was die Ehen zusammenhält! Liebe wol in den seltensten Fällen.“

„Einst brachte der Fürst von einer Reise den Knaben Fedor Michailowitsch heim. Er that es nur, um mich zu quälen. Seinen Pathen, die arme Waise, stellte er mir als Schreckgespenst vor; war ich minder gefügig, so mochte das Erbe dem Günstling zufallen. Uebrigens bekam ich wenig von Fedor Michailowitsch zu sehen, der Fürst hatte ihn selbst bald satt und steckte ihn in eine Kronanstalt. Von Mardasi wieder in die Stadt zurückgekehrt, raffte ein Schlagfluß meinen Gatten plötzlich dahin. Der Tag verging in Aufregung und Betäubung. Ich erfuhr durch Senator Smirdin, daß längst ein Testament des Fürsten beim Senat niedergelegt sei, aus einer Zeit stammend, als Fedor Michailowitsch unser Haus noch nicht betreten hatte, so durfte ich mich als Erbin ansehen, war endlich frei und reich. Es gewährte mir ein köstliches Gefühl in dem Hause zu herrschen, in welchem ich zwanzig Jahre als Sclavin gelebt hatte. Spät Abends befand ich mich allein mit meiner Amme. Marfa kämmte mir die Haare.“

„Nun Seelchen“, sagte sie, „ist der Augenblick eingetreten, den ich Dir tröstend vorhielt, als Du am Hochzeitstage so viel Thränen vergossest.“

„Ja, und ich will sogleich mein Hausrecht üben!“ rief ich aufspringend. Ich besann mich auf den Knaben, er war eben nach vollendeter Erziehung heimgekehrt und fand den Wohlthäter todt. Ich hatte Fedor Michailowitsch die Thür verbieten lassen. „Heute soll er mir noch aus dem Hause“, fügte ich hinzu.

„Uebe Barmherzigkeit!“ flehte Marfa, „es bringt Dir keinen Segen, so hart zu sein!“

„Schweig! Gieb mir eine Banknote von hundert Rubeln, das ist für den Bettler genug!“

Ohne auf Marfa's weitere Einwürfe zu achten, riß ich ihr den Leuchter aus der Hand und ging so wie ich eben war, mit fliegenden Haaren über dem Nachtkleide, nach Fedor Michailowitsch' Stube. Auf dem Bette lag die weiche Jünglingsgestalt hingegossen. Um die Augen glänzte es feucht, er hatte sich wol in den Schlaf geweint, zugleich schien ein heiterer Traum ihm vorzuschweben, denn die Lippen umspielte ein Lächeln. Wohin war mein Zorn gekommen!

Sanft rüttelte ich ihn am Arm. Er schlug die großen blauen Augen auf und blickte mich zaghaft bittend an.

„Sei in meinem Hause gegrüßt, Fedor Michailowitsch“, versetzte ich, „des Fürsten gutes Werk werde ich vollenden.“

„Er mochte dies nicht erwartet haben. Freude übergoß sein Gesicht mit Roth und feurig küßte er mir die Hand Der zarte, in Wohlleben und Glanz erwachsene Jüngling fürchtete sich vor dem kalten, nackten Elende, welches jenseits meiner Schwelle seiner harrte.“

Die Fürstin schwieg.

„Seitdem ist Fedor Michailowitsch Ihr Hausgenosse?“ fragte ich.

Digitized by Google

„Mit Unterbrechungen", entgegnete sie; „einmal wurde er unverschämt und ich jagte ihn fort, ein anderes Mal suchte ich ihm heimlich zu entkommen, aber er holte mich wieder ein."

„Wo befindet er sich gegenwärtig?"

„Nicht hier, wie sie sehen!"

Wieder liefen Zuckungen über das Gesicht der Fürstin und das Blut strömte ihr gewaltsam nach dem Kopf, denn ihre bleiche Farbe ging in eine stark rothe über.

„Fedor Michailowitsch ritt des Fürsten Pferde", stieß sie mühsam hervor, „er wohnte in dessen Zimmern, er lebte wie ein Prinz. Die Menschen sind undankbar!"

„Darf ich fragen, was Sie hier beginnen?"

„Ich warte!"

Es war als wenn eine Schlange gezischt hätte.

Zweites Capitel.

Aus der „Post" tretend dünkte es mir als müßte ich mich nach den widrigen Eindrücken „gesund baden" in der lauen Luft und lieblichen Umgegend. In den Gliedern empfand ich jene Leichtigkeit, welche das sichere Kennzeichen vollkommenen Wohlbefindens ist. So ging es denn munter hügelan. Obermais, „das Dorf aus Schlössern", lag bald hinter mir. Ich überschritt die brausende Naif. Im Nordost starrten scharf und hart die Dolomite des Iffingers in die Luft, im Süden dehnten sich weiche, bläulich verschwommene Bergformen.

Ich hielt an, überwältigt von der Segensfülle eines Landes, in dem ewiges Gletschereis auf die reifende Goldorange blickt. Mein Auge beherrschte die Mündung von drei Hauptthälern und zwei Flüssen. Es lockte das rauhe Paßeier mit dem kernhaften Volksstamm, den nur Felsen umgeben, nebst magerm schwärzlichen Nadelholze und spärlicher Weide für seine Heerde. Grün und frisch winkte das Vintschgau. Die Etsch mit Bächen speisend, entsendet es den breit anschwellenden Strom der lombardischen Ebene zu. Lieblicher noch dünkte mir das südliche Gelände des Höhenzuges, dem fruchtreichen Etschthale entlang.

Die Thalsohle trägt Gartenland. Sammetweichen, saftig grünen Rasen durchschneiden tausend silberhelle Bächlein, von Weide und Erle umsäumt. Aus den Wiesen lachen die schwer sich neigenden Obstbäume. Hügelan strebt das Rebgewinde, von dunklen Laubengängen hängt die bläulich schwarze Traube nieder.

Gerade darüber befand ich mich in der köstlichen Mittelregion. Sie trägt Wallnuß- und Kastanienbäume, deren Grün sich reizend abstuft von den schwärzlichen Blättern der erstern zu den hellen Fruchtschalen der letzteren. Selten wird ein Stück brauner Erde sichtbar, Farrenkraut, die Brombeerstaude und Epheu haben sie überwuchert, ihr üppiges Netz bis zu den Baumwipfeln ausdehnend. Auch die stachelige

Digitized by Google

Robiana wächst wild am Wege und meine Schritte mußten sich durchkämpfen, als seien es die Lianen des Urwaldes.

Höher hinauf erstreckt sich ein Wald von Nadelholz, in der einsamen Felszacke endend. Das graue Urgestein wechselt mit rother Porphyrkuppe; Alles verschwimmt im tiefblauen Aether.

In die Welt von Farben klingt eine Welt von Tönen. Aus der Tiefe rauscht die über Steine wild rollende Paßer herauf, rings umher schwirrt und summt es von Mückchen und Käfern, hoch über dem Haupte tönt Vogelsang und -Schlag.

In reichen Windungen schlängelt sich der Pfad bald auf- bald abwärts führend. Zerbrochene Burgen schauen von grünen Abhängen herab, die Spitzen krönen Bergkapellen.

Still liegen die zerstreuten, seltenen Gehöfte.

Malerisch ist jede Hütte im Burggrafenamt. Vom nachgedunkelten Holze des Vorbaues sticht eine farbige Blume ab. Der Kater liegt träge in der sonnigen Ecke und stolz spreizt der Hofhahn sein Gefieder. Ein Bursche spaltet Holz, ein Mädchen spinnt.

Rasch gleiten die wenigen Menschenwohnungen vorüber, dann bricht wieder die köstliche Einsamkeit an in einer reichen von Segenfülle strotzenden Natur.

Die Begegnungen sind nicht häufig. Doch ich vernehme wieder den Schall von Tritten, nur ist es nicht der langsame schwere Fußfall des Bauern.

Eine modische, elegante Erscheinung steht vor mir, die zierlichen Lackstiefeln eignen sich schlecht zur Bergwanderung. Die Wäsche ist blendend weiß, Edelsteinknöpfe blitzen daraus hervor, nur der grüne Tirolerhut hat etwas gesucht Ländliches. Ein sehr hübsches, aber unmuthig verzogenes Gesicht schaut darunter vor.

Wir erkennen uns gegenseitig.

Die Jahre waren keineswegs spurlos an Fedor Michailowitsch vorübergegangen; seine Gestalt hatte an Fülle bedeutend zugenommen, indessen sah er noch auffallend gut aus. Die bei unserm ersten Zusammentreffen stark kenntlichen Spuren von Brustleiden schienen verschwunden.

„Sonderbar, daß mir Fürstin Schulkine von Ihrem Hiersein nichts mittheilte", versetzte ich nach der Begrüßung.

„Ist die Fürstin in Meran?" entfuhr ihm überrascht.

„Sie wissen es nicht?"

„Seit einiger Zeit sind wir getrennt."

„Dies hätte ich kaum für möglich gehalten."

„Allerdings giebt es Ketten, Bande wollte ich sagen, die mit unserm Leben so fest verwachsen sind, daß sie niemals gänzlich reißen — wir schleppen Bruchstücke davon mit uns fort bis zum Ende."

„Was beginnen Sie hier allein, Herr von Borchewskoi?"

„Ich langweile mich! Kann man etwas Anderes thun in den Tyrolerbergen?"

„Es kommt darauf an; ich meine, man müsse hier genesen vom

Digitized by Google

Getreibe der Städte, vom Bücherſtaube und kleinlichem Menſchenverkehr."

Er zuckte die Achſeln und gähnte.

„Trafen Sie die Fürſtin allein."

„Ja; ihre gewohnte Umgebung abgerechnet — Warinka und deren Mutter."

„Sie giebt ſich vollſtändig in die Hände jener Leute; den häßlichen Affen, die Enkelin ihrer Amme, hat ſie beſtändig um ſich, der Vater des Kindes wurde meines Widerſpruchs ungeachtet zum Verwalter von Mardaſi ernannt. Dies iſt ſchlimm genug; aber für ſchlimmer noch halte ich die Verwandten der Fürſtin."

„Ich verſtehe; die wohlhabende, kinderloſe Wittwe iſt von zahlreichen, auf ihre Erbſchaft lüſternen Speculanten und Speculantinnen umgeben."

„In der That, ſie bilden ein wahres Heuſchreckenheer. Die Fürſtin durchſchaut ſie, ſtößt alle zurück und zieht ſie dann wieder an ſich."

„Sie ſpielt mit denſelben, das dient ihr zur Unterhaltung."

„Sie iſt unglücklich in der Wahl ihrer Unterhaltungen; da träumt ſie auch Tag und Nacht von einem Wittwenhaus, das ſie aus ihrem Palais in Orel errichten will."

„Dies ſieht ihr ähnlich; die Dame ſteht auf dem Standpunkt, dem Himmel für ſo und ſo viel Sünden eine Abſchlagsſumme in ſo und ſo viel guten Werken anzubieten."

„Glauben Sie es, jene Thorheit würde Summen verſchlingen und könnte nur durch einen Raub an mir ausgeführt werden. Ich bin des Fürſten naher Verwandter, mir kam mit Recht der Nachlaß zu."

Die Behauptung war gänzlich falſch, ich wußte es; ſie entſprang Fedor Michailowitſch' Eitelkeit und nachdem er die Lüge unzählige Male wiederholt hatte, begann er ſie ſelbſt zu glauben. Fürſtin Schulkine zog Vortheil aus der ihr vom Gatten ertheilten Lehre; wie ihr einſt der Knabe als Schreckgeſpenſt geſetzt war, ſo ſtellte ſie, um Fedor Michailowitſch im Zaume zu halten, ihre Familie und das Wittwenhaus ſeinen Anſprüchen entgegen.

Schatten des Unmuths jagten ſich auf dem hübſchen Geſicht meines Begleiters; wir gingen eine Weile ſchweigend nebeneinander.

„Sie ſchreiben?" wandte ſich mein Gefährte plötzlich an mich.

„So iſt es!"

„Hüten Sie ſich vor dem Fehler der meiſten Verfaſſer von Novellen und Romanen, die alle in der Liebe die Hauptſache ſehen; aber dieſe iſt nur eine Epiſode im vollen Leben und wahrlich, leichter zu genießen, als irgend ſonſt ein Gut. Das wirkliche Elend beſteht darin, wenn wir anſtatt fetter Sahne blaue Milch erhalten."

Indolent knöpfte nach dieſer Auseinanderſetzung Fedor Michailowitſch ſeinen pariſer Handſchuh wieder zu.

Durch die grünen Büſche ſchimmerte freundlich ein weißer Punkt, erwünſchte Raſt und Labung verſprechend.

Digitized by Google

„Sie werden hier" bemerkte Fedor Michailowitsch, „Victorine — Frau von Smirdin", verbesserte er sich, „finden".

„Wie angenehm!"

Hastig lenkte ich nach dem Gehöft und überhörte fast meines Gefährten nachlässiges „Guten Abend!"

Da stand eine alte Scheune mit gebräuntem Strohdache, der ein Feigenbaum malerischen Anstrich verlieh. Weiter zurück gegen den Felsenvorsprung erhob sich das Wohnhaus, weiß mit grünen Läden sommerlich frisch. Daran stieß ein Blumengärtlein, auf hoher Warte sorglich angelegt. Die offene Bogenhalle des Südens wölbte sich kühl über dem Eingange. Der feine Duft der Orangenblüthe, durch den Abend verstärkt, reizte die Nerven köstlich. Ueppig gefüllt erfreute die schöne Granate das Auge.

Auf der Steinbank mit dem Hintergrunde von bis zur Decke aufgethürmten Blumentöpfen, vor sich einen in's Marmorbassin plätschernden Springbrunnen, saßen zwei weibliche Wesen. Der Einen zarte Gestalt hüllte sich in durchsichtiges weißes Gewebe, vorn auf der Brust stak eine Granatblüthe und noch eine im dunklen Haar. Die Zweite trug die unkleidsame Landestracht, welche die Formen verhüllt und entstellt. Dafür erhob sich über etwas zu derben Schultern auf dem runden weißen Hals ein Kopf, der würdig gewesen wäre, großen Meistern zum Vorbilde zu dienen.

Die altdeutsche Maid, sittig, kalt und rein, mit der klaren weiß schimmernden, rosig durchhauchten Sammethaut, der Blüthenknospe des Mundes, dem tiefsinnigen blauen Auge, dem goldenen Haar befand sich hier lebend.

Frau von Smirdin traf ich wieder genau wie ich sie verlassen hatte, als die wunderbare Häßliche mit dem bräunlichen, ungemein lebendigen unschönen Gesicht, aus welchem ein Paar magnetische Augen leuchteten.

Auf dem Englischen Quai in Petersburg hatten wir uns verabschiedet; im Felsengärtlein eines Berghofes der Alpen trafen wir uns wieder.

Sie warf ein Spinnengewebe von Arbeit weg und reichte mir unbefangen die Hand.

Es ging an ein Fragen und Erzählen, wir geriethen rasch in belebtes Gespräch. Das schöne Landmädchen sah uns mit großen verwunderten Augen an und lauschte.

Frau von Smirdin zerpflückte prachtvolle Pfirsiche und goß den rothen Landwein darüber; wir schlürften die köstliche Labung des Südens.

„Hier oben wohnt das Glück, gehen Sie es nicht weiter suchen", wandte sie sich lächelnd an mich.

„Gnädige, es würde Ihnen doch in die Länge gar einsam und langweilig dünken", bemerkte die junge Bäuerin bescheiden; „wenn der Schnee unsere Höhen zudeckt, wenn Winterstürme den Hof hinabzuwehen drohen, sind wir abgeschnitten von der Welt."

Digitized by Google

„Was thut es! ich verlasse Euch nie mehr, Maidele, es war mir nirgend so wohl wie hier.“

„Erlauben Sie mir Ihren Enthusiasmus zu mäßigen; für einige Wochen möchte auch ich mein Nest an die Felsspitze kleben, dann zieht es uns aber wieder mächtig nach den volkreichen Städten, nach den Plätzen, auf welchen sich der Menschheit Geschichte abspielt und der Pulsschlag des Lebens höher geht.“

„Mich nicht; der bloße Gedanke der Feste ohne Freude, des ganzen unnützen ermüdenden Lärms widert mich an.“

Leicht schwebte Frau von Smirdin durch die Blumenbeete zu dem Rande des Felsvorsprungs. Schatten lagen bereits auf dem Thale, die Spitzen der Berge streiften noch scheidende Lichtstrahlen. Ein leises Wehen von Abendlüften wirkte erquickend. Der Schall melodischen Glockengeläutes kam heraufgetragen. Balsamische Düfte strömten die sich schließenden Kelche der Nachtblumen aus.

„Dort unten, nahe bei Terlan, soll Gräfin Margaretha ihr „Paradies“ gehabt haben.“

Die kleine Hand der Dame deutete hinab.

„Es behauptet auch die Sage, der kräftige Freisasse von Goldeck und mancher „Recke unverzagt“ hätten den Weg hinein wohlgekannt.“

„Ohne Liebe wäre die ganze Erde ein Trauerhaus und mit Liebe wird jeder stille Fleck zum Paradiese.“

Seltsam durchschauerte es den Körper der Frau, das Mädchen stand dabei, unbewegt. Jene ein Vulcan, diese ein Schneeberg erschienen sie mir. Maidele glich auch einem weißen unbeschriebenen Blatte, auf welches das Leben jetzt zum ersten Male durch die Hand der Dame seine Ziffern malte. Die übervolle, elektrisch gespannte Seele Frau von Smirdin's entlud sich dem Naturwesen gegenüber wohlthuend, dieses empfing erweiterte Anschauung in der Botschaft aus der Welt.

„Ist es, wie Sie sagen, vermag Liebe allein das Dasein zu schmücken, so behielte ich doch Recht, daß im Gewühl der Menschen, auf dem geschäftigen Markt des Lebens mehr Anregung und Zerstreuung sich bietet, als im abgeschlossenen Raum. Wenn so ein selbstgeschaffenes Paradies die Liebe flieht, was dann? Was nachher?“

„Es giebt kein Nachher! Mit der Liebe endet das Leben.“

Maidele begleitete mich bis zum Ausgang des Gehöftes.

„Wie gut die Gnädige ist“, versetzte das Mädchen, „sie lehrt mich feine Arbeiten, Musik und Französisch; möge sie nur auch immer glücklich sein!“

Auf dem Heimwege mußte ich an die seltsamen Verhältnisse denken. Fürstin Schulkine lauerte unten auf der Post, eine neue Phase war in ihrem alten Kampfe mit Victorine um Fedor Michailowitsch eingetreten. Die da oben traten aus der Gesellschaft, sonderten sich von ihren Banden und Pflichten ab, um das Leben von ein Paar Turteltauben zu führen.

Er kann der fetten Sahne nicht entrathen, blaue Milch bringt ihn

zur Verzweiflung. Sie vermag der Liebe nicht zu entbehren, Gleichgiltigkeit vernichtet sie.

Am Horizont breitet sich mälig ein goldgeflockter, leuchtender Cirrostratus aus.

Still in der Thalmulde, unter dem Kuchelberge mit dem „Hauptschloß", liegt das alterthümliche Städtchen Meran.

Die Kühe und die Kranken sind zur Ruhe gegangen.

Aus dem von Fürstin Schulkine bewohnten Gemach fallen grelle Lichtstreifen auf den Sandplatz. Die Fenster sind offen, sie schreitet in schleppendem Nachtkleide rast- und ruhelos hin und her.

Die einsame Frau denkt mit bitterm Groll an ein vereinigtes Paar.

Sie wartet, hat sie mir gesagt; aber auf was?

Drittes Capitel.

Cumuli ballen sich drohend zusammen, veränderlich und trügerisch sind die Wolken, rasch fliehend — wie das Glück.

Die Berge haben ihre Nebelkappen aufgesetzt, schwer drückt die dichte, graue regenbeladene Atmosphäre. Der Himmel lacht nicht mehr nieder auf ein Stück grüner, blühender, früchteprangender Erde.

Mich trieb es, nach der Stelle zu sehen, die gestern paradiesisch schön erschien.

Der Weg führte wieder an den Fenstern der Fürstin vorüber. Heute waren sogar die Läden geschlossen, in der verdunkelten Stube spann sie ihr unheimliches Nachtleben ab.

Auf dem Bergpfade begegnete mir ein Reiter, die Capuze des Regenmantels war tief in's Gesicht gezogen. Ohne mich zu beachten, trieb er sein Maulthier an mir vorüber. Ich vermuthete, es sei Fedor Michailowitsch.

Bald nachher brach der Sturm wüthend los, er knickte Baumstämme und heulte in den Wipfeln, als solle eine neue Sündfluth die Erde überschwemmen, so strömte das Wasser hernieder. Angeschwollene Bergbäche schossen über den Weg.

Naß und müde erreichte ich den Hof.

Das hübsche Maidele stieß einen Ruf der Verwunderung aus, als sie den Gast gewahrte. Sie zündete ein helles Feuer an und trocknete meine Kleider.

Aus der rauchgeschwärzten Küche, in der sich mit Einschluß der kränklichen Bäuerin der ganze Haushalt, Kinder und Gesinde, versammelt hatten, begab ich mich zu Frau von Smirdin. Das Schnurren der Spinnräder, die rauhen Stimmen der Knechte, all' das wirthliche Treiben eines dem nüchternsten Broderwerb gewidmeten Lebens verfolgte mich bis auf die Treppe.

Oben vernahm ich schöne slavische Weisen, in kraftvollem Wohllaut vorgetragen. Bei meinem Eintritt sprang Frau von Smirdin vom

Digitized by Go

Flügel auf. Ihre wunderbaren Augen leuchteten freudig, sie streckte mir die beiden Hände entgegen. Sie trug den nämlichen duftigen Anzug wie gestern, nur waren heute blaue Gentianen im dunklen Haar.

Von den weißen, kahlen Wänden der Stube war nichts zu sehen; grüne Sträuche deckten sie, blühende Schlinggewächse hingen vom Plafond herab. Kleine Papageien saßen im Laube, prachtvolle amerikanische Nachtigallen zeigten ihren feuerfarbigen Federschmuck, dazwischen flatterten muntere Canarienvögel, Zeisige und Stieglitze. Die Mitte des Zimmers nahm ein großes, mit Wasserpflanzen umwachsenes Aquarium ein, Schildkröten krochen darin herum und Goldfischlein schwammen behaglich in der kühlen Fluth. Zierliche Eidechsen schossen hin und her, ein Chamäleon lag da in trägem Schlafe. Bunte italienische Strohmatten bedeckten den Fußboden. Bequeme Lehnstühle standen umher, die Tische hatten Marmorplatten. Bücher und Albums lagen darauf.

Die Frau schien mir ein Recht zu besitzen, die Welt zu verachten und zu fliehen; sie verstand die Quintessenz daraus um sich zu versammeln.

„Gewähren Sie mir ein russisches Lied", bat ich.

Die Töne, so stark und so mild, so weich und so kraftvoll, drangen wieder lieblich durch den Raum.

Nachher plauderten wir, blätterten in Zeichnungen und Photographien und zuletzt kamen wir auf einen neuen französischen Roman zu sprechen. Frau von Smirdin besaß das Werk, sie las einige Stellen lebhaft vor. Wir befanden uns mitten in Paris, um uns kochte und gohr der Krater.

Das hübsche Maidele unterbrach die Täuschung, als sie meldete, das Essen sei bereit.

Auch hier zeigte sich der Einfluß der merkwürdigen Frau; anstatt der landesüblichen Gerichte bekamen wir ein kleines kosmopolitisches Diner. Die wirklich saftigen, naturwüchsigen Früchte, die sich dem Auge einladend auf der Krystallschale thürmten, gemahnten allein an Südtyrol.

Jetzt dampfte gelber Caravanenthee aus winzigen, chinesischen Tassen; das feine Aroma durchdrang die Nerven, sie gelinde erregend. Darein mischte sich der opiumgetränkte, köstlich riechende türkische Tabak.

Frau von Smirdin war anmuthig zurückgeneigt, ihre dunklen Flechten fielen auf die Lehne des Stuhles, sie schaukelte sich behaglich, wobei mir die Spitze eines reizenden Fußes sichtbar wurde. Rosig schimmerte die Haut durch feines Gewebe. Das Pantöffelchen von zartem Corduan war reich mit Gold und Silber gestickt. Die Dame blies krause, bläuliche Ringe, sie spielte nachlässig mit einer Bernsteinkette.

Sie mochte Entzücken auf meinem Gesichte lesen.

„Zweifeln Sie noch daran, ob ich glücklich bin?" fragte sie übermüthig heiter.

„An Ihrer Fähigkeit, Glück auszuströmen, zweifle ich nicht."

„Nun denn, so glauben Sie auch an mein Paradies."

Digitized by Google

„Sei es so. Fand Adam den himmlischen Garten langweilig, ohne Eva, um wie viel mehr müßte es Eva empfinden, wäre sie allein."

„Aber sie ist es nicht."

Die Wangen glühten, die Augen sprühten Flammen.

„Dann möchte ich noch einwenden, Ihr Leben sei zu abgeschlossen, Sie hätten zu sehr Alles auf Eines gesetzt."

„Wenn das Eine das Herz füllt, genügt es wol."

„Welcher Mann vermöchte sich auf der Höhe der Empfindung zu halten, und Fedor Michailowitsch . . ."

„Ist mein Jugendgeliebter", fiel sie ein.

„Wie gewann er das Juwel?"

„Als Sie Fürstin Schulkine zum ersten Mal im Ausland kennen lernten, hatte sie ihn eben von mir losgerissen, er wurde krank."

„Weil er sich auf der Reitschule erkältete."

Frau von Smirdin schüttelte ungeduldig das Haupt.

„Es war der Kummer."

Ich dachte an Fedor Michailowitsch. Furcht vor blauer Milch!

„Mein Vater und Fürst Schulkine waren Freunde gewesen", begann die Dame von Neuem. „Die Wittwe besuchte oft unser Haus mit Fedor Michailowitsch, den sie damals ihren Pflegesohn nannte. Wir sahen und liebten uns. In der Welt galt er für Fürst Schulkine's Erben, mir gestand er heimlich, er sei arm. Er mußte die Wohlthaten der falschen, bösen Frau ertragen."

„Vergebung, daß ich Sie unterbreche; aber er ertrug sie merkwürdig gut und da er ihr Geld nahm, war er ihr auch verpflichtet."

„Die Fürstin dachte niedrig genug, dem armen Jungen aus ihrer Unterstützung eine Kette zu schmieden."

„Wenn er sie weder liebte noch achtete, durfte er niemals ihr Brod essen; war er nicht bereit, sie zu erwiedern, so bestahl er sie um ihre Gunst."

„Sie kennen die Tücke jener Frau nicht."

„Ich kenne sie vollkommen und gehe ihr daher aus dem Wege"

„Fedor Michailowitsch war arm und hülflos; im Wohlleben aufgewachsen, vermochte er äußern Glanz nicht zu entbehren. Was sollte er thun?"

„Arbeiten."

„Damit gewann er vielleicht spärlich Brod, doch nicht Befriedigung seines Schönheitssinnes, seiner orientalischen Prachtliebe."

„Freilich, Mancher kann die Staffage des Lebens nicht entbehren; aber dies bleibt doch immer eine Charakterschwäche."

„Sie lieben Fedor Michailowitsch nicht und er spricht immer mit Freundschaft von Ihnen, er ist gutmüthig"

„Gnädige Frau, er erwarb ein Gut, um dessentwillen ich ihn beinahe achten könnte, Ihre Liebe. Theilen Sie mir mit, welchen Plan Sie damals entwarfen, um zur Vereinigung zu gelangen."

„Fedor Michailowitsch sollte eine Anstellung abwarten; dann hatte

Digitized by Google

ich vor, mich meinem gütigen Vater zu entdecken. Wirklich wurde Fedor zum Miniſterialſecretair ernannt und wir verlobten uns mit der Zuſtimmung meiner Eltern."

„Was that die Fürſtin?"

„Sie drang zu meinem Vater und ſprach übel von Fedor Michailowitſch."

„Das Gute, welches General Metſcherski's reizende Tochter von ihrem Verlobten redete, überwog."

Ja, gleich einer leichten Wetterwolke zog die Wirkung ihrer Bosheit vorüber. Fedor Michailowitſch theilte mir mit, daß ſie im Palais vollſtändig getrennt lebten, ohne ſich auch nur zu ſehen; mich behandelte die Fürſtin, wenn uns der Zufall zuſammenführte, mit offenbarem Haß. Um ſo überraſchender kam eine Einladung, mit ihr zu den Katſcheli (Schaukelfeſt, um Oſtern) zu fahren. Sie ſagte mir unterwegs Abſcheulichkeiten über Fedor Michailowitſch, die Dinge waren ſo häßlich, ſo empörend, daß ich ſie gar nicht verſtand."

„Auch dies draſtiſche Mittel half nicht?"

„Nein, ich fühlte mich einige Stunden unglücklich; aber Fedor Michailowitſch' Gegenwart zerſtreute all' die trüben Gedanken. Uns zu trennen reichte die Kraft einer boshaften Frau nicht aus, dazu bedurfte es eines Dämons."

„Hatte die Fürſtin irgend einen gefälligen Asmodi in ihrem Solde?"

„Sie gewann ihn in der Perſon von André Iwanowitſch Smirdin!"

„Ihres Gemahls?"

„Des Staatsraths!"

„Wie ſonderbar! Herr von Smirdin dünkt mir ein kluger, unterrichteter, energiſcher Mann von ehrenvoller Feſtigkeit des Charakters, er iſt reich, in der Mitte einer glänzenden Laufbahn und ſcheint mir nicht nöthig zu haben, bei ſchmählichen Mitteln Hülfe zu ſuchen."

„Sie beurtheilen den Staatsrath theilweiſe richtig; er iſt keiner der wohlfeilen Dutzendſchurken, die das Böſe aus Dummheit oder Schwäche begehen, aber er verfolgt ehern und unerbittlich ſeinen Weg, gleichviel ob er damit Andere zermalmt. Auch haben Sie vergeſſen, daß Smirdin zu jener Zeit einfach Copiſt im Miniſterium war und von ſeinem Onkel keine Unterſtützung erhielt."

„Herr von Smirdin liebte Sie ebenfalls."

„Lieben iſt nicht das rechte Wort, es paßt nicht auf ihn. Er war in der nämlichen Kronanſtalt mit Fedor Michailowitſch erzogen worden. Die beiden jungen Leute ſchloſſen ſich aneinander und der Staatsrath genoß viel Angenehmes dadurch, daß ihn ſein Freund in den Ferien ſtets zu Fürſt Schulkine mitnahm. Beim Austritt aus der Erziehungsanſtalt half Fürſtin Schulkine's Verwendung Fedor Michailowitſch zu einer guten Anſtellung, während Smirdin, ungeachtet ſeiner ausgezeichneten Noten, ſich mit der niedrigſten Stufe der langweiligen Beamtencarrière begnügen mußte Auch in unſer Haus führte mein Verlobter den Freund"

Digitized by Google

„Was der Staatsrath nachher beging: er hatte die Entschuldigung, daß Ihre Liebenswürdigkeit ihn bezauberte und hinriß."

„O ja, die leichte, angenehm angeregte Unterhaltung meiner kleinen Abendgesellschaften behagte seinen überarbeiteten Nerven. Ich besuchte damals gerade die große Welt wenig, weil ich Fedor Michailowitsch ermüdet und angegriffen fand; dafür bot ich ihm Zerstreuung durch einen gewählten Kreis zu Hause."

„Wenn der tüchtige Mann Ihren Werth erkannte und nach dem Besitz strebte, möchte ich ihn darum nicht verurtheilen."

„Davon verrieth der Staatsrath wenig; genug — mir war er instinctmäßig zuwider, seine kalte, berechnende Weise machte mich erstarren. Indessen gewann er langsam rings umher Freunde. Meinem Vater erwies er sich in einer schwierigen Gutsangelegenheit nützlich; Fürstin Schulkine schenkte ihm volles Vertrauen. Natürlich blieben mir und Fedor Michailowitsch die Zusammenkünfte der Beiden sowol als ihre geheimen Berathungen verborgen. Wir sollten nur die herbe Frucht kosten."

Frau von Smirdin brach überwältigt ab. Ihren Körper erschütterte convulsivisches Zittern, die eigenthümlichen Augen blickten starr und unheimlich gerade vor sich hin.

So lebhaft meine Neugierde und sogar meine Theilnahme erregt war, bat ich sie doch, lieber peinlichen Erinnerungen nicht nachzuhängen.

„Wir sind nun glücklich und vereint", versetzte sie, während ein reizendes Lächeln der Spannung in ihren Zügen folgte. „Zehn verlorene Jahre, ein Gatte, vier Kinder und eine Schändlichkeit liegen zwischen damals und jetzt."

„Fedor Michailowitsch benahm sich bei der ganzen Sache passiv?"

„Was sollte er beginnen? Es fehlte ihm sogar die Ahnung, daß und wie sein Freund ihn verrieth."

Wieder wogte die runde, zarte Brust stürmisch unter dem Gentianenstrauße.

Frau von Smirdin trat an's Fenster.

„Das Wetter hat sich aufgeklärt, gehen wir in's Freie", sagte sie.

Bereits hatte auch die durstige Erde den Regen aufgesaugt, Diamanten perlten in den Gräsern, die Bäume strömten würzigen Wohlgeruch aus. Der ganze Haushalt befand sich wieder draußen, Knechte und Mägde gingen ihren ländlichen Geschäften nach, die kranke Bäuerin saß auf der Bank vor dem Hause und neben ihr der rothe, stämmige Gefährte, seinen Pfeifenstummel dampfend. Das hübsche Maidele nähte eifrig Spitze.

Für Jeden hatte Frau von Smirdin eine leichte Scherzrede; die schwerfälligen, derben Gesichter verzogen sich zu zufriedenem Lachen, sobald nur die fremde Dame nahte. Ihrer niedlichen Schülerin strich sie freundlich kosend die Wangen und lobte deren Arbeit.

„Dem Herrn hat es oben gefallen, Maidele", sagte sie; „wir zusammen richteten ja die Stube ein; wir besorgen die Pflanzen und pfle-

gen die Thiere. Komm mit in den Garten und ſieh, wie der Sturm dort unter unſeren Blumen gehauſt hat."

Leichtfüßig ſprang ſie uns durch das enge Pförtchen voran; etwas kindlich Frohes, Vogelhaftes ſprach aus dem Weſen dieſer Frau.

Viele Töpfe waren umgeworfen, mancher Zweig vom Stamm gelöſt. Frau von Smirdin griff ſogleich zu, Maidele und ich halfen.

Gern hätte ich um Fortſetzung ihrer Erzählung gebeten, allein die Gegenwart des Mädchens verhinderte es.

Das Getrampel eines Maulthiers unterbrach unſere Beſchäftigung. Fedor Michailowitſch war aus der Stadt zurückgekehrt. Unter dem Einfluß von Victorinen's magnetiſchem Blick belebte auch er ſich wunderbar. Verſchwunden ſchien jetzt alles ſchlaffe Weſen.

Mit ſeligem Lächeln führte ſie ihn in's Haus.

Viertes Capitel.

Dämmernd ſaß ich mit einem Buch auf der Waſſerpromenade; über die Brücke kam eine dicke, nachläſſig gekleidete Frau, nebſt einem lächerlich herausgeputzten kleinen Mädchen; ein Baſtard von Spitz und Mops wackelte unbehülflich zwiſchen den Beiden, den Zug beſchloß ein mit verſchiedenen Kleidungsſtücken und Schirmen beladener Diener.

Ich hatte Fürſtin Schulkine erkannt; es war genug, mich zum Aufbruch zu treiben. Hinter mir kam aber puſtend das kleine Unthier gerannt, Warinka ſchrie meinen Namen, erreichte mich endlich und riß mich am Rockſchoß.

„Die Fürſtin wünſcht Sie zu ſprechen", ſagte das Kind.

Eine Mantille der Gebieterin, zu weit und zu lang für das Mädchen, ſchleifte im Staube, das Geſicht mit den derben Backenknochen, den geſchlitzten Naſenlöchern, den ſchiefen, kleinen Augen der kalmückiſchen Race verſchwand im rieſigen Strohhut, das Röckchen dagegen war verwachſen und ausgewaſchen.

Warinka zerrte mich zu ihrer Herrin zurück.

„Geſtern war er in der Stadt! Ich habe ihn geſehen!" rief mir Wera Nikolaewna zu.

„Wenn Sie Fedor Michailowitſch meinen, der iſt auch mir begegnet."

„Wo?"

„Auf dem Wege von der Fragsburg her nach der Stadt."

„Er ging an meinem Fenſter vorüber, ohne nur einen Blick hinauf zu thun. O, die Welt iſt undankbar! Ich konnte den Bettler auf die Straße werfen nach des Fürſten Tod, ſtatt deſſen hielt ich ihn hoch. Als er kränklich ward, führte ich ihn in's Ausland. Nachher verſchaffte ich ihm zum zweiten Mal eine Stelle im Staatsdienſt. Zehn Jahre lebten wir glücklich zuſammen in meinem Gouvernement. Dies Frühjahr huſtete er ein wenig und die Aerzte riethen Ems an. Meiner Abneigung zum

Digitized by Google

Reiſen ungeachtet brachte ich abermals das Opfer. Ihm mein Vermögen zu ſichern, das gute Werk des Gatten ſelig zu vollenden, ſchlug ich jede Heirath aus — dafür flieht mich Fedor Michailowitſch!"

„Es laſſen ſich eben der Menſchen Gefühle nicht erkaufen und Intereſſe ſchlingt nie ein zuverläſſiges Band."

Wera Nikolaewna lachte trocken.

„Fedor Michailowitſch wäre nicht ſo ſchlimm; die Natter iſt an Allem ſchuld!"

„Die merkwürdige Frau liebt ihn weit mehr, als er mir es zu verdienen ſcheint — ſie hat ihn von jeher geliebt."

„Es war wirklich eine große gegenſeitige Paſſion und erloſch doch gleich Strohfeuer."

Das Geſicht der Fürſtin glänzte von boshafter Freude; ſichtbar ergötzte ſie ſich in der Erinnerung des damals von ihr und Smirdin herbeigeführten Bruches.

„Ich vermuthe, die Liebe ſtarb keines natürlichen Todes; man mordete ſie!"

Wera Nikolaewna blickte mich ſcharf an und ihr marmorbleiches Geſicht ward roth; über das angewandte Mittel, Victorinen und deren Verlobten zu trennen, ließ auch ſie ſich nicht aus.

„Eine Gattin, eine Mutter — ihre Familie verlaſſen und dem Geliebten anhängen, welche Sünde!"

Die Augen der Fürſtin verdrehten ſich in frommem Entſetzen.

„Wie viel mag an dem Herzen der armen Frau geſündigt worden ſein, bis es ſo weit kam!"

„Victorine konnte und mußte ihre Pflicht erfüllen, unter allen Umſtänden ihre Pflicht; Staatsrath Smirdin iſt ein vortrefflicher Mann, er hielt ſie in Ehren, er gab ihr, was nur eine Frau begehren kann."

„Möglich, daß ſie bei alledem an Liebe darbte."

„Was meinen Sie, daß Fürſt Schulkine mir davon bot?"

„Sie gaben ſich für hohen Rang und Reichthum hin. Die Ehe iſt ein merkwürdiger Geſellſchaftsvertrag; wer Gemüth und Herz zu bieten hat, darf auch ſolches fordern."

„Bah! Sie hatte ihre Kinder, die mußten genügen."

„Es ſcheint nicht! Wir begegnen häufig dem Irrthum, eine Art Liebe für eine andere Art als Erſatz bieten zu wollen. Wo die Frauen auf das eine Gebiet allein angewieſen ſind, wird eben ihr Herzensbedürfniß grenzenlos und nur ermüdende mechaniſche Arbeit oder geiſtige Thätigkeit vermögen das Gleichgewicht herzuſtellen."

Die Fürſtin achtete meiner Worte nicht länger, ſie blickte ſtarr nach der Brücke.

„Das iſt ſie!" ſchrie ſie auf, in purpurner Zorneshitze erglühend.

Raſch hatte ſich die alternde dicke Frau erhoben und ſchien mir Victorinen einholen zu wollen.

Beſchwichtigend legte ich meinen Arm auf den der Fürſtin.

Digitized by Google

„Bleiben Sie ruhig", bat ich, „laſſen Sie mich einige Worte mit Frau von Smirdin ſprechen, ich kehre hierauf wieder zu Ihnen zurück."

Zögernd willfahrte ſie mir.

Erſt am Stadtthor gelang es mir, die zierlich in ſchwarze Seide gekleidete Geſtalt einzuholen. Der merkwürdige Kopf war von ſchwarzem Spitzenſchleier verhüllt. Ich hatte Victorine nur an dem anmuthigen Schweben ihres Ganges, die Fürſtin ſie blos durch den Inſtinct des Haſſes erkannt.

Frau von Smirdin ſah verſtört aus, unheimlich leuchteten die Augen. Sie lief in nervöſer Haſt vorwärts, ohne mich zu beachten.

„Iſt etwas vorgefallen, gnädige Frau?"

„Mein Gott, ja; Fedor Michailowitſch iſt plötzlich von ſeinem alten Uebel wieder befallen worden, er muß ſich erkältet haben, ich eile zum Arzt, wir haben ſchon nach der Stadt geſendet, allein die Menſchen hier ſind ſo fürchterlich langſam."

Sie ſprach es faſt keuchend und hielt auch jetzt ihre Schritte nicht an.

„Beruhigen Sie ſich; der Anfall wird kaum ernſte Folgen haben, ich komme heute Abend noch zu Ihnen hinauf und bleibe die Nacht über bei dem Kranken; nur möchte ich erſt Fürſtin Schulkine ſicher nach Hauſe bringen, ſie wäre zu einem Auftritt auf der Straße fähig."

„Die Fürſtin hier!" rief Victorine tonlos.

Sie blieb jetzt ſtehen und preßte ihre beiden Hände an die Bruſt.

„Nehmen Sie ſich vor einem Spion in Acht", verſetzte ich engliſch; denn eben ſah ich Warinka hinter meiner Hüfte auftauchen.

„Sie wird uns wieder trennen! Doch nein, er liebt mich ja — ein Mißverſtändniß iſt zwiſchen uns nicht mehr möglich."

Als das grauenhafte Kind an dem ihm unbekannten Idiom wahrnahm, daß es verrathen ſei, lief es zu ſeiner Gebieterin zurück. Ich wechſelte noch einige beſchwichtigende Worte mit der aufgeregten Frau, drückte ihre Hand und entfernte mich dann langſam.

„Erkältet iſt er und ſie holt den Arzt für ihn", bemerkte die Fürſtin ſogleich; „ich behauptete von jeher, daß er eine elende Geſundheit beſitze."

„Seltſam — dieſer Mann, unfähig, für ſich ſelbſt zu ſorgen, müßte jedem unbefangenen Menſchen eine Laſt dünken, und Sie laſſen ſich in Ihrer Lebensweiſe, in Ihren Bewegungen beſtimmen durch Fedor Michailowitſch!"

„Meinen Sie! Faſt möglich, daß Sie Recht haben; wenn er wirklich ſehr krank iſt, dann machte ich Victorinen kein großes Geſchenk mit ihm!"

„Ich begreife niemals, wie man ohne ſtarke Liebe, ohne die allerbefriedigendſten Wechſelbeziehungen ſich ein fremdes Leben aufbürden mag."

Wera Nikolaewna verſtummte und fiel in Sinnen. Wahrſcheinlich gingen an ihrem Geiſte all' die verſchiedenen Scenen ihres alten Kam-

Digitized by Google

pfes mit Victorinen vorüber. Höhnisches Lächeln zuckte um ihre Lippen. Vielleicht wog sie Fedor Michailowitsch' Verdienst und der Mann wurde zu leicht befunden.

Oder auch: sie erwog die ihr wolbekannten Eigenschaften desselben und rechnete auf endlichen Sieg.

Warinka benutzte die Zeit, aus der schönen emaillirten Tabatière der Fürstin eine Prise zu stehlen, welche sie in ihre kleine Nase stopfte. Sie ward ertappt und erhielt einen Schlag auf die Hand. Die Kleine brach in ein Geheul aus, dabei log sie sich aber unter Thränen von aller Schuld rein. Wera Nikolaewna war zu träge, die Sache zu prüfen und schenkte dem Mädchen etwas Geld, sich Zuckerwerk zu kaufen.

„Morgen werde ich abreisen", versetzte die Fürstin plötzlich.

„Sie thun wohl daran; der Aufenthalt hier könnte Ihnen nur unangenehm sein und jetzt haben Sie noch eine gute Jahreszeit zur Heimkehr."

„Wollen Sie mir für Mittag Postpferde bestellen, Franz Petrowitsch?"

„Mit Vergnügen."

Hierauf ertheilte mir Wera Nikolaewna noch zahlreiche Aufträge. Es gab wenige Menschen, die sich mit anderer Leute Zeit und Bequemlichkeit solche Freiheiten erlaubten, als eben sie.

Sobald ich loskommen konnte, schlug ich den Weg nach dem Berghof ein Bei Fedor Michailowitsch war mittlerweile der Arzt gewesen. Dieser hatte nur Ruhe und große Schonung empfohlen. Der Kranke fügte sich mit unsäglicher Angst um seine Gesundheit jeglicher Vorschrift. Regungslos lag er im Bett und Victorine mühte sich, all' seine Wünsche zu errathen.

Gegen Abend fiel er in ruhigen Schlaf. Frau von Smirdin fieberte selbst, ich bat sie, Fedor Michailowitsch unter Maidele's Obhut zu lassen und mit mir hinab auf die Gartenstraße zu kommen.

An der Weise, wie sie sich auf meinen Arm stützte, konnte ich abnehmen, wie sehr sie erschöpft sein mußte. Ich trug sie fast nach der Steinbank. Das Mondlicht schimmerte auf die weißen Kleider Victorinen's, um die Schultern hatte sie einen blendenden arabischen Burnus geschlungen und den Kopf verhüllte die Kapuze zum Theil.

Ich erzählte ihr jetzt Fürstin Schulkine's Entschluß abzureisen — sie athmete hoch auf.

„Halten Sie mich nicht für schwach", bemerkte Victorine; „aber die Entfernung jener Frau schafft mir Erleichterung. Langer Kampf macht uns müde und feig", fügte sie hinzu.

„Arme Liebe", dachte ich, „gegen wie viel hat sie hier zu kämpfen! Da steht ihr das Verdammungsurtheil der Welt entgegen, ein anderweitig geschlossener Bund, sogar materielle Schwierigkeiten, schlechte Gesundheit und eine böse Frau — lauter mächtige Feinde."

„Nicht als ob ich Fürstin Schulkine fürchtete", fuhr Victorine fort; „so lange ich an Fedor Michailowitsch glaube, bin ich stark. Das ist

Digitized by Google

eben das Teufliſche, was jener Frau einmal gelang: ſie untergrub mein Vertrauen zu dem Geliebten und raubte mir damit die Seele aus dem Körper."

„Sie blieben neulich auf dieſem Punkte bei Ihrer Erzählung ſtehen; würde es Sie erſchüttern, mir den Schluß mitzutheilen?"

„O nein! Aus der heitern, glücklichen Gegenwart blickt es ſich gut in die graue, düſtere Vergangenheit."

„Wie ſiegte die Liebe?"

„Fürſtin Schulkine's ſchändlicher Anſchlag gelang damals. Ich ſelbſt ſtieß Fedor Michailowitſch von mir. Mein Geliebter warf ſeiner ſogenannten Wohlthäterin die ſchwarze Handlung vor, ſie geriethen in bittern Streit und brachen mit einander. Fedor Michailowitſch zog ſich in ein Hôtel garni zurück und lebte dort von den Einkünften ſeines Amtes"

„Das war der erſte Schritt zu voller Freiheit, zu echter Mannes-würde!"

Frau von Smirdin ſchüttelte den Kopf.

„Armes Herz!" rief ſie aus, „für Viele wäre die Lage paſſend geweſen, aber Fedor Michailowitſch litt. Sein Schönheitsſinn fand ſich durch die gemeine Umgebung beleidigt, er entbehrte wirklich, dazu drückte der Kummer über unſere Trennung; ſo wurde er ernſtlich krank. Launenhaft wie immer holte ihn Fürſtin Schulkine eines Tages ab und führte ihn mit ſich in's Ausland."

„Aber was geſchah mit Ihnen, gnädige Frau?"

„Ich blieb erſtarrt, betäubt zurück — mir ſchien die Sonne am Himmel erloſchen und dennoch ging Alles im gewohnten Geleiſe fort. Auch Herr von Smirdin verfolgte ſeinen ruhigen Weg und ſetzte ſich immer feſter in der Menſchen Meinung. Er rückte vor, zu gleicher Zeit ernannte ihn ſein Onkel, der ihn ohne Unterſtützung ließ, ſo lange er dieſelbe nöthig hatte, zum Erben. Beim Vater warb er um mich und die Eltern prieſen ihn als willkommenen Freier. Mir dünkte er minder unerträglich, als jeder andere Gatte, weil hier durchaus keine Liebe in's Spiel kam, und dann wollte ich vergeſſen, mich in neue Verhältniſſe ſtürzen, alte zu verwiſchen — ſo ward ich Smirdin's Frau! Die Ehe lehrte mich raſch, ohne Liebe gäbe es kein wahres Leben — ich vegetirte blos. Der Staatsrath verſuchte nicht, meine Neigung zu zwingen; ſein Amt, ſein Ehrgeiz und verwickelte Verwaltungsgeſchäfte gaben ihm hinreichend zu thun. Er ſtieg von Stufe zu Stufe, ich lebte neben ihm, aber geiſtig und gemüthlich allein. Fürſtin Schulkine war mit Fedor Michailowitſch wieder heimgekehrt; es hieß, er ſei geneſen. In Petersburg hielt ſie ſich nicht auf, ſondern reiſte ſogleich nach ihrer Kreisſtadt. Jahre vergingen, meine Kinder wuchſen um mich heran, da führte mir der Zufall ein Blatt Papier in die Hand. Es enthielt nur wenige abgeriſſene Zeilen; ſie reichten zu der Entdeckung hin, mit welchen Mitteln man mich von Fedor Michailowitſch getrennt hatte. Jetzt ſchwanden mir plötzlich alle Nebel der Täuſchung, ich fühlte, daß ich meinem Jugendgeliebten noch immer leidenſchaftliche, glühende Zärtlichkeit weihe und

Digitized by Google

daß ich den Staatsrath haſſe. Dieſes mein Geſtändniß nahm Letzterer in ſeiner kühlen Weiſe auf. Doch gelang es weder dem Spott, noch Verſuchen von Gewalt, mich zu entwaffnen. Wir waren nun ſo getrennt, als es Menſchen in unſerer Lage ſein konnten; ſelbſt die Liebe zu meinen Kindern ſchwand, denn er hatte ja auch Theil an ihnen. Allmählich litt meine Geſundheit, ich wurde reizbar, abgeſpannt und verſtimmt. Die Aerzte befürchteten ein ſchweres Nervenleiden und riethen zeitweiſe Trennung von meiner häuslichen Umgebung, nebſt tiefer Ruhe unter mildem Himmelsſtriche. So wurde ich aus meiner Sclaverei erlöſt. Ich reiſte langſam, ohne Freude. Wol iſt die Seele das Medium, welches uns alle Gegenſtände färbt; denn nichts intereſſirte mich, nichts dünkte mir ſchön. Oft müde und häufig raſtend erreichte ich erſt nach einigen Monaten Südtyrol. In der „Kaiſerkrone“ zu Botzen ſtieg ich nach langem Reiſetage matt die Treppe hinan. In der erſten Etage öffnete ſich eine Thür, ich ſah eine wolbekannte, liebe Geſtalt — mir entrang ſich der Ruf: „Fedor Michailowitſch!“ Er fuhr in die Höhe, er trat heraus, eine Secunde ſpäter lagen wir uns in den Armen, waren vereinigt für's Leben. Was ſoll ich Ihnen noch weiter berichten von einer köſtlichen Fahrt in der Nachtkühle hierher, von dem ſtillen, lieben Neſt, das wir fanden. Die Fürſtin war eben aus dem Hôtel abweſend; ſo ſtellte ſich unſerer gemeinſchaftlichen Abreiſe kein Hinderniß in den Weg. Das Glück heilte mich raſch, wie durch ein Wunder erlangte ich die Geſundheit zurück, meine Kräfte wuchſen über Nacht. Seitdem dünkt mir das Gras grüner und der Himmel blauer als ſonſt, die ganze Welt erſcheint mir in ein glänzendes Licht getaucht; denn ich liebe.“

„Möge der holde Wahn lange anhalten.“

Victorine lächelte heiter und verſchwand in's Haus.

Am folgenden Morgen befand ſich Fedor Michailowitſch beſſer; ich verabſchiedete mich zeitig und verſprach noch den nämlichen Tag die gute Nachricht von der wirklich erfolgten Abreiſe der Fürſtin hinaufzubringen.

Vor der Poſt lauerte Warinka auf mich

„Sie ſollen die Pferde abbeſtellen“, rief mir das Kind zu.

„Aber weshalb?“

„Die Fürſtin will eben nicht reiſen!“

Fünftes Capitel.

Fedor Michailowitſch' vollſtändige Geneſung ließ noch immer auf ſich warten. Es ſchien ihm im Ganzen beſſer zu gehen, allein die geringſte Veranlaſſung führte einen Rückfall herbei. Mehr und mehr ward er „ein Kranker“. Dieſer bald anerkannte Zuſtand führte Launen und zahlreiche Bedürfniſſe mit ſich.

Für einen Zeugen wurde es wahrhaft empörend, mit welchem Egoismus er alle Kräfte Victorinens anſpannte. So ſehr ſie es mir verbarg, verriethen mir doch einige kleine Umſtände, daß ſie des Nachts

Digitized by Google

arbeite, um tagsüber für all' seine Anforderungen bereit zu sein. Ebenso glaubte ich zu errathen, sie darbe, damit er jede vorübergehende Laune eines müßigen Kranken befriedigen könne.

Täglich trat ich Victorinen zu Lieb' die Wanderung nach dem Berghofe an. Sie benutzte die Zeit meiner Anwesenheit, sich ein wenig zu erholen und ließ mich meistens mit Fedor Michailowitsch allein.

Eines Nachmittags traf ich ihn abgespannt auf der Steinbank der Terrasse liegend. Purpurkissen stützten sein Haupt, er trug einen Schlafrock von dunkelblauer Seide und ein türkischer Shwal war über ihn gebreitet, seine Hände zerknitterten ein durchsichtig feines Taschentuch.

Das noch immer hübsche Gesicht sah unmuthig aus.

Zum ersten Male überraschte mich der gänzlich metallose Klang seiner Stimme.

„Wie geht es heute Herr von Borchewskoi?" fragte ich die mir nachlässig gereichte Hand erhebend.

„Schlecht und es wird auch nicht besser werden, so lange ich hier oben bin — diese Bergluft tödtet mich."

„Wenn Sie etwas tödtet, so sind es zunächst Ihre Einbildungen; Sie geben sich zu sehr nach und bieten die moralische Widerstandskraft, welche der Mensch einem Uebel entgegenzusetzen vermag, gar nicht auf."

„Sie werden mich doch nicht mit deutscher Metaphysik curiren wollen?"

Er richtete sich zornig auf und die Bewegung bewies, daß er viel Muskelkraft besitze.

„Nein, ich bin kein Arzt; nur fürchte ich, all' die ewig wechselnden Einfälle und Wünsche schaden Ihnen und werden zugleich für ihre Umgebung qualvoll."

„Ah! darum handelt es sich; Sie denken nur an Frau von Smirdin!"

„Mir ist die Aufopferung einerseits und der Mangel an Anerkennung andererseits höchst peinlich."

„Sie irren, ich liebe Victorine!"

Ich schwieg ungeduldig; wähnen doch manche Menschen mit ihrer gänzlich werthlosen Liebe Alles gelohnt, Alles abgethan zu haben!

„Mir kann nur im Süden geholfen werden."

„Aber Sie befinden sich ja im Süden"

„Ich bin in den Alpen und muß an's Mittelländische Meer."

„Das rechte Klima für eine bestimmte Constitution festzusetzen ist wegen der veränderlichen und mannichfaltigen dabei in Betracht zu ziehenden Umstände kaum möglich."

„So viel weiß ich, daß ich hier zu Grunde gehe und in Nizza oder Cannes meine Gesundheit wiederhergestellt hätte. Victorine ist an meinem Unglück schuld! Hätte sie mich nicht von Fürstin Schulkine fortgenommen, so könnte ich hingehen, wohin es mir gelüstete." Ein Glas fiel zu Boden und zersprang klirrend. Wir gewahrten Frau von Smirdin; sie zitterte gleich Espenlaub und jede Spur von Farbe hatte ihr Gesicht geflohen. Sie war eben gekommen, Fedor Michailowitsch einen Kühltrank zu reichen und hatte seine letzten Worte mit angehört.

Digitized by Google

„Sie sollen an's Mittelländische Meer", sagte Frau von Smirdin sich fassend.

Er küßte ihr verlegen die Hand. Sie blickte mit unendlicher Liebe auf ihn, wie eine Mutter es nach dem Kinde thut, welches ihr unsägliche Schmerzen bereitet hat.

„Bleiben Sie hier oben, bis ich wiederkehre."

Victorine richtete die paar Worte an mich, nickte uns ihren Abschiedsgruß zu und ging fort.

„Was mag sie nur vorhaben?" bemerkte Fedor Michailowitsch.

„Irgend ein Opfer. Sie zerreißen der Frau das Herz."

„Bah! es giebt nur zwei wirkliche Uebel. Diese bestehen darin krank zu sein und kein Geld zu haben."

Stunden verflossen; lang und langweilig für mich, durch Victorinen's Wunsch an den mir nicht passenden Gefährten geschmiedet. Endlich kehrte Frau von Smirdin wieder heim; ihr Schritt war elastisch, frei und leicht, ihr Gesicht strahlte vor Freude.

„Treffen wir unsere Reisevorbereitungen, Fedor Michailowitsch", flüsterte sie zärtlich über ihn geneigt.

„Womit sollen wir reisen?"

„Wir sind reich!"

„Ich brauche einen Bedienten, eine sonnige geräumige Wohnung in lebhafter Lage und einen Wagen, um jeden Tag ohne Anstrengung in's Freie zu gelangen."

Das Licht schwand aus den ausdrucksvollen Zügen der Frau.

„So weit reichen unsere Mittel nicht", bemerkte Victorine tonlos.

„Lassen wir das Ganze", versetzte er unmuthig; „warum mußten Sie auch unerfüllbare Hoffnungen erregen!"

„Ihre Wünsche sollen befriedigt werden, Fedor Michailowitsch."

„Wie wäre dies möglich?"

„Wir" — die Stimme Victorinens zitterte so, daß ich sie nicht mehr verstand — „trennen uns", setzte sie gefaßter werdend hinzu. „Sie reisen allein nach Italien und ich wende einstweilen die vielen Dinge, welche man mich lehrte, an, um Geld zu erwerben."

„Der Plan dünkt mir abenteuerlich und unausführbar; überdies bedarf ich Jemandes zur Pflege, sowie zur Gesellschaft. Indessen kam mir ein Einfall, wie vielleicht zu helfen sei."

„Wir könnten zusammen bleiben?"

„Natürlich, allein reise ich nicht."

Glück glänzte wieder auf den beweglichen Zügen der Frau; sie hielt für Liebe, was nur der Gipfelpunkt seiner Selbstsucht war!

„Fürstin Schulkine befindet sich noch in Meran", wandte sich Fedor Michailowitsch an mich.

„Ja."

„Als ich sie eilig verließ, blieben zahlreiche mir gehörige Gegenstände von Werth in ihrem Besitze zurück; könnte man die Herausgabe von ihr erlangen, so wäre uns geholfen."

Digitized by Google

„Fedor Michailowitſch muß nach dem Süden", murmelte Victorine die Augen bittend auf mich gerichtet.

„Ich verſtehe, gnädige Frau; Sie wollen mich mit der unangenehmen Sendung beauftragen und aus Ergebenheit für Sie bin ich auch bereit, nur hege ich geringe Hoffnungen erfolgreich zu ſein."

„Wie! ſie kann Ihnen ja nicht verweigern, Fedor Michailowitſch' Eigenthum herauszugeben und wenn noch überdies ſeine Ausſicht auf Wiederherſtellung davon abhängt, dann iſt es geradezu unmöglich, daß ſie es zurückhält."

„Wir werden ſehen."

Fedor Michailowitſch verlangte Papier und Bleiſtift. Er fing an die Gegenſtände zu verzeichnen, wurde aber bald träge und dictirte Victorinen die lange Liſte.

Mit dem Documente bewaffnet, machte ich mich auf den ſauren Gang.

Fürſtin Schulkine weilte nun tagelang hinter geſchloſſenen Fenſterläden; nur wenn es finſter wurde hatte ich ſie zuweilen mit Warinka und dem Hunde über die Waſſermauer huſchen ſehen. Sie ſchien mir vollſtändig dem Spleen verfallen.

Meine Augen mußten ſich erſt an die Dunkelheit gewöhnen, bis ich wahrnahm, wie ihre Geſtalt in weißem, zerknitterten Nachtkleide ſich vom Lager erhob. Der Hund kläffte und Warinka verkroch ſich bei meinem Eintritt.

„Was ſuchen Sie bei mir, Franz Petrowitſch", redete mich Wera Nikolaewna an; „Sie gingen ja vollkommen zum Feinde über."

„Verbannen wir alle Leidenſchaftlichkeit aus unſerer Unterredung", bat ich.

„Gut; was wollen Sie? Mir dünkt, daß die Menſchen, wenn ſie zu mir kommen, ſtets einen Plan damit verbinden."

„Fedor Michailowitſch läßt um den zurückgebliebenen Reſt ſeiner Sachen erſuchen."

„Ich bedaure, ihm nicht willfahren zu können; indeſſen hätte er das Zwilchröckchen doch ſchon längſt verwachſen, ich habe es einem Gärtnerjungen geſchenkt."

„Sie befinden ſich in einem Irrthum", entgegnete ich, auf die höhniſch vorgetragene Rede; „hier ſchickt er das Verzeichniß."

Die Fürſtin gab ſich nicht die Mühe, das Blatt zu leſen, ſie nahm es nicht einmal aus meiner Hand.

„Franz Petrowitſch", verſetzte ſie, „ſind Sie getäuſcht worden? Oder wie kämen Sie ſonſt dazu, eine unverſchämte Forderung zu unterſtützen! Als der Bettler am üblen Tage unſer Haus betrat, brachte er außer den ärmlichen Kleidern, welche er am Leibe trug, nichts mit!"

„Sei es, daß Fedor Michailowitſch Alles dem Fürſten und Ihrer Großmuth verdankt, ſo iſt doch was Sie ihm ſchenkten nun zweifellos ſein Eigenthum."

„Die Gegenſtände waren ihm blos zur Benutzung geliehen."

Digitized by Google

„Lassen wir das Wortgefecht, die gerechte Entrüstung über erlittenen Undank reißt Sie hin. Fedor Michailowitsch unterlag einem Anfalle seines altes Uebels, nur von dem Aufenthalte in einer besonders begünstigten Winterstation erwartet er Heilung. Die Gegenstände sollen ihm das Mittel dazu bieten."

„Welches Interesse könnte mir seine Genesung einflößen! Mag er zu Grunde gehen!"

Obschon ich Aehnliches vorher gesehen, berührte mich doch der Ausgang meiner Mission höchst unangenehm; zerstreut und verstimmt trat ich aus der „Post".

Eine leichte Hand legte sich auf meinen Arm.

„Ihr Gesicht verräth mir, daß die Sendung mißlang."

„Sie folgten mir!" bemerkte ich, verwundert in Frau von Smirdin's gegen mich erhobenes Gesicht blickend.

Victorine nickte traurig.

„Auch mir kommt der Ausgang nicht unerwartet, denn ich kenne die Frau."

„Herr von Borchewskoi muß sein Vorhaben aufgeben."

„Nein, er soll erreichen, was er wünscht; sonst vermehrt der Unmuth sein Uebel."

„Wie glauben Sie dies ermöglichen zu können, gnädige Frau?"

„Begleiten Sie mich zur Fürstin Schulkine."

„Die giebt nicht nach; Sie setzen sich vollkommen nutzlos deren Beleidigungen aus."

„Kommen Sie!"

Aufgeregt schritt mir Victorine voran, es blieb mir nichts übrig als zu folgen.

Wera Nikolaewna sprang gleich einer verwundeten Tigerin auf, sobald sie Frau von Smirdin erblickte. Diese dagegen ging auf die ältere Dame zu und küßte deren Hand.

„Wagen Sie sich zu mir, um mich zu verhöhnen?" fragte die Fürstin mit Schaum an der Lippe.

„Sie sehen mich hier als Bittende."

„Wenn Sie von mir erreichen wollen, was ich eben abschlug, so ist Ihre Mühe vergeblich."

„Fürstin, ich flehe Sie an — nehmen Sie Fedor Michailowitsch zurück."

Victorine war jetzt auf einen Sitz gefallen. Wera Nikolaewna starrte sie wie sinnlos an, brach aber plötzlich in grelles Lachen aus.

„Natürlich haben Sie ihn satt!"

„Als Sie uns das erste Mal trennten, vergifteten Sie meine Jugend; wenn Sie mir ihn zum zweiten Male rauben, vernichten Sie mein Leben."

Beinahe unverständlich kamen die letzten Worte aus dem Munde der gequälten Frau. Krampfhaftes Schluchzen drang gewaltsam hervor, wild wie ein Bergbach stürzten ihr die Thränen herab.

Digitized by Google

Die grünlichgrauen Augen der Fürstin weideten sich eine Weile an dem Schauspiele; dann versetzte Nikolaewna kalt:

„Morgen reise ich; findet sich Fedor Michailowitsch rechtzeitig an meiner Thür, dann mag er mitkommen."

Die Dame drehte sich auf ihrem Ruhebette nach der Wand zu — unsere Audienz war beendet.

Ich hatte Mühe, die so gewaltsam Erschütterte mit mir fortzuführen. Steinerne Unempfindlichkeit löste die leidenschaftliche Erregung ab.

„Es ist unmöglich, daß Fedor Michailowitsch Sie freiwillig für Fürstin Schulkine verläßt", bemerkte ich.

„Er wird es thun."

„Sie schätzen seinen Charakter so richtig und vermögen doch ihn zu lieben!"

„Giebt es Gesetz, Regel und Maß für Liebe?"

Sechstes Capitel.

Früh und rauh brach der Winter an. Auch ich zog über die Alpen und Apenninen. Von Fürstin Schulkine hörte und sah ich indessen nichts weiter, nachdem mich Neugierde und vielleicht noch ein stärkeres Interesse an dem zu ihrer Abreise von Meran bestimmten Morgen auf den Sandplatz getrieben hatte.

In der Vertiefung einer alten entweihten Kapelle wählte ich meinen Beobachterposten.

Der Reisewagen der Fürstin wurde aus der Remise gezogen, Warinka pflanzte sich spähend und lauernd daneben auf. Plötzlich rannte das Kind in die „Post" zurück.

Um die Ecke von Steinach her kam eine Portechaise, Fedor Michailowitsch saß darin, er ließ sich bis zum Reisewagen bringen, im selben Augenblick erschien auch die Fürstin. Der junge Mann küßte ihr die Hand, sie lächelte seltsam, der Postillon schwang die Peitsche und blies in sein Horn, fort wirbelten die Reisenden über die Etschbrücke dem Süden zu.

Meine Sympathie weilte bei der Zurückgebliebenen.

Einige Tage ließ ich vorübergehen, um die erste Heftigkeit des Gefühls, welche besser keinen Zeugen hat, sich austoben zu lassen.

Als ich den Berghof betrat, befand sich Frau von Smirdin auf einsamem Spaziergange abwesend. Maidele führte mich in ihr Zimmer.

Die Pflanzen hingen vertrocknet herab, mehrere von den schönen Thieren waren aus Mangel an Sorgfalt, der sie nicht entbehren konnten, zu Grunde gegangen.

Es drängte mich nicht in dem Raum, welchen ich vom Glück bewohnt und geschmückt gesehen hatte. So zog ich vor, auf der freien Steinterrasse Victorinens Eintreffen zu erwarten.

Auf der weißen Steinplatte des Tisches standen die Worte: „Nes-

sun maggior dolore que ricordassi nel tempo infelice della felicità! — Kein größerer Schmerz als in unglücklicher Zeit ſich des Glückes erinnern."

Beredt genug ſchilderten wir all' die ſtummen Zeugen Victorinens Kummer.

„Wie erfolgte die Trennung?" fragte ich das Landmädchen.

„In zärtlichſter Liebe und vollſtem Einverſtändniſſe; ſie hing an ſeinem Halſe und ich meinte, ſie würde ihn nie mehr laſſen; auch er weinte. Unterdeſſen wollen ſie ſich häufig ſchreiben und im Frühjahr, wenn der gnädige Herr wieder geneſen iſt, hat er verſprochen, hierher zu kommen. Deſſenungeachtet trauert Frau von Smirdin um ihn, als ſei er ihr für immer geraubt."

Victorine kam nicht heim, und weil mich ſonſt die Dämmerung auf dem mühſamen Wege überraſchen würde, ſah ich mich genöthigt aufzubrechen.

Maidele ſagte mir, ſie beabſichtige Frau von Smirdin zu ſuchen, dieſe bringe Zeit und Ort vergeſſend oft Stunden unbeweglich zu.

Die ſeltſame Frau der treuen Pflege der hübſchen und freundlichen Tochter ihrer Wirthin empfehlend, ſchied ich.

Erſt gegen das Frühjahr erhielt ich eigenhändige Nachricht von Victorinen.

Der Brief lautete:

„Leben Sie wohl!

„Sie waren gut gegen mich, ich bin überzeugt, daß aller Zerſtreuung des Reiſelebens ungeachtet Ihre Gedanken häufig zu der Einſiedlerin des Freibergs wandern. Stellen Sie ſich indeſſen den Winter nicht allzuſchlimm vor — damals hoffte ich noch.

„Fedor Michailowitſch ſchrieb häufig, mit ſeiner Geſundheit beſſerte es ſich Cannes bekam ihm ſo vortrefflich, daß er ſtark genug wurde in Geſellſchaft zu gehen. Fürſtin Schulkine verſammelte in ihrem Hauſe einen eigenen Kreis und ihr Schützling ſah ſich den Mittelpunkt liebenswürdiger Sorgfalt.

„Im Februar traten heftige Winde ein, ſie brachten Fedor Michailowitſch eine Entzündung, es war wie ein Denkzettel ſeiner Krankheit, ihn zu mahnen, daß ſie ihn noch nicht gänzlich verlaſſen habe.

„Zur Wiederherſtellung trank er Eſelsmilch. Nachher ſollte er, um die Molkenkur zu gebrauchen, nach Meran kommen

„Wirklich verabſchiedete er ſich von der Fürſtin und reiſte nach Paris Dort ſtieg er im Grand Hôtel ab und beſchloß, einige Tage zu ruhen Er benutzte auch die Gelegenheit, ein paar berühmte Aerzte zu conſultiren. Alle empfahlen dringend Schonung ſeiner ungegriffenen Bruſt, Aufenthalt in mildem Klima und Vermeidung jeder phyſiſchen ſowol als auch moraliſchen Aufregung.

„Verſtimmt, traurig und allein hielt er ſich bei ſchlechtem Wetter im Gaſthofe auf, ſeine Baarſchaft ſchwand ſchreckenerregend. Er dachte an ſeine, an unſere Zukunft und vermochte keinen lichten Punkt zu finden. Mitten in den trüben Betrachtungen unterbrach ihn Warinka

„Die Fürstin war ihm nach Paris gefolgt, aber ihrem Geize entsprechend in einem wohlfeilern Gasthofe abgestiegen. Sie sandte jetzt das Kind an ihn — nur um nach seiner Gesundheit zu fragen.

„Aus sich selbst fügte die Kleine hinzu: ihre Wohlthäterin befände sich leidend, sie glaube nicht mehr lange zu leben und habe vor, ihr Vermögen in drei gleiche Theile an ihre Verwandten, die Wittwenanstalt und Fedor Michailowitsch zu geben. Der Letztere solle ungeachtet seiner Undankbarkeit miterben, sie wolle den verstorbenen Gatten noch in dessen Schützling ehren.

„Fedor Michailowitsch warf sich sogleich in einen Wagen und fuhr zur Fürstin Schulkine; sie empfing ihn sehr gut, vergoß Freudenthränen, als sie ihn sah und willigte ein, zu ihm in's Grand Hôtel zu kommen. Dort kämpften sie eine volle Woche über den Entwurf des Testamentes.

„Die Capitalien, das Stadthaus in der Gouvernementstadt und das Dorf Mardasi lockten Fedor Michailowitsch gleichmäßig; doch er sollte nur eines davon erhalten. Wenn er endlich seine schwere Wahl traf, durchkreuzte die Fürstin den Entschluß durch eine andere Verfügung.

„Fedor Michailowitsch schrieb mir, er hoffe, mittelst verlängerten Beisammenseins sie ganz gefügig zu stimmen. Sie führte ihn mit sich nach Ems.

„Wir können viel glücklicher zusammen leben und uns weit mehr lieben, wenn wir reich sein werden", fügte er, mich zu versöhnen, hinzu. Die Fürstin sei offenbar leidend und außerordentlich gealtert — sie würde uns nur noch kurze Zeit getrennt halten Ja, er mußte mir sogar bekennen, die Anhänglichkeit jener Frau rühre ihn und er sehe es für seine Pflicht an, den Abend ihres Lebens zu verschönern. Darüber hinaus winke als Lohn unsere Vereinigung.

„Er läßt sich täuschen, ich nicht. Wera Nikolaewna heuchelt Krankheit, sie heuchelt Alter und vor Allem wird sie sich niemals freiwillig ihres Besitzthums, sei es auch blos durch ein Testament, entschlagen In Wahrheit zählt sie kaum fünfzig Jahre und eine bärenhafte Gesundheit verleiht ihr sichere Aussicht, noch dreißig weitere zu leben. Ihre Hinterlassenschaft wird einen Monstreproceß unter der zahlreichen Verwandtschaft verursachen, weder die Wittwen, noch Fedor Michailowitsch erhalten einen Rubel.

„Den Letztern wird sie in möglichst wohlfeiler, schlecht gelohnter Dienstbarkeit so lange sie athmet halten, ohne sich zu bekümmern, was späterhin mit ihm geschieht.

„Mir erscheint das Leben als eine ungeheure Wüste, es ist Zeit, zur Ruhe zu gehen.

„Leben Sie wohl! und möge ich Ihrem Andenken entschwinden, wie das vom Winde verwehte Blatt.

Victorine."

Digitized by Google

Siebentes Capitel.

Dieser Brief enthielt Manches, was mich erschreckte; namentlich verursachte mir Victorinens Lebewohl einen peinlichen düstern Eindruck — in dem verzweifelten Gemüth schien mir der Selbstmord zu lauern.

Frau von Smirdin's Mittheilungen hatten mich erst auf Umwegen und nach Verzögerungen erreicht; so beschloß ich mich direct an Maidele zu wenden, um Kunde von allen Vorfällen auf dem Berghofe zu erhalten.

Der Ungewißheit eines täglich wechselnden Reiselebens halber gab ich die Adresse meines Bankiers in der Stadt ab. Daher verflossen abermals Wochen, bevor die erbetene Aufklärung in meine Hände gelangte.

Durch Maidele, welche in Frau von Smirdin's Umgang sich hinreichend gebildet hatte, um einen erträglichen Brief schreiben zu können, erfuhr ich, die Dame habe den Winter über ein unnatürlich abgeschlossenes Leben geführt, der Briefwechsel mit Fedor Michailowitsch sei ihre einzige Zerstreuung gewesen. Je nachdem die Briefe lauteten, hielt die entsprechende Stimmung an, bis neuer Stoff ein Fallen oder Steigen des Barometers von Victorinen's Gemüth veranlaßte.

Endlich im Frühjahr kam ein Schreiben, dessen Inhalt zwar Maidele nicht erfuhr, aber aus dessen wahrhaft fürchterlicher Wirkung auf die Dame sie wol entnehmen konnte, der lange, phantastisch-leidenschaftliche Liebestraum sei nun gewaltsam zerstört. Victorine brach in keine Klage aus; nur erschien sie wie abwesend, ihre Bewegungen hatten etwas Mechanisches, sie genoß weder Speise noch Trank und an dem gleichmäßigen, ununterbrochenen Fußfall über ihrem Kopfe konnte das Mädchen abnehmen, die fremde Dame habe die ganze Nacht nicht einmal Ruhe gesucht.

Den nächsten Morgen schrieb Frau von Smirdin den Brief an mich, kleidete sich elegant an und ging zu Fuß nach der Stadt, was sie seit dem Herbste nicht mehr gethan hatte. Erschöpft kehrte sie spät zurück. Auf Maidele's theilnehmende Fragen lächelte Victorine. Sie legte sich angekleidet auf's Sopha, goß eine das Wasser grünlich färbende, stark riechende Flüssigkeit in ein großes Glas und leerte dieses ohne abzusetzen.

Maidele fragte, ob Frau von Smirdin Arznei genommen habe? Diese antwortete: „Ja Kind, der Trank heilt alle Leiden!"

Nachher forderte sie das Mädchen auf, sich neben sie zu setzen und plauderte ruhig freundlich mit Maidele. Es mochte einige Stunden gewährt haben, das junge Mädchen begann sich schläfrig zu fühlen.

„Gehe jetzt zu Bett, Du bist müde", sagte Frau von Smirdin, küßte Maidele auf die Stirn und schob sie nach der Thür.

Damals sich entfernt zu haben, ohne den sonderbaren Zustand der fremden Dame weiter zu beachten, wurde späterhin der Gegenstand peinlicher Selbstvorwürfe für das zartfühlende Mädchen. Maidele besann sich noch der Katastrophe, wie sich Frau von Smirdin's Pupille unheimlich erweitert hatte, ihr Gesicht aber erbleicht und von Zuckungen ver-

Digitized by Google

zerrt war. Auch glaubte Maidele in der Nacht zuweilen Stöhnen vernommen zu haben

Die entsetzten Hausleute trafen den Eingang zu Frau von Smirdin's Zimmern verriegelt; alle Zurufe blieben unbeantwortet. Nachdem sich die Familie endlich dazu entschloß, die Thür zu sprengen, fanden sie ihre schlimmsten Befürchtungen erfüllt.

Die Dame lag am Boden besinnungslos, kalt und starr.

Maidele stürzte selbst in wahnsinniger Hast über einen Bergsteig hinab nach Meran und holte den Arzt. Schwache Bewegungen hatten mittlerweile an der Kranken Leben verkündet. Diese erwachte allmälig, aber keineswegs zum Bewußtsein.

Die Muthmaßungen des Arztes waren: Frau von Smirdin habe eine schädliche, zerstörend in's Leben eingreifende Substanz eingenommen, welche indessen nicht hinlänglich stark war, sie zu tödten. Er fühlte sich verpflichtet, den Gemahl der Dame in Kenntniß zu setzen. Maidele erinnerte sich nun, wie Victorine während ihrer einsamen Wanderungen mit Vorliebe Pflanzen gesucht hatte und sich mehrere der als giftig bekannten bezeichnen ließ. Der mangelhafte Apparat ließ keine genaue Destillation zu, folglich gelangten mehrere indifferente, das Gift neutralisirende Stoffe mit in den Trank; diesem Umstande verdankte Victorine das Leben.

Ein heftiges Gehirnfieber brach aus und die durch den Vergiftungsversuch angegriffene Constitution hatte einen harten Kampf zu führen.

Zur Zeit, als mir Maidele schrieb, war auch die Krankheit überwunden; nur außerordentliche Schwäche und Abspannung zurückgeblieben. An Maidele's Arm mußte Frau von Smirdin von Neuem gehen lernen. Uebrigens freute sie sich der Sonne, freute sich der Blumen.

War für Victorine das Leben ein Geschenk?

Ich saß einsam vor meinem Schreibtische, als ich die Frage aufwarf und verneinte.

Bescheidenes Klopfen an der Thür unterbrach mich. Ein sehr glatter, sehr kluger Manneskopf zeigte sich

„Störe ich?" fragte eine affectlose Stimme.

Nicht ohne Erschütterung erkannte ich Staatsrath von Smirdin.

„Ich weiß vollkommen den Werth der Zeit zu schätzen und bedaure in ihre kostbaren Morgenstunden einzubrechen", begann er; „allein ich wollte nicht durch Ihren Wohnort kommen, ohne für alle meiner Frau erwiesenen Gefälligkeiten Ihnen zu danken."

„Wie geht es Frau von Smirdin?" rief ich lebhaft aus.

„Gut; sie fühlt sich noch angegriffen, aber ist sonst vollkommen genesen. Mir gelang es, mich für einige Monate loszumachen; ich holte Victorinen ab und gedenke nun zur Cur nach Kissingen zu reisen. Hierauf kehren wir Beide heim."

„Glauben Sie, daß der Gemüthszustand der gnädigen Frau sich in Rußland bessern wird?"

Digitized by Google

Zögernd hatte ich gesprochen; denn die mich lebhaft interessirende Sache war doch gerade dem Gatten gegenüber heikler Beschaffenheit.

Der Staatsrath zuckte kühl die Achseln.

„Victorine hat zu Hause, was sie vernünftigerweise erwarten kann. Sie findet Wohlstand, eine ehrenhafte Stellung, gut gerathene Kinder und von mir jede billige Rücksicht. Mit Launen und Einbildungen vermag ich nicht zu rechnen. Es ist ein Unglück für eine Frau, allzugescheidt zu sein."

„Dies dünkt mir eine sonderbare Behauptung; angenommen, der Verstand sei ein Gut, so kann Niemand davon zu viel besitzen."

„Zugegeben, in der Theorie; doch gebricht den sehr geistreichen Frauen noch der freie Spielraum zur Entfaltung ihrer Talente, ihrer verwendbaren Kräfte. Es ist einer der zahlreichen bornirten Gemeinplätze: „der Beruf der Frau sei die Familie"; als Thatsache jedoch lassen sich viele anführen, denen eben Kinder und Haushaltung nicht genügen. Wie ein müßiger Mann leicht in Ausschweifungen verfällt, so giebt sich eine unbeschäftigte Frau häufig dem Zeitvertreibe der Liebe hin. Diese läßt, zum Hauptzwecke des Lebens erhoben, wieder nur zwei Wege offen: den Sumpf der Gemeinheit, oder geistige Ueberspannung."

„Wahr! zu wahr!"

„In letzterm Falle putzt sich so eine kranke Frauenseele einen an und für sich werthlosen Gesellen zum Götzen. Jemehr Wirklichkeit und Einbildung auseinanderfallen, umsomehr verbeißt sich die irrgeleitete, überreizte Phantasie in ihr Bild. Kennen Sie einen erbärmlichern Schwächling als Fedor Michailowitsch?"

„Nein, und ich versuchte auch meine Meinung über ihn Frau von Smirdin beizubringen."

„Das war vergebene Mühe."

„Mir ist ein entschlossener Verbrecher, der sich in offenem Kriegszustande mit der Gesellschaft befindet, achtbarer, als ein sogenannt gutmüthiger, von Trägheit oder Genußsucht beherrschter Mensch. Den Ersten darf ich niederschießen, wenn er störend in mein Leben eingreift, der Zweite schleicht sich als Freund bei mir ein, um mich schutzlos unfehlbar zu mißbrauchen und zu betrügen."

„Wir denken vollkommen gleich darüber. Nun hatte ich von Jugend auf Gelegenheit, Fedor Michailowitsch, zu beobachten. Als Knabe war er träge und eitel und prahlte gern mit Fürst Schulkines Gunst Des Gönners beraubt, überließ er sich unmännlichem Gram, der wieder in unerträgliches Großthun überging, als eine launenhafte Frau das Auge auf ihn warf. Frühzeitig verbraucht, moralisch erschlafft war nun Wera Nikolaewna seine einzige Hoffnung. Doch auch den einmal eingeschlagenen Weg vermochte er nicht mit Ausdauer zu verfolgen; er verwirrte seine Beziehungen zu der Fürstin durch die Liebelei mit Victorine. Der Knabe war der Lage zwischen zwei Frauen nicht gewachsen, es trat der Augenblick ein, daß ihm Beide die Thür wiesen. Der niemals fähig gewesen, sich selbst zu helfen gerieth in Krankheit und Elend. Im Peters-

Digitized by Google

burger Logirhause wäre Fedor Michailowitsch unfehlbar zu Grunde gegangen, wenn ihn nicht thörichte Frauenschwäche abermals zum Glanze geführt hätte. Neuerdings begann das alte doppelte Liebesspiel und, wie es in dem Falle nicht anders sein könnte, die reichere der Frauen siegte."

„Mich dünkt, Verachtung müßte Frau von Smirdin heilen."

„Was wollen Sie! Liebe verblendet und sie malt mit falschen Farben. Selbst Verstandesmenschen sind der rosigen Täuschung ausgesetzt, nur mit dem Unterschiede, daß ihnen nach einiger Zeit die Binde fällt, während Schwärmer und Phantasten ihrem selbstgeschaffenen Götzen gläubig anhängen bis zum Ende; oder wenn der eine gestürzt ist, geschäftig sind, einen andern aufzurichten. Ist ihnen gerade keiner zur Hand, dann fühlen sie ihr Inneres hohl und leer und geben sich schwächlicher Verzweiflung hin."

„Ein solcher Zustand kommt geistiger Krankheit gleich."

„Unfehlbar!"

Der Staatsrath brach hier gleichgiltig ab, unser Gespräch auf socialpolitische Fragen lenkend.

Im Laufe des Tages erwiederte ich den Besuch und blieb, bis sie abreisten. Das gegenseitige Benehmen der Eheleute war sonderbar genug. Herr von Smirdin bezeugte sich seiner Frau gegenüber kalt höflich, sie betrug sich schneidend und abstoßend im Verkehr mit ihm. Mit mir sprach sie freundlich; erwähnte aber mit keiner Silbe unserer Meraner Erinnerung. Im Aussehen fand ich sie ziemlich erholt, nur berührte mich ihr abwesender verstörter Blick unangenehm.

Als ich die Abfahrt der Reisenden beobachtend unter dem Thorwege des Hôtels stand, nickte mir Victorine apathisch zu, Herr von Smirdin lüftete kühl und selbstbewußt mit seiner förmlichen Höflichkeit den Hut.

Welcher Zukunft fuhr die seltsame Frau entgegen?

Hatte Victorine es schon früher unmöglich gefunden mit ihrem Gatten unter einem Dache zu leben, so mußte ihr solches nun vollständig verhaßt erscheinen!

Achtes Capitel.

Mit Spannung brach ich im Spätjahr ein Siegel, welches eine niedliche, von mir oft bei Victorinen gesehene Devise trug.

Sie schrieb:

„Schnee fällt einförmig herab; in unseren Straßen verwandelt ihn Kälte und die Unzahl von Fuhrwerken in feinen gelben Staub. So entbehren wir der schimmernden weißen Decke, mit welcher Ihr milderer deutscher Winter sein Elend verhüllt. Je weiter man im Norden dringt, desto starrer, trostloser wird der Boden des Menschenlebens. Die südliche Natur lacht, die südliche Sonne wärmt immer, daher sind auch die Bewohner gesegneter Himmelsstriche so froh und ist ihr Sinn so leicht.

Digitized by Google

„Ich möchte ein Lazzarone in Neapel sein, auf der Chiaja liegen, ein Stück Wassermelone verschlingen und aller Sorgen, aller Erinnerungen, aller Bande ledig in den blauen Aether blicken Doch ich befinde mich in den finnischen Sümpfen, bin Frau von Smirdin, und zähle zur fünften Rangclasse.

„Graue dichte Nebelmassen versperren den Blick, in trostloser Einförmigkeit folgt eine Flocke der andern — all' die zahllosen Schneeflöckchen zusammen wirbeln in wahnwitzigem Tanze durcheinander — gestatten keinem Auge das fahl gefärbte trübe Luftmeer zu durchdringen.

„Dies ist ein Bild meines Lebens; es duldet keine Vorwärts- und keine Rückschau, gefüllt ist es mit Uebel, seine Opfer waren nutzlos — ich selbst war nutzlos.

„In dieser Stimmung fällt mir ein, meine Rechnungen zu tilgen. Maidele habe ich die Amethystenschnur geschickt, welche ihr immer so wohl gefiel, Ihnen will ich noch farewell! zurufen.

„Die Nachrichten von Fedor Michailowitsch sind ungünstig; er scheint nicht glücklich und keineswegs gesund zu sein.

„Fürstin Schulkine quält ihn, nun da sie weiß ihn allein zu besitzen.

„Welch' ein Verhängniß für ihn ward jene Frau! Gleich einem Vampyr zehrt sie an seinem Leben, hält ihn in ihrer Schlangenumarmung fest und erdrückt ihn.

„Wäre es möglich ihn zu retten, zu heilen! Doch nein, sie würde ihn mir nehmen, immer wieder Fedor Michailowitsch meiner Sorge entreißen, wie sie es stets gethan hat. In dem Gedanken, ihn aus Fürstin Schulkines Macht nicht erlösen zu können, ihn hülflos der Vernichtung anheimzugeben liegt — Vernichtung.

„Schwer! — sehr schwer ist es! — mir gebricht die Kraft, meinen Kummer zu tragen. Wie weit ist es noch zum Grabe? Ruhen möchten wir Beide, ich und mein Kummer. Die von Leidenschaften zerrissene Seele will rasten! Es nahet Schlafenszeit!

„Leben Sie wohl! Victorine."

Die finster heranziehenden Schatten des die Seele umnachtenden Wahnsinns stierten mich schaurig aus obigen Zeilen an — sie ballten sich zu dunkler Katastrophe zusammen.

Wenn noch ein Eingreifen möglich sein sollte, wurde jede Minute kostbar. Ich entschloß mich zu einem Telegramm an Staatsrath von Smirdin; indessen hatte ich den Sinn so zu stellen, daß ihm die Gefahr deutlich werde, allen Anderen aber das düstere Geheimniß verschleiert bliebe.

Selbst zum Ueberlegen gebrach die Frist

So kam denn eilig folgende Warnung zu Stande:

„Aeußerste Vorsicht! Was in Tyrol versucht ward, könnte an der Newa wiederholt werden!"

Vier Tage nach Victorinen's Brief erhielt ich ein schwarzgesiegeltes Schreiben.

Digitized by Google

Staatsrath von Smirdin zeigte der Welt an, daß er „seine innig geliebte Gattin und die sorgsame, zärtliche Mutter seiner Kinder nach zwölfjähriger glücklicher Ehe verloren habe."

So war denn der letzte Act von Victorinen's Lebensdrama ausgespielt und der Vorhang gefallen.

Mir schienen die Umstände zweifellos auf Selbstmord zu deuten, dem Wunsche der Befreiung entsprach die Erfüllung zu unmittelbar für eine andere Ursache. Man beschließt das Leben nicht genau nach eigenem Willen, sei auch die Constitution noch so nervös reizbar, die Einbildungskraft zügellos überwuchernd — die Begierde vermag schwerlich den Erfolg, wol aber die dazu führende That zu erzielen.

Neuntes Capitel.

Vor dem Hôtel garni Marienbad in München hielt ein Wagen mit Reisenden. Vieles Gepäck war aufgeladen, die Fremden mußten weit hergekommen sein. Ein Courier stieg vom Bocke herab.

Obschon die Eisenbahn das Reisen seiner Poesie entkleidet hat und kein Posthorn mehr lustig durch die Straßen schmettert, ist mir ein gewisses Interesse für die fremden Zugvögel geblieben. In den Tagen meiner Kindheit reichte eine Extrapost hin, mich in ein Fieber von Aufregung zu versetzen. Lange noch nachdem das Rädergerassel verstummt und die häufig fremdartigen Gestalten dem Gesichte entrückt waren, wallte mein Blut unruhig fort und lehnte sich mein Wesen gegen die enge Schranke des Lebens auf. Seitdem konnte ich dem Drange in die Ferne zu ziehen genügen, aber die bunten Bilder einer bewegten Lebensform locken mich doch beständig.

So blieb ich auf der Straße stehen und warf einen prüfenden Blick in das Innere des Wagens.

Ein Mann, wahrscheinlich ein Greis, lehnte in der Ecke, die Füße auf dem Hintersitz liegend; er verharrte völlig bewegungslos, ungeachtet des in voller Pracht erblühenden Mais war er mit Pelzen zugedeckt, seltsam verhüllt und vermummt. Die geschlossenen Fenster ließen mich nicht mehr sehen.

Der Courier hatte mit einem aus dem Hause getretenen Kellner die Unterhandlungen wegen der Unterkunft der Reisenden in deutscher Sprache begonnen.

Rasch fiel jetzt ein Fenster herab und ein weiblicher, durch unförmlichen Hut verborgener Kopf rief heraus:

„Reden Sie Französisch, damit ich verstehe was abgemacht wird!"

Ein ziemlich, vernehmliches „sacre!" antwortete auf die Ermahnung.

Das Feilschen begann nun unter häufiger Einmischung der weiblichen Stimme. Mir währte die Sache zu lange und ich entfernte mich, ohne mehr gesehen zu haben.

Digitized by Google

Der spätere Abend führte mich in einen der Volksgärten, ich entdeckte in meiner Nähe zwei Menschen, deren Gespräch mich bald fesselte.

„Ihr Herr scheint auch genug zu haben; dennoch möchte ich nicht mit ihm tauschen, ungeachtet meines geplagten Lebens. Gesundheit ist besser als Reichthum."

Nach dieser geistreichen Bemerkung that der Sprecher, in welchem ich mittlerweile den Kellner des Marienbades erkannt hatte, einen tiefen Zug.

Der Courier, es war der Zweite, wischte sich ebenfalls den Schnurrbart und schickte sich hierauf an, den Erwartungen des Kameraden zu entsprechen, nämlich von seiner Herrschaft so viel zu erzählen, als er wußte.

„Ich bin noch nicht lange bei ihnen". begann er; „die Alte ist eine höchst sonderbare Frau, sie heißt Fürstin Schulkine; was ich aus meinem Herrn machen soll, weiß ich nicht recht. Ferner hat die Dame eine aus Rußland mitgebrachte Kammerfrau nebst deren Kinde bei sich. Die Fürstin und der Herr streiten den lieben langen Tag zusammen, bis er Anfälle bekommt und beinahe erstickt. Die Alte ist fürchterlich geizig, sie will immer an den Preisen herunter handeln. In jedem Nachtquartier fahren wir stundenlang umher, bis wir unterkommen. Den Kranken versteckt sie einstweilen, weil sie weiß, daß man derlei Gäste theurer bezahlen läßt. Mir muthete sie im Anfang stets zu, auf dem Vorplatze zu schlafen, es sei bei ihr zu Hause so Sitte. Ich habe ihr aber ein- für allemal erklärt, daß ich kein russischer Leibeigner bin. Die Kammerfrau und das Kind bekommen nur Brod zu essen, doch stehlen sie Beide wie die Elstern, sonst wären sie schon verhungert. Die Fürstin selbst gönnt sich blos ein wenig Suppe, oder Kaffee."

„Ja, wer die sogenannt vornehmen Herrschaften in der Nähe sieht, der kann schöne Stückchen erzählen. Ich meine, wir würden uns nobler betragen, wenn wir ihr Geld hätten", versetzte der Münchener. „Wenigstens essen und trinken wollte ich überall, daß es eine Freude wäre. Nichts als Fasanen und Champagner ohne Ende."

„Ich habe es nun reichlich satt", erwiederte der Courier, „mit allerlei Leuten unaufhörlich in der Welt herumzuziehen. Mein letzter Herr war der Bischof von Glouceſter. Er wollte mich nicht gehörig bezahlen, wir kamen vor Gericht zusammen und der Aerger brachte ihn um. Nach der Geschichte besaß ich viel Geld und hätte ein Geschäft anfangen können, aber der Teufel verführte mich, an der Bank von Monaco mein Glück zu versuchen. Das Capital hoffte ich zu verdoppeln; statt dessen verlor ich Alles, bis auf den letzten Thaler. Völlig abgebrannt langte ich in Nizza an und mußte froh sein bei Fürstin Schulkine unterzukommen, obgleich man sie mir schlecht empfahl. Wenn sich hier ein Platz fände, ließe ich sie unterwegs im Stiche."

So ungefähr unterhielten sich die beiden Freunde; man kann sich denken, mit welcher Spannung ich ihnen lauschte.

Fedor Michailowitsch war als der, wenn auch unwürdige Gegen-

Digitized by Google

ſtand von Victorinens Liebe nicht ohne Intereſſe für mich. Nahete ihm jetzt doch auch die Nemeſis; er, der ſich zum Spielball zwiſchen zwei Frauen hergegeben hatte, drohte nun vom Geſchick zermalmt zu werden.

So trat ich den nächſten Vormittag in ein dunſtiges, echtes Krankenzimmer.

Fürſtin Schulkine lag angekleidet auf einem Bette, Warinka und der häßliche Spitz kauerten zu ihren Füßen, die durch Nachtwachen erſchöpfte Kammerfrau ſchlief in einem Lehnſtuhle, der Kranke ſelbſt ruhte von Kiſſen geſtützt auf dem breiten Divan.

Er trug einen eleganten Schlafrock und war die einzige ſaubere Erſcheinung im Zimmer, allein die Hand der Krankheit hatte Fedor Michailowitſch ſchwer berührt, es koſtete Mühe ihn wieder zu erkennen.

„Oeffne ein Fenſter", befahl er der Dienerin.

Richtig beurtheilte er, welch' einen Eindruck die Luft im Zimmer auf Jemanden hervorbringen mußte, der am ſonnig heitern Maimorgen von Außen eintrat.

Die Rückſicht ſtimmte mich günſtiger für ihn, als ich es vorher geweſen und ich nahte ihm mit einigen theilnehmenden Fragen. Indeſſen glitt er raſch über alles ſeine Geſundheit Betreffende hinweg. Der eitle Mann vermochte es auch ſelbſt jetzt nicht auszuhalten, ein Gegenſtand des Mitleidens zu ſein.

Unſer Geſpräch ward bald durch Wera Nikolaewna's Stimme unterbrochen.

Die Fürſtin rief vom Bette her: „Franz Petrowitſch, zeichnen Sie mir einen Anzug für meine Wittwen."

„Würden Sie nicht beſſer thun, ſich mit Ihrem Anliegen an einen Schneider oder Maler zu wenden" entgegnete ich ungeduldig; „was verſtehe ich von der Bekleidungskunſt?"

„O, Sie ſahen doch Vielerlei! Rathen Sie mir wenigſtens in Bezug auf die Farbe. Schwarz iſt zu traurig, weiß zu unpractiſch, ich ſchwanke zwiſchen blau, grau und braun."

„Warum nicht grün und roth, wie die Papageien!" rief Fedor Michailowitſch aufgebracht.

„Spotte des frommen Werkes nicht", verſetzte Fürſtin Schulkine, ihre Augen verdrehend.

„Eine Narrheit iſt es!" ſchrie der Kranke wieder, ſich erhitzend; „ſtellen Sie ſich ein Pack unnützer, ſchwatzhafter, ſchnapstrinkender alter Frauenzimmer vor, zuſammen eingepfercht und gefüttert."

„Fedor Michailowitſch, Du ſprichſt unehrerbietig von heiligen Dingen . . ."

Ein heftiger Huſtenanfall unterbrach die Strafpredigt. Die ſchlafende Kammerfrau wankte herbei und hob Fedor Michailowitſch in die Höhe, welcher im Geſicht ganz blau geworden war.

Allmälig gewann er wieder etwas Stimme zurück und den erſten Gebrauch davon machte er, eine Verwünſchung auf Fürſtin Schulkine zu ſchleudern — hatte ſie doch ſein Leben zu dem gemacht, was es war und

nun drohte ihm sein Kaufpreis — Wohlleben der Gegenwart, ein Erbe in der Zukunft zu entfliehen!

Die Dame richtete sich nun auch empor; sie schlug in abergläubigem Schrecken ein Kreuz.

„Er rast!“ rief sie, „hänge ihm das Heiligenbild um, Warinka, damit er sich besänftige.“

Fürstin Schulkine machte ein großes, russisches Bild aus geschlagenem Goldbleche von ihren Halse los. Die kleine Schlange küßte es erst ehrfurchtsvoll, dann trug sie es zu dem Kranken.

In den Tagen seiner Gesundheit hatte Fedor Michailowitsch den Freigeist gespielt, aus oberflächlicher Lectüre waren ihm einige hohle Sätze haften geblieben, wie z. B.: „Das Christenthum geht der Auflösung entgegen, die Dauer jeder Religion beträgt ungefähr zweitausend Jahre“ und ähnliche Argumente von gleicher Stärke. Jetzt ließ er es geschehen, daß ihm das Kind jenes Bild um den Hals hing.

Mein Wunsch war, den Besuch so viel als möglich abzukürzen; aber die Fürstin bat mich, einstweilen noch bei Fedor Michailowitsch zu bleiben, sie wolle ausgehen. Der Kranke stellte leise das nämliche Verlangen an mich.

Kaum befanden wir uns allein, Warinka war mit Wera Nikolaewna fortgegangen und deren Mutter hatte er unter irgend einem Vorwande entfernt, so näherte Fedor Michailowitsch seinen Mund meinem Ohr, die Augen waren bittend ängstlich auf mich gerichtet.

„Besuchen Sie mich oft“, bat er, „beobachten Sie uns, sonst kann es geschehen, daß mich die Fürstin auf die Straße wirft, oder — meiner Krankheit nachhilft.“

Entsetzt leistete ich das gewünschte Versprechen.

Es drängte mich, nachher von Victorinen und ihrem seltsamen Ende zu sprechen; ihr Name war noch nicht zwischen uns erwähnt worden.

Fedor Michailowitsch versetzte: „Allerdings ist es schlimm für mich, daß sie nicht mehr lebt; denn so lange sie athmete, vermochte nichts die Fürstin von der Furcht zu befreien, sie könne mich verlieren, und dieses Gefühl erwies sich mir sehr heilsam.“

Sonst keine Erinnerung an die reizende Frau, keine Anerkennung ihrer Liebe! . . .

Draußen im Vorplatz traf ich die Kammerfrau lauschend, sie fuhr, als ich öffnete, erschreckt von der Thür, zurück.

„Wie finden Sie ihn?“ fragte sie mich die Stiege hinab begleitend; „unmöglich kann er es noch lange treiben, die Nächte sind grauenhaft, er weint und schreit den größten Theil davon.“

Der Blick des Weibes hatte einen bösen, furienhaften Ausdruck angenommen.

Gepreßt trat ich in's Freie und kämpfte gegen die mitgebrachten düsteren Bilder.

Wer vermochte auch hier einen vollkommen vernunftmäßigen Zu-

Digitized by G

ſammenhang von Urſache und Wirkung zu leugnen? Fedor Michailowitſch war — durch eigene Schuld — in eine wirklich grauenerregende Lage gerathen.

Fürſtin Schulkine hatte ihn ſatt und die vertraute Umgebung der Dame haßte ihn, weil ſich die verſchiedenen Intereſſen durchkreuzten.

Nur wenige Wochen mehr mußte ich das Marienbad beſuchen. Eines Morgens holte mich Warinka aus dem Bette — ich kam zu ſpät. Fedor Michailowitſch war im Beginn der dreißiger Jahre, auf dem Wege nach Ems, in München ſeinem alten Bruſtübel erlegen.

Mit merkwürdiger Inconſequenz erfüllte die karge Frau den Wunſch ihres eiteln Günſtlings, ihn einbalſamiren zu laſſen und nach Rußland zu ſchicken. Die bedeutenden Koſten auszugleichen hungerte ſie ſich wieder einige Thaler ab.

Mir wurden zahlloſe und höchſt ſonderbare Aufträge zutheil; und große Erleichterung brachte es mir, als endlich, der Todte voran, ſich die Reiſegeſellſchaft auf den Weg machte.

Aus Warſchau erhielt ich noch einige faſt heitere Zeilen von Wera Nikolaewna.

Später kam der hieſige Spediteur, mit welchem ich in ihrem Auftrage unterhandelt hatte, ſehr aufgebracht zu mir. Er beklagte ſich über beträchtlichen Schaden. In Warſchau hatten Popen Fedor Michailowitſch' Ueberreſte aus ſeinen Händen genommen und auf ſeine Koſten waren mannigfache religiöſe Ceremonien vollzogen worden; als Fürſtin Schulkine nachkam, zahlte ſie nur den vorausbedungenen Preis.

Sie ließ von Warſchau die Gebeine ihres Geliebten auf ihren eigenen Wagen laden und fuhr mit der unheimlichen Laſt die weiten Strecken bis zu ihrem Dorfe Mardaſi.

Zehntes Capitel.

Mehrere Jahre waren nach den geſchilderten Ereigniſſen verfloſſen; ich erging mich auf der ſchönen „grünen Wieſe" Karlsbads, mitten in dem bewegten kosmopolitiſchen Treiben. Würzige, waldige Hügel umſchließen das enge Thal, ein Bergſtrom durchbrauſt die Sohle, dazwiſchen wogt buntes Treiben. Bärtige ruſſiſche Kutſcher in ihrem Kaftan waren hier ſichtbar, gerade wie in der Kitaiski Gorad von Moskau, Staatsmänner aller Länder — ob von den häufigen Zweckeſſen, oder den Regierungsſorgen krank? Prinzen aus geographiſch ſchwer auffindbaren, hiſtoriſch unbekannten Regionen trugen maleriſche Nationalcoſtüme zur Schau.

Ein ſehr glattes, ſehr kluges Geſicht ſchaute mich bekannt an.

Wirklich war es Herr von Smirdin, auch er litt an der Leber; ſeine einzige wahre, niemals vergeſſene Geliebte, die Macht, beſchenkt ihre eifrigſten Verehrer häufig mit ſolchen Gaben. Uebrigens traf ich ihn bei guter Laune, er hielt ſich ſchon einige Wochen in Karlsbad auf und behauptete die Quellen bekämen ihm außerordentlich gut.

Digitized by Google

Leicht und unterhaltend floß seine Rede, er erzählte von den Löwen der Saison. Da war die „Schneidergräfin", über die Jedermann lachte. Eine ältliche, wohlhabende polnische Dame hatte nämlich den Versicherungen eines Stutzers zu viel getraut und ihn sogar geheirathet. Kaum war dies geschehen, so erfuhr sie, daß die Hand ihres neuerworbenen Beschützers früher Nadel, Bügeleisen und Schneiderscheere geführt. Seitdem schmolzen Titel der Dame und Beruf des Gatten in eine komische Bezeichnung zusammen.

Wir trafen sie leibhaftig auf unseren Spaziergängen, blau, weiß und roth gemalt. Bald nachher schwebte ein reizendes Mädchen an uns vorüber, das Köpfchen hing matt wie der Kelch einer Blume, der Luft und Licht gebrach.

Herr von Smirdin sagte mir, es sei die einzige, heißgeliebte Tochter einer vornehmen und reichen Familie, unter unbekannten Leiden dahinwelkend. Verzweifelnd hatten die Eltern auf die berühmten Quellen der böhmischen Berge ihre letzte Hoffnung gesetzt. Um die interessante junge Dame bildete sich eine Schaar von Freundinnen, man nannte sie die Frühlingsgesellschaft und sie Alle umgaben mit rührender Sorgfalt die kranke Schwester.

Schwer fiel es mir, den leichten Redefluß meines Gefährten auf etwas mir weit Näherliegendes und Dringenderes zu lenken. Es half nur eine ganz directe Frage.

„Sie haben nicht wieder geheirathet?"

„Nein; es ist eine große Sache Junggeselle zu bleiben, nächstdem preise ich den Wittwer."

„Wie endete Ihre Gattin?"

„Sehr rasch, nach einigen Stunden heftigen Unwohlseins."

„Sie empfingen doch damals mein Telegramm? Hat es nicht auch in Ihnen Argwohn erweckt? Ein Brief Frau von Smirdin's rechtfertigte meine schlimmsten Befürchtungen."

„Was wollen Sie! zum Verhüten war keine Zeit mehr, denn Ihre Warnung traf erst nach Victorinen's Bestattung ein. Lassen wir daher die Sache ruhen, nicht alle dunklen Dinge müssen erforscht werden."

„Gestatten Sie mir nur noch eine Frage: vernahmen Sie von Fürstin Schulkine nichts weiter?"

„Ach ja! Das will ich Ihnen erzählen."

Herr von Smirdin's Stimme war wieder behaglich geworden.

„Mein Pflichtspaziergang ist zu Ende", fuhr er fort, „setzen wir uns."

So nahmen auch wir auf der schönen, grünen Wiese Platz, der ausgezeichnete Kaffee duftete uns entgegen, das einladende Brod lockte die Eßlust.

„Seit sechs Monaten bin ich Gouverneur in Orel", begann mein Gefährte, „Sie wissen, Mardasi liegt in dem Kreise. Natürlich erkundigte ich mich nach der alten Bekannten. Bei ihrer Rückkunft hatte sie ein großes Gastmahl veranstaltet und dabei gleichsam von der Gesellschaft

Digitized by Google

Abſchied genommen. Tags darauf war ſie nach ihrem Dorfe gefahren -- von der Zeit an ſah ſie Niemand mehr."

„Wie ſeltſam!"

„Warten Sie nur! mir kam die Sache verdächtig vor, dahinter lauerte Wahnſinn — oder ein Verbrechen. So machte auch ich mich nach Mardaſi auf den Weg. Holperig genug fand ich die Straße, Vernachläſſigung und ſeltene Beſuche verkündend. Unter der Dienerſchaft verurſachte mein unerwartetes Erſcheinen paniſchen Schrecken. Alle liefen mir durcheinander und wollten offenbar Zeit gewinnen, aber ich drang entſchloſſen durch."

„Was fanden Sie?"

„In einem kleinen Gemach kauerte auf ärmlichem Lager eine äußerſt verwahrloſte Frau, ſie lachte mich blöd an, ohne mich zu erkennen, das junge Mädchen Warinka flößte ihr ſichtlich Furcht ein — es war Fürſtin Schulkine."

„Auch hier waltete die Nemeſis!"

„Ja, ſie iſt ſchwer auf Wera Nikolaewna's Haupt gefallen — die Unglückliche ward ſeit Jahren von ihrer Dienerſchaft gefangen gehalten, am Leben ließ man ſie nur, um in ihrem Namen die Einkünfte zu beziehen. Warinka, ſo lange Spion im Dienſte der Fürſtin, wurde nun von ihren Eltern verwendet gegen die Dame zu ſpioniren, und durch Hülfe des Mädchens gelang es, alle Gäſte, ſelbſt die Verwandten der Fürſtin fern zu halten."

„Welche Maßregeln ergriffen Sie?"

„Ich übergab Wera Nikolaewna der Pflege ihrer Verwandten und verhängte Unterſuchung gegen den Verwalter."

„Glauben Sie, daß Fürſtin Schulkine nun beſſer fährt?"

Der Gouverneur zuckte die Achſeln.

„Was ich that, war recht und vernünftig, mag daraus erfolgen, was da will!"

Das Geſicht meines Gefährten nahm den Ausdruck kalter Entſchloſſenheit an, darauf ſtand deutlich zu leſen: „Brechen mag, was nicht biegen will!"

Victorine war gebrochen!

Digitized by Google

Monica.

Prodigious birth of love it is to me,
That I must love the loathest enemy.
(Romeo and Juliet.)
O Wunderwerk, ich fühle mich getrieben,
Den schlimmsten Feind auf's Zärtlichste zu lieben!

Fort Laramie liegt im Vereinigten Staaten-Territorium Wyoming am Platte-Fluß, nicht fern von jenem Punkt, wo dieser breite, vielverzweigte, wasserarme, aber desto triebsandreichere Fluß, dem Missouri zuschleichend, die Westgrenze des Staates Nebraska erreicht. Es liegt auf jener ungeheuren Ebene, mittels derer, unabsehbar und unmerklich, sich das öde Riesenplateau der Felsengebirge zu den gesegneten Gefilden des Mississippithales abdacht. Das Fort wurde vor zwölf Jahren etwa gegen die Indianer, damals noch die absoluten Herren jener Gebiete, gegründet. Eine Anzahl Holzbarracken, welche sich um etwas stattlichere Officiersgebäude reihen, bietet es gleich allen Forts des großen Westens mehr den Anblick eines Lagers, als den einer Befestigung. Die Gegend ist flach, waldlos, im Winter den Schneestürmen preisgegeben, die von Norden, directe Boten der Polar-Regionen, ungehindert bis nach diesen Breiten herniedersegen. Der Ort selbst — und er theilt diese Eigenschaft mit allen Forts in den Territorien — bietet Dem, der ihn zu bewohnen bestimmt ist, nichts Anderes als eine freiwillige Verbannung im Dienste der Vereinigten Staaten. Hin und wieder bringt ein Streifzug gegen die Rothhäute Abwechselung in diese „Tristien" eines amerikanischen Soldatenlebens, während bis zum Bau der Pacificbahn (sie führt etwa hundert Meilen südlich am Fort vorüber) die vom Osten eintreffenden Fouragecaravanen die einzigen großen Ereignisse in dem Leben der dorthin verschlagenen Garnison bildeten.

Dennoch besitzt Laramie eine Merkwürdigkeit, es besitzt — und wer jene Gegenden des amerikanischen Westens kennt, weiß, was dies sagen will — seine poetische Curiosität. Der kleine Todtenacker, westlich vom Fort gelegen, umschließt sie. Es ist ein Grab. Blumen, welche darauf gehörten, fehlen; aber ein kleiner Marmorwürfel kennzeichnet es. Auf demselben ist der Name „Monica" zu lesen. Die Geschichte Derjenigen jedoch, die einst diesen Namen trug, ist rührend genug, um auch jenseits des Oceans erzählt zu werden. Hier ist sie, kurz und wahr wie sie sich zugetragen.

Es war im Februar 1866, als die Besatzung von Laramie durch das Herrannahen eines seltsamen Zuges überrascht wurde. Es war ein Trauerzug, der sich feierlich und ernst über die schneebedeckte Ebene herbeibewegte. An der Spitze von dreihundert erlesenen Kriegern seines Stammes erschien Pugulaska (Spotted tail, wie er englisch heißt, „Fleckschweif" wie er deutsch genannt werden müßte), der bekannte Häuptling der Sioux. Nachdem ihm eine Unterredung mit dem Commandanten des Postens, Oberst Maynardier, gewährt worden, trug er diesem die Bitte vor, daß seiner vor wenigen Tagen gestorbenen Tochter ein Grab auf dem Soldatenfriedhofe des Forts bewilligt werde Die Leiche des Mädchens ruhte auf einer Bahre und als der Vater herantrat und die Decke, welche sie verhüllte, emporhob, da erblickten die

Digitized by Google

Officiere ein ihnen Allen wohlbekanntes, ja mehr als einem von ihnen höchst theures Antlitz: das Antlitz Monicas, welche ein häufiger Gast unter ihnen gewesen und die sie Alle um ihrer Treue für die Weißen, wie um ihrer Schönheit willen geliebt hatten. Neben der Bahre stehend sprach der Häuptling:

„Dieses Kind war meine Tochter. Sie wurde vor achtzehn Jahren geboren, als wir unser Winterlager weiter unten an jenem Flusse aufgeschlagen hatten. Sie war meine Erstgeborne und mein Herz gehörte ihr, wie keinem ihrer Geschwister. Ihr Name in der Siouxsprache lautete: Ta-schun-ka-esa; das bedeutet: „Eine, die ein gelbes Pferd eignet", denn dieses war die Farbe, welche sie liebte, und unsere gelben Ponies gehörten zu jeder Zeit ihr. Jedes Mal, wenn ich die Weißen besucht hatte, brachte ich ihr Geschenke und erzählte ihr von den Männern, die dem großen Vater in Washington gehorchen. Sie verlangte sie zu sehen. So nahm ich sie mit mir, und seit jenem Tage war sie dem eignen Volke entfremdet. Der Winter kam und wir zogen südwärts nach besseren Lagerplätzen. Sie war stattlich gewachsen und unsere jungen Männer begehrten, sie mit Pferden von mir zu kaufen. Sie verschmähte Einen um den Andern. Der Sommer kam und wir wandten uns wieder den alten Jagdgründen zu. Auch hier wurden Pferde, Waffen und allerlei Habe für sie geboten. Sie flehte bei mir zu bleiben, und sie blieb. Sie hatte die Weißen gesehen; sie ging Tage- und Wochenlang zu ihnen hinüber; sie liebte sie und wünschte nichts als einen weißen Gatten. Ihre Liebe war wie das wilde Feuer der Prairien, das keine Menschenhand entzündet. Ihr unabläſſiger Wunsch war der, zu den Weißen zurückzukehren und für immer unter ihnen zu leben. Sie schwur mir, daß es ihr Tod sein würde, wenn ihr Vater und ihr Volk den Kriegspfad gegen die Weißen beträten. Vor Kurzem kam wieder ein mächtiger Häuptling unseres Stammes, von jenem Theil, der im Sommer in den Bergen zu jagen liebt, und warb um ihre Hand. Er hatte noch andere junge Leute mit sich gebracht — aber Alle erfuhren das gleiche Schicksal. Unter Euch hatte sie den ganzen Herbst geweilt, und weniger wie je wollte sie von den Ihrigen wissen. Aber dieses Mal wurde ihr Stolz nicht verziehen. Unsere Freunde zogen nach ihren Lagern zurück — eine Woche darauf starb Ta-schun-ka-esa. Ich weiß bestimmt, daß sie vergiftet worden, und ich werde sie zu rächen wissen. Unsere jungen Männer hassen sie um ihrer Liebe zu den Weißen willen. Das wurde ihr Tod. Drei Tage lag sie krank und starr. Sie hatte eben ihr Pferd gezäumt, um zu Euch zu eilen. Da brach sie nieder. Während ihres Krankseins — einer Hitze, die das Wasser aus allen Strömen nicht hätte löschen können — sprach sie von Nichts als den Weißen. Sie klagte, daß sie nicht bei ihnen sein konnte, und flehte, wenigstens bei ihnen begraben zu werden. Dies war ihr Letztes. Da ist sie nun Nehmt sie hin und legt sie zu Euren Todten. Sie wird auch von dort den Weg zu den ewigen Jagdgründen finden!"

Bereitwillig sagte der Commandant dem Ersuchen des Häuptlings Gewährung zu und unter christlichen Formen wurde die Indianerin unter den Todfeinden ihres Stammes bestattet. Der Geistliche der Garnison vollzog die kirchlichen Gebräuche und es schien dem Vater, der so gewissenhaft den Wunsch seiner Sterbenden erfüllte, volle Befriedigung zu bereiten, die Geschiedene so umständlich geehrt zu sehen. Ein Katafalk wurde aufgerichtet und ein schöner Sarg nahm die noch immer liebliche Form der Entseelten

Digitized by Google

auf, die während ihres Lebens nichts als Liebe für die glänzenden Söhne des fremden Stammes gekannt hatte. Von dem Moment an, da sie, ein Kind noch, zum ersten Male ein weißes Antlitz erblickt hatte, war ihre Seele von dem eigenen Volke geschieden. Die Geschenke, welche der Vater von den Weißen heimbrachte, sachten ihre Sehnsucht nach ihnen nur um so unbezwinglicher an. Sie versank in die tiefste Trauer, und nichts vermochte ihre hinwelkende Jugend wieder aufzurichten, als der Aufenthalt unter den Freunden ihres Herzens. So weilte sie Wochen und Monate in Laramie, freudig begrüßt, wenn sie kam — von mehr als Einem beklagt, wenn sie wieder ging. Als ihr Stamm aus der Nachbarschaft des Forts fortzog und Kriegsgerüchte die Luft erfüllten, erklärte sie dem Vater, daß sie einen solchen Krieg nie überleben würde. Was auch geschah, sie ihre frühere Gesellschaft vergessen zu machen und sie in dem Gegenwärtigen leben zu lassen — sie vergaß das Gegenwärtige und lebte nur in dem Früheren. So siechte sie hin. So starb sie. Und wenn auch des Häuptlings Verdacht, daß Gift die Jugend seines Kindes in's Grab gerissen, begründet sein mochte — das Gift ist doch nur den zerstörenden Gewalten des Grams zuvorgekommen und Ta-schun-ka-esa oder Monica, wie ihre weißen Freunde sie nannten, war rettungslos dem Tode verfallen, da sie von Denen getrennt ward, welche sie liebte.

Und so hatte auch der letzte Gedanke der Scheidenden ihnen gegolten; so war das letzte Verlangen, dem ihre Lippen Ausdruck gegeben, der gewesen, im Tode bei Denen zu ruhen, denen ihr Leben zugeeignet gewesen. Ihr ward, was sie erfleht hatte. In feierlichem Zuge, der sich gegen Sonnenuntergang in Bewegung setzte, wurde sie von den Männern ihres Stammes, geleitet von den Officieren und der gesammten Mannschaft des Forts nach der Ruhestätte geleitet, welche sie selbst bezeichnet hatte. Die Regimentsmusik, deren schmetternde Rufe das Kind der Prairien so oft bezaubert hatten, begleitete gedämpften Klanges den Zug. Reiche Kleider, Schmuck und Geräthschaften wurden, nach ihres Volkes Sitte, der Gestorbenen in den Sarg gelegt, damit sie, die ewigen Jagdgründe betretend, Alles vorfände, was ihr im Leben gedient. Mancherlei Gaben und zierliche Dinge, wie Handschuhe, Fächer und Putzgegenstände fügten die Officiere, der kindlichen Sitte jenes Naturvolkes gern folgend, hinzu, und mehr als das — auch Thränen fielen auf das kalte Antlitz, dessen dunkle Schönheit selbst der schmerzlichste Tod nicht auszulöschen vermocht hatte. Hierauf wurde der Sarg geschlossen und mit einer Bekleidung von scharlachfarbenem Tuch, dem Geschenk des Obersten Bullock, umgeben. Dann wurde er niedergelassen, eben da die Sonne hinter den fernen, schneegepanzerten Rücken der Felsengebirge in eine Welt von Gluthen versank. Klagende „Ughs" erfüllten die Luft — die erste und einzige Schmerzensäußerung der versammelten Indianer, und nachdem sie noch Ta-schun-ka-esa's gelben Lieblingspony an dem Grabe getödtet, wandten sie sich in schweigendem Zuge der dunkeln Ebene zu. Pugulaska aber hat seines Kindes Vermächtniß geehrt. Wie oft auch die Seinigen seit jener Zeit, treu den Ueberlieferungen der Sioux, begehrt haben, auf den Kriegspfad gegen die Weißen geführt zu werden, er ist ihnen ein treuer und starker Freund geblieben.

St. Louis, Missouri. Udo Brachvogel.

Digitized by Google

Drei Weihnachtstage der Königin Luise.

Von **Friedrich Adami.**

„Wie nur wenige Königinnen gleich ihr geliebt worden sind im Leben, so sind wenige gleich ihr beweint worden im Tode." J. C. F. Manso.

Die Geschichte eines Volkes ist das Leben eines Volkes, und wie in der Geschichte gewisse Tage bedeutsam wiederkehren, ebenso erneuern sich im Lebenslaufe historischer Personen bestimmte Tage, gleichsam unterstrichen von dem Griffel der Geschichte — unterstrichen, sei es mit dem hellen Roth der Freude, sei es mit dem Schwarz der Trauer. Um nur ein Beispiel aus dem Völkerleben zu nennen: fließt der 18. Juni nicht blutig durch drei Jahrhunderte? Am 18. Juni 1675 schlägt der große Kurfürst von Brandenburg bei Fehrbellin die Schweden, ihm von Frankreich in's Land gehetzt, um den ritterlichen deutschen Fürsten von seinem Feldzug gegen die Franzosen am Rhein abzulenken. Fehrbellin ist der erste Sieg, den die Brandenburger allein, ohne Bundesgenossen, in offener Feldschlacht erstritten, und das gegen die damals gefürchteten, weil noch vom Dreißigjährigen Kriege her schlachtberühmten Schweden. Im folgenden Jahrhundert, am 18. Juni 1757, wird der große König bei Kollin geschlagen. Es ist die erste Niederlage Friedrich's II., nachdem er seit dem ersten Schlesischen Kriege achtmal vorwärts, von Sieg zu Sieg geschritten ist. Und wieder im folgenden Jahrhundert, am 18. Juni 1815, ein heißer Schlachttag — der bei Waterloo, und zugleich der letzte, Alles entscheidende Siegestag über den ersten Napoleon, den die Königin Luise ihren „großen Feind" nannte, der sie zu Tilsit im übermüthigen Tone des glücklichen Soldaten fragte:

„Aber wie konnten Sie den Krieg mit mir anfangen?" Und dem sie darauf die von Talleyrand, dem französischen Ohrenzeugen, der Nachwelt überlieferte edle Antwort gab: „Sire, dem Ruhme Friedrich's war es erlaubt, uns über unsere Kräfte zu täuschen, wenn anders wir uns getäuscht haben."

Auch die Geschichte des ersten Napoleon hat ihre merkwürdigen Jahrestage: am 2. December 1804 krönt der „lebenslängliche" Consul sich zum Kaiser der Franzosen; am 2. December erlebt er den Siegestag in der von ihm sogenannten Drei-Kaiser-Schlacht von Austerlitz, und am 2. December 1813 thun die Verbündeten von Düsseldorf aus den ersten sieghaften Schritt über den Rhein, erstürmen Neuß und erbeuten einen Adler — gleichsam den Sturmvogel zum Einmarsch in Frankreich und zweimaligen Einzug in Paris. Noch vieler solcher verhängnißvollen Tage stehen auf den Denktafeln der Weltgeschichte, und sie bleiben da stehen: gleichviel, ob die Einen sie als bloße Spiele des Zufalles betrachten, während die Andern darin die Fingerzeige Gottes sehen, der ebenso den Sternen wie den Wolken und Winden am menschlichen Horizonte ihre Bahnen weist. Wir bekennen uns nicht zu dem

Digitized by Google

Aberglauben, als seien die Menschen nur Kartenblätter in der Hand des Schicksals: da figurirten sie denn eine Weile als As, König, Dame, Bube und so weiter, bis sie endlich ausgespielt und vom Tode gestochen würden. Aber wir halten uns auch fern von jedem Aberglauben prophetischer Deutungen solcher Tage. Als Napoleon I. in den ersten Maitagen 1821 auf St. Helena starb: erinnerten damals die Anhänger der Bourbons in Frankreich nicht frohlockend daran, wie König Ludwig XVIII. vor sieben Jahren fast um dieselbe Maienzeit in Paris eingezogen und auf den wiederhergestellten Lilienthron gestiegen sei? Sie deuteten dies als ein Vorzeichen der Nimmerwiederkehr des Kaiserreichs, trotzdem daß schon der erste Napoleon von Elba wiedergekommen war. Aber das bonapartistische Kaiserthum, hat es sich nicht, im Widerspruch mit jener Prophezeiung, zum zweiten Male erneuert? Was der Onkel seine „Sonne von Austerlitz" nannte, darin schien der Neffe seinen „Stern" zu erblicken; am 2. December 1851 machte er als eidbrüchiger Präsident der Republik seinen Staatsstreich und am 2. December 1852 wurde das Kaiserthum Napoleon's III. proclamirt.

Also nicht etwa zur Erneuerung des uralten Aberglaubens an den guten oder bösen Einfluß gewisser Tage sei hier an drei denkwürdige Decembertage der Königin Luise erinnert; sondern weil sich in diesen drei verschiedenen Weihnachtszeiten Glanz und Leid der fürstlichen Dulderin charakteristisch ausprägt.

I.

In der ersten dieser drei Weihnachtszeiten (am 22. December 1793) sah Berlin die jugendholde Prinzessin Luise von Mecklenburg-Strelitz als Braut des Kronprinzen Friedrich Wilhelm ihre festliche Einfahrt halten. Der französische Revolutionskrieg hatte den Kronprinzen von Preußen als Commandeur einer Brigade nach dem Rhein geführt: dort sah er Luise zum ersten Male. Nach dem frühen Tode ihrer Mutter, an deren Sarg sie als sechsjähriges Kind stand, war Luise mit ihren halbverwaisten Geschwistern in Darmstadt bei ihrer Großmutter, der verwittweten Landgräfin von Hessen, aufgewachsen. Als der Brand der französischen Revolution seine Kriegsflamme auch in das Rheinland zu werfen drohte, ging Luise mit ihrer Großmutter und ihrer Schwester Friederike nach Hildburghausen, um dort einige Zeit bei ihrer ältern Schwester, der Gemahlin des Herzogs Friedrich von Sachsen-Hildburghausen, fern vom Kriegsschauplatze, zu leben. Nach der Vertreibung der Franzosen aus Frankfurt am Main am 2. December 1792 wurde diese alte Wahlstadt der deutschen Könige das preußische Hauptquartier. Von hier schrieb der Landgraf von Hessen-Darmstadt (der Verbündete des Königs Friedrich Wilhelm II. im Rheinkriege) an die Großmutter nach Hildburghausen: sie möge doch mit Luise und Friederike den Rückweg nach Darmstadt über Frankfurt am Main nehmen, um ihre Enkelinnen dort ihrem hohen Verwandten, dem König von Preußen vorzustellen, dessen Gemahlin (die Mutter Friedrich Wilhelm's III.) und Luisens Mutter Geschwisterkinder waren. So kam die Großmutter mit den beiden Prinzessinnen im März 1793 nach Frankfurt und besuchte dort den König. Abends gedachte sie, nachdem sie ihre Enkelinnen zuvor in's Theater geführt, wieder mit ihnen abzureisen, als Friedrich Wilhelm II. sie einlud, nach dem Schauspiele bei ihm zu speisen. Wider Erwarten in Frankfurt zurückgehalten, blieb Luise, um noch an dem nämlichen Abend des Kronprinzen Herz zu gewinnen. Und

Digitized by Google

wie Friedrich Wilhelm zu Luiſe, ganz ſo fühlte ſein um drei Jahre jüngerer Bruder, Friedrich Ludwig Karl, ſich zu ihrer jüngern Schweſter Friederike hingezogen. Von Kindheit an hatten die beiden Brüder treu zuſammengehalten; Freud und Leid ihrer Jugend hatten ſie miteinander getheilt; jetzt verſchwiſterten ihre Herzen ſich auf's Neue durch die gleichzeitige Neigung zu den beiden fürſtlichen Schweſtern. In der nämlichen Abendſtunde jenes Märztages war dem Kronprinzen und dem Prinzen Ludwig der Stern ihrer Liebe aufgegangen. Auch ihre Doppelverlobung haben ſie vier Wochen nachher zuſammen gefeiert: am 24. April 1793 zu Darmſtadt. Der König Friedrich Wilhelm II. wechſelte ſelbſt die Ringe, durch welche er ſeine beiden Söhne den beiden verſchwiſterten Prinzeſſinnen verlobte. Er ſegnete mit frohſter Zuſtimmung dieſe Herzensbündniſſe, er erinnerte in heiterer Wendung des ernſten Augenblickes daran, daß es das erlauchte Haus eines „geborenen Preußen" ſei, aus dem ſeine Söhne die Bräute nach dem Feldzuge heimführen ſollten. Denn der damals regierende Landgraf Ludwig X. (der nachherige erſte Großherzog von Heſſen-Darmſtadt) war ſeinem Vater, dem weiland königlich preußiſchen General-Lieutenant, in Prenzlau, dem Standorte ſeines Regiments, geboren. Seine Mutter war jene hochgeſinnte, geiſtesverwandte Freundin Friedrich's, deren Andenken der große König durch ein ihr in Darmſtadt errichtetes Grabmal ehrte: eine weiße Urne von carrariſchem Marmor mit der charakteriſtiſchen Inſchrift: „Femina sex, ingenio vir" (von Geſchlecht eine Frau, von Geiſt ein Mann). Dieſe Urne, der Landgräfin Caroline Luiſe, Prinzeſſin von Pfalz-Birkenfeld, durch Friedrich geweiht, kennzeichnet noch heute ihren Epheuhügel im Herrengarten zu Darmſtadt. Dort vor der Todtenurne der Freundin Friedrich's haben auch Friedrich Wilhelm und Luiſe im Frühling ihrer Liebe und ihres Verlöbniſſes Hand in Hand geſtanden. Doch ſchon am zweiten Tage nach der Verlobung brach der König mit dem Kronprinzen und dem Prinzen Ludwig wieder von Darmſtadt nach dem Hauptquartier auf. Acht Tage nachher, am 3. Mai, erſtürmte der Kronprinz an der Spitze des erſten Bataillons des Regimentes von Borck das Dorf Koſtheim. Er trieb die Franzoſen nach heißer Gegenwehr aus dem Orte, eroberte die dahinter aufgeworfenen Schanzen, erbeutete eine feindliche Kanone und machte viele Gefangene. Der König, an der Spitze des zweiten Bataillons nachrückend, umarmte den tapfern Erben ſeiner Krone zum Dank auf der gewonnenen Schanze. Am 11. Mai kam der Kronprinz nach Edenkoben, er ritt mit dem Herzog von Braunſchweig bis zu den Vorpoſten vor Landau und eilte dann über Speier und Mannheim nach Darmſtadt, zu einem kurzen Beſuche der Braut. In dieſen Tagen machten die Verlobten einen Ausflug nach Heidelberg, wo ſie mit ihrem kleinen Gefolge auf dem Wolfsbrunnen ſaßen.

Am 15. Mai wurde das Hauptquartier von Guntersblum nach Bodenheim verlegt. Hier beſuchten die beiden Bräute mit der Großmutter ihre fürſtlichen Verlobten im Feldlager. Von dieſem Beſuche ſchreibt Goethe in ſeinem, während der Belagerung von Mainz geführten Tagebuche, Donnerstag den 28. Mai (1793): „Gegen Abend war uns, mir aber beſonders, ein liebenswürdiges Schauſpiel bereitet; die Prinzeſſinnen von Mecklenburg hatten im Hauptquartier zu Bodenheim bei Seiner Majeſtät dem König geſpeiſt und beſuchten nach der Tafel das Lager. Ich heftelte mich in mein Zelt ein und durfte ſo die hohen Herrſchaften, welche unmittelbar davor ganz vertraulich auf und nieder gingen, auf das Genaueſte be-

Digitized by Google

obachten. Und wirklich konnte man in diesem Kriegsgetümmel die beiden jungen Damen für himmlische Erscheinungen halten, deren Eindruck auch mir niemals verlöschen wird." Am 14. September 1793 schlugen die Preußen unter den Augen ihres Königs bei Pirmasens ihre letzte Schlacht im Rheinkriege: am 29. September schied Friedrich Wilhelm II. von seinem Heere. Zwei Monate nachher rief er auch seine beiden Söhne aus dem Felde. Der Kronprinz und der Prinz Ludwig begrüßten auf dem Heimwege die fürstlichen Bräute in Darmstadt und trafen am 8. December in Berlin ein, wenige Stunden nach dem Te Deum, mit welchem die Hauptstadt soeben den preußischen Sieg über die Franzosen in dem dreitägigen Treffen bei Kaiserslautern gefeiert hatte.

Das Palais des Kronprinzen, in dem Friedrich Wilhelm III. hernach als König lebte und starb — jetzt bewohnt es wieder der Kronprinz — war unterdessen neu eingerichtet worden; es stand schon zur Aufnahme des jungen Fürstenpaares bereit. Acht Tage nach des Kronprinzen Ankunft in Berlin schied Luise mit ihrer Schwester aus dem Familienkreise in Darmstadt, um sich in Begleitung ihrer Großmutter, der verwittweten Landgräfin, nach der Hauptstadt des Reiches zu begeben, zu dessen künftiger Königin sie auserwählt war. Der Einzug in Berlin ging am 22. December vor sich; an einem winterlichen, aber heitern Sonntage. An einer Ehrenpforte unter den Linden standen vierundfünfzig Mädchen, Töchter berliner Bürger: aus ihrer Mitte wurde der Prinzessin Braut des Kronprinzen ein Gedicht überreicht. Eine kleine liebliche Mädchengestalt sagte es her, und die natürliche Anmuth der kindlichen Sprecherin entzückte Luise so, daß sie sich im raschen Zuge ihres bewegten Herzens zu dem Kinde nieder neigte, es in ihre Arme schloß und einen Kuß des Dankes auf Mund, Stirn und Augen des Mädchens drückte. Welche Ueberraschung für die Oberhofmeisterin, der die gemessenen Formen der Etikette zur andern Natur geworden waren, und die hier zu ihrem Schrecken erkannte, daß die zukünftige Kronprinzessin und Königin das Buch des byzantinischen Kaisers Constantin über das Hof-Ceremoniel nicht eben heilig halten mochte.

„Mein Gott!" seufzte die Oberhofmeisterin. „Was haben Ew. Königliche Hoheit gethan? Das ist ja gegen alle Etikette!"

„Wie?" war die harmlose Entgegnung Luisen's. „Darf ich das nicht mehr thun?"

Und in dieser Antwort verkündete sich eine so reine Natürlichkeit, fern von aller zur Schau getragenen Würde und doch zugleich durch eine wahrhaft geistige Vornehmheit gehoben, daß die Zuschauer jener anmuthigen Zwischenscene sich sagen konnten: Luise wird nicht allein die Königin, sie wird auch die Mutter des Landes werden! — Die Vermählung selbst ging in der bei Hofe gewohnten Weise vor sich. Der Oberconsistorialrath Sack traute das Brautpaar nach dem feierlichen Brauch der evangelisch-reformirten Kirche. Er hatte den Kronprinzen getauft und confirmirt; er sprach jetzt auch den Segen über dessen Ehebund. Die berliner Bürgerschaft war Willens, den Abend der Vermählung durch eine festliche Erleuchtung der Hauptstadt zu feiern. Doch der Kronprinz verbat sich diese Illumination mit den Worten: „Wird mich mehr freuen, wenn diejenigen Bürger, die es übrig haben, das Geld, das die Erleuchtung kosten würde, zusammenschießen und es lieber als Unterstützung für die Wittwen und Waisen der im Kriege Gebliebenen opfern." So unterließ man die Erleuchtung, aber um so freudiger strahlten

Digitized by Google

die Dankesblicke der beschenkten Wittwen und Waisen. Für sie wurde die am Weihnachtsabend gefeierte Hochzeit des Kronprinzen eine so unverhoffte wie reiche Christbescheerung: der König, die Prinzen und Prinzessinnen, alle hatten ansehnliche Summen beigesteuert.

Am nächsten Morgen, am ersten Weihnachtsfeiertage, fuhren die Neuvermählten vom Schlosse aus im feierlichen Geleite des Hofes nach der Domkirche. Hier wohnten sie dem Gottesdienste bei. Nach dem Segen begaben sie sich aus dem Hause des Herrn in ihre künftige Behausung, in das Palais des Kronprinzen, das Friedrich Wilhelm III. bis zu seinem Tode bewohnt hat.

Die Festlichkeiten der Vermählung des Kronprinzen und des Prinzen Ludwig dauerten bis zum neuen Jahr 1794. Fouqué, als Jüngling Augenzeuge derselben, sagt davon: „Die Ankunft und Vermählung beider engelschönen Bräute der beiden ältesten Königssöhne, der Prinzessinnen von Mecklenburg-Strelitz, gaben den Städten Berlin und Potsdam einen erhabenen Lichtglanz."

Ein anderer Zeitgenosse, der damalige Hofbildhauer Johann Gottfried Schadow, aus dessen Meisterhand die berühmte Gruppe der fürstlichen Schwestern hervorging, schrieb als Mitlebender jener Tage: „Im Jahre 1794 hatte sich in Berlin ein Zauber verbreitet, welcher über alle Stände ausging, durch das Erscheinen der hohen Schwestern, Gemahlinnen der Söhne des Königs. Am Mainstrom erzogen, war ihnen die angenehmste der deutschen Mundarten zu Theil geworden, und waren Diejenigen, welche außer dem Anblick ihrer Wohlgestalt ihre Stimmen hörten, davon begeistert. Es entstanden Parteien, welcher von Beiden der Vorrang der Schönheit zukomme."

Hatte Luise gleich in ihrem ersten Erscheinen als Braut die Hauptstadt mit dem Zauber ihrer Schönheit erfüllt, so wurde nun ihre Ehe mit dem gleichgesinnten Kronprinzen das hohe, weithin durch das Land leuchtende Vorbild eines wahrhaft deutschen Familienlebens, wie es in dieser wechselseitigen reinen Liebe und Treue an den deutschen Fürstenhöfen leider immer seltener geworden war, seitdem diese sich darin gefielen, anstatt der lautern vaterländischen Sitte lieber der französischen Galanterie zu huldigen. So herrschte damals die Mode, daß Mann und Frau der höhern Gesellschaft einander mit dem kalten, entfremdenden „Sie" anredeten; der Kronprinz und die Kronprinzessin kehrten sich nicht daran, sie nannten einander „Du" und gaben damit dem Altare der deutschen Häuslichkeit den echten Schmuck der frühern Traulichkeit zurück.

In Bezug darauf sagte der König zu dem Kronprinzen: „Wie ich höre, nennst Du ja die Kronprinzessin Du?"

„Geschieht aus guten Gründen", war die Antwort, und weiter befragt, erklärte der Kronprinz lächelnd: „Mit dem Du weiß man doch immer, woran man ist; dagegen bei dem Sie ist immer das Bedenken, ob's mit einem großen S gesprochen wird oder mit einem kleinen."

Die Neuvermählten lebten nur für einander, und gleichwie Luise sich nachher auf dem Throne als eine wahrhaft deutsche Königin bewährte, ebenso stand sie als Kronprinzessin ihrem Gemahl als eine echte deutsche Hausfrau zur Seite, darin ganz eines Sinnes mit Friedrich Wilhelm III., den man als König oft sagen hörte: „Bin von allen Seiten ohnehin schon genug beengt und molestirt; will wenigstens in meinem häuslichen Leben meiner Neigung folgen und die Freiheit und Unabhängigkeit haben, die jeder Privatmann genießt." König auf dem Throne, war und wollte Friedrich Wilhelm III.

Digitized by Google

in seinem Hause nichts anders sein, als ein schlichter Bürger. Und er machte es dadurch zu einem Tempel des reinsten häuslichen Glückes, in welchem seine Luise als ein treuer Genius der Liebe waltete, dessen Flügel er wenigstens innerhalb seiner vier Wände durch keinen Zwang der Etikette gebunden haben wollte.

Die Gemüthsart Friedrich Wilhelm's stimmte von Natur zu der frohen Seele Luisen's. Nur darin zeigte sich die Verschiedenheit Beider, daß die zwanglose, liebreiche Erziehung der Kronprinzessin unter den Augen ihrer Großmutter sich durchgehends auf die freie, frische Entfaltung aller natürlichen Anlagen des Fürstenkindes gerichtet, also das heitere Temperament Luisens in keinerlei Art verdunkelt hatte; der Kronprinz dagegen hatte in dem nachherigen Geheimen Rath Benisch einen Hofmeister gehabt, der, an sich ein kenntnißreicher und ehrbarer Mann, es doch darin versah, daß er seinen Zögling übertrieben streng hielt, ihn häufig die hypochondrische Laune, von der Benisch geplagt wurde, empfinden ließ, und überhaupt das Heil der Erziehung minder in der Erweckung aller guten Gaben, als vielmehr in der Einschüchterung jeder kindlichen Lust suchte. Daher verlebte Friedrich Wilhelm eine getrübte, nichts weniger als glänzende Jugend.

War doch auch Luise, die Tochter eines mit Kindern mehr als mit Glücksgütern gesegneten Prinzen, in ihrer Kindheit keine reiche Prinzessin. Auch in dieser Hinsicht hätte der von Jugend an knapp gehaltene, an Genügsamkeit gewöhnte Kronprinz keine angemessenere Wahl seines Herzens treffen können.

Die Reinheit ihrer Ehe, ihr trautes häusliches Zusammenleben erschien gerade damals wie ein rechter Segen nicht allein für ihr preußisches Land und Volk, sondern für alle Familienkreise in Deutschland, wo der Sinn für deutsche Sitte und Ehrbarkeit noch nicht unter dem damals herrschenden Einflusse französischer Frivolität erstickt war. Alle glaubwürdigen Zeitgenossen stimmen darin überein. Der alte Schadow, der in seinen jungen Künstlerjahren jene Zeit mit durchlebte, äußerte 1841 als ehrwürdiger siebenundsiebzigjähriger Greis zu einem Bewunderer seiner Büste der Königin Luise: „Zur Zeit Friedrich Wilhelm's II. herrschte die größte Liederlichkeit. Man kann sich jetzt gar nicht mehr vorstellen, wie wohlthätig auf jene Ueppigkeit das Beispiel Friedrich Wilhelm's III. kam, die stille Häuslichkeit, die Schönheit und Bravheit der Königin."

Die musterhafte Ehe Friedrich Wilhelm's und Luisen's, man darf sie wol als eine Vereinigung des norddeutschen und des süddeutschen Naturells ansehen. Denn während der König in seiner still zurückhaltenden, ruhigen Persönlichkeit mehr das kühle, bedachtsame Wesen des Norddeutschen vor Augen stellt, das, wie ein volksthümlicher Ausdruck sagt, „es an sich kommen läßt", offenbart sich dagegen in der lebhaften, feurigen, an sich glänzenden Erscheinung der Königin das leichter bewegliche Naturell der Süddeutschen, das sich rascher gehen läßt. Auch die Vorliebe für ländliche Zurückgezogenheit theilte Luise, selbst eine geistig und leiblich frische Natur, mit Friedrich Wilhelm. Als eine fremde Fürstin dort in dem stillen Paretz die Frage an Luise richtet: „ob es Ihrer Majestät denn nicht langweilig werde, Wochen um Wochen in dieser dörflichen Einsiedelei zu verleben?" da antwortete die Königin: „Ach nein, ich bin ganz glücklich als gnädige Frau von Paretz."

Digitized by Google

II.

War jene Weihnachtszeit von 1793 ihres ersten Einzuges in Berlin und ihrer Vermählung das Morgenroth ihres Glückes, so bezeichnete dreizehn Jahre nachher der Abend des 17. October 1806, als sie nach der Jenaer Schlacht in Berlin eintraf, den dunklen Wendepunkt ihres Lebens. Sie hatte den König, der sie gern immer in seiner Nähe wußte, auf seinen Wunsch vor dem Ausbruche des Krieges bis nach Weimar begleitet. Am 13. October, in der dritten Nachmittagsstunde, brach sie aus dem herzoglichen Schlosse in Weimar auf, um ihrem Gemahl nach Auerstädt zu folgen. Auf dem Wege dahin kam ihr das Gerücht entgegen: der Feind stehe schon auf den Höhen hinter Kösen, die Straße sei nicht mehr sicher. Man rieth ihr, umzukehren. Als die Truppen die Königin nach Weimar zurückfahren sahen, vermutheten sie, der Feind sei in der Nähe, und ein weithin schallendes Jauchzen, ein tausendstimmiges Vivat brach aus den Reihen der kampflustigen Krieger. Die frohe Stimmung des Heeres belebte sie mit frischem Vertrauen: es war, wie sie zu ihrer Begleiterin, der Gräfin von Tauentzien, sagte, eine Himmelspforte der Hoffnung, durch welche sie Abends wieder in Weimar einfuhr und im herzoglichen Schlosse abstieg.

Hier sprach sie den General von Rüchel, und auf sein Zureden entschloß sie sich, folgenden Morgen in der Frühe nach Berlin zurückzureisen. Rüchel berichtet darüber: „Bei der wachsenden Gefahr bat ich (am Vorabend der Schlacht) die Königin Majestät inständigst, nur abzureisen und sich nicht in eine bei den größten Vorsichtsmaßregeln dennoch nicht zu berechnende Verlegenheit zu versetzen. Ihre Majestät nahmen meinen Vorschlag gnädigst an, und ich entwarf nach der bei mir habenden Karte Allerhöchstdero Reiseroute und Quartier (über Mühlhausen, die Chaussee von Seesen, Braunschweig und Magdeburg nach Berlin) auf dem Weimarischen Schlosse in den Zimmern Ihrer Majestät. Welches die sonderbare Veranlassung gegeben hat zu der Aeußerung des Kaisers Napoleon: ich hätte mit der Königin von Preußen, dieser so bescheidenen als edlen Prinzeß, die stets mit Würde handelnd nie aus ihrem Geleise getreten ist, die Pläne zu der Kriegsoperation regulirt. — Ich warf mich angezogen nebst einem Adjutanten auf das Lager. Gegen Anbruch des Tages fehlten noch die nöthigen Pferde für die Königin Majestät, weil die Armee Alles zu dem Marsche gebraucht hatte; ich ließ Haussuchung nach Pferden halten und ersetzte die fehlenden durch meine eigenen Pferde; ließ die ersten Stationen die Königin durch ein Cavallerie-Commando (Baillodz-Küraſſiere) zur eigenen Sicherheit begleiten und verfügte mich nach dem Bivouac. Jemand bemerkte mir, man höre kanoniren."

Es waren die Kanonen der Jenaer Schlacht. Der erste ferne Donner der Geschütze schlug an den Reisewagen, in welchem sie durch den dichten Nebel des trüben Herbstmorgens dahinfuhr. Wenn diese graue Decke, die jetzt in der Frühe auf dem Thüringer Walde lag, sich hob, wenn die Sonne dieses blutigen Tages durch den Nebel drang — wem sollte sie zum Siege leuchten? Auf ihrer viertägigen Fahrt aus Thüringen durch den Harz und die Altmark nach Berlin hörte sie bis kurz vor Brandenburg nur ungewisse Nachrichten, bald frohe, bald schreckliche. Was sie da empfunden, was sie da gelitten, sie selbst hat es „unsäglich" genannt, hat sich dieser Fahrt, zwischen den Bergen der Hoffnung und den Abgründen des Zweifels hindurch, mit den Worten erinnert: „Da wird man inne, was der Spruch bedeutet: wir wissen nicht,

Digitized by Google

was wir beten sollen, sondern der Geist selbst vertritt uns mit unaussprechlichem Seufzen."

Erst am vierten Tage nach ihrer Abreise von Weimar, am 17. October, ereilte sie nahe bei Brandenburg ein reitender Bote, abgeschickt von dem Obersten von Kleist. Sie nimmt dem heransprengenden Reiter das Schreiben aus der Hand: es enthält in wenigen Zeilen die Bestätigung ihrer Furcht, die Vernichtung ihres Hoffens. Es ist, als sei die Lawine, die bisher drohend über ihrem Wege hing, nun plötzlich erdrückend auf sie herabgerollt. Tief bestürzt fährt sie weiter über Potsdam nach Berlin. Als sie am späten Abend dort ankommt, sind ihre Kinder schon fort nach Schwedt an der Oder. Es hieß, die Franzosen ständen schon vor den Thoren, und auf dieses Gerücht hin bestimmte der Gouverneur der Hauptstadt die Lehrer der königlichen Kinder, sie für's Erste nach Schwedt zu geleiten und dort der weitern Bestimmung der Eltern zu harren. Dr. Hufeland, damals königlicher Leibarzt, wurde am 18. October früh sechs Uhr in's königliche Palais zur Königin gerufen; er fand sie mit verweinten Augen, aufgelösten Haaren. Sie kam ihm mit den Worten entgegen: „Alles ist verloren. Ich muß fliehen mit meinen Kindern, und Sie müssen uns begleiten."

Der damals in Berlin wohnhafte Historiker Woltmann, der die Königin in Berlin ankommen sah, schreibt in seinen Memoiren: „Ich fühlte, was sie in diesem Augenblick litt, als sie auf kurze Weile in die Gemächer des freundlichen Hauses zurückgekehrt war, wo sie bisher in allem Segen des Friedens und häuslicher Liebe nur die heitere Seite eines königlichen Daseins gekannt hatte. Ich ahnte schon, daß ihre Tage nie mehr hell sein würden; denn zu Seelen, welche zur Heiterkeit und Liebe geschaffen sind, kehrt das Glück selten wieder, wenn es nach langer Gunst sie einmal verlassen hat."

In Schwedt traf die Königin mit ihren Kindern zusammen, erst in Küstrin wieder mit dem König. Welch ein Wiedersehen! Auf dem Wege nach Königsberg in Preußen eine Unglücksbotschaft nach der andern! Dazu die ruchlosen Schmähungen, mit denen die Königin von französischen Lohnschreibern verfolgt wurde. Selbst Napoleon I. decorirte seine Siegesbulletins mit so rohen Ausfällen gegen die unglückliche Königin, daß sogar ein sonstiger französischer Lobredner seines Kaisers nicht umhin kann, sie seines Helden unwürdig zu finden.

Thiers schreibt: „Napoleon, der die Sitten und Ausdrücke der Kaserne mit auf den Thron gebracht zu haben schien, hätte nicht noch die Beleidigung zum Mißgeschick fügen sollen; es leuchtet darin der Uebermuth des siegreichen Soldaten mit wenig Rückhalt hervor."

So vielen Leiden erlag die Gesundheit der Königin. Sie erkrankte in Königsberg schwer am Nervenfieber. Der Leibarzt Dr. Hufeland selbst berichtet darüber: „Endlich ergriff der böse Typhus auch unsere herrliche Königin, an der alle Herzen und auch unser Trost hing. Sie lag sehr gefährlich darnieder, und nie werde ich die Nacht des 22. December 1806 vergessen (wieder eine Weihnachtszeit!) wo sie in Todesgefahr lag, ich bei ihr wachte und zugleich ein so fürchterlicher Sturm wüthete, daß er einen Giebel des alten Schlosses, in dem sie lag, herabriß, während das Schiff, welches den ganzen noch übrigen Schatz und alle Kostbarkeiten enthielt, auf der See war. Indeß auch hier ließ Gottes Segen die Cur gelingen, sie fing an sich zu bessern. Aber plötzlich kam die Nachricht, daß die Franzosen heranrückten. Sie erklärte bestimmt: „Ich will lieber in die Hände Gottes als dieser

Digitized by Google

Menschen fallen.“ Und so wurde sie den 3. Januar 1807 bei der heftigsten Kälte, bei dem fürchterlichsten Sturm und Schneegestöber in den Wagen getragen und zwanzig Meilen weit über die Kurische Nehrung nach Memel geschafft. Wir brachten drei Tage und drei Nächte, die Tage theils in den Sturmwellen des Meeres, theils im Eise fahrend, die Nächte in den elendesten Nachtquartieren zu. Die erste Nacht lag die Königin in einer Stube, wo die Fenster zerbrochen waren und der Schnee ihr auf das Bett geweht wurde, ohne erquickende Nahrung. So hat noch keine Königin die Noth empfunden! — Ich dabei in der beständigen ängstlichen Besorgniß, daß sie ein Schlagfluß treffen möchte. Und dennoch erhielt sie ihren Muth, ihr himmlisches Vertrauen auf Gott aufrecht, und er belebte uns Alle. Selbst die freie Luft wirkte wohlthätig; statt sich zu verschlimmern, besserte sie sich auf der bösen Reise. Wir erblickten endlich Memel am jenseitigen Ufer, zum ersten Mal brach die Sonne durch und beleuchtete mild und schön die Stadt, die unser Ruhe- und Wendepunkt werden sollte. Wir nahmen es als ein gutes Omen an.“

Dort in Memel, der nördlichsten Stadt Preußens, wo sie langsam genesen ist, schrieb sie jene hochherzigen Briefe, von denen man gesagt hat: „sie seien wie mit einer Feder aus dem Flügel des guten Engels Preußens geschrieben.“ Diese Briefe (zuerst 1814 von Frau von Berg in deren Denkschrift auf die Königin herausgegeben, dann vielfach vermehrt aus dem Nachlasse der Frau von Berg und den von König Friedrich Wilhelm IV. erschlossenen Quellen in unserer Biographie der Königin Luise veröffentlicht) sind bereits ein Gemeingut der Nation. Hier nur einige der charaktervollsten Stellen daraus: „Auf dem Wege des Rechts leben, sterben und, wenn es sein muß, Brod und Salz essen. Nur Unrecht unsererseits würde mich zu Grabe bringen. — Gott wird mir helfen, den Augenblick zu bestehen, wo ich über die Grenzen des Reiches muß. Da wird es Kraft erfordern; aber ich richte meinen Blick gen Himmel, von wo alles Gute und Böse kommt, und mein fester Glaube ist, er schickt nicht mehr, als wir tragen können.“ — In demselben Briefe an ihren Vater schrieb die Königin: „Wir sind eingeschlafen auf den Lorbeeren Friedrich's des Großen, welcher, der Herr seines Jahrhunderts, eine neue Zeit schuf. Wir sind mit derselben nicht fortgeschritten, deshalb überflügelt sie uns.“ — Und obwol sie, schwer gedrückt durch Leiden des Körpers und der Seele, für sich selbst der Hoffnung auf eine bessere Zukunft entsagt zu haben schien: sie nahm dennoch fortdauernd Theil an Allem, was irgendwie zu des Volkes sittlicher Erhebung beitrug.

„Haben Sie schon gehört,“ schrieb sie im September 1809, „der König hat befohlen, daß in den Kirchen Gedächtnißtafeln der um das Vaterland verdienten Krieger aufgestellt werden, zur Ehre der Todten, zur Auszeichnung der Ueberlebenden und zur Nacheiferung der — Andern. Das ist ein Funken mehr, aus dem vielleicht doch noch die Flamme Gottes schlagen kann, welche die Geißel der Völker verzehrt! Hat es denn nicht, wie in Spanien, auch in Tyrol schon gezündet? „Auf den Bergen ist die Freiheit!“ Klingt diese Stelle, die ich jetzt erst verstehe, nicht wie eine Prophezeiung, wenn Sie auf das Hochgebirge blicken, das sich auf den Ruf seines Hofer's erhoben hat? Welch' ein Mann, dieser Andreas Hofer! Ein Bauer wird ein Feldherr, und was für einer! Seine Waffe — Gebet; sein Bundesgenosse — Gott! Er kämpft mit gefalteten Händen, kämpft mit gebeugten Knieen und schlägt wie mit dem Flammenschwerte des Cherubs! Und dieses treue Schweizervolk, das

Digitized by Google

meine Seele schon aus Pestalozzi angeheimelt hat. Ein Kind an Gemüth, kämpft es wie die Titanen mit Felsstücken, die es von seinen Bergen niederrollt. Ganz wie in Spanien! Gott, wenn die Zeit der Jungfrau wiederkäme, und wenn der Feind, der böse Feind doch endlich überwunden würde, überwunden durch die nämliche Gewalt, durch die einst die Franken, das Mädchen von Orleans an der Spitze, ihren Erbfeind aus dem Lande schlugen! — Ach, auch in meinem Schiller hab' ich wieder und wieder gelesen! Warum mußte er sterben? Ob der Dichter des Tell auch verblendet worden, wie der Geschichtschreiber der Eidgenossen! Nein! Nein! Lesen Sie nur die Stelle: „Nichtswürdig ist die Nation, die nicht ihr Alles setzt an ihre Ehre!" Kann diese Stelle trügen? Und ich kann noch fragen: warum er sterben mußte. Wen Gott lieb hat in dieser Zeit, den nimmt er zu sich!"

Hat Hippel, der Concipient von Friedrich Wilhelm's III. „Aufruf an mein Volk" nicht Recht, daß er in seinen Aufzeichnungen die Königin, deren Geburtstag der Stiftungstag des Eisernen Kreuzes wurde, „mit ihrem reinen, klaren, voll Sehergabe in die Zukunft schauenden poetischen Gemüthe" als eine Seherin des preußischen, des deutschen Volkes darstellte? Eingedenk dessen sprach der König Friedrich Wilhelm IV. das bekannte Wort: „Die Einheit Deutschlands liegt mir am Herzen. Sie ist ein Erbtheil meiner Mutter."

III.

Im August 1809 schrieb die Königin in einem Briefe an ihre Schwester Friederike: „Erlaubt es meine Gesundheit (sie litt wieder längere Zeit am Wechselfieber), so gehen wir den 12. August nach Pillau. Ginge es doch nach Berlin! Dahin, dahin möcht' ich jetzt ziehen; es ist ordentlich ein Heimweh, was mich dahin treibt und nach meinem Charlottenburg." — Endlich, als ihre Abreise nach Berlin auf den 15. December festgesetzt war, sah sie den Tag mit einer gewissen bangen Traurigkeit herannahen. Warum? Davon konnte sie sich selbst keine Rechenschaft geben. „So werde ich denn bald wieder in Berlin sein" (schrieb sie in Königsberg), „und zurückgegeben so vielen treuen Herzen, welche mich lieben und achten. Mir wird es bei dem Gedanken ganz beklommen vor Freude, und ich vergieße so viele Thränen hier, wenn ich daran denke, daß ich Alles auf dem nämlichen Platz finde, und doch Alles so ganz anders ist, daß ich nicht begreife, wie es dort werden wird. Schwarze Ahnungen ängstigen mich; immer möchte ich allein hinter meinem Schirmleuchter sitzen, mich meinen Gedanken überlassen: ich hoffe, es soll anders werden."

Am 15. December 1809 reiste sie mit dem König von Königsberg ab. Ihre Heimfahrt ging aller Orten durch helle Freuden- und Ehrenzeichen der Bevölkerung. Am 22. December Abends erreichten sie Freienwalde an der Oder, ihr letztes Nachtquartier vor Berlin. Dort am Dammhause zu Freienwalde kam ihnen ein Fackelzug mit Sang und Klang entgegen. Es waren die Knappen des dortigen, dem Militairwaisenhause in Potsdam gehörigen Alaunbergwerks. Die Bergknappen sangen zum Empfang ein treuherziges Weihnachtslied. Am andern Morgen hatten sich die Freienwalder Bergleute wieder mit klingendem Spiel vorm Schlosse aufgereiht. Freundlich grüßend und dankend fuhren der König und die Königin durch die lebendige Gasse der Knappschaft: ein dreimaliges Glückauf! gab ihnen das Geleite. Auf ihrer Weiterfahrt nach Berlin sahen sie von Werneuchen an, wo damals

Digitized by Google

die Chaussée anfing, die Schlagbäume mit frischem Grün umwunden. Ein Frühlingsschein im Winter.

Gegen Mittag des 23. December erreichten der König und die Königin Weißensee; das nächste Dorf an Berlin vor dem Bernauer (jetzt neuen Königs-) Thore. Hier stieg der König zu Pferde. Für die Königin war ein neuer Paradewagen vorgefahren, ein Ehrengeschenk der Berliner Bürgerschaft. Es war eine viersitzige Kutsche, inwendig mit silbergesticktem Lilasammet ausgeschlagen: Lila, das wußte man in Berlin, war die Lieblingsfarbe der Königin. In diesem Paradewagen — der kaum sieben Monate nachher in ihrem Leichenzuge paradiren sollte — hielt die Königin, nach mehr als dreijähriger bitterer Trennung von der Hauptstadt, ihren Einzug in Berlin, wo sie vor sechzehn Jahren, in der nämlichen Stunde als Braut eingezogen war.

Ein Augenzeuge, Fouqué, schreibt: „Nachdem wir nun endlich die verehrte königliche Familie wiederum in unserer Mitte sahen, ward es auch mir zu Theil, noch einmal des Anblicks unserer engelschönen Königin gewürdigt zu werden. Es war in Berlin, wo sie im Theater erschien, an der Seite ihres erhabenen Gemahls, auf den sie mehrmals im Gespräch die himmelblauen Augen mit unaussprechlich rührendem Ausdruck richtete. Ob vielleicht in ihrer holden Seele die Ahnung lebte: sie werde nicht lange mehr des schwer geprüften Helden Geleiterin sein? — Eins weiß ich. Als sie, nach zu jener Zeit üblicher Sitte, beim Fortgehen die Versammlung mit gnädiger Neigung begrüßte, empfand ich tief und sprach es auch auf dem Heimwege durch die dunklen Straßen zu meinem Freunde aus: „Wol hab ich mitunter gemeint, wir Preußen könnten ruhig unser Kriegsunglück ertragen, uns nun im Frieden wenden auf Kunst und Wissenschaft, etwa wie es der große Friedrich sich vorgenommen haben soll, wenn die Schlacht bei Mollwitz verloren gegangen wäre für ihn. Aber jetzt nicht also! Jene engelklaren Augen wurden mit Thränen getrübt durch Bonaparte. Geweint haben sie um unsern Dank. Wir müssen kämpfen und sie freudig leuchten sehen um unsere Siege! — Ach, so gut sollte es uns nicht werden! Noch eh' uns die Tage des Errettungskrieges aufgingen, ward die Königin Luise abgerufen aus dieser leidenvollen Welt in die ewige Herrlichkeit."

Das nächste Frühjahr (1810), in welches der vierunddreißigste Geburtstag der Königin fiel, brachte neue drückende Sorgen für das schwer geprüfte Königshaus und das Vaterland. Mitten in der Feier ihres Geburtsfestes, zu welchem ein von dreihundert Sängern gesungenes Te Deum aufgeführt wurde, äußerte die Königin, die Seele voll banger Ahnungen: „Ich denke, es wird wol das letzte Mal sein, daß ich meinen Geburtstag hier feiere."

Der Frieden zu Tilsit, der die Hälfte des Königreichs abgetrennt und sogar von der Kurmark, der Wurzel des preußischen Länderstammes, die Altmark losgerissen hatte — dieser unglückliche Frieden trug keine Palmen, vielmehr nur neue Dornen. Fortwährend und immer ungestümer drang Napoleon I. auf die Zahlung der rückständigen Kriegssteuer. Die laufenden Einkünfte des vom Krieg erschöpften, durch die lange französische Besatzung ausgesogenen Königreichs vermochten so viel nicht abzuwerfen, die versuchten Anleihen mißlangen, und schon ließ Napoleon die Zumuthung nach Berlin ergehen: „man könne ja durch Abtretung eines angemessenen Landestheils, zur Vergrößerung des Königreichs Westphalen, der ganzen Schuldenlast auf die leichteste Weise ledig werden."

Digitized by Google

Wirklich stellte der damalige Finanzminister Altenstein vor: die Abtretung Schlesiens sei das einzige Heilungsmittel aus der Noth. Allein der König und die Königin wiesen dieses angeblich letzte Mittel mit Unwillen zurück. Sie wandten sich an den ehemaligen Cabinetsminister Freiherrn von Hardenberg. Die Königin besprach sich mit Hardenberg in Gegenwart der Frau von Berg. Der König empfing ihn darauf insgeheim in Beeskow und auf der Pfaueninsel. Er berief ihn am 10. Juni 1810 als Staatskanzler an die Spitze der gesammten Verwaltung. Altenstein trat zurück, und es gelang Hardenberg, Preußen einstweilen mit Napoleon zu verständigen und in Frieden zu erhalten, zugleich aber im Stillen die Staatskräfte zu wecken und anzusammeln, bis daß die Zeit komme, wo der nicht auf die Grundveste des Rechts gebaute, sondern nur durch den blutigen Kitt der Schwertgewalt zusammengehaltene Riesenbau Napoleons zusammenstürze.

Und sie kam, diese Zeit! Allein die Königin, die sie im Geiste vorausgesehen, die so viel dafür gethan hatte, daß dieser Ostermorgen der Befreiung Deutschlands ihr Volk wach und auf seinem Posten finde — die Königin Luise sollte diese Auferstehung Preußens nicht erleben, sollte während der Passionszeit sterben.

In ihrer Heimat auf Besuch bei ihrem greisen Vater, ist sie dort in Hohenzieritz heimgegangen, am 19. Juli 1810. Ihre Krankheit, ihr Leiden und Sterben, nach den echten Aussagen und Aufzeichnungen der Augenzeugen, haben wir in unserer Biographie der Königin Tag für Tag geschildert, und indem wir auf jene Lebensgeschichte verweisen, dürfen wir wol zur Bestätigung auch dieser Erinnerung an jene Weihnachtszeiten hier aussprechen, daß unter den vielen Beurtheilungen unseres Buches der Königin nicht eine den Biographen einer Unrichtigkeit in den dargestellten Thatsachen geziehen hat.

Nicht Preußen allein trauerte um die heimgegangene Königin. Durch ganz Deutschland ging das Gefühl, daß in dieser edlen, patriotischen Königin von Preußen eine wahrhaft deutsche Frau gestorben sei. Als 1809 der neue Krieg Oesterreichs gegen Frankreich so unglücklich ausschlug, da hat sie geschrieben: „Oesterreich singt sein Schwanenlied, und dann: Ade, Germania!"

Jetzt, bei ihrem Tode, fühlten die Provinzen, welche Napoleon dem König entrissen hatte, in dem Leid um die Königin sich wieder Eins mit dem alten Königreiche. Henrich Steffens, Norweger von Geburt, damals Professor in dem zum neuen Königreich Westphalen geschlagenen Halle, Steffens beschreibt in seinen Erlebnissen, wie die Nachricht von dem Tode der Königin Luise dort einwirkte:

„Es war eine Bewegung in der Stadt, nur mit derjenigen zu vergleichen, die in den ersten Tagen der Ueberwältigung durch die Feinde stattfand. Der Schmerz malte sich auf allen Gesichtern; die tiefste Trauer herrschte in allen Häusern, und ein Gefühl schien Jeden zu durchdringen, als wäre die letzte schwache Hoffnung mit dem Leben der angebeteten hohen Frau entwichen. Selbst die Feinde schienen diese Gefühle zu ehren, aber sie ahnten nicht, welche feindselige Gesinnungen sich in jedem Gemüthe zusammendrängten und an die Stelle des betäubenden Schmerzes traten. Allgemein schrieb man den Tod der Königin der unglücklichen Lage des Landes zu. „Der Feind", sagte man sich, „habe die Schutzgöttin des Volkes getödtet."

Gneisenau schrieb aus Berlin am 27. Juli an seine Frau: „Soeben ertönen alle Glocken bei dem Einzuge der königlichen Leiche. Sie wird in

Digitized by

daſſelbe Zimmer gebracht, worin ſie vor ſechzehn Jahren die Huldigungen der Hauptſtadt empfing. — Der König iſt im tiefſten Schmerz und darin höchſt liebenswürdig. Er iſt ſanft und mittheilend, geht öfter in ein anderes Zimmer, um ſeinen Thränen Lauf zu laſſen, und kämpft mit ſeinem Kummer in Geſellſchaft. Mein Gott! womit habe ich das verdient! hat er einigemal ausgerufen."

Später ſchickte Gneiſenau ſeiner Frau einige Trauerpredigten auf den Tod der Königin. „Zwei darunter," ſchrieb Gneiſenau, „ſind von einem meiner Freunde, dem Prediger Schleiermacher."

Dieſer geiſtliche Freund Gneiſenau's hatte während der Beſetzung Berlins durch die Franzoſen, ungeſchreckt durch die feindlichen Bajonette, nicht abgelaſſen, ſeine Stimme für König und Vaterland zu erheben. Er gab jetzt auch dem Leid um die Königin, die mit dem Ausrufe, „Herr Jeſu, mache es kurz", verſchieden war, einen tiefen Ausdruck. „Wir wiſſen," ſprach Schleiermacher an heiliger Stätte, „wir wiſſen, wie innig ſie, ohne jemals die Grenzen zu überſchreiten, die auch für jene königlichen Höhen der Unterſchied des Geſchlechtes feſtſtellt, Antheil genommen hat an allen großen Begebenheiten, wie ſie ſich eben durch die Liebe zu ihrem königlichen Gemahl, durch die mütterliche Sorge für die theuren Kinder Alles angeeignet hat, was das Vaterland betraf; wie lebendig ſie immer erfüllt war von den ewig herrlichen Bildern des Rechts und der Ehre; wie begeiſternd ihr Bild und Name, eine köſtlichere Fahne, als welche die königlichen Hände verfertigt hatten, den Heeren im Kampfe voranging."

Die irdiſche Hülle der Königin wurde, ehe ſie ihren letzten Einzug in das Mauſoleum zu Charlottenburg hielt, zunächſt im Dome zu Berlin beigeſetzt, und zwar in jener Sakriſtei, welche der Gemeinde der zehn Monate vorher abgebrannten Petrikirche zu ihren Andachten im Dome eingeräumt worden war. Der Leichenzug ging durch das Vorderportal des Domes: in den beiden Niſchen dieſes Portals ließ der König ſpäterhin die für ihn ſymboliſchen Engelsgeſtalten errichten.

Die Königin hatte oft und gern in dem Luſtſchloſſe zu Charlottenburg gewohnt. Dort im Schloßgarten, am Ausgange einer großen Tannenallee, ließ der König der Entſchlafenen das Mauſoleum bauen. Es wurde nach einem Entwurfe des Hofbaurath's Gentz im griechiſchen Style hergeſtellt: ein einfacher, aus Sandſtein errichteter doriſcher Tempel mit einer von vier Säulen getragenen Vorhalle, zu der man im Tannendunkel auf Stufen hinan ſteigt, oben an der Stirnwand die Inſchrift: A und O, im bedeutſamen Hinblick auf den Spruch in der Offenbarung St. Johannis: „Ich bin das A und das O, der Anfang und das Ende." Hier in dem Grabgewölbe unter dem düſter beſchatteten Tempel ſollte Luiſe ruhen — Friedrich Wilhelm III. dereinſt an der Seite der Heißbeweinten.

Es war wieder um Weihnachten, am 23. December früh drei Uhr, als eine Schwadron der Garde zu Pferde und die Leibcompagnie der Garde zu Fuß durch die noch in langer Winternacht liegenden Straßen nach dem Dome rückten, commandirt von dem Oberſtlieutenant Prinzen Karl von Mecklenburg-Strelitz, dem jüngſten Bruder der Königin. Die Leibwachen beſetzten die Kirche, der Hofmarſchall und die Hofbeamten verſammelten ſich innen, während außen der königliche Leichenwagen vorfuhr. Gegen vier Uhr wurde der Sarg aus der Sakriſtei zur Kirche hinausgetragen und draußen auf den Leichenwagen gehoben. Acht Pferde zogen ihn langſam die Linden ent-

Digitized by Google

lang und durch das Brandenburger Thor die Straße weiter nach Charlottenburg: an der Spitze zwei Vorreiter mit Fackeln und ein Trupp Garde zu Fuß, darauf zwei Fackelträger zu Pferde und der Hofmarschall sowie die Beamten zu Wagen.

So ging der nächtliche Leichenzug nach Charlottenburg und dort durch den Schloßgarten nach dem Mausoleum, wo der Sarg in der Gruft unter der Halle beigesetzt wurde, das Fußende auf das Schloß zu. Der Zinnsarg, der hier die irdische Hülle der Königin umschließt, ist von alterthümlicher Form, einfach verziert, sieben Fuß lang, drei Fuß hoch und ebenso breit. Er steht, achtzehn Centner schwer, auf acht Löwenfüßen. Seine schwarz eingegrabene Inschrift verkündet einfach den Namen der Königin, ihren Geburts- und ihren Todestag zu Hohenzieritz.

Als die späte Wintersonne dieses kürzesten und schwärzesten Tages sich erhob, war Luise schon eingegangen zu ihrer letzten Ruhestätte. Gegen Mittag traf der König von Potsdam zur Einweihung des Grabmales in Charlottenburg ein. Mit ihm seine Kinder. Der Beichtvater der Königin, Propst Ribbeck von der St. Nikolaikirche in Berlin, hielt die Weihrede an der offenen Gruft. Daneben stand der königliche Wittwer mit seinen Kindern; in der Vorhalle das Gefolge. Als der Geistliche den Segen gesprochen hatte, stieg der König mit den Kindern in die Gruft hinab. Sie beteten weinend am Sarge: gerade heute vor'm Jahre war die Heimgegangene aus Königsberg nach Berlin zurückgekehrt; vor siebzehn Jahren war sie als siebzehnjährige Braut in Berlin eingezogen.

Das Grabgewölbe wurde geschlossen und der Schlüssel dem König übergeben. Die Halle über der Gruft blieb den ganzen Tag offen. Noch heute ist das Mausoleum am Geburts- und am Sterbetage der Königin ein Wallfahrtsort für Einheimische und Fremde.

Ein Abbild der Entschlafenen, die schöne Gestalt der Königin auf einem Ruhelager, sollte nach des Königs Bestimmung die Halle über der Gruft schmücken. Das Monument ward im Jahre 1811 von Rauch begonnen und 1815 vollendet. Der Künstler ehrte in der Königin zugleich „die holde Schirmherrin seines von ihr mächtig geförderten Talentes."

Gleichwie es in der Geschichte Männer giebt, in denen der ganze Geist ihrer Zeit leibt und lebt, ebenso sind es Frauen, in denen das Herz ihrer Zeit Gestalt zu gewinnen scheint. Als eine dieser Frauen steht die Königin Luise da — ein hohes Schmerzensbild ihres von Napoleon erniedrigten Vaterlandes. Sie selbst schreibt am 9. Juli 1808 an Frau von Berg: „Ich leide unsäglich. Ich seufze und verschlucke meine Thränen. Vorgestern vor einem Jahre hatte ich meine erste Unterredung mit Napoleon — gestern vor einem Jahre meine letzte. Ach, welche Erinnerung! Was ich da gelitten habe — gelitten mehr um Andere, als um meinetwillen."

Schladen, der die Königin damals nach Tilsit begleitete, schreibt in seinem Tagebuche auf dem Blatte vom 7. Juli 1807: „Heute kehrte die Königin mit den süßesten Hoffnungen erfüllt, von Tilsit zurück. Nach der königlichen Tafel ward bald jene Hoffnung, von Vielen getheilt, daß, durch die schreckliche Demüthigung der unglücklichen Monarchin gerührt, dieser stolze Eroberer seine Forderungen mäßigen werde. — Da erschien Graf Golz, um dem Könige von einer Audienz Bericht zu erstatten, die er beim Kaiser Napoleon hatte, und wo derselbe ihm mit dürren Worten erklärte: Alles, was er der Königin gesagt, wären nur höfliche Phrasen gewesen, die

Digitized by Google

ihn zu Nichts verpflichteten; denn er sei entschlossen, dem Könige die Elbe als Grenze zu geben."

Als die Königin, nach ihrer letzten Unterredung mit Napoleon I. im Schlosse zu Tilsit in den Wagen stieg, weinte sie laut. Man hörte sie, indem sie auf das Schloß wies, zu Duroc sagen: „Da ist ein Haus, in welchem man mich grausam getäuscht hat."

Napoleon I. selbst äußerte auf St. Helena, im Rückblick auf Tilsit: „Die Königin von Preußen war unstreitig hoch begabt: sie besaß eine große Umsicht und war sehr unterrichtet; sie regierte eigentlich seit fünfzehn Jahren. Auch beherrschte sie, trotz meiner Gewandtheit und aller meiner Mühe, stets die Unterhaltung, sie kam immer wieder auf die Hauptsache zurück, vielleicht zu viel, doch übrigens mit großem Tact und ohne daß man darüber unwillig werden konnte. Auch war, muß man zugeben, ihre Aufgabe wichtig, die Zeit kurz gemessen und kostbar."

Jenes angebliche „Regieren", welches Napoleon I. ihr schuld gab, war in Wahrheit nur eine Herrschaft über die Herzen ihres Volkes. Und diese Herrschaft erhöhte sich noch mit ihrem Tode. Gneisenau's Adjutant, der General Stosch, schreibt: „Nach den großen Erfolgen der Schlacht bei Leipzig hörte ich Gneisenau öfter ausrufen: „Ach, hätte das doch die Königin Luise erlebt!" — Ja, der ebenso arglistige wie gewaltige Kaiser der Franzosen konnte die Königin wohl tödtlich kränken; aber ihre sittliche Macht über die Herzen ihres Volkes, über alle edlen Gemüther in Deutschland konnte er nicht untergraben. Sie thronte nur desto hehrer über ihrer frühen Gruft, und ihre Glorie leuchtete unauslöschlich in der Flamme der Begeisterung, mit der das Andenken die Kämpfer des Befreiungskrieges entzündete. Theodor Körner, der seine Leier und sein Schwert mit seinem Blute salbende Sänger, rief damals mit der feurigen Zunge seines Liedes: „Luise, sei der Schutzgeist deutscher Sache!"

„Und wie einst, alle Kräfte zu beleben,
Ein Heilgenbild — für den gerechten Krieg
Dem Heeresbanner schützend zugegeben —
Als Oriflamme in die Lüfte stieg:
So soll Dein Bild auf unsern Fahnen schweben
Und soll uns leuchten durch die Nacht zum Sieg!" —

Auch der tief um sie trauernde König Friedrich Wilhelm III., der erste unter den deutschen Fürsten und lange Zeit der einzige, der für die Befreiung Deutschlands mit seinem Volke zu Felde zog — auch er hat ihre geistige Mitwirkung zum endlichen Siege anerkannt — anerkannt durch die Stiftung des Eisernen Kreuzes an ihrem Geburtstage — anerkannt durch die Stiftung des goldenen Luisenkreuzes für die Frauen in der Form jenes eisernen für die Männer, an seinem Geburtstage — anerkannt durch jenen Lorbeerzweig, den er in einsamer, wehmüthiger Nachfeier des Sieges bei Leipzig still im Mausoleum auf den Sarg der Königin Luise niederlegte.

Er allein, der König, verwahrte den Schlüssel zu der Gruft, welche sich am weihnachtlichen Jahrestage ihres bräutlich-heitern Einzuges und ihrer wehmüthigen Heimkehr aus Königsberg über ihrem Sarge geschlossen hatte. Auch auf seinen, ihn bis Paris führenden Feldzügen führte er, gleichsam als einen Talisman seiner Liebe, mehrere Stücke, die sie besonders gern getragen hatte, aus ihrem Nachlasse mit sich. So schildert ihn auch Ernst Moritz Arndt in seinen Wanderungen mit Stein: „Der König hatte die schönen

Digitized by Google

Gaben der Redlichkeit, Frömmigkeit und Tapferkeit, aber doch war er in ſich ſelbſt ſehr erſtarrt und verſchloſſen. In ſeiner ſtillen, ſchlichten, einfachen Erſcheinung und Geberde lag der Ausdruck einer eigenen Traurigkeit; er war der trauernde Ritter, der ſeine verlorene Geliebte nimmer vergeſſen konnte. Nie hat ihn der Gedanke verlaſſen können: ſeine Königin, ſeine geliebte Luiſe ſei durch die Wuth und den Jammer der Zeit in der Blüthe ihrer Schönheit hingerafft worden, ſie ſei durch den Gram über das Unglück getödtet worden."

Die Section ihrer Leiche, noch auf dem Schloſſe Hohenzieritz vorgenommen, zeigte den Aerzten mehrere polypenartige Gewächſe am Herzen, mit zwei dicken Aeſten darin eingewachſen. Das edle Herz, eines der edelſten, die jemals unter dem fürſtlichen Hermelin ſchlugen, ſchien gebrochen durch das harte Leid um das Vaterland. Sie ſelbſt, als ſie den Kaiſer Napoleon I. dort in Tilſit vergebens um die Rückgabe der Feſtung Magdeburg, dieſer Vormauer Berlins, gebeten hatte, ſie ſelbſt erinnerte ſich aus der engliſchen Geſchichte an die Königin Maria, und wie dieſe in der Trauer um das an Frankreich verlorene Calais äußerte: „Man würde, wenn man ihr Herz öffnen könne, darin mit blutigen Zügen den Namen Calais leſen." Ein Gleiches, ſprach die Königin Luiſe, könne ſie von Magdeburg und ihrem Herzen ſagen. — Dafür feierte ſie der zornflammende Sänger der geharniſchten Sonette gegen Napoleon I., feierte ſie Friedrich Rückert in ſeinem Zeitgedicht: „Magdeburg". Es klingt wie eine poetiſche Urkunde der damaligen Volksſtimmung zu uns herüber, wenn der dreißig Jahre ſpäter von Friedrich Wilhelm IV. nach Berlin berufene Dichter im Aufblick zu der verklärten Königin ſagt:

„Dort fandeſt Du gelinder
Für Deine Bitt' ein Ohr,
Um die Burg Deiner Kinder,
Die unſ're Schuld verlor,
Dort haſt Du ſie erbeten,
Für uns von Gott zurück,
Und freuſt Dich, zu vertreten
Im Himmel Preußens Glück!"

Ja, in Wahrheit kann man ſagen: auch ſie — die treue königliche Dulderin, ſtarb für das Vaterland. Sterben aber für das Vaterland — es iſt die Unſterblichkeit, kraft des Wortes der ewigen Verheißung: „Sei getreu bis in den Tod, ſo will ich Dir die Krone des Lebens geben" *).

---

*) Wer ſich ausführlicher, als es in obiger Skizze geſchehen konnte, mit dieſer idealen Frauengeſtalt bekannt machen will, dem empfehlen wir deſſelben Verfaſſers: „Königin Luiſe von Preußen". Von Friedrich Adami. Vierte umgearbeitete und ſtark vermehrte Auflage. Mit dem Bildniß der Königin nach einer Büſte von Gottfried Schadow. (Berlin, Dümmler's Verlagsbuchhandlung, 1868). Es iſt eine muſterhafte Biographie, würdig Derjenigen, deren Leben, Leiden und Sterben darin geſchildert. Die Red. des „Salon".

Unter Waſſer.

Ein mediziniſches Curioſum.

Von Dr. **Julius Buchheiſter.**

Man hat mir mitgetheilt, daß ein Fall von plötzlicher Ergrauung, den ich, aus meiner Praxis, in einem früheren Heft des „Salon" (Bd. VI, S. 183) erzählt habe, der beſondern Beachtung ſowol der Fachmänner als des Publicums werth gehalten worden iſt. Dies giebt mir Veranlaſſung hier ein Seitenſtück zu berichten, welches ich während des letzten Winters zu beobachten Gelegenheit hatte — einen Fall, der ſowol durch die eigenthümliche Bedingung ſeiner Entſtehung, als auch durch die nur ſtellenweiſe Vernichtung der Haarfarbe gewiß zu dem Seltenſten gehört, was man an dieſer, überhaupt ſo ſehr ſeltſamen, krankhaften Erſcheinung der plötzlichen Ernährungsveränderung des Haares beobachten kann.

Es betrifft dieſer Fall einen kräftigen Mann in der Mitte der Vierziger, der nach ſeiner eignen Ausſage nie krank geweſen. Ich kannte ihn ſchon ſeit Jahren, da ich ſeine verſtorbene Frau und ſein einziges Kind mehrmals behandelt hatte. Eine große, geſunde Geſtalt, mit reichlichem, bräunlichen Haupthaar und einem Paar mächtiger, faſt ſchwarzer Augenbrauen, welche, ohne es eigentlich zu wollen, dem ſonſt ſo gutmüthigen und offenen Geſicht etwas Drohendes und finſter Blickendes verliehen — ſo war Peter Kellerſen, der Beſitzer einer Schenke, einer in Hamburg ſogenannten: „Deſtillation". Er wohnte in einem Keller in einer Straße, die zu dem tiefſten, unmittelbar am Waſſer gelegenen Stadttheile gehört. Der Eingang in den Keller führte von der Straße aus, nachdem man acht Stufen vom Niveau des Fahrweges hinunter geſtiegen war, auf die Diele, die, mit Flieſen belegt, durch eine immer offen ſtehende Thür mit dem Gaſtzimmer rechts in Verbindung ſtand. Dieſes Gaſtzimmer lag nun, wie alle Kellerwohnungen in dieſer Straße, zu drei Viertheilen unter, zu einem Viertheil über der Höhe des Straßenpflaſters, ſo daß ein Mann ſtehend bequem ſeine Arme auf die Fenſterbank ſtützen konnte und ſich dann mit ſeinem Kopfe gerade in der Höhe der Stiefelſohlen Vorübergehender befand. Nach hinten zu führte von dem Gaſtzimmer aus eine aus fünf Stufen beſtehende Treppe in das höher gelegene Wohn- und Schlafzimmer, zwei kleine Stuben, welche jede mit einem Fenſter verſehen nach dem Fleet (einem jener, die Stadt nach vielen Richtungen durchſchneidenden Canäle) hinausblickte. Das Fleet floß unmittelbar unter dem Hauſe vorüber, ſo daß alſo dies Haus keinen Ausgang nach hinten beſaß und ein Verlaſſen deſſelben nur durch die nach der Straße führende Thür möglich war. Die anſcheinend ſo ſonderbare Bauart, daß ein Theil derſelben Wohnung fünf Fuß höher lag, als der andern, hat ihre Berechtigung darin, daß dieſe niedrige Gegend der Stadt bei jedem Eintritt von „hohem Waſſer" viel zu leiden hat, und daher die Wohnſtuben durch Erhöhung möglichſt zu ſchützen verſuchte.

Das „hohe Waſſer" wird nun in Hamburg nicht, wie im Binnenlande durch heftige Regengüſſe, Schneeſchmelzen ꝛc. veranlaßt, ſondern beruht auf dem Eintreten einer ungewöhnlich hohen Fluth. Die gewöhnliche Fluth be-

Digitized by Google

trägt hier ungefähr acht Fuß, d. h. zwiſchen der niedrigſten Ebbe und der höchſten Fluth iſt ein Unterſchied der Waſſerhöhe von acht Fuß. Zweimal in vierundzwanzig Stunden bekanntlich wechſeln Ebbe und Fluth miteinander ab, und zwar ſo, daß die Fluth ungefähr fünf Stunden, die Ebbe ſieben Stunden dauert. Wenn nun aber, beſonders zur Herbſt- und Winterzeit einer jener ſo häufigen Südweſtſtürme eintritt, ſo kann das Waſſer der Elbe wegen des ihm gerade entgegenwehenden Sturmes an der Mündung der Elbe nicht in die See austreten und wird hier aufgeſtaut, und wenn dann, wie es faſt immer nach vierundzwanzig-ſtündigen Stürmen geſchieht, der Wind aus Südweſt durch Weſt nach Nordweſt herumläuft und mit gleicher Heftigkeit fortdauert, ſo wird das aufgeſtaute Waſſer von dem Winde zur Fluthzeit mit außerordentlicher Schnelligkeit die Ebbe rückwärts hinauf gepeitſcht und bringt dann eine ſo enorme Waſſermaſſe bis nach Hamburg aufwärts, daß ſtatt der hier gewöhnlich acht Fuß betragenden Fluth eine ſolche von neunzehn, ſelbſt bis zweiundzwanzig Fuß eintreten kann.

Die tiefer gelegenen Gegenden der Stadt ſind nun ſo wenig über die Elbe erhaben, daß ſchon eine Vermehrung der gewöhnlichen Fluth um vier Fuß das Waſſer auf die Straße und in die an derſelben liegenden Kellerwohnungen treten läßt.

Damit die Bewohner dieſer niedrig gelegenen Stadttheile Zeit genug haben, bei drohendem, hohen Waſſer rechtzeitig ihre Wohnungen verlaſſen zu können und ihre Habſeligkeiten aus denſelben zu entfernen, da die Keller ſich oft vollſtändig mit Waſſer anfüllen, ſo werden vor Eintritt der Fluth die bekannten Warnungsſignale von eigens dazu errichteten Batterien in beſtimmter Reihenfolge gegeben. Sobald nämlich von Cuxhaven telegraphirt wird, daß die Fluth dort eine Höhe von vierzehn Fuß erreicht hat (worauf hier in der Regel eine Höhe der Fluth von zwölf Fuß erfolgt), werden von einer jeden der beiden Batterien drei ſchnell auf einander folgende Kanonenſchüſſe abgefeuert, und dies Signal bei jeder folgenden Meldung aus Cuxhaven, daß dort die Fluth um noch einen Fuß geſtiegen ſei, wiederholt. Sobald aber hier die Fluth eine Höhe von zwölf Fuß erreicht hat, was ungefähr dreieinviertel Stunden nach Löſung der erſten drei Warnungsſchüſſe zu erwarten iſt, werden die auf den Waſſerſtand in Cuxhafen bezüglichen Warnungsſchüſſe nicht mehr wiederholt, ſondern es wird der hieſige Waſſerſtand dann nur noch durch einen von einer jeden der beiden Batterien abzufeuernden Kanonenſchuß angezeigt, und wird dies Signal dann bei jeder Steigerung des hieſigen Waſſerſtandes um einen Fuß erneuert.

Die Bewohner dieſer Gegenden wiſſen aber auch ſchon ohne Warnungsſchüſſe gut genug, was ſie zu erwarten haben, wenn der Sturm aus Südweſt nach Nordweſt läuft; denn hohes Waſſer iſt hier etwas ſo Häufiges, daß es mehrere Male in jedem Winter einzutreten pflegt, hauptſächlich zur Zeit des Winteranfangs. Ja, man pflegt hier häufig zu ſagen: „Es giebt nicht eher Winter, als bis die Keller geſpült ſind.“

Peter Kellerſen nun bewohnte einen der am tiefſten gelegenen Keller, ſo daß die Diele und die auf demſelben Niveau befindliche Gaſtſtube ſchon bei dem erſten Kanonenſchuſſe, alſo bei einer Fluth von zwölf Fuß, unter Waſſer geſetzt wurde und das Waſſer dann immer fußhoch in demſelben ſtand. Die höhere Lage des Wohnzimmers ſchützte daſſelbe bei nicht zu hohen Fluthen vor der Ueberſchwemmung und war dazu eine Fluthhöhe von wenigſtens ſechszehn Fuß erforderlich, bei welcher dann allerdings das Waſſer aus dem

Digitized by

vorbeifließenden Fleet durch die Fenſter hereindrang. Auf die Diele und in das Gaſtzimmer aber gelangte das Waſſer theils als ſogenanntes Drängwaſſer, theils aber durch die in das Fleet mündenden Abflußcanäle. Wenn das Waſſer eine ſolche Höhe erreicht hatte, daß es durch die Fenſter der Hinterwand eindrang, dann war das Gaſtzimmer und die Diele bis an die Decke unter Waſſer. Glücklicherweiſe ſind die hohen Fluthen nun ziemlich ſelten und meiſtens erreicht das hohe Waſſer keine größere Höhe als fünfzehn bis ſechszehn Fuß.

Im Anfang dieſes Winters behandelte ich an einer lang dauernden und fieberhaften Krankheit das einzige Kind des Peter Kellerſen, einen prächtigen Jungen von fünf Jahren, an dem der Vater mit unendlicher Zärtlichkeit hing, weil er, wie er ſagte: „ſein einziges Gut auf Erden ſei.“ Seine Frau war vor zwei Jahren geſtorben, Verwandte hatte er nicht mehr und ſein Junge war ihm daher ſein Eins und Alles. Seit vierzehn Tage ſchwebte das Kind zwiſchen Leben und Tod; der Vater pflegte es mit unermüdlicher, man möchte faſt ſagen: „weiblicher“ Aufopferung, er duldete keine Wärterin und keinen Fremden an dem Bette des Knaben; faſt die ganzen Nächte ſaß er neben dem Kinde und bewachte mit der zärtlichen Aufmerkſamkeit einer ängſtlichen Mutter jede Bewegung des Kleinen. Ich hatte ihn ſchon mehrmals gebeten, ſich nicht gar zu ſehr anzuſtrengen, und doch wenigſtens des Nachts ſich ablöſen zu laſſen, aber immer die Antwort erhalten: „So wie ich, kann doch Niemand das Kind pflegen und mir ſchadet das Bischen Wachen nichts, ich kann das ſchon ertragen — ſchlafen kann ich ja nachher genug, wenn das Kind wieder beſſer geworden, oder — geſtorben iſt!“

Es war am Abend des vorletzten Januars, als ich voller Erwartung zu meinem kleinen Kranken mich begab, da ich nach den Erſcheinungen am Morgen mit Recht erwarten durfte, daß jetzt eine Aenderung des Zuſtandes eingetreten ſein würde, und ich endlich dem armen Vater die Ausſicht auf ſicher zu erwartende Beſſerung würde eröffnen können. Es war ein abſcheuliches Wetter. Der Wind hatte den ganzen Tag über geheult und geſtürmt und an den alten Häuſern am Hafen herumgeriſſen. Am Abend hatte ſich die Heftigkeit des Sturmes noch geſteigert und an einigen Stellen war die Gewalt deſſelben ſo groß geworden, daß man ſich nur mit Mühe auf den Beinen halten konnte. Der Regen peitſchte herunter und ſchlug durch die Kraft des Windes, mit empfindlicher Unbarmherzigkeit gegen die Geſichter der Wanderer, die, durch die Nothwendigkeit gezwungen, um dieſe Stunde und bei dieſem Wetter ſich noch durch die Straßen kämpfen mußten.

Wie wurde das Waſſer der Elbe aufgewühlt! Es war Ebbezeit, als ich vorüberkam. Die Wellen waren alle mit weißen Schaumköpfen bedeckt, da der Wind, gegen das Elbabwärts fließende Waſſer ſich anſtemmend, zu ſeiner eignen Kraft noch die Geſchwindigkeit des entgegenſtrömenden Waſſers hinzufügend, ſein Möglichſtes that, um die Wellen ſo hoch als möglich empor zu bäumen. Und welch' ein Gepfeif und Geheul, welch' ein bald dumpfbrüllendes, bald ſchrill wimmerndes Getöſe in den feſten und loſen Tauen der Schiffe! Wie ſauſte der immer ſich gleichbleibende Grundton der Windsbraut durch die feſten Wanten, verſtärkt, vermiſcht und klangreich gemacht durch das höhere und tiefere Tönen der einzelnen Ketten, Taue, Leinen und Maſten, die durch jeden einzelnen Windſtoß in neue Schwingungen verſetzt wurden!

Als ich in die Wohnung des Kellerſen trat, ſah ich ſofort an deſſen

Digitized by Google

ruhigem, heitern Geſicht, aus dem die aufregende ängſtliche Spannung der vorigen Tage verſchwunden war, daß es beſſer mit ſeinem Jungen ſtand.

„Nun, Kellerſen?“ fragte ich.

„Das Kind ſchläft ſchon zwei Stunden, es wimmert gar nicht mehr und holt ganz ruhig Athem.“

Es war Alles richtig, die vollſte Beſſerung war eingetreten und ich konnte dem Vater mit vollem Rechte ſagen: „Die Gefahr iſt vorüber, jetzt thut ein langer, geſunder Schlaf das Beſte; ſtören Sie ihn durchaus nicht, und ſeien Sie außer Sorge. Ich bin überzeugt, Sie werden heute Nacht endlich einmal gut ſchlafen können, das haben Sie auch redlich verdient.“

„Ja, jetzt merke ich auch erſt, wie müde ich bin, jetzt, da die Angſt von mir genommen iſt.“

Während wir zuſammen ſprachen, rüttelte der Sturm mit vermehrter Wuth an den Fenſtern des Wohnzimmers.

„Ich fürchte, wir bekommen hohes Waſſer“, ſagte ich.

„Ich glaube auch, Herr Doctor! Wenn der Wind nach Nordweſt herumläuft, dann wird es bös und zwar um ſo ſchlimmer, als die Fluth erſt nach Mitternacht eintritt und wir das höchſte Waſſer nicht vor fünf oder ſechs Uhr, alſo noch ganz im Dunkeln, haben werden.“

„Nun, dann verſchlafen Sie mir die Warnungsſchüſſe nicht! Laſſen Sie lieber Jemanden bei ſich wachen, denn da Sie ſo müde ſind, könnten Sie ſie leicht überhören.“

„Darüber machen Sie ſich keine Sorge, Herr Doctor“, meinte er lachend, „ich hab' einen Schlaf wie eine Maus für Kanonenſchüſſe und dann ſchießen ſie auch faſt hinterm Fenſter; die Schüſſe werd' ich ſchon hören und dann — wir haben ja keinen Nordweſt, der Südweſt thut uns nichts!“

Als ich von ſeiner Wohnung nach meinem Hauſe dem Winde entgegen ging, bemerkte ich, daß der Wind allerdings ſchon anfing, mehr nach Weſten zu laufen und auch gewiß, nach Nordweſt ſich neigend, in der kommenden Nacht ſeinem kalten Waſſergruß ſenden würde. Gegen zehn Uhr ertönten die erſten drei Warnungsſchüſſe und bald darauf noch mehrere, ſo daß eine ſehr hohe Fluth in der Nacht zu erwarten ſtand. Ich dachte beim erſten Schießen ſofort an den armen, müden Kellerſen; wie er nun dieſe Nacht doch noch durchwachen müſſe, — ja, beim erſten Hochwaſſerſchuß mit ſeinem Kinde ſeine Wohnung zu verlaſſen und ſich zu einem Nachbar zu begeben gezwungen ſei, da ja ſonſt bald ſeine Diele und die in's Freie führende Treppe unter Waſſer geſetzt ſein würden.

Am nächſten Morgen war die Macht des Sturmes gebrochen. Ich erfuhr von einem in der Hafengegend wohnenden Manne, der mich des Morgens in meiner Wohnung conſultirte, daß es in der vergangenen Nacht ſehr ſchwer aus Nordweſt geſtürmt habe und eine Sturmfluth von etwas über ſechzehn Fuß eingetreten ſei.

Als ich ſo gegen elf Uhr zu Kellerſen's Wohnung kam, fand ich die Thür derſelben verſchloſſen. Ich fragte nach ihm bei den über ihm Wohnenden und erfuhr, daß Kellerſen am Morgen ganz durchnäßt und im Zuſtande äußerſter Erſchöpfung zu ihnen gekommen ſei und jetzt noch im Wohnzimmer auf dem Sopha ſchlafe.

„Was! heute Morgen erſt? Iſt er denn bei dem hohen Waſſer in ſeiner Wohnung geblieben? Die Wohnung muß ja ganz überſchwemmt geweſen ſein; wie iſt denn das möglich?!“

Digitized by Google

„Wir haben noch gar nicht mit ihm ſprechen können. Er war ſo ermattet, daß wir ihn nicht fragen mochten, er trug uns ſeinen Sohn ins Zimmer und kaum hatten wir ihm dieſen abgenommen, als er faſt ohnmächtig hinfiel. Was mit ihm in der Nacht vorgegangen iſt, wiſſen wir noch nicht!“

In einem durch herabgelaſſene grüne Rouleaux im Halbdunkel erhaltenen Zimmer, lagen Vater und Sohn. Der Erſtere noch im feſten Schlafe, der Kleine eben aufgewacht und mit den Zeichen der unverkennbarſten Verwunderung in den ihm unbekannten Räumlichkeiten umherblickend. Der Knabe war in vollſter Geneſung und außer aller Gefahr. Als ich noch mit der Unterſuchung ſeines Zuſtandes beſchäftigt war erwachte Kellerſen plötzlich, und rief, raſch auf ſeine Füße ſpringend, haſtig aus: „Wo iſt mein Junge? Was macht mein Junge?“

„Ihr Sohn iſt hier und außer aller Gefahr“, antwortete ich.

„Ach, Herr Doctor! wie dank' ich Ihnen für dieſe Antwort. O! was war das für eine Nacht! — und doch ſo glücklich abgelaufen! — Iſt es aber auch wahr, daß der Junge wirklich außer Gefahr iſt?“

Der Vater ſchloß ihn in ſeine Arme und nahm ihn auf ſeinen Schooß; dann wandte er ſich zu mir und ſagte: „Herr Doctor! wiſſen Sie wol noch was Sie geſtern Abend zu mir ſagten, als ſie fortgingen?“

„Ja gewiß; ſchlafen Sie nicht ein, Kellerſen, habe ich geſagt.“

„Richtig! — Und ich bin doch eingeſchlafen und habe keine Warnungsſchüſſe gehört.“

„Wirklich? Aber wie ſind Sie denn frühzeitig genug aus Ihrer Wohnung vor der Fluth herausgekommen?“

„Ich bin nicht herausgekommen, ich habe darin geſeſſen — gefangen. Ich will Ihnen die Nacht erzählen, meine Angſt kann ich Ihnen nicht beſchreiben. Ich muß gegen neun Uhr geſtern Abend ſchon eingeſchlafen ſein. Gäſte waren nicht in der Wirthsſtube, da ſie wußten, daß mein Sohn krank ſei. Müde war ich derartig, daß ich über meine eigenen Füße ſtolperte und da denk' ich bei mir, Du willſt Dich einen Augenblick hinlegen, aber die Kleider nicht ausziehen, damit Du die Wohnung verlaſſen kannſt, ſowie der Warnungsſchuß kommt, und um noch leichter aufzuwachen, leg' ich mir eine Matratze auf den Fußboden vor dem Bette des Knaben hin. — Ich habe aber keinen Warnungsſchuß gehört!

„Mitten in der Nacht mußte es ſein, da wachte ich auf von einer entſetzlichen Kälte, die ich unter mir fühle, und höre ein Geräuſch, als wenn ich einen Waſſerfall neben mir habe. Ich reibe mir die Augen. Herr des Himmels! Die Matratze iſt naß! — ich will mich mit der Hand auf den Fußboden ſtützen, um aufzuſtehen — ich greife mit der Hand in Waſſer — da höre ich, wie durch die Fenſterritzen das Waſſer hindurch ſickert und auf dem Fußboden plätſchert! Das iſt die Fluth! Das iſt der Tod, wenn ſie hoch genug ſteigt! — Ich konnte nirgends hinaus. Meine Gaſtſtube und die Diele waren voll Waſſer. Das Waſſer ſtand auf dem Fußboden meiner hochgelegenen Wohnſtube, — alſo hindurch nach der Straße konnte ich nicht mehr. Ich hätte unter Waſſer bis zum Fenſter gehen müſſen! O mein armes, armes Kind! Eben gerettet und nun verloren!

„Ich ging nach dem Bette des Kindes — das ſchlief ſo ruhig und ſüß! Es wußte ja auch nicht, daß das ſchreckliche, kalte Waſſer nur ſo hoch zu ſteigen brauchte wie es doch vor vielen Jahren ſchon einmal geſchehen war, um uns rettungslos ertrinken zu laſſen. Was mochte nur die Uhr ſein?

Digitized by Google

Ich fand in meiner Tasche Zündhölzer, ich sah nach meiner Taschenuhr Vier Uhr Morgens! Also noch zwei Stunden konnte die Fluth steigen, um sechs Uhr war erst höchste Fluth. Und die Fluth stieg — langsam, aber unaufhaltsam, stärker und stärker drang das Wasser durch die Fenster. Klirr! — brach die eine Fensterscheibe zusammen, die durch heftiges Zuschlagen des Fensters am Tage vorher gesprungen war. Ha! welch' ein munterer Strom schoß da hindurch! Ja, wenn der die zwei Stunden, die wir noch hatten, so fortfuhr zu laufen, dann war meine Uhr schon vorher abgelaufen!

„Als ich erwachte war das Wasser neben mir einen bis zwei Zoll hoch über dem Fußboden; jetzt stand ich schon mit dem ganzen Fuße darin. Noch eine Viertelstunde weiter, da spülte das Wasser unter das Gurtenbett des Kleinen. Ich nahm ihn sachte auf, schlug eine Decke um ihn, faßte ihn in meine Arme, und setzte mich mit ihm auf den Rand meines Bettes — so hatten wir noch manchen Fuß Leben, ehe das entsetzliche Wasser uns ganz ersticken konnte. Der Wasserfall plätscherte munter weiter und ruhig und langsam stieg das Wasser — jetzt hatte es den obern Bettrand! O, wie kalt, wie entsetzlich kalt ist solch' ein Wasser, das Einem höher und immer höher steigt und dem man nicht entrinnen kann!

„Ich hatte meinen Jungen auf meinem Schooß gehalten und seinen Kopf an meine Brust angelehnt. Das ging nicht mehr, denn über meinen Knieen spülte das Wasser und mein armes Kind durfte nicht naß werden. Ich nahm ihn in meine beiden Arme und hielt ihn nun schwebend, und fast hätte ich ihn fallen lassen — so entsetzte ich mich, als mir plötzlich etwas Kaltes über die Hand aufwärts nach meiner Schulter lief! — eine Ratte, die ebensowenig wie ich das Eindringen des nassen Elements in ihre Wohnung ertragen konnte. O, wie schlichen die Minuten und wie erstarrten mir meine Füße und Beine, und wie fingen meine Füße an zu zittern und mir rann der kalte Schweiß von der Stirn, und ich konnte ihn nicht abwischen, ich mußte ja mein Kind halten! Und das schlief so ruhig und athmete so gesund, daß ich vor Freude über seine Genesung hätte weinen und vor Schmerz über mich und mein Einschlafen hätte heulen mögen! Angstvoll und athemlos spannte ich alle meine Kräfte an, um meine Geistesgegenwart zu behalten, und mir immer zuzurufen: es muß bald höchstes Wasser sein — die Kraft wird Dich nicht verlassen — und was schadet es dann? Und doch! — Wie schauerlich war es! so dunkel, nur das Wasser glitzerte etwas und das Wasser war so entsetzlich kalt und ich hätte nie geglaubt, daß die Näße ein so schreckliches Gefühl verursachen könnte, und meine Arme zitterten und flogen krampfhaft, und ich mußte doch aushalten! — Und ich hielt aus. Nach einiger Zeit, nach langer, langer Zeit hörte der Wasserfall auf in meine Stube hinein zu dringen, nun wußte ich ja, die höchste Fluth ist vorüber. Das Wasser in der Stube konnte nicht fallen, das blieb eben so hoch; aber es kam kein neues hinzu, und nun mußte es auch bald Tag werden und dann konnte ich aus dem Fenster hinaus um Hülfe rufen und mit einem Boote gerettet werden. Allmälig graute der Tag. Ich hatte mich vorher schon langsam nach dem Kopfende des Bettes hingefühlt, nnd meine Arme auf dasselbe gestützt. Mein Sohn schlief noch immer, aber nun hatte ich Kraft genug, ich fühlte seine Schwere gar nicht mehr. Als es heller wurde, sah ich, daß das Wasser höchstens drei Fuß hoch in der Stube stand; ich watete nach dem Tische hin und legte meinen Jungen darauf. Nun schrie ich aus dem Fenster hinaus nach der gegenüber liegenden Jollenführerstation

Digitized by Google

hin Es war drollig, wie der wachehabende Mann erſtaunt und ungläubig ſich überall umher ſah, woher die Stimme käme, die Stimme, zu der er keinen Körper entdecken konnte. Ich mußte zwei, drei Mal rufen, ehe er mich wahrnahm. Endlich kam er, ich wickelte meinen Knaben ſo gut ein, als ich konnte und wie mir da zu Muthe war, als ich durch das Fenſter in das rettende Boot hineinſtieg — ſo muß einem Gefangenen zu Muthe ſein, der nach jahrelanger Angſt zuerſt das liebe Freiheitslicht wieder begrüßt! —

„Und Sie verſichern mir nochmals, Herr Doctor, daß es meinem Kinde nichts geſchadet hat?“

„Gewiß nicht; es iſt ſo wohl, wie es nur irgend ſein kann.“ —

Während Kellerſen ſprach, war mir aufgefallen, daß Etwas in ſeinem Geſicht verändert war, von dem ich mir bei dem Halbdunkel des Zimmers noch keine Rechenſchaft geben konnte. Ich ſah ihn jetzt genauer und forſchender an, ſo daß es ihm auffiel und er mich fragte: „Was ſehen Sie mich denn ſo prüfend an, Herr Doctor?“

„Kommen Sie einmal zum Fenſter“, entgegnete ich und zog das Rouleau in die Höhe. Nun ſah ich denn, daß allerdings eine Veränderung in ſeinem Geſicht eingetreten war, die ihn faſt unkenntlich machte; ſeine dicken, drohenden, ſchwarzen Augenbrauen waren ganz ſchneeweiß geworden!

Ich führte ihn zum Spiegel und ließ ihn hineinſehen. Er fuhr zurück, ſah ſein Ebenbild einen Augenblick ſprachlos an und brach dann in die Worte aus: „Nun, es wäre nicht nöthig geweſen, daß ich ſo gezeichnet worden bin! Ich hätte die Schreckensnacht doch in meinem Leben nicht vergeſſen!“

Digitized by Google

George Bancroft.

Von Julian Schmidt.

Unter allen denkbaren politischen Constellationen hätte man vor noch nicht langer Zeit die eines freundlichen Einvernehmens zwischen Preußen und der nordamerikanischen Union für die unmöglichste gehalten. Preußen stand jenseit des Oceans im schlechtesten Ruf. Die deutschen Flüchtlinge hatten dafür gesorgt, es als den Mittelpunkt des ledernen Gamaschendienstes und engherziger polizeilicher Bevormundung darzustellen; beides Dinge, die den Amerikanern aus begreiflichen Gründen aufs Aeußerste zuwider sind. Bei den eingeborenen Amerikanern kam noch etwas Anderes dazu. Die Declamationen gegen den Despotismus und das Königthum überhaupt sind nicht immer ernst gemeint. Trotz des principiellen Gegensatzes wechselte man mit dem russischen Kaiser außerordentliche Höflichkeitsbezeugungen, weil der Mann an Willenskraft etwas zu leisten und in den Welthändeln etwas zu bedeuten schien; Preußen dagegen galt als das Land unpraktischer Träumer, die Allerlei wünschten aber nichts durchgreifend wollten, und auf welche kein Verlaß wäre. Die Quelle dieser Vorstellungen waren nicht blos die Erzählungen der Ausgewanderten, sondern eben der Eindruck ihrer eigenen Persönlichkeit.

Nicht minder ungünstig war das Urtheil, das man bei uns über Amerika fällte. Daß die Reaction es als den Brennpunkt aller wüsten Demagogen verabscheute, war begreiflich; wunderlicher erscheint die Abneigung auch in einem Theil des liberalen Heerlagers. Von dieser Abneigung zeigen sich schon zeitig einige Spuren: ich erinnere mich an „das junge Europa" von Heinrich Laube aus dem Anfang der dreißiger Jahre, an dessen Schluß die Sitten und Einrichtungen Nordamerikas gleichmäßig gebrandmarkt wurden. Aus Europa vertrieben, suchten die damaligen Ritter vom Geist eine Zuflucht im Lande der Freiheit, und gingen dort unter, von der allgemeinen rohen Selbstsucht des Volks erdrückt. Dieser Schule des Liberalismus, die ein wenig romantische und aristokratische Neigungen nährte, erschien das Treiben in Nordamerika nüchtern und ungemüthlich. Lenau machte dieselbe Erfahrung. In der folgenden Zeit thaten hauptsächlich Dickens' „Briefe über Nord-Amerika" und sein „Martin Chuzzlewitt" das Ihrige, diese Abneigung zu verstärken, und Jahre hindurch begegnete man in den gelesensten Journalen fast nur den abschreckendsten Schilderungen vom Leben im Lande der Yankees.

Das ist jetzt gründlich anders geworden. Als der erste Gesandte des norddeutschen Bundes sich in Washington dem vorigen Präsidenten Johnson vorstellte, hielt dieser eine Anrede, die, sehr von den herkömmlichen Höflichkeitsphrasen abweichend, eine warme freundschaftliche Anerkennung des neuen Staatsgebildes aussprach. Dem neu gewählten Prä-

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

George Bancroft.

Digitized by Google

Digitized by Google

siebenten Ulysses Grant sandte Graf Bismarck einen persönlichen Glückwunsch durch den elektrischen Telegraphen. Der Hauptträger aber der freundschaftlichen Beziehungen zwischen den Vereinigten Staaten von Deutschland und den Vereinigten Staaten von Nordamerika ist der gegenwärtige Gesandte der Union in Berlin, George Bancroft.

Bereits ein Siebziger, aber in der vollsten Manneskraft, vom regsten Interesse für alle Seiten des öffentlichen Lebens, verweilt er seit drei Jahren in der preußischen Hauptstadt, im Kreise der besten Gesellschaft. Aufmerksam und theilnehmend für Alles, was wirklich lebt, nicht blos im Gebiet der Politik, sondern ebenso in Literatur und Kunst; hochgeachtet und beliebt ebenso im conservativen wie in liberalen Kreisen, erscheint er bei uns als ein würdiges Bild seiner Nation. Seine Sympathie für uns ist nicht neu. In einer Zeit, wo man selbst bei so geistvollen und verständigen englischen Schriftstellern, wie Macaulay und Lord Mahon, die greulichsten Zerrbilder von der Entstehung unseres Staats zu lesen bekam, sprach er laut und nachdrücklich in seinem Vaterlande seine Ueberzeugung von dem Fortschritt aus, den die Geschichte der Menschheit bereits Preußen verdanke, und von dem noch größeren, den sie von ihm sich versprechen dürfe. Er war der geistreiche und feurige Apologet Friedrichs des Großen.

Durch eine glückliche Divination anticipirte er die Eindrücke, die bei den Anderen erst aus den Thatsachen hervorgegangen sind. Thatsachen allerdings sind das Entscheidende. Man war im Weltpublicum allmälig zu dem Wahne gekommen, die Geschichte von Friedrich dem Großen und dem siebenjährigen Krieg sei eine Legende, von rhetorischen Künstlern erfunden oder wenigstens so ausgeschmückt, daß nur ein geringer Kern von Wahrheit darin blieb, oder, wenn etwas Wahres darin sein sollte, eine zufällige Episode ohne Folge und Nachwirkung. Die Wahrheit dieser Geschichte und die Fortwirkung der Kraft, die sich in ihr äußerte, hat 1866 erwiesen; Bancroft hatte sie im Voraus demonstrirt, weil er philosophisch ebenso gründlich geschult war als historisch und politisch.

Seit vier Jahren sehen wir nun allerdings die Amerikaner, sehen uns die Amerikaner mit ganz anderen Augen an. Es kommt auch im gewöhnlichen Leben vor, daß man lange mit Jemand verkehrt, ohne eine Ahnung davon, was eigentlich hinter ihm steckt, Gutes und Böses, bis dann unvermuthet eine Gelegenheit eintritt, wo er seine volle Kraft entwickeln kann, im Guten wie im Bösen; man sieht ihn verwundert an, es ist derselbe und doch ein Anderer, selbst die Züge haben ihren Ausdruck verwandelt. So verhält es sich zwischen uns und den Amerikanern. Noch vor fünf Jahren, wenn man sich in Amerika einen Preußen vorstellen wollte, malte man sich ihn nach dem Bilde des Herrn Bohne in Sealsfield's „Süden und Norden" aus, und die zarte amerikanische Lady, selbst wenn sie „deutsch-amerikanische Wahlverwandtschaften" empfand, d. h. sich in einen jungen Baron von der Bank verliebte, setzte doch naserümpfend hinzu: „deutsch wie Sauerkraut!" So empfand der

Digitized by Google

deutſche Dichter, der ſelbſt ſeinen Namen angliſiren zu müſſen glaubte, um ſeine plebejiſche Herkunft zu verſtecken, wie er von den Amerikanern aufgefaßt wurde. Heute, wenn ſich der Amerikaner einen Preußen vorſtellen will, ſo fällt ihm nicht Herr Bohne, ſondern Bismarck, Steinmetz oder ſo einer ein; Herr Bohne iſt hübſch und deutlich gezeichnet, aber Bismarck's Phyſiognomie markirt ſich doch ſchärfer, wenn man ſie auch nur aus dem Kladderadatſch abliest. Und ebenſo iſt der Auswanderer umgeſtimmt: er wird wol noch gegen die Tyrannen im Allgemeinen Zeugniß ablegen, aber vom Gamaſchendienſt wird er weniger reden, und ſeine Bruſt trägt er hoch erhoben, als habe er bei Sadowa mitgefochten. Die Reiſegeſellſchaft in „Süden und Norden" konnte Herrn Bohne, den ſie übrigens ſehr ſchätzte und protegirte, ungeſtraft die Warnung zurufen: er ſei doch eigentlich kein Gentleman! Das würde heute eine Ohrfeige zur Folge haben.

Haben wir unſere ſiebentägige Feuerprobe beſtanden, ſo iſt dies von den Amerikanern durch vier ſchwere Jahre noch glänzender geſchehen. Der Vorwurf gegen die Amerikaner, ſie ſeien nüchterne Materialiſten, nur durch Motive des gemeinſten Intereſſes beſtimmbar, wäre heute ſinnlos. Sie haben ſich als Idealiſten im koloſſalſten Maßſtab gezeigt. Es iſt wahr, die Aufhebung der Sklaverei ſtand nicht im Vordergrund ſondern im Hintergrund des großen Bürgerkriegs, obgleich der Gedanke doch viel intenſiver und nachhaltiger wirkte, als wir in unſerer frühern falſchen Vorſtellung vom amerikaniſchen Volk annehmen zu dürfen glaubten. Aber die Erhaltung der Union ſelbſt war nur ein ideales Gut, und für dies Ideal wurden ſo rieſenhafte Opfer gebracht, daß man ſchwindelt. Der Ausgang des Krieges ſpottete aller Vorausſetzungen. Zuerſt hatte man angenommen, die Nordſtaaten würden dieſer Opfer müde werden, die auch in ihnen ſtark vertretene demokratiſche Partei werde die Oberhand gewinnen und auf leidliche Bedingungen Frieden ſchließen. Es geſchah nicht: vier Jahre hindurch hielt die Maſſe des Volks ſtandhaft aus, warf immer neues Blut, immer neues Geld in die Wagſchale, bis endlich die Schale der Südſtaaten hoch in die Luft flog. Dann dachte man, über dem Kampf werde der Zweck des Kampfes vergeſſen werden; die Emancipation der Sclaven ſei nicht durchzuführen, die Neger könnten als freie Arbeiter nicht exiſtiren, die Abneigung gegen die Race ſei im nördlichen Theil der Union ebenſo ſtark als im ſüdlichen. Zunächſt werde der Wohlſtand der ſüdlichen Bevölkerung, der ausſchließlich auf der Sclaverei baſirte, zu Grunde gehen, und dann ein ſtiller Ausrottungskrieg erfolgen, bis endlich das ſchwarze Proletariat wieder in den Schafſtall der Sclaverei zurückkehrte. Von Allem erfolgte das Gegentheil. Die Neger wurden nicht blos freie Arbeiter, ſondern gleichberechtigte Vollbürger; wohl oder übel mußten die Sclavenhalter ſich fügen, ohne daß deshalb der Süden zu Grunde ging, und die Emancipirten ſchickten ſich ganz leidlich in die neuen Verhältniſſe. Dann prophezeihte man, da vom Militair die Entſcheidung ausgegangen, die Fortdauer der Militairdictatur und den Umſturz der Verfaſſung. Statt deſſen legten die

Digitized by Google

Soldaten nach beendigtem Kriege ihre Waffen nieder, und die Generale und Obersten nahmen ihre alte Beschäftigung wieder auf; sie wurden wieder Farmer, Journalisten, Apotheker ꝛc. Hatte man endlich den Staatsbankerott vorausgesagt, so antwortete die Union damit, daß sie unmittelbar nach Beendigung des Krieges anfing, ihre Schulden zu bezahlen.

So ungeheure und streng zusammenhängende Resultate mußten auch den Ungläubigen überzeugen, daß hier eine Kraft in's Spiel kam, die man früher nicht hatte abwägen können, eine Festigkeit der Institution, die jedem Umsturz Widerstand leistete, und eine sittliche Stärke des Volkscharakters, die zugleich eine jugendliche Entwicklungsfähigkeit verhieß. Die neue Welt hatte sich vor der alten legitimitirt und ihr Achtung und Ehrfurcht eingeflößt. Für die Deutschen in Amerika war es ein außerordentlicher Gewinn, daß sie im Kampf gegen die Sclaverei vorangegangen waren, daß sie an dem Kriege einen starken, man möchte sagen entscheidenden Antheil genommen hatten. Auch sie standen ihren Staatsgenossen ganz anders gegenüber als früher, und konnten nun ein festes Band zwischen ihnen und den alten Stammgenossen bilden.

Nun erst hat man auch in Deutschland angefangen, abgesehen von der Politik, dem geistigen Leben Nordamerika's eine ernstere Aufmerksamkeit zu schenken, und hat mit Ueberraschung gefunden, wie eifrig und erfolgreich bereits von seiner Seite für die Cultur gearbeitet worden ist. Cooper und Washington Irving waren bis jetzt die einzigen amerikanischen Schriftsteller, die in Europa populär geworden waren: es traten nun eine ganze Reihe bedeutender Schriftsteller hervor, in der leichten wie in der schwerern Literatur, die ein stattliches Gesammtbild ausmachten; vor Allem eine Reihe ausgezeichneter Geschichtschreiber. Unter diesen ist es wiederum Bancroft, der nicht blos durch seine politische Tendenz, sondern durch die ganze Form seiner Darstellung uns Deutschen am meisten verwandt erscheint.

Diese Erscheinung erklärt sich zum Theil daraus, daß Bancroft einen nicht unwesentlichen Theil seiner Bildung Deutschland verdankt.

Geboren am 3. October 1800 zu Worcester in Massachusetts, wurde er 1818, nachdem er vorher die amerikanische Universität Cambridge besucht, mit einem Reisestipendium nach Deutschland geschickt, um dort an der Quelle die moderne Philosophie zu studiren, für welches Studium er eine entschiedene Neigung gezeigt hatte. Er besuchte aber zuerst diejenige Universität, welche der philosophischen Bewegung am meisten entrückt geblieben war, Göttingen. Hier stand er hauptsächlich unter dem Einfluß dreier Männer, die, obwol in verschiedenen Disciplinen, im Wesentlichen eine gemeinsame geistige Richtung verfolgten: Eichhorn, Heeren und Planck; die Richtung nämlich, den positiven, gewissermaßen dogmatischem Inhalt ihrer Wissenschaft historisch aus einander zu legen und zu construiren. In dieser Richtung gingen die „deutsche Staats- und Rechtsgeschichte", die „Geschichte des protestantischen Lehrbegriff's" und die „Ideen über den Handel der alten Völker" Hand in Hand, und die

Digitized by Google

juriſtiſche, die proteſtantiſch-theologiſche und die philologiſche Bildung ſtrömte ſo in das allgemeine Bett der hiſtoriſchen Entwickelung ein. Am entſchiedenſten von dieſen Männern ſteht Heeren unter dem Einfluß Herder's; ſeine „Ideen" waren in vieler Beziehung nur die monographiſche Ausführung deſſen, was Herder von der Geſchichtwiſſenſchaft im Allgemeinen verlangt hatte. Ich weiß nicht beſtimmt, ob Bancroft direct an die Quelle, an Herder's Schriften gegangen iſt; ich glaube es annehmen zu dürfen, jedenfalls hat er die Einwirkung Herder's indirect durch Heeren aufgenommen: die Art, wie er ſelber die ſcheinbar entlegenſten Gegenſtände der Geſchichte mit einander combinirt und zu einem Geſammtbild vereinigt, iſt ganz in Herder's Geiſt. Dies Studium aber wurde ergänzt durch das Studium Kant's, deſſen „Ideen über die Geſchichte in weltbürgerlicher Beziehung" in Bancroft's Schriften mehrfach hervorblicken.

Nachdem er 1820 in Göttingen Doctor geworden, ging er nach Berlin, um Hegel zu hören. Der junge Gelehrte wurde in den Kreiſen der geiſtigen Ariſtokratie zuvorkommend aufgenommen; man findet ihn auch in den Zirkeln des unvermeidlichen Varnhagen, am innigſten ſcheint er ſich an Schleiermacher angeſchloſſen zu haben. Ein ſpecifiſcher Hegelianer iſt er nie geworden: Hegel's Behandlung der Geſchichte, eine geiſtreiche Combination aus Herder und Kant, konnte ihn in ſeiner bisherigen Richtung nur beſtärken.

Mit zahlreichen Empfehlungen verſehen machte er die Rundreiſe bei den deutſchen Gelehrten, von denen ihn hauptſächlich Schloſſer anzog. Nun ging er nach kurzem Aufenthalt in London und Paris nach Italien, wo er ſich ein Jahr lang aufhielt. Man pflegt die Eindrücke der dortigen ſchönen Natur als eine Hauptquelle des durchgearbeiteten Naturgefühls zu betrachten, das ſich in ſeinen hiſtoriſchen Schriften ausſpricht.

Nach ſeinem Vaterlande zurückgekehrt, debütirte er zuerſt mit lyriſchen Gedichten; er predigte einige Mal und zwar mit entſchiedenem Erfolg, wurde Lehrer der griechiſchen Sprache in Cambridge, errichtete dann eine eigene Lehranſtalt in Northampton, und hielt Vorleſungen hauptſächlich über deutſche Literatur und Philoſophie. Seine Anſtalt erhielt dadurch einen eigenthümlichen Charakter, daß er für dieſelbe mit Vorliebe deutſche Flüchtlinge engagirte.

Sein erſtes literariſches Werk von größerm Umfange war die muſterhafte Ueberſetzung der Ideen ſeines Lehrers Heeren. Darauf folgten 1834 die Geſchichte der Coloniſation Nordamerika's, die außerordentlich populär wurde und den jungen Mann in die erſte Reihe der amerikaniſchen Hiſtoriker ſtellte.

Zugleich betheiligte er ſich durch öffentliche Flugſchriften und Reden im liberalen Sinne an der Politik ſeines Vaterlandes. In Folge dieſer Thätigkeit wurde er zuerſt Zolldirector in Boſton, 1845 unter Polk Staatsſecretair der Marine, 1846 Geſandter in England, wo er bis 1849 blieb. Der Hauptgewinn dieſes Aufenthalts für ſeine wiſſen-

Digitized by Google

schaftliche Bildung war die Durchforschung der Archive in Bezug auf die Losreißung Nordamerika's. Bald nach seiner Rückkehr erschien das Hauptwerk, welches seine Stellung in der Literatur charakterisirt, die Geschichte der amerikanischen Revolution.

Im Allgemeinen zeichnen sich die amerikanischen Historiker — ich erwähne nur Prescott, Ticknor, Jared Sparks und in einem gewissen Sinne auch Washington Irving, — durch gewissenhafte Gründlichkeit im Zusammenbringen des Materials aus. In der Regel so günstig gestellt, sich für ihr Fach eine ausgewählte Bibliothek anschaffen zu können, gehen sie nicht eher an die Ausführung, als bis sie den vollständigen Stoff im Detail vor sich haben. Auf künstlerische Composition geben sie weniger; mancher unter ihnen, z. B. Ticknor in seiner „Geschichte der spanischen Literatur", überraschen sogar durch eine gewisse Nüchternheit, die man mit dem Stoff für nicht vereinbar halten sollte. Je strenger sie sich alle Vorstellungen aus dem Kopf geschlagen haben, die nicht geradewegs zur Erklärung ihres Gegenstandes nothwendig sind, desto mehr glauben sie ihre Pflicht zu thun.

Hier weicht nun Bancroft entschieden von seinen Landsleuten ab. Er ist gleich ihnen gründlich und gewissenhaft in seinen Vorstudien, aber diese Vorstudien sind ihm nur Mittel zum Zweck. Sein Hauptwerk läßt sich insofern nicht eine Philosophie der Geschichte nennen, als es sehr in's Detail geht, die Fülle der Begebenheiten auf dem weiten und zerstreuenden Boden, der hier in Betracht kommt, in ihrer Vollständigkeit gegenwärtig zu machen strebt, und bei der Charakteristik auch die Anecdote nicht verschmäht; aber es hat insofern Anspruch auf jene Bezeichnung, als es den Standpunkt seiner Beobachtung sehr hoch nimmt, und den bestimmten Gegenstand in den großen Zusammenhang der Weltgeschichte aufzunehmen und aus der Idee dieses Zusammenhanges zu beleuchten sucht.

Der Aufstand der nordamerikanischen Colonien war für Europa, und namentlich für Deutschland, eines der folgenreichsten Ereignisse, ja insofern, als dem ersten Eindruck keine entschiedene Rückwirkung folgte, durchgreifender für unsere Culturbewegung als selbst die französische Revolution. Der Eindruck der letztern wurde erst durch die Schreckensherrschaft, dann durch die napoleonischen Usurpationen paralysirt; nach dem ersten Freudenjubel wurde das deutsche Nationalgefühl genöthigt, sich der fremden Erscheinung zu erwehren. Als Napoleon gestürzt ist, scheint die politische Bildung Deutschlands seit 1792 eher rückwärts als vorwärts geschritten zu sein, und es braucht ein volles Menschenalter, ehe man der Bedeutung von 1789 wieder bewußt werden und sich unbefangen der damals aufgeregten Ideen wieder bedienen kann.

Eine solche Reaction gegen die Ideen von 1773 war bei uns unnöthig, weil sie mit unserm Leben nie in Conflict kamen. Blättern wir heute in den politischen Journalen der siebziger Jahre, so finden wir im Ganzen wenig daran zu rectificiren. Eben weil die Begebenheit ferner zu liegen schien, ist der Ton nicht einmal überschwänglich. Was man

Digitized by Google

damals lernte, ist ein bleibender Besitz unseres geistigen Bewußtseins geworden.

Dagegen kommen uns die Urtheile aus den neunziger Jahren mitunter ganz wunderlich vor, durchaus excentrisch in Liebe oder Haß; am meisten objectiv erscheinen uns heute noch diejenigen Schriften, die damals gar keinen Eindruck machten. Man glaubte zuerst den Schlüssel für das Räthsel der ganzen Weltgeschichte gefunden zu haben, sah dann unerwartet Alles wieder in Frage gestellt und ergab sich einem trüben Scepticismus. Die französische Revolution war davon ausgegangen, tabula rasa zu machen und die Weltgeschichte von vorn zu beginnen; die nordamerikanische Revolution hat sich auf den Boden der gegebenen Thatsachen gestellt und sich damit begnügt, freilich mit Anwendung von Gewalt, Dasjenige gesetzlich zu sichern, was in der Anlage bereits vorhanden war; darum ist sie in ihren Wirkungen nachhaltiger gewesen.

Bancroft ist sich dieser Bedeutung der nordamerikanischen Union für die Geschichte der Menschheit wol bewußt, aber er geht weiter zurück, und stellt sie als ein Phänomen dar, welches sich nicht blos aus den localen Bedingungen Nordamerika's, sondern zugleich aus der allgemeinen Culturbewegung der Welt ergab. Er beginnt seine Geschichte mit Montesquieu's Geist der Gesetze und zeigt in der Form von Jahrbüchern, in wie inniger Beziehung in jedem einzelnen Fall die Zustände mit den Ideen standen.

Mit besonderm Eifer spürt er diesem Zusammenhang in der Weltkrisis nach, die wir Deutsche nach ihrer localen Beziehung den siebenjährigen Krieg zu nennen pflegen. Es ist die Umwandlung des mittelalterlichen Staates in den modernen Staat, welche sich als die Signatur dieses Zeitalters herausstellt. Wenn Friedrich der Große sein Preußen vom römischen Reich losreißt und einen Staat neu begründet, dessen entscheidende Motive mit Aufgebung aller Traditionen die Aussprüche des gesunden Menschenverstandes sein sollten, so hat das seine Analogie mit Dem, was in Amerika erstrebt wurde; der liberale Absolutismus im Osten, die Republik im Westen, sie waren, genauer betrachtet, Phänomene derselben Ideenverbindung: Protest der Realität gegen den Schein, die Meinung und die Ueberlieferung.

In diesem Sinne vergleicht Bancroft gern den politischen Umschwung im dritten Viertel des achtzehnten Jahrhunderts mit dem kirchlichen Umschwung des sechzehnten. „Die Erfolge des siebenjährigen Krieges waren Triumphe des Protestantismus. Zum ersten Mal seit der durch Luther in der Kirche eingerissenen Spaltung hatten sich die von einem geheimen Bewußtsein des Verfalls der alten Institute zu einander gezogenen großen katholischen Mächte verbunden, um dem Fortschreiten der Veränderung Einhalt zu thun. Umsonst führten die Abkömmlinge der Lehnsaristokratie der Zahl nach stärkere Heere in das Feld; umsonst segnete der Papst ihre Fahnen, als ob sie gegen Ungläubige entfaltet würden ... Die katholischen Monarchien hatten eine vollständige Niederlage erlitten, und die gebildete Welt schickte sich an, eine neue Aera willkommen zu

Digitized by Google

heißen. Die Formen der Religion, der Regierung, des Kriegsdienstes und der Industrie, welche der socialen Organisation des Mittelalters eine eng verbundene Einheit verliehen hatten, waren untergraben, und das ehrwürdige Gebäude der Vergangenheit hing über einem Abgrund. In langem stürmischen Kampf hatte der Protestantismus seine politischen Zwecke erfüllt. Von ihm ging eine Alles durchdringende Thatkraft aus, die das gemeinschaftliche Besitzthum der civilisirten Menschheit und der Herold staatlicher Veränderungen war. Ueberall im ganzen intelligenten Europa und Amerika wurde sich der Einzelne des ihm angeborenen Rechts zur ungefesselten Ausbildung und zum Genuß seines ganzen moralischen und intellectuellen Daseins bewußt."

Neu ist diese Anschauung keineswegs. Als die Engländer während des siebenjährigen Kriegs unsere Verbündeten waren, feierten sie in populären Liedern Friedrich als den Helden des Protestantismus. Aber heute gilt sie als ketzerisch, und namentlich moderne englische Schriftsteller haben sie gründlich widerlegt. Wie soll Friedrich ein Held des Protestantismus sein? Er war weder Calvinist noch Lutheraner, er war aus der frivolen Schule Voltaire's, und nebenbei ließ er die Jesuiten in seinem Lande, als selbst alle katholischen Staaten sie ausgetrieben hatten.

So streitet man auch heute unserm Staat den Protestantismus ab, man zählt im liberalen Süddeutschland die Klöster auf, die in Preußen entstanden sind, und späht nach geheimnißvollen Beziehungen des Grafen Bismarck zu den Jesuiten.

In solchen Dingen sehen die Gegner viel richtiger. Gewiß war Friedrich der Große ein sehr mittelmäßiger Calvinist, aber der Papst wußte sehr gut, was er wollte, als er dem österreichischen Feldmarschall eine geweihte Rose verehrte. Und trotz unserer Klöster und trotz der geheimnißvollen Beziehung des Grafen Bismarck zu den Jesuiten, wissen die Ultramontanen in Deutschland sehr gut, was sie wollen, wenn sie einstimmig, Mann für Mann, sich auf Seite der erbitterten Gegner Preußens stellen und jedes nur erdenkbare Mittel benutzen, dem preußischen Staat zu schaden. Denn in dem Sinne, wie es Bancroft erläutert, ist Preußen allerdings ein Protest gegen das römische Reich, das von den Cäsaren auf die Päpste übertragen wurde; mit anderen Worten: ein Ausfluß des Protestantismus, und zwar des lebendigen, d. h. des erobernden Protestantismus. Und in demselben Sinne ist es die auf freie Entfaltung der Individualität und auf Unabhängigkeit der Sitte und Sittlichkeit von den kirchlichen Autoritäten begründete, große, nordamerikanische Republik, und es ist keine idealistische Phantasie, wenn der republikanische Gesandte in der Hauptstadt des Königs von Preußen von der Wahlverwandtschaft spricht zwischen den Vereinigten Staaten von Nordamerika und den Vereinigten Staaten von Deutschland.

Digitized by Google

Ueber Propheten und Prophezeiungen auf unsere Tage.

Von **Wilhelm Jensen.**

Motto: „Der ist der Vollkommenste, der am Besten in die Zukunft schaut"
Chilon

Von jeher hat es im Charakter aller Völker, ganz besonders jedoch der germanischen, gelegen, gern in eine weite, noch tiefverschleierte Zukunft hinüberzublicken und sich dieselbe abgelöst von den realen Verhältnissen der Gegenwart in Dem, was wir Weissagung benennen, zu gestalten. Es ist das freilich ein merkwürdiges Wort und erinnert in seiner Bildung an die Ableitung lucus a non lucendo. Die meisten Weissagungen pflegen nicht weise und die Wahrsagungen nicht wahr zu sein. Im Uebrigen dürfte das Letztere auch richtiger von warnen (noch jetzt niedersächsisch wahren: wahr' Di! Hüte Dich!) und Weissagung vielleicht besser von Witz (wit) herzuleiten sein.

In diesen Prophezeiungen, mögen sie Völker oder Einzelne betreffen, liegt trotzdem etwas Eigenthümliches. Sie erinnern an Ahnungen und Gespenstergeschichten und üben auf Jeden fast einen eigenthümlichen, schauerlichen Reiz. Nicht so lange das helle Tageslicht Alles klar erkennen läßt und der ruhig erwägende Verstand dominirt. Aber wenn die Dämmerung, wenn das Ungewisse kommt, wenn die Phantasie ihren nächtlichen Herrscherthron besteigt und über die edelsten Sinne, über Auge und Ohr gebietet. Wer, und wäre es der Sicherste, Keckste, vermöchte dann vor sich selbst die Maske festzuhalten — nicht daß er an Gespenster und schreckhafte Erscheinungen glaube — nicht daß er Furcht vor ihnen empfinde — aber daß seine erregte Phantasie ihn niemals mit unwillkürlicher Wirkung überrasche, die erst von wiedergewonnener Besonnenheit bewältigt werden muß? Daß er nicht einmal stutze, zusammenfahre? Daß er, mit einem Wort, stets unbeschränkter Herr seines Intellects und seiner Sinne sei?

Und ähnlich wie mit dem Ungewissen in räumlichen Verhältnissen ergeht es mit dem in zeitlichen. Auch hier liegt Nacht, zum Mindesten Dämmerung, vor uns.

So lange unser Verstand sie in gewöhnlicher Zeit mit ruhiger Berechnung der bekannten Factoren zu durchdringen sucht, weist er das Sichaufdrängen des Unbekannten, nicht auf nachweisbarer Basis Beruhenden lächelnd, oft spöttisch, fast immer skeptisch zurück. Doch eine große Angst, ein Schmerz, der unerwartet hereinbricht, ein tiefer Gram lassen das skeptische Lächeln verschwinden. Unwillkürlich gedenken wir dieser und jener Erinnerung; eines prophetischen Wortes, an das wir nie mehr gedacht, seitdem wir es damals verlacht; eines Vorganges, den wir unbeachtet gelassen. Wir glauben auch jetzt nicht, daß eine Weissagung darin gelegen; aber in unserm Geiste haben durch die zeitweilig vorwaltende Herrschaft des Gefühls die ungeregelten Mächte den Sieg über die geregelten davongetragen und uns für mystische Empfindungen zugänglich gemacht. Wir glauben nicht an einen derartigen vorahnungsvollen Rapport; aber der Gedanke an ihn erregt uns einen Eindruck, der ihn nicht mehr belächelt.

Wie dem Einzelnen aber, so ergeht es einem von großer Bewegung erfaßten Volke. Auch in ihm herrscht in ruhigen Zeitläuften der nüchterne,

Digitized by Google

ordnende Verstand. Er vollbringt die Aufgaben des Tages, knüpft das eben Vergangene an das zunächst Bevorstehende an. Nichts, als was auf Thatsächlichkeit beruht, vermag Einfluß auf ihn zu üben. Er ist täglich in heißer Arbeit angestrengt, aber die Erhitzung erreicht nie einen solchen Grad, daß sie sich in den Dampf der Phantasie umsetzt, bis ein Ungeheures, ein Ueberwältigendes eintritt.

Dann geschieht es mit einem Schlage. Eine plötzliche Hungersnoth, allgemeine Mißernte, weitgedehnte Ueberschwemmungen, Pest, Cholera, sie üben eine vollständige Umwandlung aus. Die Arbeit wird unterbrochen und der Geist müßig. Doch dies widerstrebt seiner Natur und von seiner sichern Grundlage abgelenkt, irrt er nach einem andern Felde der Thätigkeit umher, auf dem die Phantasie ihm als Führerin begegnet. Nun streift er an ihrer Hand in die Vergangenheit zurück und entdeckt Anzeichen, Vorboten des Gekommenen in ihr. Das Geheimnißvollste wird enträthselt, das Unbedeutendste gedeutet. Auch das Widerstrebendste muß dem Zweck dienen, als Vorherverkündigung bestanden zu haben. Es ist, als fände die Menschheit inmitten des Unglücks eine Beruhigung darin, daß sie das Herannahen desselben zu erkennen vermocht hätte, wenn sie rechtzeitig bemüht gewesen, der Phantasie eine größere Wichtigkeit beizulegen, als der Vernunft.

Mehr noch, als bei allen oben angeführten allgemeinen Nöthen, findet dies bei einem plötzlich ausgebrochenen Kriege statt. Unter dem Eindruck des unerwarteten Entsetzens entfällt nicht selten auch dem Besonnenen der Zügel, an dem er seine Phantasie gelenkt. Er sieht absonderliche Wolkengebilde, die schweres Unheil verkündigen. Der Mond zeigt einen grüngefärbten Hof; Sterne einen langen, verderbendrohenden Schweif. Fällt das Erscheinen eines Kometen in die Zeit, so bedarf derselbe keines weitern Commentars. Es ist schwer glaublich, daß auch die am stärksten entfesselte Einbildungskraft dahin gelangen sollte, wirklich in unserm Jahrhundert feurige Reiter in den Wolken mit einander kämpfend zu gewahren. Aber das Gerücht läuft um, daß Dieser und Jener es gesehen, und in der That ist die Vernunft von Tausenden nicht stark genug, daran zu zweifeln. Das Lächerlichste gesellt sich hinzu und gewinnt den Werth beglaubigter Actenstücke. Ein altes Weib ist beim Reisigsammeln auf einen dürren Ast getreten und hat deutlich gesehen, wie das zerbrochene Stück geblutet hat. Sie schüttelte damals bedenklich den Kopf und sagte: „Das bedeutet etwas.“ Man lachte sie aus und spottete über sie; jetzt sieht man, wie wahr sie gesprochen. Auch daß vor Wochen ein Vogel, den selbst der Schullehrer im Dorf nicht gekannt, sich auf das Kirchendach gesetzt und drei Mal gegen Westen gewendet die Flügel gesträubt, ist nun erklärlich. Die Natur ist voller Anzeichen, wenn der sich stolz dünkende Verstand nur nicht die höhere, instinctive Befähigung des Gefühls hinderte, sie zu begreifen.

Doch noch mehr ist es die Geschichte, und mit ihr betreten wir das Gebiet, auf das unsere Absicht uns heute führt.

Wir reden hier nicht von Dem, was man im gewöhnlichen Sinne als Geschichte zu bezeichnen pflegt. Die Wissenschaft der Geschichte ist eine Tochter des Verstandes und mit eisernen Klammern der Logik an das Thatsächliche gefesselt, wenigstens in unserer Zeit; allein es war nicht immer so. Der Beginn historischer Berichte erweist sich als ein durchaus anderer und erinnert auf's Ueberraschendste an die Gestaltung, welche die Geschichte des Moments noch heut' in den kritiklosen Schichten des Volkes, und dies sind

Digitized by Google

keineswegs immer die sogenannten niederen Classen, erleidet. Herodes, der „Vater der Geschichte", ist auch der Ahnherr aller politisch-historische Kannegießerei betreibenden Spießbürger.

Diese Art der Geschichte, die neben ihrer wolgegliederten wissenschaftlichen Schwester ungefähr in der Weise fortläuft, wie der unablässig zerflatternde Rauch neben einem brausenden Eisenbahnzuge, ist mit Ahnungen, Vorbedeutungen, Wahr- und Weissagungen durchsättigt. Sie bilden den eigentlichen Kern derselben und der Vergleich mit einem Kometen ist um so gerechtfertigter, als bei diesem ebenfalls vermuthlich nicht nur der Schweif, sondern auch der Kern aus wesenlosem Dunst besteht. Aber wie das Erscheinen eines Kometen stets bei Millionen eine tiefgreifende Wirkung erzielt, so auch die Weissagungen der Volksgeschichte. Die Wirkung ist ein nicht abzuleugnender Factor und hat als solche ihre reale Bedeutung.

Wenn diese mystische Richtung das Erbtheil eines einzigen Volkes wäre, würde ihr weniger Gewicht beizulegen sein. Doch sie entspricht einem innersten Zuge der Menschheit. Sie findet sich überall, bei der gebildetsten, wie bei der rohesten. Dem rothen Faden der englischen Marine gleich, zieht sie sich durch Millionen Köpfe diesseits und jenseits jedes Weltmeeres. Von der schönen poetischen Sage des Kyffhäusers, in dem Kaiser Rothbart seiner Rückkehr an's Tageslicht harrt, die nur von Wenigen für etwas Anderes, als ein deutungsreicher Mythus gehalten werden dürfte, bis zur Erscheinung des Antichrists und endgiltiger Besiegung desselben durch die irdisch manifestirten Mächte des Himmels, woran Tausende religiös überspannter Köpfe unverbrüchlich glauben, zieht sich eine endlose Kette von Weissagungen aller Art, die oft, wie manchmal verwehte Gartenblumen geheimnißvoll aus einem Winkel des Feldes blicken, wo man sie nicht erwartet, über weite Landstriche verbreitet oder in abgelegene Gegenden räthselhaft eingebettet sind, wo man sie nicht vermuthet. Dahin gehören die Localsagen, an denen jeder Ort reich ist, die sich an einzelne Häuser, Bäume, Felsen, Teiche, Plätze und alte Denkzeichen heften. Doch es ist merkwürdig, daß sonst zur Phantastik ihrem Charakter gemäß geneigte Volksstämme hierin solche, die man als ruhiger erwägend zu bezeichnen pflegt, selten übertreffen. Im Gegentheil ist überall der Norden der sagenreichste. Die schwermüthige Stimmung der Natur weckt, wie es scheint, mehr die mythenbildende und prophetische Kraft. Ueber Ebenen schweben die Geister und die Erwartungen, die sich an sie knüpfen, zahlreicher als über Bergen. Den charakteristischsten Beweis dafür liefert der Gegensatz zwischen der altgriechischen und altgermanischen Göttersage. Während jene die ungeheuren Vorgänge zwischen den Gestalten ihres Himmels in die Vergangenheit verlegt und über den Lebenden den „Vater der Götter und Menschen" in unangefochtener, ewiger Majestät thronen läßt, verlegt die Edda die Erd' und Himmel zusammenstürzenden Kämpfe prophetisch in die Zukunft. Die auf dem Dreifuß Orakel spendende Pythia ist in aller „gotterfaßten Raserei" ein lächelndes Kind gegen die weissagende Schicksalsnorne des Nordens. Diese ist eine Tochter des nebelwogenden Sturmes an der öden Meeresküste, jene ein Kind des heiter-durchsichtigen Lichtes, das Hellas' blaue Felsgestade mit ewiger Klarheit umfängt.

Wir sagten schon im Beginn, daß der Sinn für prophetische Verkündigungen dem germanischen Volke besonders innewohne. Es ist selbstverständlich, daß dies sowol objectiv wie subjectiv der Fall ist. Auch hier erzeugt die Nachfrage die Herstellung. Würden Weissagungen nicht vielfach geglaubt,

Digitized by Google

mithin begehrt, würden die Weissager verschwinden. Und andererseits, wäre der innere Trieb zum Prophetenthum im germanischen Volke nicht so stark, so würde der Mangel an Vorausverkündigungen eine Abnahme des daran haftenden Interesses bedingen.

Es giebt bei uns keinen eigentlichen Prophetenstand, keine Bevölkerungsschicht, aus der dieselben vorzugsweise hervorgehen. Alle Stände participiren an dieser Aufgabe, vom Fürsten bis zum Hirten abwärts. Allerdings die Letzteren aus begreiflichen Ursachen mit Vorliebe. Das Weissagungsvermögen ist „eine Gabe der Natur" und wird deshalb Dem am leichtesten, der mit ihr am häufigsten und unmittelbarsten in Berührung steht. Schon im Homer findet sich dieser Zug; der „Schäfer Thomas" ist nur ein Urenkel des „göttlichen Sauhirten". Es liegt von jeher eine Tendenz im Volke, die Bildungs- und Kenntnißstufe, zu der es sich selbst nicht aufzuschwingen vermag, als nur den Augenblick erkennend, für das Wichtigere, die Zukunft, aber blind hinzustellen, während die Augen der Einfalt, welche auf die (bedeutungslosen) Vorgänge der Welt um sie her nicht achtet, von Gott erleuchtet werden, den Schleier, der den Anderen das Kommende verhüllt, zu durchdringen. Daher sind sie die wahren „Seher", auch wenn sie, wie es häufig der Fall ist, leiblich blind sind. Das Alterthum läßt sie fast immer als solche erscheinen — Tiresias, Kassandra, Homer. Gerade das „nach Innen gewendete Auge" ist ein Beweis für die stärkere Sehkraft, wo es sich um Dinge handelt, die dem Blick gewöhnlicher Augen verborgen.

Den Hirten und Landleuten überhaupt zunächst an prophetischer Begabung stehen die Schuster und die Schneider. Bei ihnen wirkt allerdings nicht die Natur mit ihren Stimmen, im Gegentheil, sie sind derselben zu sehr entzogen. Die sitzende und vielfach mechanische Art ihrer Beschäftigung zwingt sie zu einer abschweifenden Geistesthätigkeit, die selten durch solide Kenntnisse regulirt wird. Ihr Blut geräth leicht in's Stocken und erzeugt Hallucinationen, die zu Visionen ausarten. Das freieste und offenste Gebiet für den Gedanken aber ist das transscendentaler Philosophie. Es bietet nirgendwo ein Hinderniß, in's Unendliche zu schweifen, verlangt keine realen Grundlagen, sondern verleugnet sie. Daher die uralte Thatsache, daß sich stets unter den Schustern und Schneidern die größte Anzahl theosophischer Mystiker befindet. Sie grübeln über philosophisch-religiöse Systeme; von der Aufstellung eines solchen bis zur weltverleugnenden gläubigen Ueberzeugung von ihrer Unfehlbarkeit ist nur ein Schritt und bis zur Prophezeiung kommenden Verderbens für die Ungläubigen, ein zweiter. Naturgemäß erstrecken sich dann die Weissagungen auch auf andere, irdische Gebiete des Lebens. Nicht die Natur, sondern die Religion ist die Quelle ihrer geheimnißvollen Befähigung und die Bibel ihr Vorbild. An sie reiht sich sodann die ganze apokryphische Kette von Propheten, welche religiöse Extase erzeugt: Land- und Stadtpfarrer, katholische Bischöfe und protestantische Superintendenten, doch auch ein Graf Swedenborg und Zinzendorf.

Wir treffen hier an einem Punkte ein, der zum Nachdenken veranlaßt. So lange nur die Kenntniß- und Bildungslosigkeit von Naturmenschen, die mystische Confusion im grübelnden Gehirn ununterrichteter Handwerker oder fachmäßig betriebener geistlicher Hochmuth zur Verblendung über die ihnen innewohnende, das Maß anderer Menschen nicht übersteigende, sondern ihr nachstehende Befähigung Anlaß giebt, ist es leicht, darüber, als über eine Narrheit mehr, die Achseln zu zucken. Wenn sich ihnen aber Leute von den

Digitized by Google

umfassendsten Kenntnissen, von der höchsten und feinsten Bildungsstufe, wie die Grafen Swedenborg und Zinzendorf und viele Andere, zugesellen — Leute, die über jeden Verdacht, absichtlichen Betrug zu bezwecken, erhaben sind — so gewinnt die Sache eine andere Färbung. Wir werden unwillkürlich an die Bestrebungen der Alchymie erinnert, denen sich die verständigsten Menschen, die größten Denker hingaben. Mit einem Wort, es liegt ein räthselhaftes Gebiet vor uns, das der Betrachtung werth ist. Ein Gebiet, das Verwandtschaft mit dem der Poesie besitzt, dessen Erzeugnisse wir als denen der Volksdichtung ähnlich auffassen müssen. Denn wie in jenen erkennen wir in ihnen eine Richtung der thätigen Volksphantasie, die unbewußt ihre Wünsche darin niederlegt. Die Weissagungen, die sich im Volke ungeschwächt forterhalten, sind Geschwister der Märchen, die darum nicht weniger auf unser Gemüth Eindruck üben, weil der Verstand sie als Erdichtungen kennzeichnet. Ebenso wissen wir, daß kein Mensch das Kommende vorher zu sagen vermag. Aber in bedeutungsvoller Zeit ist es ein anmuthendes Spiel des Geistes, solche Prophezeiungen, welchen eben diese Zeit den Stempel der Wahrheit aufdrücken zu wollen scheint, an sich vorübergleiten zu lassen. Unsere Vernunft findet keine Bestätigung darin, doch es ist tief menschlich, daß das Hoffnungsgefühl, das bereits in uns lebt, durch die Uebereinstimmung der realen Verhältnisse mit einer glücklichen Weissagung freudig gehoben wird.

Wir lächeln wie bei einem Märchen, aber wir freuen uns doch. Es ist wie Wehen in den Bäumen. Wir kennen genau die physikalischen Kräfte, die das Laub bewegen — aber wie wir darauf lauschen, erbebt unser Herz geheimnißvoll.

Wem ist das Geständniß Goethe's unbekannt, daß er in der Erwartung eines wichtigen Vorganges gern mit Steinen nach Baumstämmen zielte, und falls er den Stamm traf, darin eine günstige Vorbedeutung erblickte, an die sein Verstand nicht glaubte, die aber Macht besaß, die Stimmung, in der er dem Kommenden entgegensah, angenehm zu beeinflussen? Ein Etwas, das dies vermag, ist nicht ganz werthlos zu erachten. Und in diesem Sinne haben wir nachfolgend diejenigen Weissagungen verschiedenster Zeit und verschiedenster Völker zusammengestellt, die eine Deutung auf die Ereignisse des gegenwärtigen Augenblicks zulassen — im Sinne der Prophezeiungsgläubigen erfordern. Es ist überflüssig, bei den Deutungen, denen wir uns unterziehen werden, einen Standpunkt zu wahren. Wenn wir wie Gläubige handeln werden, wird doch Niemand mehr darüber in Zweifel sein, daß es sich für uns nur um ein „Spiel des Geistes" mit — oft anmuthigen — Dichtungen handelt.

II.

Die ältesten Prophezeiungen, die auf unsere Zeit gedeutet werden, finden sich in der Bibel. Das ist natürlich; denn sie sind, wie gesagt worden, Quelle und Vorbild aller nachfolgenden. Die ganze Geschichte der Erde und ihrer Völker bis zum jüngsten Tag liegt bekanntlich in nuce, d. h. auf eine Nußschale verzeichnet, in ihr enthalten.

Die Weissagungen der Bibel beziehen sich hauptsächlich auf das Erscheinen des Antichrists. Wir warten bereits seit achtzehn Jahrhunderten auf ihn, ohne daß er eintrifft. Oft, unzählig oft, glaubte man ihn schon leibhaftig zu haben; doch es stellte sich immer wieder heraus, daß er es nicht

Digitized by Google

war. Es ging mit ihm wie mit dem Weltuntergang, der sich und seine Propheten regelmäßig überlebte. Die erythräische Sybille bestimmte den letztern auf das Jahr 184, die Schwäbin Theoda auf 848. Die ersten Kirchenväter sprachen sich für die Zeit vom dritten bis sechsten Jahrhundert aus, später wurde die Frist bis zum Jahre 1000 verlängert. Haupt-Weltuntergangs-Jahre waren dann 1650, 1765 (Paul Felgenhauer, mit der Zusatzanmerkung: „Wenn um der Auserwählten willen die Zeiten des Antichrists abgekürzt werden, noch früher"), 1777 (Pfarrer Chimonius bei Berlin), 1788 (Johann Müller aus Königsberg), 1789 (Petrus von Ailly schon 1350—1425 und Johann Carion 1489—1538), 1800 (Hieronymus Cardanus), 1806 (Raphael Egli aus Zürich 1597, aus zwei Häringen und einem Kabeljau mit besonderen Zeichen, in Verbindung mit Daniel und der Apokalypse), 1830—1834 (Ungenannter, „nach zwölfjährigem Nachdenken"), 1857 wird noch im Gedächtniß der Meisten lebendig sein.

Die angeführten sind nur Verkündigungen besonders renommirter Propheten; die Zahl der untergeordneten ist Legion. Parallel mit ihnen laufen die Mittheilungen über die bevorstehende Erscheinung des Antichrists. Im Jahre 1105 hält der Bischof Fluentius von Florenz denselben bereits für geboren. Der Abt Joachim von Flora erwartete ihn dagegen erst 1260 und Arnold von Villanuova 1326. Joseph Grünbeck bestimmte sein Kommen auf 1540 und Michael Stiefel auf 1553. (Weil er nicht kam, entstand die noch heut' gebräuchliche Redensart: „Einen Stiefel reden, schreiben"). Wilhelm Stock in Zürich, Johann Dee und Johann Müller in Königsberg wurden einer gemeinsamen Vision theilhaftig, die ihnen die Erscheinung des Antichrists im Jahre 1588 verkündete. „Aus der großen Conjunctur Saturns mit Jupiter" erschien sie dagegen erst 1643 bevorstehend und nach einer Prophezeiung Mahomed's vergönnte David Herlicius ihr sogar einen zehnjährigen Spielraum, von 1593—1603. Johann von Paris 1445 (Weltuntergang 1650). Seiz in Berlin 1736, und zwar ganz unzweifelhaft, denn „Aaron's Stab verschlang die anderen Stäbe" ꝛc.

Die Liste würde für unsern Zweck zu umfangreich, wir brechen ab. Aber wir fühlen uns veranlaßt, beizufügen, daß jede der obigen Zahlen, über die der Blick des Lesers mit Lächeln fortgleitet, eine ungeheure Erregung und Erschütterung, Angst, Grauen, Verzweiflung oder Resignation bei tausend und abertausend Menschen verursachte. Die Frage ist deshalb wol gerechtfertigt, wer der Unruhstifter gewesen, der zuerst den Antichrist in die Welt, und zwar egoistischer Weise nicht in die seiner Zeitgenossen, sondern in die aller kommenden Menschengeschlechter gesetzt hat?

Mit der Beantwortung dieser Frage gelangen wir zugleich auch auf den Kriegsschauplatz der Gegenwart.

Der Unruhstifter nämlich ist Daniel, jedem Schulkinde zunächst als „Daniel in der Löwengrube", dann als einer der zwölf großen Propheten bekannt. Er ist der geistige Vater des Antichrist und zwar durch die Seherblicke, die er im elften Kapitel des nach ihm genannten Buchs der Prophezeiungen in die Geschichte der Menschheit wirft. Dort beschreibt er, von Vers 15—45, was sich vor und während der Erscheinung des Antichrists auf Erden begeben wird, also:

15. Der König (des Nordens) wird gegen Mitternacht daherziehen und Schütte machen und feste Städte gewinnen; und die Mittagsarme werden es nicht können wehren, und sein bestes Volk wird nicht können widerstehen.

Digitized by Google

16 Sondern er wird, wenn er an ihn kommt, seinen Willen schaffen und niemand wird ihm widerstehen mögen. Er wird auch in das herrliche Land kommen und wird es vollenden durch seine Hand.

17. Und wird sein Angesicht richten, daß er mit der Macht seines ganzen Königreichs komme. Aber er wird sich mit ihm vertragen, und wird ihm seine Tochter zum Weibe geben, daß er ihn verderbe; aber es wird ihm nicht gerathen und wird nichts daraus werden.

18. Darnach wird er sich kehren wider die Inseln und derselbigen viele gewinnen. Aber ein Fürst wird ihn lehren aufhören mit Schmähen, daß er ihn nicht mehr schmähe.

19 Also wird er sich wiederum kehren zu den Vesten seines Landes, und wird sich stoßen und fallen, daß man ihn nirgend finden wird.

20. Und an seiner Statt wird Einer aufkommen, der wird in königlichen Ehren sitzen wie ein Scherge; aber nach wenig Tagen wird er brechen, doch weder durch Zorn noch durch Streit.

21. An dessen Statt wird aufkommen ein Ungeachteter, welchem die Ehre des Königreichs nicht bedacht war; der wird kommen, und wird ihm gelingen, und das Königreich mit süßen Worten einnehmen.

Wir wollen einen Augenblick pausiren. Es scheint, daß wir nicht mehr auf den Antichrist zu warten brauchen, sondern daß er, ohne daß die Mehrzahl der Menschheit eine Ahnung davon besessen, schon dagewesen ist. Wenn wir die Sonderbarkeit der biblischen Sprache in unser geliebtes Deutsch übertragen, so dürfte kein Seher je etwas deutlicher vorausverkündet haben als der Prophet Daniel die zwei Hauptrepräsentanten des Hauses Bonaparte und das bourbonistisch-orleanistische Zwischenreich. Sind da nicht die Heerzüge des ersten Napoleon gegen Oesterreich (Vers 15), sein italienisches Königreich (16), seine Vermählung mit Marie Louise (17), seine Absichten auf England (18), die Eroberung Spaniens (19), sein Zug nach Rußland, Fall, Untergang, spurloses Verschwinden aus der Geschichte, noch ehe der Tod ihn abgerufen (19) — genau prophezeit? Paßt der Vers 20 nicht auf die bourbonistisch-orleanistische Misère von 1815—1848 und der Vers 21 haarscharf auf den Präsidenten Napoleon und auf den Staatsstreich, durch den dieser zum Kaiser Napoleon III. wurde?

Vers 22. Und die Arme, die wie eine Fluth daherfahren, werden von ihm, wie mit einer Fluth, überfallen und zerbrochen werden; dazu auch der Fürst, mit dem der Bund gemacht war.

23. Denn nachdem er mit ihm befreundet ist, wird er listig gegen ihn handeln, und wird heraufziehen und mit geringem Volk ihn überwältigen.

24. Und wird ihm gelingen, daß er in die besten Städte des Landes kommen wird; und wird es also ausrichten, das seine Väter noch seine Voreltern nicht thun konnten mit Rauben, Plündern und Ausbeuten; und wird nach den allerfestesten Städten trachten, und das eine Zeitlang.

25. Und er wird seine Macht und sein Herz wider den König gegen Mittag erregen mit großer Heereskraft. Da wird der König gegen Mittag gereizt werden zum Streit mit einer großen, mächtigen Heereskraft; aber er wird nicht bestehen, denn es werden Verräthereien wider ihn gemacht.

26. Und eben die sein Brod essen, die werden ihn helfen verderben, und sein Heer unterdrücken, daß gar Viele erschlagen werden.

27. Und beider Könige Herz wird denken, wie sie einander Schaden thun, und werden doch über Einem Tisch fälschlich miteinander reden. Es wird ihnen aber fehlen; denn das Ende ist noch auf eine andere Zeit bestimmt.

28. Darnach wird er wiederum heimziehen mit großem Gut, und sein Herz richten wider den heiligen Bund; da wird er etwas ausrichten, und also heim in sein Land ziehen.

Pausiren wir abermals! Wenn die Prophezeiungen der früheren Verse an Klarheit übertroffen werden können, so geschieht es durch die letzteren. Um nicht zu viel Raum in Anspruch zu nehmen, wollen wir kurz die

Digitized by Google

Thaten Napoleon's III. seit dem Staatsstreich zusammenstellen. Er begann den Krimfeldzug über's Meer gegen Rußland (22). Er überzog Oesterreich, das in jenem Krieg ihm befreundet gewesen, gleichfalls mit Heeresmacht (23), eroberte die Lombardei, die Perle Oesterreichs, schlug die Schlacht bei Magenta gegen einen kleinen Theil des österreichischen Heeres, bedrohte das Festungsviereck, eroberte es jedoch nicht (23, 24). Während dessen wurde im österreichischen Lager der größte Verrath und Untreue von den höchsten Verwaltungsbeamten geübt (25, 26). Der „ewige" Friede ward geschlossen und die beiden Monarchen küßten sich mit dem Judaskuß (27). Die Beendigung der Kriege gegen Oesterreich aber war auf eine andere Zeit — 1866 — bestimmt (24). Dann zog Napoleon heim und richtete sein Auge auf den Deutschen Bund (28).

Nebenbei bemerkt, muß der Prophet Daniel gut großdeutsch gesinnt gewesen sein, daß er den „Deutschen Bund" als einen heiligen aufstellt.

Bezieht sich Vers 28 — „da wird er etwas ausrichten, und also heim in sein Land ziehen" — nicht offenbar auf 1867 und Luxemburg?

Vers 29. Darnach wird er zu gelegener Zeit wieder gegen Mittag ziehen; aber es wird ihm zum andern Mal nicht gerathen, wie zum ersten Mal.

Nein, — es ist ihm nicht gerathen; der Prophet Daniel ist ein guter Prophet gewesen! Wir überschlagen jetzt einige Verse, die sich auf die inneren Zustände Frankreichs deuten lassen, und fahren fort mit:

Vers 36 (Kap. XII). Und der König wird thun, was er will, und wird sich erheben und aufwerfen wider Alles, das Gott ist; und wider den Gott aller Götter wird er gräulich reden; und es wird ihm gelingen, bis der Zorn aus sei; denn es ist beschlossen, wie lange es währen soll.

37. Und seiner Väter Gott wird er nicht achten; er wird weder Frauenliebe noch einiges Gottes achten, denn er wird sich wider Alles aufwerfen.

38. Aber an deß Statt wird er seinen Gott Maussim ehren; denn er wird einen Gott, davon seine Väter nichts gewußt haben, ehren mit Gold, Silber, Edelstein und Kleinodien.

39. Und wird mit denen, so ihm helfen stärken Maussim, mit dem fremden Gott, den er erwählet hat, große Ehre thun, und sie zu Herren machen über große Güter, und ihnen das Land zum Lohn austheilen.

Wir glauben nicht, daß sich viel Widerspruch erheben wird, wenn wir die Moralität als den höchsten Gott unserer Zeit betrachten und demgemäß die richtige Vorausverkündigung in Vers 36 finden, daß selten wider diesen Gott „gräulicher geredet, sich erhoben und aufgeworfen" sei, als im kaiserlichen Frankreich der letzten zwanzig Jahre. Was die Frauenliebe in Vers 37 angeht, so scheint es auf den ersten Blick allerdings fast umgekehrt, als habe Napoleon III. zu sehr auf sie geachtet. Dennoch dürfte der Prophet sich nicht unrichtig ausgedrückt haben und gerade darin, daß Napoleon III. eine solche Frau, wie die fromme Eugenie von Montijo zu heirathen und zu achten vermochte, den schlagendsten Beweis seiner Mißachtung echter Frauenliebe begründet sehen.

Allein, wer ist der Gott Maussim?

Nun, wir denken, dieser neue Gott, „von dem die Väter nicht gewußt, den man mit Gold und Silber, Edelstein und Kleinodien ehrt", sei wol mit einem Namen unserer Zeit zu belegen. Wir denken, dieser Gott, „mit dem" Napoleon „Denen, so ihm helfen stärken Maussim, große Ehre gethan und sie zu Herren über große Güter gemacht", sei unschwer erkennbar — der Börsenschwindel des kaiserlichen Frankreich.

Digitized by Google

Vers 40. Und der König gegen Mitternacht wird sich gegen ihn sträuben mit Wagen, Reitern und vielen Schiffen; und wird in die Länder fallen und verderben und durchziehen.

41. Und wird in das werthe Land fallen und viele werden umkommen — —

44. Es wird ihn (den Antichrist) aber ein Geschrei erschrecken vom Morgen und Mitternacht; und er wird mit großem Grimm ausziehen, Willens Viele zu vertilgen und zu verderben.

45. Und er wird das Gezelt seines Palasts aufschlagen zwischen zweien Meeren um den werthen, heiligen Berg, bis es mit ihm ein Ende werde; und Niemand wird ihm helfen.

Das ist der Schluß der Prophezeiung des Daniel's und wir ersehen daraus, daß der Antichrist kein Anderer sei, als Derjenige, der bis zum 4. September auf dem französischen Throne gesessen und seit dem 5. September auf Wilhelmshöhe sitzt. Denn daß die letzten Verse ebenso genau auf Napoleon III. passen werden, wie die voraufgegangenen, hoffen wir zuversichtlich, wenn wir den Propheten hinsichtlich unserer Flotte (40) auch einiger Sanguinik bezichtigen müssen. Indessen ist „der König gegen Mitternacht" in die Länder gefallen, hat sie „verdorben und durchzogen"; auch das Wort „Niemand wird ihm helfen" ist wahr geworden und somit wollen wir es nach Vers 4 des XII. Kapitels im Buche Daniel machen:

„Und nun, Daniel, verbirg diese Worte, und versiegele diese Schrift, bis auf die letzte Zeit; so werden Viele darüber kommen, und großen Verstand finden."

Das haben wir redlich gethan und glauben sicherlich ebenso „großen Verstand gefunden zu haben", indem wir die Weissagung Daniel's vom Erscheinen des Antichrists auf das Haus Bonaparte deuteten, als die unfehlbare christliche Kirche, wie sie in dem „Hohenlied Salomo's" — „Der christlichen Kirche Verlangen nach ihrem Bräutigam Christo, mit dem sie sich in Liebe versprochen und verbunden", ausgedrückt erblickte. Mit solchem Resultat, denken wir, können wir uns schon beruhigen, ohne daß wir die Hülfsmacht der Apokalypse, die in ihren Kapitel XIII und XVII uns noch zwei hübsche Unterstützungscorps zu liefern vermöchte, heranzuziehen brauchen. Statt dessen müssen wir einen Irrthum des Königs Gustav IV. von Schweden constatiren.

Dieser bezog etwas einseitig den Antichrist allein auf Napoleon I., dessen Namen ebenfalls die „Offenbarung Johannis" schon in ihrem „appollüon", d. h. der Verderber, vorausgenannt. Das erste N hielt der nordische Monarch später vom Teufel hinzugefügt, um die Augen der Menschheit über sein Erscheinen zu verblenden. Leider hatte er über den Berechnungen, wann der Sturz desselben erfolgen würde, die seines eigenen Schicksals ganz vergessen, und so geschah's, daß der appollüon ihn früher erreichte, als er jenen. Das gab muthmaßlich den Anlaß dazu, daß Frau von Krüdener und ihr Kreis fortan in Napolon I. nur mehr das „Thier aus dem Meere", oder das „Thier aus dem Abgrund", den eigentlichen Antichrist aber in seinem Sohn, dem Herzog von Reichsstadt und König von Rom, gewahrten. Dies war jedoch offenbar abermals ein Versehen, denn erstens hatte der Herzog von Reichsstadt durchaus nicht die äußeren Merkmale des Antichrists und zweitens starb er sehr jung an der Schwindsucht, eine Krankheitsform, die mit unserer Vorstellung von dem thatenreichen und kraftvollen Leben des Antichrists nicht recht harmonirt. Im Uebrigen ist indeß dieser Mißgriff der frommen und keuschen Frau von Krüdener kaum übel zu nehmen. Sie wußte bestimmt, das Thier des Abgrundes müsse ein Sohn des Thieres aus

Digitized by Google

dem Meere sein. Napoleon I. besaß jedoch officiell keinen andern Sohn als den Herzog von Reichsstadt. Auf die wunderbarste und unwiderleglichste Weise erfahren wir dagegen aus der Apokalypse die Wahrheit jenes schon lange umlaufenden Gerüchts, daß Napoleon III. Niemand Anderes sei, als ein leiblicher Sohn Napoleon's I. Denn das Buch spricht nicht davon, daß das Thier des Abgrunds ein Neffe des Thiers aus dem Meere sein werde, sondern ein Sohn. Napoleon III. ist also nachweislich der Antichrist, das „andere Thier", von dem in der Offenbarung Johannis, Kapitel XIII, geschrieben steht:

Vers 11. Und ich sahe ein anderes Thier aufsteigen von der Erde; und hatte zwei Hörner, gleichwie das Lamm, und redete wie der Drache.

12. Und es thut alle Macht des ersten Thiers vor ihm; und es macht, daß die Erde und die darauf wohnen, anbeten das erste Thier, welches tödtliche Wunde heil geworden war.

16. Und machte allesammt, die Kleinen und Großen, die Reichen und Armen, die Freien und Knechte, daß es ihnen ein Maalzeichen gab an ihre rechte Hand oder an ihre Stirn.

18. Hier ist Weisheit. Wer Verstand hat, der überlege die Zahl des Thiers. Denn es ist eines Menschen Zahl, und seine Zahl ist 666.

So die Offenbarung Johannis, deren Sprache bekanntlich nicht so durchsichtig ist, wie die des Buches Daniel; es sind weniger irdische Thatsachen der Zukunft darin mitgetheilt als allegorische Bilder, die man deuten muß. Dieser Aufgabe hat sich ein äußerst schätzbares Buch unterzogen, das den Titel führt: „Die elfte Stunde mit dem Antichrist, oder Entsiegelung von Daniel XI mit Hereinziehung von Offenbach — Pardon — Offenbarung XIII und XVII und einem Anhange, allgemeine Skizzen über die Offenbarung Johannis enthaltend", Schaffhausen 1859, in Commission bei Schalch. „Das Buch trägt auf dem Titelblatt oben ein Uhrblatt, die Zeiger auf halb Elf gestellt, mit der Inschrift: „Ende der zweiten Woche 1875." Leider enthält es außer seinen dreihundertsechsunddreißig Seiten Text und zwei Seiten „durch die Zeitverhältnisse gebotenen Nachtrag", auch noch zwei Seiten durch die Setzerverhältnisse gebotene „Druckfehler", was die außerordentliche Wirkung des unfehlbaren Buches etwas beeinträchtigt. Wir gehen an seiner Hand kurz zur Deutung der oben citirten Verse der Apokalypse über.

Das andere Thier (11) ist Napoleon III., seine zwei Hörner (11) sind Frankreich und Algier. Er übt dieselbe Macht wie sein Vorgänger, das erste Thier, und stellt den Napoleoncultus wieder her (12). Das Malzeichen auf der Stirn sind die französischen Cocarden, das an der rechten Hand das französische Geld (16). Die Annahme des französischen Münzfußes wird deshalb vom Verfasser für ein furchtbar drohendes Unheil erklärt und der Vereinsthaler sehr vorgezogen. In der Deutung der Menschenzahl 666 auf Napoleon stimmt derselbe genau mit Gustav IV., König von Schweden, überein, nur daß der Letztere sie auf den Ersten bezog und Dieser auf den Dritten. Wir haben unsere Meinung schon ausgesprochen, daß wir nicht einen Einzelnen, sondern das ganze Haus Bonaparte als den „appollüon" betrachten. Wir brauchen im Uebrigen wol kaum hinzuzufügen, daß, so sehr wir gegen den Herzog von Reichsstadt, seiner Erscheinung halber, als Antichrist opponiren mußten, das Aeußere Napoleon's III. — sein erdfahles, starres Gesicht, sein stechendes Auge, seine epileptischen Zufälle — vollständig mit dem Bilde übereinstimmt, das wir uns von dem „grauenvollen

Digitized by Google

großen Verderber" aus der Apokalypse machen. Und es gereicht uns zur höchsten Beruhigung, daß der Verfasser der „Elften Stunde mit dem Antichrist" den Untergang Napoleon's III. und „das Ende des Reichs des Fürsten dieser Erde" mit solcher Bestimmtheit zwischen die Jahre von 1868—1875 verkündet, daß er jede Hinzufügung von dafür sprechenden Gründen für überflüssig hält. Denn Beides hat sich ja schon im September 1870 erfüllt.

III.

Wir haben den Prophezeiungen des vorstehenden Abschnitts einen so großen Raum verstattet, weil sie einestheils offenbarungsmäßig garantirter sind und anderntheils mehr oder minder die Basis für die profane Weissagung bilden, der wir uns nun zuwenden. Der hauptsächlichste und bekannteste Prophet, den wir hierbei zunächst antreffen, ist: Nostradamus oder Michael Notredame, auch Lenotre genannt, Astrolog und Arzt der letzten Könige aus dem Hause Valois, geb. 1503, gest. 1566. Die Weissagungen desselben umfassen die ganze Welthistorie bis zum Jahre 3797 nach Christo in gereimten Vierzeilen, von denen zehn Centurien vollständig und zwei lückenhaft vorliegen. Vorzugsweise behandeln diese natürlich die Geschichte des französischen Volkes in ziemlich mystischer Sprache, und es finden sich nur zwei auf andere Länder und unsere Zeit bezügliche Voraussagungen von concreter Bedeutung darunter. Die ersten dieser Reimzeilen betreffen Oesterreich und lauten:

Centur I, 82.

„Quand les colonnes de bois grande tremblée,
D'Austère conduicte couverte de rubriche
Tout vuidera dehors grande assemblée,
Trembler Vienne et le pays d'Austriche."

(Wenn der Südwind das große, mit Rubriken angefüllte Holzbauwerk erzittern läßt, dann wird man Wien und die österreichischen Lande vor der großen Versammlung erzittern sehen.)

Cent. II, 90.

„Par vie et mort changé regne d'Ongrie,
La loy sera plus aspre que service:
Leur grand cité d'urlements plaincts et crie,
Castor et Pollux ennemis dans la lice."

(Tod und Leben herrscht abwechselnd in Ungarn, das Gesetz wird drückender als Knechtschaft sein; seine große Stadt bricht in Klagegeheul und Geschrei aus, Castor und Pollux treten als Feinde im Kampf auf.)

Beide Strophen verkünden offenbar den lombardischen Krieg von 1859. Das neue Gesetz ist der Belagerungszustand, Castor und Pollux Louis Napoleon und Victor Emanuel. Der scharfsichtige Astrolog des Hauses Valois war entschieden preußisch gesinnt. Dies geht noch mehr aus der glorreichen Zukunft hervor, die er dem seiner Zeit sehr unbedeutenden Markgrafen von Brandenburg verkündet:

Cent. I, 32.

„Le grand Empire fera tost translaté
En lieu petit qui bien tost viendra croistre:
Lieu bien infime d'exigue comté,
Où au milieu viendra poser son sceptre."

(Das große Reich wird bald an einen kleinen Ort verlegt werden, der sehr bald wachsen wird; ein sehr niedriger Ort einer geringen Markschaft, der sein Scepter in die Mitte erstrecken wird.)

Daß dies größtentheils schon eingetroffen und daß wir hoffen, daß Berlin in äußerst kurzer Zeit die Hauptstadt ganz Deutschlands sein wird,

Digitized by Google

brauchen wir nicht zu erzählen. Interessant sind von den Prophezeiungen Notredame's noch folgende auf England bezügliche Vierzeilen:

Cent. I, 58.

„De l'Aquilon les efforts seront grands
Sur l'Océan sera la porte ouverte:
Le regne en l'Isle sera reine grande,
Tremblera Londres par voile découverte."

(Die Gewalt vom Norden wird groß sein, die Pforte auf dem Ocean geöffnet; eine große Königin wird auf der Insel herrschen, London durch den zerrissenen Schleier zittern.)

Cent. I, 100.

„Dedans les isles si horrible tumulte,
Bien on n'aura qu'une bellique brigue:
Tout grand sera des prédateurs l'insulte,
Qu' on ce viendra ranger à la grand ligue."

(Ein so entsetzlicher Lärm auf den Inseln, daß bald nur eine kriegerische Partei sein wird, und die von den Räubern zugefügte Schmach so groß, daß es (England) sich dem großen Bunde beigesellen wird.)

Die letzte Strophe wäre unzweifelhaft auf die Kriege des verbündeten Europas gegen den ersten Napoleon zu beziehen, wenn die „große Königin" der ersten Vierzeile nicht auf unsere Tage hindeutete. Wir müssen es deshalb dem Leser überlassen, ob er in der „grande ligue" etwa „die große Liga der Neutralen" sehen will, welche der kleine Thiers in England hat zu Stande bringen wollen, jedoch ohne Erfolg, da es durchaus an „einer kriegerischen Partei" fehlte; und nehmen von dem großen Nostradamus mit dem Bedauern Abschied, daß es ihm durch seinen zwei Jahrhunderte zu früh erfolgten Tod nicht mehr möglich geworden, das spöttische Heilmittel, welches Jung-Stilling gegen die „prophetische Krankheit" in Anwendung gebracht wissen wollte, als „großen" Propheten gegenüber erfolglos zu beweisen. Jung-Stilling befürwortete nämlich, den von der Inspiration Erfaßten mitten in der göttlichen Begeisterung einen Eimer kalten Wassers über den Kopf zu schütten, und versichert, daß einer seiner Zeitgenossen, Johann Rock aus den Rheinlanden, auf diese Weise für immer „vom Weissagen geheilt" worden sei.

Bei unserer entschiedenen Hinneigung zum Glauben der asiatischen Vorväter wird es uns jeder billig Denkende indeß gewiß nicht verargen, wenn wir an Stelle des vor dreihundert Jahren defuncten Astrologen der hämischen Spötterei Jung-Stilling's, der sich, wie es scheint, etwas darauf einbildete, einmal mit Goethe an Einem Tisch gesessen zu haben, mit den Worten der Apostel entgegentreten: „Prophezeiungen verachtet nicht; prüfet aber Alles und das Beste behaltet", und: „Vernachlässige nicht die Gabe der Prophezeiung in Dir, welche Dir verliehen ist." Sollte uns dagegen wieder Jemand mit Goethe antworten: „Die Botschaft hör' ich wol, allein mir fehlt der Glaube", so können wir Dem nur entgegnen, daß seinerseits Goethe wiederum mit Jung-Stilling an Einem Tisch gesessen und deshalb muthmaßlich auch nicht viel besser gewesen als der Verfasser von „Theobald und die Schwärmer". Jedenfalls sind wir im Stande, Goethe und seinem Faust zwei Ebenbürtige entgegenzustellen, nämlich Shakespeare und Cassius, der zu Brutus sagt:

„Du weißt, ich hielt am Epicurus fest
Und seiner Lehr'; nun ändr' ich meinen Sinn
Und glaub' an Dinge, die das Künft'ge deuten."

Digitized by Google

Die Dichter der deutschen Freiheitskriege.

Im Laufe weniger Wochen sind Thaten geschehen, Opfer gebracht, die nur in den Heldensagen der stolzesten Kriegerstämme ihr Gegenstück finden. Die Blüthe eines friedlichen, arbeitsamen, wohlhabenden, denkenden Culturvolkes hat sich, ohne mit dem Auge zu zucken, dem Schnellfeuer der Chassepots und Mitrailleusen entgegen geworfen, wie ihre zu Jagd und Krieg im rauhen Urwald herangewachsenen Ahnen den Wurfspießen und Schwertern der Legionen. „Hoch schlägt Dein Herz, hoch wachsen Deine Eichen, was kümmern Dich die Hügel Deiner Leichen?“ Das ist heute noch furchtbarer und ruhmvoller wahr, als in den Tagen von Dennewitz und Leipzig. Und wenn die Väter sehnend bang nach „des Deutschen Vaterland“ fragten, wenn die Freiheit, die ihr glühendes, trauerndes Herz meinte, ihnen aus himmlischem Reigen überm Sternenkranz winkte, und ihrer bedrängten, geknechteten Welt nur im Traume des Dichters sich zeigen wollte, so dürfen wir kühnlich und ruhig, auf die saure Arbeit eines halben Jahrhunderts zurückblickend, sprechen: „Dies ist unser, so laßt uns sagen, und so es behaupten.“ Fest gegründet in Recht und Sitte, in hoffnungsfreudigen Anfängen vernünftiger Freiheit und naturwüchsiger Einigung, seiner Kraft vertrauend in sicheren Grenzen, schreitet das Deutschland der Gegenwart auf den winkenden Siegespreis zu, ungeduldig, den blutigen Lorbeer niederzulegen an dem Friedensaltar einer schönen Zukunft. Es ist Männerarbeit, ganze, volle Männerarbeit, die heute gemacht wird. Zu dem heroischen, guten Willen von 1813 ist das sichere, geschulte Können gekommen. „Wenn heut ein Geist herniederstiege“, der Geist eines Kriegers von Ligny und Belle Alliance z. B., so würde er seine Kameraden von Wörth, Saarbrücken und Metz jubelnd begrüßen, aber vor den Führern und Staatsmännern von 1870 würde er sich in freudigem Staunen verneigen, und von den Antworten, welche einst der zornig liebende Dichter auf die verfängliche Frage „nach unseren Bundesgenossen“ hatte, würde heute, Gott sei gelobt, nur die erste ihm werden, die des Herren der Heerschaaren gedenkt, und jene letzte, welche von dem Geist redet, „der die Preußen hat angerührt“, und auch diese würde heute als ein Lied im höhern, deutschen Ton anklingen. Und dennoch — sollen wir es verschweigen? dennoch, durch den Jubel der stolzen Vergleiche, welche beim Rückblicke auf die Thaten und Schicksale der Väter so natürlich sind, klingt es uns wie ein Mollaccord hindurch, mit süß-wehmüthiger Mahnung an die nothwendige Einseitigkeit und Unvollständigkeit alles menschlichen Beginnens. Wir sind seit 1813 merklich practisch und stark geworden, wir haben Vieles gelernt und geschafft, wir haben uns festgesetzt in Macht und Besitz, und auch die Hallen der deutschen Kunst sind in diesem halben Jahrhundert mit Nichten verödet. Selbst der Strom des deutschen Liedes floß nie — breiter wenigstens, als heute. Aber seltsam. Gerade seine kriegerischen, dem Vaterland gewidmeten Weisen scheinen in diesen Tagen der Reife und des Sieges, der bewußten Kraft und der jubelnden Opferfreudigkeit nicht so voll und gewaltig, nicht so tief und innig erklingen zu wollen, wie vor einem halben Jahrhundert, in der „ahnungsgrauenden, todesmuthigen“ Morgenstunde unserer nationalen Wiedergeburt, in den Zeiten der himmelhoch jauchzenden und zum Tode betrübten ersten Liebe für das danieder liegende, und dann zur Freiheit erstandene Vaterland. Oder wären es wirklich nur die tausend Stimmen der eigenen Jugend, der Er-

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Die Dichter der Befreiungskriege.

Uhland. Körner.
Arndt. Rückert.

Digitized by Google

innerungen, wenn nicht an die Schlachtfelder des Freiheitskampfes, so doch an die ersten Geisteskämpfe unserer jungen, innern Freihheit, die unsere Herzen so ganz anders und höher schlagen lassen bei den heiligen, symbolischen Klängen der Arndt'schen, Körner'schen, Uhland'schen, Schenkendorf'schen Lieder? Wären es wirklich nur die Hoffnungen, die Entschlüsse schöner, dahin gegangener Tage, die aus dem Nebel der Zeit auftauchenden guten Gesichter der Freunde, mit denen wir diese Lieder zuerst sangen, welche es uns so ganz anders musikalisch, so heiß und kalt werden lassen, wenn wir „des Gottes gedenken, der Eisen wachsen ließ", und keine „Knechte wollte", oder „der guten Stunde, die uns vereint fand im vollen, deutschen Männerchor", oder des heilig naiven Jugendzornes „gegen die Buben hinter dem Ofen", und den süßen Träumen von „der Freiheit, dem holden Wesen, gläubig, kühn und zart", in die sich leise alles Beste und Schönste verwob, was das Herz ahnend ersehnte, und was die Phantasie unentweihter Jahre dem noch ungebrochenen Lebens- und Glücksinstincte guter, deutscher Jungen vorzaubern mochte? Wir wollen das hier nicht untersuchen. In alle Wege aber scheint diese Stunde der ernsten, sehr ernsten Freude, des Besinnens und Zusammennehmens die rechte zu sein, jener Jugendoffenbarungen des deutschen Volksbewußtseins wieder einmal in Liebe und Treue zu gedenken, auf daß das Wort nicht vergebens gesagt sei:

„Und stehst Du dann, mein Volk, umstrahlt vom Glücke,
In Deiner Vorzeit heilgem Siegesglanz,
Vergiß die treuen Todten nicht, und schmücke
Auch unsere Urne mit dem Eichenkranz."

Und so soll denn der erste Erinnerungskranz sich um das Denkmal des Reinsten und Kühnsten legen, des rechten Princeps Juventutis, des Sängers, dem ein gütig-ernstes Schicksal das Wünschenswertheste gestattet: dahin zu gehen in der Fülle der schon bewährten Kraft, in der Blüthe der Hoffnung, einig mit sich und dem Leben, ein Liebling der Götter, im Sinne des hellenischen Weisen. Reiner, idealer, schwungvoller als alle anderen Sänger der Freiheitskriege, ohne allen Nebengeschmack politischer, ästhetischer, religiöser Parteimeinung, giebt Körner*) der Trauer über die Schmach des Vaterlandes, dem heroischen, rührenden Zorne, der himmelanfliegenden Poesie des jugendlichen Opfermuthes ihren vollgültigen, singenden und klingenden Ausdruck. Man weiß, wie Schillers mächtiger Einfluß, durch den seines mit jenem so innig befreundeten Vaters verstärkt, Körners Jugendentwickelung fast ausschließlich bestimmte. Aber was ihn in Schillers Dichtungen packte und zur Nachfolge begeisterte, das war nicht sowol der quietistische Kunstidealismus der letzten neunziger Jahre, das Ergebniß saurer Gedankenarbeit, strenger Resignation und — Goethe'schen Einflusses, als vielmehr das schwungvolle, durch eine prächtige Rhetorik getragene, die ästhetischen Theorien siegreich durchbrechende sittliche Pathos. Für die Genüsse der „Regionen, wo die reinen Formen wohnen", war Körner's Blick noch zu heiß. Aber die Worte

*) Karl Theodor Körner, geb. am 23. Sept. 1791 zu Dresden, Sohn des Oberappellationsrathes Körner, des berühmten, vieljährigen Freundes Schillers, studirte 1808 in Freiberg unter Werner, 1809—1811 in Leipzig und Berlin, ging dann nach Wien zu Wilhelm Humboldt und Fr. Schlegel, wurde Hoftheaterdichter, trat 1813 in die Lützow'sche Freischaar, wurde als Lützow's Adjutant in dem Ueberfalle bei Kitzen schwer verwundet, dann nach dem Waffenstillstande, am 27. August bei Gadebusch erschossen. — „Leier und Schwert" 1814, Sammlung seiner Vaterlands- und Kriegslieder.

Digitized by Google

des Glaubens waren ihm aus der Seele gesprochen, und in der urgewaltigen, sinnlichen Kraft der Schiller'schen Jugenddichtungen fühlte er den Pulsschlag des eigenen Herzens. So würden wir denn vergeblich in Körners Dramen die feine künstlerische Berechnung suchen oder die tiefe und mannigfaltige Charakteristik, welche auch dem Talent nur durch saure Arbeit und reiche Erfahrung gelungen; aber auch der philosophisch-ästhetischen Uebercultur begegnen wir nicht, welche am Ende der neunziger Jahre den rein menschlichen Aufschwung unserer Dichtung zu übertreiben, und damit zu lähmen begann: Körner hat sich über „classisch" und „romantisch", über „Schicksal" und „christliche Weltordnung", über „antikes und modernes Kunstprincip" nicht eben den Kopf zerbrochen. In seinen Lustspielen geht es unbefangen heiter zu, in seinen Dramen und Trauerspielen heldenhaft schwungvoll. Und wenn deren Charaktere hier und da an die Engel und Teufel der „Räuber" und des „Fiesco" erinnern, so strotzen sie dafür auch von der Kraft der Leidenschaft und der Ueberzeugung und haben dabei, ein nicht geringer Vorzug, die Erbschaft einer Sprache angetreten, die, als Schiller auftrat, erst noch zu schaffen war. Da ist es nun merkwürdig und erfreulich zu sehen, wie die Entwickelungsfehler dieses Dichtertalentes schwinden und eine freie mächtige Grundkraft sich mit einem Schlage siegreich bethätigt, unter der Berührung mit dem Ernste der Zeit, mit dem großen heroischen Trauerspiele des Jahrhunderts. Vorüber sind die Tage der geträumten Freuden und Leiden, das Leben pocht an die Thür der deutschen Studirstube, mit eherner Faust, brutal und gewaltig. Die höhnenden Edicte des fremdländischen Siegers geben den Commentar zu der Lehre von der kosmopolitischen Brüderlichkeit und von der barbarischen Beschränktheit des Patriotismus; der französische Einquartirungs- und Requisitions-Zettel und die Mordsentenzen der napoleonischen Kriegsgerichte erläutern die „Principien von 1789"; der deutsche Idealismus sieht sich schaudernd einer Macht gegenüber, welche alle Künste der „Civilisation" unbedenklich in den Dienst der Urbarbarei zwingt, und das grausige, altrömische Vae Victis einer in die Abstractionen des Geistes vertieften Culturwelt höhnisch in's Gesicht schleudert. Es war die Stunde, von der Körner singt:

„Und vor dem Zorngerichte
Kniet armer Sünder Zahl:
Herr Zebaoth, vernichte
Mir nicht mein stilles Thal!
Die ganze Welt erschlage,
Rotte die Menschheit aus,
Nur laß mir meine Tage,
Und mein Kind, und mein Haus!"

Aber, Gott sei Dank, sie traf doch nicht nur arme „Sünder" bei uns, diese Stunde der Prüfung, sondern auch genug „der freien männlichen Seelen, die wol die Stirn finster und kraus zogen und wild in die Nacht hinaus starrten", aber „den Muth sich nicht zügeln ließen". Und auf Körner's Dichterseele wirkte die grimme, tragische Noth der Zeit wie der galvanische Funke auf das Gold, plastisch gestaltungskräftig. Es ordnete sich in ihm, die bunten Bilder gewannen Klarheit, der überschwängliche Ausdruck bekam Maß und Gestalt an der herandrängenden Realität der Dinge. Schon die Lieder des Schmerzes und des Trostes aus den Tagen der Noth ergreifen durch innige Wahrheit und maßvolle Kraft. Wie dringt die Stimme des

Digitized by Google

in Wehmuth und Leid an der eigenen Lebensfülle sich aufrichtenden Jugendmuthes aus den unvergeßlichen Versen:

„Abend wird's, des Tages Stürme schweigen,
Röther strahlt der Sonne letztes Glühn,
Und hier sitz' ich unter neuen Zweigen,
Und das Herz ist mir so voll, so kühn!"

Wol schließt der tiefschmerzliche Mollaccord das Lied:

„Deutsches Volk, Du herrlichstes von Allen,
Deine Eichen stehn, Du bist gefallen!"

Aber bald wird es durch den „Trost" übertönt, der auf die in den Herzen keimende Saat des Guten hinweist, auf Freundestreue und Wahrheit, auf Frauenunschuld und Frauenliebe, auf den religiös-sittlichen, vaterländischen Geist, der mächtig und mächtiger wird in tausend Herzen. Und als dann die ersehnte Stunde schlägt, als das „Licht der Freiheit hell aus dem Norden bricht", wie dröhnt da der Posaunenton des „Aufrufes" durch die Herzen der Jugend und der Männer! Wie packt noch heute, nach einem halben Jahrhundert, mit der Urgewalt der Wahrheit, jener ewige Schlachtruf des Volkskrieges:

„Zerbrich die Pflugschaar, laß den Meißel fallen,
Die Leier still, den Webstuhl ruhig stehn!
Verlasse Deine Höfe, Deine Hallen!
Vor dessen Antlitz Deine Fahnen wallen,
Er will sein Volk in Waffenrüstung sehn!"

Und er fand diese Töne; von ihm wenigstens war es heilige Wahrheit, wenn er das kühne Wort hinzufügte:

„Dies ist kein Kampf, um den die Kronen wissen,
Es ist ein Kreuzzug, ist ein heil'ger Krieg.
Recht, Sitte, Tugend, Glauben und Gewissen
Hat der Tyrann aus Deiner Brust gerissen,
Errette sie mit Deiner Freiheit Sieg!"

So spricht denn auch aus der ganzen Reihe der nun folgenden Lieder, wie sie nach und nach entstanden, unter den frischen Eindrücken der Zeit, unter den Wechselfällen des Kampfes, rein und unverfälscht die Seele des großen Volkskrieges: das sich aufrichtende Bewußtsein der für ihre Hausgötter fechtenden „deutschen Art", der Ingrimm gegen den Feind, die Zuversicht der Siegeshoffnung, kaum gedämpft durch die hier und da anklingende Todesahnung, und frei von jedem Mißton der Kritik, der Politik, des Parteien- und Sectenwesens. In warmem, aber durchaus nicht romantisch-mystisch gefärbten Gottvertrauen empfangen die ausziehenden Kämpfer ihre Weihe, rufen sie den „Lenker der Schlachten an, in dessen Hand sie ihr Leben befehlen". Am Feuer der Feldwacht grüßen sie, in altgermanischer Weise, durch ernst-fröhlichen Abschiedstrunk die bevorstehende Schlacht. In „düsteren Reih'n" senkt Lützows wilde, verwegene Jagd sich vom Wald hernieder. Lustig begrüßt der Reiter seine Eisenbraut, „das Schwert an seiner Linken". Den „Buben hinter dem Ofen" wird mit dem, keinen Spaß verstehenden Zorne der enthusiastischen Jugend ein kräftiges „Pfui!" ins Gesicht geschleudert. Düstere Todesahnungen klingen durch die hochaufjauchzenden Lieder des Schlachtenmuthes, und rein, süß und majestätisch schwingt sich aus den wilden Fanfaren des Kriegslärms die Grundmelodie der Jünglings- und Dichterseele empor, die unstillbare, hoffnungsfreudige Glücks- und Liebessehnsucht der reinen, unverdorbenen Jugend:

Digitized by Google

„Vor uns liegt ein glücklich Hoffen,
Liegt der Zukunft goldne Zeit,
Steht ein ganzer Himmel offen,
Blüht der Freiheit Seligkeit.
Deutsche Kunst und deutsche Lieder,
Frauenhuld und Liebesglück,
Alles Große kommt uns wieder,
Alles Schöne kehrt zurück!"

Die Hoffnung behielt Recht, aber für die Nation und die Zukunft. Unterdessen sind die Einzelnen nicht am schlimmsten daran gewesen, denen das Schicksal „den seligen Wehrmannstod" bescheerte, und unter ihnen wird der mit Leier und Schwert gerüstete schwarze Jäger im Herzen seines Volkes leben, bis einst das letzte deutsche Lied verhallt.

Ihm zunächst in lyrischer Kraft, melodienreichem Schwung, musikalischer Dichterherrlichkeit, wenn auch weit ab von der unbefangenen Einfachheit des Körner'schen Fühlens und Denkens steht Max von Schenkendorf*), der romantische „Kaisersänger". Es ist eine oft gemachte Wahrnehmung, daß die als kalt-kritisch berufene ostpreußische Naturanlage nicht so gar selten in das entgegengesetzte Extrem eines weichen Mysticismus umschlägt. Ostpreußen hat nicht nur Kant, und viele, theoretische und practische, Kantianer hervorgebracht, sondern auch Hamann, Herder, Hippel, Zacharias Werner, Theodor Hoffmann, — und Schönherr, Ebel, Diestel mit ihren „Muckern". Nach diesem, wenn der Ausdruck erlaubt ist, negativen, weiblichen Pol der ostpreußischen Nation gravitirt auch Schenkendorf; aber er ist, in deutscher Dichtkunst, sein bei Weitem liebenswürdigster reinster Vertreter. Die geistige Atmosphäre der adeligen, altpreußischen Kreise, in denen er sich fast ausschließlich bewegte, persönliche Einflüsse, wie der Frau von Krüdener und Jung-Stillings, hielten ihn fest in der Atmosphäre romantisch-religiöser Gemüthsseligkeit, für die schon früh Novalis und der andern, verwandten Romantiker Schriften ihn angeregt hatten. Schenkendorf schwärmte für gläubiges Aufgehen in die Geheimnisse der Christuslehre, für die Herrlichkeit der mittelalterlichen, weltbeherrschenden Kirche, und für das mit ihr in (ach, wie stürmischer!) Ehe verbundene „heilige römische Kaiserthum deutscher Nation". Dabei aber hat er sich durchaus fern gehalten von der Schärfe der sectirerischen, romantischen Aesthetik und von den bedenklichen Orgien ihrer „Kunstreligion", so wie von der frivolen romantischen „Ironie", in welche dieselbe bei den besseren Köpfen nur zu natürlich umschlagen mußte. Seine Natur war dafür zu altpreußisch einfach und ehrlich. So stieg er denn 1813 zu Pferde, wie der geistesverwandte De la Motte Fouqué, mit dem Gefühle des treuen ritterlichen Vasallen, der zu der Fahne des Lehnsherrn eilt. Von der ingrimmigen Empörung und dem hochfliegenden Idealismus der Körner'schen Kriegslieder stimmen seine und Fouqué's Zeitgedichte sich theils zu heiter oder sentimental-volksthümlichem Soldatengesang, theils, und das gilt besonders von Schenkendorf, zu dem Tone sinnig träumerischer Herzensergüsse, mit tief gemüthlicher Wärme herab. Wenn Körner's Ge-

*) Max von Schenkendorf, geboren am 11. Dec. 1783 zu Tilsit, studirte in Königsberg Kameralwissenschaft, wurde Referendar, ging 1812 zu Jung-Stilling, dem mystischen Seher, nach Karlsruhe, folgte 1813—14 dem preußischen Heere, starb am 11. December 1817 als Regierungsrath zu Coblenz. — Christliche Gedichte, 1814. Gedichte 1815. — Sämmtliche Gedichte herausgegeben von A Hagen, zweite Auflage. 1862. — Biographie von A. Hagen, 1863.

Digitized by Google

wissen sich gegen den romanischen Tyrannen empört, den Meister der Lüge, den großen Lehrer der ruchlosen Selbstsucht: so zieht Schenkendorf vielmehr zum heiligen Kreuzzuge aus gegen den Antichrist der Revolution. „Wo, Tod, sind Deine Schrecken, wo, Hölle ist Dein Sieg?" läßt er den Landsturm rufen, den er anwirbt: „Du liebende Gemeine, wie sonst am Tisch des Herrn, im gläubigen Vereine, wie fröhlich strahlt Dein Stern! Wie lieblich klingt, wie heiter, der Losung Bibelton: Hie Wagen Gottes, Gottes Reiter, hie Schwert des Herrn und Gideon!" — „Die Christenbanner wehen, Dein ist, o, Herr, der Sieg!" läßt er die preußischen Reiter singen. Aus der Nacht der Zeiten strahlt ihm die alte Kaiserlegende wie der Hoffnungsstern unserer Zukunft entgegen. Aber das hindert seine reine, ehrliche Natur nicht, an der erwachten Kraft des neuen, im Grunde nach ganz anderen Zeiten hinstrebenden Volksgeistes sich von Herzen zu freuen, sofern sie eben das Vaterland rettet, und, in glücklicher Stunde, so zu sagen die innerste Seele der Volksbewegung, die tiefe, brünstige Sehnsucht nach Frieden, Recht und Ruhe in wunderbar innigen Weisen ausklingen zu lassen.

„Ein Morgen soll noch kommen,
Ein Morgen hell und klar;
Sein harren alle Frommen,
Ihn schaut der Engel Schaar.
Bald scheint er sonder Hülle
Auf jeden deutschen Mann.
O brich, Du Tag der Fülle,
O Freiheitstag, brich an!

Dann Klang von allen Thürmen,
Dann Klang aus jeder Brust.
Dann Ruhe nach den Stürmen
Dann Lieb' und Lebenslust.
Dann schallt auf allen Wegen
Ein frohes Siegsgeschrei,
Und wir, ihr wackern Degen,
Wir waren auch dabei!"

Ist das nicht der Seelenton des echten, deutschen Liedes? Und dann, so soll es diesem frommen Romantiker auch nicht vergessen werden, daß er den schönsten und frischesten Kranz niederlegte auf das Heldengrab des Mannes, von dem mit Wahrheit zu sagen war:

„Treuer war wol Keiner, reiner,
Näher stand dem König Keiner,
Doch dem Volke schlug sein Herz",

Es ist das Lied von Scharnhorst, dem Schöpfer des preußischen, unvergleichlichen Volksheers, des Palladiums unserer Freiheit und Ehre. Schenkendorf's vielgesungenes und — vielbelächeltes „Freiheitslied" mischt Waldluft, Freundschaftsdrang, Liebessehnsucht mit kirchlicher Frömmigkeit gewiß zu einem wunderlichen Elixir zusammen. Aber trifft es nicht in's innerste Herz unseres deutschen Bewußtseins, wenn es fortfährt:

„Wo sich Gottes Flamme
In ein Herz gesenkt,
Das am alten Stamme
Treu und liebend hängt,

Wo sich Männer finden,
Die für Ehr' und Recht
Muthig sich verbinden,
Weilt ein frei Geschlecht."

Digitized by Google

Die deutsche Jugend hat lange genug in Glauben und Hoffnung gesungen:

„Freiheit, holdes Wesen,
Gläubig, kühn und zart,
Hast ja lang erlesen
Dir die deutsche Art."

So Gott will, ist der Tag nicht mehr fern, der nach dem Glauben das Schauen bringt. Wie wenig übrigens Schenkendorf, bei aller gemüthsseligen Romantik, gegen die Unfertigkeit und die Gefahren der Tage blind war, das lassen die Schlußworte seines herrlichen „Frühlingsgrußes" an das befreite Vaterland wol nicht zweifelhaft:

„Aber einmal müßt Ihr ringen
Noch in ernster Geisterschlacht,
Und den letzten Feind bezwingen,
Der im Innern drohend wacht.
Haß und Argwohn müßt Ihr dämpfen,
Geiz und Neid und böse Lust.
Dann, nach langen schweren Kämpfen
Kannst Du ruhen, deutsche Brust."

Hier tritt Schenkendorf ganz nahe an die Sphäre heran, in welcher der nächst Körner volksthümlichste Sänger dieses Kreises, der alte Moritz Arndt*) sich mit Vorliebe bewegt. Arndt ist weder eine heroisch-überwallende Dichternatur wie Körner, noch eine musikalisch-innige wie Schenkendorf. Er zeigt ganz den Normaltypus seiner Ostseeheimat, ist vor allen Dingen der Mann des klaren Gedankens, des festen Willens, des treuen und edeln, aber nicht gerade weichen Herzens. Es bedurfte der harten Noth der Zeit, um aus diesem Stahle die Funken zu schlagen, die dann in Hunderttausenden deutscher Herzen gezündet haben. Auf viele seiner Lieder paßt geradezu das „Quem Apollo negat, facit indignatio versum" („Weigert Apollo den Vers, so mag die Entrüstung ihn schaffen"). Oder wäre es wirklich der Gott des Parnaß gewesen, der z. B. den Vers inspirirte:

„Fahrt wol, ihr Franzosen, zur Ostsee hinab,
Und nehmt, Ohnehosen (!) den Walfisch zum Grab. (!!)"

Aber Arndt sang auch im Sturme des Zornes für die Zornigen, zunächst für das Volk in Waffen, die preußischen Soldaten, und die nehmen es mit einem Vergleiche, einer Wortweise nicht allzu genau, wenn nur im Ganzen „Zug in der Sache" ist, und Stimmung und Schwung, wenn das rechte Ding beim rechten Namen genannt wird, daß man's in allen Gliedern fühlt. Und da war Vater Arndt der Mann, der es verstand, ihnen vorzusingen „vom Feldmarschall, der reitet im fliegenden Saus", oder von Schill:

„Es zog aus Berlin ein tapferer Held,
Der führte sechshundert Reiter in's Feld."

Aber auch mit den Streitern des Geistes wußte der, deutscher Wissenschaft und Geschichte wol kundige Dichter zu sprechen, mit der Auswahl der deutschen

*) Ernst Moritz Arndt, geb. am 26. Dec. 1769 zu Schoritz auf Rügen, studirte 1791—94 zu Greifswald und Jena, wurde nach längeren Reisen Docent, später Professor in Greifswald, schrieb 1806 den „Geist der Zeit" gegen Napoleon, mußte deshalb nach Schweden flüchten, war 1810 wieder in Greifswald, wirkte 1812—15 unter und mit v. Stein für den Freiheitskampf, wurde 1818 Professor in Bonn, 1819 als Demagog suspendirt, 1840 wieder eingesetzt, starb 1860. — „Gedichte", 1815. — „Kriegs- und Wehrlieder.", 1815.

Digitized by Google

Jugend, mit denen, die da berufen waren in großen und kleinen Kreisen das heilige Feuer weiter zu entzünden und zu erhalten. Wie Sturm fuhr in ihre Seelen das Wort:

„Laßt brausen, was da brausen kann,
In hellen lichten Flammen!
Ihr Deutschen alle Mann für Mann,
Für's Vaterland zusammen.
Und hebt die Herzen himmelan,
Und himmelan die Hände,
Und rufet Alle, Mann für Mann:
Die Knechtschaft hat ein Ende!"

Das ist so eins von den deutschen Studentenliedern geworden, von denen man beim Singen den Eindruck hat, als hätte es sich selbst seine Melodie schaffen müssen. Wer aber merken will, daß der gesunde, von tiefer Ueberzeugung getragene Mannesgedanke des lyrischen Schwunges, der Pracht der Sprache und der Bilder nicht bedarf, um poetisch zu wirken, den erinnern wir an die Mahnung:

„Deutsches Herz, verzage nicht,
Thu' was Dein Gewissen spricht,
Dieser Strahl des Himmelslichts:
Thue recht und fürchte Nichts."

Oder an jenen Spruch:

„Wer ist ein Mann? Der beten kann,
Und Gott dem Herrn vertrauet;
Wenn Alles bricht, er zaget nicht,
Dem Frommen nimmer grauet."

Ungleich vielen seiner Sangesgenossen war Arndt nicht nur in tief erregtem Gefühl, sondern mit klarer Würdigung und Ueberschau der streitenden Kräfte und ihrer Ziele in die Bewegung eingetreten. Er war Publicist und Gelehrter, ehe er Dichter wurde. Dem Verfasser des „Geistes der Zeit", dem Vertrauten Stein's war es um mehr zu thun, als um Erleichterung seines zornigen Herzens. Er sah, Einer der wenigen Wissenden, über die nächsten Ziele der Bewegung hinaus, nicht rückwärts in die Nebel des Mittelalters, sondern auf die Bahnen unserer Zukunft. So wurde er unter den Sängern der Freiheitskriege ein politischer Dichter im engern Sinne des Worts. Man hat gut spotten gehabt über das „Fragezeichenlied". Es ist darum nicht weniger das Programm einer Bewegung geworden, die vielleicht selbst die Entscheidungen des Jahres 1870 noch überleben könnte. Und wer das köstliche „Bundeslied" („Sind wir vereint zur guten Stunde") mit den Freiheitsliedern der Romantiker vergleicht, dem wird nicht verborgen bleiben, daß hier denn doch von einer andern Freiheit die Rede ist, als von der himmlischen Fee des Schenkendorf'schen traum- und liebeseligen Waldliedes. Freilich ist es auch noch von Arndt's ernsten Mahnrufen ein guter Schritt bis zu der scharfen Kritik, mit welcher

Friedrich Rückert*), bei aller heißen Vaterlandsliebe, in seinen „Geharnischten Sonetten" die große Bewegung begleitete, und deren eigen-

*) Friedrich Rückert, geb. zu Schweinfurt am 16. Mai 1789, studirte in Jena, wurde 1811 Privatdocent, 1815 in Stuttgart Redacteur des Morgenblattes, 1826 Professor in Erlangen, 1841 in Berlin, zog sich 1849 auf sein Gut Neuses bei Coburg zurück, wo er 1866 starb. — Hierher gehören die „Deutschen Gedichte", 1814, welche die „Geharnischten Sonette" und die „Spott- und Ehrenlieder" enthalten

Digitized by Google

thümliche Schneidigkeit sich auch in seinen, doch auf volksthümliche Wirkung berechneten „Spott- und Ehrenliedern" deutlich genug herausfühlt. Man hat Rückert's Sonette als die eigentlich poetische Blüthe der Kriegszeit, als deren größte dichterische That gepriesen. Ohne Zweifel enthalten sie zündende, wuchtige Gedanken in immer kunstreicher, und oft auch mächtig einschlagender Sprache. Unerbittlich, wie keine andere zeitgenössische Kundgebung, zeigen sie dem zerklüfteten, geknechteten, durch seine Dichter und Denker kaum weniger als durch seine Feldherren und Staatsmänner im Stiche gelassenen Vaterland das Bild seines Elends, seiner Schande:

„Hört wol ein Gott Eu'r loses Wortgesumme?
Er hör's, daß er die Leir' Euch schlag' in Splitter,
Und Euch schlag' auf den Mund, daß er verstumme!"

Das ist für unsere kosmopolitischen Priester der abstracten Kunst. Und:

„Gleichwie die Juden, die ins Joch gebeugten,
Ausziehend aus Egypti Knechtschaftsstande,
Nicht selbst anlangten im verheißnen Lande,
Sondern nur erst von ihnen die Erzeugten;

So lasse sich auch dies Geschlecht nicht deuchten,
Freiheit zu finden, weil es bricht die Bande;
Es muß verbrennen in dem Läutrungsbrande,
Das reine Licht wird erst den Enkeln leuchten."

Das war für Alle, und nur zu sehr traf es ein für die Väter. Möge es sich auch endlich, endlich an den Enkeln erfüllen, deren Blut heute in Strömen fließt! Allein von allen Dichtern der Freiheitskriege hat Rückert, unbeirrt durch den bekannten Kosakencultus jener Jahre, von unseren „Bundesgenossen" im Tone der Besorgniß und des Zornes zu sprechen gewagt, der Besorgniß um die Früchte des Sieges, des Zornes über die Schwäche, die der Bundesgenossen bedurfte. Wie es seinem Tadel nicht an erschütternder Wahrheit und Schärfe fehlte, so seinem ermuthigenden Worte nicht an Schwung, seiner Siegesfeier nicht an großartiger Würde. Und dennoch — daß wir es nur offen bekennen — wir haben bei aller Bewunderung dieser Kunstwerke, so oft wir sie lasen, den Gedanken an Rückert's eigenes Wort nicht ganz los werden können, mit dem er „das Sonnett" aus seinem Dienste zu anderen Herren entläßt:

„Wohl geb' es Dir, als wie bei mir, bei ihnen!
Und daß sie nie Dir einen Fuß verstauchen,
Und nie die zarten Glieder Dir verrenken!"

Das Sonett bleibt nun einmal ein zarter Fremdling in diesem germanischen Norden, und es wird ihm schwer den Harnisch zu tragen. — Aber warum bleibt auch bei Rückert's „Spott- und Ehrenliedern" immer ein Rest, der eine reine, musikalische Wirkung nicht recht aufkommen läßt? Warum ist ihrer keines, oder so gut als keines, in das Volk, in das Heer gedrungen? Warum durchrieselt es uns nicht, wenn wir sie lesen wie bei den Gesängen Körner's, Schenkendorf's und Arndt's? Warum fällt in ihnen der Scherz, der Humor des sonst doch so witzigen, geschmackvollen Dichters so oft geradezu in's Platte und Gesuchte? Und doch ist es derselbe Sänger süßer und herrlicher Lieder, dessen Gedicht von den „drei Gesellen, die stritten wider'n Feind" den Einheitsgedanken des auf die Freiheitskriege folgenden Geschlechtes, vom nichtpreußischen Standpunkte aus, so warm, so rührend ausspricht! Sollte es hier vielleicht in aller Behutsamkeit zu erwägen sein, daß es doch

Digitized by Google

immer noch eine andere Sache war, vom deutschen Süden aus die Schmach des Vaterlandes zu sehen und zu kritisiren, oder sie im preußischen Norden im eigenen Fleisch und Blut zu empfinden, und daß die Luft der Freiheitskriege auf der Feldwacht und im Heerlager doch wol schärfer wehte, als in der Studirstube? Ließ doch der große Todes- und Auferstehungskampf unseres Volkes selbst die Leier unseres herrlichen Uhland nur in seltenen vereinzelten Tönen erklingen, während nachher die Klage um die verkümmerten Früchte des Sieges (zum 18. October 1816!) in so gewaltigen, unvergeßlichen Tönen seinem Liede entströmte! Uhland war eben wie Rückert theilnehmender Zuschauer im Kampfe gegen die Franzosen; aber er war Mitkämpfer, und zwar ein tapferer, im Streit für die innere Freiheit. Damit ist wol das Wesentliche gesagt. Es ist eben eine wunderbare Sache um das Volkslied. Seine schönsten Blüthen sind meist mehr und weniger als Kunstwerke. Sie sind der Zuruf des Unterdrückten, der Seufzer des Liebenden, der Jubelruf des Siegers; sie haben mit dem Sausen des Windes, mit dem Rauschen des Meeres, mit dem Gesange des Vogels mehr gemeinsam, als mit der Metrik und der Aesthetik. Wo es an Herz und Nieren geht, da findet das Volkslied seine unsterblichen Klänge. Und darum wollen wir uns denn vor der Hand auch nicht verwundern und nicht klagen, sondern einstweilen ganz zufrieden sein, wenn die zu Hunderten in den Zeitungen stehenden, vielfach so braven, wohlklingenden, verständigen Kriegslieder dieses glorreichen Jahres bis jetzt die Melodien von 1813 noch nicht wieder zu finden scheinen, Freiligrath's treffliche „Germania", wol das Beste uns zu Gesicht gekommene nicht ausgenommen. Kladderadatsch mit seinem Chassepotpot hat die Volksstimmung des Kriegsanfangs noch am glücklichsten getroffen, und das ist belehrend. Es bleibt doch, auch vom poetischen Standpunkte aus, ein ander Ding um eine große Mobilmachung von 1870 gegen Ihn, Sie und Es, als um die Volkserhebung von 1813 gegen den dämonischen Schlachtengott, vor dem der Erdkreis zitterte. Das preußische Heer von 1870 leistet Wunder der Aufopferung, für die, die Sprache keine Ausdrücke hat. Das „Werkzeug" ist furchtbar „schneidig und scharf" und den, der es führt, hat Gott bis jetzt auch gesegnet. Aber es ist auch eine langjährige, ziemlich unlyrische Zusammendrängung der nationalen Kraft auf das Gebiet des dem Leben zugewandten Gedankens und der von ihm geleiteten That nothwendig gewesen, um solche Leistungen möglich zu machen. Und bis die Armee von Weißenburg, Wörth, Saarbrücken, Metz, ihren Dichter findet, schreibt sie einstweilen mit eisernem Griffel eine Seite Geschichte, neben der die Ilias und die Nibelungen sich wie Scherzspiele ausnehmen. Uns Anderen aber schenke der alte treue Gott dazu Dankbarkeit und Vernunft und Festigkeit im Siege. Die Siegeslieder werden sich dann wol auch noch finden.

Fr. Kreyßig.

Digitized by Google

Victor Hugo als Politiker.

On m'appelle apostat, moi qui me crus apôtre.
Victor Hugo. „Contemplations."

Victor Hugo hat sich bekanntlich berufen gefühlt, vor einigen Wochen ein Manifest an die Deutschen, später ein zweites an die Franzosen und endlich ein drittes an eine auf einer englischen Insel lebende Dame zu richten. Im ersten wollte er lieblich sein, denn „lieblich sind die Boten, die den Frieden verkündigen" und da ihm das nicht gelang, wurde er furchtbar wie Marsa und rief nicht nur alle lebenden Wesen, Alles, was da kreucht und fleugt, sondern auch das Leblose zum Vernichtungskriege gegen Deutschland auf: Dächer, entziegelt euch! Töpfe, entdeckelt euch — Ziegel und Deckel stürzt euch herab auf diese blonden Hunnen, zermalmt sie, zerschmettert sie ꝛc. Man kennt ja zur Genüge den affectirt zerhackten Stil, dessen sich Hugo in seinen letzten Schriften mit seltener Ausdauer befleißigt.

Wer Victor Hugo's politische Leistungen in der Vergangenheit verfolgt hat, wird sich über seine neuesten Briefe kaum gewundert haben. Und vielleicht verlohnt's der Mühe, auch der früheren politischen Wandlungen dieses merkwürdigen Mannes zu gedenken, der jetzt nicht mehr der „erlauchte Verbannte" genannt werden darf. Er ist nicht mehr l'illustre exilé, sondern le revenant, und sogar in der doppelten Bedeutung des französischen Wortes; der Heimkehrende und das Gespenst. Er kommt vom Jenseits, wie es scheint. Er hat keine Ahnung davon, daß die Welt seit zwanzig Jahren zwanzigmal gescheidter geworden ist. Es will ihm ganz und gar nicht in den Sinn, daß diese böse Welt sein unbefangenes und rührendes Erstaunen über Paris, die Stadt der Städte, nicht vollkommen theilt. Er ist, wie der Schubert'sche Wanderer, „ein Fremdling überall".

Hätte er nur einen ganz oberflächlichen Begriff von der Realität der Dinge, so würde er seinen Brief an die Deutschen ganz gewiß vor Druck bewahrt haben. Wenn es sich darum handelt, Paris zu belagern und zu nehmen, so werde ich mich, wenn mir die Wahl zwischen Victor Hugo und Moltke gelassen wird, auf alle Fälle, ohne dem von mir hochverehrten Dichter zu nahe zu treten, immer für den Letzteren entscheiden. Will ich Paris vertheidigen, so halte ich eine halbzerbrochene Ofengabel noch immer für eine bessere Waffe, als ein schwungvolles Manifest, und der klapperigste Mobilgardist scheint mir nützlicher zu sein, als der lorbeergekrönte Poet. Victor Hugo würde sagen: Sogar Leboeuf verdrängt den Tyrtäus. Und will ich endlich auf die Deutschen wirken, so rede ich Deutsch mit ihnen, meinetwegen in französischer Sprache, aber nur um des Himmels willen nicht das verhaßteste Wälsch: Kauderwälsch.

Aber man kann es als eine feststehende Regel annehmen, daß jedesmal, wenn Victor Hugo politisch werden will, irgend ein Unglück passirt. Die Beharrlichkeit, mit welcher der dichterische Meister den politischen Dilettantismus betreibt, ist geradezu erstaunlich. Ein halbes Jahrhundert beständigen

Digitized by Google

Mißerfolges hat ihn nicht zu entmuthigen vermocht. Ich will ihm keinen besondern Vorwurf daraus machen, daß er nach und nach Legitimist, Orleanist und Republikaner gewesen ist — das ist kein Verbrechen; er hat eben einfach Dasselbe gethan, was Frankreich gethan hat, ohne dessen letzte und schmählichste Wandlung, den Rückfall von der Republik in den napoleonischen Cäsarismus mitzumachen — aber das gebrannte Kind sollte doch das Feuer scheuen; etwas vorsichtig sollte er doch sein, wenn er von „Staats- und gelehrten Sachen" spricht. Das ist doch gewiß nicht zuviel verlangt. Begeht er dessenungeachtet neue Thorheiten, so muß er sich's gefallen lassen, daß man an seine alten Thorheiten erinnert.

Der Wechsel der politischen Gesinnung an sich ist, wie gesagt, durchaus nichts Schimpfliches, wenn er, wie bei Hugo, durch die geistige Entwicklung des Individuums bedingt wird und einen Fortschritt bezeichnet. Barthélemy hat unzweifelhaft Recht, wenn er sagt:

„Je ris de tout celui qui, fier de son système
Me dit: „Depuis trente ans je suis resté le même!
Je suis ce que je fus; j'aime ce que j'aimais!"
L'homme absurde est celui qui ne change jamais."

Nur schade, daß diese weisen Verse gedichtet wurden, um einem demokratischen Renegaten eine Phrasenbrücke in das Lager des Rückschritts zu bauen und daß diese Verse seitdem auch vorzugsweise von Renegaten citirt worden sind. Und dasselbe sagte ja auch Rudolf Schramm, der sich eines Abends puterroth zu Bette legte und am andern Morgen schwarz-weiß angestrichen aufwachte. Ihm verdanken wir das geflügelte Wort: „Das Rindvieh bleibt Rindvieh sein Leben lang. Aber der Mensch ist nicht an das Rindviehthum gebunden."

Auch in dem politischen Leben Victor Hugo's ist keine Spur von dieser thierischen Stabilität zu entdecken.

Er fing damit an, die Bourbonen zu lieben und zu verherrlichen (man vergleiche sein Gedicht: „Le sacre de Charles") und sich über die Demokraten sittlich zu entrüsten, über „jene volksbeliebten Tyrannen, welche auf die ehrwürdige Vergangenheit wie auf einen alten Feind einstürmen."

„. . . . ces tyrans populaires
Attaquant le passé comme un vieil ennemi."

Als der König die dem Dichter bewilligte Pension erhöhen wollte, richtete Victor Hugo an den General-Intendanten des königlichen Hauses einen Brief, der freilich von einer anständigen Gesinnung dictirt war, aber doch einige höchst bedenkliche Sätze enthielt: „Monseigneur!" schrieb Hugo am 14. August 1829. „Ich bin von der Güte des Königs tief gerührt. Meine Ergebenheit für den König ist in der That aufrichtig und tief. Meine Familie — adelig seit dem Jahre 1531 — ist eine alte Dienerin des Staates. Mein Vater und meine beiden Oheime haben ihm vierzig Jahre mit ihren Degen gedient. Ich selbst bin vielleicht glücklich genug gewesen, dem König und dem Königthum einige bescheidene Dienste zu leisten. Fünf Auflagen sind von einem meiner Bücher vergriffen, in welchem der Name „Bourbon" auf jeder Seite steht." So fing der Brief an, und er schloß, ebenso erbärmlich, folgendermaßen: „Der König darf von Victor Hugo nur Beweise der Treue, der Loyalität und der Ergebenheit erwarten." Ein schöner Gedanke, aber es kam anders.

Digitized by Google

Auch in Bezug auf Napoleon I. waren seine Ansichten nicht ganz unerschütterlich. Man gestatte mir, zwei Stellen neben einander zu setzen. In beiden besingt Victor Hugo die Vendômesäule. Die Deputirten waren in der Sitzung vom 7. October 1830 über die Petition, die Asche Napoleon's unter der Vendômesäule zu beerdigen, zur Tagesordnung übergegangen. Darauf bemächtigte sich des Dichters wieder einmal einige sittliche Entrüstung, und er sang: „Wer hätte dir gesagt, daß du eines Tages bis zu dem Schimpf erniedrigt werden würdest, daß dreihundert Advocaten es wagen sollten, deiner Asche dieses Grab erbärmlicherweise vorzuenthalten! Wenn sie diese unsterbliche Reliquie zurückgewiesen haben, so geschieht es nur, weil sie auf dieselbe eifersüchtig sind, weil sie vor ihr zittern, erbleichen, weil sie Angst haben, daß der Kaiser ihnen über dem Kopfe steht und daß ihre Illuminations-Lämpchen in der Sonne von Austerlitz verdunkelt werden." *) Wobei nicht zu vergessen ist, daß derselbe Mann zu derselben Säule früher das Folgende gesagt hatte: „Wenn all das Blut, welches fließen mußte, um deine Gier zu stillen, um dieses Denkmal sich ansammeln könnte, so würde es bald bis zu deinem Bildnisse hinaufsteigen, und du könntest saufen, ohne dich zu bücken."

Hugo wußte seine getheilten Gefühle für Napoleon I. und seine Gefühle unverbrüchlicher Treue für die Bourbonen später mit den Gefühlen derselben Treue für die Orleans in glücklichen Einklang zu bringen. Bei seiner Aufnahme in die Akademie (1841) sagte er Folgendes: „Nach meinem Gefühle hat unsere letzte, so ernste, so starke und so verständige Revolution (von 1830) mit einem wunderbaren Instincte begriffen, daß, da gekrönte Familien für souveräne Nationen geschaffen sind, die Erbschaft von Fürst auf Fürst durch die Erbschaft von Zweig auf Zweig verdrängt werden müsse; und mit tiefem Scharfsinne hat sie in eine junge Dynastie eine alte monarchische und volksthümliche Familie umgeformt, eine Familie, die gleichzeitig von der Vergangenheit durch ihre Geschichte, von der Zukunft durch ihren Beruf erfüllt ist."

Hugo war also Verehrer des orleanistischen Berufes. Als solcher war er zur Zeit der Orleans auf die Republik schlecht zu sprechen. Im „Journal d'un révolutionaire de 1830" sagt er: „Die Republik, wie gewisse Leute sie verstehen, ist nichts Anderes als der Krieg Derer, die keinen Groschen, keine Idee und keine Tugend besitzen, gegen Jedweden, der eine von diesen drei Eigenschaften besitzt. Die Republik ist meiner Ansicht nach noch nicht reif. Aber Europa wird sie in einem Jahrhundert haben." Demnach würde Hugo's Enkel, welchen er in so glücklicher Weise durch seinen „Brief an die Deutschen" in die Geschichte der Gegenwart eingeführt hat — vorausgesetzt, daß er das Alter seines Großvaters erreicht — als Greis vielleicht die Freude erleben, eine reife Republik zu sehen.

Der folgende Satz aus demselben „Journal" sollte jetzt recht häufig citirt werden. Er ist auch heute noch durchaus zutreffend. „Es macht einen sonderbaren Eindruck", schreibt Hugo, „wenn man sich die Gesichter der Leute besieht, die kurz nach einer Revolution auf den Straßen daherschlendern. Bei jedem Schritt und Tritt stößt euch das Laster und die Unpopularität mit dem Ellbogen an unter dem Schutze der dreifarbigen Cocarde; Viele bilden sich ein, daß die Cocarde die Stirn bedeckt."

*) Chants du crépuscule: „A la colonne".

Digitized by Google

Zu derselben Zeit war auch Hugo der staatsstreichlerischen Gedanken nicht so abhold, wie man es wünschen möchte; er schrieb den folgenden sehr bedenklichen Satz mit einem unübersetzbaren Wortspiele: „Il faut quelquefois violer les chartes pour leur faire des enfants.“ Wenn Herr Granier (aus Cassagnac) etwas belesener gewesen wäre, so würde er sich diesen Hugo'schen Satz zur Motivirung des napoleonischen Staatsstreiches ohne Zweifel angeeignet haben.

Unter den Orleans machte Victor Hugo seine Reise nach Deutschland (1842), deren sichtbare Spuren er in dem sehr ergötzlichen Buche: „Le Rhin“ hinterlassen hat. Da ich Hugo nicht nur in seinen mit den politischen Monden wechselnden Phrasen, sondern „als Politiker“ überhaupt zu skizziren versuche so muß ich auch über dieses sonderbare Buch einige Worte sagen. Wenig. Zunächst ist in der Schilderung Deutschlands der folgende Passus als bemerkenswerth hervorzuheben: „In Frankfurt am Main plaudern blutige Metzger mit rosigen Fleischerstöchtern unter Guirlanden von Hammelkeulen.“ Was er sonst noch von Frankfurt sagt, ist weniger bedeutend.

Aber höchst gelungen erscheinen mir seine politischen Auseinandersetzungen. Hugo plaidirt in dem Werke bekanntlich für eine Allianz zwischen Frankreich und Deutschland. Er löst die politischen Schwierigkeiten also: „Die Welt muß ins Gleichgewicht gebracht werden“, sagt er. Sie muß. Da hilft kein Widerstreben. „Europa muß (es geht gar nicht anders, der Bien' muß!) in zwei große Rheinstaaten, als doppelten Schlüssel zum Gewölbe des Continentes, zerfallen: in einen nördlich-westlichen und in einen südlich-westlichen Rheinstaat — in Deutschland, welches sich auf die Ostee, die Adria und das Schwarze Meer stützt, mit Schweden, Dänemark, Griechenland und den Donaufürstenthümern als Strebepfeilern, und in Frankreich, welches sich auf das Mittelmeer und den Ocean stützt, mit Italien und Spanien als Gegenpfeilern. Denn was ist von der alten Welt noch übrig geblieben? Was hat in Europa Stand gehalten? Nur zwei Nationen: Frankreich und Deutschland. Nun, das könnte genügen. Frankreich und Deutschland sind ja im Wesentlichen Europa. Deutschland ist das Herz, Frankreich ist der Kopf. Frankreich und Deutschland sind ja im Wesentlichen die Civilisation. Deutschland empfindet, Frankreich denkt. Empfindung aber und Gedanke — das ist der ganze civilisirte Mensch.“

Da Victor Hugo den österreichischen Gesammtstaat in den Begriff „Deutschland“ miteinbegreift, so ist von Oesterreich nicht weiter zu reden. Aber England und Rußland? Ja, da kommen wir schön an. Hugo hat diese Einwendung vorhergesehen. Er antwortet: „Wenn Mittel-Europa constituirt sein wird, und das wird eines Tages geschehen, so wird das Interesse Aller in offenbarer Weise gefördert werden: Frankreich, das sich auf Deutschland stützt, wird England, welches, wie wir schon gesehen haben, den Geist des Handels repräsentirt, die Stirn bieten und es ins Meer zurückwerfen; Deutschland, das sich auf Frankreich stützt, wird Rußland, welches, wie wir ebenfalls gesehen haben, den Geist der Eroberung repräsentirt, die Stirn bieten und es nach Asien zurückwerfen. Der Handel hat seinen Platz auf dem Ocean. Und was den Geist der Eroberung anbetrifft, so bedarf Asien desselben, Europa nicht.“

Hätte die Republik vielleicht nicht besser daran gethan, wenn sie an Stelle des kleinen Thiers den großen Hugo an die Höfe von London und Petersburg abgesendet hätte? Er hätte da das Zurückwerfen in's Meer

Digitized by Google

und über den Ural gleich an Ort und Stelle abmachen können. Und gewiß wäre er recht gütig aufgenommen worden.

Aber das ist noch nicht Alles. Hugo hat in „Le Rhin" einige politische Entdeckungen gemacht, die dem Auge des Laien möglicherweise entgangen sind. Man gestatte mir, dieselben der Nichtbeachtung zu entziehen. Hugo findet nämlich, daß zwischen den vier Völkern, die er zusammen abmurkst: den Engländern, Spaniern, Russen und Türken, „wundersame Beziehungen" bestehen, „welche sie in geheimnißvoller Weise mit einander verbinden und welche dem Denker (ich übersetze!) eine verborgene Aehnlichkeit der Conformation (nur nicht ungeduldig werden; man wird gleich zu begreifen anfangen!) und mithin vielleicht auch der Bestimmung zu offenbaren scheinen. Der eine verbindende Zug geht von England nach der Türkei: Heinrich VIII. tödtete seine Frauen, wie Mahomed II.; der andere geht von Rußland nach Spanien: Peter I. tödtete seinen Sohn, wie Philipp II." Ich erlaube mir noch auf eine Aehnlichkeit aufmerksam zu machen, die Hugo übersehen haben muß: „und beide Namen fangen mit einem P. an!"

Aber auch in England findet Hugo überall Spanien wieder: „In den Besitzungen von Großbritannien erkennt man überall die spanische Monarchie, wie man einen halbverdauten Jaguar im Bauche der Boa wiederfindet." Der glückliche Jaguar! Er ist doch wenigstens halbverdaut. Wenn ich das von der Hugo'schen Politik behaupten wollte, so würde ich nicht wahrhaftig sein. Mir kommt sie ganz und gar unverdaulich vor.

Möchte man nicht bei jedem Satze dem Dichter mit dem Worte:

„Mich dünkt, der Alte spricht im Fieber!"

in die Parade fahren? Wer sich dieser hohen Politik Victor Hugo's erinnert hat, der wird sich, wie ich oben bemerkte, über seine Epistel an die Deutschen gewiß nicht gewundert haben.

Schließlich, nachdem die Julimonarchie verjagt war, wurde Hugo Republikaner. Und er ist es geblieben. Er hat treulich im Exil ausgehalten und das Heilige Paris erst wieder betreten, als die napoleonische Schmach von Frankreich genommen war. Sein verwegenes Programm in Betreff des Ex-Kaisers:

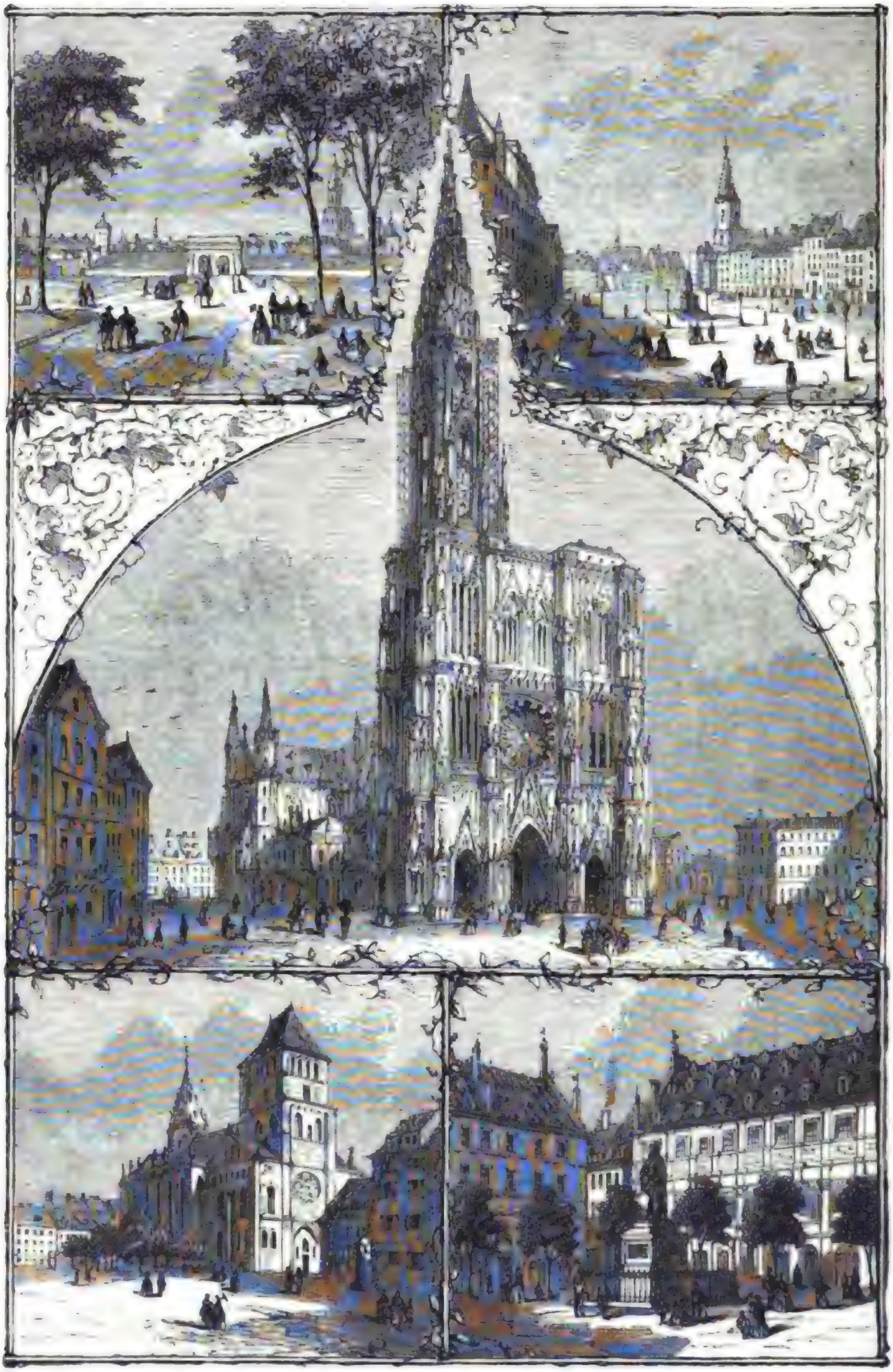
„Tu peux tuert cet homme avec tranquillité!"

hat seiner Zeit so viel Aufsehen gemacht, daß ich jetzt nur daran zu erinnern brauche.

Nach dieser kleinen Blumenlese und den politischen Werken des großen Dichters dürfte die submissteste Bitte nicht ungerechtfertigt erscheinen: Victor Hugo, den wir als Dichter hoch verehren, wolle uns mit seiner politischen Weisheit, mit seinem Galgacus, seinem Indien, Sybaris und Saragossa gütigst verschonen. Bis auf Weiteres.

Paul Lindau.

Digitized by Google



Straßburg.

Austerlitz-Thor. Kleber-Platz.

Der Münster.

Thomaskirche. Gutenberg-Statue.

Digitized by Google

Straßburgs Fall und Auferstehung.

Das Trauerspiel am Oberrhein hat endlich seinen Abschluß gefunden!

Am 27. September Nachmittags fünf Uhr sahen die Belagerer plötzlich eine weiße Fahne hoch am Münsterthurm flattern. Mit Jubel wurde das Zeichen der Uebergabe begrüßt, das Zerstörungswerk ruhte augenblicklich, die Belagerer stiegen aus den Laufgräben empor und auf den Festungsgräben drüben erschienen, zum Theil ihre Cigaretten rauchend, die französischen Soldaten. Viele von ihnen warfen in der Erbitterung ohnmächtiger Wuth ihre Gewehre in den Festungsgraben, einige faßten die Situation mit mehr Leichtsinn und weniger Tact auf und fingen an, mit den deutschen Soldaten, wenn auch par distance, zu fraternisiren. Die Verhandlungen zwischen den beiderseitigen Höchstcommandirenden waren um neun Uhr Abends bereits so weit gediehen, daß General von Werder die Capitulation seinem König telegraphisch melden konnte. Der Abschluß der Capitulationsurkunde erfolgte indeß erst um zwei Uhr des folgenden Morgens und um acht Uhr rückten die deutschen Truppen zur Besetzung des Platzes vor.

Am Morgen des 30. September hielt der Höchstcommandirende der Belagerungsarmee, General v. Werder, seinen Einzug in die eroberte Stadt. Eine sonderbare Fügung hatte gerade diesen Tag gewählt. Erinnerte doch dieses Datum an den dereinstigen schmählichen Raub der alten deutschen Reichsstadt durch die Franzosen. Am 30. Septeber 1681 war Vormittags die Capitulation zwischen der verlassenen und verrathenen Stadt und dem Kriegsminister Ludwigs XIV. abgeschlossen worden und am Nachmittag desselben Tages hielten 15,000 Franzosen ihren Einzug, um alsdann mit dem Bau der Citadelle zu beginnen, die der Grundstein eines mächtigen Bollwerks gegen Deutschland werden sollte. Gerade nach 189 Jahren war dies mächtige Bollwerk durch deutsche Tapferkeit gestürzt, die alte deutsche Stadt mit ihrem herrlichen Dom dem alten deutschen Vaterland wiedergewonnen worden. Hat sich nicht auch hier die Weltgeschichte als das Weltgericht erwiesen?

* * *

Ein Fest der Auferstehung war es, das die unglückliche Stadt in jenen schönen Septembertagen feierte, die den Frühling wieder zu bringen schienen. Aus dumpfem Versteck, aus der Keller modriger Nacht, steigt man herauf an das helle sonnige Licht. Kinder in der Wiege, von denen einige im Keller ihr Dasein begannen, werden heraufgetragen und vor die Thür gestellt und an der frischen Luft fangen die bleichen Wangen wieder an sich zu röthen. Die Thore öffnen sich, und wie ein voller Strom sich herein ergießt, so eilen auch Viele hinaus, um wieder einmal die frische freie Gottesluft einzuathmen. Man tritt wieder in Verbindung mit der allernährenden Mutter Erde, von der man Monate lang ausgeschlossen war. Landleute bringen ihre Waaren, Eier, Butter, Gemüse; der verödete Markt zeigt wieder ein lebhaftes Bild. Sonderbar sticht das frische Grün von den grauen Trüm-

Digitized by Google

mern ab; sein würziger Duft kündigt einen lang entbehrten Genuß an. Die Läden öffnen sich und ein Strom von Fremden wogt auf und ab. Manche sind darunter, die von weit her kommen, um Verwandte oder Bekannte aufzusuchen und nach ihrem Geschick sich zu erkundigen. Wenn man auch den verschlossenen Groll bewahrt, so empfindet man doch gern die aufrichtige Theilnahme, die von allen Seiten gezeigt wird. Und wenn der Tag mit seinem ungewohnten Gewühl vorüber ist, kommt jener sanfte Tröster und Freund, der Schlaf, dessen Wohlthaten man fast ganz entwöhnt war, dem man jetzt wieder mit sorgloser Ruhe sich hingeben darf.

Ja, Tage der Auferstehung waren jene letzten drei Tage des September, und Jedem, der an diesen Tagen Zeuge des neuen Lebens war, zu dem die Leiche der Stadt sich erhob, werden die Eindrücke, die er empfing, unvergeßlich bleiben. Die nachfolgende Schilderung versucht, diese Eindrücke in flüchtigen Strichen wiederzugeben; sollte vielleicht einem spätern Besucher der Stadt diese Schilderung übertrieben klingen, so sei er daran erinnert, daß sich dies neue Leben in die erstorbenen Adern der Stadt mit der Schnelligkeit eines Stromes ergoß, der in ein verlassenes Bett zurückgedrängt wird.

Am 28. September hatten die deutschen Truppen die eroberte Festung besetzt, am andern Morgen bereits näherte ich mich mit einer kleinen Gesellschaft, in der sich auch straßburger Flüchtlinge befanden, auf einem Leiterwagen von Wendenheim der unglücklichen Stadt. Wie war die Scenerie, in der ich das letzte Mal auf dem rechten Rheinufer mich Straßburg näherte, um das Bombardement zu beobachten, von Alledem verschieden, was mich jetzt umgab und mein Auge beschäftigte! Damals war dunkle Herbstnacht, in der nur ein ferner röthlicher Schimmer am westlichen Horizont und rechts und links davon aufzuckende Blitze die Stelle bezeichneten, wo die unglückliche Stadt lag! Jetzt ein heller sonniger Morgen, in dessen Glanz die Landschaft wie ein Bild des Friedens vor uns ausgebreitet lag. Dort drüben zeigen sich mit bläulich duftigem Schimmer die Höhen des Schwarzwaldes. Zarte Nebelschleier, wie die Pappelallee der Landstraße, die sich am Ufer hinzieht, deuten die Stelle an, wo der stolze Rhein dahinströmt. Und rechts dort drüben, auch von Nebeln umflossen, liegt der langgezogene Wall der Vogesen, der unsere Schutzwehr werden soll gegen einen räuberischen Nachbar. Was für ein gesegnetes Land dehnt sich zwischen diesen beiden Gebirgszügen aus, in seiner Mitte durchschnitten von den Fluthen des königlichen Stromes, der bald an keiner Stelle mehr Deutschlands Grenze, sondern völlig Deutschlands Strom sein wird!

Aber freilich der Frieden dieser Landschaft, wie ihr Segen, ist hier zerstört durch die verheerende Saat des Krieges. Je näher wir dem Ziele unserer Wanderung kommen, desto mehr werden wir daran erinnert. Rechts und links verwüstete Felder, oft platt getreten, wie eine Tenne. In langen Reihen stehen dort die Geschütze, die aus den Batterien zurückgezogen sind. Vor zwei Tagen noch sandten sie Tod und Verwüstung aus ihren Schlünden. Jetzt stehen sie friedlich da und die Sonnenstrahlen spielen auf ihrem Metall. Und was für ein buntes und lebhaftes Treiben bewegt sich auf der breiten schönen Landstraße, mit uns und uns entgegen. Ein langer Zug mit Munitionswagen, der nach Mundolsheim hinuntergeht, kreuzt unsern Weg und wir müssen lange warten, bis wir weiter kommen. Officiere und Ordonnanzen jagen an uns vorüber. Da kommt wieder ein Zug Kanonen, Geschütze vom schwersten Kaliber, vielleicht schon Beutestücke des Sieges, die davongeführt

Digitized by Google

werden. Auf kleinen Bauerwagen fahren junge Männer in reicher Uniform an uns vorüber, fast noch Knaben. Es sind Officiere der Mobilgarde, die in ihre elsässische Heimat zurückkehren. Lebhafter ist der Strom, der mit uns der Stadt entgegentreibt. Nicht wenige unter diesen Wanderern sind Flüchtlinge, die nach wochenlanger Verbannung in ihre Vaterstadt zurückkehren. Wie werden sie das väterliche Haus wiederfinden? Andere treibt Schaulust oder Mitgefühl dahin, nicht wenige auch Geschäftseifer. Es ist merkwürdig, wie schnell sich die Industrie auf den Trümmern einer Stadt wieder zu etabliren weiß. Den natürlichsten und nothwendigsten aller Industriezweige repräsentiren jene kleinen Karren, auf denen Landleute Milch, Eier und Butter in die ausgehungerte Stadt führen. Wie Mancher geht mit dem Vorsatz des Wuchers, setzt sich die höchsten Preise vor; und wie Viele von ihnen werden doch mit den billigsten Preisen losschlagen, wenn sie das Elend sehen, dem die sonst so reiche Stadt verfallen ist.

Die letzte Anhöhe vor der Stadt liegt hinter uns, wir treten in den Bereich des Zerstörungswerkes ein. Es sind die äußersten Häuser von Schiltigheim nach der westlichen Seite hin, die wir passiren. Hier standen wenigstens Häuser; jetzt starren uns kahle Ruinen, nackte Wände entgegen. Von so mancher Villa reicher straßburger Bürger, die hier die Straße schmückte, sind nur noch Steine übrig, aus denen die halbversengten Bäume und Büsche der kleinen Gärtchen hier und dort hervorsehen. Furchtbar haben hier die Geschosse der Belagerten gewüthet, die sie gegen das eigene Besitzthum richten mußten. Wir kommen an die erste Parallele und mit Mühe schwankt unser Wagen über den tiefen Einschnitt, obgleich er hier an der Straße schon halb verschüttet ist. Dort liegt der Kirchhof de St. Helène; die Parallele durchschneidet ihn, einzelne Gräber sind aufgewühlt, die Grabsteine zerschossen und umgeworfen. Der unerbittliche Krieg läßt auch die Todten nicht ruhen. Dort drüben liegen Ruprechtsau, Bischheim, Königshofen — alle diese Flecken und Vorstädte von Straßburg sind ein Opfer der entsetzlichsten Zerstörung geworden. Wir überschreiten die zweite und dritte Parallele und wenden uns rechts dem Kronenburger Thor zu. Wie riesig sind diese Arbeiten der Belagerer! Was hat deutsche Ausdauer und Tapferkeit im Angesicht der feindlichen Geschosse hier geleistet! Und was für kolossale Werke standen ihnen noch entgegen. Diese häuserhohen Wälle, dieser tiefe breite Graben, wenn der Blick eines Laien darauf fällt, so begreift man nicht, wie solche Schwierigkeiten zu überwinden sind. Wie viel Kugeln müssen einschlagen, bis ein einzelnes Steingefüge sich loslöst! Die beiden Lünetten 52 und 53, die von den Belageren unter dem feindlichen Feuer besetzt wurden, geben uns eine Vorstellung davon. Einst stattliche Werke sind sie jetzt zerschossene Erdhaufen.

Wir fahren durch das Kronenburger Thor in die Rue du Faubourg de Saverne ein. Hier treten uns die Gräuel der Zerstörung entgegen, deren Vorbote das verwüstete Schiltigheim war. Rechts und links halbverbrannte und zerschossene Häuser. Wir steigen ab und treten zu Fuß eine Wanderung durch die Stadt an, um Eindrücke aufzunehmen die das Mitgefühl für immer unauslöschlich der Erinnerung einprägt.

Zunächst rechts zum Faubourg national. Hier wohnte die wohlhabende Gärtnerzunft Straßburgs. Unter Trümmern und Asche ruhen hier alle Besitzthümer, die Bewohner sind arme Bettler. Einigen Straßburgern, die bedauernd hier stehen, sprechen wir unsere Theilnahme aus. „Gehen Sie

Digitized by Google

erst einmal in die Steinstraße", wird uns die Antwort, „dort sieht es noch ganz anders aus." Wir folgen der Richtung, die uns bezeichnet wird, und gehen den Canal entlang, über den Quai de Paris und Quai Kellermann. Die Häuser sind hier von den Flammen mehr verschont geblieben, dagegen fast alle an der Fronte von Kugeln durchlöchert. Vor dem Quai Schöpflin biegen wir links ab in die Steinstraße. Was für ein trauriger trostloser Anblick! Von den Häusern dieses Stadttheils steht kaum hier und da noch eine Wand. Alles verbrannt, und das Verbrannte noch von Kugeln zerschossen. Wie traurig entspricht der ominöse Name der Straße jetzt der Wirklichkeit! Nur Steine rings, in die das Werk der Menschenhände von der Macht der Zerstörung wieder aufgelöst ist. Arme Leute stehen hier und suchen ihre Häuserchen und finden sie nicht mehr heraus aus dem allgemeinen Trümmerhaufen. Und wie Mancher, der hier seine Habe vernichtet sieht, kann sich nicht einmal den Trost versprechen „daß kein theures Haupt ihm fehle!"

Wir wenden uns ab von diesen Bildern des Schreckens, um überall neue aufzunehmen. Die halb zerstörte Rue de la nuée bleue führt uns dem Place Broglie zu. Die ausgebrannten Hallen und Façaden der stolzen Gebäude hier nehmen vielleicht weniger das Mitgefühl in Anspruch, prägen aber der Erinnerung weit mehr die Vorstellung des Schrecklichen ein. Ruine neben Ruine zeigt sich hier dem Blick. Rechts das verbrannte Café Broglie mit seiner schönen Terrasse, an der das eiserne Gitterwerk herabhängt, dann das halbzerschossene Hôtel de Ville und weiter hinten die Trümmer der Präfectur. Links die Banque de France, deren Dachstuhl herabgebrannt ist, und die Ruinen der Artillerieschule. Den düstern Hintergrund bildet das völlig ausgebrannte Theater, von dessen kahlen Mauern das Gespinnst der Gasröhren herabhängt. Man hat auch hier Rettungsversuche gemacht, die fruchtlos waren. Auf der Treppe liegen Programme, Billets, Briefe und Telegramme in bunter Verwirrung umher. Unter den Bäumen dort, nach der Präfectur zu, liegt ein Haufen von Coulissen, die man gerettet hat, und das Grün der buntgemalten Landschaften hebt sich sonderbar ab von dem düstern Grau der umherstehenden Trümmer.

Wir gehen zurück durch die Promenade Broglie, deren Bäume von der Gluth versengt sind und wenden uns der neuen Kirche zu. Hohe, kahle Mauern starren uns entgegen. Wir treten in den Anbau ein, wo sich die berühmten Bibliotheken Straßburgs befanden, die bekanntlich ein Raub der Flammen geworden sind. Auf der verkohlten Asche ist theilweise noch deutlich die Schrift zu lesen. Auch Ueberreste der Schöpflin'schen Alterthümersammlung liegen umher, steinerne Köpfe und Arme, reiche Beute für reliquiensüchtige Touristen. Wir treten heraus und an den Trümmern des protestantischen Gymnasiums vorüber, das das Schicksal der daranstoßenden Kirche getheilt hat, wenden wir uns dem Kleberplatz zu. Die Statue Kleber's ist von Kugeln verschont geblieben und trägt einen grünen Kranz. Aber auch hier tritt uns eine großartige Ruine entgegen, die des Museums; auch hier die schrecklichste Verwüstung. In den Winkeln der öden Mauern ist Stroh ausgestreut. Hier suchten die Wachtmannschaften Schutz vor den Kugeln. Zwischen Köpfen und Armen von Statuen liegen Stücke von Gewehren umher, die bei der Uebergabe aus Wuth an den Mauern zerschlagen sind.

Wir gehen zurück, durch kleine Seitengäßchen dem Münster zu. Da

Digitized by Google

steht die herrliche Façade in all ihrer überwältigenden Pracht, vor unseren Augen. Freilich auch der Riese trägt die Spuren der schweren Zeit, und manche Kugel hat Wunden in seinen Wunderbau geschlagen. Aber im Ganzen ist seine Schönheit unversehrt und wir dürfen sagen: Wir haben Straßburg für Deutschland gewonnen und den Münster für die Menschheit erhalten.

Diese Spuren und Wunden des Krieges an dem Meisterwerk Erwin's aufzuzählen dürfen wir uns ersparen. In allen Blättern und Blättchen wird längst darüber berichtet sein, wenn diese Zeilen gelesen werden. Wir gehen weiter an dem kaiserlichen Schlosse vorüber, das zu einem Lazareth erhoben ist. Die Ill liegt vor uns und über eine Brücke schreitend kommen wir auf den Quai des Pecheurs. Dieser ganze nordöstliche Stadttheil mit der Krütenau bis zum Fischerthor hin hat ebenfalls stark gelitten. Auch hier sind ganze Straßen eingeäschert, Hunderte zu Bettlern gemacht.

Damit haben wir auch unsern Gang durch die am meisten beschädigten Stadttheile beendigt. Wir würden mit allzu dunklen Farben auftragen, wenn wir nicht hinzufügten, daß ganze Straßen auf der östlichen Seite der Stadt, in den wir angelangt, verschont geblieben sind, nur hier und da eine Kugel eingeschlagen, die über ihr Ziel hinausflog. Aber ist es nicht des Elends und der Verwüstung genug, was uns auf unserer Wanderung entgegen getreten?

Noch einen Gang wollen wir nicht versäumen. Vom Quai des Pecheurs wenden wir uns der Akademie und der Tabaksmanufactur zu. Auf der linken Seite befindet sich hier, der Akademie schräg gegenüber, der botanische Garten. Hier ist die Ruhestätte aller Derjenigen, die während der Belagerung eines gewaltsamen oder natürlichen Todes gestorben sind. An der Wand eines Gewächshauses entlang steht Kreuz an Kreuz, da in manchem der Gräber drei oder vier Personen zusammen begraben liegen. Auf so manchem Kreuz ist das kleine Wort „tué" zu lesen. Man sagte mir, daß im Ganzen 12 bis 1400 Personen während der Belagerung hier begraben wurden. Friede ihrer Asche!

* * *

Wir haben auf unserm Gang durch die Stadt nur die rein äußeren Bilder der Zerstörung festgehalten. Aber nicht diese Ruinen allein erzählen uns von den Schrecken der Belagerung. Ueberall, wohin der Blick auch fällt, treten uns Zeugnisse des Elends entgegen, die Monate lang auf der unglücklichen Stadt gelegen. Zunächst fallen uns die vielen Frauen in Trauerkleidern auf, die einen doppelt düstern Eindruck machen, während sie zwischen diesen Ruinen umherwandeln. Dann die bleichen Gesichter, die man überall sieht. Es giebt nicht Wenige, die von der Erbitterung darüber, daß sie jetzt die deutschen Soldaten als Sieger einziehen sehen müssen, mehr aufgerieben werden, als durch die überstandene Noth der schweren Zeit. Aber wie Viele sind doch auch, namentlich unter den älteren Frauen, die wie Schatten umherwanken, denen die Entbehrungen und Drangsale dieser traurigen Wochen den bleichen Stempel des Leides und der Krankheit auf Stirn und Wange gedrückt haben. Man braucht nur einen Blick auf die noch immer mit Düngerhaufen verdeckten Kellerlöcher zu werfen, um von dem tiefsten Mitleid bewegt zu werden. In diesen dumpfen feuchten Räumen, in die kein Strahl des Lichtes, kein frischer Luftzug hinabdrang, haben die

Digitized by Google

Unglücklichen Wochen und Monate wie lebendig Begrabene zubringen müssen. Steigt man dort hinab, so findet man eine vollständige Einrichtung, Betten, Stühle und Tische. Beim matten Schimmer einer Petroleumlampe war hier die Familie versammelt, ohne trauliche Unterhaltung, ohne beschäftigende Arbeit, in stiller Angst, da man auch hier sich nicht sicher geborgen wußte. Drohte doch so oft das in Brand gerathene Haus den Einsturz, schlug doch nicht selten eine Kugel durch alle Stockwerke durch, auch in die Tiefe noch den Tod sendend!

Wer erzählt uns von all' den Leiden, die hier in wenigen Wochen erduldet wurden? — Die Gräber auf dem Jardin des plantes sind stumm. Die Bürger der Stadt in ihrem Groll und ihrer Erbitterung sind dem Fremden gegenüber wenig mittheilsam. Zeitungen, die während der Belagerung erschienen sind, aufzutreiben, habe ich mich während meines zweitägigen Aufenthaltes vergeblich bemüht. Nur eine einzige Nummer des „Courier du Bas-Rhin", die vom 19. August, ist mir in die Hände gefallen. Fast den einzigen Aufschluß über die inneren Vorgänge in der Stadt geben uns die Placate an den Straßenecken, an denen sich eine ganze Geschichte der Belagerung ablesen läßt. Versuchen wir es, die hauptsächlichsten Momente derselben nach Anleitung dieser Placate und mit Benutzung einiger Zeitungsnotizen hervorzuheben in einer Darstellung die natürlich nicht den geringsten Anspruch auf Vollständigkeit machen darf.

Erst die Schlacht bei Wörth, deren unglücklichen Ausgang die versprengten Flüchtlinge meldeten, erweckte in der Bürgerschaft der Festung, die sich auf den Sieg der französischen Waffen verlassen hatte, die Vorstellung von der Möglichkeit einer Belagerung. Wenige Tage darauf, als die Vortruppen des badischen Corps erschienen, faßte man diese Möglichkeit ernster in's Auge. Ein Placat vom 11. August fordert alle Bürger, die vor den Thoren Holz- und Steinkohlenvorräthe besaßen, zur Hereinschaffung derselben in die Stadt auf. Die Schließung des Gaswerkes wird schon am folgenden Tag angekündigt. Die Nummer des „Niederrheinischen Couriers", die mir vorliegt, bereitet auf das Bombardement vor. Ein Erlaß der Mairie erinnert daran, daß bei der Belagerung von 1814 der badische Obergeneral einige Brandkugeln in die Stadt habe werfen lassen, um die Bürgerschaft einzuschüchtern, was aber ohne Erfolg geblieben sei. Falls man etwa eine solche Grausamkeit, die mehr gegen die friedlichen Bürger, als gegen die kriegerischen Vertheidiger gerichtet sei, im gegenwärtigen Augenblick wiederholen werde, so sei es nöthig, daß die Bürgerschaft zur Hülfeleistung bei Bränden bereit sei. Es werden daher sogenannte „Löschdepots" an verschiedenen Stellen der Stadt angeordnet. Dieselbe Nummer macht bekannt, daß sich aus den Schützen der Stadt „Francireurs" gebildet hätten, um bei Tage Dienste auf den Wällen zu leisten. Am folgenden Tag, dem 20. August, macht der Commandant bekannt, daß der „Moment solemnel" der beginnenden Belagerung gekommen sei. Daß er in so unbestimmten Ausdrücken den Bürgern die Eröffnung des Bombardements ankündigte, darf man wohl dem Commandanten zum Vorwurf machen. Aber dies ist vielleicht auch der einzige Vorwurf, der ihm mit Recht gemacht werden darf. Im Uebrigen war seine Haltung während der ganzen Belagerung tadellos. Und was ist in deutschen Blättern über diesen Mann Alles gefabelt worden! Wie denn überhaupt zu bedauern ist, daß in diesem Kriege die schöne Tugend des Deutschen, die Mäßigung, so oft und so schwer gelitten hat. Die Ge-

Digitized by Google

schichte von dem herumgeschleiften Kopf eines deutschen Officiers, von dem todtgeschossenen Maire Human gehören ebenso in den Bereich chauvinistischer Fabelei, wie Alles, was in der kleinen fanatischen Presse über die Persönlichkeit des Commandanten gelogen wurde, daß er ein preußischer Deserteur sei, eine badische Kasse bestohlen habe ꝛc. Fordert doch auch ein bekannter deutscher Schriftsteller den General Uhrich vor den Richterstuhl der Geschichte, weil er die Stadt nicht gleich nach Eröffnung des Bombardements übergeben wollte! Hat man vergessen, daß die ruhmreiche Vertheidigung von Colberg nach einer noch schrecklichern Katastrophe, als es Wörth und Metz waren, eines der schönsten Blätter der preußischen Geschichte bildet? — Diesem würdigen General wird es stets zur Ehre gereichen, daß er die ihm anvertraute Stadt mit Heldenmuth vertheidigte und nachdem er seine militairische Pflicht erfüllt und nun die Schrecken eines Sturmes über die unglückliche Stadt heranziehen sah, auch der Pflicht der Menschlichkeit Genüge zu leisten nicht widerstrebte. Und wenn man vielfach behauptet hat, daß der General gegen den Willen der Bürgerschaft die Stadt so lange vertheidigt, so führen wir nur die folgende Mittheilung als Gegenbeweis an: In einem an die Municipal-Commission gerichteten Briefe vom 20. Sept. erbat sich General Uhrich das Patent des ihm verliehenen Ehrenbürgerrechtes der Stadt, um es als ein theures Vermächtniß in seiner Familie von Geschlecht zu Geschlecht zu vererben!

Eine kleine Opposition muß übrigens der Commandant doch gegen sich gehabt haben. In einer Proclamation vom 31. August macht er bekannt, daß er von einer Versammlung auf dem Gutenbergplatz benachrichtigt worden sei, die ungesetzliche Beschlüsse gefaßt habe und daß er in Folge dessen alle öffentlichen Versammlungen verbiete.

Die Katastrophe von Sedan war dem Commandanten durch die Belagerer mitgetheilt worden. Unter der Bürgerschaft verbreitete sich die Kunde von diesem gewaltigen Ereigniß erst nach der Ankunft der Schweizer am 11. September. Schon vorher war der Ruf nach der Republik laut geworden. Der bisherige Präfect, Pron, hatte nach langem Zureden zugestehen müssen, daß er durch eine Depesche von Schlettstadt von der Proclamirung der Republik in Paris und dem Rundschreiben Gambetta's an die Präfecten Nachricht erhalten. Nähere Auskunft erhielt man erst, wie bemerkt, durch die Schweizer. Eine Deputation von Bürgern begab sich dann zum General Uhrich und bat ihm, zu gestatten, daß die Republik proclamirt werde. Der General erklärte sich alsbald dazu bereit. Der Präfect Pron und der Maire Humann nahmen ihren Abschied. Eine neue Municipal-Commission constituirte sich aus republikanisch Gesinnten und der Professor der Pathologie, Dr. Küß, ein in der Stadt hochgeachteter Mann, wurde zum Maire ernannt. Gleichzeitig wurde der Redacteur des „Courrier du Bas-Rhin", Börsch, mit der provisorischen Leitung der Präfecturgeschäfte betraut. Am 20. September erschien dann der von der Republik neu ernannte Präfect, Valentin, ein energischer Mann, der 1848 bereits Repräsentant Straßburgs in der Nationalversammlung gewesen war.

Eine Ansprache, die er bei Antretung seines Amtes an die Bürgerschaft richtete, beginnt mit folgenden Worten: „Le Corps Legislatif dans sa séance du 4. Septembre courant a prononcé la déchéance de la dynastie des Bonapartes, qui deux fois arrivée au pouvoir par de criminels attentats contre la Représentation nationale a trois fois en un demi-siècle

Digitized by Google

attiré sur la France la honte et les désastres de l'invasion." Er erklärt, daß er, Edmund Valentin, zum Präfecten des Niederrheins und Engelhard zum Maire von Straßburg ernannt sei. (Dem Letzteren gelang es nicht, in die Stadt zu kommen und Dr. Küß blieb daher in seinen Functionen.) Die Ansprache schließt dann mit dem Dank der Republik, der sie der Stadt Straßburg für ihre heldenmüthige Vertheidigung votire.

Die Wirksamkeit Valentin's, dessen Thätigkeit Anfangs belebend auf den gesunkenen Muth der Bürgerschaft einwirkte, war nur von kurzer Dauer. Wenige Tage darauf erklärte General Uhrich, seinem Vertheidigungsrath, daß er die Stadt nicht gegen den bevorstehenden Sturm zu halten vermöge, und man beschloß fast einstimmig die Uebergabe. Eine würdige Proclamation des Commandanten, von einem Erlaß des Maires Kühr begleitet, machte diesen Beschluß der Bürgerschaft bekannt. Diese beiden Documente, die von den Zeitungen mitgetheilt wurden, bildeten den Abschluß zum kurzen und gerade in der Kürze ihres Lapidarstyles ergreifenden Geschichte der Belagerung, die von den Straßenecken abzulesen ist.

* * *

Noch einmal, ehe wir die Stadt verlassen, führt uns der Weg am Münster vorüber. Noch einmal schauen wir an den herrlichen Façaden empor bis zu der Spitze des Kreuzes, das, vielleicht von einer Kugel getroffen, gebogen erscheint. Wie überwältigend ist dieser Anblick zu jeder Zeit! Wie viel mehr noch in einer so bedeutungsvollen Gegenwart!

Es ist der Eindruck des Unvergänglichen, der uns hier entgegentritt und der den Menschen niederdrücken würde, wenn nicht zugleich das erhebendste Gebilde der Kunst ihn mit strebenden Pfeilern und Bogen hinaufzöge in die freie sonnige Höhe. Jahrhunderte lang wälzte sich der Strom der Menschen zu seinen Füßen vorüber, wie dort die Fluthen des Rheins. Mit jenem Frieden, den die Meisterhand des Genius seinen wundervollen Formen eingeprägt hat, schaut er herab auf das Gewühl des Tages, auf den Kampf der Leidenschaften, auf das Treiben jenes Menschengeschlechtes, unter dem nichts dauernd ist, als der Wechsel.

Noch trägt er auf der Höhe seines Thurmes die Farben der Ergebung und des Friedens, die weiße Fahne; aber daneben weht schon mächtig und stolz die deutsche Fahne von jenen Höhen auf die gesegneten Gauen herab, die wieder ein Glied am Leibe der Germania werden sollen.

Er hat einen Tag der Schmach und des Verraths und Jahrhunderte schimpflicher Fremdherrschaft gesehen. Nun ist ein Tag der Vergeltung und des Ruhms gekommen und Jahrhunderte des Friedens und Segens sollen ihm folgen.

Ob man, wenn sein Dach wieder aufgebaut wird, auch die Spuren der Kugeln am steinernen Laubgewinde der Façade zu verwischen versuchen wird? — Besser vielleicht, wäre es, diese Wunden an seinem Riesenleibe dürften bleiben, damit sie nach Jahrhunderten noch die Kinder Straßburgs an die Zeit erinnerten, unter deren Wehen sie wieder Deutsch wurden; damit sie für unsere späten Nachkommen eine sichtbare Erinnerung an den heiligen Krieg seien, in welchem Deutschland groß, frei und glücklich wurde.

Wilhelm Rullmann.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Harmlose Briefe eines deutschen Kleinstädters.

An den Herausgeber des „Salon".

Aus Paris im October 1870.

Ja, lieber Freund, aus Paris! Mein erster Brief, der nicht „aus Deutschland" datirt ist. Wir leben eben in so ungewöhnlichen Zeiten, daß Alles kopfunter, kopfüber geht. Der deutsche Kleinstädter ist nach Paris gekommen, der unfehlbare Papst kommt als Harmloser vielleicht nach Deutschland, und am Ende wird Edmond About gar noch ein anständiger Mensch. „Man soll nicht sagen, was eine Sache ist", sagt der Berliner.

„Der Ballon ist angespannt!" Mit diesen Worten betrat mein Mädchen neulich mein Zimmer. Ich packte meine Siebensachen zusammen, nahm mir „Unsere Zeit" und eine Zahnbürste mit und fort gings — in's Blaue hinein.

Da ich seit langen Jahren nicht in Paris gewesen war und das Bedürfniß empfunden hatte, mich über die Zustände unter dem Kaiserreich vorher genau zu informiren, nahm ich die Revue „Unsere Zeit" zur Hand, in deren letzten Heften einige sehr interessante Artikel über die Regierung des verflossenen Kaisers enthalten waren. Sie wissen, lieber Freund, daß „Unsre Zeit" den Beruf hat, eine fortlaufende Chronik der Gegenwart, eine ununterbrochene Ergänzung des Conversationslexikons und der Sammelplatz zu sein, an welchem das Material für die zukünftige Geschichtschreibung unserer Tage zusammengetragen wird. Es ist ein sehr verdienstvolles Unternehmen, das seiner Aufgabe im Großen und Ganzen gewiß auch gerecht wird. Daß bisweilen kleine Schnitzer vorkommen, daß z. B. Laube, der von der Musik ungefähr so viel versteht wie der Franzose von der Geographie und der sich principiell um die Oper nicht kümmert, einmal als wiener „Operndirector" genannt wird — das hat am Ende nicht viel auf sich; und ist vollends nicht der Rede werth, wenn es sich um einen einfachen Druckfehler handelt. Aber in diesen Artikeln über Napoleon's Regierung kommen doch Dinge vor, die ich ganz und gar nicht habe begreifen können. Das liegt jedenfalls an mir; denn ich bin von der Unfehlbarkeit der Journalisten viel mehr überzeugt, als von der des Papstes. Vielleicht können Sie mir auf die Sprünge helfen.

Der Verfasser des Artikels, Heinrich Blankenburg, berichtet z. B. über den Staatsstreich und schreibt da u. A. das Folgende: „Louis Napoleon nahm keinen Anstand, bei seiner Proclamirung zum Präsidenten diesen Eid mit fester, sicherer Stimme zu leisten. Wenn, woran kaum ein Zweifel zulässig, schon damals der Entschluß in ihm gereift war, dennoch über Nationalversammlung und Verfassung hinweg die erbliche Gewalt an sich zu bringen, so ist eine Rechtfertigung vor dem strengen Richterstuhle der Moral *vielleicht unmöglich*, sein Glaube an die Unabweisbarkeit geschichtlicher Nothwendigkeit aber und sein Cultus der Volkssouveränetät, in welcher nach seiner

Digitized by Google

Auffassung Verfassungen wie Gewalten ihre einzige Rechtsquelle haben, dürfen bei der Beurtheilung seines Handelns nicht außer Berücksichtigung bleiben."

Ich habe mir den Kopf zerbrochen, was das heißen soll. Wenn dieser Satz einen Sinn hat — und er hat doch gewiß einen Sinn — so kann es meines Erachtens nur der sein, daß Blankenburg den Staatsstreich, den Eid- und Verfassungsbruch zwar nicht gerade empfehlenswerth, aber auch nicht abscheulich, und ihn gewissermaßen sogar gerechtfertigt findet. Die alberne „Moral" mag die Achseln darüber zucken; Napoleon's Glaube an die „geschichtliche Nothwendigkeit" läßt aber den Eidbruch als nicht unstatthaft erscheinen. Und dabei werden wir uns mit Herrn Blankenburg wol beruhigen müssen. Nun, ich gestehe Ihnen offen, lieber Freund, daß ich noch immer in dem kindlichen Glauben befangen bin, daß Verfassungsbruch und Eidbruch unter allen Verhältnissen ganz gemeine Verbrechen sind, und daß ich mich zu der höhern Auffassung der Blankenburg'schen Geschichtschreibung, welche recht freundlich mildernde Umstände gelten läßt, nicht einmal in meinem Luftballon aufzuschwingen vermag.

Aber diesen Satz und andere Sätze, die mir bei der Lectüre des Blankenburg'schen Artikels auffallen, würde ich nicht weiter berührt haben, wenn nicht ein ganz unverständlicher Passus die Bitte um Aufklärung mir aufgenöthigt hätte. Blankenburg schreibt nämlich über das erste napoleonische Preßgesetz: „Um die Schriftsteller einer strengen Controle und Verantwortung zu unterwerfen, wurde bestimmt, daß jeder, auch der kleinste, nur ein Excerpt aus anderen Blättern bringende Artikel von seinem Verfasser unterzeichnet werden mußte. So entschieden hierin die Absicht einer weitern Fesselung der Presse erkannt werden muß, hat diese Maßregel doch die allergünstigsten Erfolge für die französische Journalistik gehabt. Die Tagesschriftsteller wurden sich bewußt, daß sie durch Unterzeichnung ihrer Artikel nicht nur vor der öffentlichen Gewalt, sondern auch vor dem Publicum eine Verantwortung übernahmen, daß sie mit ihrer Ehre und ihrer Ueberzeugung für die Arbeit ihrer Feder einzutreten hatten. Von jenem literarischen Vagabundenthum, das in der deutschen Presse unter dem Schleier der Anonymität vielfach sein Wesen treibt, weiß Frankreich infolge dessen wenig auf."

Das ist mir noch unverständlicher, als die Lehre von der höhern geschichtlichen Nothwendigkeit und ihre versöhnende Einwirkung auf Eidbrüche. Hier handelt es sich, wie Sie sehen, um eine Principienfrage; um die Frage: ob der Tagesschriftsteller seine Artikel unterzeichnen soll oder nicht. Nun hat es bisher so ziemlich allgemein als feststehende Regel gegolten, daß die Anonymität für politische, satirische, polemische und kritische Artikel das einzig richtige ist. Und jeder anständige Journalist betrachtet diese Anonymität als die nothwendige Bürgschaft für die Unabhängigkeit seiner Feder, für die wahre Freiheit der Presse; nicht aber als ein sicheres Versteck, von dem aus man auf friedlich Vorübergehende mit Koth werfen könnte. Herr Blankenburg hat eine ganz curiose Auffassung von der Anonymität, wenn er glaubt, daß sie vornehmlich die unlauteren Bestrebungen gewisser Winkelschreiber begünstige, daß sie dazu diene, billigen Kaufs zu schimpfen und zu verleumden. Die Anonymität hat doch sicherlich den höhern Zweck, die Sache, über welche geschrieben wird, aller schädlichen Rücksichtnahme auf die Persönlichkeit, welche schreibt und welche liest, zu entkleiden. Der Gedanke

Digitized by Google

soll unversehrt und rein niedergeschrieben werden, wie er sich gebildet hat; und der Journalist, der ihn niederschreibt, soll nicht von den Nebengedanken irritirt werden: Was wird Herr X., bei dem ich morgen zu Mittag eingeladen bin, dazu sagen? Und wie wird Fräulein Y., mit der ich morgen Abend die erste Quadrille tanzen muß, die Sache auffassen? Herr Z., dem ich noch eine Rechnung zu bezahlen habe, denkt doch eigentlich ganz anders darüber; ich werde wol morgen einen Mahnbrief bekommen u. s. w. Solche kleinlichen und selbst ernstere Erwägungen in Betreff des lieben Ichs und des Verhältnisses zu guten Freunden und getreuen Nachbarn sollen den Journalisten nicht kümmern: man weiß ja, welches Unheil die Rücksichtnahme auf persönliche Beziehungen in der Presse angerichtet hat, man weiß, wie die Kritik fast ganz verschwunden, weil eben leider Gottes der Kritiker an ihre Stelle gerückt ist — an die Stelle der Sache die Person, d. h. das bekannte Individuum, welches weiß, daß es bekannt ist und welches sich trotz alledem und alledem immer von gewissen persönlichen Nebendingen, die mit der Sache nichts zu schaffen haben, beeinflussen läßt.

Die Geschichte der Presse — plaidirt sie nicht laut genug für die Anonymität? Hätte Junius seine Briefe, hätte Montesquieu seine „Lettres Persanes" schreiben können, wenn sie im Anonym (resp. Pseudonym) nicht das Bollwerk für die völlige ungebundene Freiheit ihrer Feder gehabt hätten? Wäre die „Times" möglich, wenn ihre Artikel gezeichnet werden müßten, und würden die Artikel, wenn sie von Mr. Smith, John, Thompson oder irgend einem andern greifbaren Wesen unterzeichnet wären, ein Hundertstel der Wirkung erzielen, welche sie in ihrer Anonymität unter der die ganze journalistische Ladung deckenden Flagge der „Times" ausüben? Und, um nicht in die Weite zu schweifen, würde, wie Herr Blankenburg anzunehmen scheint, die deutsche Presse wirklich auf ein höheres Niveau gelangen, wenn ihre Mitarbeiter zur Namensunterschrift gezwungen würden?

Ich bezweifle es! Ich will mich nicht in den Verdacht bringen, daß ich um die Gunst meiner journalistischen Collegen buhle; aber es ist gewiß nicht zu viel gesagt, wenn ich behaupte, daß in keiner andern Presse der Welt eine solche Summe von Intelligenzen, ein solches Quantum von Talent, sittlichem Ernst und Ehrlichkeit enthalten ist, wie gerade in unserer guten deutschen Presse. Die bestechlichen und schmähsüchtigen Individuen — auf sie zeigt man mit den Fingern und sie sind gerade so bekannt, als wenn sie ein jedes ihrer käuflichen oder injuriösen Producte mit ihrem vollen Namen unterzeichneten, eben deswegen, weil ihre Zahl glücklicherweise eine sehr geringe ist. Aber es ist baare Thorheit, anzunehmen, daß diese elenden Eigenschaften vorzugsweise unter dem Schutz der Anonymität zur Reife gedeihen. Das widerwärtige Treiben der Soldschreiber und professionellen Schmäher wird durch die Anonymität gerade so wenig gefördert, wie es durch Nennung des Namens gehindert wird. Und es ist mehr als Unverstand, es ist eine schreiende Ungerechtigkeit, wenn Herr Blankenburg behaupten will, daß das „literarische Vagabundenthum" in der deutschen Presse „vielfach", in der französischen „wenig" vertreten sei. Ich habe immer gedacht, daß Deutschland von jener Preßgaunerei, die in Frankreich florirt hat, glücklicherweise ganz frei geblieben sei. Ich habe nicht gehört, daß sich deutsche Journalisten, wie die elenden nichtsnutzigen Preßlakaien, die der kaiserlichen Regierung ihr Gewissen und ihre Feder verkauften, sich Häuser gebaut, Maitressen gehalten und Hunderttausende erschwindelt haben. Giebt es auch bei uns bestechliche

Digitized by Google

Publicisten, so verkriechen sie sich doch wenigstens und möchten im Geheimen sündigen. Sie haben noch so ein Restchen von Schamgefühl beibehalten. Die Hallunken der französischen Presse aber machen sich mit ihrem Laster breit, renommiren mit Schamlosigkeit, stellen die Ehrlosigkeit der Gesinnung zur allgemeinen Schau aus und setzen ihre Firma darunter.

Wollte Herr Blankenburg die Gewogenheit haben, mir in unserer deutschen Presse einige Seitenstücke zu den Prachtexemplaren anzugeben, welche in Frankreich thatsächlich die öffentliche Meinung beherrscht haben?

Wo ist unser deutscher Girardin, dem jeder Schwindel recht ist, wenn er ihm lucrativ erscheint, der den Nationalitätenhaß gewaltsam und bewußtvoll schürt und entzündet, vorausgesetzt, daß dadurch ein paar tausend Abonnenten gewonnen werden?

Und wo sind unsere deutschen Cassagnacs? Wo jene literarischen Raufbolde, die die persönliche Verleumdung ihrer politischen Gegner zum journalistischen Grundsatz erhoben haben und, da ihnen das Handwerk mit dem Fleuret und dem Revolver ebenso geläufig ist, wie das mit der Feder, jeden berechtigten Einspruch gegen die Ehrabschneidung mit einem Stich oder Schuß in die Brust des Gegners beantworten?

Und wo ist unser deutscher Fiorentino, der Jahre lang das kritische Feuilleton im „Moniteur" schrieb und keine musikalische Schöpfung, keine künstlerische Leistung gelten ließ, wenn der Componist oder Sänger die Gunst des mächtigen Recensenten nicht vor dem Erscheinen der Kritik mit baarem Geld erkauft hatte; der aus jeder Mittelmäßigkeit, welche ihn bezahlte, eine künstlerische Größe machte?

Und wo ist denn in Deutschland die ganze kläffende Meute der officiösen großen Hunde, die im kaiserlichen Stall gefüttert werden, und die sich jeden Tag die Instruction holen, ob sie murren, bellen, beißen oder winseln sollen? Hat vielleicht die Nennung des Namens Veuillot daran verhindert, die ultramontanen Anschauungen mit einem an die Miasmen der Cloake gemahnenden Stile zu vertheidigen? Und ist der kleine Edmond About weniger frech gewesen, weil er unter seine nichtswürdigen Artikel seinen Namen gesetzt hat?

Und wenn in unserer Presse „literarisches Vagabundenthum" sein Wesen treibt, wie nennt Herr Blankenburg das Gesindel, welches im „Figaro" — einem der weitest verbreiteten Organe Frankreichs — im „Gaulois" und wie die Schmutzblätter alle heißen, die Beschimpfung jeder ehrenhaften Gesinnung, die Herabsetzung alles Dessen, was verehrungswürdig ist, die öffentliche Besudelung des Privatlebens, die Zerstörung der gesellschaftlichen und sittlichen Ordnung, die Verleumdung und feuilletonische Wegelagerei in witzelndem, pikantem Ton gewerbsmäßig betreiben? Wo ist denn unser deutscher Villemessant, den man nicht ohne Grund „vile et méchant" genannt hat, wie man die Erzeugnisse aus der Feder About's mit einem treffenden Wortspiel als „de la boue" (de l'About) bezeichnen konnte?

Mein bestes Argument für die Anonymität habe ich aber noch in petto; und gegen dieses wird gewiß selbst Herr Blankenburg nichts einzuwenden haben. Dies Argument lautet: Herrn Blankenburg würden alle Unannehmlichkeiten, die ich genöthigt bin, ihm zu bereiten, erspart geblieben sein, wenn er seinen Artikel nicht unterzeichnet hätte.

Ich habe über den Blankenburg'schen Artikel ziemlich viel gesprochen; aus guten Gründen. Hätte der Artikel in einer Zeitung gestanden, die heute

Digitized by Google

gelesen und morgen vergessen wird, so würde ich ihn gar nicht erwähnt haben. In einer Zeitschrift aber, welche gebunden, in die Bibliothek gestellt und als Quelle benutzt wird, sollten doch solche Irrlehren keine Stätte finden; und begegnet man ihnen, so muß man sie unschädlich zu machen suchen. Um versöhnlich zu schließen, will ich noch bemerken, daß der Blankenburg'sche Artikel im Allgemeinen gut geschrieben ist und viel brauchbares Material enthält.

Unter allen diesen Gedanken war ich zwar nicht in der Achtung des Herrn Blankenburg, aber im Luftballon immer höher gestiegen. Ich fühlte Schwindel und das sagte mir, daß ich in der Nähe von Paris sein müßte. Von meinen Abenteuern in der Luft, wo ich mit Nadar's „Intrepide" einen blutigen Strauß zu bestehen hatte, lassen Sie mich schweigen, denn es drängt mich, Ihnen über Paris die neuesten Nachrichten mitzutheilen.

Kurz und gut ich kam an.

Welcher Anblick, lieber Freund! Dieses Volk von zwei Millionen Menschen, ohne Victor Hugo zu zählen, in heller Begeisterung, gewappnet vom Scheitel bis zur Sohle, die Petroleumlampe in der Hand und bereit, den explodirenden Inhalt auf den Feind zu schütten! Es war erhebend. Ich traf zur glücklichen Stunde in Paris ein, denn soeben hatte sich die Nachricht von dem neuesten Siege der Franzosen verbreitet. Man hatte ein zuverlässiges Telegramm erhalten, daß Bazaine Metz genommen habe. Es war die siebente oder achte Einnahme von Metz in diesem Kriege. Sieben oder acht Mal war Bazaine aus Metz ausgezogen und hatte sieben oder acht Mal die Festung wieder besetzt. Diese in der Kriegsgeschichte einzig dastehende That wurde denn auch mit Jubel begrüßt. Zu Ehren des Sieges wurden alle Köpfe illuminirt, die leichte Cavallerie trabte über die Trottoirs der Boulevards und ließ ihre Fahnen wehen, und die alte Garde vom Ballet faßte einmüthig den Beschluß, eine Abschreckungsrecognoscirung gegen das feindliche Lager zu unternehmen. Auf dem Boulevard war große Volksversammlung, und ein Mobilgardist hielt eine große Rede. Er sagte: „Bürger, Paris ist uneinnehmbar. Die Hülfsmittel Frankreichs sind unerschöpflich. Es giebt keinen Pöbel in Paris. Nach meiner Ansicht müssen die Fremden vertrieben werden. Das ist meine aufrichtige Ueberzeugung; denn die Fremden wollen uns Elsaß und Lothringen nehmen, das wir ihnen geraubt haben. Das können wir nicht dulden; denn wir marschiren an der Spitze der Civilisation, und der Rhein ist insofern unsere natürliche Grenze, als wir den Rhein natürlich gern zur Grenze haben möchten. Stehlen ist nicht unehrenhaft, aber Gestohlenes sich wieder abnehmen lassen, dazu wird kein Mann von Ehre seine Einwilligung geben können. Ich stelle den Antrag: Die Invasion so schnell wie möglich zurückzuschlagen, die Preußen vollständig zu vernichten, und Wörth, Metz und Sedan gänzlich zu ignoriren. Es lebe die eine untheilbare Republik!" Unter stürmischem Hurrahrufen wurde der Antrag einstimmig angenommen.

Da verbreitete sich plötzlich die Nachricht, daß ein Preuße in die Versammlung sich eingeschlichen habe. „Auf die Tribüne mit ihm!" riefen die Einen, „An die Laterne!" riefen die Anderen Und da mir die Wahl gelassen wurde, wählte ich die Tribüne. Man verlangte von mir Auskunft über meine Person, und mein politisches Glaubensbekenntniß. Ich besann mich nicht lange und sprach: „Mitbürger! Ich bin allerdings in Deutschland geboren, aber das thut mir sehr leid und ist in Anbetracht meiner damaligen

Digitized by Google

Jugend wohl zu verzeihen. Von Herzen bin ich stets Franzose gewesen. Schon als kleiner Junge liebte ich die Bouillon und fand das Wort Kraftbrühe unausstehlich. Unter allen Geschichten, die mir meine Wärterin erzählte, gefiel mir immer am besten die von Esmeralda, ihrer Ziege und dem häßlichen „Glöckner von Rotterdam", wie die gute Alte beharrlich den Victor Hugo'schen Quasimodo nannte. Unter solchen Eindrücken wuchs ich auf. Und so bin ich denn jetzt zu Euch geeilt, um in Eurer Mitte zu siegen oder zu leben. Ihr wollt wissen, was ich von der Sache Frankreichs, von dem Geschicke der großen Nation denke? Ihr sollt es hören. Mitbürger! Ich kann Euch nur mit den Worten eines edlen Dresdners antworten, der auf dieselbe Frage, was er von der Zukunft Europa's halte, den Bescheid gab: „Was ich Anno 48 gesagt habe, das habe ich auch Anno 58 zur Zeit des Krimkrieges gesagt; das habe ich wiederholt beim Ausbruche des italienischen Krieges; ich habe es gesagt, als es in den Elbherzogthümern losging; ich habe es Anno 66 wieder gesagt. Und das sage ich auch jetzt: Wer weeß was werd." Da die Pariser diesen alten Witz noch nicht kannten, erregte meine Rede die herrlichste Begeisterung, und ich wurde aufgefordert, weiter zu sprechen.

„Bürger!" fuhr ich fort, „ich bin wie Ihr überzeugt von der Unüberwindlichkeit unserer guten Sache. Was ich Euch jetzt sagen werde, betrübt mich; denn es betrifft einen Mann, der mir auch in seinen Verirrungen sympathisch ist. Der alte Garibaldi ist recht schwach geworden. Den heroischen und patriotischen Unsinn von Mentana verzeihe ich ihm gern, ja, er imponirt mir sogar; daß aber Garibaldi, der wahrlich auf seinen Lorbeeren ausruhen könnte, jetzt zum alten Faselhans geworden ist und sich nach Disteln bückt, das thut mir leid. Ihr wißt, der alte Herr ist der Friedensliga beigetreten und deswegen, weil er den Krieg principiell verabscheut, und sich so der Ehre beraubt, an unserer Seite zu kämpfen." Hier wurde ich lebhaft unterbrochen. „Garibaldi angekommen!" — „General irregulärer Truppen!" — „Garibaldi hoch!" tönte es von allen Seiten. „Garibaldi ist angekommen?" wiederholte ich. „So? Dann nehme ich Alles zurück und bedaure nur, daß er seinen Verstand in Caprera zurückgelassen hat. Im Uebrigen wißt Ihr, Bürger, daß die Loirearmee die Preußen bis in das Herz Frankreichs hineinlockt, um sie dort zu vernichten. Schon stehen sie in Orleans, aber seid versichert, sie werden keine Jungfrau dort finden. Nein, Bürger, kein Stein einer Festung, keine Gebietsabtretung, keine Jungfer von Orleans, dies ist und bleibt unser Programm!"

Unter nicht enden wollendem Beifall verließ ich die Tribüne, und trat an einen Zeitungskiosk und an die Spitze der Civilisation. Ich kaufte mir nämlich die Abendzeitung, welche neue Enthüllungen über die Schandthaten des Kaisers und neue Siegesbulletins enthielt. Aus den ersteren theile ich die folgenden Depeschen mit, welche für die Niederlage der französischen Waffen allerdings vollkommen genügende Aufklärung geben.

Weißenburg, den 3. August. Mac Mahon an Kronprinz Friedrich Wilhelm: Greifen Sie mich morgen an, Sie werden mich schlagen. Setzen Sie die Vernichtung am 6. bei Wörth fort. Herzlichen Gruß.

Metz, den 13. August. Bazaine an den Kaiser: Bitte dringend, mir die Hälfte der 100,000 Thaler zu schicken, welche König Wilhelm Ew. Majestät übergeben hat, da ich mich sonst morgen sowie am 16. und 18. zu vertheidigen gezwungen bin, was gänzlich wider die Verabredung wäre.

Digitized by Google

Verdun, den 13. Auguſt. Der Kaiſer an Bazaine: Courier mit der verlangten Summe geht ſofort ab, wir dürfen auf keinen Fall die Schlacht gewinnen, da ſonſt Dynaſtie unrettbar verloren wäre. Habe vollſtändigen Kriegsplan ſoeben Moltke mitgetheilt. Machen Sie keinen Unſinn.

Chalons, den 25. Auguſt. Failly an den Kronprinzen von Preußen: Mac Mahon erwartet Sie ſowie Kronprinzen von Sachſen vom 26. bis 30. dieſes Monats ganz ſicher bei Sedan. Kaiſer wird auch da ſein. Er erſucht, Schloß Wilhelmshöhe einrichten zu laſſen. Letzte Baarſendungen empfangen, an Mac Mahon und Kaiſer vertheilt. Grüße feindlichſt.

Aus der Geſammtheit dieſer Actenſtücke, welche der Independance merkwürdiger Weiſe entgangen ſind, ergiebt ſich das verrätheriſche Spiel der napoleoniſchen Generale und des Kaiſers bis zur Evidenz. Armes Frankreich, in welche Hände hatteſt Du Dein Schickſal gelegt! Aber auch glückliches Frankreich! Du kannſt Dich über ſolche Dinge noch freuen!

Der Luftballon iſt eben wieder vorgefahren, ich muß einſteigen und ſage Ihnen daher nur in aller Eile ein herzliches: Auf Wiederſehen.

Ihr

harmloſer Kleinſtädter.

Digitized by Google

Bilder und Scenen vom Kriegsschauplatze.

Vom Special-Correspondenten des „Salon" bei der Südarmee.

Mit größerer Muße, als die beiden vorigen Male, schreibe ich heute in Versailles die Fortsetzung meiner Kriegserlebnisse. Der Kanonendonner der Forts von Paris dröhnt freilich mit dumpfem Gebrumm von Zeit zu Zeit in meine Ohren, aber an diese in unregelmäßigen Pausen tagtäglich wiederkehrende Musik bin ich in den zwei Wochen meines hiesigen Aufenthalts zu sehr gewöhnt worden, um dieselbe noch sonderlich zu beachten. Es ist ja nur das unbedeutende Vorspiel des furchtbaren Artilleriekampfes, der mit dem Beginn des Bombardements von Paris anheben wird.

Der Uebergang der dritten Armee über die Vogesen fand am 9. und 10. August statt, ohne wesentlich vom Feind behindert zu werden. Nicht an einer einzigen Stelle hatte man die schönen, breiten Gebirgsstraßen aufgerissen; selbst das kleine Fort Lützelstein, dessen Kanonen die von Weitersweiler nach Petersbach führende Chaussée vollständig beherrschen, war ohne Kampf geräumt worden, und die Festung Lichtenberg, welche einen zweiten der Vogesenpässe bewacht, ergab sich nach kurzer Beschießung. Es war ein herrlicher Anblick, als wir zu Fuß, zu Roß und zu Wagen den steilen, dicht bewaldeten Berggrat hinanklommen und die reiche Landschaft sich in immer wechselnden Perspectiven, die häufig an die schönsten Partien des Thüringer Waldes erinnerten, vor uns entfaltete. In Petersbach wurde ein mehrtägiger Halt gemacht; ein Theil der Herren des kronprinzlichen Hauptquartiers — und ich mit ihnen — fand ein Unterkommen in dem fast eine Stunde entfernten Dorfe Lohr. Als ich andern Morgens meine Briefe in strömendem Regen nach Petersbach auf die Feldpost bringen wollte, verirrte ich mich und gerieth tief in den Bergwald hinein. Nirgends war ein Mensch zu erblicken, der mich hätte zurecht weisen können, bis ich endlich im Dickicht des Waldes auf einen feingekleideten Mann stieß, der, mit einer Jagdtasche angethan, bei meiner Ankunft seine Schritte sichtlich beschleunigte und ängstlich stehen blieb, als ich ihn anrief. Mehr noch als sein scheues Wesen fiel mir auf, daß er meine deutsch gestellte Frage achselzuckend im reinsten Französisch beantwortete, während die ganze Bevölkerung der Gegend sich im täglichen Verkehr immer noch der deutschen Sprache bedient. Nur mit einem Gebirgsstock bewehrt, empfand ich nicht eben das größte Behagen, als ich mich an diesem abgelegenen Ort allein einem Franzosen gegenüber sah, der vielleicht seine Flinte hinter dem nächsten Baum versteckt und bewaffnete Genossen in der Nähe haben konnte. Unsere beiderseitigen Gefühle mochten denen des Monostatos und des Papageno bei ihrer unerwarteten Begegnung nicht ganz unähnlich sein; das furchtsame Benehmen meines Vis-à-Vis und die angeborene Kaltblütigkeit, welche mich Angesichts wirklicher oder eingebildeter Gefahren nicht leicht zu verlassen pflegt, ermuthigten mich jedoch zu einem festen Auftreten, und mit dem Bemerken, daß ich ein Begleiter des kronprinzlichen Hauptquartiers sei, ersuchte ich den Mann höflich, aber in bestimmtestem Tone, mich auf den Weg nach Petersbach zu geleiten. Er erfüllte ohne Einrede mein Verlangen und ich erfuhr später zu meiner großen Heiterkeit von meinem Quartierwirth in Lohr den Grund seines Umherstreifens in den Wäldern. Es war der Wildhüter des Ortes und als solcher

Digitized by Google

bei den Bauern, welche sich in Frankreich keiner Jagdgerechtigkeit auf ihren eigenen Feldern erfreuen, wenig beliebt; obendrein ein geborener Pariser, hatte er bei Ankunft der deutschen Truppen die lebhafteste Angst empfunden und sich seit mehreren Tagen im Walde versteckt gehalten. Die Furcht der ländlichen Bevölkerung des Elsaß vor unseren Soldaten war übrigens, wie ich schon in meinem vorigen Bericht angedeutet, kaum eine viel geringere. In Merzweiler, wo ich in der elenden Hütte eines Schuhflickers logirte, saß die alte Großmutter sprachlos und zitternd am Herd, alle freundlich beruhigenden Worte schienen unverstanden an ihrem Ohr abzugleiten, und noch am andern Morgen, als sie wieder wie sonst ihr Spinnrad vor sich hingestellt, vermochten die bebenden Finger kaum den Faden zu drehen. Es waren meist ärmliche Dorfschaften, durch welche wir kamen: Häuser von Fachwerk mit weißgetünchten Lehmwänden, höchstens zuweilen auf einer Grundlage von röthlichen Sandsteinquadern aufgeführt, mit glatten, länglich schmalen Ziegeln, den sogenannten „Ochsenzungen", oder mit Holzschindeln gedeckt, innen schmutzig und kahl, vorn nur selten ein schlecht gepflegtes Gärtchen mit gelben Strohblumen, Stockrosen oder hohen Sonnenblumen. Aber noch jenseits der Vogesen und über eine Stunde weit nach Lothringen hinein trugen alle Christusbilder am Wege und fast alle Häuser und Grabsteine deutsche Inschriften. An manchem Hause fand ich alterthümliche religiöse oder humoristische Sinnsprüche angebracht; so stand auf einem derselben über der Eingangsthür:

„Wer da aus- und eingeht,
Und sein Sinn zu stehlen steht,
Der bleib' draußen,
Unsere Katzen können selbst mausen."

Sobald wir etwas weiter in Lothringen hinein kamen, änderte sich der Charakter der Landschaft und der Bevölkerung in auffallender Weise. Die dichten Wälder hörten auf, das Terrain blieb zwar noch hügelig, aber es war nur noch mit dürren Getraidestoppeln oder mit kurzem, von der Sonne verbranntem Grase bestanden; an die Stelle der Obstbaumalleen, welche im Elsaß die Einfassung aller Landstraßen bilden, traten schnurgerade Alleen langweiliger Pappeln mit weiß überkalkten Stämmen; die Häuser waren meist von Stein aufgeführt, und Mauern von lose auf einander geschichteten, nicht durch Mörtel verbundenen Feldsteinen umhegten die Hofplätze und Gärten. Die Leute sprachen nicht mehr deutsch, sondern französisch; schon in Saarburg fiel es unseren Soldaten schwer, sich mit den Bewohnern zu verständigen, und in Blamont, dem einstmaligen Blankenburg, fand vollends jede Möglichkeit der Unterredung in deutscher Zunge ihr Ende.

Hier zeigte sich außerdem schon die später sich stets wiederholende Erscheinung, daß gerade die wohlhabendsten Leute meist ihre Wohnungen im Stich gelassen hatten und in panischem Schrecken nach dem Süden geflüchtet waren. Dies schlechte Beispiel mußte auf den minder begüterten Theil der Bevölkerung natürlich die nachtheiligste Wirkung üben. Ueberall schlossen die Leute in rathloser Verwirrung ihre Magazine und Wohnhäuser und versteckten sich vor den heranziehenden Truppen, statt durch ein freundliches Entgegenkommen sich denselben gefällig zu erweisen und jeden Anlaß zu Ausschreitungen zu verhindern, die selbstverständlich nicht ausbleiben können, wenn der vom Marsch ermüdete Soldat sich den Eingang in sein verriegeltes Quartier erst gewaltsam erzwingen muß, und wenn er in den verödeten

Digitized by Google

Räumen Niemanden findet, der ihm ein Feuer zum Kochen seines Abendessens bereitet oder ihm ein Strohlager zurecht macht. Selbst in Luneville, einer Stadt von 16,000 Einwohnern, waren fast sämmtliche Kaufläden und Wirthschaften bei unserer Ankunft geschlossen und es bedurfte eindringlicher Ermahnungen von Seiten der Militairbehörden, um diesem unvernünftigen Abschließungssystem ein Ziel zu setzen. In Nancy begriffen die Leute besser den Vortheil, welcher ihnen aus dem lebhaften Handelsverkehr mit den fremden Truppen erwuchs. Die durch den Kriegsschrecken gestörten Geschäfte nahmen bald wieder ihren ruhigen Fortgang; auch die Tabaks- und Cigarrenfabrikation, welche dort zahlreiche Arbeiter beschäftigt, wurde auf Anregung des Kronprinzen von Preußen wieder in Gang gesetzt. Einem entschieden feindseligen Verhalten der Bevölkerung begegneten wir übrigens im Elsaß und in Lothringen nur in den seltensten Fällen. Was in dieser Hinsicht von den Zeitungscorrespondenten berichtet worden ist, datirt entweder aus späterer Zeit, wo vereinzelte Banden von Franctireurs im Rücken unserer Armee hie und da unsere Proviantransporte belästigten, oder beschränkt sich auf die Umgegend von Metz, wo Bauernspione durch waghalsige Durchbrechung des Cernirungsrayons die Verbindung mit der belagerten Festung zu unterhalten suchten. Es fehlte freilich auch bei unserer Armee nicht an abenteuerlichen Gerüchten von aufgefangenen Spionen und von vereitelten Attentaten auf das Leben der bei der Bevölkerung einquartirten unwillkommenen Gäste. Bei näherer Nachforschung lösten sich all' diese Geschichten jedoch meistens in blauen Dunst oder in harmlose Mißverständnisse auf. In Ligny war ich selbst Zeuge eines derartigen possirlichen Vorfalls. Ich hatte mich mit mehreren Soldaten in einem großen verlassenen Hause einquartirt, das von den Franzosen bereits theilweise zu einem Militairlazareth eingerichtet worden war. Die Leute suchten in den geräumigen Kellern umher und entdeckten endlich zahlreiche gefüllte dickbäuchige Flaschen, deren Inhalt sie für Selterser Wasser hielten und mit Wein vermischt tranken. Nach wenigen Stunden kamen sie zu mir heraufgestürzt und sprachen höchst aufgeregt die Vermuthung aus, daß sie durch das genossene Getränk vergiftet worden. Sie verspürten Bauchgrimmen und Kolikbeschwerden und baten mich, den sie wegen meiner weißen rothbekreuzten Binde für einen Arzt hielten, den Inhalt einer der mitgebrachten Flaschen zu untersuchen. Sobald ich einen Schluck davon gekostet, erklärte ich ihnen lachend, daß sie sich an mineralischem Bitterwasser, das wahrscheinlich für den Gebrauch der Kranken bestimmt gewesen, gelabt hätten und nun den unbehaglichen Folgen ihrer Naschhaftigkeit nicht entrinnen würden. Wie manches Vergiftungsgerücht mag im Kriege auf ähnliche Weise entstehen und unter Umständen die verhängnißvollste Wirkung nach sich ziehen!

In Nancy waren uns — anfänglich dunkel und unbestimmt, bald aber mit Angabe näherer Details — die Berichte über die glorreichen Siege der ersten und zweiten Armee bei Metz zu Ohren gekommen. In Ligny erhielten wir am 24. August die erste sichere Kunde, daß das Lager bei Chalons von den Franzosen geräumt worden und die unter Mac Mahon's Befehl gestellte Armee in nördlicher Richtung nach Rheims abmarschirt sei, um die Verbindung mit dem in Metz eingeschlossenen Bazaine zu gewinnen. Dieser Umstand machte es nöthig, unsern bisher in gerader Linie auf Paris gerichteten Marsch zu unterbrechen und unverzüglich eine Flankenbewegung nach Norden in's Werk zu setzen. Das große Hauptquartier Sr. Majestät des Königs in Bar le Duc passirend, marschirten wir über Revigny aux

Digitized by Google

Baches und St. Menehould nach dem ärmlichen Dorfe Senuc, wo uns von unserer Avantgarde detaillirte Nachricht über die Stellungen des Feindes zuging. Der Dienst, welchen die Cavallerie, insbesondere die Ulanen, unserer Armee durch kühne und sichere Recognoscirungen im gegenwärtigen Kriege geleistet, kann nicht hoch genug angeschlagen werden. Im Kriege von 1866 war die preußische Reiterei noch in größere Corps von je zehn Regimentern eingetheilt. Man hatte die Erfahrung gemacht, daß sich diese schwerfälligeren Massen nicht mit ausreichendem Vortheil verwenden ließen, und hatte daher seitdem die Eintheilung in kleinere Divisionen von je vier Regimentern vollzogen, deren leichtere Beweglichkeit einen vielfachern Gebrauch derselben zur Maskirung unserer Märsche und zur Auskundschaftung der feindlichen Stellungen ermöglichte. Unsere Cavallerie umschwärmte immer in weiten Bogen oder in Zickzacklinien das Gros der Armee, sie wußte, uns meilenweit voransprengend, sich dem Feinde meistens auf eine Entfernung von tausend Schritten zu nähern und uns über Marschrichtung und Stärke desselben au fait zu setzen, während die Franzosen fast immer über unsere Bewegungen in Unkenntniß waren, weil sie sich ihrer Cavallerie höchstens, nach Art Napoleon's I., zu gelegentlichen Massenangriffen während der Schlacht bedienten. Man erzählt, der Chef unseres Generalstabes, Generallieutenant von Blumenthal, habe, als er die Stellung des Feindes zwischen Le Chesne und Beaumont erfuhr, kopfschüttelnd gesagt: „Ich verstehe nicht die Absicht Mac Mahon's; ich sehe nur so viel, daß er gänzlich verloren ist, und daß er hier — (dabei deutete er auf der Karte mit dem Finger auf Sedan) — vernichtet werden muß." Man weiß, wie genau diese apodictische Prophezeihung unseres genialen Strategen in Erfüllung ging, und die Ereignisse der Schlacht von Sedan und der ihr vorhergehenden Tage sind in allen Zeitungen so ausführlich geschildert worden, daß ich die Leser des „Salon" nicht mit einer Wiederholung dieser Berichte ermüden will. Nur der unerhörten Strapazen, welche unsere Truppen auf dem Marsche nach Sedan und in den nächstfolgenden Tagen heldenmüthig ertrugen, möchte ich kurz gedenken. Manche Regimenter waren im Laufe eines einzigen Tages eine Strecke von sieben deutschen Meilen marschirt; bei so schnellem Vorrücken konnten die Proviantcolonnen, trotz aller sorgfältigen Vorkehrungsmaßregeln der Intendantur, den Truppen nicht schnell genug folgen, und die ärmlichen Dörfer im nördlichen Theil des Ardennendepartements boten zu geringe Vorräthe an Lebensmitteln dar, als daß der Ausfall durch Requisitionen hätte ausreichend ergänzt werden können. Es wäre daher in der Gegend um Sedan bei unseren Truppen wie bei der Bevölkerung ein erheblicher Nothstand eingetreten, wenn nicht der rasche Sieg es möglich gemacht hätte, den Vormarsch durch die reichen Districte der Champagne schon nach wenigen Tagen zu beginnen. Hier war es uns in Rheims, Montmirail und Coulommiers nach langer Entbehrung zum ersten Mal wieder vergönnt, uns an eine wohlbesetzte Wirthshaustafel zu setzen; selbst Zucker und Milch — Luxusgegenstände, auf die wir seit Wochen hatten verzichten müssen („die Milch wird knapp, die Schrecken des Krieges beginnen sich zu zeigen!" lautete bekanntlich der Stoßseufzer eines pariser Journals in den ersten Tagen der Cernirung) — wurden für Geld und gute Worte in den meisten Hôtels zum Kaffee gereicht. Nur Cigarren waren auch in der Champagne nirgends zu kaufen. Tabak und Cigarren wurden, als Eigenthum der Regie, bei Ankunft der ersten deutschen Truppen überall von den Militairbehörden mit

Digitized by Google

Beschlag belegt und unter die Soldaten vertheilt; ein unglücklicher Zeitungscorrespondent mußte froh sein, wenn er hie und da in einem Bureau de Tabac für theuren Preis noch eine Düte mißduftigen Knellers erhielt, der aus irgend einem vergessenen Schubfache zusammen gekratzt wurde und sich zur Noth in freier Luft aus einem Kalkstummel rauchen ließ. „Les Prussiens ont pris tout", war die stereotype Antwort der Bewohner, wenn man Cigarren, Tabak oder Zucker zu kaufen begehrte. Ich brach in ein schallendes Gelächter aus, als ich am Abend nach dem Gefechte bei St. Pierremont in dem Dorfe Oches eine auf der Steinbank vor ihrer Thür sitzende Frau um einen Trunk Wassers bat, und dieselbe Antwort erhielt: „Ah, monsieur, il y avait de l'eau, mais les Prussiens l'ont pris tout!" In Betreff der Cigarren sieht's sogar hier in Versailles nicht besser aus; Anfangs konnte man noch im Hôtel des Reservoirs für zehn Sous (vier Silbergroschen) das Stück einen Glimmstengel erwischen — aber jetzt ist auch diese Quelle seit Tagen versiegt, und ich fürchte nächstens Kohlblätter rauchen zu müssen, wenn nicht, wie in Bar le Duc, ein deutscher Speculant hier ein Cigarrengeschäft etablirt.

Am Schaufenster eines Buchhändlerladens in Rheims fand ich ein patriotisches Lied ausgehängt, das ein Herr Prosper Tarbé zur Anfeuerung des Muthes seiner Landsleute gedichtet hat, und das, nach dem Muster der Marseillaise, den stolzen Titel „La Champenoise" führt. Das ist freilich die einzige Aehnlichkeit, welche das Machwerk des Herrn Tarbé mit dem unsterblichen Liede Rouget's de Lisle hat. Die renommistische Schlußstrophe lautet:

Mais non! bientôt, soldats heureux,
Loin de la frontière,
Nous franchirons victorieux
L'Allemage entière;
Et tous dans Berlin triomphant
Nous redirons en défilant:
Poltrons en arrière!
Champagne en avant!

Da ich Ihnen das letzte Mal von Boursault aus geschrieben, will ich doch beiläufig erwähnen, daß das herrliche Schloß seitdem mit knapper Noth der Gefahr der Einäscherung entgangen ist. Bei unserer Abreise wurde nämlich von Dienern des Schlosses eine der Kriegskassen des Hauptquartiers mit einem Inhalte von 40,000 Francs gestohlen. Dem energischen Auftreten des bayrischen Kriegscommissairs G. gelang es, die Bewohner des Ortes zur Ergreifung und Auslieferung der Diebe zu veranlassen. Mit Ausnahme von 400 Francs, welche durch den Schloßverwalter ersetzt wurden, fand sich noch die ganze Summe bei ihnen vor; die Kassette hatten sie in einen Brunnen geworfen. Wäre man des geraubten Geldes nicht wieder habhaft geworden, so hätte nach den strengen Kriegsgesetzen das Eigenthum des flüchtigen Schloßbesitzers, der eine solche Zahl von Spitzbuben in seinen Diensten gehabt, für das Verbrechen seiner Angestellten büßen müssen. Allerdings nahm man mit Sicherheit an, daß schlimmsten Falls die Bewohner des Ortes die 40,000 Francs aus eigenen Mitteln ersetzen würden, um die Zerstörung eines Schlosses zu verhindern, das einen Werth von vielen Millionen repräsentirt.

Digitized by Google

Im Cabinet des Kaisers auf Wilhelmshöhe.

Skizze von **A. Mels***).

Am zehnten October dieses für alle Zeiten unvergeßlichen Jahres, Morgens ein Viertel vor zehn Uhr, führte mich Herr Piétri, Privatsecretair Napoleon's III., durch eine Reihe von Sälen zum Cabinet des Kaisers. Im Vorzimmer bat er mich einen Augenblick zu warten und trat allein in das linker Hand gelegene Cabinet. In diesem Vorzimmer befanden sich der General Castelnau, der Hauptmann Graf Lauriston, der zweite Stallmeister Raimbeau und der Leibarzt Baron Corvisart. Der erste dieser Herren, welche sämmtlich in die Lectüre der wenige Minuten vorher angekommenen Zeitungen vertieft waren, bat mich sehr höflich, mich zu setzen; doch kaum hatte ich mich niedergelassen, als auch Herr Piétri schon aus dem Cabinet zurückkam, und mich mit einer Handbewegung und einem: „je vous prie, Monsieur" einlud, einzutreten.

Ich folgte dieser Aufforderung und nach wenigen Schritten befand ich mich in der Arbeitsstube des Kaisers, welche Herr Piétri hinter mir schloß. — Ich war allein mit dem gefangenen Kaiser der Franzosen.

Fünf Minuten vor Elf verließ ich das Cabinet — die Herren im Vorzimmer lasen noch immer ihre Journale, nur anstatt des General Castelnau, war es der General Vicomte von Pajol, der jetzt den Dienst zu haben schien. Er führte mich bis an's Ende des Vorzimmers; — eine stumme Verbeugung; — dann führte mich Herr Piétri bis zur großen Treppe, wo auch er mich verließ.

Meine Anwesenheit im Schlosse Wilhelmshöhe hatte gerade Fünfviertelstunde gedauert.

* * *

Als ich in Frankfurt einem geistreichen Freunde erzählte, daß ich nach Cassel reisen würde und die Versicherung einer Audienz beim Kaiser Napoleon erhalten hätte, schüttelte er mir die Hand und sagte: „Dann sehe ich Sie wol zum letzten Mal!"

„Wieso das?" fragte ich erstaunt.

„Nun — ich denke mir, daß Sie gleich darauf ein Schiff nach Amerika nehmen werden, wo man Ihre Ankunft augenblicklich durch Placate anzeigen wird: „Great attraction! . . . the king of reporters is arrived!"

„Schlechter Witz!" sagte ich verdrießlich — „ich bin kein Reporter!"

„Mein Gott, nein! wenn Sie behaupten, daß der Feldmarschall kein Soldat ist! Kein Reporter? — Und drei Tage nach der Schlacht bei Königgrätz saßen Sie schon in Sömmerda im Cabinet des alten Dreyse und ließen sich von ihm sein Leben erzählen! Kein Reporter? . . und kaum war der Friede von Nikolsburg geschlossen, als Sie sich wie ein dräuendes Gespenst

---

*) Indem wir den obigen Artikel veröffentlichen, übernehmen wir die volle Verantwortlichkeit für die darin mitgetheilten Thatsachen; was die persönlichen Empfindungen des Verfassers für und seine persönlichen Urtheile über Napoleon III. betrifft, so brauchen wir die Leser des „Salon" nicht zu versichern, daß sie durchaus von unseren Empfindungen und unseren Urtheilen abweichen. Indessen hielten wir uns nicht für berechtigt, an den einen zu modeln, während wir den andern, ihres großen augenblicklichen Interesses wegen, einen Platz in unserer Zeitschrift einräumten. Die Red. des „Salon".

Digitized by Google

vor General Moltke erhoben und ihn, den frenetischen Schweiger, zum Sprechen zwangen — und Falckenstein — und Goeben — und von der Tann erst? — Sie sind das destillirte Reporterthum — genuine essence of Reporter! — Alle Ihre Freunde konnten es nicht begreifen, daß Sie während dieses ganzen Krieges so beharrlich schwiegen! Jetzt begreife ich es! Schlachtenberichte zu schreiben ist jetzt so gewöhnlich geworden, daß es Sie nicht mehr reizen kann; . . aber den gefangenen Kaiser, den Helden vom zweiten December und von Sedan — „the dark man, who lies", wie Lord Shaftesbury ihn nennt, „den dunklen Mann, welcher lügt", zum Sprechen zu bringen: ja, bei Gott! das ist einmal etwas Anderes! — Und Sie wollen nicht ein Reporter sein in des Wortes verwegenster Bedeutung? — wollen nicht nach Amerika gehen und als „great attraction" dienen?"

Ich drehte meinem sogenannten Freunde zornig den Rücken ohne ihm eine Antwort zu geben! — Und doch, als ich wieder ruhig ward, mußte ich mir eingestehen, daß er Recht hatte — daß der größte Theil des Publicums ebenso oder fast ebenso wie er denken würde! Als einziges Motiv, das mich trieb, wird man den Wunsch ansehen einen Sensationsartikel zu schreiben, und ich, der ich mir einbildete, Blätter von einigem Werthe — von psychologischer Bedeutung — zur Zeitgeschichte zu liefern, man wird mich nun auf dieselbe Linie in der Literatur stellen, wie Herrn ***, der über einen Straßencrawall berichtet: — — auf dieselbe Linie . . . obenan . . . great attraction!

Das war entmuthigend für mich! Mein Besuch im Jahre 1866 beim General Moltke, der so ziemlich durch alle Zeitungen der Welt gegangen ist, hat mich oft genug zur Verzweiflung gebracht. Neben diesem unglückseligen Besuch, der einen so geringen literarischen Werth hat, verschwand alles Andere, was ich sonst in der Literatur erstrebt und zu leisten versuchte! — Und nun waren vier Jahre verflossen; — ich hatte gearbeitet „mit heißem Bemühn" — und jetzt . . . — eine Audienz beim Kaiser Napoleon! — Wer sagte mir, daß man über diesen „Fünfviertelstunden im Cabinet des Kaisers" nicht abermals Alles vergessen würde, was ich in einem höhern literarischen Sinne während all' der Jahre mir vorgesetzt?

Vielleicht wird man mir es nicht glauben, wenn ich dem Leser die Versicherung gebe, daß schon in Kassel ich nahe daran war, umzukehren und Napoleon Napoleon sein zu lassen. — Von einem andern Freunde, dem ich vertraute, wie seltsam es sei, daß ein Schriftsteller eine gewisse Furcht vor der Verbreitung seiner Arbeit empfinden könne, erhielt ich zur Antwort:

„Wenn Du Dich nun nicht gleich nach Wilhelmshöhe begiebst und uns de visu berichtest, was dieser Alp, der auf Europa lastete, macht, denkt und spricht: so denuncire ich Dich bei Deinem General von Falckenstein als antiannexionistischer Gelüste verdächtig! . . . Wir haben genug Schriftsteller, die Novellen und Romane schreiben; aber keinen, der als competente Autorität die große Streitfrage schlichten kann, ob des gefangenen Imperators Schnurrbart gewichst ist oder nicht. Die „Neue freie Presse" sagt Nein; die „Kölnische Zeitung" sagt Ja! — Also geh'! — Europa harrt auf Deinen Ausspruch!"

Ich bitte den Leser um Entschuldigung, ihn so lange Zeit mit meiner Person beschäftigt zu haben; aber ich mußte mich im Voraus gegen den Vorwurf vertheidigen, in einem großen Weltereignisse nichts anders gesehen zu haben, als Stoff zu einem Sensationsartikel.

Digitized by Google

* * *

„Sire", hatte ich dem Kaiser geschrieben — „die Herzogin von Hamilton, eine deutsche Fürstin, hat gesagt: sie begriffe nicht, daß in ihrem Vaterlande, der Heimat des idealen Strebens, ein so tragisches Geschick, wie das Ew. Majestät keiner andern Betrachtung unterworfen würde, als einer gehässigen, unedlen Tagespolemik — daß ein solches Schicksal nicht Ihre persönlichen Feinde zum Verstummen bringe. Sie habe deutsche Zeitungen gelesen, sagte sie, die fast dem Figaro und dem Gaulois als Vorbild hätten dienen können, welche, sie wäre dessen versichert, augenblicklich ihr Schimpfen eingestellt hätten, wenn dem Könige von Preußen das Kriegsglück so wenig hold gewesen wäre, wie Ew. Majestät. — Die Herzogin hat nicht ganz Recht, Sire — eine so gewaltige Revolution, wie Ihr Fall, kann nicht von einer Presse, die Ew. Majestät zwanzig Jahre lang feindlich gesinnt war, in wenigen Tagen begriffen und der Leserwelt begreifbar gemacht werden. Die deutsche Presse wird gar bald beweisen, daß sie die Würde des Unglücks zu achten weiß, selbst in ihrem erbittertsten Feinde. Doch die Herzogin hat nicht genug gesagt. Es gab in der deutschen Presse Stimmen — vereinzelte, es ist wahr — die während Ihrer Macht und Größe dem Genie und dem Ruhme Ew. Majestät huldigten und Ihr Thun verherrlichten. — Daß diese Stimmen jetzt schweigen, das ist das Unrecht, welches die Herzogin zu rügen vergessen hat.

„Mit vollster Ueberzeugung habe ich Ew. Majestät achtzehn Jahre lang vertheidigt, von dem Standpunkte ausgehend, daß, trotz der fieberhaften Publicität dieser Zeit, uns dennoch das Material fehle, um den dritten Napoleon zu richten, da unsere geschichtliche Kritik für lebende Personen von persönlicher Sympathie oder Antipathie beherrscht ist und die Anecdoten-Krämerei sensationssüchtiger Zeitungscorrespondenten die Objectivität unsers Urtheils gänzlich beeinflußt. — Die Feder fiel mir aus der Hand, als Ew. Majestät meinem Vaterlande den Krieg erklärte — ich fürchtete einige Wochen lang mich achtzehn Jahre lang getäuscht zu haben. Jetzt habe ich den moralischen Beweis des Gegentheils. Man überhäuft den gefangenen Kaiser mit denselben Verleumdungen und Schmähungen wie den Gefürchteten in den Tuilerien, und da ich den Sieger von Solferino vertheidigt habe, ist es für mich eine Pflicht, von Neuem die Feder zu Gunsten des Besiegten von Sedan zu ergreifen; — ich habe die Ehre, Sire, Ew. Majestät um eine Audienz in Wilhelmshöhe zu ersuchen."

Einige Tage später erhielt ich durch den Privatsecretair des Kaisers die Zusage dieser Audienz und ich reiste nach Kassel.

Dieses ist in aller Einfachheit die Entstehungsgeschichte meiner Audienz beim Kaiser Napoleon. Keine Protection, keine Empfehlungen — nichts als ein einfacher Brief, aus dem, wie ich glaube, ein *wahres* Gefühl sprach. Weder der Kaiser noch seine Umgebung hatten bis dahin von meiner Existenz noch von meinen Schriften gewußt und erst, nachdem er meinen Brief erhalten, hatte sich der Kaiser diejenigen meiner Bücher kommen lassen, welche von seiner Regierung und ihm selbst sprachen. Ob er sie gelesen, weiß ich nicht; er hatte wenigstens Tact genug, mir während unserer Unterhaltung keines jener gemeinplätzlichen Complimente zu machen, die man für die Verfasser gewöhnlich bereit hat, von deren Werken man nur die Titel kennt.

Ich weiß, daß der Schritt, den ich gethan, und die Veröffentlichungen,

Digitized by Google

die ich über diese Audienz veranstaltet, vielen Zorn gegen mich heraufbeschworen haben und noch heraufbeschwören werden — doch ich bin daran gewöhnt. Als ich im Jahre 1866 den General von der Tann gegen die gesammte bayrische Presse vertheidigte, die ihn mehr oder minder des Vaterlandsverrathes beschuldigt: da wäre ein Anderer als ich der Wucht der Verleumdungen, die man auf mich häufte, erlegen. — Seltsam! Die letzten Worte, welche mir der General damals sagte, waren: „Bayern wird einst zeigen, daß die Natur es zu Deutschlands Vorposten im Süden bestimmt hat. Wenn ich dann noch lebe, möge man mir eine Division geben; — dann sind alle meine Wünsche erfüllt!" — Und im Augenblick, wo ich diese Zeilen schreibe, kommt mir die Nachricht seines herrlichen und für die Folge so bedeutsamen Sieges bei Orleans zu!

Welch' eine Mahnung für den Schriftsteller, stets seiner Ueberzeugung treu zu bleiben, und wenn sie noch so sehr gegen den momentanen Strom der öffentlichen Meinung zu kämpfen hat!

Jede Ueberzeugung hat ein Recht, gehört und als solche geachtet zu werden. Der Leser hat so viel über Napoleon den Dritten von Leuten gehört, die nur vom Hörensagen sprechen, mögen sie auch einmal Jemanden über ihn sprechen hören, der ihn gesehen — gehört — und mit kaltem und unbefangenem Blick beobachtet hat.

* * *

Der Kaiser stand neben dem Kamin, als ich eintrat — er trug einen schwarzen Rock und dunkel gestreifte Bukskinhosen — in seinem Knopfloch war das orangegelbe Band des schwarzen Adlerordens. Er erwiederte mit einer sehr graziösen Verbeugung die meine und lud mich ein, Platz zu nehmen. Ich gehorchte — und warf einen Blick um mich. Das Zimmer war sehr klein — es war sparsam mit Meublen ausgestattet, deren Seidenüberzug so ziemlich die Farbe verloren hatte. Auf dem mit Broschüren und Papieren bedeckten Bureau sah ich zuerst zwei Photographien, der Kaiserin und des Prinzen — dann die eines reichgeschnitzten Crucifixes in Visitenkartenformat und endlich — nicht ohne Erstaunen . . . eine Bibel.

Wie man doch, sich selber unbewußt, unter dem Eindruck Dessen lebt, was alle Welt — Einer dem Andern, nacherzählt! Der schwarze Adlerorden und die Bibel machten einen sehr schlechten Eindruck auf mich — ich hielt das für eine vorbereitete Komödie.

Als ich mich gesetzt, hob ich den Blick auf sein Gesicht. — Ich kann dem Leser die Versicherung geben, daß keine einzige der Photographien, die er gesehen, dem Kaiser ähnlich sieht. — Er hat ein äußerst angenehmes Gesicht — ich bin überzeugt, daß es Frauen giebt, besonders jüngere, welche dieses Gesicht hübsch nennen würden. Sein Schnurrbart ist ganz blond, in's Röthliche schimmernd — und nur im Knebelbart bemerkt man die Wurzeln der Haare grau werden. Das aschblonde Kopfhaar ist sehr leicht ergraut — die Stirn fast ohne Furchen und der Teint leicht gebräunt. Er ist dreiundsechzig Jahre alt und scheint ein angehender und sehr gut conservirter Fünfziger zu sein.

„Aber mein Gott", dachte ich — „hat der Kaiser denn mehrere Gesichter, oder ist dies ein falscher Kaiser? — Was hatte ich nicht Alles von dem Mann mit dem erloschenen Blick, mit den erschlafften Zügen gelesen! Wie oft hat man ihn dem Tode nahe gesagt . . . und so weiter, und so weiter . . ."

Und da saß ein Mann vor mir, der vor Allem den Eindruck des feinen Mannes, des Weltmannes machte — ein Mann, der sicherlich eben so gesund aussah, als ich selbst, der ich mich nicht entsinne, jemals ernstlich krank gewesen zu sein.

Seine erste Frage, die er an mich richtete und die ihm am meisten auf dem Herzen zu lasten schien, war nach Straßburg — er bat mich, ich möchte ihm Alles davon erzählen, was ich gelesen und gehört. Ich that es und hauptsächlich erzählte ich ihm, was ich von dem Herausgeber dieser Zeitschrift selbst in Frankfurt vernommen hatte. — Das Gesicht des Kaisers nahm je länger ich sprach einen immer traurigern Ausdruck an.

„Unglückliche Stadt", hörte ich ihn ein Mal über das andere murmeln. Als ich geendet, sagte er: „Welch' ein Krieg — welch' ein Krieg! . . . und wie wird er enden? . . ."

„Sire", erwiederte ich, „nach dem grausigsten Winter schickt Gott stets den linden Frühling — er wird auch nach diesem verheerenden Kriege Frieden schicken — Frieden und Versöhnung!"

„Versöhnung?" sagte der Kaiser — „nachdem man zwei Provinzen Frankreich genommen? Wenn Sie Frankreich kennen, halten Sie das für möglich?"

„Ich glaube, Sire", erwiederte ich etwas verlegen, „ich glaube, daß der Friede ohne diese Annexionen jetzt unmöglich geworden ist; die öffentliche Meinung fordert dieselben zu gebieterisch!"

Der Kaiser schien zu bemerken, daß es mir schwer ward, über diesen Gegenstand mit ihm zu sprechen, und ich muß ihm Dank wissen, daß er nicht weiter in mich drang. Er wechselte das Thema; aber leider setzte er mich nur noch mehr in Verlegenheit.

„Ich habe neulich in einer deutschen Zeitung gelesen", sagte er, „daß im Zimmer der Kaiserin im Lager von Chalons obscöne Bilder hingen." Er heftete den Blick auf mich und fuhr mit einer Stimme fort, in der trotz der Ruhe ein mühsam unterdrückter Zorn vibrirte: „Welchen Zweck glaubt jener Journalist mit dieser blödsinnigen Verleumdung zu erreichen? Bildet er sich ein, daß irgend ein ehrenhafter Mensch in seinem Vaterlande auch nur eine Silbe von dieser Schändlichkeit glauben wird? . . . Und wenn nicht, für wen schreibt er denn? Für wen entehrt er sich denn durch diese schmutzigen Lügen?"

„Sire", stotterte ich, „so Etwas erfindet ein Schriftsteller nicht — ich weiß es — so Etwas hört man und schenkt ihm vielleicht zu rasch Glauben!"

„Und würden Sie auf ein bloßes, vielleicht mißverstandenes Gerücht hin eine Dame, eine Mutter öffentlich beleidigen?" fuhr er fort. — „Nein, sicherlich nicht! Diese equivoquen Bilder waren Schlachtenscenen aus dem Krimkriege und die Kaiserin ist nur wenige Male in jenem Pavillon gewesen. Ich begreife das nicht! Aber schon seit Jahren habe ich daran gedacht. — Ich verstehe das nicht. Das Warum entgeht meinem Verständniß! — Wie eine Meute ist die fremde Journalistik über das kaiserliche Frankreich hergefallen und hat meine Regierung, von der sie nichts wußte — meine Anhänger, deren Namen sie kaum kannte — meine Familie, mich selbst in den Augen der Welt herabgesetzt! . . . Und warum das? Waren die Menschen blind, als sie nicht sahen, daß unter meinen Händen sich Frankreich glänzend erhob?"

„Sire", erwiederte ich, „das war eine Waffe — eine Waffe, deren Werth

Digitized by Google

mir zu beurtheilen nicht zusteht — aber dennoch eine Waffe gegen die in Frankreich herrschende Preßbeschränkung!"

„Meinen Sie?" sagte der Kaiser kalt lächelnd; „am Gemessensten benahm man sich unter den schärfsten Preßgesetzen; die Preßlicenz begann erst mit der Preßfreiheit."

„Das würde sich mit der Zeit geläutert haben", meinte ich.

Der Kaiser schwieg einige Augenblicke, dann sagte er: „Ich würde augenblicklich alle Preßgesetze abschaffen, wenn man mir Garantien von der Ehrenhaftigkeit der Journalisten gäbe. Verstehen Sie mich wol — ich spreche von publicistischer Ehrenhaftigkeit — nichts publiciren, was man nicht mit der größten Genauigkeit weiß — dem on dit rigorös die Spalten verschließen und die Personalitäten gänzlich aus dem Spiel lassen! — Freilich, wie das anstellen? Aber ich glaube, daß eine öffentliche Meinung, die zehn Jahre lang nur von solchen Journalen geleitet wäre, die reifste und richtigste der ganzen Welt sei!"

So interessant dieses Gespräch auch immerhin für mich, den Schriftsteller, sein mochte, so wünschte ich doch sehnlichst, daß er es auf die brennende Frage des Tages richten möge. Nach einiger Zeit fragte er mich, was ich von der neuen „Pseudorepublik" hielte? Ich sah nicht ein, warum ich dem Kaiser meine Meinung verbergen sollte. Ich erzählte ihm, daß das Prognosticon, welches ich 1867 dem Herrn Jules Favre gestellt habe, im Falle eines Krieges mit Deutschland Wort für Wort eingetroffen sei. Lächelnd erwiederte er mir, er könne mir darüber kein Compliment machen — das wäre zu leicht zu errathen gewesen.

„Einer Regierung gegenüber", sagte ich, „welche täglich das Gefühl der Armee verletzt und sich nur auf Advocaten und Journalisten stützt, müssen die Anforderungen unserer Regierung von Tag zu Tag wachsen; denn selbst Jules Favre und Gambetta werden bald überwundene Standpunkte sein und das Triumvirat, welches Frankreichs Geschicke leiten wird, heißt in wenigen Tagen vielleicht Rochefort, Flourens und Kérartry!"

„Oder Mégy", sagte der Kaiser.

Wir kamen auf den Grafen von Keratry zu sprechen, den frühern Adjutanten des Marschall Bazaine, dessen Persönlichkeit ich mir ebensowenig jemals zu erklären fähig war, als sein Thun und Wirken. Der Kaiser gab mir die Aufklärung, die ich verschweigen will.

Auch von dem General Trochu sprachen wir; der Kaiser erzählte mir, noch wenige Stunden vor dem Einbruch des Volkes in den Gesetzgebenden Körper habe der General der Kaiserin seine Soldatenehre verpfändet, daß keine Revolution zu befürchten sei. „Mit ein paar hundert Mann hätte er dieses namenlose Unglück für Frankreich verhindern können", sagte der Kaiser. Als ich Trochu den Herzog von Ragusa des zweiten Kaiserreichs nannte, meinte der Kaiser, der Marschall Marmont hätte wenigstens Napoleon I. (Napoleon III. nannte stets seinen Oheim kurzweg „l'Empereur" und ein paarmal verstand ich nicht recht), bevor er ihn verrieth, wichtige Dienste geleistet! . . . Als ich dem Kaiser sagte, diese Republik und das ruhige Verschwinden des ganzen immensen Bonapartismus wären so seltsam, daß ich lange Zeit gedacht hätte: „Que c'était une république par ordre do l'Empereur", zuckte der Kaiser mit den Achseln, als wenn ich eine Dummheit gesagt hätte.

Wol möglich! Aber ich muß gestehen, daß ich mich lange Wochen mit

Digitized by Google

dieser Idee herumgetragen habe, und daß meine Unterhaltung mit dem Kaiser diese nicht gänzlich widerlegt hat. Sicherlich hätte man dem zum Frieden geneigten Kaiserthume stets an den Kopf geworfen, daß die Republik Frankreich errettet haben würde und von diesem Vorwurf hätte es sich nimmermehr erholen können. So aber wird die Republik sich wenigstens ebenso ohnmächtig den deutschen Waffen gegenüber zeigen, wie das Kaiserreich — die Republik wird jenen Frieden schließen müssen, der zwei Provinzen von Frankreich losreißt, und dann wird der Bonapartismus von Neuem erscheinen und der Landbewohner wird sagen können: „L'empereur n'aurait jamais fait cela!"

Wie gesagt — es ist dies eine persönliche Meinung; aber die Unterhaltung, welche ich mit dem Kaiser gehabt und mit einigen Herren seiner Umgebung, hat nichts gethan, um dieselbe zu entkräften. Doch muß ich hinzufügen, daß ein Herr des Gefolges, berühmt durch seine Ergebung an das Kaiserreich, mir sagte: „Périsse la dynastie Impériale, si la France est sauvée."

„Ist der kaiserliche Prinz von diesen Strapatzen, die nicht seines Alters waren, erholt?" fragte ich.

„Ich danke Ihnen!" erwiederte der Kaiser schnell und in einem Augenblicke war sein Gesicht vollkommen verändert; — nicht mehr der gefangene Fürst, welcher sein Reich verloren, saß vor mir: es war der Vater, dessen Gedanken auf den geretteten Sohn gerichtet waren.

„Mein armer Sohn", sagte er, „hat viel gelitten; ich habe 1814 beinahe dasselbe durchgemacht; aber ich war damals erst sechs Jahre alt und die Eindrücke dieses Alters verwischen sich leicht; aber mein Sohn ist ja beinahe ein Jüngling — — er hat unendlich bei dem Unglück Frankreichs gelitten!"

Ich entsinne mich nicht mehr wie es kam, daß der Kaiser mir von der romanhaften Entführung des General Bourbaki aus Metz sprach. Er gab mir darüber fast dieselben Details, wie sie in allen Zeitungen gestanden hatten; und als ich ihn fragte, welches wol der Grund der seltsamen Handlung des Entführers gewesen? meinte der Kaiser mit einem leichten Lächeln, daß die preußische Regierung sich vielleicht hätte überzeugen wollen, was die Armee von Metz von der neuen Republik hielt, denn das räthselhafte Individuum, dessen Namen der Kaiser mir nannte und den ich leider vergessen habe, sei länger als einen Tag dort gewesen.

Wir sprachen noch einige Zeit über die Kriegsbegebenheiten und der Kaiser sagte mir:

„Ich bin es meiner Armee schuldig, ihr Rechenschaft über die Kriegsereignisse geben zu lassen, welche zu dieser Katastrophe geführt haben. Die Officiere des Generalstabes arbeiten daran — wenn diese Relation veröffentlicht sein wird, werden Ihre Landsleute sehen, daß trotz alles Unglücks, das sie erlitten, die gesprengte, geschlagene französische Armee dennoch auf ihre Vergangenheit ohne Scham zurücksehen kann."

Nach einiger Zeit brachte ich den Kaiser auf die durch die gegenwärtige Regierung in Paris veranstaltete Veröffentlichung der Papiere des kaiserlichen Archivs.

„Diese Papiere haben so wenig Wichtigkeit", meinte der Kaiser, „daß, als ich abreiste und man mich fragte, was damit zu machen sei, ich sagte: man möge damit machen, was man wolle! Vielleicht würde es Jemandem einfallen, über diese Herren auch etwas zu veröffentlichen; — aber keine

Digitized by Google

Privatbriefe, keine durch nichts zu verzeihende Indiscretion. Vielleicht jedoch wird man alles Das zusammenstellen, was diese glühenden Freunde des Friedens mit Preußen und Deutschland gesagt, geschrieben, veröffentlicht haben, um meine Regierung zu einem Krieg mit Deutschland fast mit Gewalt zu zwingen — zu einem Kriege, dessen Verantwortlichkeit sie mir jetzt allein aufbürden wollen, da Frankreich besiegt ist. Das würde sehr interessant sein und nicht bestreitbar — jenes indiscrete Privatbriefe, dieses geschichtliche Documente."

Der Kaiser sagte mir nicht mehr über diese Veröffentlichung; aber ich müßte mich sehr täuschen, wenn dieselbe nicht schon in Arbeit wäre!

* * *

Ich glaube die Zeit noch nicht gekommen, Das zu veröffentlichen, was der Kaiser mir außerdem sagte. Niemand — und er am wenigsten — hat mir irgend welche Beschränkung darüber auferlegt; aber ich gehe deshalb um so strenger mit meiner Feder in's Gericht und werde nur dann noch einige Details — und nicht die uninteressantesten dieser Unterredung — veröffentlichen, wenn es mir scheinen wird, daß sie Demjenigen, der sie mir anvertraut, keinen Schaden mehr bringen können.

Endlich stand der Kaiser auf — meine Audienz war beendet.

„Ich bin von dem Schritte, den Sie gethan, gerührt", sagte er einfach. „Sie haben mir eine angenehme Stunde bereitet — ich danke Ihnen, mein Herr!"

Ich verbeugte mich, ohne einen Ausdruck der Erwiederung zu finden; diese schlichten, von allem Pathos entkleideten Worte hatten mich tief ergriffen.

Als ich den Kopf in die Höhe hob, sah ich die gegen mich ausgestreckte Hand des Kaisers. — Ich weiß nicht, was die Etiquette bei solch' einer Gelegenheit vorschreibt. Ich legte meine Hand in die seine und ich fühlte einen warmen, festen, männlichen Händedruck.

* * *

Dies, mein Leser, sind die Details der Audienz, welche der gefangene Franzosenkaiser einem deutschen Schriftsteller ertheilt hat. — Ich fürchte, daß die „great attraction" ihnen fehlt — was hätte ein geschickter Feuilletonist nicht Alles daraus machen können!

Doch man verlange nicht die Analyse der Gefühle von mir, welche ich aus dem Palais von Wilhelmshöhe mitnahm; — solche Gefühle meißeln sich mit unauslöschbarer Schrift in jede Brust . . . die überhaupt noch fühlt.

Druck von A. H. Payne in Reudnitz bei Leipzig. — Nachdruck und Uebersetzungsrecht sind vorbehalten

Digitized by Google

Der Salon.

Die Unverstandenen.

Novelle von **E. M. Vacano.**

Erstes Capitel.

In welchem ein Graf mit seinem Diener plaudert.

Der Marktflecken Görnitz liegt mitten im Gebirge. Er hat eine kleine weiße Kirche, welche einen glänzend weißen Blechthurm hat. Um diese Kirche herum liegen zusammengewürfelte Häuser, mit Holzschindeln und hölzernen Gängen. Außerhalb des Marktfleckens, mit ihm durch blühende Felder verbunden, liegen drei Sensenhämmer, deren Geklapper das ganze kleine liebliche Gebirgsthal durchdröhnt. Feiner Rauch, dessen Funken im Sonnenlicht des Tages erblinden, zieht sich bis an den Gottesacker hin, der rings von Hecken und schlanken Pappeln umkränzt ist. An dem heißesten Sommertage ist tief im Gebirge immer ein Windgeist rege, der manchmal ein Blatt bewegt oder einen Wipfel zittern macht. Die Berge ringsum sind halb mit Wäldern bedeckt und halb mit kurzgrasigen Wiesen, auf welchen Rinder weiden, die jeden Grasriß mit heiseren Glockentönen begleiten. Alle Welt arbeitet da bei Tage, die Bürger des Marktfleckens sind Handwerker oder Feldbesitzer. Sie schneidern, drechseln, tischlern, machen Uhren und sehen der Frucht des Ackers und den Arbeitern nach.

Eine Todtenstille herrscht deswegen in der schmalen Gasse des Oertchens, die von dem fernen Hammerwerksausen noch mehr gehoben wird.

Um den Marktflecken herum, in den Rissen, Hohlwegen und Straßenwinkeln der Berge liegen die Hütten der Bauern, die sich in dem großen, stundenweiten Warrathal zu ganzen Dörfchen verdichten. An den Bauernhütten hängen grelle, auf Glas gemalte Fegefeuerbilder. Große Hunde blinzeln von der Hüttenstufe den summenden Fliegen nach. Das Rauschen des Mühlrades hört sich wie Musik durch das Thal. Zwischen den Dörfern und dem Gottesacker des Marktfleckens liegt das Spital. Ein altes Mütterchen sitzt unter dem Crucifix, welches neben der Thür angebracht ist. Ihr Kinn zittert und ihre gelben, runzeligen Hände frösteln und ihr wasserfarbiges Auge ruht auf dem Staube zu ihren Füßen. Manchmal fährt von den Lindenbäumen eine Duftwelle über den Ort und manchmal weht von den Pappeln aus ein leiser Accord. Und die Sonne vergoldet alles Das: warm, grell und stumm.

Auch auf dem Schlosse Görn, welches auf dem Hollaberge lag,

Digitized by Google

dicht an den Sensenschmieden hinan, war dieselbe Sonnenstille. Vom Schlosse Görn aus sah man in das Warrathal hinein, mit seinen Dörfern und seinem Herrschaftshause Schloß Warte.

Die Sonnenstille, die über Schloß Görn lag, war aber nur an der Außenseite ungestört. In der Schloßküche rieb ein Küchenjunge Geschirr, in den Zimmern lief ein Bedienter Schlittschuhe auf Wichsbürsten und zwei Mädchen klopften im Hofe Teppiche aus. Denn der Schloßherr sollte heute ankommen, um das Sommerende hier zu verbringen. Er sollte allein kommen, ohne Gäste. Der Schloßherr hieß Graf Oswald Freidank, war dreißig Jahre alt, blond und durchaus Aristokrat.

Sein schwerer Reisewagen, wie er sich durch Staubwolken dem Marktflecken näherte, fuhr voran. Das kleine offene Wägelchen, welches den Zimmerdiener, den Koch und den Groom enthielt, raspelte der Equipage nach wie ein Käfer im Sonnenstaube. Das alte Weib am Spitalthor erwachte mit wackelndem Kinn aus ihrem Schlummer und reckte instinctmäßig die zitternde Bettlerhand vor sich hin.

Der braune Kammerdiener Hans, der neben dem Kutscher saß, warf ihr über die Wagendecke ein Geldstück zu, das im Straßenstaube unfindbar verschwand.

Wie der Wagen und sein Nachfolger durch die Straße des Marktfleckens rollten, ließen der Tischler den Hobel und der Uhrmacher die Feile ruhen. Der Wirth des Goldenen Ochsen fuhr, die Hand an dem Käppchen, in den Thorweg heraus, und die Pfarrköchin hielt im Kaffeemahlen inne.

„Der Graf!“ sagten zwanzig Kehlen und vierzig Augen blinzelten in den Sonnenstaub, welcher hinter den Rädern aufwirbelte.

* * *

Graf Oswald Freidank war ein schlanker, stolzer, distinguirter Cavalier; er sah deutsch aus, weil er blond war, aber sein Auge hatte den müden Blick des Franzosen, welcher die Werke von Dumas Sohn nicht mehr im Theater mitmacht. Er hatte jene gewisse Miene, von welcher die Welt sagt: das ist ein Lebemann. Er war auch ein schöner Mann, obwol er sehr reich war. Wenn man fragte, wen er geliebt habe, so nannte man verschiedene Namen von der Oper, vom Sport und aus dem high-life. Er hatte schöne Pferde, nicht *mehr* als ein Anderer; und modische Kleider, nicht *weniger* als ein Anderer; der strengste Kritiker hätte ihm nichts Gutes und nichts Böses nachsagen, der scrupulöseste Beobachter nichts Originelles an ihm entdecken können.

Alle aristokratischen Frauen waren in ihn verliebt, wie es die Gewohnheit ist; er hatte die nothwendigen Duelle durchgemacht, kurz, er war Das, was man distinguirt nennt — d. h. er war so, wie alle Welt seiner Kaste.

Er war in der letzten Zeit der Bräutigam der Gräfin Liba Lynard gewesen. Alle Welt fand es natürlich. Beide waren unabhängig, alleinstehend, vollkommen und fad. Und ebenso natürlich fand man es, daß

Digitized by Google

sich plötzlich dieses Verhältniß löste. Es löste sich wirklich. Die Dienerschaft des Palais Lynard erzählte sich, es sei zwischen den beiden Brautleuten nicht einmal zu einem Streite gekommen: aber sobald die Beiden allein gewesen seien, hätten sie — gegähnt. Kurz nach der Trennung von Lida verließ Graf Oswald Freidank die Stadt und zog auf sein Schloß Görn, um daselbst den Sommer zu verbringen und zu vergessen, was hinter ihm lag. Er nahm seine Bedienten, seinen Koch, alle seine Röcke, Stiefletten, Hüte, Kappen und Handschuhkistchen mit, und der staubbedeckte Wagen hielt endlich vor dem alten Portal des alten, morschen, sonnenüberglänzten und epheuumrankten Bergschlosses.

* * *

Graf Oswald Freidank wollte den Sommer hier allein zubringen; man sagte ihm nach, er habe keinen Freund. Zwei Tage nach seiner Ankunft lag er in seinem Sorgenstuhl am geöffneten Fenster und seine Augen waren halb geschlossen in der Todtenstille der Gebirgsabenddämmerung. Man hätte den schönen, stolzen, schlanken Edelmann bedauern mögen über die unerträgliche Langweilstille, die auf prächtigen Salons liegt, welche sich in die Gebirgseinsamkeit verirrt haben. Nichts ist trauriger, als Damastmöbel auf dem Lande.

Der Graf wollte rauchen. Sein Kammerdiener, der braune Hans, gleichalterig mit ihm, fast mehr noch sein Vertrauter, als sein Diener, brachte das Maispapier und den türkischen Tabak und wollte Cigarretten drehen. Graf Oswald senkte seine feine Hand aus seinem blonden Bart heraus und sagte: „Laß nur, Hans, mach' Dir keine Müh'. Ich thue mir das selber. Du mußt heute schon müde sein. Du warst mir ja bis in Lilienhein drüben. Laß gut sein. Cigarrenmachen ist doch auch eine Beschäftigung. Gieb her."

Der Kammerdiener sagte, indem er die Maispapiere und Tabakdüte vor dem Grafen auf dem Fensterbretchen zurechtschob: „Werden Sie heute nicht noch einmal ausreiten, Herr Graf? Die Sonne ist eben im Untergehen."

„Nein. Es freut mich nicht, Hans."

„Soll ich die Noten ordnen?"

„Ich mag noch nicht klimpern. Erst muß der Pianostimmer ans St. Veit geholt werden."

„Oder soll ich die Patience-Karten . . ." und sein Blick flog über den Himmel wie eine Schwalbe.

Der Graf lächelte. „Nein, Hans. Mich kümmert die Zukunft nicht mehr."

„Aber der Herr Graf wird sich langweilen. Der Herr Graf ist seit den zwei Tagen seines Hierseins noch nicht in den Bergen gewesen, noch nicht im Garten unten, noch nicht auf dem Balcon oben. Wie lange soll das dauern? Der Herr Graf wird sterben vor Langeweile."

Der Graf, der hochmüthige Edelmann, berührte mit der Hand die Schulter seines Kammerdieners und sagte mit seinem trüben Lächeln:

Digitized by Google

„Ich langweile mich niemals mehr, Hans. Ich wollte auf's Land gehen, um . . ."

Der Kammerdiener fiel ihm in's Wort: „Um Gräfin Lynard zu vergessen?"

„Nein. Dafür wäre die Einsamkeit des Gebirges ein schlechtes Mittel, Hans. Ich brauche meine Braut, Gräfin Lynard, nicht zu vergessen, weil ich nie an sie denke. Und ich langweile mich nicht, wenn ich hier allein sitze und noch nicht Lust fand, in die Berge zu gehen oder Piano zu spielen, denn ich amüsire mich nicht mehr gern — nicht in der fröhlichsten Spielgesellschaft. Aber wenn es Dich beruhigt, Hans, so will ich morgen zur steinernen Nonne hinaufgehen, ich werde das Gewehr mitnehmen, und ich werde dann Piano spielen. Ich bin hierher gekommen, um ruhig zu sein, Hans. Ich bin ein wenig müde, weißt Du. Müde vom Tanzen, vom Kartenspielen, vom Geist."

„Nur müde, Herr Graf, und nicht traurig?"

Der Kammerdiener und der Graf waren, wie gesagt, fast in demselben Alter. Es war eine große Verschiedenheit zwischen dem frischen, braunen Bauerngesicht und der blonden, schönen, verlebten Aristokratenmiene; und doch war auch eine gewisse Aehnlichkeit zwischen diesem hochmüthigen Edelmann und seinem vor der Welt so gemessenen und in der Einsamkeit so demüthigen Diener.

„Traurig? — Nein, Du Narr!" lachte der Graf herzlich.

Der braune Hans war der Sohn eines Bauernpaares von Görnitz. Er war als zwölfjähriger Knabe in den Dienst des Schlosses und, so zu sagen, in den Dienst des jungen Grafen getreten; war dann sein Reitknecht und noch später sein Kammerdiener geworden. Und deshalb sagte er vielleicht jetzt undienerhaft: „Ich habe gehört, Gräfin Lida Lynard ist auch auf ihrem Schlosse."

„Ah, da kann ich also sogar Billard spielen!" sagte der Wüstling, fast ganz in Flammen. „Schade, daß sie meine Braut war. Na, starre mich nicht so fragend an. Sie affectirt amerikanische Moden, Hans. Das verstehst Du nicht! Sie würde Purzelbäume schlagen, wenn es in Newyork geschähe; sie ist ein echtes Adelskind; sie thut Alles nach ihrem Vorbild: sie ist so echt adelig wie ich selber — das liebe Mädchen."

„Und warum dann . . .", fragte Hans, die Augen senkend; er vollendete den Satz nicht.

„Warum ich sie dennoch verlassen?" Der Graf lachte wieder auf. „Weil sie zu gut ist für mich, Hans. Du verstehst es vielleicht nicht. Du weißt, wie sehr ich die Ballettänzerinnen liebe; begreifst Du nun, daß ich sie nicht lieben kann, weil sie so echt ist?"

Hans schaute sehr verwirrt; aber er sagte: „Ja."

Es liegt eine Atmosphäre der Linden über dem Zimmer und der Bediente läßt den Grafen allein. Die Sonne ist an dem Bergrücken hinabgesunken und der Mond steigt gegenüber auf. Aber man merkt das gar nicht in der Todtenstille der ganzen Gegend und dieses Zimmers. Wie schön sind die Berge!

Digitized by Google

Zweites Capitel.

In welchem eine Gräfin mit ihrer Gesellschafterin spricht.

Auf Schloß Warte residirte jetzt ebenfalls die Herrin. Der Adel liebt des Sommers immer das Land. Nicht der frischen Luft wegen, sondern weil die Stadt da noch einsamer ist. Das Land mit den glockenbehängten Heerden ist unter diesen Umständen jedenfalls lebendiger.

Gräfin Lida Lynard ist zweiundzwanzig Jahre alt und ein „Original". Man lächelt über sie — voller Neid; denn sie ist so schön und dabei so „ganz anders".

„Ganz anders" — das ist eines jener Urtheile, welche zum Beneidetwerden verdammen in der großen Welt. Gräfin Lida langweilte sich in der Modeoper aufrichtig, nicht aus Wagnerschwärmerei; sie fand manchmal einen Prinzen des Herrscherhauses tactlos!

Das Alles wäre noch zu ertragen gewesen; aber seit ihrem zwanzigsten Jahre war es nicht mehr auszuhalten mit ihr; sie gestand öffentlich, daß sie den Adel, d. h. ihre Ahnen und ihre Freundinnen und ihre Anbeter, komisch finde. Sie war keine Republikanerin, im Gegentheil; aber ohne besondere Sympathie für irgend einen andern Stand — vielleicht nur deshalb, weil sie keinen andern kannte — fand sie den eigenen, den sie kannte — die Kaste — geradezu lächerlich. Sie war eines jener Wesen, welche nirgends hinpassen, und die in die Gesellschaft geschleudert werden wie ein Meteorstein; man sieht sie manchmal hoch am Himmel oben flammen, aber man findet sie auf dem Erdboden unten nicht auf; oder man findet sie in der Ackererde, ausgekühlt, fremdartig, und hat dann keinen Beweis, daß sie vom Himmel stammen.

Gräfin Lida wurde vom Adel „amerikanisch" genannt. Aber das war eine falsche Bezeichnung. Es giebt wol unter den großen Damen einige, welche „anders" sind, indem sie Sporen tragen, Cigarren rauchen, mit tiefer Stimme reden, Jedem die Hand schütteln und ihre Amouretten affichiren — manchmal sogar jene, die gar nicht existiren; das heißt, Damen, welche anstatt feenhaft, literarisch, schwärmend, affectirt und nervös zu sein: knabenhaft, verneinend, reitpeitschenschwingend und grotesk-frivol sind. Gräfin Lida gehörte nicht zu der einen und nicht zu der andern Classe. Sie war weder Fee noch Amazone, weder Lady Tartüffe noch Messaline. Sie war klar, hell und ehrlich, und sie fand kein Gefallen an den Menschen. Sie sagte stets, was ihr mißfiel, und sie bekannte sich zu Allem, was ihr Herz berührte.

Sie war also nicht einmal interessant — sie war weder falsch, noch grob. Sie konnte nur einfach keine Freundin und keinen Geliebten haben. Sie war wie ein Kind, dem die verhätschelnden Eltern gestorben sind und das jetzt den Arm vor sich hinhält, zum Schutz vor der fremden Umgebung: scheu, trotzig, mißtrauisch, einsam.

Eines Tages hatte sie die Hand eines fürstlichen Knaben ausgeschlagen und die Generalin Möer hatte gesagt: „Ich verstehe Sie nicht mehr."

Digitized by Google

Seitdem war ihr der Beiname geblieben: „Die Unverstandene".

Gräfin Lida hüllte sich um diese Abendstunde in ein spinnwebenfeines Spitzentuch, um einen Spaziergang in die Felder zu machen. Ihre Gesellschafterin, ein kleines, schiefgewachsenes, blasses Fräulein aus einer Gouvernantenschule, holte die Strohhüte aus dem Nebenzimmer herbei. Fräulein Betty von Roky lächelte immer, wenn sie mit ihrer Gräfin sprach, sonst aber nie. Sie sparte sich ihr blasses Lächeln stets für ihre Herrin auf.

„Der erste Ausflug hier!" schwärmte Gräfin Lida froh. „Ein Ausflug in die Freiheit der Natur hinaus! In den Frohsinn, in die Ehrlichkeit und in die Natürlichkeit! O Gott, wie wir gestern hier ankamen, Betty, da war mir zu Muthe, als löse sich mein ganzes Leben in Himmelsblau auf! Ich kann nur auf dem Lande glücklich sein, unter dem ehrlichen Volke. Ich habe meine Freundinnen und unsere Cavaliere stets nur verachtet und über sie gelacht; aber seit einiger Zeit hasse ich sie, Betty, ich hasse sie mit einem unüberwindlichen Hasse, den ihre Niedrigkeit gar nicht verdient, aber den ich nicht loswerden kann. Ich habe das Landvolk stets geliebt, denn es ist das einzige natürliche Wesen — ich war immer so froh, wenn ich mit einer Bäuerin sprach; aber gelebt habe ich nie mit dem Volke — jetzt, Betty, jetzt will ich endlich zu leben anfangen: in den Hütten, auf den Wiesen, mit dem Volke. Sie werden mich nicht verstehen, so wie die ganze große Residenzmenagerie stets mißverstanden hat, was ich thue und denke: wenn ich eine Sonate Mozart's unverständlich, eine Oper Rossini's reizend fand, oder wenn ich über eine neue Mode hell auflachte, oder wenn ich beim Spazierengehen so laut sprach, daß es die Begegnenden hören konnten. Die Bauern werden mich ebenfalls nicht verstehen, aber sie werden mich wenigstens gern haben. Und ich sie auch!"

Gräfin Lida hatte während ihrer Rede ihren Strohhut an dem gelben Bande hin und her geschwungen; sie stand in einer lichten weißen Sommerrobe an einen Tisch gelehnt, auf welchem Byron und Stifter traulich neben einander lagen in rothen Einbänden. Jetzt setzte sie den Strohhut mit einem nachhelfenden Studentenklaps auf ihre hochtoupirte Frisur. Das schiefgewachsene Fräulein Betty stand in einem geschmacklos dessinirten Sommerkleid vor ihr, ihren eigenen Strohhut wie einen kalten Umschlag an die Brust drückend.

„Ja, gnädige Gräfin. Aber den Winter über werden Sie doch nicht hier bleiben wollen?" lächelte sie mit dem dünnen Munde der Buckligen.

„O, ewig!"

„Aber wir werden ja hier auch Stadtgestalten sehen, gnädige Gräfin, und die werden sich noch enger an Sie anschließen, als in der Residenz, weil man hier so isolirt ist; in dem Schlosse Randegg drüben ist schon vor vier Wochen Baron Raffaltern mit seiner Familie angekommen, wie ich höre."

„Ah, an den Tagen, wo sie herüber wollen, wird es regnen!" spottete Gräfin Lida.

Digitized by Google

„Und auf Görn drüben ist seit einigen Tagen Graf Freidank . . .“

„Mein Exbräutigam!“ lächelte Gräfin Lida. „Eh bien, après?“

„Eh bien, après?“ lächelte der Mund des Fräuleins; „wir können ihm jetzt begegnen! Und . . .“

„Und was weiter? Er ist ein Mensch, den mir alle Verwandten als Bräutigam aufdrängen wollten, und dem mich sein Onkel als Gattin anempfahl. Wir lernten einander kennen, wir zeigten einander alle unsere guten und schlechten Eigenschaften; er sah mich in meiner echten Drachengestalt; ich stritt, ich zankte, ich lachte, ich that das stricte Gegentheil von allen Andern: und der arme Graf blieb starr vor Entsetzen; und ich lernte ihn ebenfalls kennen, er ist so echt wie kein Zweiter, so schön, so elegant, so katholisch, so Pferdekenner, so witzig, so gescheidt, so männlich, so echt edelmännisch, so vollkommen wie jeder andere Graf. Und wenn er sich vor mir entsetzte, weil er mich nie verstehen wird, so hat er mich gelangweilt, aber zum Sterben! Und wir trennten uns — ehrlich, ohne Liebe und ohne Rancüne. Wenn ich ihm hier begegne, sagen Sie? Aber er wird Gelegenheit haben, höflich zu sein, und ich werde Gelegenheit haben, zu lachen. Er ist also hier? O, er wird gewiß hier den Natursohn spielen und in Jägerkleidung herumgehen; wie konnte er aber nur seine Ballettänzerin verlassen? Die Signora Korepka. — Sind sie vielleicht brouillirt? Wenn ich ihm hier begegne, wird er mich nicht mehr stören. Es wird einfach ein lächerlicher Schatten über die sonnige Landschaft fliegen. Aber gehen wir jetzt, Betty. Gehen wir! Ich bin schon einen ganzen Tag hier und noch nicht auf der Leithe gewesen, noch nicht bei der Kapelle, noch nicht beim Lohstampf, noch nicht im Warragraben . . . nirgends! . . . nirgends! Verstehst Du das? Und es ist Augustsonnenschein!“

Gräfin Lida blieb im Vorbeigehen nicht am Piano stehen, um sich durch einige Tacte des Schumann'schen Sonnenliedes in Stimmung zu bringen. Sie trällerte auch nicht, wie sie die Treppe hinuntereilte. Sie war nur so echt froh, so rothwangig und so befreit im Herzen. Die fernen Berge lagen in einem fliederfarbenen Lichte. Die Linden auf dem Wege nach der Bergleithe waren regungslos, wie schlummernde Greise, und kein Blättlein bewegte sich in ihnen. Manchmal durchschnitt ein Vogel in weitem Bogen die Luft, ohne daß man ein Regen seiner ausgebreiteten kleinen Flügel sah. Es gab nichts um Gräfin Lida, was einen Schatten warf in ihre Sommerabendstimmung; sie war frei und allein! Allein mit dem ewigen, unerschütterlichen, süßen Lächeln des buckligen Fräuleins Betty.

Drittes Capitel.

Entadelungs-Versuche.

Es giebt Sommertage, wo man das Gefühl hat, als fehle Einem Etwas; man denkt an Alles, aber nichts füllt den Mangel aus. Endlich entdeckt man, daß es Vogelfittige seien, die uns fehlen.

Digitized by Google

Es giebt wirklich Sommertage, wo die Seele im Leibe wie in einem Kerker schmachtet; wo nur ein Flug durch das Himmelsblau, ein Bad im Aether, ein helles Hinausjubeln unserer Menschendankbarkeit uns befriedigen könnte.

Das sind Tage, wo wir ganz erstaunt darüber sind, daß wir Niemanden hassen, daß wir alle Sorgen gelöst glauben, daß wir so voller Hoffnung und so ohne Groll sind. Die Luft erscheint uns so klar, so durchschimmernd, daß man an keine Schranke glauben kann zwischen der Welt und dem Paradiese.

Und an einem solchen Tage lief Gräfin Lida durch den Park. Sie trug eine Reitrobe, die sie aufgenestelt hatte. Sie war heute wirklich allein. Sie liebte es, manchen Spaziergang ohne Betty zu machen, denn oft fielen ihr die seltsamsten Touren ein; und Fräulein Betty kam schlecht nach mit ihren langen Beinen und mit ihrem kurzen Oberkörper; so durfte sie also an diesem Nachmittag in ihrem Zimmer bleiben und Siesta machen; und Fräulein Betty that dies auch. Sie hatte die grünen Fensterjalousien geschlossen und saß auf ihrem Divan, verdrossen und beschäftigungslos vor sich hinstarrend; sie liebte es nicht, zu lesen, denn sie wurde voll Bosheit und Neid, wenn sie von Schönheit und Liebesglück las. Und sie liebte es nicht, zu arbeiten. Die Unterlippe bis zur Nase hinaufgezogen, so saß sie da, ausruhend vom „Lächeln".

Im Vorzimmer bügelte die Kammerjungfer die Falbeln einer Mousselinrobe. Auf der Treppenstufe hatte sich die semmelfarbene Katze mitten in den Kern eines Sonnenstäubchenknäuels zusammengerollt und schnurrte und blinzelte manchmal einem Fliegenschatten nach.

Der große schwarze Jagdhund Fergus war nicht so faul. Er lief im Park unten neben der Gräfin hin.

Gräfin Lida fütterte die Schwäne, bevor sie in den Hof zurückeilte, um ihren Schimmel zu besteigen. Der Reitknecht, eine junge, magere, echte, braungesichtige Stallfigur, hielt den Steigbügel, Gräfin Lida schwang sich in den Sattel, umkreist von dem jubelnden Fergus. Auf dem zweiten Pferde, einem schlanken Fuchs, nahm der Reitknecht seinen Sitz.

Sie ritt mit ihm zuerst die Landstraße hin, die breite, staubige, gerade, zwischen den Bergen. Aber dann war der Schimmel dem Fuchs weit voraus über Gräben und Feldwege, das Warrathal verengte sich bald neben den Reitern und die Felsenwipfel mit ihren langen, dünnen, greisenhaften Mooshaaren neigten sich vornüber, daß die Sonne kaum einen klafterbreiten Lichtschein auf die dahinjagende Reiterin mit ihrem Bedienten und ihrem Hunde werfen konnte.

Im Warrathal, zwischen den Gebetkreuzen mit den grellen Glasfegefeuern, begann das Rauschen der Mühlwehre und das Kreischen der riesigen Holzsägen und das Weißblinken der kleinen Bauernhäuser. Das Dorfconglomerat begann.

Holzfäller am Wege, Mäherinnen auf den Wiesen ließen die Arbeit ruhen und schauten auf die kleine Cavalcade und wer nahe der Straße arbeitete, grüßte.

Digitized by Google

Dort hielt Gräfin Lida plötzlich ihren Schimmel an bei einer Felsenquelle, die durch eine morsche Holzrinne bis in den Straßengraben geleitet war. Das Pferd trank, Lida nahm ihre Jockeymütze ab, athmete selig und die Wangen roth vom Galopp, fuhr sich mit dem Spitzentuch über die Stirn und schaute fröhlich um sich. Ihr Blick streifte wie ein fliegender Vogel über die Felswände, über die kleinen Tannen, die auf ihren Gipfeln in den Himmel zu ragen schienen, über die auf den steilen Berggeländen grasende Heerde, über das Fegefeuerkreuz, über die zwischen Linden und Buchen versteckten Hütten, über den wiehernden Fuchs mit seinem gelbgesichtigen Reitknecht, über Fergus, welcher, die Zunge lang aus dem Halse gestreckt und schweifwedelnd, mit fragender Miene zu ihr aufschaute, und über den welken, zerrissenen Blumenkranz, den ein Bauernkind mitten in den Straßenstaub weggeworfen hatte.

Und plötzlich fiel ihr mitten in dieser Sommerherrlichkeit ein Gedanke auf's Herz wie ein Schatten: der Gedanke, daß es nichts Lächerlicheres gäbe, als allein zu sein auf dem Lande!

Allein sein in der Stadt, das ist eine Annehmlichkeit, wenn man keine Freude hat an den Grimassen der Gesellschaft; man ist da allein mit seinem Piano, mit der heutigen Modezeitung, mit der Opernloge, mit dem Straßengewühl, das vom Fenster aus so amüsant ist; für eine Unverstandene ist das Alleinsein in dem Stadtpalais ein Amüsement ohne Gleichen. Aber auf dem Lande! Das Piano ist da so klimperhaft gegen das leise, harmonische Rauschen von den Bergen herein, das Modejournal ist eine Störung. Das Alleinleben auf einem Schlosse ist mehr als unmöglich; es ist lächerlich. Die Gesellschafterin war ja doch keine Gesellschaft; das Virtuosenthum, die Lesefreude, alles Das war auf dem Lande zu klein gegen die prächtige Schönheit der Decoration. Ohne darüber nachgedacht zu haben, mitten in ihrer Reiterfreude, fiel der Gräfin Lida plötzlich der Gedanke: „Und was jetzt?" schwer auf's Herz. Sie war endlich befreit von der Gesellschaft: aber sie fühlte jäh, daß sie eine komische Figur spiele — vor sich selber — so allein — so glücklich ohne Grund, so froh ohne Zweck, so hellherzig ohne ein Wesen, welches sie hätte an ihr Herz drücken können. Wozu ist man froh und zufrieden, wenn man das nicht theilen kann? Gräfin Lida war unabhängig. Sie hatte als Waise mit siebzehn Jahren ihren alten Vormund geheirathet und war sechs Wochen später Wittwe geworden. Die Unabhängigkeit erschien ihr jetzt zum ersten Mal grotesk, komisch, unmöglich. Sie hatte des Sommers stets irgend eine verschuldete ungarische Gräfin oder drei beurlaubte Cousins mit ihren Müttern auf dem Schlosse gehabt und die Nachbarschlösser hatten Gäste gesandt oder hatten sie als Gast entführt.

Sie hatte sich da enorm gelangweilt. Aber diese Langeweile war wenigstens in der Ordnung gewesen. Heuer hatte sie die „Grimassen" nicht mehr ausgehalten, hatte ganz entschieden mit der Welt gebrochen: sie wollte endlich einmal allein sein! Aber mitten in ihrer Einsamkeit, wie sie am Quellbrunnen so froh um sich blickte an diesem

Digitized by Google

schönen Sommernachmittag, kam, wie gesagt, plötzlich jäh die Gewißheit über sie, daß es unmöglich sei, auf dem Lande allein zu bleiben.

Sie wußte kaum, was sie that, wie sie vom Schimmel sprang. Sie folgte immer dem ersten Impulse. Sie warf dem Reitknecht die Zügel zu und befahl ihm, nach Hause zu reiten und ihr Pferd mitzunehmen. Sie selber werde zwischen den Hütten hin allein nach Hause gehen. Während sie das sagte, zog sie ihre Reiterhandschuhe von den Händen und das Reitkleid wieder in die Höhe.

Sie ging zwischen Hütten hin. Sie kannte jedes Kind und jedes Mütterchen im Dorfe. Sie besuchte stets die verschiedenen Bauernfamilien bei ihrem Hiersein. Sie hatte das stets aus gutem Herzen gethan, aber dieses Mal, heute, sie fühlte es, that sie's aus einem Gefühl der Nothwendigkeit. Aus dem Ueberdruß an der Welt hatte sich in der letzten Zeit ein unbesieglicher Widerwille ausgebildet; sie fühlte aber, daß kein Mensch die Gesellschaft um sich herum aufgeben könne, ohne sie durch eine andere zu ersetzen. Sie dachte verwirrt darüber nach, wie sie nun schon vier Tage hindurch so mutterseelenallein auf Warte hatte existiren können. Sie mußte ihr Haus mit „Naturwesen" bevölkern. Die armen Bauern sollten Vormittags ein Süppchen haben, die lieblichsten Bauermädchen sollten zu ihr kommen und sich bei ihr Rath und Bänder holen, sie wollte ja doch mit Menschen umgehen; sie wollte sie verstehen lernen und von ihnen verstanden werden!

Sie trat also in die Hütte der Müllerin und fand die alte Frau selig-verlegen über den Besuch und schwatzte mit ihr und tollte mit den Kindern, die ihre anfängliche Schüchternheit ihren silbernen Kreuzern gegenüber bald ablegten.

Aus der Mühle ging sie in die Felder des Rechbauern, wo derselbe mit seiner Familie arbeitete. Sie sprach mit Allen und ging über die abgemähte Wiese bis an den Fuß der steilen Felswände, weil dort die Lise arbeitete, ihr Firmpathchen, das nun schon siebzehn Jahre alt sein sollte.

Lise füllte frischgemähtes Gras in einen Rückenkorb. Sie war hübsch, mit großen, braunen Augen, und gar nicht sehr verlegen. Sie hatte eine große Freude, die gute gnädige Gräfin wiederzusehen.

Gräfin Lida plauderte lange mit ihr. Sie hatte ihre Reitrobe noch höher genestelt in dem Thaugrase und lehnte bequem an dem hölzernen Geländer, welches die Wiese begrenzte, wobei sie sich mit ihrer Mütze fächelte.

Lise stand vor ihr, mit einem Knie auf dem grasgefüllten Korbe, die Arme wichtig über einander gelegt. Die zwei jungen Wesen standen einander so nahe, daß ein frischer Lufthauch aus dem Felsenhohlweg her einen Augenblick das lichtblonde, gelöste Haar der Gräfin auf die braunen Zöpfe der Bäuerin wehte. Fergus lief, mit der Schnauze in den Schollen witternd, auf den Feldern hin und her.

„Und das Kreuz da oben, wo der Jäger sich verstiegen hat, ist auch renovirt worden, Euer Gnaden, Frau Gräfin. Man hat's gar nimmer

Digitized by Google

recht ausnehmen können: jetzt hat es wieder einen Querbalken; ſehen Sie nur da hinauf — ſehen Sie's?"

Gräfin Lida legte die Hand über die Augen und blinzelte in die ſonnenhelle und himmelsblauüberdachte Felſenhöhe. Endlich fand ſie das Kreuz. — „Jetzt kann man's wenigſtens abzeichnen", ſagte ſie. „Der arme Jäger! Und er konnte ſich nicht mehr herunter finden?"

„Nein, Euer Gnaden. Mein Urgroßvater hat ſich noch genau daran erinnern können; er konnte nicht mehr herunterfinden, weil beim Hinaufklettern hinter ihm ein ganzer Steinkegel abrollte. Und weil man ihm hat nicht helfen können, ſo hat man ihn heruntergeſchoſſen, daß er doch bald vom Leiden erlöſt ſei."

„Aber wie ſind nur die Leute hinauf und wieder herunter gekommen, die das Kreuz aufſetzten?"

Liſe zuckte mit den Achſeln und lachte: „Ich denke mir ſchon, wie, Euer Gnaden."

„Nun?"

„Nun, weil das Ganze ſicher eine Geſchichte iſt. Man muß nur Alles nehmen, was recht iſt!"

Gräfin Lida lachte ſo herzlich froh auf, wie über ein Geſchenk. Sie hätte die gute Liſe umarmen können! Das war die echte, die unverfälſchte Natur. — „Gott ſei Dank!" rief ſie lachend. „Ich hätte mich wieder die ganze Nacht hindurch gegrämt, wie früher immer, wenn ich das Kreuz geſehen habe. Die Geſchichte iſt alſo gerade ſo viel werth, wie die von der „Klage" im Rohrſteg, wo des Nachts Niemand paſſiren wollte, bis ich einmal die klagenden Kukuks mit einem Schuß herausjagte aus ihrem Steinloche. Aber wer erfindet denn nur immer das Schauerliche?"

„Das iſt ſo, Euer Gnaden. Die alten Leut' erzählen das ihren Kindern, damit ſie ſie foppen. Und die kleinen Kinder wiſſen ſchon recht gut, daß ſie nur gefoppt werden; aber ſie erzählen es dann wieder ſo oft in ihrem Leben, daß ſie ſelber feſt daran glauben, wenn ſie alte Leut' geworden ſind; und ſo wird ſo eine Geſchicht' mit der Zeit wirklich wahr."

Gräfin Lida plauderte noch lange mit ihrer neuen Freundin und das Herz ging ihr auf unter den hellen, vernünftigen Worten und den klaren, ſchönen, tiefbraunen Blicken der Bauerndirne. Es wurde ihr wohl um's Herz wie in geſunder Mailuft nach einer Krankheit. Liſe mußte ihr verſprechen, des andern Tags auf's Schloß zu kommen. Sie tätſchelte das Bauermädchen, ihr Firmpathchen, auf den drallen Arm beim Abſchied. Der Nachmittag war noch nicht zum Abend geworden. Und Gräfin Lida wollte ihren Heimweg aus dem Warrathal durch den Rohrſteg nehmen, wo die kleine Kapelle ſtand, welche von den Rohrbauerneheleuten zum Dank für die Rettung aus einer Feuersnoth geſtiftet worden war. Sie ſagte das der Liſe und winkte ihr noch zu. Sie war froh geworden durch die guten Leute, die ſie ſo liebten, und die ſie ſo gut verſtanden, weil ſie denſelben ungekünſtelten, vernunftigen Sinn

Digitized by Google

hatten wie Gräfin Lida selber! — Sie hieb im Gehen mit ihrer Reitgerte alle gelben Arnikablumen ab und sang ein vierzeiliges Dorflied, und lief stellenweise, um sich vom bellenden Fergus einholen zu lassen.

Sie kam nahe an dem Bergkogel vorüber, auf welchem das Schlößchen Görn des Grafen Freidank stand. Lange Felsenschatten lagerten auf demselben. Man sah an zwei Fenstern Diener Teppiche ausklopfen, vor dem Schloßthor wurde die Jagdmeute gefüttert, denn wirres Hundegebell dröhnte herab.

Graf Freidank erwartete also Gäste? Wie man an dem Schloßkogel vorüber um den Felsenvorsprung biegt, steht man auch schon vor der winzigen, versteckten Kapelle. Die eiserne Gitterthür läßt sich nur durch einen versteckten Mechanismus öffnen. Die Kapelle enthält nichts als einen kleinen Altar, welcher mit schimmelgrünen, geopferten Heiligenbildchen, Leuchtern, Rosenkränzen, fadenscheinigen Bändern und entfärbten künstlichen Blumen überladen ist. Die Gräfin schäfterte zuerst an der eisernen Armenbüchse, aus welcher ihre Liebesgabe durch ein Loch im Boden stets wieder auf den Steinestrich niederklirrte. Dann kramte sie mit ihren Handschuhen an den Bändern in den Opferbildern. Dann ließ sie die gefalteten Hände an ihrem Leibe herabsinken und fing an zu beten. Dabei flogen aber ihre Blicke über die Spinnweben des winzigen Deckenvierecks. Wie die Sonne draußen in ein stahlfarbenes Licht überging und die Schatten um sie in dem Kapellchen wuchsen, das bemerkte sie deutlich. Aber plötzlich wurde es fast finster um sie. Sie wandte sich jäh erstaunt um. In der Oeffnung der Kapellenthür stand ein Mann, ein Bauer.

Ein junger Bauer, welcher einsah, daß das Kapellchen zu klein sei für zwei Personen, und der also jetzt wieder einen Schritt zurücktrat in's Abendroth hinaus und den Hut rückte.

„Die Lise hat mich Euer Gnaden nachgeschickt", sagte er.

„Lise?"

„Jawohl. Euer Gnaden haben die Gnade gehabt, zu erwähnen, daß Euer Gnaden den Weg nach dem Schlosse über die Kapelle nehmen würden. Wenn man aber hinter der Kapelle hinaufgeht, kommt man über die Kuchel, und da sind drei ganz einsame Bauernhäuser und weil die so einsam stehen, so werden da bissige Hunde gehalten, und an das dachte Lise zu spät, und da hat sie mich nachgeschickt, daß ich Euer Gnaden begleiten soll. Und . . "

„O, die gute Lise!"

Gräfin Lida ging wirklich in Begleitung des hübschen, verlegenen Bauernbräutigams nach Hause. Sie erfuhr dabei, daß er Hans heiße.

Auf der Höhe angekommen, vor den drei Bauernhäusern, fuhren Hunde wie wüthend nach Hans heraus, der dort eine Strecke vorausging, während Lida unter den Fichten stehen blieb. Hans schrie die ihm bekannten Hundenamen drohend und schmeichelnd und zielte mit Steinen. Aus den Hütten sprangen Bewohner heraus und zerrten die

Digitized by Google

wüthenden Hunde zurück, nachdem sie gehört hatten, daß sich „Euer Gnaden" nahe.

Lida ging freundlich nickend, die Hand des Bauernbräutigams ängstlich festhaltend, durch die Hüttenhöfe. Aus der letzten, kleinsten Hütte kam ein altes Mütterchen auf sie zugehumpelt; vertraulich nickend, die alte Tonel, welche zur Gräfin immer „mein Töchterl" sagte, da sie schon bei der Taufe derselben gewesen war. Und Gräfin Lida neigte ihr Haupt und das Mütterchen machte ihr das Kreuzeszeichen des Willkomms und Lida lud sie ein, täglich in's Schloß hinüberzukommen auf ein Süppchen.

Drei Schritte weiter sah man schon die Zinnen von Warte. Lida sandte jetzt den Bauern zurück, da sie seines Schutzes nicht mehr bedurfte. Sie gab ihm so viel Silbermünzen, als sie in der Tasche hatte, und gelobte sich, ihn und Lise auszusteuern und bei der Hochzeit „Zeugin" zu machen. Wie gut waren alle diese Leute! Wie lieb hatte man sie! Hier war sie zu Hause, verstanden, geliebt und — frei. Sie spielte vor dem Schlafengehen ein Volkslied. Sie war ja auch nicht mehr allein!

Viertes Capitel.

Die Nachwehen eines Zufalls.

Gräfin Lida ging durch die Straße des Marktfleckens mit Fräulein Betty in die Kirche, wo das Hochamt gehalten wurde.

An Sonntagsvormittagen ist die einzige Straße eines Marktfleckens immer so gedrängt voll Menschen wie eine Residenzstraße. Alle Bauern aus der Umgebung sind versammelt mit Weib und Kind. Die Herrschaften der umliegenden Güter fahren in ihren leichten Equipagen zur Kirche und auf größeren und einfacheren Wagen folgt die dichtgedrängte Dienerschaft. Die Kirche tönt und die Wirthshäuser dröhnen.

Die Besitzer der Sensenhämmer gehen in Residenzkleidung würdevoll zum Bier, und die Sensenschmiede, in der pittoresken Jägertracht, folgen ihnen.

Gräfin Lida ließ ihren Wagen im Hirschenwirthshause unterstehen und ging mit Fräulein Betty zu Fuß durch die Straße der Kirche zu. — „Ich kann's nicht leiden", sagte sie, „wenn zwanzig Menschen vor mir davonlaufen müssen." Vor der Kirche standen die Wagen der übrigen Nachbarschlösser wie eine Wagenburg der alten Deutschen.

Gräfin Lida trug ihr einfaches weißes Mousselinkleid, trotzdem sie wußte, daß heute wieder drei oder vier Bekannte der Residenz von ihrem respectiven Oratorium aus sie bekritteln würden. Fräulein Betty in ihrem schwarzen Seidenanzug sah neben der schlanken, lichten Gestalt buckliger aus als je. Die Beiden waren noch nicht inmitten der Marktfleckenstraße angekommen, als plötzlich ein Schreckenslärm hinter ihnen entstand.

„Das Pferd!"

Digitized by Google

Irgend ein Pferd war wild geworden, hatte sich losgerissen und war durchgegangen.

Alles drängte sich zur Seite mit Blitzesschnelle, Andere zur Seite stoßend, von Anderen fortgerissen, schreiend, wild vor Schrecken.

Gräfin Lida stürmte gleich den Anderen zur Seite, den Häusern zu. Ein Mann hob Fräulein Betty in die Höhe und war mit seiner buckligen Bürde ihr schon voraus, während Lida's Arme sich angstgelähmt von selber an ihn klammerten, als das Roß schnaubend und ausschlagend und hin- und herstürmend durch die Leute raste. Ein Bauermädchen war zu Boden gerissen worden und ein Huf des wüthenden, sinnlosen Thieres traf dasselbe an die Stirn, daß es auf der Stelle todt blieb. Auch ein alter Mann wimmerte auf dem Erdboden. Das Pferd verrannte sich über ein Gehege des Pfarrhofes in den Pfarrgarten.

Die erschreckte Menge, die sich athemlos gedrückt hatte, löste sich erst jetzt wieder angstzitternd. Erst jetzt erkannte Lida den Mann, welcher Fräulein Betty gerettet hatte und der die verblüffte Bucklige sanft auf den Boden niedersetzte. Es war Graf Freidank.

Die Leute sammelten sich jetzt um die beiden Niedergetretenen. Der Bräutigam des todten Mädchens heulte laut auf und sein Heulen übertönte die erneuerten Schreckensrufe und hallte schauerlich durch die reine Sommerluft. — „Geh, Du Schuft!" schrie ein Bauer ihm zu. „Hast das arme Mädel selber niedergerannt in Deiner Furchtsamkeit! Hab's gesehen! Statt ihr zu helfen!" — Andere halfen dem Greise auf.

Graf Freidank begrüßte jetzt erst Lida. Fräulein Betty dankte ihm weinend. — „Sie haben mir das Leben gerettet, Herr Graf!" sagte das bucklige Geschöpf voller Mitleid über sich selber.

„Und mir fast auch!" setzte Gräfin Lida hinzu. „Ich klammerte mich an Sie, Graf, und sie mußten mich mitnehmen — ob sie wollten oder nicht. Die Beine wollten mich nicht mehr tragen."

„Pardon, Gräfin, daß Sie nachlaufen mußten und daß ich Fräulein Betty trug; aber tragen konnte ich nur Eine Person und da das Fräulein mit ihrer" — er stockte — „mit ihrer schwächern Constitution nicht so beweglich ist und in größerer Gefahr war als alle Anderen, so mußte ich wol das Fräulein retten und nicht . . ."

„Und nicht mich", sagte Gräfin Lida und ihr Auge ruhte eine Minute hindurch mit einem seltsamen Ausdruck auf ihm. Mit einem unbeschreiblich ernsten Ausdruck; es lag fast etwas wie böses Erstaunen, wie Trotz, wie Empörung und wie eine jäh entstehende, namenlose Abneigung darin.

Dann wandte sie sich an Fräulein Betty, strich ihr über das Haar und fragte sie, ob sie sich völlig erholt habe von ihrem Schrecken? Fräulein Betty bejahte mit weinerlichem Ausdruck.

„Und Sie, Gräfin?" fragte Graf Freidank. „Darf ich Ihnen meinen Arm bieten und Sie in's Hochamt begleiten?"

Gräfin Lida verneinte. „Ich jetzt in die Kirche? Ich könnte nicht

Digitized by Go

beten und wenn mein Seelenheil daran hinge! Können Sie sich ein echtes, selbstloses Gebet denken ohne Seelenruhe, Graf?"

„Wohin also wollen Sie?"

„Zu meinem Wagen. Bitte, führen Sie Betty. Sie sehen, Sie ist vor Schrecken noch ganz gelähmt."

„Sie wollen nach Hause? Aber auch Sie sind noch immer blaß. Sie werden mir erlauben, daß ich Sie begleite."

„O, unnöthig! — Sie würden das Hochamt versäumen."

„Und glauben Sie, ich bin hierher gekommen, um zu beten?"

„Ach, richtig. Sie glauben ja an Nichts."

„O, doch. Ich glaube z. B., daß Sie hier nicht vorübergehen sollten. Sie könnten das todte Mädchen sehen."

„Das arme, arme Ding! — Eine Braut!"

„Ja. Und der Bräutigam selber hatte sie in seiner Angst niedergerannt, daß sie sich nicht mehr retten konnte. Sie sehen daraus, wie die eheliche Liebe auf dem Lande anfängt."

„Ah, richtig. Ich vergaß, daß Sie Graf Freidank sind. Nein, ich brauche Ihren Arm nicht. Hier ist Fräulein Betty — bleiben Sie doch ihr Ritter."

Sie waren im Hirschenwirthshaus angekommen. Graf Freidank rief den Kutscher Lida's, daß er die Equipage bespanne. Dann stand er mit den Damen im Flur.

„Sie sind also auch hier auf dem Lande, Graf? Aber wol nicht allein?"

„Ich erwarte in zwei Tagen eine Gesellschaft von Freunden."

„Natürlich! Wie würden Sie die freie Natur ertragen, ohne Ihre Stadtconversation? Wie könnten Sie es unter dem Landvolk aushalten, dem Sie nicht einmal Liebe zutrauen?"

„Das thue ich auch nicht."

„Weshalb?"

„Weil ich die Liebe auf dem Lande noch stets als eine Genußsucht und nie als ein Gefühl gefunden habe."

„Ah! Ich selber könnte Ihnen mindestens ein Dutzend ehrbarer Liebespaare auf meinem Gute zeigen."

„Bräutigams und Bräute?"

„Das wollte ich sagen."

„Ja, aber wissen Sie auch, Gräfin, was der Brautstand auf dem Lande ist?"

„Nun?"

Graf Freidank dachte einen Moment hindurch nach — fast lachend. Dann sagte er: „Wie lange sind Sie schon Wittwe, Gräfin?"

Sie schaute ihn wirklich verdutzt an, dann sagte sie, lachend: „O, schon einige Jahre. Sehen Sie denn nicht, daß ich eine alte Frau bin?"

Graf Freidank machte eine Phrase, dann sagte er, noch immer fast lachend. „Ja, aber ich weiß doch noch nicht recht, welche Worte ich für

Digitized by Google

meine Meinung wählen soll. Sehen Sie, die Bauernsöhne pflegen regelmäßig fünf bis sechsmal Bräutigam zu sein, und die Bauerntöchter fünf- bis sechsmal Bräute, ehe sie wirklich heirathen. Der Brautstand der Bauern ist keine Verlobung, sondern eine Entschuldigung." — Graf Freidank hatte Das französisch gesagt.

Die Hirschenresi, die schöne sechzehnjährige Wirthstochter, ging mit ihrem Gebetbuche, in ihrer starren Seidenschürze, rothwangig, mit glänzenden Augen und höflich knixend durch den Thorweg an ihnen vorüber.

Gräfin Lida legte ihre Hand rasch auf den Arm Freidank's. — „Da ist auch eine Braut — eine Blume voller Wiesenthau. — Es ist ein Unsinn von Euch hochnasigen Stadtherren, der Regel nicht wenigstens die Freiheit einer Ausnahme zu gestatten . . ."

Freidank folgte dem mit Landputz belasteten hellschauenden Mädchen mit den Augen. — „Das ist hier eine Braut — in der Stadt würde sie eine leichte Person heißen. Sie wird ihren Bräutigam nie heirathen."

„Sie sprechen also dem Dorfe die Tugend ab?"

„Nicht doch. Die Tugend heißt hier eben anders: Ehrlichkeit; und man trifft sie so selten wie in der Stadt die vertu."

„Die Ehrlichkeit!" rief Gräfin Lida, hochroth im Gesicht, halb zornig. — „Die Leute hier sind nicht ehrlich, Graf? Sie kennen Sie nicht!"

Graf Freidank lachte. — „Gott gebe es! Aber ich versichere Sie, Gräfin, der angesehenste Bürger des Marktes hat sich gestern gerühmt, daß er einem Bauern einen goldenen Ring für ein Scheffel Aepfel abgelistet habe, da derselbe vom Werthe des Goldes keine Idee gehabt; und der Tischler hier, ebenfalls einer der Honoratioren, ist gestern in Schwarzhausen drüben mit falschem Makao ertappt worden."

„Bauern und Makao!" sagte sie achselzuckend.

„O, auch Chankali, Gräfin, auch Chankali. Der Fleischerssohn photographirt auch und er ist — Wittwer."

Jetzt lachte Gräfin Lida wirklich helllaut auf. — „Sie hätten mich beinahe schon in Bauernhaß versetzt. Aber jetzt sehe ich, daß Sie spaßen. Tausend Dank für die angehme Enttäuschung. Sie nehmen den Bauernhaß in Anecdoten und Spinnstubensagen. Ich weiß, daß es von schlechtem Tone zeugt, noch an eine andere Ehrbarkeit zu glauben, da wir an unsere eigene gegenseitig nicht mehr recht glauben können. Sie sind ja der echteste und bewundertste Vertreter unserer Kaste! Ich habe schon wieder einen Augenblick vergessen, daß Sie Graf Freidank sind."

„Und ich könnte fast vergessen, daß Sie die Gräfin Lida sind. Sagen Sie doch, wollen Sie wirklich die Frau eines Tischlers werden?"

„Und wer sagt Ihnen das?"

„Mein Gott! Sie hassen den Adel, haben aber das Unglück, adelig zu sein, und da Sie natürlich beachten müssen, den Titel, den Sie hassen, los zu werden, so haben Sie dafür als einziges Mittel Ihre Vermählung mit einem Tischler. . . Oder mit einem andern

Digitized by Google

Bürgertitel? Denn Sie haben gewiß schon Studien gemacht in den verschiedenen Arten der Handwerker, Gräfin?"

„O ja, in dem Orbis pictus, den ich zu meinem siebenten Geburtstage bekam. Uebrigens irren Sie sich, Graf, in Ihrem Mittel. Ich würde auch als Tischlersfrau immer die Tochter meines Vaters bleiben. So wahr Gott lebt, ich achte nichts so sehr wie die Institution der Adelsidee. Ich bin aber wie jener Menschenfeind, welcher gesagt hat: die Welt wäre schön, wenn's keine Menschen gäbe. Sie wissen nicht, und Keiner weiß, wie stolz ich bin in meinem Herzen. Aber eben dieser Stolz verbietet mir, Euch erträglich zu finden."

Sie hatte das rasch, ehrlich herausgestoßen.

Graf Freidank verbeugte sich leicht und sagte mit einem halben Anfluge von Ironie: „Jetzt habe ich nicht vergessen, daß Sie die Gräfin Lida sind, wol aber einen Augenblick, daß Sie die Unverstandene heißen."

„Sagen Sie das nicht mit einer solchen Miene! Haben Sie mich je verstanden?"

„Nicht ich und noch kein Anderer. Man vergißt eben Ihr Inneres zu studiren, Gräfin, weil man seine ganze Seele von der Schönheit Ihres Aeußern eingenommen fühlt."

„Wie lange haben Sie über dieses Compliment nachgedacht?"

„Seit ich nicht mehr Ihr — Bräutigam bin!"

„Ah! So erinnern Sie mich daran. Auch wir Beide waren ja in dem Geplauder der Gesellschaft schon Brautleute gewesen. Und" — Gräfin Lida lächelte spöttisch — „Sie wissen, wir *selber* können uns keine Liebschaft nachsprechen! Vielleicht thun Sie also auch den Dorfbräuten, welche jährlich die Freier wechseln, Unrecht. Ich weiß es von meiner ersten Ehe aus: man liebt nicht immer Den, welcher unser Bräutigam heißt"

„Das sagt die Hirschenwirthstochter auch."

Gräfin Lida wurde tiefroth und wandte sich nach Fräulein Betty um, welche (wie der „lachende Mann" Victor Hugo's) mit ihrem stereotypen Grinsen dastand, vor Bosheit zitternd darüber, daß man sie so lange vergessen konnte.

Die Equipage war jetzt eingespannt; Graf Freidank wollte der Gräfin hineinhelfen. Diese wies aber kurz auf Betty. — „Vergessen Sie nicht, wessen Ritter Sie sind, Graf" — sagte sie und ließ sich vom Bedienten hinaufhelfen.

Graf Freidank hißte Fräulein Betty hinauf und wiederholte seinen Antrag, die Damen nach Hause zu begleiten.

Fünf Minuten später fuhren die Drei in der leichten schlankgebauten Equipage zwischen den Bergwiesen hin.

Im Anfange sprach Fräulein Betty, die zu lange geschwiegen hatte, in ihrer affectirten Weise noch einmal über ihren Schrecken. Dann sagte Lida: „Nun, schildern Sie mir doch das Landleben noch weiter, Graf. Sie wissen ja, ich will mich hier einbürgern, und Sie kennen es so gut. Besonders die Bräute. Kennen Sie auch die alten Mütter?"

Digitized by Google

„O ja. Die ältesten sogar. Ich komme manchmal in das Spital, welches dort am Warragrabenthor steht, um darin Ordnung zu machen, denn der Krankenwärter ist ein Schuft."

„Das Spital! Ja! Es liegt so lieblich unter den Bäumen dort, als sei es ein friedlich bewohntes Pfarrhaus. Und die achtzigjährige, vor Alter zitternde und zuckende „Zittermirz" sonnt sich auf der Steinbank."

„Ja. Die übrigen Pfründlerinnen werden sehr froh darüber sein. Denn die „Zittermirz" ist ein Satan, der täglich neue Zwistigkeiten hervorruft: sie streitet, klatscht, zankt und verläumdet den ganzen Tag."

„Um so schöner, daß man sie noch dort hält — aus Erbarmen."

„Aus Erbarmen? Nein. Aber weil sie vor Alter am ganzen Leibe zittert, geben die Sonntagsherrschaften ihr lieber, als den Anderen in die Armenbüchse. Sie suchen doch überall Erbarmen."

„Bei Ihnen nicht, Graf. Aber noch Eins — da wir davon reden. Die alte Sellhoferin war gestern bei mir. Sie sind früher immer zu ihr gegangen, wenn Sie auf dem Schlosse waren. Sie haben sich mit dem alten armen Weibe stundenlang unter ihren Pappeln unterhalten. Ich habe sie gefragt, ob Sie noch hinkämen — da hat sie mich traurig angeschaut und hat gesagt: Nein. Er kommt nicht mehr und unterstützt mich nicht mehr."

„Das thue ich auch nicht mehr."

„Und warum? Giebt es auch im Wohlthun Launen?"

„Nein. Aber Vernunftgründe. Die Alte ist eine Hexe."

„Das heißt, die Leute nennen sie so und meiden sie. Und wenn sie es wäre! Sie fürchten doch nicht für die Milch Ihrer Kühe?"

„Das nicht. Aber ich bin Gutsherr und darf meinen Unterthanen nicht mit schlechtem Beispiele vorangehen, indem ich — Hexen besuche."

„Sie spotten meiner!"

„Auf Ihrem eigenen Grund und Boden? O! Das glauben Sie nicht von mir. Denn hier sind wir angelangt."

Der Graf sprang aus der Equipage und die Damen folgten.

„Wollen Sie den Wagen zum Heimfahren?"

„Danke, Gräfin. „Bis nach Görnitz ist's ein Spaziergang, und dort habe ich mein Pferd."

„Apropos! Sie haben jetzt vielleicht unseretwegen Ihr Geschäft in Görnitz versäumt!"

„Ich? O, ich wollte nur vier Pferde und zwei Wagen dort einstellen für meine Freunde, wenn sie etwa unverhofft ankämen."

„Erwarten Sie viele?"

„Meine vier Unzertrennlichen. Die Grafen Orsal, Heppenwyl, Roccaboni und Leeringer. Ich stürbe ja sonst hier. Sie wissen, für die Bauern habe ich keine Sympathie, und ich — ich bin nicht so selbstbewußt wie Sie, Gräfin: allein genüge ich mir nicht."

Graf Freibank lüftete den Strohhut, um sich zu verabschieden. Das Stubenmädchen stand auf der Schloßterasse, um die Mantillen in

Digitized by Google

Empfang zu nehmen, der Bediente schlug den Wagentritt hinauf, Fergus sprang bellend die Treppe herab, und der rothe Epheu um die Veranda wiegte sich in der blauen Sonnenluft nach dem Tacte der fernen Kirchenglocke, welche zur Wandlung läutete.

Gräfin Lida sagte im Abschiedsnicken, fast mit Widerstreben:

„Wenn Sie also nicht pressirt sind, so naschen Sie Etwas bei mir oben."

„Danke Gräfin. Aber ich bemerke, Sie sind noch immer nicht ganz Landmädchen trotz Ihrer Bemühungen: Sie sind fast noch Stadtmädchen-Adel: Sie sind artig!"

Gräfin Lida biß sich in die Lippen und sprach über ihre Achsel, indem sie auf die Treppe zuschritt: „Und wenn ich Ihnen früher gesagt habe, daß Sie ein echter Racearistokrat sind, habe ich Ihnen Unrecht gethan? — Sie haben Geist."

Fünftes Capitel.

Post nubila Phöbus.

Während der Zeit kamen auf Momente alle neuen Freunde Lida's auf ihr Schloß.

Lise war dahingekommen, in ihrem besten Sonntagsstaat, und hatte einen großen Strauß der schönsten Blumen ihres Gärtchens mitgebracht. Lida hatte sie in ihr eigenes Boudoir geführt und die Bäuerin dort in ihr eigenes grünseidenes Fauteuil postirt, hatte sich über die Blumen enthusiasmirt und dieselben in eine Sevrevase gesteckt. Sie hatte über das glatte Haar des Bauermädchens mit beiden Händen gestrichen, hatte sie nach Allem gefragt, bis zur schwarzgefleckten Kuh hinab — und Lise hatte ihr auf Alles ehrlich geantwortet; aber dann geschah der unerhörte, der unerklärliche Fall, daß der Gräfin Lida der Stoff ausging, der Gesprächsstoff. Wirklich und wahrhaftig. Und sobald ihr dies geschah, saß die Lise doppelt verlegen und todtenstumm da. Es kam das unbeschreibliche Gefühl über Lida, daß Lise mit ihr nichts anzufangen wisse und sie nichts mit Lise. Zuletzt fragte Lida sogar nach dem Planetenregenten des Monats. Darauf antwortete Lise aufstehend: „Ja, Euer Gnaden, und Sie möchten nicht bös sein, aber meine Mutter läßt recht schön bitten und sagt, Sie werden nicht bös sein, weil ich doch Ihr Firmling bin, wenn ich Sie bitten möchte, daß Sie die Gnade hätten, mich in die Küche zu nehmen, als Köchin oder so als Magd; denn die Mutter meint, man könne immer etwas lernen bei einer Herrschaft. Es ist mir nicht um den Lohn, Euer Gnaden — aber wirklich um's Lernen!" — Lise sprach das fast mit einem Herzenstone.

Für Gräfin Lida war's einen Augenblick, als ob sie laut auflachen müßte mitten in einem französischen Rührdrama. Sie kam sich selber vor wie eine Episode in einer Parodie und sie ergriff tapfer ihre Rolle.

Digitized by Google

Sie nahm ihre „Freundin" unter den Arm und führte sie hinab in die Küche, und dort stellte sie dieselbe als neue „Dienerschafts-Schülerin" vor (wobei sie kaum das Lachen verbeißen konnte) und dann schickte sie die Lise mit einem goldenen Ringelchen nach Hause.

Zuletzt endlich überredete sich Lida zum Edelmuthe; und sie nahm sich vor, mit ihren Bekannten in den Nebenschlössern in Verkehr zu treten. Da kam aber Regen, ein Landregen.

Ein Landregen, der viele Tage hindurch dauerte. Gegen Mittag hörte derselbe gewöhnlich für eine Viertelstunde auf. An einem solchen Mittage, wo man die Wolken sämmtlich verjagt glaubte, wo sich aber plötzlich wieder eine große Wolke zerlöste, flüchtete sich Graf Freidank sammt seinem Pferde in eine Scheune, die dem Schlosse Warte gegenüber zwischen einem Heuständer und einem Strohdache lag. Und Lida, die in ihrem Zimmer verzweifelnd in den Regenhimmel hinausgestarrt hatte, fiel auf ihre Kniee und betete um einen Sonnenstrahl; denn die Leeringer's konnten ja im Regen niemals herkommen! Nicht einmal die Mony's! Und sie selber? Im Wagen in's Gebirge hineinfahren, das ist ärger als ein Glassplitter, der über eine Glasscheibe kreischt. In dem Augenblicke, wo sie sich mit ausgebreiteten Armen erhob, erblickte sie den verregneten Reiter vom Fenster aus. Der Regen im Gebirge bringt zur Verzweiflung, wenn man ohne Gesellschaft ist; sie sandte also wahrhaftig einen Bedienten hinab und ließ ihren ehemaligen Bräutigam, den Grafen Oswald Freidank, einladen, bei ihr ein Obdach zu suchen.

Sie empfing ihn selber, reichte ihm beide Hände und sagte in ihrer ehrlichen Weise: „Graf, retten Sie mich, indem Sie bei mir ein Obdach von zwei Stunden nehmen; denken Sie sich nur, ich bin seit zwei Tagen ganz allein — allein mit Betty! Sie ist boshafter als je. Seien Sie edelmüthig; lästern Sie, sprechen Sie vom Ballet, zerpflücken Sie mir jede Landfreude und setzen Sie sich für fünf Minuten hierher auf diesen Sessel und reden Sie, reden Sie!"

„Was, Gräfin, Sie langweilen sich?"

„Langweilen? N—ein ... Aber ich fühle mich wie begraben. Lachen Sie, so viel Sie wollen, Graf, aber ich wollte endlich schon mit der anglisirenden Leeringerfamilie vorlieb nehmen! Gott verzeihe es dem Geschöpfe, das ihnen eingeredet hat, ihr rothes Haar sei „großbritannisch". Sogar die Monys habe ich besucht und habe sie zu mir geladen, obwol ich nichts Schrecklicheres kenne, als große Zähne und kleine Männer! Sie wissen, ich bin Malerin."

„Und Ihre neuen Freundinnen und Freunde?"

Lida wurde sehr roth; dann begann sie tapfer zu lachen: „Aber ich habe ja keine!"

„Die Lise?"

Lida lachte jetzt ehrlich, und sie saßen so gemüthlich beisammen, wie die besten Freunde, während es draußen regnete — eintönig, graufarbig.

Digitized by Google

„Graf, Sie beschämen mich, wenn Sie mich zur Antwort zwingen. Aber sei's drum, Sie haben mich heute von der düstersten Melancholie gerettet. Ich habe Sie ersehnt, Graf! Nein, Sie brauchen sich nicht zu verbeugen. Ich sage noch mehr! Ich habe seit gestern immer an Sie gedacht!"

Graf Oswald Freidank veränderte keine Miene seines Gesichtes. Jeder Andere hätte über so herzenswarme Worte aus einem so schönen lieblichen Munde Freude gehabt. Aber Freidank hatte nur das stereotype äußerliche Lächeln darauf. Er war doch „echt".

„Und was hat Sie so freundlich gestimmt gegen mich, Gräfin?"

„Die Lise!"

„In ihr hätte ich am wenigsten eine Bundesgenossin vermuthet . . .!"

Lida war wüthend; sie erhob sich und trat an die Blumenwildniß der Fensternische. Von dort aus sagte sie, in den schrecklichen grauen Regenschleier, der dies Schloß gleichsam umzauberte, hinausschauend: „Mein Gott im Himmel! Können Sie denn Ihren brillanten Geist nicht so viel anstrengen, mein Herr Graf, um mich nur einmal, nur ein einzigmal im Leben zu verstehen? Oder wollen Sie aus meiner Aufrichtigkeit eine Liebeserklärung herausdrechseln? Soll ich Sie einen Gecken oder einen boshaften Menschen nennen?"

Das Weinen war ihr nahe. Sie wandte sich jetzt ihm zu:

„Warten Sie, Graf. Ich habe Sie so ehrlich gesegnet, wie Sie eintraten. Weil ich mich so verlassen fühlte hier, so —"

„So unverstanden . . ."

„Nein! So allein mit meiner eigenen Seele, deren Sprache da so laut wird! Gut, sagen wir, weil ich mich langweile. Und jetzt, wie Sie da zu mir reden, jetzt haben Sie mir einen solchen Ekel, einen solchen Abscheu vor sich eingeflößt, daß ich — daß ich — daß ich . . . Sagen Sie einmal: Ist es wirklich der Adel, der Euch zu arroganten Puppen und uns zu Drachen mit faden Floskeln macht? Dann bin ich wirklich Das, wofür Sie mich halten: eine Republikanerin Aber ehrlich bin ich auch, und ich sage Ihnen, daß ich für Euch dennoch keinen Ersatz finden kann. Die Lise, die ein so gutes, helles Mädchen ist, ist mein Küchenmädchen geworden. Ihr Bräutigam wird in meinem Stalle angestellt werden und die alte Mutter Sattelbäuerin bekommt jetzt ihr Frühstück in der Küche, weil — nun — weil ihre Augen triefen. Das ist's. Und jetzt sagen Sie mir schnell eine Phrase — eine echte Phrase, Graf Freidank."

„Der Regen hat aufgehört, Gräfin."

Lida seufzte leise auf. Dann wandte sie sich rasch dem Fenster zu und legte ihre Stirn auf die Glasscheibe.

Graf Freidank hatte sich erhoben und war neben sie hingetreten. Der Regen hatte wirklich aufgehört und ein kecker Sommerwind zerriß das unendliche Wolkengrau, das tagelang über das Land gespannt gewesen war wie ein Zelt.

Sein männlich schönes Gesicht war halb diesem Schauspiel und

Digitized by Google

halb dem Gesichte der Gräfin zugewendet. — „Das war die Phrase, Gräfin. Und jetzt eine Frage: Sie sind ärgerlich und erzürnt. Weshalb? Weil Sie das Landvolk unmöglich finden, nachdem Sie das Palais unausstehlich gefunden haben? Beruhigen Sie sich. Der Zustand, daß ein gesundes Gemüth haltlos dasteht in der Gesellschaft und von einem wilden Seelensturme herumgewirbelt wird, ist nicht neu und man gewöhnt sich daran. Sie wissen, wir Beide sind fast Braut und Bräutigam gewesen. Aber zum großen Glück haben wir erkannt, wie wenig wir zusammenpassen. Ich habe Sie stets so wenig verstanden wie die ganze Residenz: Sie waren immer so natürlich, so rasch, so ehrlich und so sanguinisch; ein weiblicher Sonderling, eine Emancipirte, eine schlechte Diplomatin und eine Republikanerin. Was mich betrifft, so erkannten Sie mich, daß ich nicht besser und nicht schlechter sei, als alle meine Standesbrüder: Das, was man distinguirt nennt; das heißt, durch nichts hervorragend, weder in Manier, Unart oder Genialität. Ich bin nicht einmal dumm, wie Sie selber sagten. Und es scheint, als wollten Sie mich plötzlich auf Ihren eigenen Standpunkt stellen, und — weil es geregnet hat — mich zu Ihrem „Versteher" machen. Und weil ich nicht anders sein kann als ich bin, weil ich nicht streiten und nicht brennen kann, sondern eben sage, was die Situation erfordert, wie jeder andere Graf es thäte, so sind Sie erzürnt. Ich gestehe, in diesem Punkte möchte ich Sie verstehen. Habe ich mich jemals besser gemacht, als ich bin?"

Ihre Augen schossen erzürnte Blicke nach den seinigen. — „Nein. Sondern schlechter", rief sie. — „Ehrlich Graf, Braut und Bräutigam wurden wir durch die Convenienz der Welt. Wenn ich Sie hätte hassen können, ich wäre eher Ihre Frau geworden, als so. Es ist schrecklich, aber die ganze große Welt, in der wir leben, ist Uniform; man kann die Seelen nach Hunderten rangiren wie bei den Leibeigenen Rußlands. Nur manchmal ragt da ein Wesen hervor — durch größere Verderbtheit, durch eine Musiknarrheit oder durch Reisememoiren. Und Sie waren die dreizehnte Seele eines Dutzends. Sie waren geistreich und gewöhnlich, freigebig im Großen und herzlos im Kleinen Da führte uns der Zufall hier wieder zusammen. Da gab es einen Augenblick — bei Gott! — wo sich mir das Herz regte für Sie — erstaunt, voll Achtung und mit einem Knospen der Neigung. Das war jener Augenblick, wo Sie mich mir selber überließen, daß ich mich an Ihren Arm klammerte, während Sie die arme bucklige Betty retteten, die so hülflos der Gefahr preisgegeben war. Im nächsten Augenblicke sah ich zwar wieder Ihr altes Gesicht, die alte Höflichkeit, den alten Skepticismus; aber ich weiß nicht, welcher Aberglaube in mir zurückblieb. Ich habe seitdem erfahren, daß Sie der Wohlthäter des Spitals seien, welches, wie Sie sagen, von zankenden Drachen bewohnt wird, und ich habe erfahren —"

„Gräfin, schnell zu Ende. Was ist das Resultat Ihrer Beobachtungen und Erfahrungen? Sehen Sie, wie hell und strahlend die

Digitized by Google

Sonne siegt über das zerrissene Gewölk: und ich bin Ihnen ja nur ein Retter im Regen. Sie werden mich unausstehlich finden, da die Sonne scheint. Was schließen Sie aus Allem?"

„Noch eine Frage: weshalb thun Sie der alten Sellhoferin, der Hexe, insgeheim Gutes und meiden die Hütte und das arme alte Weib, mit der Sie stundenlang geplaudert haben; für das gemiedene alte Geschöpf ist eine Freundlichkeit noch mehr wie eine Gabe. Nun?"

„Gräfin, wissen Sie, seit wann der Ruf derselben als Hexe decidirt festgestellt ist? — Seit den zwei, drei Jahren, wo ich die Alte als ein gescheidtes, erfahrungsreiches Dorfwunder erkannt hatte und gern stundenlang unter ihrer Pappel ausruhte und sie über ihre Kräuter befragte. Was kann ein Edelmann mit einem alten Dorfweibe plaudern? sagte man sich. Von Hexereien!"

„Sie thun also Alles, was Sie thun, um Ihr gutes Herz zu verkleiden, dessen Sie sich schämen? Sie sind also so tief der Sclave unserer Gesellschaft und unserer Mode, daß Sie nicht schlecht und nicht gut sein wollen? Sie thun Gutes und sie verspotten den Geretteten; bei Gott, Graf! die Herzlosigkeit ist noch besser als die Lasterfanfaronade; wären Sie böse — es wäre weniger demüthigend, als daß Sie feig sind! Und Feigheit ist es, sich selbst zum gewöhnlichen Salonmenschen herabzudrücken, aus Furcht, für gut gehalten zu werden. Und wenn Sie die Furcht vor der Lächerlichkeit haben, weßhalb sind Sie nicht lieber echt böse? Ich verstehe Sie nicht . . "

Graf Oswald Freidank löste die gekreuzten Arme. Die Sonne bedeckte in diesem Augenblicke hell und strahlend das ganze Firmament; es war als athme er seine Seele aus, oder als verschließe er sie wie in ein Grab. — „Mich versteht Jedermann, Gräfin", sagte er — „Sie vergessen, daß Sie die „Unverstandene" sind. Es ist schön geworden, in einer Stunde wird es trocken sein. Wollen Sie morgen in's Warrathal reiten? Ich werde dort jagen. Sie sehen, ich bin verliebt in Sie. Ich bitte Sie um ein Rendezvous! Fühlen Sie so sonnenlicht wie Sie heute fühlen, Gräfin. Und vielleicht werde ich lernen, Sie zu verstehen."

Die Sonne durchdrang jetzt das ganze Zimmer. Gräfin Lida stand fast geneigt neben dem hohen, so „gewöhnlich" schönen Manne. Es war ein Augenblick, wo das Herz sich öffnen mußte vor dem Himmelslächeln. Und sie sagte in ihrer raschen, mädchenhaften Weise: „Nein. Nein Graf, nicht Sie brauchen mich zu verstehen, sondern ich möchte Sie begreifen lernen." — Sie sagte das wie dürstend und hülflos. Und er sah, daß sie ihn liebe.

* * *

Sie warteten nicht auf morgen. Sie gingen an diesem Tage vereint in das Warrathal spazieren. Sie sprachen nichts auf dem Wege bis zu dem Felsenthor. Im Warrathale selber wurde die Sonne wie verschleiert und die Welt so still, trotz Wasserrauschen und Vogelflug.

Es war so tief einsam da. Die seltenen Hütten standen nicht am

Digitized by Google

schmalen Wege, sondern auf den Abhängen. Der Mensch war da so ganz allein mit der Natur. Es gab dort eine Stelle, wo die Felsenwände auf stundenweit eine einsame, unbewohnte Welt begleiten. Es war dort, als müsse man in's Schattenreich kommen; manchmal stand ein Kreuz am Wege, welches eine Mordthat dem Himmelsblau gegenüber versöhnen sollte.

Dort blieben die Beiden auf einem schmalen Wege stehen, über die Lehne desselben geneigt und das Auge dem klaren Wasser mit den blitzenden kleinen Gebirgsfischen folgend.

Eine große Veränderung war auf diesem stummen Gange unmerklich zwischen ihnen eingetreten. Sie ging wie ein Kind an dem Arme seines Lenkers. Manchmal warf sie einen halbfragenden Blick in sein männlich schönes Gesicht, welches ihr so verändert schien. Und seine Hand strich manchmal sanft und wie beruhigend über die ihrige, welche in seinem Arme lag.

Jetzt standen sie, über das Weggeländer geneigt, und die Sonne schmückte die Beiden prachtvoll.

Schlinggewächse rankten sich über die Steinwände herab, Schmetterlinge gaukelten aus unansehnlichen haarigen Riesenstauden auf, weiße Wolken schwammen manchmal wie Schwäne langsam durch den Azur, zwei lichte Haare Lida's hatten sich durch ein unfühlbares Lüftchen über ihre Stirn gelegt, die beiden Gesichter erblickten einander in dem klaren Gebirgswasser wie in einem Spiegel, und Graf Oswald Freidank sprach: „Hören Sie mich, Lida. Und hören Sie mich freundlich. Ich fühle es tief im Herzen, Sie sind heute, jetzt, anders als sonst; bedenken Sie, daß Ihr Trotz es macht, wenn man Sie nicht verstehen will, und glauben Sie mir, ich habe eine Seele, welche die Ihrige begreift. — Sie traten so schön und so echt vor mich hin, daß ich mein Herz bewegt fühlte im Innersten. Dann aber mußte ich bemerken, voll Trauer und — Furcht, daß Sie nicht nur besser waren als unsere Umgebung, sondern daß Sie sich für besser erkannten; und sobald eine Tugend zum Bewußtsein kommt, ist sie nicht mehr. Sie sind ehrlich, offen, hellherzig und klargeistig. Aber Sie wissen Das, Gräfin, und Sie nehmen deshalb jene entsetzliche Stellung einer „Unverstandenen" in Anspruch, welche um kein Haar besser ist als die einer Lola Montez, einer Bloomer, einer Stowe; Sie sind vom echtesten Adel, und jeder Ihrer Gedanken und jede Ihrer Handlungen trägt den Stempel Ihrer Geburt; aber Sie lieben den Adel nicht und Sie verleugnen ihn. Etwas Anderes erkennen Sie aber auch nicht an, aus Unkenntniß oder Abneigung. Sie werden einer Fahne untreu, ohne zu einer andern zu fliehen. Und das thun nur Feiglinge."

Lida faltete ihre Hände über seiner Hand und rief mit thränenschimmernder Stimme: „Aber ich kann nicht anders; ich kann keine Bürgerin werden und auch keine Bäuerin; ich bin gezwungen zu bleiben auf der Höhe meiner Geburt! Wie jener Jäger auf der Felsenspitze dort verharren mußte und nicht mehr herunter konnte, bis man ihn

Digitized by Google

durch's Herz schoß. Ja, Graf Freidank, ich gestehe es, ich gestehe es Ihnen, ich bin zum Alleinleben zu frohherzig und zu jung. Bedenken Sie, daß ich erst zweiundzwanzig Jahre alt bin und daß manchmal mein Herz ausströmen möchte in eine fremde Brust. Was soll ich thun? — Ich fühle es, ich fühle es, seit wir uns getrennt haben in der Stadt, um uns fremd zu bleiben, ich fühle es diese ganzen Tage hindurch und ich fühle es jetzt: ein Weib ist schwach wie ein Kind und hülflos, wenn es sich seine Bahn selber formen will durch die Wildniß des Lebens. Graf Freidank, sehen Sie, wie hoch ich Sie achten muß, um Ihnen alles Das zu sagen. Ich war eine Thörin, wenn ich Sie mit Anderen auf eine gleiche Stufe stellen wollte; ich verstehe Sie noch nicht, aber ich fühle die Höhe Ihres Standpunktes. Sie sind großherzig, Sie sind gut, Sie sind echt. Sagen Sie mir, wie fangen Sie es an, daß man Sie von den Anderen nicht unterscheidet? Daß Alles Sie liebt und daß Jeder unserer Kaste denkt, er sei Ihnen gleich? Wie fangen Sie es an, daß Ihre Geistesgröße Niemanden genirt und daß Niemand sich vor Ihnen fürchtet? — Wie fangen Sie es an, daß die Frauen Sie furchtlos lieben und daß die Männer vor Ihnen Witze machen?"

Es lag eine so echte Verehrung und eine so herzenswarme Hochachtung in diesen Worten Lida's, daß Graf Freidank's Lächeln wie unter Thränen des höchsten Glückes schimmerte. Und wie er jetzt sprach, klang seine Stimme wie eine Harmonie in das Vogelgezwitscher des regenerfrischten Sommertags hinein. „Wie ich es anfange, Lida, um nicht allein zu stehen? Mein Gott, ich bin eben wie die Anderen. Mir gefällt eine italienische Sammetmütze besser, ich trage aber einen Cylinder; ich habe kein Herz für meine gleichaltrigen Standesgenossen, aber es ist alberner Hochmuth, wenn wir uns besser zeigen wollen, als unsere Umgebung. Begnügen wir uns damit, es zu sein! Kleiden wir uns also nach der Mode, medisiren wir über unsere Freunde, interessiren wir uns für den Hofklatsch, ja, scheinen wir selber ein wenig klatschsüchtig, ein wenig exclusiv, ein wenig gelangweilt und meinetwegen falsch."

Gräfin Lida schaute in die Augen des Grafen hinauf. „Ja", sagte sie leise. — „Und *seien* wir dabei gut, edelmüthig, echt, natürlich und düpiren wir die Menschen ein wenig, die uns zu verstehen glauben."

„Jawol, Lida, Geliebte! Das ist das echte Unverstandensein, welches nicht schmerzt, welches nicht boshaft und verspottet macht, sondern welches uns wohlthut und uns Wohlthun lehrt Ich habe Dich geliebt, Lida, aus vollem Herzen, und es war der Schatten meines Lebens, daß Du folgende Wahrheit nicht erkannt hast: die wahre Größe besteht darin, sich nach der Gesellschaft zu formen und Denen, die um uns sind, Freude zu machen. Diejenigen, welche man die „Unverstandenen" nennt, sind Thoren, welche verlangen, daß die Welt sich nach ihnen modle, und es sind Selbstsüchtige, welche blos Liebe fordern, ohne sie selber geben zu wollen."

Gräfin Lida erhob ihre Stirn unter dem Kusse des Grafen und lächelte voll Glück und Scham. „O, ich wollte Liebe geben! Ich habe sie

Digitized by Google

Dir ja gegeben vom erſten Augenblicke an, ich bin Dir ja nachgereiſt, um Dich wiederzugewinnen, nachdem wir uns getrennt hatten! Getrennt ohne Hoffnung; denn ich glaubte mich unverſtanden! Von Dir, Du Unverſtandener!“

* * *

Gräfin Lida Freibank iſt heute eine der liebenswürdigſten und alltäglichſten Erſcheinungen am Hofe. Sie hat ſogar ihre Anbeter, die gar nicht ahnen, daß ſie ihren Gemahl vergöttert. Als ſeine gelehrige Schülerin lebt ſie nach dem Grundſatze, den er ihr damals bei ihrer Wiedervereinigung gegeben: „es iſt alberner Hochmuth, wenn wir uns beſſer zeigen wollen, als unſere Umgebung. Begnügen wir uns damit, es zu ſein!“

Digitized by Google

St. Helena.

Skizze von **Bruno Beheim-Schwarzbach.**

Es war ein nebeliger Vormittag, als wir die Umrisse St. Helenas aus einer Entfernung von drei geographischen Meilen sehen konnten; aber erst sechs Uhr Abends ankerten wir vor Jamestown, der Hauptstadt, zugleich der einzigen Stadt der Insel. Bei klarem Wetter sollen die Felsen fünfzehn Meilen weit sichtbar sein, oftmals aber verhindert ein starker Nebel, sie früher zu sehen, als bis man dicht bei ihnen ist und die Brandung hören kann.

Die Insel besteht aus einer angeblich durch vulkanische Eruption plötzlich aus dem Meere emporgeschossenen Felsmasse, welche mit ihrer Formation selbst uneinig gewesen zu sein scheint. In der That sieht man, besonders von dem südlich bei der Insel gelegenen Wasser aus, eine Menge bunt durcheinander gewürfelter Felspartieen, aus deren Mitte der höchste Punkt ein wenig hervorragt, während sich die anderen Felskolosse in ungeordneter Weise von seinen Seiten dem Meere zu hinziehen, in welches sie sich von einer tausend Fuß hohen Durchschnittshöhe senkrecht niederlassen. Schon der letzte Umstand begünstigt die Insel zu einer starken Fortification, obgleich ihre Lage sie aller politischen Bedeutung entrückt. Die an niedrigen oder sonst geeigneten Stellen angebrachten Festungswerke vermehren die Ansicht von der Uneinnehmbarkeit des Platzes.

Wie die kahlen Felsen schon aus der Ferne einen öden Eindruck auf den Beschauer verursachen, so bietet sich auch dem Auge beim Näherkommen wenig Erfrischendes dar. Schluchten und Thäler ziehen sich unregelmäßig und augenscheinlich widerstrebend — gleichsam als hätten sie ihren Weg über noch nicht ganz fortgeräumte Hindernisse erzwingen müssen, zwischen den starren Hügeln und schroff gegeneinandergestülpten Felsen hindurch; spärliche, isolirt stehende Baumgruppen und niedrige Sträucher von schmutzig grüner Farbe sind nicht im Stande, den trostlosen Anblick zu verwischen, welchen das Ganze darbietet.

Ich muß gestehen, daß ich in dem Gedanken, mehrere Tage auf diesem kahlen Felsen zubringen zu müssen, eine gewisse Unbehaglichkeit nicht unterdrücken konnte, — denn abgesehen davon, daß die Insel nur für einen Geologen Interessantes zu bieten schien, so konnte sie auch das Meer — um annähernd mit Falstaff zu reden — ebenso schnell wieder einschlucken, wie es ihm einst eingefallen war, sie auszuspeien.

Gleich nachdem wir vor der Stadt Anker geworfen hatten, kam das Quarantaineboot an die Seite unseres Schiffes, und in Stellvertretung des Hafenarztes, that der Hafenmeister die üblichen Fragen über den Verlauf unserer Reise, über den gewesenen, wie gegenwärtigen Gesundheitszustand der Bemannung.

Nachdem Alles in Ordnung gefunden war, ertheilte uns der Beamte feierlichst die Erlaubniß, zu landen — kletterte dann an der Schiffsleiter empor und delectirte sich an dem Genever und an den Manilla-Cigarren des Capitains. Zugleich umringten uns mit dem Doctorboote eine Zahl kleinerer Kähne, deren Insassen, hauptsächlich aus Mulattinnen bestehend, mit vielem Geschrei den Matrosen ihre Dienste als „Waschfrauen" anboten.

— Es sei hier bemerkt, daß die holländische Fregatte „Zeelandia", auf ihrer Reise von Batavia nach Niederland, St. Helena berührte, um frische

Digitized by Google

Proviſionen einzunehmen. Ich benutzte die Gelegenheit, das Schiff aus Geſundheitsrückſichten zu verlaſſen, in der Abſicht, mit einem Dampfer den Reſt der Reiſe nach Europa zurückzulegen. —

Die Inſel, deren Totalumfang nur ſieben deutſche Meilen beträgt, hat circa ſechstauſend Bewohner (excl. Garniſon), von denen über die Hälfte in Jamestown wohnt. Dieſe Stadt, in einem Thale gelegen, deſſen Wände ſich zu beiden Seiten ſteil aufthürmen, bietet ein nicht unfreundliches, wenn auch wenig belebtes Bild. Erſt an ihrem innern Ende, wo die europäiſchen Geſchäftshäuſer aufhören und die Wohnungen oder beſſer Wohnplätze der „Schwarzen" anfangen, wird man ebenſowohl durch die Unmaſſe kleiner menſchlicher Weſen, als durch den ſie umgebenden Schmutz unangenehm berührt. Außer in Salt Lake City, der Mormonen-Hauptſtadt, und vielleicht in St. Thomas, Weſtindien, habe ich ſelten ſo viele kleine Kinder in dem Straßenkothe ſich wälzen ſehen, als in dem Negerviertel von Jamestown — nur mit dem Unterſchiede, daß die kühle Witterung am Salzſee eine warme Bekleidung erfordert, während ſich in St. Thomas, wie auch in St. Helena, Kinder beiderlei Geſchlechts und verſchiedenen Alters in puris naturalibus produciren.

Das einzige in der Stadt befindliche Hotel bot unter dem Namen „Imperial Hotel" eine leidlich gute Wohnung. Von dem Balcon meines Zimmers konnte ich die Rhede ebenſo bequem überſehen, wie die Brandung, welche ſich mit dumpfem Donnern am Strande hinaufwälzte, hören; das Zurückfallen des Waſſers über den ſteinigen Boden war einem aus der Ferne herübertönenden Pelotonfeuer nicht unähnlich. Wendete ich dagegen meinen Kopf zur andern Seite, ſo war mir die Fernſicht durch eine im Wege ſtehende Kirche verſperrt; nur die angrenzenden Berge waren ſichtbar.

Es war an einem Sonnabend, als ich das Land betrat. So weit das „Rule Britannia" klingt auf den drei Heimatinſeln bis zu den fernſten Colonien zeichnet ſich der engliſche Sonntag durch ſeine puritaniſche Stille nicht minder als der engliſche Samſtag, namentlich aber Samſtag-Abend, durch ſeine ungemeine Lebendigkeit aus. Da am Sonntag jedes Geſchäft, jeder Laden, ſogar für die nothwendigſten Bedürfniſſe geſchloſſen iſt, ſo dauern am Samſtag die Märkte bis tief in die Nacht hinein; und der engliſche Arbeiter, der ſeinen Wochenlohn empfangen, und am Sonntag kein anderes Mittel der Zerſtreuung und Erholung hat, fängt gleich am Samſtag-Abend an ſich zu betrinken. Es ſind ungefähr dieſelben Bilder in London, wie in Jamestown.

Als ich in Begleitung eines Ungarn, welcher, nebenbei bemerkt, der einzige Deutſch ſprechende Menſch auf der Inſel war, dem obern Stadttheile zutrollte, goß ſchon der Mond ſein ſilbernes Licht über uns aus. In den Straßen bewegten ſich eine große Zahl Perſonen, bei welchen das weibliche Neger- und Mulattengeſchlecht das männliche bedeutend überwog.

Trotz der frühen Nachtſtunde ſchien ſchon die Hälfte des Wochenlohns in betäubende Getränke umgeſetzt worden zu ſein. Die Weiber nahmen unter den Betrunkenen eine hervorragende Stellung ein. Da St. Helena nicht nur eine Station für engliſche Kriegsſchiffe, ſondern auch ein Verdammungsplatz für gekaperte Sklavenſchiffe iſt, wo die befreiten Neger an's Land geſetzt werden, ſo concentriren ſich dort beinahe alle Negergattungen, welche an der Weſtküſte Afrikas zu finden ſind. Es iſt erklärlich, daß ſich im Laufe der Zeit ein ſonderbares Sprachgewirr aus den verſchiedenen Negerdialekten

Digitized by Google

bilden mußte. Da nun ein Jeder begierig iſt, Engliſch zu lernen, es auch wirklich nach ſeiner eignen Methode mehr oder minder erlernt, ſo klingt ſelbſt einem Sohne Albions oft die Mutterſprache in den unverſtändlichſten Tönen entgegen. Die Hautfarben der verſchiedenen Individuen ſpiegeln ſich von dem glänzendſten Schwarz in allen nur möglichen dunklen und hellen Schattirungen, denn daß ſich von Anfang an die Schwarzen mit den Weißen vermiſcht und immer wieder vermiſcht haben, wird Jedem ſelbſtverſtändlich erſcheinen, der das Leben in einem Seeorte kennt.

Ich muß hier aus Gerechtigkeitsliebe bemerken, daß ich an jenem Abend, wo beinahe die ganze Arbeiterclaſſe von St. Helena auf den Straßen Jamestowns verſammelt war, keine betrunkenen Europäer zu Geſicht bekam. Leider war dies wohl nur die Folge des einfachen Grundes, daß ſich auf der Inſel nur ſehr wenige, falls überhaupt, weiße Proletarier befanden, und für die Seeleute waren die „acht Schläge", der Matroſen-Zapfenſtreich, längſt vorüber. Schutzleute dagegen und engliſche Soldaten mit ihren kecken Mützen und den nie fehlenden Spazierſtöckchen, ſchlenderten müßig umher und betrachteten mit gelangweilten Mienen die immer lauter lärmenden ſchmutzigen Gruppen, den zwölften Glockenſchlag erwartend, mit welchem ſie, zur Ehre des anbrechenden Sonntags, die Schnapsläden zu ſchließen und die Straßen zu ſäubern hatten.

Am Montage durch den preußiſchen Conſul, der zugleich das Conſulat von noch ſieben anderen Nationen inne hatte, dem Gouverneur Sir Elliot, einem Verwandten des gleichnamigen Staatsmannes, vorgeſtellt, lernte ich in ihn einen liebenswürdigen alten Herrn kennen, der mich zu ſeiner Reſidenz einlud und mir, da ich den Wunſch ausſprach, das Innere der Inſel zu ſehen, noch an demſelben Tage den Ober-Ingenieur derſelben, Herrn Meliß, zuſchickte, damit dieſer mir behülflich ſein und als Führer dienen möge. — Wir ritten am Morgen des andern Tages zunächſt nach ſeiner Wohnung und nach einem kräftigen Frühſtücke begannen wir zuſammen die Inſel zu exploriren. Gehörte auch wenig dazu, dieſen kleinen Flecken Erde in dem Zeitraume eines halben Tages zu umreiten, und konnte man ſich auf den wenigen Straßen, welche St. Helena durchziehen, ſelbſt beim beſten Willen nicht verirren, ſo war mir die Begleitung eines Herrn, der dort zwölf Jahre gewohnt und die Inſel in ihren Einzelheiten gründlich kannte, in mehr als einer Beziehung angenehm. Ich lernte durch ihn nicht nur die Naturgeſchichte des Ortes in botaniſcher wie geologiſcher Richtung kennen, ſondern hörte auch mit Intereſſe ſeinen culturhiſtoriſchen Bemerkungen zu, welche er in ebenſo treffender, wie pikanter Weiſe zum Beſten gab.

Wie öde und kahl St. Helena von der Seeſeite erſcheint, ſo mildert ſich dieſer troſtloſe Anblick außerordentlich, wenn man ſich dem Mittelpunkt der Inſel nähert. Die Baumgruppen werden häufig und in verſchiedenen Gattungen ziehen ſie ſich durch die Thäler, die Berge und Hügel hinan. So iſt das 2700 Fuß hohe Diana-Peak vollſtändig mit Bäumen bedeckt. Die Farben der Blätter haben ein geſünderes, friſcheres Ausſehen, als auf jenen Abhängen, welche ihr Geſicht unmittelbar dem Meere zukehren. Die Cultur hat an geeigneten Plätzen ebenfalls feſten Fuß gefaßt, denn blühende Saat- und Gemüſefelder umgeben jedes Haus, deſſen Bewohner durch eine genügende Anzahl Quellen mit ebenſo klarem, wie erquickendem Waſſer verſorgt werden. Es iſt anzunehmen, daß ſich viertauſend Menſchen nur von den Erzeugniſſen nähren, die St. Helena hervorbringt, während der Reſt ſeine

Digitized by Google

Bedürfnisse, mehr oder weniger, theils von Europa (England), theils vom Cap der guten Hoffnung bezieht.

Ein flüchtiger Blick bestätigt die Annahme, daß die Insel ihre Entstehung einer vulkanischen Umwälzung verdankt. Man behauptet, daß sie ein Glied einer längern Kette von Inseln war, von der nur sie selbst und das benachbarte Ascension übrig geblieben ist.

Obgleich ich von Java, jener Schweiz ohne Winter, gekommen und deshalb durch eine Fülle von Naturschönheiten verwöhnt war, so fand ich doch auch auf St. Helena Gegenden, die mich durch ihren malerischen Reiz fesselten. Als einer der bemerkenswerthesten Punkte erschien mir Sandy Bay, wo die Felsen und Hügel in kühnen, starren, eigenthümlichen Formationen, durch eine große Zahl von Klüften und Thälern unterbrochen, einen ebenso erhabenen, wie grotesken Anblick gewähren. Hauptsächlich sind es zwei Felsen: „Lot" (1444 Fuß hoch) und diesem gegenüber „Lots Weib." (1423 Fuß hoch) bei welchen ein durch eisenoxydhaltiges Gestein verursachter Farbencomplex viel dazu beiträgt, das Originelle in ihrer kolossalen Massenbildung stärker auffallen zu lassen.

Als die Insel angeblich im Jahre 1502, entdeckt wurde, soll sie bis zum Wasserborde mit Vegetation bedeckt gewesen sein, bei welcher Gummi- und Ebenholzbäume eine hervorragende Stellung einnahmen; jene mehr in der Nähe der See, diese auf den Höhen. Im Laufe der Zeit ist das Ebenholz ganz, der Gummibaum stark ausgegangen und ihre Stelle von Lasuarinen, Farn-, Kohl-, Eichen- und fruchttragenden Bäumen eingenommen worden, welche Letzteren in mehr oder minder guter Qualität beinahe alle Früchte der halbtropischen, wie gemäßigten Zone tragen sollen. Mein Begleiter versicherte mich, daß mehr als hundertundfünfzig exotische Baum- und Straucharten auf der Insel floriren. —

Longwood, der Sterbeplatz Napoleon Bonapartes, liegt auf einer circa zweitausend Fuß hohen Plattform und erlaubt in nördlicher Richtung einen freien Blick auf das Meer. Von der Spitze der in der Nähe errichteten Signalstation, welche das Kommen oder das Passiren von Schiffen, wie deren Nationalität, durch Aufhissen verschiedener Flaggen anzeigt, genießt man einen vollkommenen Rundblick über Land und Wasser.

Das ehemalige Wohnhaus des großen Kaisers, an welchen die Völker selbst jetzt noch nicht ohne mit Bewunderung gemischten Schauder zurückdenken, ist ein einfach aussehendes Holzgebäude, von einem kleinen Garten umgeben. — Jene niedrigen engen Räume bargen sechs lange Jahre den kühnsten Geist seines Zeitalters, der hier gefangen wie ein Raubthier in einem Käfig, in ungestörter, Jahre langer Muße an seine ruhmreiche, blutige Vergangenheit zurückdenken konnte. Kein Wunder, daß er, zerfallen mit den Menschen, zerfallen mit sich selbst, dem damaligen Gouverneur der Insel, auf dessen Schultern die hohe Verantwortung des Wächteramts ruhte, durch sein trotziges Mäkeln, durch seinen Eigensinn, manche unruhige Stunde verursachte. Kein Wunder, daß der Mann, der gewohnt war, der Welt Gesetze zu dictiren, in seinem engen Exil erbittert und menschenscheu wurde — daß er Stunden lang auf jener kleinen Steinbank in krankhafter Unbeweglichkeit saß, Keinen sah, Keinen sprach, den Blick starr auf den Horizont nach jener Richtung heftend, in welcher sich der Scheiterplatz seiner gigantischen Pläne — Waterloo — befand. Da saß der Gefangene in starrer Lethargie, und wenn er zur Wirklichkeit erwachte, dann — dann fütterte er die Fische, die zu seinen

Digitized by Google

Füßen in einem kleinen Waſſerbaſſin ſchwammen. Der Mann, deſſen Laufbahn über viele tauſend Leichen in zermalmender Rückſichtsloſigkeit gegangen war, der das craſſeſte Elend über Millionen ſeiner Mitmenſchen ausgeſtreut, die Völker als ſeinen Spielball betrachtet und ſämmtliche Fürſten Europa's zu ſeinen Füßen geſehen hatte, — dieſer Mann fand hier ſeine einzige heitere Zerſtreuung in dem täglichen Füttern einiger Fiſche.

Das Haus, erſt neuerdings renovirt, hat ſechs bis acht Gemächer. Die einfachen Muſter der verſchiedenen Wandtapeten ſind dieſelben wie zur Zeit des Kaiſers, umſchließen aber durchaus kein Mobiliar mehr. Nur in dem ehemaligen Wohnzimmer ſteht eine edelgemeißelte Kopfbüſte auf einem Tiſche von ſchwarzem Marmor; ſonſt ſind ſämmtliche Zimmer jedes Schmuckes, jedes Geräthes entblößt.

Herr Meliß behauptete, daß das Innere des Hauſes ein Jahr nach dem Tode Napoleon's der gänzlichen Zerſtörung nahe war, denn ein Farmer, der es gemiethet, benutzte es zur Aufbewahrung von Vieh und Getreide. Aus dem Schlafzimmer war ein Schweineſtall, aus dem Speiſeſaal ein Pferde- und Kuhſtall geworden, während die übrigen Räume dazu dienten, Producte zu bergen. Es iſt erklärlich, daß unter ſolchen Umſtänden der Fußboden in Fäulniß überging, die Tapeten in Fetzen herunterhingen, daß ſich Ratten, Schmutz und Ungeziefer berechtigt fühlten, ihren Wohnſitz dort aufzuſchlagen — kurz, das Haus, in welchem kaum ein Jahr vorher der große Franzoſenkaiſer ſeinen Geiſt aufgegeben hatte, war zu einem Düngerſchuppen herabgewürdigt. — Nur einem Zufall iſt es zu verdanken, daß die Tapetenmuſter der Nachwelt erhalten blieben. Ein Major Hay, Officier der engliſchen Armee und dabei leidenſchaftlicher Raritätenſammler, war im Jahre 1822 zu dem beſondern Zwecke nach St. Helena gekommen, um für ſich einige Andenken von dem verſtorbenen Titanen zu retten. Da er aber das Haus in jenem oben beſchriebenen Zuſtande vorfand, ſo mußte er ſich mit wenigen Streifen Papiers begnügen, welche er von den Zimmerwänden abtrennte und gewiſſenhaft aufbewahrte. Als Longwood in neuerer Zeit von der franzöſiſchen Regierung für den Preis von zweitauſend Pfund Sterling angekauft (!) und als durch ſie beſchloſſen war, das Haus zu reſtauriren, da ſtellten die Nachkommen des Major H. jene Tapetenſtreifen zur Verfügung, damit man Gelegenheit hätte nach deren Vorbild die Wände friſch zu bekleiden. Und ſo geſchah es. Es wurden in Paris neue Tapeten, in Farbe und Muſter genau den alten gleich, angefertigt, und mit Hülfe derſelben ward Longwood Old Houſe, nachdem es äußerlich geſäubert, auch in ſeinem Innern wieder ſo hergeſtellt, wie es gegenwärtig iſt und hoffentlich auch verbleiben wird.

Kurze Zeit nach Ankunft des Kaiſers wurde für ihn nicht weit von dem Hauſe, welches als proviſoriſche Wohnung dienen ſollte, ein neues ſtattliches Holzgebäude errichtet, ohne aber jemals bewohnt zu werden: Napoleon weigerte ſich, ſein erſtes Domicil mit dem neuen zu vertauſchen.

Nach ſeinem Tode ward der Leichnam in eine weit im Thal gelegene Gruft, welche man auf dem hohen Wege von Longwood nach dem Alarmhauſe tief neben ſich liegen ſieht, beigeſetzt, und blieb dort nahe an zwanzig Jahre. Es iſt ein einfaches Grab, von einem Eiſengitter umgeben, mit einem Trauerbaum zu ſeinem Fuße, während hohe Fichten in einiger Entfernung kreisförmig herumſtehen. — Das Grab ſowol, wie auch das Haus werden von zwei penſionirten franzöſiſchen Sergeanten beaufſichtigt, die den ſeltenen Fremden, die ſich hier ſehen laſſen, bereitwilligſt Alles zeigen und erklären

Digitized by Google

Bei einbrechender Nacht nach meinem Hôtel zurückgekehrt, lernte ich dort am Theetisch einen achtzigjährigen sonderlichen Herrn, Namens C., kennen. Er war am Platze geboren, aber Zeit seines Lebens nie von der Insel entfernt gewesen. Nicht nur hatte er Napoleon Bonaparte persönlich gekannt, sonden war auch, einer der einflußreichsten Kaufleute des Ortes jener Zeit, mit Herbeischaffung der für den Kaiser nöthigen Provisionen betraut worden. Unter einem Potpourri von Hüsteln und Räuspern wiederholte er ausführlich alle die Berichte, welche ich schon kürzer zusammengefaßt von den französischen Sergeanten gehört hatte. Aber er theilte die gute Meinung, welche die „compatriots" für ihren großen Kaiser zu hegen schienen, keineswegs — tadelte sogar auf das schärfste das prätensiöse Benehmen, welches dieser der englischen Regierung gegenüber gezeigt hatte. Die Summe von Anfangs zwölf-, — dann achtzehn-, — schließlich von vierundzwanzigtausend Pfund Sterling jährlich war dem Exilirten noch immer zu wenig, obgleich jeder seiner Wünsche in Hinsicht auf Bequemlichkeit erfüllt wurde. Ebenso entschieden nahm der alte Herr Partei für Sir Hudson Lowe, den Kerkermeister Napoleon's, über dessen Grausamkeit dieser sich in seinen „Memoiren von St. Helena" so bitter beschwerte, wiewol alle neueren glaubwürdigen Berichte darin übereinstimmen, daß jener sein schweres Amt einfach mit dem vollen Gefühl seiner Verantwortlichkeit verwaltete.

„Ich habe", fuhr Herr C. in seinem, wie ich später hörte, sich oft wiederholenden Lieblingsthema fort, indem er sich geheimnißvoll zu mir niederbeugte — „ich habe diese historischen Thatsachen nebst allen ihren Nebenumständen niederzuschreiben angefangen — jedoch in Versen! — (Sie wissen doch, was Verse sind? — Verse! Verse! — Worte, die sich reimen, hm!) — und werde sie zur Zeit veröffentlichen. Es sind jetzt schon ihrer dreitausend, aber die Arbeit ist erst zur Hälfte beendet, erst zur Hälfte. — Die Welt wird staunen! Ich bringe neue Dinge über Napoleon zu Tage, neue Dinge! — Ich weiß Alles, kenne Alles und es gab mir zu denken, viel zu denken. — Aber ich werde auch" — diese Worte flüsterte er dicht an meinem Ohre — „in einigen Jahren die Insel verlassen und in England Vorträge über den Gegenstand halten. Napoleon! Ja! Wie er gelebt, wie er gestorben, was für ein Mensch er war! Man wird staunen! — — Ich werde Geld damit machen, viel Geld! —"

Am nächsten Morgen lag der Dampfer vom Cap der guten Hoffnung auf der Rhede von Jamestown und drei Stunden darauf ich selbst auf einer Wiegenmatte am Bord desselben, gen Europa schwimmend. Nicht lange nach meiner Landung brach jener glorreiche Krieg aus, in welchem der zweite Napoleon fiel, wie vor ihm der erste Napoleon gefallen war; und wenn ich das Schicksal des Einen mit dem Schicksal des Andern vergleiche, so kann ich nicht umhin, mich zu fragen: ob Wilhelmshöhe das St. Helena Napoleon's III. oder nur sein Elba sei? Jedenfalls berührt es höchst eigenthümlich, kurze Zeit nachdem man das öde Felseneiland in der fernen afrikanischen See verlassen, auf den neuen Schauplatz Napoleonischer Gefangenschaft, zu einem reizenden Schloß in einem der lieblichsten Parks geführt zu werden. Aehnlichkeit und Unterschied sind gleich groß, gleich frappant, und Beides, um mit dem alten Herrn von St. Helena zu reden — „gab mir zu denken, viel zu denken."

Digitized by Google

Von Berlin nach Paris.

Aus den Erinnerungen von **Sophie** Gräfin **Schwerin.**

Oft und von unſeren größten Hiſtorikern iſt der Winterfeldzug in Frankreich, die große Invaſion von 1814 und Heerfahrt nach Paris beſchrieben worden; niemals aber rührender, ergreifender und begeiſternder, als von einer Frau, deren ganzer Ruhm darin beſtand, die würdige Gattin eines Helden geweſen zu ſein, und die — nachdem ſie mit dem Vaterland getrauert und mit dem Vaterland gejubelt, an dem Tage ſeines ſchönſten Sieges, bei Waterloo, das Theuerſte verlor, was ſie auf Erden beſeſſen: den Mann, den ſie geliebt. Es iſt die Gräfin Schwerin, welche, den Tod des unvergeſſenen Geliebten um faſt fünfzig Jahre überlebend, vor etwa ſieben Jahren zu Berlin, eine hochbetagte, ehrwürdige Dame, ſtarb. Sie hat ihr Buch nicht für die Oeffentlichkeit beſtimmt und es iſt dieſer auch niemals übergeben worden, obwol es einer ſolchen Auszeichnung viel mehr werth geweſen wäre, denn tauſend andere, welche während vieler Jahre kommen und gehen. Es ſind Aufzeichnungen, gemacht während der trübſten und der lichteſten Zeit unſerer nationalen Erhebung — Tagebuchblätter der daheim gebliebenen Gattin, Mittheilungen aus dem Felde und Briefe des Gatten, der ſein Schickſal untrennbar mit dem der preußiſchen, der deutſchen Heere verbunden hatte. Aus dieſem ſo koſtbaren Material, welches ſich im Nachlaß der Verblichenen fand, hat die jüngere Schweſter derſelben, Frau von Romberg, ein „Lebensbild" zuſammengeſtellt, ausſchließlich, wie es im Vorwort heißt, für den „hochgebildeten Freundeskreis, deſſen belebender Mittelpunkt die Verewigte war." Der Verfaſſer dieſer Zeilen betrachtet es als ein hohes Glück, daß ihm bereits vor einiger Zeit, als die Welt noch im tiefſten Frieden und kein Gedanke war an dieſen neuen Krieg, ein Exemplar des Werkes zu Theil ward durch einen Freund, der jenem Kreiſe angehörte. Dieſes Buch zu leſen ward ihm ein Troſt in den bitteren Stunden, die der Entſcheidung vorangingen, und er ſchöpfte frohen Muth und zuverſichtliche Hoffnung daraus, indem er die Heere fortrücken ſah, eins nach dem andern, an den Rhein, wie ſie es damals gethan. Wer in den Kampf zog, der erfüllte ſeine Pflicht, und wir durften ihn glücklich preiſen. Aber wir Zurückbleibenden, was konnten wir Anderes thun, als jedes Opfer zu bringen, welches unſere Brüder auf ihrer Heldenlaufbahn fördern mochte, mit unſeren Liebesgaben ihnen zu zeigen, wie theuer ſie uns ſind, mit unſeren heißeſten Wünſchen ſie zu begleiten? Sie waren zu beneiden auf dem ehrenreichſten Poſten, den das Vaterland ſeinen Bürgern anweiſen kann; allein auch uns waren Aufgaben geworden, deren Erfüllung nicht minder ehrenvoll, und vielleicht noch ſchwerer iſt! O, Ihr Mütter — deren Söhne mit fortgezogen in den Kampf! O, Ihr jungen Frauen! O, Ihr Bräute! Eure Söhne, Eure Männer, die Väter Eurer Kinder, Eure Verlobten — ſie boten dem Vaterland ihr Leben

an; aber von Euch verlangte das Vaterland Euer Herz, und Ihr habt es ihm gegeben! Wenn nun ein Augenblick des Zweifels, oder ein noch schlimmerer Augenblick der Gewißheit Euch treffen sollte: dann blickt hin auf das Bild der heldenmüthigen Gräfin! Niemals, unter gewöhnlichen Umständen, würde der gegenwärtige Verfasser es sich erlaubt haben, die heilige Dämmerung zu berühren, in der sie jetzt vereint mit dem Geliebten ihrer Jugend weilt; er würde es als einen Bruch des Vertrauens angesehen haben, von dem Vermächtniß zu sprechen, welches sie nur ihren Freunden hinterlassen wollte. Aber jetzt, wo ihr edles Beispiel, wo ihr Leben und Lieben, ihr Dulden und Hoffen Tausenden Trost und Erhebung gewähren kann: jetzt wird ihr Schatten verzeihen, wenn er heraufgerufen wird, um in einer Zeit, die der ihrigen so ähnlich, den deutschen Frauen und Jungfrauen ein leuchtendes Vorbild zu sein, im Vertrauen auf Gott sie zu bestärken und selbst dem tiefsten Schmerze durch ein großes, verwandtes Gefühl Linderung zu bereiten! Wie schön, in diesem Sinne, sagt die Gräfin einmal an einer Stelle ihrer Aufzeichnungen: „Nicht, als hätte die Zeit in ihrem Alles verwischenden Lauf auch das Bild solcher Tage begraben — was nicht wiederkehren kann, bleibt ewig in der Erinnerung, und es ist nur im gemeinen Lauf der Zeiten wahr, daß der Augenblick der mächtigste von allen Herrschern ist. Es giebt Punkte vielleicht in eines Jeden Leben, die dem Herzen ewig Gegenwart bleiben, wie tief die Vergangenheit sie auch in ihrem Schooß begraben möge, und immer glauben wir noch da zu leben, wo unsere Seele am lebendigsten war. — Und ist's denn anders mit der Zeit der Nationen? — Die Augenblicke der Befreiung und Rettung sind die ewige Gegenwart des Vaterlandes — was sie erlebt hat, ist da nicht Alles, was nun noch kommen mag: „die Zeit, die keine Zeit mehr ist?"

Der Gemahl der Gräfin, Wilhelm Schwerin, war bis zur Schlacht von Leipzig und während derselben Adjutant des Königs Friedrich Wilhelm III. von Preußen gewesen; als Napoleon in jenen unvergeßlichen Octobertagen geschlagen, die „große Armee" sich elend, todtmüde und gebrochen nach Frankreich zurückschleppte, und der Einmarsch der Verbündeten nach Frankreich beschlossen worden, ward Graf Schwerin in das Hauptquartier des Feldmarschalls Blücher commandirt, erreichte denselben Ende December in Wiesbaden und ging mit ihm über Schwalbach nach Caub. Wir lassen fortan die Gräfin selbst erzählen, welche in Berlin zurückgeblieben war und theils nach den allgemeinen Nachrichten, theils aber und hauptsächlich nach den Mittheilungen, Briefen und Tagebüchern ihres Gemahls die Geschichte dieser denkwürdigen Zeit niederschrieb *).

Hier in Caub nun wurden in der Neujahrsnacht die Anstalten zum Rheinübergang vorbereitet. — Wilhelm (Graf Schwerin) wohnte mit Hermann (seinem Bruder) in einem Hause hart an dem Fluß; unter ihren Fenstern ward der Bau der Pontonbrücke angefangen, und schon um vier Uhr Morgens (1. Januar 1814) weckte sie vom jenseitigen Ufer das Hurrah der in Kähnen übergesetzten Preußen. Es waren die Jäger vom ersten ostpreußi-

*) Wir wollen hier übrigens ausdrücklich bemerken, daß wir zur Publication der nachfolgenden Blätter von der überlebenden Schwester der Gräfin Schwerin, Frau von Romberg, in der freundlichsten Weise autorisirt worden sind.
Die Redaction des Salon.

Digitized by Google

schen Infanterieregiment, die zuerst den Rhein überschritten und die Franzosen nach kurzer Gegenwehr zurücktrieben. Zwei Kanonen, welche auf dem jenseitigen Ufer feindlicherseits aufgefahren waren, thaten nur zwölf bis fünfzehn Schüsse ganz ohne Wirkung und wurden dann durch die Besorgniß, von den Jägern, die sich schon in ihrem Rücken zeigten, genommen zu werden, zum schnellen Zurückgehen genöthigt.

Dieses geringen Widerstandes ungeachtet konnte die Brücke dennoch am ersten Januar nur zur Hälfte und bis zu der Insel, auf der die Pfalz steht, zu Stande kommen, da sie, beinahe vollendet, von der Gewalt des Stroms ganz weggerissen ward. Hier traf Wilhelm mit Anton Stolberg zur schönsten Neujahrsfeier mitten auf dem befreiten Rhein zusammen und trank aus seinen Wellen. So gern wollte er mir einige Tropfen schicken, aber es war nichts bei der Hand, um das Wasser einzufüllen.

Am 2. Januar ging das ganze Corps, wie das Hauptquartier selbst, über den Rhein und setzte seinen Marsch unaufgehalten wie in Freundesland fort über Bacharach, Kreuznach, Cazel und von dort rechts von der großen Straße abgehend über St. Wendel, Saarbrück, St. Avold ꝛc. nach Nancy, wo der Feldmarschall (Blücher) mit einem Theile des Sacken'schen Corps am 17. einzog.

Während man so den Rhein, die Saar, Meurthe, Mosel, Maas ꝛc. ohne andern Widerstand als leichte Vorpostengefechte hinter sich hatte, war es für das Hauptquartier sehr belustigend, in den französischen Zeitungen die pomphaftesten Berichte der Vertheidigungsanstalten zu lesen, welche die Provinzen, die man eben inne hatte, gegen die Möglichkeit eines feindlichen Einfalls sichern sollten. Doppelt groß war die Bestürzung über den nun plötzlich eindringenden Feind, in je tieferer Sicherheit die Einwohner durch solche Berichte erhalten waren. Der schon überall wankende Glaube an Napoleon ward durch diese Erfahrung noch mehr erschüttert.

Nicht minder fand man sich in der grauenhaften Beschreibung betrogen, welche die französischen Proclamationen von der Verheerungswuth der Alliirten machten, und wo sie wie Barbaren: „Le fer et la flamme à la main", dargestellt waren, während bei den Preußen die allerstrengsten Maßregeln zur Erhaltung einer musterhaften Mannszucht getroffen waren, die auch wirklich bei diesem ersten Einrücken in Frankreich bewundernswürdig genug erhalten ward.

Auch schien die Stimmung in den vormals deutschen Provinzen (Elsaß und Lothringen) damals den Alliirten gar nicht ungünstig; man schien des jetzigen Zustandes müde und hätte einen andern herbeigewünscht, wenn es ohne gewaltsame Krise thunlich gewesen, auch regte sich hier noch kein Nationalhaß gegen den sonst verbrüderten Deutschen. Anders war es zwar auf altfranzösischem Boden, wo man vom ersten Ueberschreiten der Grenze den auffallendsten Abstand in Sitten, Stimmung ꝛc. fand. In den Wohnungen fiel der Mangel an Oefen bei der gerade hier eintretenden rauhen Witterung am unangenehmsten auf. Die Aufnahme der Einquartierten war auch eben nicht freundlich zu nennen. Doch meinte Wilhelm, es hinge lediglich vom Geschmack des Gastes ab, wie er in Frankreich aufgenommen sein wolle. Auch die eingewurzeltste böse Laune schien ihm hier durch Conversation leicht zu bannen. Er versuchte wenigstens dies Mittel nie ohne Erfolg und that seiner Sprachabneigung, mit der ich ihn oft neckte, Gewalt an, um sich und seinen Wirthen die Sache weniger verdrießlich zu machen. So wie er sie nur in's

Digitized by Google

Plaudern über allgemeine und häusliche Verhältnisse, besonders über politische Angelegenheiten verwickelt hatte, war auch mit der Redseligkeit der gewohnte Frohsinn und eine gewisse Gutmüthigkeit geweckt, in der sie sich dann auch gar gemüthlich nach seinen Angelegenheiten erkundigten: ob er eine Frau zu Hause habe, und wie schwer es ihm auch fallen möge, von ihr getrennt und so fern zu sein. „Ah, comme elle doit s'inquiéter!" sagte dann manches theilnehmende Weib. Auch hier ließ also Wilhelm, wie er mir oft versicherte, von dem Bestreben, eine gute Einquartierung zu sein, nicht nach. An Regeln und Grundzügen dazu konnte es ihm nicht fehlen, und wir hatten sieben Jahre lang Zeit gehabt, aus den Gegensätzen von Allem, was in unseren Häusern vorging, das Ideal der „Einquartierung, wie sie sein sollte", zusammenzusetzen. Seit nun Wilhelm aber selbst nothgedrungen diese Rolle spielen sollte, fielen ihm die sogenannten Einquartierungsgespräche, über die wir so oft unsern Scherz getrieben hatten, recht im Ernst auf die Seele, und der Gedanke, nun auch solch' ein verhaßter Störer zu sein, begleitete ihn in jede Häuslichkeit, die er betrat; wie denn das Bestreben, den Einwohnern die Lasten des Krieges zu erleichtern, die einzige Freude ist, die er den menschlich Gesinnten geben kann. Wie hoch ich nun auch alle persönlichen Eigenschaften anschlagen mag, die es Wilhelm leicht machen mußten, jenes Ideal zu erreichen, so brachte doch seine äußere Lage die wichtigsten Erfordernisse mit sich, das Wohlgefallen seiner Wirthe unbedingt zu erlangen. Der ersten Verzweiflung über seine Ankunft und dem Jammer über die Unmöglichkeit, irgend Etwas an Nahrungsmitteln aufzutreiben, setzte er immer sogleich die frohe Nachricht entgegen, daß er an der Tafel des Feldmarschalls esse, die denn auch nie die Wirkung verfehlte, alle Gesichter aufzuklären. Löste sich nun aber die schöne Stimmung bald wieder in Klagen: „sur l'horrible cherté du sucre et du café", so wußte er auch diese Schwierigkeit durch die Nachricht zu beseitigen, daß er dies Alles bei sich führe, und wenn nun alle Ansprüche der so gefürchteten Einquartierung sich auf „un peu de lait" reducirten, so war freilich nichts mehr an ihr auszusetzen. — Theils um sich der Unahnnehmlichkeit solcher Forderungen zu überheben, theils oft wirklich eintretendem Mangel abzuhelfen, hielt Wilhelm mit Sir Hudson Lowe (dem nachmaligen Gouverneur von St. Helena während der Gefangenschaft Napoleon's), mit dem er überhaupt auf dem freundschaftlichsten Fuße lebte, eine kleine Haushaltung auf gemeinschaftliche Kosten, welches ihnen, da sie meist zusammen wohnten, Beiden gleich bequem war. General N., der russischerseits im Hauptquartier war, wie Oberst Lowe von Seiten Englands, drängte sich als Dritter in diesen Bund ein, aber, wie sie bald entdeckten, nur um von ihnen freigehalten zu werden. Umsonst erwarteten sie seine Beiträge zum Gesammtwohl ihrer Wirthschaft, aber wenn auch Oberst Lowe oft melden kam: „bonne nouvelle, notre Russe va acheter du café", so brachte er sie doch nicht um den Spaß, seine weise Oekonomie immer von Neuem zu bewundern. — Es war überhaupt ein sehr munteres Leben im Blücher'schen Hauptquartier. Der alte Feldmarschall war von der glücklichsten Laune und theilte sie seiner Umgebung mit. Ueber jene war wenigstens gewiß nicht zu klagen, mehr über einen zu freien Ton. Vorzüglich gehörten die Tischreden nicht selten zu den kräftigsten. Während man nun lieber das Gesagte nicht gehört hätte und es am wenigsten wiederholen konnte, verlangte Oberst Lowe (der begeisterte Bewunderer der Preußen und besonders ihres Heerführers) von Wilhelm eine treue Uebersetzung. „Répétez moi chaque mot,

Digitized by Google

je vous en conjure", ſagte er zu ihm, „et que je ne perde pas une parole de cet homme, que je révère au delà de toute expression." — „Qu'a-t'il dit? quelle est son idée?" forderte er immer von Neuem auf, während er ſeinem Helden jedes Wort von den Lippen wegleſen wollte und den Dolmetſcher damit oft in nicht geringe Verlegenheit ſetzte. Blücher genoß jetzt der vollkommenſten Geſundheit; — mit einer Jugendkraft, die ſeine Umgebungen in Erſtaunen ſetzte, unterzog er ſich allen Strapazen des Feldzugs, die ihn kaum zu berühren ſchienen. Doch war es vielleicht dieſe übertriebene Anſtrengung, die ihm ſpäter ſo große Abſpannung zuzog, in der er dem letzten Theile des Feldzugs nur noch beiwohnte.

Jetzt kam er auf dem Marſch nicht vom Pferde und bediente ſich weder ſeines Wagens noch irgend einer Bequemlichkeit. Sein Geiſt war nicht minder aufgeweckt; die Gegenden, durch welche der Marſch ging, waren ihm aus der Rheincampagne her ſehr wol bekannt — tauſend lebhafte Erinnerungen würzten noch die Freude, die er überhaupt an dieſem Kriege hatte, und gaben oft Veranlaſſung, die Treue und Klarheit ſeines Gedächtniſſes zu bewundern. Sehr ſtörend war es ihm dagegen, hier nicht mehr das ihm angeborene Talent der öffentlichen Anreden üben zu können — er hatte dies Improviſiren patriotiſcher Reden in der letzten Zeit ſo oft und zuweilen ſo glücklich geübt, daß es ihn nun oft hinriß, auch franzöſiſche Behörden und Deputationen anzureden, um ſo mehr, da die Dinge, die er den Franzoſen vorzutragen hatte, gewiß weit pikanter waren, als Alles, was er bisher hatte vortragen können. „Messieurs!" fing er dann mit vollem Feuer an, und wenn nun weiter nichts kommen wollte: „Nun, Goltz", wandte er ſich an dieſen, „ſagen Sie ihnen nur das Uebrige."

Am 18. Januar feierte das Corps das preußiſche Krönungsfeſt in dem eben eingenommenen Nancy. Hier hatten die Preußen die Freude, nicht nur eine Menge gefangener Spanier und Engländer, ſondern auch einige von den Lützow'ſchen Jägern zu befreien. Verloren und vergeſſen lebten hier die bei Saragoſſa ihrer Freiheit beraubten Spanier — heute aber ſaß ihr Anführer, Sato Major, an dem Ehrenplatze der glänzenden Tafel, und der Feldmarſchall brachte den Toaſt auf Spaniens Ruhm und Freiheit aus, in den die zahlreiche Geſellſchaft rauſchend einfiel, und die franzöſiſchen Autoritäten, die mit zur Tafel gezogen waren, wie lau und widerwillig, doch mit einſtimmen mußten.

Auch ward aus dieſen Spaniern ſogleich ein Bataillon formirt, welches als Beſatzung von Nancy zurückblieb, ſo daß ſie im ſchnellſten Glückswechſel heute die Stadt beſetzten, in der ſie geſtern noch Gefangene waren.

Nicht minder groß war die Freude derjenigen preußiſchen Officiere, die früher ſo lange in Nancy gefangen ſaßen, nun hier als Sieger einzuziehen. Welcher Zauber lag in jenen bitteren Erinnerungen, nun da eine ſolche Gegenwart ſie auslöſchte. — Auch General Sacken, der nun an der Spitze des ruſſiſchen Corps hier einzog, war lange in Nancy gefangen. — Eine gleiche Freude erwartete bald darauf Hermann in Châlons, wo ihm ſo manche Stunde bitterſter Kränkung centnerſchwer verſtrichen war, und wo er nun nach Einnahme der Stadt durch die Horn'ſche Brigade zum Commandanten derſelben ernannt werden ſollte. Nur die Unmöglichkeit, in dieſem Kriege einen, wenn auch nur augenblicklichen Ruheposten anzunehmen, vermochte Hermann, einen Antrag abzulehnen, in welchem um ſo ſüßere Vergeltung lag, da er von Seiten der franzöſiſchen Autoritäten an ihn erging. Eine

noch süßere Vergeltung aber hatte er selbst auszuüben. In der Nacht, wo das York'sche Corps auf Nancy zu marschirte, ritt er allein den wolbekannten Weg voraus, um dem Hause, das ihm während seiner Gefangenschaft so gastfrei geöffnet war, gleich selbst Schutz und Trost zu bringen. In tiefer Dunkelheit kam er im Dorfe an, und wie er fragte, ob auch Mr. de Loisson zu Hause sei, antwortete ihm das freudige: „Quoi, c'est Vous Mr. le Comte?" der Leute, die ihn an der Stimme erkannten. Wie ein rettender Schutzgeist ward er von der Familie empfangen, der ein wunderbarer Zufall in diesen Tagen des bangsten Harrens von der ganzen feindlichen Armee zuerst den einzigen Bekannten, den sie in derselben haben mochten, und noch dazu einen tief und warm Verpflichteten zuführte.

Ein interessanter Moment dieses Sturmes von Châlons war der, wo General Horn an der Stelle von zwei Bataillonen Landwehr, die sich verschossen hatten, zwei frische vorrücken ließ, und der Adjutant, der sie heranholen sollte, mit mühsam verhaltenem Lachen die Meldung that, „die pommersche Landwehr habe sich eben in Champagner betrunken." — Beim Stürmen der Vorstädte waren die braven Pommern auf volle Weinkeller gestoßen, und so neu und unbekannt ihnen das vorgefundene Getränk auch war, so schien es ihnen, ihrem Zustande nach, doch gemundet zu haben. Diese Episode bezeichnete die gegenwärtige Situation mit so grellen Zügen, daß sie selbst im Drang des gewichtigen Augenblicks ihre komische Wirkung nicht verfehlte.

Während die Armeen vorrückten, wurden Friedensunterhandlungen gepflogen; doch, wie es scheint, weniger ernstlich als die Kriegsoperationen, die ihnen wol hinderlicher waren, als jene diesen. Doch glaubte man in dieser Zeit an Frieden, und der Gedanke, die Franzosen so leichten Kaufs und ohne Buße im eigenen Lande davon kommen zu lassen, empörte allgemein. Auch Paris war ein Zauberbild, welches die Armee nicht fahren lassen konnte. „Ich will die Rache gern dran geben", schrieb zwar Wilhelm, „wenn die Ehre so gerettet ist."

Unterdessen setzte das Blücher'sche Hauptquartier seinen Marsch bis nach Brienne fort, ohne einen Feind gesehen zu haben. Hier endlich fiel am 24. Januar eine Affaire vor, die aber glücklich ausfiel, indem der Feind geworfen ward und zwei Batterien in unsere Hände fielen. Am späten Abend kamen die Herren nach dem Schlosse zurück, wo das Hauptquartier schon seit mehreren Tagen lag. Der alte Feldmarschall und der größte Theil der Suite war schon nach den oberen Zimmern hinaufgegangen, nur Graf Goltz und Schwerin waren noch unten im Hofe. Einer alten Gewohnheit gemäß stand Wilhelm noch auf dem hohen Perron des Schlosses, den weggeführten Pferden nachsehend, um, wie ich ihm oft neckend vorwarf, die geliebten Thiere nicht einen Augenblick zu früh aus dem Gesicht zu verlieren. Wie oft hatte ich ihn so stehen sehen, wenn ich am Fenster stehend ungeduldig auf seine Rückkehr harrte! — jetzt nicht umsonst — denn auf einmal fallen Schüsse in der nächsten Nähe und um die Ecke des Schlosses pfeifen schon Flintenkugeln durch die Luft! Im Schutz der hereinbrechenden Dunkelheit und gedeckt von einem Weinberg hatten sich französische Tirailleurs und leichte Cavallerie in der wolberechneten Absicht, das Blücher'sche Hauptquartier aufzuheben, unbemerkt bis an das Schloß herangeschlichen — schon knitterten Flintenkugeln durch die Fenster des Schlosses — Wilhelm hatte nur Zeit, dem Grafen

Digitized by Google

Goltz zuzurufen, für das Pferd des Feldmarschalls zu sorgen, und stürzte zu diesem hinauf, fand ihn mit General Gneisenau zusammen und war, trotz allem Widerstreben des Alten, der durchaus nicht an die nahe Gefahr glauben wollte, so glücklich, ihn noch zu rechter Zeit die Treppen hinunter und auf's Pferd zu bringen. — Lange Jahre nachher erzählte Gneisenau einmal diese Rettung des Hauptquartiers aus dem Schloß von Brienne an Prinzessin Louise.

„So etwas mußte auch gerade Schwerin begegnen", sagte sie, „damit nie Jemand etwas davon erfuhr!"

Die Russen nahmen zwar die Stadt Brienne wieder ein, wo auch der Feldmarschall einen Theil der Nacht zubrachte, aber das Hauptquartier zog sich gegen Morgen dennoch um zwei Lieues in die Stellung von Arcanval zurück, in welcher am 1. Februar die Schlacht von La Rothière gewonnen ward. Auf manchen Punkten war aber heftiger Widerstand, und das Dorf La Rothière ward mit großer Hartnäckigkeit bis Abends um zehn Uhr vertheidigt. Am andern Morgen besuchten Kaiser und König, welche der Schlacht beigewohnt hatten, das Schloß von Brienne — nur seit zwei Stunden hatte Napoleon es verlassen.

An den Thüren der Zimmer waren unter den Namen der Officiere des Blücher'schen Hauptquartiers die der Suite des französischen Kaisers angeschlagen, ein merkwürdiger Anblick für die ersten Inhaber, die nun wieder da waren, den Wechsel zu schauen. In den Mémoires des Las Casas steht, daß Napoleon sich in diesen Tagen in naher Gefahr befand, von Kosaken gefangen zu werden, und daß er, als er gerettet um sich blickte, den Platz erkannte, auf dem er einst so gern den Tasso las, als er auf der Ecole militaire zu Brienne studirte.

Einen sehr traurigen Anblick gewährte das Schloß von Brienne selbst Denen, die es noch vor drei Tagen in seiner ganzen Pracht und Herrlichkeit gesehen hatten. In einem frühern Briefe konnte Wilhelm mir nicht genug von der Pracht der Meubles, der Tapeten, der ganzen Einrichtung erzählen, wo für Bibliotheken, Naturaliencabinete und Kunstsammlungen, wie für Küche und Keller gesorgt war, und Alles auf dem Fuß altfranzösischen Prunkes. Jetzt war dies Alles mehr oder weniger zerstört — geplündert lag das Schloß da — in den Zimmern selbst, wo man eben noch jede Art luxuriöser Bequemlichkeit genossen, fehlte es am Nothwendigsten, und Wilhelm schrieb mir die Geschichte dieser Tage mit Bleistift, weil er sein Tintenfaß, als das einzige im Schloß vorhandene, dem Wohl des Staates für wichtigere Expeditionen hergeben mußte.

. . . . . .

Wilhelm's Tagebuch aus dieser Zeit ist so durchaus militairisch und geht so in's Detail, daß ich mich wenig daraus vernehmen kann. Nur so viel finde ich darin, daß das Corps von Brienne aus eine andere Richtung nahm, um die Vereinigung des Marschalls Macdonald mit der großen französischen Armee zu verhindern. In diesen Tagen fielen manche vortheilhafte Affairen vor, und bis Etoges hinderte nichts das bisher ununterbrochene Vorrücken der Armee. Hier aber schien das Glück wieder untreu zu werden: es war der so traurige Zeitpunkt der Campagne, wo Napoleon mit einer Elite der trefflichsten Cavallerie die getrennt marschirenden Corps der Alliirten überraschend überfiel und wie im Fluge von einem zum andern eilend

Digitized by Google

sie getrennt angriff und meistentheils schlug. Vom 8. bis 14. Februar war auch das Hauptquartier in einem Hin- und Herziehen zwischen Etoges, Vatus, Bergire, la Fère ꝛc. In der Nacht zum 10. bekam der Feldmarschall Nachricht von der Gefahr, in der das Corps des russischen Generals Alzusief sich befinde und brach augenblicklich zu seiner Hülfe auf; unterwegs aber kam ihm schon die Nachricht seiner gänzlichen Niederlage entgegen.

Am 14. war es, wo dasselbe Ungewitter das Hauptquartier überfiel. Mitten auf dem Marsch sah man sich plötzlich von einer dreifach überlegenen Cavallerie angefallen. Augenblicklicher Rückzug war unvermeidlich, mit Ordnung ward er angetreten und zurück bis Champaubert geführt. Hier hoffte man eine Position nehmen zu können, aber umsonst; der Feind benutzte die Dunkelheit, um den rechten Flügel gerade im Rücken auf der Straße von Etoges zu umgehen — so, zwischen zwei Feuer eingekeilt, setzten die Preußen ihren Weg fort. Dennoch ward die Infanterie in dichten Massen zusammengehalten; theils mit dem Bajonett, theils mit kleinem Gewehrfeuer bahnte sie sich ihren Weg. Immer heftiger drängte der Feind, mit gezogenem Degen eilten der Feldmarschall und seine Suite mitten unter auf sie einhauende französische Chasseurs — so gelangte das Corps bis in die Position bei Bergire, wo man sich sammelte, um in der Nacht weiter auf Châlons zurückzumarschiren. Die nachsprengende Cavallerie ward größtentheils niedergemacht, und von den vielen hier eingebüßten Gefangenen befreite General Diebitsch später tausend Mann Preußen.

Unterdeß bestand das York'sche Corps bei Chateau Thierry einen noch härtern Kampf. In das kesselartige Thal eingekeilt, von allen Seiten beschossen, schien die Horn'sche Brigade zum Opfer für die Armee erkoren, deren Rückzug sie decken sollte. York hatte sie aufgegeben. „Von Horn und allen Seinen sehen wir nichts wieder", sagte er, nur die Gefahren, nicht die Kräfte dieser heldenmüthigen Arrièregarde berechnend, die aus diesem Todesschlunde sogar noch das schwere Geschütz rettete, von dem nur zwei Kanonen in die Hände des Feindes fielen.

Die Wunder der Tapferkeit, welche die schlesische Armee an diesem Tage vollbrachte, hatten einen würdigen Augenzeugen an dem englischen Obersten Lowe. Sein begeisterter Bericht von diesem Tage ist durch alle Zeitungen bekannt. Er schrieb ihn stückweise zu Pferde auf seinem Hute während der Affaire und mitten in allen Drangsalen und Gefahren sah er nur den Muth der Preußen und die Art ihrer Gegenwehr. Alles Andere schien ihm Nebensache. Es war der erste kritische Tag, den er bei den Preußen erlebte, und doch sah ihn Schwerin nie so hoch und freudig gestimmt. „Heute habe ich die Ueberzeugung des Sieges!" rief er ein Mal über das andere, „eine Armee wie diese kann nicht geschlagen werden; mit einer Infanterie wie die Ihrige ist man unbesiegbar! — Mein Herr, es ist nicht das erste Mal, daß ich einen Krieg mitmache (er hatte lange, ich glaube in Ostindien, in Spanien und in Sicilien, gedient), ich habe viel Truppen gesehen; aber ich habe noch nie eine Infanterie wie diese gesehen; es ist die erste Infanterie der Welt. Ach, ich bin eifersüchtig auf die Ehre dieser schlesischen Armee!"

Unter den vielen Opfern, die die Armee an diesem Tage des 14. Februar brachte, machte auch das Blücher'sche Hauptquartier einen sehr empfindlichen Verlust. Ein allgemein geschätzter und geliebter Officier, Major von Oppen, verschwand im Gedränge der Verfolgung mitten aus der Suite

Digitized by Google

des Feldmarschalls und blieb spurlos verschwunden, da man nie weder seine Leiche noch sein Grab gefunden hat. Mehrmals war er während der Retraite an Wilhelm's Seite geritten und hatte diesem eine Beschwerde geklagt, die ihm das scharfe Reiten sehr schwierig mache, dann sah er ihn noch mehrere Male von Weitem gebeugt auf dem Pferde sitzen, bis er in der Dunkelheit ganz von ihm abkam.

Wunderbare Ahnungen aber begleiteten Herrn von Oppen's Tod. — Kurz zuvor erzählte er Wilhelm einen Traum, wo sein bei Culm gebliebener Freund Röder ihm die Hand gereicht und gesagt habe: „Nun, Du kommst doch auch bald nach?" — „Für's Erste" hatte er scherzend hinzugefügt, „fühle ich nun aber noch gar keine Lust, auf die Einladung einzugehen." — Merkwürdiger ist die Erzählung von jenem Briefe, den der Feldmarschall einige Wochen später erhielt. Sie machte so viel Aufsehen, daß sie allgemein bekannt ist; doch erwähne ich ihrer, weil Wilhelm den Brief selbst verlesen hörte. Er war von einer Dame aus der Rheingegend, bei welcher Herr von Oppen lange genug im Quartier gelegen hatte, um als Freund aus dem Hause zu scheiden, in das er als Fremder kam. Er stand in Briefwechsel mit der Familie; nun aber waren die Nachrichten von ihm eine Weile ausgeblieben und ein unerklärliches Zeichen versetzte sie in die bangste Ahnung um den Entfernten: — die Guitarre nämlich, zu der er oft in dem häuslichen Kreise gesungen, ertönte plötzlich, und zwar mit den Klängen des Lieblingsliedes, das nur er dort gesungen. — Namenlos ergriffen stürzte man in das Zimmer, aus dem die Töne kamen — stumm hing die Guitarre an den einsamen Wänden, keine Hand hatte die noch zitternden Saiten berührt. — Es machte einen eigenen Eindruck, als der Feldmarschall diesen Brief an offener Tafel vorlas und ein Jeder — Tag und Stunde vergleichend — in dem Augenblick des geisterartigen Zeichens den von Oppen's Verschwinden erkannte. — Für mich verlor das Wunder viel von seinem Werth, als ich erfuhr, daß es das Ohr der Liebe war, dem jene Geistertöne hörbar wurden. Wo und wann hört Liebe nicht die Stimme des Entfernten, und Ein Mal wird die ewige Ahnung leidenschaftlicher Sorge immer wahr!

Auf Châlons ging also der Rückzug. Dort angelangt, verschafft Wilhelm sein Name und die Nachricht, daß er der Bruder des hier so lange gefangenen Schwerin sei, in dem ihm angewiesenen Quartier die freundlichste Aufnahme und würde ihm viele Häuser gleich wohlwollend geöffnet haben, wenn die Verhältnisse und die Kürze des Aufenthalts in Châlons ihm vergönnt hätten, von dieser Bereitwilligkeit Gebrauch zu machen. — Der alte Blücher, immer heiter und guter Dinge, als wenn nichts vor wäre, verlegte sein Diner im Palais Royal, zu dem er schon so lange alle guten Freunde einlud, auf einige Tage später und war bei dem Allen von der Unbefangenheit eines Volontairs, der die Campagne nur für seinen Arm und Degen mitmacht, während das ganze Schicksal der Armee und des Vaterlandes in Gneisenau's vor- und rückwärtsschauendem Scharfblick umging, ein Verhältniß, welches der Feldmarschall selbst am treffendsten bezeichnete, wenn er sagte: „Gneisenau lenkt und ich gehe vorwärts!"

Diese Freude ward ihm denn auch bald wieder zu Theil. Nach einigen Tagen brach die Armee wieder von Châlons auf, wieder die Offensive zu ergreifen. Während man aber im Hauptquartier noch um jeden Schritt

Digitized by Google

vor- und rückwärts, ja vielleicht um ein gänzliches Zurückziehen aus Frankreich unterhandelte, ward jener große Entschluß gefaßt, auf welchem wahrscheinlich der ganze Ausgang des Krieges beruhte. — Blücher's Wahlspruch: „Vorwärts! nur vorwärts!" traf hier mit Gneisenau's felsenfester Ueberzeugung, daß der Krieg nur in Paris zu enden sei, in Einem Punkte zusammen, und so brach das Blücher'sche Corps, unbekümmert um die Pläne und Ordres der großen Armee, eigenmächtig und in Eilmärschen auf und stand schon am 27. Februar Paris bedrohend nur vier Tagemärsche von der Hauptstadt. Namenloses Staunen und der ganze Schrecken der Ueberraschung empfing sie in diesen Gegenden, wo man durch Napoleon's Kriegsberichte die Alliirten längst vernichtet oder doch auf immer nach ihren Grenzen zurückgewiesen glaubte.

Auch in Berlin war dies plötzliche Vorrücken der Armee eine unbeschreiblich überraschende Nachricht in dem Augenblick, wo die Kunde von dem Rückzug nach Châlons, verbunden mit dem Gerücht von Blücher's Verwundung, die bangsten Besorgnisse erregte. Mit dieser hatte es nun eine ganz eigene Bewandtniß. Nach einer Affaire fiel es dem Feldmarschall nämlich ein, in einem Häuschen, in welchem sich noch französische Tirailleurs zur Wehr setzten, das Frühstück einzunehmen. Alle Vorstellungen, daß jeder andere Ort dazu passender sein möchte, fruchteten nichts; kaum aber sahen die Franzosen diese glänzende Gesellschaft ihrem Versteck nahe, so gaben sie Feuer auf sie, wobei General Valentini und der Feldmarschall selbst — Beide zum Glück nur sehr leicht — verwundet wurden und dieser sehr verdrießlich seinen Frühstücksplan dennoch aufgeben mußte.

Wilhelm's Brief aus La Ferté sous Jouarre vom 27. Februar war wol der erste, der von dieser unerwarteten Bewegung der Blücher'schen Armee in Berlin Nachricht gab.

„Solltest Du kürzlich Briefe von der großen Armee gesehen haben", schrieb er mir, „so wirst Du Dich wundern, von mir einen zu erhalten, der nur sieben Meilen von Paris datirt ist. — — Den Ausgang der Sache kann man freilich nicht voraussehen, deren Hauptzweck Bedrohung der Hauptstadt ist. — — Die Ueberraschung thut nun gewiß dabei recht gut, da man weit entfernt war, ein so bedeutendes Corps wie das unsere in dieser Gegend zu erwarten. Gelingt das Unternehmen, so wird es große Epoche machen, schlägt es fehl, so wird es hart getadelt werden; ich halte mich daher auch an den Wahlspruch des Feldmarschalls: „Das Glück ist stets dem Kühnsten hold." Wollte es sich auch diesmal bewähren, so können wir viel von diesem Schritte erwarten. Auf jeden Fall gehen indeß die militairischen Operationen nicht so schnell, als die Berliner erwarten, die nur Distancen berechnen, um sie dann mit Extrapost zurückzulegen."

Dennoch schien Gneisenau's Plan, durch dies eigenmächtige Vordringen die große Armee sich nachzuziehen, eben nicht schnell in Erfüllung zu gehen. Täglich berechnete er, wie viel Schwarzenberg ihnen nun schon nachgerückt sein müßte, und folgte auf der Karte einem Marsch, den nur sein Genie ging. Schwerin, der das Terrain dort besser zu kennen glaubte, stimmte gar nicht in diese Hoffnung ein und sah das große Hauptquartier noch kaum aufgebrochen, wenn Gneisenau es schon am Ziele glaubte. Er konnte dies Zögern, wo Alles auf dem Spiele stand und es keine Wahl mehr galt, nicht fassen — — ein Heer von 140,000 Mann läßt man nicht im Stich, und wollten die Monarchen der Schlesischen Armee folgen, so konnte es längst

Digitized by Google

geſchehen ſein. — Unterdeſſen war das Blücher'ſche Corps auf ſich ſelbſt angewieſen. „Wir führen unſern eigenen Krieg", ſchrieb Wilhelm, „und treiben unſer Weſen ganz für uns." — Zwar ſtark genug, um ſich allein zu halten, konnte doch kein entſcheidender Schlag gewagt werden, ehe man Nachricht von dem Beginnen der Hauptarmee eingezogen hatte. Von hier an ein unſtetes Hin- und Herziehen, Vorwärts- und Rückwärtsgehen in einer ausgeſogenen, von ihren Einwohnern verlaſſenen, von Lebensmitteln entblößten Gegend. Man lag eng zuſammen, litt oft bitter an Kälte, ja zuweilen beinahe wirklichen Mangel, ſo ſelten dieſer Jammer des Soldaten ſonſt wol bis in die Hauptquartiere zu dringen pflegt, Wilhelm war doch einmal mehrere Tage lang auf etwas Brod und Käſe angewieſen, das er bei ſich trug. Vierzehn Tage lang war man von den Bagagen getrennt. Gänzlich abgeſchnitten von der großen Armee, hatte man im Rücken aufgewiegeltes, verzweifeltes Landvolk, welches, eine Art Landſturm bildend, jede Communication unmöglich machte. In dieſer Unſicherheit, welche die Vernichtung jedes Papiers, das nicht in feindliche Hände fallen durfte, zur Pflicht machte, verbrannte Wilhelm auch alle Brouillons zu ſeinen Berichten an den König, die er ſonſt als Andenken an jene Zeit aufbewahrt und ich ſo gern geleſen hätte.

Der alte Feldmarſchall hatte unterdeſſen noch andere Sorgen. Tag und Nacht lag ihm ſein ſogenannter Champagnerwagen in dem Sinn und das Schreckbild, ihn in die Hände des Feindes fallen zu ſehen. Unaufhörlich lag er Gneiſenau darum an, dem er die Wichtigkeit der Sache durchaus nicht einleuchtend machen konnte. „Nun, Gneiſenau", hieß es dann, „wo iſt nun wol mein Champagnerwagen?" — „Ja, das weiß ich nicht, Excellenz." — „Ihr habt ihn doch wol auf recht ſicheren Wegen gehen laſſen?" — „Jetzt giebt es gar keinen ſichern Weg — ſie können uns Alles hinter'm Rücken wegnehmen." — „Der Tauſend auch, wenn ihn nun die Franzoſen kriegten!" — „Ich wollte, ſie hätten ihn ſchon, dann wären wir die Noth um ihn einmal los." — „Ja, Ihr ſagt das wol ſo", meinte dann der Alte, „aber das wäre doch ein ganz verzweifelter Umſtand!"

Nach den glücklichen Affairen vom 9., 10. und 11. März und der bewerkſtelligten Vereinigung mit den Corps von Bülow und Winzingerode verbeſſerte ſich zwar die Lage der Armee, welche bei Laon eine ſehr vortheilhafte Stellung nahm. Im Weſentlichen war aber noch nichts verändert und noch alle Communication mit der Hauptarmee unterbrochen; noch am 16. war ein Courier zu ihr abgefertigt, der bei der großen Wahrſcheinlichkeit, vom Feinde aufgefangen zu werden, lauter falſche Depeſchen führte und die wahren Nachrichten auf einem kleinen Zettel bei ſich trug, den er im Fall der Noth verſchlucken ſollte.

Seit jenen Vorfällen in der Mitte Februar hatte der Krieg denn ſeine furchtbarſte Geſtalt angenommen. Die Gegend, in der er ſeine Greuel nun ſchon ſo lange hin und her bewegte, war in eine unſcheinbare Wüſte verwandelt. An den eigenen Truppen erfuhr man es nun, was es um eine Armee ohne Magazine ſei. Alles, was ſonſt Exceß und Inſubordination geweſen wäre, ward hier zur Nothwendigkeit. Konnten die Braven hungern in Feindes Land, und welche Nahrung ſollten ſie finden, als die ſie ſich ſelbſt ſuchten und nahmen? — Die Erlaubniß, nach Brod zu ſuchen, war gegeben worden, und mit ihr allen Unordnungen vollends freie Bahn gemacht.

Digitized by Google

So mußte Frankreich nun selbst die Folgen des unseligen Systems büßen, mit dem es so lange die Welt geplagt. — Am härtesten erfuhr es die Greuel, die von dem Bivouakiren unzertrennlich sind. Nicht Muthwille oder Plünderungssucht war es, die den Weg unserer Armee durch Frankreich mit Brandstätten bezeichnete. — Die Soldaten, welche auf dem Steinpflaster von Paris bivouakirten und zum Lohn übermenschlicher Anstrengungen am Ziel der Verheißung mit Pferden um die Wette hungerten, brauchen von dem Verdacht roher Zerstörungslust wahrlich nicht erst reingesprochen zu werden. — Daß ein Bivouakfeuer von dem nächst zu findenden Holz, also von ausgerissenen Zäunen und abgedeckten Häusern anzuzünden ist, darin liegt nichts, was nicht in der Natur der Sache selber läge. So lange die Ortschaften bewohnt waren, blieb dies Uebel, so hart es auch den Einzelnen traf, im Ganzen sehr erträglich; als aber nur noch in verlassenen Dörfern bivouakirt wurde, bewachte und verlöschte keine Hand mehr die gewöhnlich im Schutz der Scheunen oder anderer großer Gebäude angelegten Feuer. Die Soldaten gingen weiter, der Wind trieb die unbewachten Flammen an die Dächer der leerstehenden Häuser — so wurden zahllose Ortschaften in Aschenhaufen verwandelt. Auch von denen, die der Schauplatz von Gefechten waren oder vertheidigt wurden, gingen viele in Flammen auf. — So kam das Hauptquartier am Abend des 7. März nach dem ringsum brennenden Flecken Droup St. Rasch. Noch hatten aber die Flammen das höher liegende Schloß nicht erreicht, und hier beschloß man zur Nacht ein Obdach zu suchen. Man war so lange schon gewohnt, Alles verlassen und menschenleer zu finden, daß der Gedanke, in dieser Wüstenei Bewohner zu vermuthen, Keinem beikam — als auf der Schwelle des Schlosses die ganze Familie der Gutsherrschaft dem Feldmarschall entgegentrat, Angst und Verzweiflung in den Mienen, die Spuren der Noth und des Jammers in den abgehärmten Gesichtern. Abgeschnitten von aller menschlichen Hülfe, rings vom Feind umgeben, war ihnen auch die Flucht unmöglich gewesen. — Wohin sollten sie sich auch wenden? — So erwarteten sie hier ihr Schicksal und sahen dem Gefecht, der Plünderung, dem Brande hülflos zu. — — Noch bis in's Innerste von der bloßen Erinnerung erschüttert, erzählte mir Wilhelm einst diesen Auftritt. Auch das hatte ihn mit ganz eigener Wehmuth ergriffen, wie die noch kleinen Kinder mitten in der Verzweiflung der Erwachsenen mit den Federbüschen und Epauletten der fremden Männer spielten und aller Noth unbewußt an dem Neuen ihre Freude hatten. Flehentlich wurden nun die preußischen Officiere um Ein Wort Auskunft über die Lage der Dinge beschworen, um einen menschlichen Rath, was zu thun, nach welcher Seite hin noch Flucht und Rettung möglich sei. — An der Theilnahme für ihre Lage konnten sie wol kaum zweifeln; wie gern hätte man ihnen geholfen. Aber was war ihnen zu rathen? — Wußte man selbst irgend etwas über die Minute der Gegenwart hinaus? — Hier war das Aergste überstanden — jeder Schritt vor- oder rückwärts konnte die Unglücklichen in neue Gefahren stürzen. — Aber für den Augenblick selbst war noch eine wichtige Hülfe zu leisten — noch waren die zum Schloß gehörenden Nebengebäude von den Flammen verschont, jeder Augenblick drohte aber auch sie zu ergreifen. Es war Befehl gegeben, das Feuer während der Nacht von dieser Seite zu bewachen und vom Gehöft abzuhalten. Sehr ermüdet hatte sich Wilhelm mit allen übrigen Officieren in einem großen, leeren Saal auf die Erde gelegt. Die Bilder des eben Erlebten gingen im unruhigen Schlaf an seiner Seele vorüber und

Digitized by Google

ſo hielt er es auch für Traum, als er eine weiße, händeringende Geſtalt vor ſich ſtehen ſah, bis er völlig erwacht mit nicht geringem Staunen die Frau des Hauſes erkannte. Die durch die Dunkelheit immer heller leuchtende Flamme hatte ihr die Täuſchung gegeben, als brenne auch ſchon das Gehöft. Außer ſich, halb von Sinnen von den Schreckbildern ihrer aufgeregten Phantaſie, hatte ihre Angſt ſie wol zu Dem getrieben, der ihr vorher die wärmſte und thätigſte Theilnahme gezeigt. — Mitten durch all' die ſchlafenden Männer hatte ſie ſich bis zu Wilhelm hindurchgearbeitet und beſchwor ihn nun, dem neuen, dem letzten Unglück ihrer Familie zu ſteuern! — Alle ſeine Verſicherungen, daß das Gehöft noch unverſehrt ſei und das Feuer ihr nur näher ſchiene, waren vergeblich, er mußte auf und mit ihr hinaus, Alles ſelbſt beſichtigen und recognoſciren, und konnte ſie doch immer nur für den nächſten Augenblick beruhigen. Wie ein wandelnder Geiſt hielt ſie in dieſer Flammennacht Wache um ihr Eigenthum. Bei aller Theilnahme an den harten Prüfungen, welche die Bewohner jetzt erfuhren, konnte Wilhelm doch aber nicht umhin, den Franzoſen eine ganz eigenthümliche Fertigkeit, Schrecken und Entſetzen auszudrücken, zuzugeſtehen. Immer ſchon vor der Zeit, und oft über alles Maß der Gefahr hinaus, äußerten ſie ihre Furcht — ja, er konnte ſich kaum erinnern, Frauen zur erſten Begrüßung anders als jammernd und mit verzerrten Zügen erblickt zu haben. Dieſe Uebertreibung des Schreckens mochte oft in's Lächerliche fallen und die Theilnahme an wirklicher Hülfsbedürftigkeit abſtumpfen, und unter den Soldaten waren die Hülfsrufe: „Je suis mort!“ und „On m'assassine!“ zu Sprüchwörtern geworden, wie das berühmte: „du tout, du tout, du tout“, welches die gänzliche Unmöglichkeit, irgend eine Forderung zu befriedigen, ausdrücken ſollte und ſogar von den Koſacken ſo hübſch nachgeſprochen wurde. — Diejenigen, welchen man eine beſondere Theilnahme anfühlte, wurden dann auch wol ganz beſonders mit Klagen und Anſprüchen auf Hülfe behelligt. So ſah Wilhelm in einem kleinen Häuschen in Vertus, wo er in Quartier lag, ſich nach und nach eine ganze Schaar junger Mädchen verſammeln, und auf ſeine Frage an den Wirth, wie dieſe doch unmöglich Alle zu ſeiner Familie gehören könnten, erwiederte ihm dieſer, er habe nur ſchnell alle Bekannte zu ſich kommen laſſen, um hier unter dem Schutz „d'un si bon Monsieur“ gewiß ſicher zu ſein. In Laon aber wäre Schwerin des Rechtſchaffens und Hülfeleiſtens beinahe müde geworden, da nun im Vertrauen auf ſeinen guten Willen von Jedem und um jede Kleinigkeit das Haus mit Klaggeſchrei geſtürmt ward. — Wie fern war man von jener Zeit, wo die Verbündeten noch hie und da mit Hoffnung und Vertrauen, wenigſtens mit einer Art friedlicher Gleichgiltigkeit aufgenommen wurden; wo die muſterhafteſte Disciplin jede Feindſchaft entwaffnen mußte! — Jetzt war die Erbitterung gegen die Verbündeten nur dem Elend vergleichbar, das ſie über Frankreich brachten. — Bei allen ſchmerzlichen Gefühlen, die dieſe Erfahrungen in Wilhelm's Seele erregten, bereute er es oft, daß ſeine angetretene ökonomiſche Laufbahn ihm ſo zur Unzeit die Augen über eine neue Seite dieſes Elends öffnen mußte, welche von ihm in den früheren Feldzügen faſt ganz unbeachtet geblieben war. Noch in dem unglücklichen Kriege erinnerte er ſich, einmal unweit Tilſit in einem reifen Weizenfelde mit blos allgemein menſchlichen Empfindungen bivouakirt zu haben, während er jetzt noch alle beſonderen Gefühle des Landmannes niederzukämpfen hatte, mit denen er ſolche Verheerungen in allen ihren Beziehungen und Folgen nachempfand. — Mit ganz ähnlichen Gefühlen rettete

Hermann in dieſer Zeit eine unvergleichliche Heerde Merinoſchafe, weil er es nicht über's Herz bringen konnte, die koſtbaren Thiere für die Armee ſchlachten zu ſehen. Doch gab es ihm nicht wenig Mühe, ſeine Abſicht den Bewohnern verſtändlich zu machen, denen es freilich wol nicht beikommen mochte, daß er hier ihr Intereſſe wahrnehmen wolle.

In Bérу au Bac, beim Uebergang über die Aisne, ward Wilhelm ganz beſonders von dem Anblick der Wüſtenei ergriffen, die der Krieg um ſie her geſchaffen hatte. „Auch in dieſem Städtchen", ſchrieb er mir unterm 20. März, „iſt keine menſchliche Seele mehr zu finden, d. h. nämlich von den Einwohnern des Orts, denn an Soldaten fehlt es freilich nicht. Es iſt dies wahrlich eine gräßliche Art Krieg zu führen! — Alles wird zerſtört und verwüſtet, um ſich vor Hunger und Froſt zu ſchützen. Die Häuſer werden abgebrochen, um die Balken zum Bivouakfeuer zu benutzen, und das in die Wälder geflüchtete Vieh herbeigetrieben, um der Armee zu folgen. Mit blutendem Herzen ſieht man dieſe Greuel und kann ihnen nicht ſteuern, weil man die Unmöglichkeit einſieht, ohne dieſe Mittel zu beſtehen, die übrigens von Freund und Feind in gleichem Maße angewendet werden, wenngleich der Moniteur wie alle Pariſer Blätter, die wir jetzt oft ganz friſch erhalten, allen dieſen Unfug natürlich nur auf unſere Rechnung bringen, um das Volk noch mehr gegen uns aufzubringen."

Jetzt aber gingen denn wieder die Tage des Glückes auf, und mit doppeltem Glanz nach der augenblicklichen Verfinſterung.

Am 13. März ward ein Brief Napoleon's an die Kaiſerin aufgefangen, der die Mühe, die beinahe unleſerlichen Zeilen zu entziffern, reichlich lohnte, indem er ſeine Abſicht ausſprach, auf St. Dizier zu gehen, um die Alliirten auf dieſe Weiſe ſich nach und von Paris abzuziehen. Da nun am 24. endlich die Communication mit der großen Armee wieder hergeſtellt war, ſo ward einſtimmig der Beſchluß gefaßt, während Napoleon's Entfernung mit der ganzen vereinigten Armee gerade auf Paris loszumarſchiren. — Nur ein einzelnes Corps ward ihm nachgeſandt, ihn zu beobachten und ihm zugleich die Täuſchung zu geben, als folge man ihm. Am 25. erfuhr man, daß Napoleon die Corps der Marſchälle Mortier, Marmont und Pactot über Vitry an ſich ziehen wolle. Es ward beſchloſſen, dieſe Corps auf ihrem Wege zu umgehen und zu vernichten. Nur zu pünctlich ward dieſer Befehl in der Gegend von La Fere Champenoiſe und Etoges ausgeführt. 68 Kanonen, 9000 Gefangene, worunter 8 Generale, waren die Reſultate des Sieges, der aber, durch den Anblick des ſcheußlichſten Blutbades, dennoch theuer genug bezahlt ward. Die Diviſion Pactot verſchmähte hartnäckig jede Capitulation — von allen Seiten durch ungeheure Uebermacht eingeſchloſſen, zu ſicherm Tod zuſammengedrängt, bildeten die verzweifelnden Helden ein Quarré-plain, welches dem ganzen gegen ſie aufgeführten Geſchütz zur Zielſcheibe diente und von ihm zuſammengeſchoſſen ward. Ein ſcheußliches Maſſacre begann — Wilhelm ward blaß, als er einmal davon erzählen mußte. „Hier hieß es im vollen Sinn des Wortes: ein Schlachten war's, nicht eine Schlacht zu nennen" — ſchrieb er mir. „Wenn es ſonſt in den Zeitungsberichten heißt: das Corps ward vernichtet oder gänzlich niedergemacht, ſo weiß man wol, was man damit ſagen will; aber hier war die ſcheußliche Redensart buchſtäblich wahr."

Digitized by Google

Der König, deſſen Menſchlichkeit dieſem Anblick nicht gewachſen war, that Alles, was in ſeiner Macht ſtand, die Unglücklichen zu retten. Ihnen gewiß Vertrauen einzuflößen, ſchickte er einen ſeiner eigenen Adjutanten, Oberſt von Thiele, mit neuen Vorſchlägen zur Capitulation. Statt aller Antwort aber nahmen ſie dieſen mit in das Quarré hinein, wo er unfehlbar ihr Todesloos theilen mußte, wenn nicht ſein Pferd ſich mit ungeheuren Sätzen aus dieſer Gefangenſchaft losgemacht und ihn ſo gerettet hätte. General Pactot, der dieſe heldenmüthige Vertheidigung befehligte, fiel dennoch lebend in Feindes Hand. Umringt von den Anführern der Verbündeten und mit Vorwürfen überhäuft, ſo viel Menſchen umſonſt hingeopfert zu haben, erwiederte er lachend: „Vous avouerez au moins, Messieurs, que nous nous sommes bien battus!“ Je näher man der Hauptſtadt kam, deſto hartnäckiger war die Vertheidigung des Feindes, Wilhelm wenigſtens war der Meinung, daß die Franzoſen ſich nirgends ſo wie in Frankreich geſchlagen hätten, und er empfand bei ſolchen Gelegenheiten eine Art von Achtung die man einem hohen Grad von Muth und der conſequenten Treue gegen eine einmal ergriffene Sache doch nie verſagen kann. In ganz Frankreich wußte freilich Napoleon's Armee allein recht klar, was ſie wollte, und blieb allein ſich treu, während die ganze Nation kindiſch mit Eiden und Thronen Tauſch ſpielte.

Auch der 30. März, ſo nahe am Ziele, koſtete noch viel Blut, und Blut der Unſerigen! — Die Franzoſen hatten die Poſition von Montmartre und Belleville inne und vertheidigten ſie hartnäckig; von des Morgens um Acht bis Abends um Sechs dauerten die Gefechte. Hier war es, wo die preußiſche Fußgarde ſo ſehr litt, wo ſo mancher bekannte und geliebte Mann zu den Todten geſchrieben ward; — hier, wo der ſchöne und liebenswürdige Karl Solms, unſer guter, lieber Kirchberger mit ſo manchen Gefährten fiel! — Im vollen Schmuck ihrer Waffen und Uniformen lagen die blühenden Jünglinge da, lebensfroh und ſiegesluſtig glaubten ſie am Morgen ſich zum Einzuge in Paris zu ſchmücken — und hatten ſich zu ihrem Tode geſchmückt.

Als ſpät gegen Abend das Leibregiment den Montmartre ſtürmen ſollte und Wilhelm eben Hermann im Sturmſchritt an ſich vorbeikommen ſah — — da wehten endlich Friedenszeichen von der Höhe her! — Paris ſandte Deputirte zum Unterhandeln. — Auf dem Montmartre empfing ſie Gneiſenau und redete mit ihnen, wie die römiſchen Dictatoren zu den Geſandten der unterjochten Reiche mögen geredet haben. — Die Capitulation mit Marmont ward abgeſchloſſen — der Einzug in Paris auf den andern Morgen beſtimmt — unſere Truppen ſtanden bis an die Barrièren. — Das Hauptquartier des Königs war in Pantin. — Es war ein ſchönes Bivouak, auf dem dominirenden Montmartre, das dampfende und wimmelnde Paris unter ſich. „Da iſt er alſo endlich, der große Sündenpfuhl!“ ſagte Gneiſenau, ſinnig hinabſchauend. Die Officiere ließen Auſtern und Champagner aus der Stadt holen — Pariſer Nationalgardiſten übernahmen und erfüllten treulich den Auftrag. Hermann erinnerte ſich dieſer Nacht mit eigenthümlicher Freude. — Wilhelm war eine andere beſchieden. Als er nach der abgeſchloſſenen Capitulation zum König reitet, um ſich ihm in dieſer Nähe zu melden, wird er von allen Kameraden und Bekannten mit neidiſchen Glückwünſchen empfangen.

„Sie Glücklicher! Iſt's möglich! Sie wiſſen es noch nicht? — Sie

Digitized by Google

gehen mit der Nachricht nach Berlin." — — Der König bestätigte ihm die Ordre; er sollte gleich hier vom Schlachtfeld abgefertigt werden. — Doch besann sich der König und sagte: „Nein, reiten Sie nur lieber morgen noch mit hinein. Können Sie in Berlin nicht sagen, daß Sie in Paris gewesen sind, so glaubt doch Niemand, daß wir es wirklich haben."

Am folgenden Tage zogen der Kaiser (von Rußland) und der König (von Preußen) an der Spitze ihrer prachtvollen Garden, umringt von den Anführern aller verbündeten Armeen und mit zahlloser Suite in Paris ein. Mitten in all' dieser Pracht und Herrlichkeit wäre Wilhelm beinahe über seinen Anzug verlegen gewesen; er war die Nacht in Pantin geblieben und hatte nicht mehr zum Blücher'schen Corps zurück gekonnt, so daß er in Paris so einziehen mußte, wie er die Schlacht mitgemacht. Nur den grünen Busch und die weiße Binde, die bei der Blücher'schen Armee nicht Sitte war, legte er sich zu, wozu ihm Stollberg noch ein Schnupftuch um den Arm lieh. Er tröstete sich mit Oberst Lowe, der im schlichten, blauen Ueberrock und einem Aussehen, das so ziemlich mit Napoleon's Beschreibung dieser ihm verhaßten Gestalt übereinstimmen mochte, aber strahlend vor Freude seinen Einzug hielt. „Eh bien vous voilà content?" redete ihn Wilhelm an. — „Ah, Monsieur c'est le plus beau jour de ma vie!"

Dennoch überließen Beide gern eleganteren und beredteren Reitern die briguirten Plätze an den Enden der Reihen, welche interessante Berührungen versprachen. Hier war Graf Karl L. . . . . in seinem Element. Immer vom Pferde herab in die jubelnde Menge hinabgebeugt, drückte er die Hände von halb Paris und warf so entzückende französische Phrasen um sich her, daß er die Nation hätte stimmen müssen, wenn sie es noch nicht gewesen wäre. — Wer aber beschreibt die Ueberraschung, welche gerade diese Stimmung den Einrückenden gewähren mußte! So ist wol, seit Reiche stehen und fallen, kein Feind und kein Sieger empfangen worden. Bei allem Jubel, den Wilhelm als Siegesbote durch ganz Deutschland und in Berlin erlebte, blieb er doch dabei: wie er nun einmal verwöhnt sei und nach der Aufnahme der Pariser mit keiner andern mehr zufrieden sein könne. — Herr von L'Estoq, der zuerst mit einem Zug Garde-Uhlanen einritt, ward beinahe vom Pferde gerissen — überall war der Zug von der jubelnden Masse umdrängt — ein betäubendes Vivat „dem König, dem Kaiser, den Alliirten, dem Frieden!" füllte die Lüfte — je weiter der Zug vorrückte, desto größer ward die Volksmasse, desto unbändiger der Jubel. Ganz Paris war auf den Beinen, wonnige Trunkenheit schien Alle zu benebeln. Wilhelm gedachte der im Quarré von La Fere für dies Paris Hingeschlachteten; — diese Braven waren für kein Vaterland gefallen! — Man sah Nationalgardisten, welche die Orden von der Ehrenlegion an die Schweife ihrer Pferde gebunden hatten — Flüche auf Napoleon mischten sich in den Jubel. Erst tiefer in die Stadt hinein mischte sich der Name der Bourbons zu den übrigen Jubelrufen, welches der Hypothese, als ob die alte Dynastie ihre Zurückberufung nur den weißen Binden und der Armee der Alliirten verdankte, wirklich einige Wahrscheinlichkeit giebt. Es hieß nämlich, die Pariser hätten das zufällige Zeichen, welches die große Armee seit einigen Wochen zur Unterscheidung von dem Feinde angenommen hatte, für die Farbe der Bourbons gehalten, welche die Alliirten hiermit zu proclamiren und wieder einzusetzen gekommen. War also die Idee wirklich keine eigene, so ward sie wenigstens mit voller Einstimmung aufgenommen, und der ganze, schon rege Enthusiasmus des Tages

Digitized by Google

fiel auch auf das längſt vergeſſene Königshaus zurück. — Durch den ſchönſten Theil der Stadt ging der Triumphzug, der Tag war ſonnenhell und klar — Paris erſchien in all' dieſem zauberartigen Nimbus impoſant ſchön. In den Champs Elyſeés hielten die Monarchen Muſterung über ihre Truppen.

Nach der Revue ritt der König zum Kaiſer Alexander, welcher bei Talleyrand wohnte. Hier fand eine lange Conferenz ſtatt, die wol über das Schickſal Frankreichs beſtimmte.

Der König aß im Palais Luxembourg; es war das tägliche Campagnendiner, im Gewirr des heutigen Tages ſchlechter und ärmlicher gerathen, als gewöhnlich. Es war ein wunderbarer Abſtand zu all' der umgebenden Pracht und Herrlichkeit, zu den großen Verhältniſſen des Orts und der Zeit, den König von Preußen im eroberten Paris aus ſeiner Feldbüchſe ſpeiſen zu ſehen. Er war von allem eben Erlebten ſehr bewegt. „Wenn der glaubwürdigſte Menſch mir erzählte, was ich heute erlebt habe", ſagte er, „ich würde es nicht glauben!" Hier erfuhr Schwerin durch Herrn von Thiele, daß der König ihn zum Oberſten ernannt und er das Eiſerne Kreuz erſter Claſſe erhalten habe. Sein Patent iſt vom Tage des Einzugs in Paris datirt; der Brief des Königs, der es begleitete, enthält die Worte: „Sie haben die Ihnen im gegenwärtigen Kriege ertheilten Aufträge mit ſo vieler Umſicht und ſo rühmlichem Eifer ausgeführt, daß ich mir das Vergnügen mache, Sie zum öffentlichen Beweiſe meiner Zufriedenheit hiermit zum Oberſten zu befördern."

Noch immer wartete Schwerin auf ſeine Abfertigung und wünſchte ſo ſehr, etwas Schriftliches mitzunehmen. „Erzählen Sie, was Sie geſehen haben", ſagte ihm der König, und beſtimmte ſeiner Abweſenheit keine Zeit, damit er zugleich auch ſeine Familie beſuchen könne. Unterdeſſen ſteckte ihm Jeder, der ihn erreichen konnte, einen Zettel zu oder rief ihm einen Gruß für Berlin nach. — Gneiſenau ſchrieb im Gedränge mit Bleiſtift auf ſeinem Hut einige Worte und reichte ihm das offene Blättchen. Es waren Worte, des Schreibers und der Gelegenheit ganz würdig. Andere nahm er vom Kronprinzen für Prinzeſſin Charlotte mit, deren Adreſſe: „An meine Schweſter Charlotte, wohnhaft am ſtinkenden Graben" — wunderlich mit dem Ernſt des Moments contraſtirte, aber eben den Stempel des kindlichen Humors trug, den der hochherzige Jüngling ſich ſelbſt durch den Ernſt dieſer Zeit und ſpäter der Mann ſich durch ein ganzes Leben bewahrte. — Im Vorübergehen rief ihm Gneiſenau noch zu: „Wenn Sie Prinzeſſin Louiſe (Radziwill) ſehen, ſo ſagen Sie ihr: nun hätte ich in der Welt nichts mehr zu wünſchen." — Helmuth Maltzahn, der früher bei unſerer Geſandtſchaft in Paris geweſen, hielt ihn auf, um das Intereſſanteſte, was dieſer Tag noch bieten konnte, mit auf die Reiſe zu nehmen. Auf der Place Vendôme, wohin er ihn führte, war das Volk nämlich eben beſchäftigt, Napoleon's Säule zu ſtürzen; aber hier hielt ihn eine ſolidere Kraft, als die der Meinung; — mit immer erneuter Gewalt riß das Volk an den Tauen, welche die Säule umreißen ſollten, der Kühnſte unter den Kletterern war bis zum Gipfel der Statue geklommen und befeſtigte unter ſchallenden Acclamationen einen Strick um den Hals des Weltbeherrſchers. Aber das auf Ewigkeit berechnete Prachtwerk widerſtand ſo ungeſchickten Zerſtörungsplänen, nur der Kopf gab bis zu einer leichten Senkung nach, welches denn auch nicht unbemerkt und unbeklatſcht blieb.

Digitized by Google

. . . . . .

Unterdeſſen war man in Berlin weit entfernt, ſich der ſchönſten Erfüllung ſo nahe zu glauben. — Man hatte lange keine Nachricht von der Armee, die letzten konnten mehr Furcht als Hoffnung einflößen, und dieſe Stille ſchien nicht von guter Vorbedeutung. Es waren Tage dumpfen Fürchtens, wie die, welche dem Siege von Leipzig vorangingen. Noch am Abend des 9. April verbreiteten ſich ängſtliche Zweifel über die Lage der Armee — ſo ging ich ahnungslos dem ſchönſten Tage meines Lebens entgegen!

Der 10. April 1814.

Er begann ſchon in vollem Glanze. Eine Staffette von Bernadotte war am Morgen angekommen. Ich wurde mit der fabelhaften Nachricht geweckt, aber ich glaubte gewiß noch nicht zu wachen, als ich auf dem Papier, das man mir vorhielt, den Einzug des Königs und Kaiſers in Paris las! — Wir ſtanden ſchnell auf und zogen uns zur Kirche an — unterdeſſen kam Lyſinka Tauenzien, uns noch zu ſagen, was ſie erfahren hatte. — Jubel füllte die Stadt — der entzückendſte Frühlingstag verklärte das Siegesfeſt; — als wir über die Brücke fuhren, kamen uns ſchon die eben im Luſtgarten gelöſten Kanonen entgegen gezogen. So trat ich aus dem berauſchenden Gewirr in den Dom hinein. Da rief uns Hanſtein's Stimme von dem Taumel zeitlicher Eindrücke zum Anſchauen der ewigen Gnade zurück, von den Gaben der Zeit und des Augenblicks zu der ewigen Gabe der Verſöhnung des Menſchengeſchlechts, neu geſammelt aus dem Aufruhr der Sinne, wollte er unſere Herzen zu Gott erheben. Es war groß, daß auch jener Augenblick ihn nicht irre machte an dem allein Wahren und Großen, neben dem aller Wechſel des Glücks wie loſes Traumgebild verſchwindet. — Jetzt hebt es mich, was mich da beſchämte: auch ich fühlte wol, daß zeitliche Siegesfeſte keine würdige Feier des Oſterfeſtes waren, daß ein Herz, welches irdiſchem Glück und irdiſcher Liebe ſo heftig ſchlüge, kein würdiges Gefäß für die ewige Liebe und das ewige Glück ſei; aber wer ruft eine Seele von ihrem Erdenhimmel ab, ſo lange er ihr iſt? Selbſt die Stimme eigener Ueberzeugung und lauteren Willens nicht. — Vor wenigen Tagen noch hatte ich an dieſer ſelben Stelle im Abendmahl all' mein Erdentheil vor Gott niedergelegt; ich hatte gewagt, Ergebung zu erflehen und zu geloben, und das höchſte Opfer dem höchſten Gute dargebracht — — dennoch ſchlug mein Herz minder ungeſtüm jedem Klang der Zeit entgegen?? — Ach, Ergebung iſt nur da, wo nichts mehr zu gewinnen und zu verlieren iſt. — Nicht aus dem Himmel ihrer Liebe nimmt Gott ſich die Seelen, die er zu ſich ziehen will: ihren Himmel nimmt er ihnen, und dann ſind ſie ſein. — Aber noch forderte er ihn nicht von mir, nur Uebermaß der Erdenwonne ſollte für's Erſte meine Prüfung ſein.

Aber die Stunden gingen hin und brachten auf den erſten Rauſch der Freude Angſt und Zweifel für mich mit. Ich fing an, des allgemeinen Taumels müde zu werden und aller Nachrichten und Gerüchte, die ſich jagten; ich wußte nichts von Wilhelm, in der allgemeinen Freude ſehnte ich mich nach eigener. So ſtand ich — die Stelle, wo ſo unermeſſene Wonne über mich kam, kann ich nie vergeſſen — im Garten war es — und blickte in die Frühlingsgräſer, aus denen tauſend Knospen und die erſten lieben Blüthen ſich hervordrängten — die Sonne des heutigen Tages lockte ſie zuerſt hervor; es war, als kämen ſie alle, auch das Feſt der Heimat zu ſchauen und

zu schmücken. — Ich dachte, ob sie auch mir blühten, ob dieser Frühling auch gewiß noch für mich da sei — da hörte ich ein neues Rufen und Jubeln; die Worte: „Der Courier! der Courier!“ unterschieden sich in dem Lärm; beinahe mißmuthig dachte ich: „Haben wir die Nachricht, können wir den Ueberbringer wol abwarten“; — indem aber bin ich umringt von jubelnden, glückwünschenden Gesichtern. „Graf Schwerin, er ist es, er kommt als Courier — eben hat er von Potsdam aus geschrieben, ihm die Postillone zu schicken!“ so rief Alles durcheinander. Fräulein Gosset, Adele Sartoris, Natalie Alopeus, die Wildermeth, Herr von Sydow, Graf Neale — sie hatten bei Prinzeß Ferdinand gegessen, als Herr von Segebart Wilhelm's Zettel erhielt, und stürzten nun herüber, mir die Nachricht zu bringen. — Jeder wollte mich zuerst mit dem Freudenschreck tödten. Cecile nahm mich in ihre Arme und sagte: „Ich beschwöre Dich, glaube es nicht, es ist gewiß nicht wahr.“ — Was ich empfand, weiß ich nicht — wenigstens gehört es zu Dem, was keine menschliche Lippe je ausgesprochen, geschweige denn beschrieben hat. — Auch sollte ich nicht zu Athem kommen. — Ein Postsecretair ließ mich fordern und brachte mir die selige Bestätigung von seiner Hand. Aus Potsdam schrieb er mir: „Da der Postengang so unsicher war, so habe ich mich entschlossen, mich lieber selber zu Dir auf den Weg zu machen und Dir heute Nachmittag um vier Uhr mit vierundzwanzig Postillonen Sieg und Freude zu verkündigen. Ich glaube, daß ich die Wilhelmstraße herunter komme, jedoch ganz stolz vorüberziehen werde, um meine dringenderen Aufträge abzumachen. Bis dahin — Lebewohl!“

Nun kam Ordre zu illuminiren; in all' dem Taumel wollte Mama schnell essen lassen, und wir mußten uns noch anziehen, man erwartete den Einzug jeden Augenblick. — Kaum waren wir vom Tische auf, so kamen Zuschauer, um aus unseren Fenstern den Courier einziehen zu sehen, ohne noch zu ahnen, wer dieser Courier sei — auch Glückwünschende, die schon mein Glück erfahren hatten — zwischendurch schrieb ich nach Wolfshagen (Wohnsitz von Wilhelm's Eltern), da eben die Post dahin abging; — ich versuchte mehrmals, mich zu sammeln, ich ging allein auf mein Zimmer — ich wollte so gern zur Besinnung kommen — bald suchte ich mein Glück ganz zu fassen, zu finden — aber Ruhe fand ich nicht — ich konnte nur beten — stürmisches Dank- und Preisgebet — alle Leidenschaft und Liebe in Wonne und Seligkeit aufgelöst!

Dann ging ich wieder zurück an die vollbesetzten Fenster. — Ganz Berlin im schönsten Festschmuck wallte noch immer die Straßen auf und ab; aber immer noch zögerte die Ankunft des Erwarteten. Wilhelm war schon stundenlang in Schöneberg und wartete auf die Postillone; es waren am Morgen sechsundzwanzig Staffetten von Berlin abgefertigt — man mußte in der Noth andere Leute in Postillonsjacken stecken — so viel Pferde waren auch nicht gleich aufzutreiben — dies Alles gab viel Aufenthalt. Da erschien vom Wilhelmsplatz her eine Postcalesche — es war Schwerin's Equipage — und darin der alte, treue Bogen (Wilhelm's Kammerdiener): dies war also der erste Mensch, der aus Paris kam und mit Augen die Wunder geschaut hatte, die noch Niemand glaubte. Wie stürzte ich ihm entgegen — wie umringte ihn Alles — wie wichtig und interessant erschien er, doch profitirte er wenig von der Gelegenheit, sein Licht leuchten zu lassen, und hatte besonders kein Glück in der Wahl seiner Berichte: so konnte man ihn nicht von einem gewissen Loch im Münsterschen abbringen, in welchem sie stecken geblieben

Digitized by Google

waren, und das sein Interesse ganz absorbirte. Doch brachten wir ihn endlich auf Paris, und da konnte er denn die guten, lieben Pariser nicht genug loben, die er übrigens nur vom Montmartre aus hatte kennen lernen. „Die Franzosen", sagte er, „ja, das sind böse Menschen — die haben uns genug zu thun gemacht — sie hätten uns am liebsten Alle todtgeschlagen, aber die Pariser — das scheinen gar zu gute Leute zu sein. Wie Die sich zu uns freuten! Wie lieb sie uns hatten! Wo man hinhörte, hieß es immer: „Monsieur, blanc vin?" um zu fragen, was wir wol für Wein haben möchten."

Dies Geschwätz brachte mich wieder um einige Stunden weiter, bis endlich — endlich — welches Zögern hätte mich vorbereiten können? — der Zug von der Leipzigerstraße her sichtbar ward und die Posthörner erschallten! — Das Volk drängte sich dichter hinter dem Postillon — mitten unter dem einholenden Militair winkte mir Wilhelm's Federbusch; er ritt ein Pferd des Königs und hatte die Couriertasche dem Costüm gemäß über der Uniform — das weiße Tuch um den Arm, Schärpe und Kartusche, wie er in Paris einritt. — Ich zwar sah von dem Allen nichts; — — als er so nahe war, daß ich ihn erkennen konnte, wußte ich nicht, was ich mit dem Anblick machen sollte — unwillkürlich schloß ich die Augen im Uebermaß meiner Wonne. — — Dies Glück — mein Gott, Du weißt es — hatte ich nicht erbeten; — was in Jahrhunderten nur Ein Mal unter Millionen nur Eine treffen konnte — das hatte ich nicht auf mein armes Haupt herabgefleht; — der volle Becher des Sieges und des Friedens, gereicht von der Hand der Liebe selbst — ich hatte ihn nicht gefordert — nicht einmal geträumt — tropfenweise über meine Tage ausgegossen, hätte er das längste Leben noch beseligt. — Daß es Gott gefallen hätte, ihn mir zurückzuziehen und für mich mit der Freude der Erde zu sparen! — — Aber ich sollte ihn leeren — und jetzt — jetzt war er da! — Ich öffnete die Augen, um Wilhelm mit dem Degen heraufgrüßen zu sehen — einige Schritte weiter ritt er aus dem Zuge heraus, um der Prinzessin Ferdinand, die unten am Fenster war, Nachricht von ihrem Sohn zu geben — dann verschwand er meinem verfolgenden Blick — Jubel und Menge ihm nach!

Und nun trat ein langes, langes Harren ein — es war neun Uhr, ehe ich ihn wiedersah, doch theilte ich gar nicht das Mitleid, welches man mir allgemein über die Qual dieser Zögerung bezeugte — ich war viel zu glücklich, um noch zu wünschen — auf solcher Höhe ist Alles vollkommen, und wer Alles hat, rechtet nicht mehr um Dies und Jenes.

In derselben Stube, wo ich die Anstalten zu seiner Abreise gemacht, ward nun Alles zu seinem Empfang bereitet, dieselben Sachen, an denen noch meine Abschiedsthränen hingen, packte jetzt der alte Bogen aus und erzählte mir — Alles, Alles wie damals, Alles, Alles anders — dazwischen lag das ganze Schicksal der Heimat und mein Schicksal — Erfüllung — unermessene Erfüllung war an die Stelle des Fürchtens und Hoffens getreten, Als Wilhelm ging, ließ er die Feinde eine Meile von Berlin, jetzt kam er von Paris, uns von ihnen zu erzählen. — In solchen Bildern ruhte meine Seele, und Seligkeit kennt keine Ungeduld. — Auch war dies Wiedersehen wie etwas ganz Neues, nie Erlebtes — mir war, als gehöre er mir heute nur in der allgemeinen Freude, als könne ich mein Glück nur büßen, indem ich ihn ganz dem öffentlichen abtrete. Gehörte jeder Aufenthalt nicht zu seinem heutigen Beruf, und konnte ich denn auf irgend Einen zürnen? Nur Das fürchtete

Digitized by Google

ich, daß meine Kräfte nicht bis zu Ende reichen würden, und krank durfte er mich doch nicht finden. . . . .

Er war unterdessen unter immer größerm Zulauf die Linden herunter nach dem Palais geritten, wo er bei den königlichen Kindern abstieg und ihnen von Allem Bericht erstattete; von da ward vor dem Schloß Halt gemacht, wo er zur Prinzessin Wilhelm hinaufging, überall so viel Aufenthalt wie Begierde, ein Wort aus seinem Munde zu hören. Die Prinzessin erzählte uns nachher, ihr kleiner Sohn Adalbert wäre von dem Rausch des allgemeinen Jubels und von dem Zauberbilde, der Ueberbringer solcher Nachricht zu sein, so ergriffen gewesen, daß er sich mitten in den Saal gestellt und immer gerufen habe: „Ich bin der Courier — ich bin der Graf Schwerin!“ — Von da mußte der Zug, dem Gebrauch gemäß, bis zur Post zurück. In der Königsstraße war das Gedränge so mächtig, daß man kaum aus der Stelle konnte. Dem unaufhörlichen Geschrei: „Es lebe der Courier!“ gesellte sich auch noch das: „Es lebe der Graf Schwerin!“ welches Wilhelm in keine geringe Verlegenheit setzte. Doch hatte er noch viel handgreiflichere Demonstrationen abzuwehren; alle Menschen wollten ihm die Hand geben, und geschwungene Tücher flatterten so dicht um den Kopf seines Pferdes, daß es scheu werden mußte. Er glaubte sich sehr zu verbessern, indem er auf der Post sein Pferd abgab, um zu Fuß nach dem Komödienhause zu gehen, aber nun war er erst recht hülflos der Menge preisgegeben, und mehrere schnelle Wendungen, um ihr auf Seitenwegen zu entkommen, mißglückten auch durch die Wachsamkeit einer Schaar von Straßenjungen, die ihn überall wieder aufgriffen und durch ihr Geschrei kenntlich machten. — In der königlichen Loge mußte er noch dem ganzen Hofe Rede stehen, fand aber doch endlich Mittel, sich nach dem Gelegenheitsstücke fortzumachen.

Da, da endlich hatte ich ihn — aber wer nennt und beschreibt diesen Augenblick, wenn schon jeder ihn vorbereitende unbeschreiblich war? — wer nennt dies erste Schauen, dies erste Sprechen nach so inhaltsschwerer Trennung? — Auch uns mußte er nun sagen, was er schon tausendfach wiederholt hatte — vor Allem Nachrichten von allen Theuren. In Allen hatte Gott uns geschützt, aber in unsere ungemischte Wonne fielen die warmen Thränen um die Herrlichen, die für uns gezahlt hatten mit Blut und Leben, um die Trauernden, die für die Heimat weinten!

. . . . . .

Wie Wilhelm's Geschäfte an diesem Tage förderten, läßt sich denken; ich bekam ihn seit dem Morgen nur in später Nacht wiederzusehen, und doch hatte er nichts abgemacht. Wir zählten zum Scherz, wie oft er, wenn er ausging, bis zum dritten Hause aufgehalten, angeredet, begrüßt, umarmt ward; er ging immer aus einer Hand in die andere und kam nicht von der Stelle, so daß er bald, wie Herr Müßling in Kotzebue's Komödie, auf das Gehen Verzicht leistete und seine Commissionen, wenn sie doch beschickt sein sollten, zu Wagen beschicken mußte. — Auch die Einladungen drängten sich; man ward „auf den Courier“ gebeten, wie er ohne Weiteres hieß. Welche schönen Erinnerungen blieben mir auch von diesen Tagen; nie hatte ich die Welt wol in so schönem Lichte gesehen. Von jedem Fest, von jedem geselligen Kreise behielt ich ein unauslöschliches Andenken; jeder Besuch, den ich mit Wilhelm machte, jeder Auftrag, den er erhielt, jede Bitte, die man an ihn richtete, schien mir ein interessantes Ereigniß; so besonders ein Besuch in Schadow's Werkstatt, der Wilhelm hatte bitten lassen, um ihn über eine

Digitized by Google

Statue des Königs zu Rathe zu ziehen, die ihn vorstellen sollte, wie er den Degen Friedrich's II. aus Paris wiederhole. — So hatte Alles und Jedes, was mir sein Verhältniß, seine Sendung, was mir seine Nähe und meine Seligkeit vor die Seele führte, den eigenen Werth für mich, den nur die Liebe zu ermessen weiß. — In diesen Tagen sagte mir Jemand, es wäre doch traurig, daß ich nun so bestimmt wüßte, wie ich nie und nimmer glücklicher als in diesem Augenblick werden könnte. Konnte wirklich Jemand glauben, daß ich das wünschte?

Ein schöner Tag war der des Te Deums, ein reicher Tag der 18., wo wir beim General L'Estocq zu Mittag waren. Während des Essens kam ein junger Garde-du-Corps-Officier als Courier an — noch wußte man seit Schwerin's Abreise kein Wort — Alles bestürmte ihn; er entschuldigte sich, auf nichts zu antworten, weil das Rütteln von Paris her ihm kaum einen Gedanken mehr lasse; aber er brauchte nicht zu sprechen, sein Felleisen enthielt Schätze. Ein köstlicher Brief vom Major Thiele an den Gouverneur, den der alte L'Estocq begeistert vorlas, wie er begeistert geschrieben war. Der König ließ der Stadt Berlin Rückgabe und Rückkehr ihrer Siegesgöttin melden. Nach Leipzig hatte die Stadt um die Gunst gebeten, die leere Stelle wieder mit einer neuen Victoria weihen zu dürfen, wie sie ja im Wesen längst wieder heimgekehrt sei. — „Wir wollen noch warten", hatte damals der König gesagt, „vielleicht finden wir die alte wieder!" — Nun war sie gefunden. Herr von Thiele schrieb:

„Meine Eile in dem Strom der hochwichtigen Begebenheiten, in denen man fortgerissen wird, ist so groß, daß ich nur wenige Worte zufügen kann. Der Rittmeister von Bülow wird Ihnen mündlich sagen, in welchem Grade die beiden Monarchen hier vergöttert werden. So ist denn das Reich der Tyrannei zusammengestürzt und wir haben das Werk der Weltbefreiung glorreich beendigt. Wer diese Zeit erlebt hat, kann freudig sterben!"

Nach der ersten Einnahme von Paris im Jahre 1814 bedurfte es noch eines abermaligen Ringens und Völkerkampfes, im Jahre 1815, um den corsischen Eroberer gänzlich und für immer niederzuwerfen. In der Schlacht von Waterloo, die sein Schicksal entschied, fiel der Siegesbote von damals: Graf Schwerin starb den Heldentod am Nachmittag des 18. Juni, ein Uhr, bei der Kapelle St. Lambert, dort, wo jetzt unter einer Buche sein Grab ist. — Die letzten Worte in dem Tagebuch der Gräfin Schwerin lauten: „Ich habe in seiner Sterbestunde geweint und seine Sterbestunde ihm geschrieben. — Acht Tage später bekam ich die Nachricht der Schlacht — ich lebte noch zwei Tage — dann war Alles aus für mich . . ."

Sie lebte noch achtundvierzig Jahre! Für den einen Augenblick, in welchem sie des Vaterlandes ganze Herrlichkeit in des Geliebten Erscheinung sah, zahlte sie mit einem halben Jahrhundert. Aber was ist der Ewigkeit gegenüber ein Augenblick oder ein Jahrhundert? „Die Augenblicke der Befreiung und Rettung sind die ewige Gegenwart des Vaterlandes — wer sie erlebt hat, ist dem nicht Alles, was nun noch kommen mag: die Zeit, die keine Zeit mehr ist?"

Digitized by Google

Zur hundertjährigen Geburtsfeier Ludwig van Beethovens.

„quasi fantasia."

Das Jahr 1749 brachte uns Goethe, 56 Mozart, 59 Schiller und 1770 Beethoven. So wurden innerhalb eines kurzen Zeitraums von einundzwanzig Jahren vier der größten Dichter-Genien geboren, vier Männer, auf welche nicht allein unser Vaterland, auf deren Besitz die Menschheit stolz sein muß.

Und noch glücklicher als stolz. Denn das schönste Geschenk, welches die Gottheit, die Vorsehung, die Natur (nenne es Jeder wie er mag) der armen Menschheit von Zeit zu Zeit verleiht, ist der Genius. Durch ihn erhalten wir das Beste, dessen wir theilhaftig werden können — Selbstvergessenheit in einem erhöhten Dasein; er giebt uns, wenn auch nur für kurze Stunden, was der Hoffnungsvoll-Gläubige von einem bessern Jenseits erwartet.

Hat es je einen Dichter gegeben, der mit gewaltigerer Kraft unsere Seelen entführt in sein ideales Reich als unser Beethoven? Gewiß nicht. Allgemeinere Wirkungen sind von Andern erreicht worden — aber weder tiefere noch edlere. Auch darf es ohne Uebertreibung ausgesprochen werden, daß niemals ein Künstler gelebt, der mehr wahrhaft Neues geschaffen — er bewegte sich im Ungeahnten.

Es ist unter so vielem Gemeinen und Trostlosen in der Kunst und im Leben ein schönes Zeichen unserer Zeit, daß die Theilnahme, die Freude an den Schöpfungen des wunderbaren Mannes eine so weit verbreitete geworden. Ich sage nicht das Verständniß derselben; das ist nicht und kann nicht sein. Aber kaum mag es Dichtungen geben, in deren Liebe und Bewunderung gegenwärtig so viele der Besten sich begegnen, als in der zu den Tondichtungen unseres Meisters. Es ist dem Wesen unserer Kunst zuzuschreiben, welche das Alles versöhnende Element der Liebe in sich trägt, daß die schroffsten Gegensätze religiöser, politischer, philosophischer Meinungen ihr gegenüber nicht Stand halten — aber es ist die Macht des Beethovenschen Genius, welche die stolzesten Geister bezwingt, während sie die einfachsten Herzen lauter schlagen macht.

Wenn der Wille des Menschen sich irgendwo schwach, ja nichtig erzeigt, so ist es bei geistiger Production. Ein sehr starker Wille — (ist dieser nicht auch schon den Meisten unerreichbar?) mag zu bedeutendem Wissen, zu glänzenden Fertigkeiten, ja zur Tugend selbst führen können, — einen spontanen dichterischen Gedanken in Worten, Tönen, Farben wird er nie hervorzubringen vermögen. So stehen wir denn eigentlich dem Genie gegenüber wie einem Licht und Wärme verbreitenden Gestirn — genießend und bewundernd. Aber da dem höhern Menschen Erkenntniß und Dankbarkeit Bedürfniß sind — da er seiner Bewunderung gern Verständniß, Verehrung hinzufügen, dem Gegenstand derselben Liebe darbringen möchte, so beginnt

Digitized by Google

er zu forschen. Er fragt, was den göttlichen Keim, der schon im lallenden Kinde gelebt, in seiner Entwickelung gefördert, was ihn zur Blüthe gebracht — welche Eindrücke befruchtend auf ihn gewirkt — bis zu welchem Grade der so herrlich Gebenedeite von sittlicher Kraft gehalten und gefördert worden — wie er das ihm anvertraute Gut verwaltet — wie er endlich den keinem Sterblichen ersparten Kampf des Lebens durchgekämpft.

Und dann fragt man wieder und weiter; welche seiner Eigenschaften, welche seiner Eigenthümlichkeiten wirken am stärksten auf uns? — in welchem Verhältnisse steht er zu der Entwickelung seiner Kunst — in welchem zu der seines Volkes? — wie erscheint er seinem Jahrhunderte gegenüber?

Um nur annähernd diese Fragen und so manche mit denselben in Verbindung stehende zu beantworten, bedürfte es eines ungeheuren Apparates biographischer, kunst- und culturgeschichtlicher, ästhetischer, ja musikalisch-technischer Art. Es liegt weder in meiner Macht noch in dem Zwecke dieser Blätter, einer solchen Aufgabe näher zu treten. Einige flüchtige Andeutungen mögen genügen, um inmitten der außerordentlichen, Alles verschlingenden Begebenheiten der Gegenwart des Tages nicht zu vergessen, der uns vor einem Jahrhundert den nicht minder außerordentlichen Menschen sendete, welcher, ein Seher im erhabensten Sinne des Wortes, das Edelste und Beste ahnte und aussprach, wenn auch nur in Tönen, was unser Volk offenbaren wird, wenn freundliche Sterne seiner Zukunft leuchten.

Ein Stück Kastengeist scheint den Menschen von der Natur eingepflanzt zu sein; es giebt Familien von Staatsmännern, Kriegern, Theologen, Künstlern. Man wird jedoch zugestehen, daß es bei den Einen öfters die Verhältnisse, die Traditionen sind, welche die Söhne den väterlichen Beruf ergreifen lassen, während bei den Anderen der Beruf den Menschen erfaßt, im eigentlichsten Sinne zum Beruf wird. So sind denn Viele unserer ersten Tonkünstler Familien entsprossen, in welchen der Stand des Musikers vorherrschte; — Viele freilich auch nicht. Was aber fast Allen gemeinsam, ist, daß sie Wunderkinder gewesen. Wunderkinder! Heutigen Tags ein ominöses Wort, bei welchem man vor Allem an industriöse Väter denkt, welche Concerte erzwingen — und an musikalische Leistungen, welche nicht durch ihre Reife erquicken, sondern durch die Frühreife Derer, von welchen sie geboten werden in Verwunderung setzen. Der Mißbrauch der Erscheinung hat diese selbst in ein falsches Licht gebracht. Eine musikalische Treibhauspflanze, durch Eitelkeit oder Geldspeculation zu vorzeitiger Blüthe gebracht, mag auch schnell wieder verkümmern — aber es steht deshalb nicht weniger fest, daß keine geistige Begabung sich früher zeigt und entwickelt als die musikalische. Bach, Händel, Mozart, Hummel, Rossini, Mendelssohn, Clara Schumann, Liszt, Joachim, waren Wunderkinder. Die Natur weiß, was sie zu thun hat. Nur der, dem diese wunderbare Tonsprache zur zweiten Muttersprache geworden, wird sich mit Freiheit darin ausdrücken können — wie früh fangen wir aber an, uns in unserer Muttersprache zu versuchen! Und wie Wenige gelangen dazu reden zu lernen?

Es wäre unerklärlich, wäre unser Beethoven nicht auch ein Wunderkind gewesen — er war es. Aber in so gesunder kräftiger Weise, daß die ihm Nahestehenden mehr von dem Gedanken an seine große Zukunft ergriffen wurden, als sie sich für seine damaligen Leistungen enthusiasmirten. Die Compositionen, die uns aus seiner Knabenzeit erhalten sind, zeigen schon jene offene, redliche Ausdrucksweise, die ihm bis zum Schlusse seiner

Digitized by Google

Laufbahn zu eigen blieb — mithin ist ihr Inhalt gering — was hat ein zwölfjähriger Knabe der Welt mitzutheilen, wenn sein inneres Leben sich naturgemäß entwickelt? Getragen von seiner Kunstfertigkeit erreichte er jedoch der Außenwelt gegenüber frühe eine ehrenvolle selbstständige Stellung. Noch kaum am Beginn des Jünglingsalters wurde er Organist am Kurfürstlichen Hofe in Bonn. Später saß er auch durch mehrere Jahre als Bratschist in der Kapelle. Die Bratsche war damals im Orchester noch eines der vernachlässigtesten Instrumente und man darf sich von Beethovens Virtuosität auf derselben nur eine geringe Vorstellung machen. Unschätzbar war es aber für ihn, den künftigen Beherrscher der Instrumental-Tonwelt, in der Linie gedient zu haben. Eigentlich müßte es jedem strebsamen jungen Componisten zur Pflicht gemacht werden, ein Jahr mindestens als Mitglied einer Kapelle zu fungiren, und wäre es auch nur an der großen Trommel. Es ist der sicherste Weg, die Individualitäten der verschiedenen Tonorgane auf unauslöschliche Weise in sich aufzunehmen. Sind dieselben, wie es in der erzbischöflichen Kapelle der Fall gewesen, von tüchtigen Ausübenden vertreten, so tritt zur Eigenthümlichkeit des Klangwerkzeuges die Vorstellung einer bestimmten Persönlichkeit, was durchaus nicht vom Uebel. Wie oft mag dem Meister, wenn er in späteren Jahren sinnend vor einer Partitur saß, das Bild des Einen oder Andern seiner früheren Collegen lebhaft und fördernd vor die Seele getreten sein und er eine ausdrucksvolle Solostelle von einem derselben im Geiste vorgetragen gehört haben.

Die Anregungen, die Bethoven in seiner Bonner Jugendzeit von Gesangeskünstlern empfangen, waren keinesfalls so tiefgehend. Zwar war sein eigener Vater Sänger beim Kurfürsten und wirkte in der Kirche und auf der Bühne. Aber es war ein trostloser Geselle, der in des Knaben Begabung nur ein Mittel sah seinen traurigen Geldverhältnissen etwas aufzuhelfen und sicherlich nicht der Mann ihn zu begeistern für die Vermählung von Rede und Ton, der edelsten Ehe die je geschlossen worden.

Auch den herrlichsten Vocalwerken Beethovens wohnt eine gewisse Sprödigkeit an in der Behandlung der Stimme — das Wort beherrscht die Melodie oder diese das Gedicht. — Jenes vollkommene Ineinanderaufgehen der beiden Factoren, wie es Mozart und Haendel stets eigen, findet sich bei ihm nur vereinzelt. Würde ein Jugendleben inmitten einer bedeutenden Sängerwelt unsern Meister auf andere Pfade geführt haben?

Bedeutsam für seine Entwickelnug war sicherlich, daß er an den schönen Ufern unsers heitern alten Rheines geboren worden. Hört man es nicht zuweilen wie Wogen des mächtigen Stromes durch die Beethovenschen Harmonien rauschen? Fühlt man sich durch dieselben nicht oft angeweht wie von frischer Bergesluft? Und die traulichen treuherzigen Melodien, welche der Meister so oft erklingen läßt, athmen sie nicht den Zauber eines gemüthreichen Abends, den man verplaudert und verträumt am Ufer des deutschesten Stromes? Der Sinn für den Aufenhalt im Freien, wie es unsere Sprache so herrlich ausdrückt, blieb Beethoven durch's ganze Leben treu und man mag sich ihn auch kaum lieber vorstellen als in Wäldern und Thälern wandelnd und den Quellen lauschend, die in seinem Innern sprudelten.

Wissenschaftliche Dinge waren, auch in der elementarsten Gestalt, dem jungen Musiker kaum zugeführt worden und hätte sich später ein Interesse dafür bei ihm eingestellt, er würde genöthigt gewesen sein es abzuweisen. Hingegen vertiefte er sich mit ganzer Seele in die erhabensten Werke der

Poesie, — jener zweiten höhern Welt — und immer wieder kehrte er zurück zu den Dichtungen Homers, Shakespeares, Goethes, Schillers. Mannigfache Anregungen mögen ihm aus denselben geworden sein. Sie waren ihm „geistiger Wein", wie Bettina einst seine Musik nannte. Aber man geht gänzlich irre, wenn man dort oder irgend anderswo positive Erklärungen, Erläuterungen Bethovenscher Compositionen zu finden glaubt, wie man es zuweilen, sich theilweise auf Aeußerungen des Meisters stützend versucht hat. Wenn derselbe den stets fragenden Famulus Schindler, ich weiß nicht bei welcher Gelegenheit, auf den „Sturm" von Shakespeare verweist, so war das eben eine Antwort, nichts weiter. Die rein musikalische Phantasie wird auf eben so unerklärliche Weise geweckt, wie sie unerklärlich in ihren Wirkungen ist. Das Eine nur steht fest, daß aus dem Herzen kam, was zu dem Herzen spricht; — das Seelenblut aber, welches das Herz des wahrhaftigen Künstlers pulsiren macht, ist tausendmal reicher zusammengesetzt als dasjenige, welches sich in unseren Adern verbreitet — kein ästhetischer Physiolog wird je vermögen es vollständig zu analysiren. Und sind es denn im Leben nur die tiefen Gedanken, die außerordentlichen Begebenheiten, welche alle die Empfindungen hervorrufen, aus welchen schließlich unser Glück und unser Leid zusammengesetzt sind? Genügt nicht ein reiner milder Herbsttag, um unser Inneres zu verklären? — ein einzelner Vers, um uns aufzurichten? der holde Blick eines Mädchens, um uns in die süßeste Träumerei zu versetzen? Welch' geringe Einflüsse wirken auf das ewig steigende und fallende Quecksilber unserer Hoffnungen? Und so mögen denn oft die geringsten Anlässe hingereicht haben, um eine so reich besaitete Seele wie die Beethoven's erklingen zu machen. Am stärksten aber wirkte bei einem solchen Genius der reine Schaffenstrieb, das im tiefsten Innern ewig lodernde Feuer mit seinen vulkanartigen, aber hier segensvollen Eruptionen.

Man weiß, daß Beethoven als junger Mann nach Wien zog und daß er es nie wieder verließ. Er fand dort, namentlich während der ersten Hälfte seines Aufenthaltes, enthusiastische Verehrer, verständnißvolle Freunde, Aufnahme in bedeutenden Kreisen — endlich das dumme unerläßliche Geld, dessen kein Mahadöh, wenn er auf Erden verkleidet umher wandelt, entrathen kann. Niemand wird der heitern liebenswürdigen Kaiserstadt den Ruhm mißgönnen eine glänzende Reihe unserer größten Tondichter als die Ihren bezeichnen zu dürfen. Aber übel nehmen dürfte sie es doch nicht, wenn man sich verwunderte, daß gerade innerhalb ihrer Mauern zu jener Zeit eine so grandiöse künstlerische Entwicklung wie die Beethovens sich vollbrachte. Soll man sagen, nicht *weil*, sondern *obschon*? oder soll man die Vermuthung aussprechen, daß es überhaupt keine Agglomeration von Menschen giebt, welche einem Genie adäquat sei? Es wandelt eben Wege, die keine Straßennamen führen. — Kommt jedoch das Verhältniß eines großen Componisten zu *dem* Publicum, auf welches er zunächst angewiesen, in Rede, so ist nicht zu leugnen, daß man eher begreift, daß ein Haendel in dem als unmusikalisch verschrieenen London seine Oratorien, als daß Beethoven im damaligen so musikalischen Wien seine Symphonien schuf. Ersterer befand sich dort in der Mitte eines großartigen Staatslebens — großartig waren die Kräfte, über die er verfügte, wie die stets wachsenden Schaaren der Zuhörer, die seinen Aufführungen zuströmten. Wenn man hingegen erfährt, mit welchen Nöthen Beethoven im Verlaufe eines Vierteljahrhunderts etwa ein Dutzend Concerte zusammenbrachte, in welchen seine titanenhaften Orchesterdichtungen zum

Digitized by Google

erstenmale zur Aufführung gelangten, so wird Einem bange ums Herz. Und ich kann nicht anders, als die Ueberzeugung aussprechen, daß unter anderen Verhältnissen ein nicht geringer Theil seiner Werke, die, nach einem Ausdrucke Schumann's, verschleierte Symphonieen sind, offenkundige geworden wären. Die Welt des Musikers wäre hierdurch kaum reicher — aber die musikalische Welt würde es geworden sein. Denn Millionen hätten sich erbaut, wo sich jetzt Hunderte (an Sonaten und Quartetten) meistentheils vergeblich abquälen.

Ja, diese Symphonien und Ouverturen mit ihren prunklosen Bezeichnungen, sie sind die ersten Dichtungen unserer Zeit, und es sind National-Dichtungen in einem viel wahrhafteren Sinne als, die Gesänge der Edda und was damit zusammenhängt, es trotz künstlerischer und literarischer Anstrengungen für uns je zu sein oder zu werden vermögen. Ja, in der Seele dieses Rheinländers, der tagtäglich auf die Stadt und den Staat schimpfte in welchem er lebte, der für die französische Republik schwärmte und auch wieder bereit war bei König Jerôme Kapellmeister zu werden — in dieser Seele war das idealste Deutschthum, wie es die Besten erschauen, condensirt. „Denn er war unser", dürfen wir mit dem Dichter ausrufen. Unser durch das was er aussprach — unser durch die Form in der er es aussprach — unser — denn wir haben ihn gehörig mißhandelt und mißverstanden.

„Fleiß und Liebe" nimmt Goethe für seine Landsleute in Anspruch. Kein Künstler hat diese Eigenschaften in einem höhern Grade seiner Kunst gegenüber bethätigt als Beethoven. Sie war ihm das Höchste — keine Sorge, keine Freude des Lebens konnte ihn von ihr entfernen. Weder Güter noch Ehren machten ihn abwendig den Idealen, die er erschaute und nach welchen er rang so lange er athmete. Nie that er sich genug, im Einzelnen wie im Ganzen. Keine Mühe war ihm zu viel, um seinen Gedanken die vollste Reife, die leuchtendste Klarheit zu geben. An die kleinsten Tonbilder wendete er die vollste Kraft. Seine ersten Skizzen wie die Autographen seiner Partituren zeigen auf's Anschaulichste jene zähe Nachhaltigkeit, jene geduldige Unverdrossenheit, die man bei dem wissenschaftlichen Forscher voraussetzt, die Einen aber bei dem begeisterten Sänger mit Staunen und Bewunderung erfüllt. In allen Kämpfen (und jede künstlerische Production ist ein Kampf) bleibt das Ausharren das Schwerste.

Wahrhaftigkeit war ein Grundzug in Beethoven's Charakter. Was er sang kam ihm aus tiefster Seele. Nie hat er sich zu Concessionen herabgelassen, weder dem großen Haufen und seiner Frivolität, noch den Ausübenden und ihrer Eitelkeit zu Gefallen. Die Tapferkeit, die hiermit verbunden ist, gleicht der bescheidenen, bürgerlichen — sie feiert aber noch weniger Triumphe als selbst diese.

Beethoven war stolz, nicht eitel. Er hatte das Bewußtsein seiner geistigen Kraft — er freute sich sie anerkannt zu sehen — aber er verschmähte das Kleingeld des alltäglichen Lobes. Mißtrauisch, jähzornig, gab er seinen Freunden zu mancher Klage Veranlassung, aber nirgends findet sich eine Spur von Pretentionen der Beräucherung. Er stand zu hoch, um sich durch dergleichen geehrt zu fühlen — aber er hatte auch zu viel Achtung vor der freien Männlichkeit Anderer, um Huldigungen, die mit dieser in Widerspruch stehen, sich gefallen zu lassen.

Welch eine Fülle edelster Empfindung, hehrster Anschauung mußte in dem herrlichen Manne leben und weben, um sich zu den Melodien zu kry-

Digitized by Google

ſtalliſiren, die uns hinreißen. Weichheit ohne Schwäche, Schwärmerei ohne Leere, Sehnſucht ohne Sentimentalität, Leidenſchaft ohne Raſerei. Er iſt tief, aber nie ſchwülſtig, anmuthig aber nie fad, erhaben, aber nie großſprecheriſch. In dem Ausdruck der Liebe innig, zärtlich, überfluthend im Glück wie in der Wehmuth, aber nie von unedler Sinnlichkeit. Er kann gemüthlich, heiter, freudig bis zum Uebermuthe, bis zur Ausgelaſſenheit ſein, niemals bis zur Gemeinheit. Im tiefſten Schmerz verliert er ſich ſelbſt nicht, er ſteht über ihm. Man hat ihn oft humoriſtiſch genannt — es iſt die Frage, ob die Muſik überhaupt in der Unmittelbarkeit und Wahrheit ihres Ausdrucks zum Humor zu gelangen vermag — doch kann es ſein, daß er zuweilen „unter Thränen lächelt". Wahrhaft imponirend wirkt er in ſeiner Kraft, in ſeiner Hoheit, in der Kühnheit ſeiner Bewegung, die ſich bis zum Trotze ſteigern mag, aber nie bis zur unverſtändigen Ungebundenheit Ein wenig Eigenſinn findet ſich wol hie und da, aber er ſteht ihm gut, denn es iſt nicht der Eigenſinn des Beharrens, ſondern des Ringens. Er kann fromm ſein, nie frömmelnd; — ſeine hohe Seele erhebt ſich der Unendlichkeit gegenüber — er ſinkt demuthsvoll auf die Knie, aber nicht zerknirſcht, denn er fühlt den Gott in ſeinem Buſen. Ein Zug heldenhafter Freiheit durchweht alle ſeine Schöpfungen und ſo wirken ſie auch befreiend. Der Ausdruck „im Freien" könnte als Inſchrift dienen einem Tempel, der ſeinem Genius geweiht.

Gleich der Natur iſt er mannigfaltig in ſeinen Formen, ohne je eine planvoll gegliederte Baſis aufzugeben — er iſt reich in den Melodien, die er vorbringt, aber nicht verſchwenderiſch, ja er verfährt dabei mit einer weiſen Oekonomie. In der Ausführung ſeiner Gedanken verbindet er die feſteſte muſikaliſche Logik mit erfindungsreichſter Kühnheit. Selten nur vergißt er des Schiller'ſchen Wortes:

„Was er verſchweigt, zeigt mir den Meiſter des Styls."

Jene weiſe Oekonomie verläßt ihn auch nicht bei der Auswahl und der Anzahl der Organe, deren er ſich bedient. Er vermeidet jedes Ueberflüſſige, aber die Klanggeiſter, die er aufruft, müſſen ihm dienen. Jedoch nicht zu Sclavendienſten erniedrigt er ſie, nein, er erhöht ſie vor ſich ſelbſt durch Das, was er ihnen zumuthet. Was man ihm vorwerfen könnte, wäre vielleicht, daß er zuweilen Zumuthungen an ſie ſtellt, denen ſie nicht gewachſen, daß ſeine ideale Auffaſſung derſelben hinausgeht über ihre Leiſtungsfähigkeit.

Faſt ausſchließlich hat er ſich in den höchſten Formen der Inſtrumentalmuſik ausgeſprochen. Wo er ſich das Wort in einer oder der andern Weiſe zugeſellt, ſind es immer hohe Motive, die ihn anregen. Er beſingt mit Goethe die Liebe und die Freiheit, mit Schiller die Freude, im Fidelio den Heldenmuth ehelicher Liebe, in der feierlichen Meſſe läßt er alle Empfindungen ausſtrömen, die die Menſchheit der Gottheit gegenüber durchdringen.

Genug, genug, man würde nie enden, wollte man Alles ſagen, was über einen ſolchen Geiſt zu ſagen iſt. — Dürfen wir nun wirklich ſeine Schöpfungen, welche das höchſte Menſchenthum athmen, als vorzugsweiſe deutſche in Anſpruch nehmen? Ich denke, es wird uns vergönnt ſein, wenn wir die Betrachtung daran knüpfen, daß unſere größten Dichter und Denker, in ähnlicher Weiſe, in ihrer Nationalität wurzelnd, hoch hinauf wuchſen in jene Regionen, von welchen aus der Blick nur noch eine, nach dem Edelſten ringende Menſchheit überſchaut.

Digitized by Google

Digitized by Google

Beethoven,

nach einer nicht veröffentlichten Lithographie.

Digitized by Google

Es ist oft ausgesprochen worden, daß wir unsere nationale Einheit durch lange Zeiten nur durch die Werke unserer Dichter, Künstler und Philosophen fühlten und erkannten. Wie es aber vorzugsweise unsere ersten Tondichter waren, die dem Auslande gegenüber deutsches Wesen zur Geltung gebracht, ist lange nicht gebührend gewürdigt. Kaum mag es zwei deutsche Namen geben, die sich bei den verschiedenartigsten Völkern einer Popularität erfreuen gleich denen Mozart's und Beethoven's. Und Haydn und Weber und Schubert und Mendelssohn, welch' eine Propaganda haben sie für ihr Vaterland gemacht? Daß sie eine allgemeine Sprache sprechen, schloß nicht aus, daß sie das Beste, was wir als Deutsche besitzen, darin aussprachen. Jedoch, wie die Menschen einmal sind, läßt es sich nicht leugnen, daß Das, was sie entzückt, ihnen deshalb noch nicht imponirt; — sie achten das Schöne, — aber nur die Kraft und die Macht, und wirkten sie auch zerstörend, flößen ihnen Respect ein. Wolan, Deutschland hat jetzt gezeigt, was es auch nach dieser Seite hin vermag, es wird neu aufblühen und seine hohen Ziele nach allen Richtungen hin verfolgen. Die Achtung, welche unser Volk längst in Anspruch nehmen durfte, sie wird dann auch dem deutschen Staate zu Theil. Als Musiker weiß ich ihm nichts Besseres zu wünschen als einer Beethoven'schen Symphonie ähnlich zu werden, — schwungvoll und kräftig, einheitlich und mannigfaltig, gedankenreich und rhythmisch gestaltet, hoheitsvoll und mächtig. Und den Beethoven'schen Symphonien wünsche ich Dirigenten und Executanten, wie die, von welchen die Weltgeschichte erzählen wird, wenn sie des neunzehnten Jahrhunderts gedenkt. Aber die Geschichte, wenn sie ihrer Aufgabe entspricht, wird auch den Namen des Mannes aufbewahren müssen, der vor nunmehr beinahe siebenzig Jahren die Eroica schuf, eine That im Leben des Geistes, welche sich kühn jeder Schlacht an die Seite setzen darf, die kräftigend und gestaltend ihre Spuren zurückließ in den Schicksalen der Menschheit.

Ferdinand Hiller.

Das Portrait Beethovens,

mit welchem wir in diesem der Säcularfeier des unsterblichen Tonmeisters gewidmeten Monat unser Heft schmücken, ist nach einem im Privatbesitz der Familie Beethoven (zu Wien) befindlichen Original gezeichnet *). Das Original, im Jahre 1799 von Mähler in Oel gemalt und fast in natürlicher Größe aufgefaßt, stellt den Meister in seinem achtundzwanzigsten Lebensjahre dar — also in einer Epoche seines Schaffens, aus welcher kein anderes Bildniß datirt.

Wie Beethoven selbst zu jener Zeit noch nicht im Zenith seines Ruhmes stand, so entbehren auch die Züge, welche uns hier entgegenschauen, noch jenes gewaltigen und zugleich scheuen Ausdrucks, der sich in späteren Jahren in seinem Wesen ausprägte. — Das ernste und denkende Antlitz zeigt zwar nicht jene Jugendfrische, die dem damaligen Alter entsprechend gewesen wäre,

*) Der Güte der Familie Beethoven verdanken wir auch die Mittheilung des Beethoven'schen Briefes, von welchem wir ein Facsimile diesem Heft beigefügt haben.
Die Red. des „Salon".

Digitized by Google

aber noch ist der Blick offen und unbewölkt, noch ist die Stirn rein von den Furchen, die ein an Täuschungen und bitteren Erfahrungen reiches Leben bald darauf zu ziehen begann, noch ist in den wohlwollenden Zügen keine Spur jenes finstern Mißtrauens zu erkennen, das ihn später erfaßte, noch keine Ahnung von dem entsetzlichen Seelenleiden zu lesen, dem er durch Verlust seines Gehörs zum Opfer werden sollte.

Sein Stern ist noch im Steigen! — Die Residenz und mit ihr ein weitgezogener, wenn auch noch nicht geschlossener Kreis kunstverständiger Männer des Auslandes, blickte schon mit Staunen auf den Mann, der, die gewohnte Schranke kühn überschreitend, auf einem noch unbetretenen neuen Pfade muthvoll vorwärts stürmt und über die Hindernisse, die sich vor ihm aufthürmen, durch die Macht des Genius hinweggehoben, der fernen Höhe zueilt, die vor ihm noch Keiner erklommen.

Die Zahl seiner Bewunderer steigert sich von Tag zu Tag; sie lauschen mit Andacht der fremdklingenden, mächtigen Sprache der Töne, die, noch kaum verstanden, schon jenen geheimnißvollen Zauber auszuüben beginnt, der erhabene Meisterwerke stets umgiebt. — Schon wird der Name Beethoven mit Ehrfurcht genannt und Mozart's Prophezeiung hat sich erfüllt!

Aus dieser glücklichen Zeit stammt das Bild, welches wir unseren Lesern vorführen, und obgleich es kein Meisterwerk der Kunst, sondern nur die mit dem ganzen Fleiße eines Mannes ausgeführte Arbeit ist, welcher Beethoven liebte und verehrte, so hat es eine erhöhte Weihe durch den Umstand erhalten, daß der Meister es durch fast dreißig Jahre in seinem eigenen Besitz behielt und erst nach seinem Tode an seinen Neffen vererbte.

Mit Rücksicht hierauf und von Musikfreunden mehrfach dazu aufgefordert, ließ die Familie v. Beethoven das Bild im Jahre 1865 durch die erprobte Hand Kriehubers lithographisch copiren, in der Absicht, den Verehrern des großen Tonheroen eine vielleicht willkommene Erinnerung an seine Jugendzeit zu bieten und zu diesem Zwecke übernahm eine renommirte Kunsthandlung den Verlag der in nur sehr beschränkter Auflage erschienenen Copien. Es zeigte sich aber bald, daß der angestrebte Zweck nur durch eine massenhafte Vervielfältigung der Copie zu erreichen wäre und da diese damals nicht im Plane der Familie Beethoven lag, so zog dieselbe das Bild aus dem Handel ganz zurück, so daß sich bis zur Stunde kaum zehn Exemplare in den Händen hervorragender Musiker befinden. Das werthvolle Blatt gelangt also erst durch unsere Veröffentlichung im „Salon" zu seiner eigentlichen Verbreitung im Publicum.

Nach dem Gesagten wird es Niemanden überraschen, wenn er hier einem Bildniß begegnet, welches von demjenigen, das seine Erinnerung bewahrt, sehr wesentlich verschieden ist; aber schon bei der ersten nähern Betrachtung wird er auch hier dieselben Linien finden, aus deren geschärfter und grell hervortretender Zeichnung sich im Verlauf von zwei Decennien jenes charakteristische, seltsam großartige Haupt ausbildete, das uns Allen vorschwebt wenn wir an Beethoven denken, und welches uns, wenn wir es ansehen, mit einer, wir möchten sagen: feierlichen Stimmung erfüllt.

L. v. B.

Digitized by Google

Warum der Buchhalter von Bullfrog, Cheesemann & Co. ledig blieb.

Eine Erzählung aus dem deutsch-amerikanischen Leben.

Von **Eduard Tittmann.**

Mancher mag eine Erzählung nicht lesen, wenn er ihren Ausgang im Voraus erfahren hat, und gelesen will man sein. Für Solche erlaube ich mir des Titels wegen zu bemerken, daß es bei dieser Erzählung nicht darauf ankommt, daß, sondern vielmehr warum ein Buchhalter ledig blieb; und dies erfährt man erst ganz am Ende der Erzählung.

Ferner würde ich eine Indiscretion begehen, indem ich eine Angelegenheit veröffentliche, die mir im vertrauten Kreise mitgetheilt wurde, gäbe es nicht viele Bullfrogs und viele Cheesemans unter den Kaufleuten und hieße mein Buchhalter nicht Meyer. Man suche einmal meinen Meyer heraus, aus all' den Meyern in den Vereinigten Staaten; wie denn zum Beispiel allein der Adreßkalender der Stadt, in welcher ich schreibe, vierhundertundfünf Personen aufzählt, die zwar nicht sämmtlich Buchhalter sind, aber doch, Verschiedenheit der Schreibart nicht in Betracht gezogen, allesammt Meyer heißen.

Dieß vorausgeschickt, gehe ich zur Erzählung über, oder vielmehr noch nicht zur Erzählung, sondern erst zur Einleitung, die aber ganz nothwendig ist.

Wir feierten einen Weihnachtsabend und die Empfindungen, die gerade am Weihnachtsabend in uns auftauchen, haben eine starke Beimischung von Heimweh, wenn man ihn im Auslande zubringen muß und ein Herz hat, das nicht ganz auf dem unrechten Flecke sitzt; und wie man in der Heimat an diesem Abend nach dem Weine greift, um die Freude zu erhöhen, so thaten wir es in der Fremde, um sie zu schaffen. Tranken wir doch wenigstens vaterländischen Wein in Ermangelung der vaterländischen Luft.

Es waren unserer nur Wenige beisammen und zu den Anwesenden gehörte Meyer. Dieser war an sich schon ernst von Charakter und einsilbig, wenn man ihn nicht gerade auf einen Gegenstand brachte, der ihn besonders interessirte. Meist fand man ihn verstimmt. Freilich war er auch das, was man im gewöhnlichen Leben einen Pechvogel nennt. Schon am frühen Morgen seiner irdischen Laufbahn traf ihn alles erdenkliche Schulunglück; Prügel, Strafarbeiten, Carcer und dergleichen mehr, während es Andere verschonte, die es so gut hätte befallen müssen als ihn, gäbe es überhaupt auf Schulen eine himmlische Gerechtigkeit. Nicht besser ging es ihm auf der Universität. Wenn er sich zu schlagen hatte, oder secundiren mußte, so konnte man beinahe sicher sein, daß die Pedelle Wind bekamen und die ganze Gesellschaft abfaßten, die sich in Zweinauendorf oder Raschwitz auf diese höchst unschuldige Weise vergnügten; und nachdem er zwei Mal das Consilium abeundi erhalten, wurde er, als sich dies oder ein ähnliches Unglück zum dritten Mal wiederholte, zum dritten Male von der Universität geschickt — dieß Mal aber für immer.

Digitized by Google

Meyer ging nun nach Amerika und kam, nach allerhand Irrfahrten, in das Haus Bullfrog, Cheeseman und Comp., wo er durch Fleiß und Kenntnisse bald unentbehrlich wurde. Er verließ seinen Posten nur im letzten Kriege, um Soldat zu werden; doch da er wegen einer gefährlichen Wunde — daß Meyer, wenn er einmal in den Krieg zog, verwundet werden mußte, verstand sich bei ihm von selbst — auf das Commando seiner Compagnie Verzicht zu leisten gezwungen war, erhielt er die alte Stelle wieder und zwar unter noch günstigeren Bedingungen als früher.

Zur Mittheilung, die er uns heute machte und die den Gegenstand nachfolgender Erzählung bildet, gab eine freundlich aufgenommene Neckerei die Veranlassung.

Ich habe, hub Meyer an, stets zu allen Deutschen gehalten, seitdem mich mein Unstern nach Amerika geführt hat. Es geschah dies freilich nicht immer zu meinem Vortheil und ich wußte es wol. Dennoch waren meine Schuster und Schneider immer Deutsche, und wie ich mich von diesen kleiden ließ, so speiste ich auch viele Jahre hindurch bei Madame Friederike Kümmelmann, die noch jetzt ihr Kosthaus in der dritten Straße hält.

Von ihr aber und ihrer Küche kann ich nur Rühmendes sagen. Ihre Suppen hatten Kraft und Saft, ihre Braten waren tadellos, ihre Gemüse, Salate und Kuchen unübertrefflich. Vollends als es mir, freilich nicht ohne einige Mühe, gelungen war, sie zu der Ueberzeugung zu bekehren, daß es beim Kaffee weniger auf Quantität ankomme, als auf Qualität, da blieb mir in ihrem Hause nichts mehr zu wünschen übrig.

So hatte ich denn, wie ich überhaupt ein Mann der Gewohnheit bin, bereits drei Jahre am Tische der guten Madame Friederike Kümmelmann gegessen, ohne daß mir in ihrem Hause etwas besonders Bemerkenswerthes aufgefallen wäre. Die gesammte Tischgesellschaft, meist aus Leuten bestehend, die jünger waren als ich, machte es, mich eingeschlossen, wie man es in einem Lande macht, wo Alles, also auch das Essen, geschäftsmäßig betrieben wird; das heißt, man erschien pünktlich zur bestimmten Stunde, suchte möglichst viel in möglichst kurzer Zeit hinunterzubringen und sprach dabei wenig oder gar nicht.

Plötzlich sollte dies aber anders werden. Eines Abends kam ich etwas spät zum Nachtessen. Man saß schon bei Tisch, als ich eintrat. Sogleich blieben meine Blicke auf einem neuen Gaste haften, der neben Madame Kümmelmann saß, meinem Platze am Tische gerade gegenüber. Ein neuer Gast an sich war eben nichts Außerordentliches, denn oft bleibt in einer großen Stadt der Eine weg und dafür kommt der Andere. Ungewöhnlich war es aber, daß der neue Kostgänger eine Kostgängerin war und zwar ein wunderhübsches, allerliebstes Mädchen von ungefähr achtzehn Jahren.

Das arme Kind schien sich ziemlich unheimlich zu fühlen unter so vielen jungen Leuten, von denen es Keiner unterließ, sie mehr oder weniger verwundert anzugaffen, und als ich mich grüßend niedersetzte sah sie verlegen auf den vor ihr stehenden Teller, während ihre kleine, schneeweiße Hand mit zierlich gehaltener Gabel ein Atom von einem Bissen einem Munde zuführte, der selbst beim Essen reizend blieb.

„Meine Nichte Emilie! Sie ist von Fayetteville gekommen, mich zu besuchen", sagte Madame Kümmelmann, und wenn ich darauf rasch versetzte, es freue mich, die Bekanntschaft des Fräuleins zu machen, so war diese Versicherung mehr als bloße Redensart. Auch ward sie durch eine Verbeugung

Digitized by Google

anerkannt und durch einen kurzen, aber freundlichen Blick, bei dem ich wahrnahm, daß unter den dunklen Wimpern, die mir so sehr gefallen hatten, ein Paar tiefblaue Augen lagen, die mir fast noch mehr gefielen. Sie hieß auch nicht Kümmelmann, sondern hatte einen andern, viel wohlklingendern Familiennamen, den ich aber verschweige.

Wir saßen nun eine Zeit lang einander gegenüber, während die hübsche Nichte nur ein paar halblaute Worte mit der Tante wechselte, eifrig aber einen Hühnerflügel servirte, weniger, wie es schien, um etwas Eßbares von dem Knochen zu trennen, als um einen Vorwand zu behalten auf den Teller zu sehen; denn entweder mußte sie die Blicke fühlen, die auf sie gerichtet waren, oder sie verstand es, die Schelmenaugen so verstohlen herumzuschicken, daß Niemand etwas davon gewahr ward.

„Es ist recht warm heute", sagte ich endlich über den Tisch hinüber. Diese Bemerkung war freilich weder besonders neu, noch besonders geistreich; doch war sie, wie man auch in der Musik vom Präludium zur Melodie übergeht, die Einleitung zu einem Gespräch, in dessen Verlauf ich erfuhr, daß die hübsche Nichte unsere Stadt zum ersten Male besuche, daß sie früher in Newyork gelebt habe, jetzt aber mit ihren Eltern und Geschwistern in Fayetteville wohne und daß sie, was mir das Interessanteste von Allem war, einige Wochen bei ihrer Tante zubringen werde.

Schon am andern Morgen beim Frühstück war es auffällig, welche ungewöhnliche Sorgfalt die Tischgesellschaft auf ihre Toilette verwendet hatte.

Der lange Bimbach, damals ein angehender Dreißiger, hatte sich von oben bis unten in die Farbe der Unschuld gehüllt und erschien in einem schneeweißen, steifgestärkten leinenen Frack, in ditto Beinkleidern und ditto Weste. Seine Füße, und Sie kennen ja diese Füße, hatte er in für ihn sicher unleidlich enge, dennoch aber riesenhafte Zeugstiefel gezwängt. Ein Anderer, der heißen Jahreszeit gleichsam zum Trotz, stak in einer hohen Halsbinde mit einer unglaublichen Schleife. Ein Dritter, der bisher weit weniger auf sein Aeußeres gehalten hatte, als seiner selbst und der Tischgesellschaft wegen wünschenswerth gewesen wäre, erschien mit gewichsten Stiefeln, frischem Hemdenkragen und gewaschenen Händen — und ich? — Einen weißen Frack hatte ich freilich nicht angezogen; aber gestehen muß ich, daß auch ich an diesem Morgen weit länger vor dem Spiegel zugebracht hatte, als es gewöhnlich der Fall war.

Welchem Umstande dies Alles zuzuschreiben war, schien Frau Kümmelmann ohne viel Kopfzerbrechen zu errathen. Man konnte es an einem gewissen Lächeln erkennen, das um ihren Mund schwebte, als sie beim Einschenken des Kaffes ihre Gäste flüchtig musterte.

Auch darin zeigte sich eine Veränderung in den bisherigen Tischzuständen, daß selbst Solche anfingen dann und wann ein Paar Worte fallen zu lassen, die bisher während der drei Mal dreihundertfünfundsechszig Mahlzeiten im Jahre den Mund nur zum Essen aufgethan hatten, und das, was sie sagten, wenn es auch nicht direct an Emilien gerichtet war, ward doch unverkennbar gesprochen, damit sie es höre.

Bimbach, der noch vor wenig Tagen den Sitz neben mir mit einem andern am Ende der Tafel und in der Nähe des Fensters vertauscht hatte, weil er behauptete, er könne es, wo bisher sein Gedeck gestanden hatte, vor Hitze nicht aushalten, nahm seinen alten Platz plötzlich wieder ein, der ihn Emilien näher brachte, weil er jetzt herausfand, es ziehe ihm zu stark am

Digitized by Google

Fenster; und da er in keinerlei Hinsicht zu den Schüchternen gehörte, so machte er sich die Position alsbald zu Nutze und war schon im vollen Gespräch mit der hübschen Nichte, als ich noch damit beschäftigt war, mir hierzu die passende Einleitung im Kopfe zurecht zu legen.

Die hübsche Nichte ihrerseits gewann nach und nach den Muth, sich unbefangener in der fremden Männerwelt zu bewegen und schien die ihr von allen Seiten dargebrachten Huldigungen gar nicht ungern zu empfangen. Sie war schon nach einigen Mahlzeiten voll Lebendigkeit und munterer Laune; es wußte aber die kleine Königin ihre Würde dabei so trefflich zu behaupten, daß Jeder sich der Kluft bewußt blieb, die zwischen dem Unterthanen liegt und dem Monarchen.

So ging es denn schon nach Verlauf weniger Tage recht lebhaft am Tische zu und die Sitzungen wurden immer länger, namentlich die beim Thee, da zu dieser Zeit keine Geschäfte zum Aufbruch trieben.

Kaum war eine Woche auf diese Weise vergangen, als ich mich schon recht gründlich in mein Vis-à-vis verliebt hatte. Daß es allenfalls so kommen könne, sagte mir von vorn herein eine Regung von Eifersucht, die ich spürte, wenn es mir schien als unterhalte sich Emilie lieber und länger mit einem Andern als mit mir. Zum deutlichen Bewußtsein meines Zustandes gelangte ich aber erst durch eine Zuckerdüte. Bimbach brachte sie zum Nachtessen mit und schüttete ihren Inhalt auf einen Teller, den er mit der ihm eigenthümlichen hölzernen Verbeugung an Emiliens Platz auf den Tisch stellte.

Diese Galanterie wurde, wie es mir schien, ganz besonders wohl aufgenommen. Der Geber erhielt den freundlichsten Dank und die Beschenkte steckte ein Paar Chocoladenplätzchen, die vom gehäuften Teller gefallen waren, in den lachenden Mund, mit einem Blicke, in welchem ich allerhand zu lesen glaubte, das ich ganz und gar nicht gern las. „Warum", warf ich mir vor, „hast Du Dir von Bimbach den Vorrang ablaufen lassen? — Wie konntest Du Dir den glücklichen Gedanken mit der Zuckerdüte entgehen lassen? Einen Gedanken, dessen Ausführung ihm nothwendig den größten Vorschub in ihrem Herzen leisten muß."

Sie nahm mit zierlicher Hand ein Paar Kleinigkeiten vom Teller und ließ ihn dann am Tische herumgehen. Man langte zu und besonders schnell waren die Knallbonbons vergriffen. Jeder, dem es gelungen war eines zu erwischen, verlangte, daß es Emilie mit ihm zerreiße. Sie hatte große Furcht vor der Explosion und verrichtete die Heldenthat nur mit abgewendetem Köpfchen. Jedesmal wurden die dabei zu Tage gekommenen Verschen vorgelesen und ihr mit mehr oder weniger Gewandtheit überreicht. Gleich der erste Zettel enthielt die zärtlichen Worte:

„So wie sich zwei Täubchen küssen,
Die von keinem Falsch was wissen;
Also unschuldsvoll und rein,
Soll auch unsre Liebe sein."

Aehnlich lauteten auch die anderen Verse. In den meisten Fällen waren es die Endreime: Wonne und Sonne, Herz und Schmerz, Brust und Lust, die in bekannter Weise herhalten mußten.

Sie hörte dies Alles lachend an, dankte mit einem höflichen Knix und hatte bald die ganze Hand voll gedruckter Liebeserklärungen. Auch ich trat mit meinem Knallbonbon zu ihr, und als sie nach erfolgter Explosion ihr

Digitized by Google

Köpfchen wieder zu mir wandte, ſuchte ich nach dem Vers, welcher diesmal an ihrer Hälfte hängen geblieben war. Ich fand und las, las aber nicht laut. Es waren die bekannten Verſe:

„Zweifle an der Sterne Klarheit,
Zweifle an der Sonne Licht,
Zweifle an der ew'gen Wahrheit;
Nur an meiner Liebe nicht."

Klarheit! — Wahrheit! — Liebe! — Licht! — Da ſtand es nun ſchwarz auf weiß, was ich empfand. Und Licht wurde es auf ein Mal in meiner Seele. Ja, klar war es mir jetzt: meine wahrhaftigſten, tiefinnerſten Gefühle hatte der Zuckerbäcker in das Bonbon gewickelt. Solche Empfindungen laut zu verleſen, wäre mir in dieſem Augenblick wie eine Entheiligung vorgekommen und ſtillſchweigend überreichte ich ihr den Zettel. Mochte ich nun hierbei durch irgend Etwas verrathen haben, was in mir vorging, oder hatte es die kleine Hexe an etwas Anderem gemerkt, daß ſie es mir angethan hatte: kurz, ſie ſchlug die Augen nieder und, ſo kam es mir wenigſtens vor, erröthete, während ſie meinen Zettel las. Hatte ich denn recht geſehen? — War es wirklich, wie es mir geſchienen, ſo lag Bedeutung in dieſem Benehmen; denn einen Zettel wie den andern hatte ſie bisher in Empfang genommen, ohne ihre Farbe auch nur im mindeſten zu verändern. Ach, daß das Erröthen eines Mädchens etwas ſo Vorübergehendes iſt! Man ſollte in Fällen wie der meinige, die fragliche Geſichtsfarbe wenigſtens bis zur Erörterung des Thatbeſtandes fixiren können.

Noch ein anderer Umſtand an dieſem Abend verſetzte mich in unruhige Spannung.

Emilie hatte andere Zettel nachläſſig auf den Tiſch geworfen; aber ich hatte nicht geſehen, und genau hatte ich Acht gegeben, daß dies mit dem meinigen geſchehen wäre. Hierüber mußte ich Gewißheit haben.

Eine Zeitung, die ich zur Hand nahm, diente mir zum Vorwand, nach aufgehobener Tafel im Speiſezimmer ſitzen zu bleiben, und als ich mich allein ſah, durchflog ich alle Zettel, die auf dem Tiſche liegen geblieben waren, durchlief ſie zwei, drei Mal; der meinige war nicht darunter. Ich beleuchtete den Fußboden am Platze, wo Emilie geſeſſen hatte, ob er vielleicht herabgefallen ſei. Auch dort war er nicht zu finden. Es war daher kein Zweifel: ſie mußte ihn behalten haben, um ihn aufzubewahren.

Nun fingen die Heirathsgedanken an mir im Kopfe herumzugehen Und warum ſollte ich nicht heirathen? Mein Gehalt belief ſich auf eine ſehr anſtändige Summe. Freilich hatte ich davon als einzelner Mann bisher nur ſehr wenig zurückgelegt; aber war es denn nöthig, daß ich Rheinwein trank zu zwei Dollar die Flaſche und Auſtern aß, ſo oft mir nur der Appetit dazu kam? Mußte ich denn immer in's Theater gehen und in jedes Concert und die vielen guten Freunde haben, die mir abborgten, was ſie nie im Sinne hatten mir wiederzubezahlen? Dies Alles fiel ſelbſtverſtändlich fort, hatte ich eine Frau, und für das nämliche Geld, was ich jetzt für meine zwei Zimmer bezahlte, konnte ich in einem entlegnern Theil der Stadt ein ganzes niedliches Häuschen miethen, übergroß für mich und für ſie. Der Lohn für eine Magd wurde reichlich aufgewogen durch Das, was ich für Aufwartung und Wäſche bezahlte, an einen Neger, der mich beſtahl, wo er es nur mit Anſtand thun konnte, und eine Schweizerin, die recht elegant zu ſtärken und zu plätten verſtand, dabei aber meine Hemden auf das Gewiſſenloſeſte mal-

Digitized by Google

trätirte. Ja, ich brauchte, da ich verliebt war, nicht lange Zeit, um schließlich herauszufinden, daß ich, Alles in Allem, als verheiratheter Mann ungleich billiger leben würde, denn als Junggeselle.

Mit dieser Rechnung war es also in Richtigkeit; es fehlte nur noch der Ansatz zu dem Exempel: wie man es anfängt in den Besitz eines Mädchens zu kommen, in die man bis über die Ohren verliebt ist.

Niemand kann eine neue Bahn mit Glück betreten, ohne daß ihm alsbald ein Anderer darauf nachfolgt. Dies sagt schon Goethe irgendwo; und so war auch Bimbach's Zuckerdüte die Veranlassung, daß sich von jetzt an mehrfach das Bestreben kund that, durch ähnliche Galanterien der hübschen Tischgenossin gefällig zu werden.

Zunächst, eines Mittags, erschien mein Namensvetter Meier (mit einem i), welcher fortfuhr reine Wäsche zu tragen, mit einem großen Blumenstrauß, den er in kalter Berechnung ruhig vor seinen Teller legte, als er am Tische Platz nahm. Es war dies kein Strauß, wie man ihn bei uns eigenhändig pflückt, auf der Wiese oder im Garten; ein Strauß, der uns ein deutliches Bild giebt, wie die Blumen dort in Gottes freier Natur wachsen und ihre lieben duftenden Köpfchen emporheben aus grünen, saftigen Blättern. Es war ein Strauß von Gärtnershand in Pyramidenform gebunden, aus dem die Blumen dicht über und neben einander gedrängt herausblickten, wie aus manchen Kupferstichen die Gesichter unserer Landesväter, oder die Physiognomien der jetzt lebenden Virtuosen; es war ein Ding, das viel Geld gekostet haben mochte, sich aber zu einem vernünftigen Strauß verhielt, wie der zugestutzte Krüppel des altfränkischen Gartens zum urwüchsigen Baum.

Dennoch, wie natürlich, erregte der Strauß die beabsichtigte Aufmerksamkeit. Er wurde besprochen, wegen seiner Farbenpracht bewundert und sehr bald, wie es seine Bestimmung war, den niedlichen Händen der hübschen Nichte übergeben. Und auch bei dieser Uebergabe ging es nicht ohne Erröthen ab; es war aber dies Mal der Geber, der erröthete, nicht die Empfängerin.

Ich, für meinen Theil, sah jetzt derartigen Aufmerksamkeiten mit vollkommener Gemüthsruhe zu; denn ich hatte mir einen Plan entworfen, der alles bisher Dagewesene in den dunkelsten aller Schatten stellen sollte.

Einige Worte, welche Madame Kümmelmann zufällig bei Tische hatte fallen lassen, gaben mir einen Leitfaden an die Hand, an dem ich mich ganz im Stillen hinfühlte, bis zur Gewißheit, daß nächsten Sonntag Emilien's Geburtstag sei. Bis dahin wollte ich mit jeder außergewöhnlichen Aufmerksamkeit zurückhalten, dann aber, so hatte ich beschlossen, sollte es etwas Ordentliches geben. Erst Mittwoch war es, als ich mit meinem Vorsatz in's Reine kam; folglich blieb mir hinreichende Zeit zur Ausführung aller meiner Pläne.

Nur durch traditionelle Ueberlieferung wußte ich, wie man sich an dem Geburtstage eines hübschen Mädchens etwa zu benehmen hätte, und keine derartige Tradition war mir zu Ohren gekommen, die nicht von einem Vergißmeinnichtkranze berichtet. Die Idee von der Darreichung eines solchen Geschenkes hatte sich in mir so festgesetzt, daß ich ihre Ausführung für etwas bei der Sache sehr Wesentliches hielt. Am Donnerstag daher war ich schon bei Sonnenaufgang auf den Füßen, um die nöthige Menge der gewünschten Blumenart aufzutreiben. Seitdem ich in Amerika war, hatte ich noch keine Veranlassung gehabt, mich um Vergißmeinnicht zu bekümmern; aber daß sie bei uns in Deutschland zu Tausenden auf der Wiese wachsen, wußte ich. Ich

Digitized by Google

war daher nicht wenig betroffen, als mir schon der erste Gärtner, zu dem ich kam, mit dem mitleidigen Lächeln, welches die Fachwissenschaft für den unwissenden Laien bereit hat, meldete, daß die vielsagenden blauen Blümchen in diesem Lande nicht einheimisch wären. Nur hie und da fände man ein importirtes und künstlich gepflegtes Stöckchen. Er selbst hatte keins. Dies war eine große Enttäuschung für mich. Ich ließ mich aber durch das Mißlingen des ersten Versuches nicht abschrecken, und so fand ich denn endlich, beim fünften oder sechsten Gärtner, zu dem ich kam, ein Vergißmeinnichtstöckchen; es stand auf einem Gestell unter anderen Blumen, welche Schatten brauchten. Es war ein kleines, erbärmliches Ding, mit nur wenigen Blüthen. Zwei Dollar forderte der Mann dafür, weil er merkte, daß ich es haben wollte. Dennoch kaufte ich es. Da ich die Idee vom Vergißmeinnichtkranze unter den Umständen aufgeben mußte, so bestellte ich dafür einen Kranz von den schönsten, weißen und rothen Rosen, die ich finden konnte; aber die Vergißmeinnicht sollten wenigstens eine, wenn auch untergeordnete Rolle, bei der Sache spielen, und ich befahl, meine paar Blüthen am Rosenkranze da anzubringen, wo die beiden Enden mit dem breiten, dunkelrothen, seidenen Bande zusammengehalten werden sollten, welches ich zu diesem Zwecke bereits unterwegs gekauft hatte. Den Umfang des Kranzes bezeichnete ich auf das Genaueste; denn er sollte auf den breiten Rand eines Tellers passen, der dazu bestimmt war eine Torte vom feinsten Backwerk mit elegant verzuckertem Namenszuge aufzunehmen. Am Samstag Abend hatte man ihn mir ganz im Geheimen, unter allerhand genau beschriebenen Vorsichtsmaßregeln, in's Haus zu bringen.

Es war meine Absicht, am Sonntag Morgen, während sie noch schlief, Alles zusammen in ihr Zimmer practiciren zu lassen. Das Dienstmädchen, welche in's Geheimniß gezogen werden mußte, und die mir die strengste Verschwiegenheit angelobt hatte, schlug vor, dies schon während der Nacht zu thun, wo sie sicherer sein könne, unentdeckt zu bleiben. Ich aber dachte an Freiligraths Gedicht von der Blumen Rache und erklärte mich entschieden gegen diese Art der Ausführung.

Es währte mir dies Mal recht lange, ehe der Sonntag kam; endlich aber kam er.

Ganz düster war es noch (doch hatte ich mich längst schon angekleidet) als die Magd erschien, um den Teller mit Torte und Kranz, der schon seit acht Uhr des vorigen Abends fix und fertig in meinem Wohnzimmer gestanden hatte, verabredeter Maßen hinauf zu Emilien zu tragen. Ich hörte sie leise gehen und schnell wieder zurückkehren. Die Sache war also geglückt, wie mir zum Ueberfluß gemeldet wurde.

Heute war ich der Erste beim Frühstück, so begierig war ich auf das nächste Zusammentreffen mit Emilien. War es mir doch, als könne ich es durch die Ungeduld, mit der ich mich in's Speisezimmer verfügte, beschleunigen. Allerdings hatte ich der Magd gestern das strengste Stillschweigen über den Geber anbefohlen; das Gebot bezog sich aber blos auf die Zeit vor der Ausführung. Jetzt wäre es mir im Gegentheil lieb gewesen, hätte sie ausgeplaudert oder Emilien verrathen, von wem die Aufmerksamkeit ausgegangen war. Ob das Eine oder das Andere stattgefunden, erwartete ich aus ihrem Benehmen zu erkennen.

Sie erschien etwas später als gewöhnlich und zeigte, wie es mir vorkam, einige Verlegenheit bei ihrem Gruße; also war das Geheimniß errathen oder

Digitized by Google

verrathen; und daß sie das Geschenk nicht übel aufgenommen hatte, bewies die schönste Rose aus meinem Kranze an ihrer Brust. Meine Herren, ich hätte toll werden mögen vor Vergnügen! Da stak eine Rose, die erste, die ich je in meinem Leben einem Mädchen geschenkt hatte, an dem zierlichsten Busen, auf dem kleinen, lieben Herzen und es bestand ein Geheimniß zwischen uns, das seine unsichtbaren Fäden von ihr herüber spann zu mir. Ich war selig und fand den Muth, über allerhand ganz unbefangen mit ihr zu plaudern. Darüber verschwand auch ihre Verlegenheit. Glückwünsche von Andern erhielt sie nicht, denn wohl hatte ich mich gehütet, irgend Jemand von Dem in Kenntniß zu setzen, was Niemand wußte, außer Emilien, Madame Kümmelmann, der Magd und mir. Dazu war es Zeit am Mittagstisch, wenn mein Champagner kam (echter Mumm, von Cheeseman, Bullfrog und Co. selbst importirt,) und ich den Trinkspruch ausbrachte, den ich in ganz hübsche Verse gekleidet hatte.

Um die Zeit zu verkürzen und weil mich die Aufregung rastlos machte, lief ich, ohne Plan, bis zum Mittagessen in der Stadt herum. Aber auch die Essenszeit kam heran.

Die gute Madame Kümmelmann hatte zu Ehren des Geburtstages, ohne jedoch diesen Grund laut werden zu lassen, das Delicateste aufgetischt, was ihre Küche nur liefern konnte, und nicht an Undankbare war diese Aufmerksamkeit verschwendet worden. Jeder that seine Schuldigkeit in vollem Maße. Für Drei namentlich aß Bimbach, der schon, wenn es sich nur um gewöhnliche Hausmannskost handelte, einen Appetit kund zu geben pflegte, der, weil er mit der Beschaffenheit seiner langen Gliedmaßen auf keinerlei Weise zusammenzureimen war, den Beweis lieferte, daß es Menschen giebt, bei denen nichts recht anschlagen will. So häufig und so viel langte er heute zu, daß Emilie nicht aufhören konnte, ihn zu betrachten. Dies aber machte heute mich nicht eifersüchtig; denn ich mußte mir sagen: während Einer so ißt, kann ein Mädchen sich nicht in ihn verlieben.

Schlag ein Uhr, so hatte ich es bestellt, als wir eben von den soliden Gängen zum leichtern Dessert übergehen wollten, klopfte es an der Thür, und auf mein lautes „Herein!“ erschien der Markthelfer von Bullfrog, Cheeseman und Co. mit einem Korb Champagner auf der Schulter.

Ein lautes „Halloh“ erscholl aus dem Munde sämmtlicher jungen Männer und auch auf unsere zwei Tischgenossinnen, namentlich auf Die, der ja alles Dies galt, wirkte der Anblick. Madame Kümmelmann erklärte, mein Einfall sei allerliebst und Emilie schlug vor Freude in die kleinen Hände. Und wirklich, wenn es auf der Welt irgend Etwas giebt, wodurch sich die Franzosen ein Verdienst um die Menschheit erworben haben, so ist es der Champagner. Schon unser Goethe läßt seinen Studiosen in Auerbachs Keller singen: „Ein echter deutscher Mann mag keinen Franzen leiden, doch ihre Weine trinkt er gern“; und wenn dies schon von den rothen Weinen gilt, wie viel mehr noch vom Champagner! Man wird heiter schon beim Anblick der vollen Flasche. Man lacht, noch ehe der Stöpsel geknallt hat, und sogar hier lacht man, in dem großen traurigen Lande westlich vom Atlantischen Ocean, wo doch Alles voll Geschäftsgedanken ist und ernst und ledern und wo selbst die Kinder nur wenig lachen.

So war denn auch heute das Erste, was nach dem Erscheinen meines Korbes geschah, daß man unter munteren Scherzen das jetzt gänzlich verachtete Wasser aus allen Gläsern zum offenen Hoffenster hinausschüttete; und

Digitized by Google

wenn auch Emilie ihr Gesichtchen mit der Serviette schützte, als ich im Begriff war, den letzten Draht zu lösen und sogar einen kleinen Schrei ausstieß, als der Stöpsel gegen die Decke flog, so hielt sie mir doch gleich darauf mit lachendem Munde ihr Glas hin, ohne zu zucken, als ich mit dem übersprudelnden Schaum ihre weiße Hand benetzte, und ungesäumt fing sie an zu nippen.

Nachdem jedes Glas gefüllt war, schlug ich mit dem Messer gegen das meine, hob es hoch empor und brachte dem Geburtstagskinde mein Lebehoch.

„Wie?" rief Bimbach, mit verwundertem Gesicht, „ist etwa gar heute Ihr Geburtstag?"

„Ihr Geburtstag?" wiederholten Alle fast einstimmig und sprangen von ihren Sitzen, um mit Emilien anzustoßen. Ich selbst, durch solches Sturmlaufen von ihr abgeschnitten, war einer der Letzten, die an die Reihe kamen; aber ihr liebes Gesicht leuchtete voller Freundlichkeit, als der Rand unserer Gläser sich berührte, und zwei Mal hinter einander stieß sie mit mir an, und das letzte Mal ganz aus eignem Antrieb. Wie kann doch die geringste Kleinigkeit einen Verliebten hinauf- oder herabstimmen! Ich war selig, als ich mich wieder auf meinen Platz setzte.

Die Sitzung wurde heute sehr verlängert, denn die Zeit verstrich uns auf das Angenehmste, und da zwölf Flaschen unter achtzehn Personen vertheilt, kein Unheil anrichten können, so wirkte der Wein nicht störend, sondern nur fördernd auf die Geselligkeit. Bimbach im weißen Frack und Meier mein Namensvetter (mit einem i) waren unerschöpflich in Leberreimen, von denen der folgende nicht der schlechteste war:

„Die Leber ist vom Hecht
Und nicht von einem Hahn.
Es lebe, die so trefflich kocht,
Die Madame Kümmelmann!"

Alles wurde herzlich belacht. Zuletzt regalirte uns Madame Kümmelmann mit einem guten Kaffee und seelenvergnügt trennten wir uns erst spät am Nachmittage.

Auf den frohen Tag aber folgte für mich eine schlaflose Nacht. Die Flamme, die schon vorher hell genug in mir gebrannt hatte, war heute vollends zur verzehrenden Gluth angefacht worden, und mit meiner Leidenschaft wuchs die Ungeduld zu wissen, ob ich Gegenliebe fände. Bis zum frühen Morgen warf ich mich im Bett herum und sammelte Indicien.

Zwar hatte ich mein Schicksal an meinen Knöpfen abgezählt und das „sie liebt mich", war wirklich beim letzten an der Reihe gewesen; aber der Zusammenhang zwischen Emiliens Herzen und den Knöpfen, die mir der Schneider auf den Rock gesetzt hatte, schien mir doch nicht hinlänglich klar, um das erlangte Resultat für eine Thatsache hinzunehmen; zumal die günstige Antwort dieses Orakels durch die ungünstige eines andern aufgewogen wurde. Denn als ich bei dem schon erwähnten Morgenspaziergang, wie es Rousseau in ähnlichen Fällen zu thun pflegte, mit einem Stein nach einem Baum geworfen hatte, mit der Idee, daß meine Wünsche in Erfüllung gehen würden, wenn ich ihn träfe, hatte ich das Ziel verfehlt.

Ich war ihr nicht gerade unangenehm, das fühlte ich wol; aber sie war freundlich gegen Jeden von uns am Tische, und daß ich ihr mehr gewesen wäre, als Andere, dafür, Alles hin- und her-erwogen und wieder erwogen,

Digitized by Google

konnte ich keine stärkeren Beweise finden, als die, welche etwa in den paar Vorfällen lagen, die ich mitgetheilt habe.

Also half nichts, als Anfragen. Ja, das Anfragen war es eben, wovor ich zurückschreckte. Man hat leicht sagen: Klopfet an, so wird Euch aufgethan. Mancher armer Teufel mag anklopfen so viel und so lange er will und man thut ihm doch nicht auf. Es war also, wie es mir damals vorkam, das Anklopfen gleichbedeutend mit dem Verlangen, sein Urtheil über Leben und Tod zu hören, und wenn, bei ungünstigem Bescheide, die Trümmer meines zusammenstürzenden Luftschlosses mich auch nicht gerade begruben, so bangte mir doch wenigstens davor.

Und wie fragt man an? — Schriftlich, flüsterte mir die Zaghaftigkeit zu; mündlich, rief das Ehrgefühl, und eine meiner Tanten hatte ich einst äußern hören, daß sie den Mann nie genommen haben würde, dem der Muth gefehlt hätte, seine Worte mündlich anzubringen. Zu einer persönlichen Anfrage aber, die doch nur unter vier Augen geschehen konnte, den passenden Moment zu finden, war nicht mehr viel Zeit übrig. Höchstens zwei Wochen konnte Emilie noch in der Stadt bleiben und die schönste Gelegenheit, mit ihr allein zu sprechen, hatte ich mir dadurch abgeschnitten, daß ich der schon vor langer Zeit wiederholt erfolgten Einladung der guten Madame Kümmelmann, bisweilen die Abende auf ihrem Zimmer zuzubringen, bisher noch niemals nachgekommen war. Früher wußte ich dort keinen besondern Anziehungspunkt zu entdecken. Jetzt freilich, wenn ich heim kam aus meiner Schreibstube, wäre ich jeden Abend für's Leben gern eine Treppe höher gestiegen, hätte ich nicht fürchten müssen, meine nunmehrigen Besuche würden auffällig erscheinen.

Es half mir aber schon am Dienstag Mittag ein Zufall aus dieser Verlegenheit. Es wurde von einem Buche gesprochen, welches Emilie zu lesen wünschte, und als Bimbach zu gleichem Zwecke schon den Mund aufgethan hatte, fiel ich ihm rasch in's Wort und erbot mich es zu besorgen. Schon eine halbe Stunde darauf hatte ich es in der Tasche; aber es war keineswegs meine Absicht, ihr es beim Nachtessen und vor allen Leuten zu übergeben. Vielmehr ließ ich mir, und dies zwar ziemlich spät, einfallen, daß ich das Buch zwar besorgt, aber auf der Schreibstube habe liegen lassen. Man wollte nicht zugeben, daß ich den Weg dorthin noch ein Mal machen solle. Emilie protestirte und Madame Kümmelmann protestirte. Es hätte ja Zeit bis morgen. Ich aber, aus triftigen Gründen, gab nicht nach, ging zum Schein noch ein Mal aus und kehrte nicht eher wieder zurück, bis ich die Damen auf ihrem Zimmer vermuthen konnte.

Ich blieb zwar bei diesem Besuche nur kurze Zeit, erreichte aber meinen Zweck. Madame Kümmelmann lud mich abermals freundlich ein, recht bald wieder zu kommen, als ich mich verabschiedete, und dies ließ ich mir jetzt nicht zwei Mal sagen.

Hiermit hing noch sehr nahe zusammen, daß mir am nächsten Morgen Alles in meinem Geschäfte der Quere ging. Die eine Seite meines Hauptbuches mußte ich vier Mal hinauf und vier Mal herunter addiren, ehe ich das richtige Facit herausbrachte. Die Briefe, die ich am Morgen von der Post geholt und mechanisch zu mir gesteckt hatte, behielt ich bis gegen Mittag uneröffnet in der Tasche. Vom Buchhalter von Willcox und Co. verlangte ich, zu seinem Erstaunen, die Bezahlung einer Summe, während mein Haus es war, die sie dem seinigen zu zahlen hatte, und so auffällig waren noch andere Proben von Zerstreutheit, daß mich der gute Bullfrog theilnehmend

Digitized by Google

fragte, ob ich unwol sei. Und unwol war ich in der That. Wie in Fieberhitze fühlte ich mich den ganzen Tag, und nach dem Nachtessen vollends durchschritt ich im Selbstgespräch rastlos mein Zimmer, denn — beschlossen war es: heute sollte Sturm gelaufen werden auf Emiliens Herz, unbekümmert wie groß oder wie klein der Vortheil sein möchte, den ich bis jetzt errungen hatte.

Muth! nur Muth! rief ich mir zu. Und ich fühlte Muth, und muthig stürmte ich aus dem Zimmer. Im raschen Flug erstieg ich die ersten Treppenstufen. Dann, auf ein Mal, wurden meine Schritte langsamer und immer langsamer und zuletzt ganz langsam. Auf der obersten Stufe blieb ich stehen und holte tief Athem. Endlich war ich vor der Zimmerthür. Leise und zaghaft klopfte ich an. „Herein!" rief Emiliens Stimme. Ich öffnete und erschrack vor Dem, was ich so sehnlichst gewünscht hatte — sie war allein.

Wertheste Freunde! Ich habe dem Tod mehr als ein Mal in's Angesicht geschaut, habe da gestanden, wo mir die Kugeln hageldicht um die Ohren pfiffen und ich die Kameraden links und rechts neben mir hinstürzen sah; aber nie vorher, auch nicht ein Mal, hat mir das Herz so geschlagen, wie jetzt, im friedlichen Zimmer der Madame Kümmelmann, jener kleinen Hexe gegenüber, einem Mädchen, die die ersten Kinderschuhe noch nicht verwachsen hatte, als ich längst schon in Tertia den Julius Cäsar gelesen.

Wol war ich mit ihr eine ganze Stunde allein; aber als Madame Kümmelmann eintrat, die von einem Besuch bei einer Freundin zurückkehrte, hatte ich noch kein Wort von Liebe gesprochen sondern die ganze Zeit mit einer Unterhaltung über — ich weiß nicht, welche Dinge — ausgefüllt. Wahrhaft erlöst fühlte ich mich, als die Gegenwart der Madame Kümmelmann mir es unmöglich machte, Das auszuführen, was ich mir so fest vorgenommen hatte.

Madame Kümmelmann brachte indeß die Nachricht mit, daß eine Italienische Operngesellschaft, welche bereits mehrere Vorstellungen mit großem Beifall gegeben hatte, morgen Abend den „Don Juan" aufführen werde.

Es war ein gedehntes „Ah!" mit welchem Emilie diese Mittheilung aufnahm; ein Ausruf und Seufzer aus dem man den Gedanken heraushören konnte, „wie gern ginge ich hin, doch weiß ich wol, mir ist so etwas nicht beschieden!" Ich jedoch entschloß mich rasch, und noch bevor ein Wort weiter gewechselt werden konnte, ließ ich auch schon an beide Frauen die Einladung ergehen, morgen mit mir das Theater zu besuchen. Es greift ja kein Ertrinkender begieriger nach einem Strohhalm, als ein Verliebter nach irgend einer Gelegenheit, seiner Geliebten eine Freude zu machen. Madame Kümmelmann lehnte ab, aus einem, dem Anschein nach ganz triftigen Grunde; Emilie dagegen, nachdem sie auf die Tante einen von den fragenden Blicken gerichtet, welche beredter, als Worte, eine Erlaubniß erbitten können, sagte sehr freundlich zu.

Ich blieb noch eine gute halbe Stunde, um Madame Kümmelmann den Glauben offen zu lassen, mein Besuch könne auch ihr gegolten haben und empfahl mich, mit der dunklen Ahnung getröstet, es werde sich Gelegenheit finden, das heute Versäumte morgen nachzuholen.

Am andern Morgen, als ich aufstand, war mein Plan fertig. Ich gehe, so dachte ich, auf das Theaterbureau, sobald es nur geöffnet wird, nehme zwei Sperrsitze, dicht an der Säule, links vom Eingang; Emilien placire ich an die Säule; die Säule hat keine Ohren und so ist eine Seite frei, auf die

Digitized by Google

andere setze ich mich. Habe ich sie dann den ganzen Abend neben mir, in einer Ecke, von wo sie weder rückwärts noch vorwärts kann, so müßte es doch seltsam zugehen, wenn ich nicht einen Augenblick finden sollte, um ihr das zu sagen, was ich ihr sagen will.

Als Bimbach beim Frühstück erschien, guckte ihm eine große Zeitung aus der Rocktasche. Er zog sie vollends an's Tageslicht, sobald Emilie ihm gegenüber Platz genommen hatte, faltete sie so, daß eine lange Anzeige augenfällig wurde und reichte sie hinüber mit den Worten: „Mein Fräulein, heute wird der Don Juan gegeben."

„Ich weiß schon davon", erwiederte sie.

„Und wenn Sie mir erlauben wollten", fuhr er fort, „Sie in's Theater zu begleiten, so würden Sie mir —"

„Ich bedauere wirklich", unterbrach ihn hier Emilie, „ich habe bereits eine Einladung."

Sie setzte nicht hinzu von wem; es war merkwürdig, wie schnell er errieth, wer ihm die Einladung vorweggenommen hatte. Denn sein Erstes war, mir einen Blick zuzuwerfen, der meine Freude nur noch erhöhte, wiewol freundliches Wohlwollen in ihm nicht zu lesen war; dann sprach er ein kurzes Bedauern aus und blieb für den Rest der Mahlzeit stumm.

Schlag sieben Uhr Abends trat ich in Emiliens Zimmer. Sie war schon fertig zum Gehen, und wie ein Engel sah heute das Mädchen aus! Es war nur ein einfaches Kleid von gedrucktem Jaconet, das sie trug, aber es saß ihr wundervoll und kein Seidenstoff der Welt hätte so zierlich gerundete Formen so vortheilhaft zeigen können. Bescheiden schloß es nicht weit unter dem vollen, schneeweißen Halse, so daß es zögernd nur zu ahnen erlaubte, wo andere Kleider bereitwillig offenbaren. Die Art, das Haar á la Chinoise aus der Stirn zu streichen, schien wie erfunden für ihr Gesicht, mit dem eher stumpf als scharf geformten Näschen, dem kleinen Mund, den runden Lippen, zwischen welchem beim Lachen zwei regelrechte Reihen blendend weißer Zähne sichtbar wurden. Auf dem ovalen Köpfchen saß ein allerliebstes Hütchen, das, wenn es herabgefallen wäre, wie es mir vorkam, daß es jeden Augenblick müsse, die reichste Fülle eines braunen Haares gezeigt haben würde. Das Haar übrigens, als sei es größerer Aufmerksamkeit nicht werth, war in einen einfachen Knoten zusammengeschlungen.

Auch war es mir, als berühre ich etwas Heiliges, als ich ihren Arm in dem meinigen fühlte, den ich ihr angeboten hatte, sobald wir das Haus verließen. Stolz blickte ich noch ein Mal zurück, zu dem Fenster hinauf. Madame Kümmelmann sah uns nach und grüßte freundlich; es war noch hell genug, um es zu erkennen. Mein Herz war so voll, daß ich Emilien schon auf dem Hinwege meine Liebe bekannt hätte, wären nicht zu dieser Zeit so viel Leute dicht vor und hinter uns gegangen.

Wir waren ziemlich die Ersten im Theater und konnten sonach die mit so großer Umsicht von mir gewählten Plätze an der Säule ohne Mühe erreichen. Doch füllten sich die anderen Plätze sehr schnell, und schon lange vor dem Anfang des Stücks war das Haus so voll Menschen, daß es mich wunderte, wie die vielen fortwährend Nachkommenden noch einen Sitz finden konnten.

Sehr bald gewahrte ich, daß sich allerhand Lorgnetten und Operngläser oft, lange und wiederholt auf meine hübsche Nachbarin richteten, und keine geringe Genugthuung gewährte mir dies. „Seht Ihr nur immer her, so viel

Digitized by Google

Ihr wollt", dachte ich. „Ich habe doch das Beste davon; ich sitze daneben." Man ist gern ein wenig beneidet, namentlich aus solchem Grunde. Ich machte Emilien bemerklich, daß sie die allgemeine Aufmerksamkeit errege. Sie leugnete die Thatsache zwar, wurde aber sehr roth dabei.

Endlich fing auch das Orchester an, sich zu beleben. Zuerst erschien der Contrabaß und die große Trommel, dann einzelne Violinkasten, dann die Musikanten, dann wurden Notenblätter aufgelegt und es fing das Saitengeklirr und Durcheinander des Stimmens an, welches man eigentlich, wenn es irgend anginge, eben so wenig vor den Ohren der Zuhörer vornehmen sollte, als vor den Augen der Gäste die Zubereitung des Mittagsessens.

Emilie war seelenvergnügt. Sie musterte, soviel sie dies unbemerkt thun konnte, die Anwesenden unter recht witzigen, bisweilen ziemlich boshaften Bemerkungen und war so augenscheinlich in der Stimmung des heitern Weltkindes, daß ich wohl fühlen mußte, der Augenblick, ihr von den ernsteren Empfindungen meines Herzens zu sprechen, würde nicht glücklich gewählt sein.

Die Ouverture begann und wurde sehr gut ausgeführt. Emilie, die in der Oper nicht einen bloßen Nebenzweck sah, wie ich, und selbst sehr musikalisch war — oft hatte ich an meiner halbgeöffneten Stubenthür die Treppe hinauf gelauscht, wenn sie zum Piano ihre Stimme hören ließ —, schien mit voller Seele bei der Sache zu sein. Aber schon zu Ende des ersten Actes wurden wir durch ein Geräusch gestört, welches in unserer unmittelbaren Nähe entstand. Die drückende Theateratmosphäre schien ungünstig auf eine sehr corpulente Dame gewirkt zu haben, welche bisher die zwei Plätze gerade hinter uns mit einem auffällig schmächtigen Herrn auf sehr ungleiche Weise getheilt hatte. Sie mußte sich mit Hülfe ihres Begleiters entfernen, und kaum waren die Plätze leer, so bemerkte ich einen ungewöhnlich großen Fuß, und hierauf ein ungewöhnlich langes Bein, das eben im Begriff war die verlassene Bank zu übersteigen. Ein Oberkörper schob sich nach. Ich sehe mich um und — wer malt meinen Schrecken! Bimbach sitzt hinter uns.

Was Napoleon bei Waterloo empfand, als unerwartet am Nachmittag Bülow erschien und ihn aus dem bereits für gewonnen gehaltenen Felde verdrängte, das weiß ich nicht. Ich weiß aber wie mir zu Muthe ward, als ich den unglückseligen Bimbach hinter mir sah, der so mit einem Mal den ganzen wohlangelegten Bau meines Feldzugsplans in die Luft sprengte, und — um in dem strategischen Bilde zu bleiben — mich gleichsam von meiner Operationsbasis abschnitt.

Noch war indeß nicht Alles verloren, wie damals bei Waterloo. In meinem Falle konnte selbst der Rückzug zum Siege führen. Leicht war es, den an sich schon ziemlich weiten Heimweg zu verlängern und Emilien, welche namentlich bei Nacht der Straßen nicht kundig sein konnte, so lange in der Irre herumzuführen, als es meine Zwecke erforderten; nur mußte ich mir Bimbach vom Halse schaffen.

Das Finale des letzten Actes war verklungen. Unter lautem Beifallsjubel und verworrenem Geschrei senkte sich der Vorhang zögernd, gewissermaßen als ahne er die Dinge, die da kommen würden und auch wirklich kamen; denn Don Juan, Leporello, Donna Anna wie Zerline wurden stürmisch gerufen. Die Sänger und Sängerinnen, theils natürliche, theils künstliche Italiener, bedankten sich mit ihren anmuthigsten Verbeugungen. Neuer Jubel, neues Geschrei, neues Trampeln, neues Klatschen. Endlich griff man nach Hüten

Digitized by Google

und Shawls und begann sich hinauszudrängen, wie man sich vor ein Paar Stunden hereingedrängt hatte.

Während dieser Vorgänge, und namentlich beim Aufbruch selbst, hielt ich mich auf eine Weise in Emiliens nächster Nähe, die es Bimbach, dem ich an diesem Abend Alles zutraute, unmöglich machen mußte, ihr seinen Arm anzubieten. Ich dagegen that es, so wie wir uns nur einigermaßen zwischen den Bänken herausgearbeitet hatten. Dies Erste also war geglückt. Nun kam der Schneckengang die Theatertreppe hinunter. Man weiß ja wie es nach überfüllten Häusern zu gehen pflegt. Bald haben wir unsere Schritte einzuziehen, um nicht dieser oder jener Dame auf das Kleid zu treten; bald werden wir durch das Zurückprallen des vor uns sich bewegenden Menschenknäuels zum gänzlichen Stillstehen gebracht.

Endlich waren diese Proben meiner Geduld überstanden und wir glücklich auf der Straße.

„Gute Nacht, Bimbach!" sagte ich und versuchte eiligst mit Emilien links abzuschwenken. Aber der nichtswürdige Mensch verstand mich nicht, oder vielmehr wollte mich nicht verstehen. Er blieb Emilie zur Seite, sprach ungewöhnlich viel, so daß ich verstummen mußte, ging mit uns die Marktstraße entlang, bog mit uns in die vierte ein, schritt mit uns die Locustraße hinab, die dritte hinauf bis zum Kümmelmannschen Hause und, dort angelangt, erklärte er die Absicht, Madame Kümmelmann einen guten Abend zu sagen, da sie doch jedenfalls aufgeblieben sei, um uns zu erwarten, und so stieg er mit uns auch noch die Treppe hinauf. Wenn ich mich in diesem Augenblick an diesem Menschen vergriffen hätte, wer von Ihnen, meine Herren, würde es mir verargt haben?

Am nächsten Abend, als ich mich eben (ich gestehe es offen) vor dem Spiegel vorbereitet hatte, eine Treppe höher zu steigen, hörte ich Jemanden an meiner Zimmerthür vorübergehen. Ich öffnete leise, und auf der halben Treppe über mir sah ich Bimbach von der Rückseite. Diesmal hatte er mir den Vorsprung abgewonnen, wenn auch nur um ein paar Minuten. Schnell schloß ich die Thür.

„Heimtückischer Schl. . . . .", murmelte ich zwischen den Zähnen, nur mit Mühe das Wort unterdrückend, welches Sie leicht nach jenem Anfang ergänzen können. Denn ich fühlte jetzt die Krisis nahe, wo — wie der Dichter so schön sagt — die Milch der frommen Denkart sich in Drachenblut verwandelt. Wirklich dachte ich in diesem Augenblicke nicht daran, daß auch ich ihn nicht um die Erlaubniß gebeten hatte, Emilien heute Abend zu besuchen. In der ersten Aufregung fuhr es mir durch den Kopf Gleiches mit Gleichem zu vergelten und ihm durch mein Erscheinen den Besuch ebenso zu verderben, wie er mir gestern das Theater verdorben hatte. Kein Mensch kann für einen niedrigen Gedanken; es kommt derselbe unwillkürlich; nur wird Der, welcher vornehmern Geistes ist, ihn in der Geburt ersticken. Ich that dies, schon weil ich zu viel Selbstliebe hatte, um das Risico zu übernehmen, mich Emilien unangenehm zu machen, wenn vielleicht Bimbach's Besuch dennoch ein erwünschter gewesen wäre. Demgemäß blieb ich so ruhig auf meinem Zimmer, als ein Mensch es vermag, dem alle Furien der Eifersucht in der Seele toben. Daß Bimbach ein ernstlicher Nebenbuhler war, konnte mir nicht entgangen sein, und ich hielt ihn auch für einen gefährlichen, nicht wegen persönlicher Vorzüge, sondern weil er ein eigenes Geschäft hatte, welches in der Stadt für sehr einträglich galt, und Emilien kannte ich noch zu wenig, um nicht dem Gedanken Raum

Digitized by Google

zu geben, es könnten möglicher Weise günstige äußere Verhältnisse bei ihrer Wahl bestimmend sein.

Schon nach einer kleinen halben Stunde hörte ich, wie Bimbach die Treppe wieder herabstieg. Es wäre für mich jetzt noch Zeit gewesen, den beabsichtigten Besuch zu machen; aber ich hatte die Verstimmung zu vollständig Herr über mich werden lassen, und so blieb ich. Auch in dieser Nacht fühlte ich mich nicht auf Rosen gebettet.

Am andern Morgen beim Frühstück fiel es mir auf, daß Bimbach fehlte, während er stets, namentlich in der letztern Zeit, einer der Ersten gewesen war, die sich einstellten. Madame Kümmelmann war mit Emilien schon lange erschienen, hatte bereits die zweite Tasse Kaffee allen anwesenden Tischgenossen verabreicht, und Bimbach war immer noch nicht da. Madame Kümmelmann, die es mich zu beobachten trieb, ohne daß ich mir deutlich Rechenschaft geben konnte warum, hatte schon mehrmals mit einem eigenthümlichen Lächeln nach dem leeren Platz geblickt, als sie, Emilien leise anstoßend, mit den Augen und einer kurzen Kopfbewegung hinüberwinkte, und da lächelte auch Emilie; diese aber, wie in der letztern Zeit öfter, erröthete dabei.

„Was ist geschehen?" dachte ich. „Beide wechseln Blicke über Bimbachs Wegbleiben! — Es kommt ihnen also nicht unerwartet. — Etwas Komisches muß dabei im Spiele sein, denn sie lächeln, und — warum, in aller Welt, treibt die Rückerinnerung Emilien die Gluth in die Wangen?" — Wie ein Blitz durchzuckte es meine Seele, und im klarem Licht stand mir die Thatsache vor Augen: Bimbach hat sich einen Korb geholt! Er hat ihn sich geholt gestern, zur nämlichen Zeit, als ich eine Treppe tiefer vor Eifersucht verzweifeln wollte. Ach, wie seltsam doch springt das Schicksal mit uns um, wir armen Menschenkinder!

Zu Mittag aber lachte Keine, weder Frau Kümmelmann, noch Emilie. Beide ließen die Köpfe hängen, als sie bei Tisch erschienen; und auch mir war es nicht wie Lachen ums Herz, als ich bald darauf erfuhr, Emilie habe einen Brief erhalten, der sie wegen Unwohlseins der Mutter nach Hause zurückrufe. Schon am nämlichen Nachmittag hatte sie abreisen wollen; aber es war Madame Kümmelmann gelungen, durch geschicktes Ausmalen der Unannehmlichkeiten einer nächtlichen Reise und Ankunft ihr diesen Entschluß auszureden, und da dieser Grund des Aufschubes einmal als triftig anerkannt war und in diesem frommen Lande am nächsten, dem Sonntagmorgen, keine Bahnzüge abgingen, so hatte sie bis Montag früh zu bleiben. Dies wäre allenfalls ein Trost gewesen, wäre nicht, noch während wir am Tische saßen, mit Sack und Pack, eine Cousine vom Lande eingetreten, welche gekommen war, den morgenden Sonntag mit Emilien zuzubringen. Es war ein ganz hübsches Mädchen von etwa vierundzwanzig Jahren; aber ich wünschte sie weit weg, denn ich sah wohl ein: die Minuten mit Emilien allein zu sprechen waren nunmehr vollends gezählt.

Es hat mir nie an Erfindungsgeist gefehlt, und wenn mir im Leben so Vieles mißglückt ist, so lag es wol an der Ausführung, aber nicht am Plan. So fiel mir denn zum Beispiel ein, als ich am Nachmittag traurig an meinem Pulte saß und über mein Contocurrentbuch hinweg an die Wand stierte, daß mein Haus vor Kurzem davon gesprochen hatte, die Abwickelung eines verdrießlichen Geschäftes in Newyork durch mich besorgen zu lassen, und dies stand mit Emiliens Abreise insofern im Zusammenhang, als, wenn es mir gelang, dem Hause Bullfrog, Cheeseman & Co. die Dringlichkeit meiner

Digitized by Google

Sendung nach Newyork einzureden, ich am Montag früh in Emiliens Gesellschaft reisen konnte, indem der gerade Weg von unserer Stadt nach Newyork mich durch ihr Fayetteville führen würde. Alles paßte so vortrefflich, daß ich schon von gar anmuthigen Dingen träumte, die während eines Rasttages in jenem Städtchen vorkommen könnten, von einem Jawort, von einer Verlobung; ja meine Phantasie verstieg sich sogar bis zu einem elterlichen Segen.

Als ich es nach einer Weile wieder bis zum Denken gebracht hatte, nahm ich einen Brief aus dem Fache Littera A, und drei aus Littera R, schlug im Copirbuch mehrere Stellen auf, bezeichnete sie mit Papierschnitten und ging, mit diesen Documenten bewaffnet, in das durch eine Wand mit Glasfenstern von der übrigen Contorwelt getrennte Sanctuarium der drei Principale meines Hauses.

„Ich halte es für nothwendig, die Newyorker Angelegenheit wieder in Anregung zu bringen", sagte ich zu Cheeseman, indem ich mich anschickte, meine Documente vor ihm auszubreiten. „Eben kommt mir die Correspondenz wieder in die Hände, die —"

„Schon gut, Herr Meyer", unterbrach mich Cheeseman, welcher allein war und mit ernsten Falten auf dem Gesicht, die soeben aus dem Osten eingegangenen Briefe durchlas. „Eben erhalte ich einen Brief in einer andern Angelegenheit, die sich mit dieser zugleich abmachen läßt. Sobald Herr Bullfrog zurückkommt, werden wir die Sache weiter besprechen. Machen Sie sich inzwischen bereit zur Abreise."

Alles dies hörte ich an mit vollständig gleichgiltigem Gesicht: aber um den Hals hätte ich ihm fallen mögen, dem guten Cäsar Achilles Cheeseman. Kam er doch meinen Wünschen gründlicher und schneller entgegen, als ich nur irgend hätte erwarten können. Zwar war Bullfrog's Ansicht noch zu hören, und er war der Senior im Geschäft; aber was Cheeseman beschloß, wollte auch Bullfrog, und Richardson, der jüngste Partner, spielte in der Firma nur eine untergeordnete Rolle. Die Sache war mithin so gut wie abgemacht.

Wirklich auch trat Cheeseman nach Bullfrog's Rückkehr und einer kurzen Besprechung mit ihm zu mir, und zwar mit der bestimmten Ordre, die nöthigen Papiere so rasch wie möglich auszufertigen, um spätestens am Montag früh nach Newyork abgehen zu können. Es handelte sich um die Rettung einiger gefährdeten, sehr bedeutenden Summen.

„Gut", sagte ich in möglichst ruhigem Ton, und insoweit war Alles gut. In meinem Plane lag es aber durchaus nicht, daß Cheeseman die Weisung hinzufügte, mich unterwegs ja nirgends aufzuhalten. Schnitt doch dieser Zusatz mit einem Mal dem strahlenden Kometen den Schweif ab, der noch eben so weithin glänzend an meinem Gedankenhimmel hingefahren war. Adieu, nunmehr Rasttag in Fayetteville. Adieu, elterlicher Segen! Aus war es damit, wenigstens in der geträumten Weise. Indeß hatte Cheeseman Recht; denn das Interesse der Firma hatte im Grunde nicht das Mindeste mit der Liebesgeschichte des Buchhalters zu thun. Ueberdies führte mich ja derselbe Weg, auf dem ich von hier über Fayetteville nach Newyork reiste, von dort wieder über Fayetteville zurück, und so war ja am Ende der Besuch bei Emilien und ihren Eltern nur aufgeschoben bis zur Heimreise. Ferner hatte ich sieben Stunden mit ihr zu fahren. Sieben volle Stunden! und was läßt sich in sieben Stunden nicht alles einem achtzehnjährigen Mädchen sagen. So tröstete

Digitized by Google

ich mich denn mit dem Gedanken, daß mir zwar nicht Alles, aber doch viel, sehr viel gelungen sei.

Beim Nachtessen verbarg ich den Jubelrausch, den ich empfand, hinter der nüchternen Eröffnung, daß ein glücklicher Zufall, wie ich es nannte, mir das Vergnügen verschaffen werde, am Montag Fräulein Emiliens Reisegefährte zu sein.

„Ei, das ist ja prächtig!" rief Emilie und schlug in die Hände, mit einem Ton in der Stimme, der keinen Zweifel ließ, daß sie wirklich meine, was sie sagte. Auch fühlte sie recht gut, daß sie sich verrathen hatte; denn erröthend suchte sie sich durch den Zusatz zu verbessern: „Ich hatte mich schon so gefürchtet, allein zu reisen."

Uebrigens war es ein wahres Glück, daß ich die Aussicht haben konnte, vor der Trennung noch ein Mal sieben Stunden neben ihr zu sitzen; sonst hätte ich verzweifeln müssen. Denn weder am Abend, noch während des ganzen folgenden Sonntags fand ich auch nur einen einzigen Augenblick Gelegenheit, mit ihr unter vier Augen zu sprechen. Ich selbst hatte noch seitenlange Rechnungen zu schreiben und drei Contracte, die sehr überlegt sein wollten, mit unserem Rechtsfreunde aufzusetzen und in zweifachen Exemplaren auszufertigen; und als ich endlich, nach gethaner Arbeit, nach Hause kam, hing die Cousine vom Lande wie eine Klette an Emilie. Kaum sah ich sie anders, als deren Hände drückend, oder den Arm um ihren Nacken schlingend, wie es junge Mädchen zu thun pflegen, welche mit den überströmenden Gefühlen eine Freundin überschütten, so lange es an einem Freunde fehlt.

„Rail-road!" rief es von der Straße herauf, am andern Morgen halb fünf Uhr, als wir noch bei dem Extrakaffee saßen, den uns Frau Kümmelmann hatte kochen lassen. Dem Rufe folgte ein hastiger Aufbruch und ein eiliges Greifen nach Reisesäcken und Mänteln. Madame Kümmelmann fiel, — wie gern hätte ich dies für sie gethan — Emilien um den Hals; dann kam die Cousine an die Reihe. In beiden Fällen gab es etwas Rührung. Ohne Thränen geht es selten ab, wenn sich deutsche Frauen trennen. „Railroad!" rief es noch ein Mal. Der Mann auf dem Kutscherbock mußte Eile haben, und wir sprangen die Treppe hinab und in den Omnibus, der unten unserer harrte.

Nun wurden wir erst in der Stadt herumkutschirt. Zehn bis zwölf Passagiere waren außer uns noch abzuholen und es ging, so wollte mir's scheinen, beinahe bis an der Welt Ende. Doch gab es nirgends viel Aufenthalt, außer vor dem letzten Hause. Als dort der Kutscher sein „Railroad!" erschallen ließ, kam im dritten Stock ein Kopf zum Fenster herausgefahren und rief: „Augenblicklich!"

„Miserabel lange Augenblicke!" brummte der Kutscher nach einer Weile und rief noch ein Mal sein „Railroad!" worauf der Kopf mit seinem Trostwort abermals am Fenster erschien; aber immer noch ließ sich Niemand an der Hausthür wahrnehmen, auf die jetzt mehr als ein ungeduldiger Blick gerichtet war. Wieder der Ruf „Railroad!" mit verlängerten und deutlicheren Zusätzen in der Sprache der Kutscher. Wieder die Antwort: „Augenblicklich!" mit immer bittender werdender Betonung. Dieselbe Scene ward noch mehrmals wiederholt, bis endlich die Thür sich öffnete und eine goldbebrillte Dame erschien, in der man auf den ersten Blick die Tochter Neu-Englands erkannte. Ein Herr in schöngestickten Pantoffeln geleitete sie zum Wagenschlag. Er hielt es für nöthig uns zu Gehör ein Paar Worte

Digitized by Google

der Entschuldigung an den Kutscher zu richten, welche dieser mit dem unceremoniellen Ausruf erwiederte: „Verd —! wir werden zu spät kommen.“ Eine Mahnung mit Peitsche und Zunge brachte die Pferde in raschen Gang und hin flogen wir, dem Bahnhof zu, auf eine Art, die mir selbst etwas zu rasch vorkam, Emilien aber sichtlich beunruhigte.

Dennoch kamen wir diesmal wirklich zu spät; nicht zu spät für die Abfahrt, wohl aber — und verhängnißvoll sollte mir dies werden — zu spät, um im Damenwagen ein Unterkommen zu finden. Auch der zweitletzte Wagen war schon besetzt, und kaum hatten wir im dritten zwei passende Plätze gefunden, als das Signal zur Abfahrt, der bekannte gellende Pfiff, durch die Luft zitterte. Von der Locomotive ertönte die Glocke und fort rollten wir, erst langsam, dann schneller und schneller und bald sausten wir hin, wie man in einem Lande hinsaust, wo eine Minute Zeit mehr gilt, als ein Dutzend menschlicher Leben.

Es war ein prächtiger Morgen; Menschen, Gräser und Laub empfanden die Labung, die ihnen eine kühle Nacht in tausend Thautropfen zugeträufelt hatte: ein Morgen, an dem in unserem Deutschland die liebe Lerche in die Lüfte gestiegen wäre, ich weiß nicht, wie hoch! Trotz dem aber fühlte ich mich keineswegs sehr leicht; denn ein Muth, wie er mich neulich ins Theater begleitet hatte, wollte sich heute nicht einstellen. Dieser Mangel an Muth war mir unbegreiflich; denn ich befand mich nicht in einer Lage, wie sie wol auch den besten Soldaten entmuthigen kann: mich fror nämlich nicht und ich hatte auch keinen leeren Magen.

So waren wir bereits mehrere Stunden gefahren, ehe ich es soweit brachte, mich zu ermannen. Wir kamen gerade an einem Blockhause vorbei, in dessen nächster Umgebung es in der That äußerst ländlich aussah, denn ein Paar Schweine wälzten sich eben in einer Pfütze unweit der Hausthür und drei nicht viel reinlicher aussehende Kinder spielten dicht daneben. Diese Hütte benutzte ich zum Anknüpfungspunkte.

„Sehen Sie diese Hütte!“ hub ich an. „Wie glücklich muß sich's selbst in einer solchen Hütte wohnen, wenn“ — man ein hübsches junges Frauchen hat, — dies war mein Gedanke; laut setzte ich aber hinzu: „wenn man sonst mit seinen Verhältnissen zufrieden sein kann, und nur ganz wenig bedarf es dazu.“

Freilich hätte ich weit besser gethan, mit meiner Bemerkung zurückzuhalten, bis ich auf eine etwas appetitlichere Ländlichkeit hinzuweisen im Stande gewesen wäre: aber davon abgesehen, war dies gewiß eine ganz passende Einleitung für Das, was ich zu sagen hatte. Wie ließen sich aus diesem Material die Gedanken nicht weiter spinnen! Aber sie unterbrach mich lachend mit den Worten: „Das glauben Sie ja nicht. Ich kann aus Erfahrung sprechen, und ich für meinen Theil wohne lieber in einem bequemen Hause als in einer Hütte.“ Und nun begann sie zu erzählen, wie sie fünf Jahre lang, mit ihren Eltern und Geschwistern, auf einer Farm in Ohio gelebt und in einem Hause gewohnt habe durch das der Wind pfiff und der Regen schlug, und wie sich Vater und Bruder auf dem Felde und Mutter und sie in der Haushaltung abgequält und es doch zu Nichts gebracht hätten, weil ihnen Allen die zu so schweren Arbeiten nöthigen Kräfte gefehlt; und wie sie, statt vorwärts, von Jahr zu Jahr rückwärts gekommen wären, und wie ihnen dazu das kalte Fieber und andere immerwährende Krankheiten das Leben zur Last gemacht hätten.

Digitized by Google

Die idyllische Tonart, die ich angeschlagen, hatte also keinen rechten Anklang gefunden. Es war überhaupt mein Unglück, daß ich mich in die absurde Idee verrannt hatte, es bedürfe eine Liebeserklärung ebensogut einer Vorrede, als eine wissenschaftliche Abhandlung. Wäre ich damals, statt erst von einer Hütte zu sprechen, keck mit der Thür ins Haus gefallen, so stünde jetzt Alles anders.

Schon hatten wir bei Weitem die größere Hälfte unseres gemeinschaftlichen Weges zurückgelegt und immer noch war der Stein nicht abgewälzt, der mir auf dem Herzen lag. Nunmehr sollte dies in einem Tunnel geschehen, durch den wir zu fahren hatten, wie ich wußte. Der Tunnel war über zwei Meilen lang und im Tunnel war es stockfinster. Im Tunnel also wollte ich ihre Hand erfassen und ohne Umschweif ihr sagen, wie mir's ums Herz war.

Niedrige Kalksteinwände links und rechts, welche man stehen gelassen, als der Schienenweg durch den Felsen gebrochen worden war, verkündeten bald die Nähe der verhängnißvollen Stelle. Höher und höher wurden die Wände: aber noch war Himmel über uns. Da, mit einem Male, verwandelte sich der rasselnde Lärm der Räder, der sich bisher in die Lüfte hatte dehnen können, in einen gehaltenen, dumpfdonnernden Schall. Noch einen Augenblick und — Nacht war es rings umher.

Tief holte ich Athem. Meinen Herzschlag würde man vernommen haben, hätte uns eine Gondel gewiegt und nicht ein Bahnwagen gerüttelt. Ich rückte näher an Emilien und bog mich so weit als möglich seitwärts nach ihrem Ohr, aber dessenungeachtet war ein leiseres Flüstern, wie es der Augenblick erfordert hätte, ein Ding der Unmöglichkeit, und beinahe bis zum Schreien mußte ich meine Stimme anstrengen, um das Getöse des Zuges zu überwältigen.

„Es wird mir schwer", hub ich an, „und nicht ohne Furcht —"

Soweit war ich glücklich gekommen, als ich plötzlich unterbrochen ward.

„Förchte! — Ei werd mer sich förchte! Da fallt nix runner", rief eine Stimme und über die Lehne des Sitzes vor uns streckte ein gedehnter Hals einen dicken Menschenkopf bis in die Nähe von Emiliens Gesicht.

Der unglückselige Landsmann, der diese Laute von sich gab, war auf der letzten Station eingestiegen und hatte seinen Platz auf dem Sitze vor uns nur darum nehmen können, weil dieser eben von einem ältlichen Paare verlassen worden war, welches bisher still und schweigsam, meistens schlafend, dagesessen hatte. Im Damenwagen, in den ich Emilien hatte führen wollen, als wir abreisten, hätte der Mensch keinen Zutritt gehabt, und so trug denn die Dame mit der Brille, die uns am Morgen im Omnibus hatte warten lassen, die ganze Schuld, daß uns eine solche Nachbarschaft über den Hals kommen konnte. Schon bald nach seinem Erscheinen hatte ich bemerkt, daß der ungeschliffene Passagier sich horchend umdrehte, wenn er mich und Emilien Deutsch sprechen hörte. Jetzt schien es, als hätte auch ihm die Dunkelheit den Muth zum Sprechen gegeben. Er fing an zu erzählen, daß er am Tunnel gearbeitet habe, als man ihn gegraben; wie viel Leute damals zugleich mit ihm beschäftigt gewesen wären; was der Bau gekostet habe, wie viel Ladungen Steine man weggefahren und kam erst recht ins Mittheilen aller dieser interessanten Thatsachen, als schon die Nacht um uns geschwunden war und das helle Tageslicht auf das breite, nichtssagende Gesicht des Erzählenden fiel. Natürlich sah ich mich sofort nach anderen Plätzen um; es waren aber keine mehr zu finden.

Digitized by Google

Aus war es nunmehr auch mit der Hoffnung, die ich auf diese Fahrt gesetzt hatte und ich mußte mich darein fügen, zwischen Himmel und Erde zu schweben, bis für mich der Bahnzug wieder heimwärts gerichtet sein würde, nach Westen.

Ich sah nach meiner Uhr. Es fehlten nur noch wenig Minuten an der Stunde, zu der wir in Fayetteville eintreffen mußten. Da pfiff es langgedehnt von der Locomotive her. Jetzt klang es mir, wie eine zitternde Wehklage. Die Bremser sprangen an ihre Räder. „Fayetteville!" rief der Conducteur zur Thür herein. In Eile packten wir Emiliens Sachen zusammen. Unbeschreiblich wehmüthig war es mir ums Herz, als ich ihr den Arm bot, um sie hinauszuführen. Ich stieg mit ihr auf die Plattform. Ihr Koffer wurde eben aus dem Gepäckwagen gehoben. Ein freundlicher ältlicher Herr kam auf sie zu.

„Mein Vater", sagte Emilie und versuchte, mich ihm vorzustellen, aber der Ruf „all on Board!" und ein mehrmaliges gellendes Pfeifen der Locomotive, während sich zugleich der Zug langsam in Bewegung setzte, vereitelte ihre Absicht. Noch ein herzlicher Händedruck, noch ein Mal die, ihr nachgerufenen Worte: „In ein paar Tagen!" und fort ging es. Und als ich ein Fenster aufgerissen hatte, um ihr nachzusehen, ging sie am Arme des Vaters einer unsern stehenden Häuserreihe zu; aber im Gehen wendete sie zwei Mal den Kopf und erwiederte freundlich die Grüße, die ich ihr nachschickte.

Von dem andern Theile der Fahrt weiß ich nichts mehr und an Bullfrog, Cheeseman u. Co. dachte ich nicht eher wieder, bis unser Zug auf dem Newyorker Bahnhofe still hielt. Nunmehr war ich aber auch ganz, was ich hier sein sollte.

Ich war um vierundzwanzig Stunden zu spät gekommen. Die größte, eine sehr bedeutende Summe, war bereits unrettbar verloren. Zwei andere Posten gelang es mir theilweise zu retten. Ich telegraphirte an mein Haus. „Schleunigst nach Neworleans", war die Antwort, „weitere Ordre bei unserem Correspondenten."

Die erhaltene Weisung führte ich nach dem Buchstaben aus und war nur froh, daß mir vor der Abreise noch Zeit blieb Emilien in ein paar Zeilen zu melden, was meinen Plan, sie in Fayetteville zu besuchen, verzögert hatte. „Nun würde ich", schrieb ich ihr, „baldmöglichst von † † † aus kommen", und noch das Eine und das Andere schrieb ich, woraus sie ihre Schlüsse ziehen konnte, wenn sie verstand zwischen den Zeilen zu lesen.

Die Abwickelung meiner Geschäfte in Neworleans schleppte sich langsam hin. Ein Tag verging nach dem andern. Es wurden Wochen daraus. In meiner Ungeduld schrieb ich an Emilien, warm, wärmer wohl, als es den Regeln meiner Tante gemäß war. Ich weiß aber nicht, ob der Brief je in ihre Hände gekommen ist. Ich bezweifle es, denn bald nach seiner Absendung wurde die Beraubung einer Post in den Zeitungen besprochen, und diese Post muß, meiner Berechnung nach, meinen Brief bei sich geführt haben. Endlich, nach Verlauf von drei vollen Monaten, konnte ich ein Dampfboot besteigen um heimwärts zu fahren.

Am Tage nach meiner Rückkehr rief mich Cheeseman in sein Sanctuarium und schloß die Thür hinter mir, die gewöhnlich offen stand. Ich mußte mich dicht neben ihn setzen, und in flüsterndem Tone theilte er mir mit, daß sein Haus durch die vielen schweren Verluste in eine Lage gekommen

Digitized by Google

sei, aus der es nur Glück und Geschick retten könnte, und er habe dabei seine ganze Hoffnung auf mich gesetzt. Der arme Mann, dem ich wegen seines sanften, freundlichen Wesens von Herzen zugethan war, sagte Alles mit so bleichem Gesicht und so zitternder Stimme, daß es mir selbst ganz weich und bang zu Muthe ward. Ich versprach aus allen Kräften beizustehen, und so innig war der Antheil, den ich am Schicksal meines Hauses nahm, daß es mir vorkam, als sei das meine identisch mit dem seinen und als müsse ich mit Bullfrog, Cheeseman u. Co. stehen oder fallen.

Unter solchen Umständen, glaubte ich, dürfe ich vor einer Entscheidung nicht um Emiliens Hand anhalten, und die Entscheidung erwartete ich eher, weit eher, als sie kam. Erst nach Jahresfrist rief mich Cheeseman eines Abends wieder in sein Zimmer, wo alle drei Mitglieder der Firma versammelt waren, öffnete einen Korb mit Mumm, ließ einen Pfropfen knallen und brachte mir gerührt und aus dankbarem Herzen ein Lebehoch. Wir waren gerettet.

Diesem Jahre, meine Herren, verdanke ich freilich eine freigebige Erhöhung meines festen Gehaltes und einen Antheil am Gewinn des Geschäftes, welcher allein mir doppelt soviel Dollars einträgt, als ich zum bequemsten Leben brauche, aber — es brachte mich auch um Emilien.

Ich hatte den Tisch bei Madame Kümmelmann aufgeben müssen, weil der Drang der Geschäfte es mir nicht erlaubte, meine Mahlzeiten zu bestimmten Stunden einzunehmen; doch hatte ich sie oft besucht, um Nachrichten über Emilien einzuziehen, so weit dies geschehen konnte, ohne eine Absicht zu verrathen. Demgemäß war auch die erhaltene Auskunft bisher ziemlich allgemeiner Natur gewesen. Als ich aber, es war schon am Tage nach dem oben erwähnten Vorfall in Cheeseman's Zimmer, bei ihr vorsprach, um zu fragen, ob sie etwas nach Fayetteville zu bestellen habe, theilte sie mir mit, daß Emilie seit vierzehn Tagen — verheirathet sei. Sie hatte mir dies bisher, wie sie zu verstehen gab, aus Schonung verschwiegen.

„Also hätte sie Dich auch damals nicht genommen!" sagte hier Einer aus der Gesellschaft.

„Im Gegentheil!" rief Meyer mit Heftigkeit und schleuderte die eben erst frisch angesteckte Cigarre in den Kamin. „Freilich hätte sie mich genommen, wenn ich damals nur den Mund aufgethan hätte. Sie hat es Frau Kümmelmann gestanden, als diese zur ersten Kindtaufe in Fayetteville war. „Wol", setzte er sehr ernst hinzu, „hat sie mich nicht so lieb gehabt, um während meines Stillschweigens einen Andern auszuschlagen, der sprechen konnte, genug aber, um mich zu heirathen, und das Weitere würde sich schon gefunden haben. — Der Schöpfer hat vergessen, einen Thermometer an's menschliche Herz zu hängen. Ja, wem es noch nicht gekocht hat, der weiß nicht, wo bei ihm der Siedepunkt ist. Ehen werden geschlossen, wenn nur die Neigung über dem Gefrierpunkt steht, und Mancher wird genommen, weil das Mädchen gerade noch Niemanden lieber hatte, als ihn."

Hierauf leerte er sein Glas mit einem Zug und sprach nur wenig mehr den ganzen Abend.

Digitized by Google

Der Elsaß und die Elsässer.

Von **Wilhelm Rullmann.**

Die öffentliche Stimme Deutschlands fordert mit einer Einmüthigkeit, unter deren Macht der Protest einzelner Principienträumer wirkungslos verhallt, den Wiederanschluß des schönen Elsaß an Deutschland. Diese Forderung ist wahrhaftig keine unberechtigte, kein Ausfluß jener Eroberungssucht, die uns slawische wie romanische Stimmen so gern zuschreiben. Ist es nicht charakteristisch für die deutsche Bescheidenheit und Mäßigung, die uns hoffentlich auch nach diesem Kriege erhalten bleibt, daß in der vaterländischen Presse von dem Elsaß seit den Enttäuschungen von 1815 fast niemals die Rede war, auch nicht in den letzten Jahren, als ein neues Kraftgefühl die Nation durchströmte! Und wenn einmal, dann immer nur mit dumpf verhaltenem Groll, niemals mit jener heißblütigen Annexionssucht, die unsere westlichen Nachbarn stets mit so widerlicher Consequenz in ihrer Rheinforderung an den Tag gelegt haben. Und doch war es deutsches, Deutschland geraubtes Gut, was wir zurückfordern durften, während jene ihre gierige Hand nach Fremdem und Fremdartigem ausstreckten.

Als aber bei Beginn dieses Krieges ein schöner Augenblick uns die deutsche Einheit wie ein Geschenk des Himmels darbrachte, als in den Schlachten des sechsten August das fränkische Räuberheer zurückstob vor der Wucht germanischer Hiebe, da erwachte auch das Gewissen der Nation und der einstimmige Ruf wurde laut: der Elsaß muß wieder deutsch werden.

Die deutschen Regierungen haben kein Interesse daran, sich dem Druck dieser öffentlichen Stimme zu widersetzen. Wie sich längst herausgestellt, wird die Abtretung von Elsaß und Deutsch-Lothringen eine der ersten Friedensforderungen Deutschlands an Frankreich sein. Metz und Straßburg, bisher die Ausfallpforten unseres unruhigen Nachbars, sollen jetzt die Schutzfesten unserer Sicherheit werden. Metz ist allerdings als rein französische Stadt ein fremdartiger Bestandtheil in dem nationalen Neubau unseres Vaterlandes. Vielleicht, daß man einen derartigen Erwerb durch Schleifung der Festung und Reannexion Luxemburgs mit dem Wiederaufbau dieser Festung umgehen kann. Auf jeden Fall bleibt Metz uns Verstandessache, Straßburg aber ist uns eine Herzenssache.

Ja, Straßburg ist uns eine Herzenssache. Es ist doch etwas Wahres daran, daß das verlorene und wiedergewonnene Kind der Mutter das liebste ist. Zeigt sich dies nicht auf fast rührende Weise daran, daß jetzt Jeder etwas vom Elsaß hören will, daß in allen Blättern und Blättchen von der wiedergewonnenen Provinz die Rede ist, daß unser literarischer Markt von Hunderten von Brochüren überfluthet ist, die uns über den Elsaß und den Zusammenhang dieses Landstriches mit deutschem Wesen und deutscher Cultur zu belehren suchen? Erscheint dieses wiedergewonnene Bruderland nicht fast wie das Fräulein im Märchen, das Jahrhundertelang im Todesschlafe lag und nun, von einem Königssohn wachgeküßt, wieder unter die Lebenden trat, um von allen Seiten Huldigungen zu empfangen?

Wenn mir nun das Recht eingeräumt wird, auch im „Salon" Einiges über Land und Leute des Elsaß zu plaudern, so regen sich da in mir, auch

Digitized by Google

Elsässische Costüme.

Digitized by Google

Digitized by Google

ohne daß ich, wie Herr Rochefort, in die unergründlichen Tiefen meines Gewissens hinabsteige, doch recht ernste Bedenken. Kenne ich auch Land und Leute des Elsaß genug, um auf diesen Blättern davon zu sprechen?

Es ist wahr, ich habe das Schlachtfeld von Weißenburg besucht und ich sah bei Wörth das Thal sich öffnen, durch das am 5. August die deutschen Heere hinaufzogen, um am nächsten Tage den schönsten Sieg zu erkämpfen. Ich habe Gelegenheit gehabt, den äußern deutschen Charakter der Städte des Landes, wie Weißenburg und Hagenau, zu studiren und zugleich das verbissene Franzosenthum seiner Bewohner kennen zu lernen. Ich sah die reichen Hopfen- und Tabaksfelder um mich herum und Rebenhügel in der Ferne, Alles von der schönsten Herbstsonne umflossen. Ich sah diese freundlichen Dörfer mit ihren reinlichen Straßen, hier und dort ein Blumengärtchen vor dem Hause, dessen Wände mit Tabakblättern verhängt waren, die in der Sonne trockneten. Auch an jenen Morgen denke ich dabei zurück, an dem ich mit meinen Reisegefährten in einem dieser stattlichen Bauernhöfe saß und der Bäuerin, die auf einem Schemel mitten unter ihren Kindern thronte, beim Hopfenlesen behülflich war, während badische Grenadiere in der Küche ihre Menage kochten. Und in dem Manne dieser Bäuerin lernte ich einen so intelligenten Bauern kennen, wie ich selten einen getroffen, zugleich auch, was mir besonders interessant war, einen Nein-Stimmer beim Plebiscit. Ich habe dann auch zwei Tage in der Hauptstadt des Elsaß, deren Thore eben erst wieder geöffnet wurden, mitten unter Trümmern und Gräueln der Zerstörung zugebracht. Aber niemals hab' ich in das Departement du haut Rhin den Fuß gesetzt, niemals bewundernd vor der Theobaldskirche zu Thann und leider auch niemals in geschäftlicher Beziehung mit einem der sechsundsiebzig Millionäre von Mühlhausen gestanden!

Was der eignen Anschauung mangelt, ersetzt der Deutsche gern durch Studium in alten Pergamenten. An solchen Quellen fehlt es über den Elsaß gerade am wenigsten, wie es denn wol keinen Landstrich giebt, dessen provinciale Geschichtsschreibung und Topographie so viel Schätze aufweist, wie die alte Alsatia.

Fangen wir bei dem Anfang an und will der geneigte Leser zunächst etwas hören über die geschichtliche Herkunft der Elsässer, ob sie celtischen oder germanischen Ursprungs sind, so lesen wir nach in der Chronik des Jacob Twinger von Königshofen, eines Priesters zu Straßburg, Cap. V. S. 264.

Dieser unser Autor hat nach der Weise aller guten Chronisten sein Geschichtsbuch über den Elsaß und Straßburg mit der Erschaffung der Welt begonnen und erzählt uns Cap. I: „wie Gott die engel beschuf zum ersten." Nachdem er den Streit des Erzengels Michael mit Lucifer geschildert, geht er auf die Vorgänge im Paradies über, um dann durch das Reich Israel und die Geschichte der vier Weltreiche hindurch auf das deutsche Reich und den Elsaß zu kommen. Nun aber heißt es: „In disem fünften capitel wil ich sagen, von weme dise stat Strosburg und dis lant by dem Rhine ursprung und anevange het." Da hören wir denn folgende sonderbare Erklärung, die unseres Erachtens bei den Historikern bisher noch zu wenig Beachtung gefunden hat:

Nach der Sündfluth lebte Noah noch dreihundertundfünfzig Jahre (I. Mos. 9, 28). Sein Sohn Cham zeugte den Chus, dieser den Nimrod, den gewaltigen Jäger vor dem Herren, Nimrod den Belus, Belus den Ninus. Des Letztern Gemahlin aber war Semiramis, die nach ihres Mannes Tod

Digitized by Google

ein großes Reich gründete und sich in ihren Sohn Trebeta verliebte. Dieser, den sie nicht zur Liebe zwingen konnte, floh zuletzt vor ihren Nachstellungen mit seinen Gefährten über das Meer und zog mit seinem Schiff den Rhein und die Mosel hinauf. Wir sehen, wir kommen der Sache schon näher. Bei ihrer Fahrt auf der Mosel kamen sie in eine Gegend, die ihnen besonders gefiel, „da sie gar schön und lustig anzuschauen war mit ihren Wäldern, Weiden und süßem Wasser, mit schönen hohen Bergen umschlossen, als wären es Mauern". Da stiegen sie aus dem Schiff und bauten eine Stadt, die Trebeta nach seinem Namen Trier nannte. Das geschah zu Abrahams Zeiten, zweitausend Jahre vor Christi Geburt.

Nun hörte aber die Königin Semiramis, daß es ihrem Sohne so wohl erging im fremden Lande, und sie ward so zornig darüber, daß sie mit vielen Schiffen und einem großen Heere gegen ihn zu Felde zog. Als sie aber mit ihren Mannen in die Gegend von Trier gekommen war, „do zogete Trebeta gegen siner mutter mit großer herrschaft und mit pfifen, bosunen und allerhande seidenspil". Er verspricht ihr, ganz nach ihrem Willen zu leben, veranstaltet ein großes Fest und — ersticht sie. „Sus wart er ihr entladet." Da er aber die Mannen der ermordeten Mutter gut tractirte mit reichlichen Festlichkeiten, so blieben diese bei ihm und hatten ihn gern zum Herrn. Trier aber wurde eine übermächtige Stadt, da auch Viele, die von Trebeta's Weisheit und Frömmigkeit hörten, über das Meer herüber kamen, um unter seinem Scepter zu leben. Und er gebot allem seinem Volke, „das sü alleine solltent tütsche sproche üben und halten und kein ander sproche, wan er sü allerliebeste hette".

Die von Trier aber breiten sich aus am ganzen linken Rheinufer und gründen viele Städte und Dörfer, darunter diese fünf: „Kölle, Mentze, Wurmesse, Strosburg und Basel und vil Dörfer doby."

„Und vormals was kein mensch in disen landen und dis lant Elsaß und ander lant by Rhine sint sither von den von Triere zum ersten geerbeitet, gebuwen und besessen."

Dann hören wir weiter, daß diese babylonischen Nachkommen von den Franken, die von Troja kamen, und diese wieder von den Römern unterworfen wurden, bis das Reich an die Deutschen fiel.

Der geneigte Leser wird bedenklich den Kopf schütteln und starke Zweifel an der Autorität unseres Chronisten nicht unterdrücken können. Das Moselland und der Elsaß als Ableger des babylonischen Weltreichs und die deutsche Sprache als eine Erfindung des Sohnes der Semiramis: das klingt freilich höchst problematisch.

Wer die Geschichte des Elsaß studiren will, schlage darum lieber eine ernsthaftere Quelle nach. Hier bietet sich denn vor Allem die „Alsatia illustrata" von Schöpflin dar, ein Meisterwerk, wenn auch nicht gerade ein Musterwerk gelehrter Provinzialhistorik.

Armer Schöpflin! — Ich dachte an den großen Gelehrten, als ich am 29. September zwischen den verbrannten Trümmern der Straßburger neuen Kirche umherging. Hier stand unter den berühmten Bibliotheken auch die von ihm gesandte und seiner zweiten Vaterstadt gewidmete werthvolle Büchersammlung; hier war auch das Museum Schöpflinianum aufgestellt, das die Belege seiner antiquarischen Forschungen bildete. Und nun Alles Asche und Trümmer! Wenn sein Geist herabsah auf diese Zerstörung!

Wenn man die beiden interessanten Bände seines berühmten Werkes

Digitized by Google

vor sich hat und darin umherstöbert, so erstaunt man über diese Fülle von Gelehrsamkeit und man begreift nicht, wie ein Mensch dies Alles hat sammeln und niederschreiben können. Noch weniger fast läßt sich begreifen, wie es Menschen geben konnte, die dies Alles gelesen haben!

Und doch versichert auch Goethe, während seines Straßburger Aufenthalts Muße dazu gefunden zu haben, obwol es kaum glaublich klingt, daß er sich die Zeit seiner lustigen Tanzstunden, seiner lieblichen Sesenheimer Idylle, der Salzmann'schen Tischgesellschaft, der Unterhaltungen mit Herder und der Studien am Münster durch so trockene Lectüre unterbrechen ließ. Indessen zeigte er damals noch einen lebhaftern historischen Sinn, als in späterer Zeit. Die Schüler Schöpflins, Oberlin und Koch, zeigten ihm wiederholt das Museum ihres Meisters und da er gleichzeitig dessen Werk eifrig studirte, so konnte er „sich den Elsaß sehr gut als römische Provinz vorstellen".

Goethe! — Welcher Deutsche denkt an den Elsaß, ohne daß nicht zugleich die herrliche Dichtergestalt vor ihm aufstiege, die damals so oft die Felder nach Sesenheim durchritt oder das Plateau des Münsters erklomm, um den entzückten Blick auf der reichen Ebene des Rheins und der Ill ruhen zu lassen?

Der Aufenthalt Goethe's im Elsaß, der in die fruchtbare Periode jugendlicher Empfänglichkeit fällt, krönt den innigen Zusammenhang, in welchem der Elsaß mit der Geschichte der deutschen Cultur steht.

Dieser Zusammenhang datirt nicht erst von der Zeit Otfrieds von Weißenburg her. Auch lange zuvor schon bestand er, als die Poesie des deutschen Gemüthes nur in den Sagen lebte, die sich an die gewaltigen Gestalten unserer heroischen Zeit anschlossen. Denn das Wasgauer Gebirge war ja die Stätte jener Kämpfe, die uns das Walthariuslied beschreibt und dort bei Kirchberg stand die Burg des finstern Hagen von Tronje. Aber Otfried war der erste Dichter, der in unserer Literatur als dichterische Individualität auftritt und nimmt darum eine hervorragende Stellung ein. Wie er der erste Dichter der Zeit nach war, so war Gottfried von Straßburg (neben Wolfram von Eschenbach) der erste Dichter des Mittelalters dem Range nach. Und fügen wir diesen Namen noch den Erwins von Steinbach hinzu, so ist uns der ruhmvolle Antheil des Elsaß' an der deutschen Cultur des Mittelalters vollkommen gegenwärtig.

Wir haben nicht die Absicht, die Darstellung dieses innigen Culturzusammenhangs zwischen der oberrheinischen Provinz und dem Gesammtvaterlande bis auf die Gegenwart fortzuführen. Der Leser, der mit diesem Gegenstand nicht ganz vertraut ist, hat Gelegenheit genug, sich durch eine der gegenwärtig so zahlreich auftauchenden Brochüren belehren zu lassen. *)

*) Wir möchten in diesem Sinne die Aufmerksamkeit der Leser auf die treffliche kleine Schrift: „Geschichte des Elsasses in kurzer Uebersicht" von Dr. Adolf Wohlwill (Hamburg, Otto Meißner) lenken, welche namentlich in ihrem Schlußcapitel („Die deutsche Cultur im Elsaß seit dem Beginn der französischen Herrschaft") alles hierher gehörige Material in vollständiger und übersichtlicher Weise zusammenfaßt. — Ebenso wollen wir nicht unerwähnt lassen, daß von der für unsern Gegenstand grundlegenden Schrift „Elsaß und Lothringen", Nachweis wie diese Provinzen dem deutschen Reiche verloren gingen, von Adolf Schmidt (Leipzig, Veit u. Comp.), deren erste Auflage im Jahre 1859 erschien, uns so eben die dritte vermehrte Auflage zugegangen ist.

Die Redaction des „Salon".

Digitized by Google

Wir beschränken uns darauf, die Namen eines Sebastian Brandt, Murner, Fischart, Wickram und Moscherosch, der größten deutschen Satyriker, eines Tauler, Geiler von Kaisersberg und Martin Bucer, dieser reformatorischen Geister, eines „Heinrich der Glichezâre", Pauli und Jacob Balde als Vertreter der Poesie zu citiren; an Johannes Sturm, Sleidanus und Wimpfeling und an jene Schule der Humanisten zu Schlettstadt zu erinnern, von der Erasmus sagte, sie zähle so viel geistige Heroen, daß selbst der Bauch des trojanischen Pferdes nicht für sie ausgereicht hätte. Wie dieser Culturzusammenhang auch in die französische Zeit hinübergreift, ist von deutschen Blättern hinreichend ausgeführt und Demjenigen, der sich über diese Materie gründlich hat belehren lassen, wird es klar sein, daß namentlich in der Zeit des Verfalls alles geistigen Lebens in Deutschland keine andere Provinz unsere Cultur so bereichert hat, wie gerade der Elsaß.

Aber dies nur im Vorübergehen. Wir stellen uns eine andere Aufgabe. Wir möchten darauf hinweisen, daß in keiner andern Gegend Deutschlands die deutsch-nationale Stimme so zur Geltung kam, wie im Elsaß, wo sie zuletzt in einen Schrei der Verzweiflung überging, als auch der letzte Damm unter der Fluth der Verwälschung zusammenbrach.

Allerdings war dies zunächst in den Verhältnissen begründet. Einem stark zusammengeschlossenen, immer mehr um sich greifenden Staate benachbart, nur lose gebunden mit dem vaterländischen Reiche, das mehr und mehr in Schwäche und Zerrüttung verfiel, hatte man die Gefahr der Verwälschung stets drohend vor Augen. Darum erhob schon Fischart, der große Satyriker, seinen Warnungsruf an die Deutschen in seiner „Ernstlichen Ermahnung" und gleiche Töne schlugen die übrigen Satyriker des Elsasses an, während auch Jacob Balde später in der Sprache des Horaz seiner Sorge für sein größeres und kleineres Vaterland classischen Ausdruck gab. Mit den Poeten hatte auch ein Mann der Wissenschaft gesprochen. Johannes Sleidanus war es, der in seinem Todesjahre, 1556, vier Jahre nach dem lothringischen Raube, in seinem Werk über die vier Weltreiche, das dem Herzog von Württemberg und Grafen Mümpelgart gewidmet war, seine Klage erhob, „daß die benachbarten Könige von diesem kümmerlichen blutlosen Reichskörper, der kaum durch Knochen zusammenhänge, täglich abzerren, so viel sie können".

Als später im Dreißigjährigen Kriege die habsburgischen Kaiser das Land am Oberrhein auf's Schmählichste im Stich ließen und schon damals eine französische Invasion erfolgte, die durch den Heldenmuth der Elsässer zurückgeschlagen wurde, richtete sich grollend und zürnend die Stimme des Volkes gegen den „Mehrer des Reichs", dem zum Hohn die Verse gedichtet wurden:

„Bistu ein Konig von Osterrich,
Des Romyschen Reychs ein herre?
Du solltest meren das Romysch rich,
So wiltu es zerstoeren;
Du hast die morder har geladen
Allen stetten uff yren schaden:
Scham dich der großen uneren."

Der tüchtige Moscherosch eiferte um jene Zeit gegen die Verwälschung in Sprache und Sitte, die ja in ganz Deutschland Platz gegriffen und die auch die „aufrichtige Tannengesellschaft" in Straßburg bekämpfte. Dem Verfasser der „wunderlichen und wahrhaften Gesichte Philanders von Sitte-

Digitized by Google

wald" erschien diese Gefahr eben so groß, wie die der französischen Kriegswaffen. Unablässig kämpfte er gegen französische Mode und wälsche Sprache an.

„A la mode macht mir bang,
Weil der Teutschen Untergang
In der neuen Sucht
Seinen Anfang sucht."

„Alamode Kehrauß" nennt er darum ein besonders von patriotischem Zorn getragenes Capitel in seinem Philander von Sittewald, das uns auf das alte Schloß Gerolts-Eck auf dem Wasgau führt. Dort werden zu gewissen Zeiten des Jahres die alten deutschen Helden, die Könige Ariovist, Arminius, Wittekind und der hörnene Siegfried gesehen, die einst, wenn die Deutschen dem Untergange nahe sein werden, ihnen mit ihren tapferen Heldenschaaren zu Hülfe kommen sollen. Diese alten Helden sind es, die Philander während seines Aufenthaltes auf dem Schlosse zu echter Deutschheit bekehren, indem sie ihm vorhalten, wie mit der Verwälschung deutscher Sprache und Sitte bald auch Verweichlichung und Entartung eintreten und dann „das Reich, das mächtigste Reich zu Grunde gehen und unter Deren Hände kommen werde, mit welcher Sprache sie sich so gekützelt haben."

Gruppe theilt uns in seiner Literaturgeschichte noch ein Gedicht eines Straßburgers, Namens Schneuber, mit, das denselben rügenden Ton anschlägt und das sich durch eine besonders edle Sprache und guten Rhythmus auszeichnet. Wir lassen eine dieser Strophen folgen, in denen sich der Dichter strafend und mahnend an das Geschlecht seiner Zeit wendet:

„Hätten sich euere Kinder gehalten
Dankbarlich gegen den göttlichen Schatz,
Nimmer lägen sie solchergestalten
Schrecklich gefället auf blutigem Platz,
Weil aber die Sünden die Strafen anzünden,
So brennet das Feuer;
Französische Sinnen und wälsches Beginnen
Die machen die alte Beständigkeit theuer."

Die Entrüstung und Erbitterung über die französische Occupation hat in der elsässischen Literatur, so viel wir wissen, keinen Ausdruck gefunden. Aber ein bezeichnender Vorfall wird uns erzählt. Bekanntlich war es die erste Sorge Ludwig's XIV., der die religöse Freiheit im Elsaß garantirt hatte, nach der Einnahme von Straßburg den Münster den Katholiken zurückzugeben. Als die protestantische Gemeinde zum letzten Mal in der herrlichen Kirche versammelt war, stimmte sie den lutherischen Psalm an: „Aus tiefster Noth schrei' ich zu dir". Nicht nur ihr religiöser Kummer, auch ihre patriotische Trauer war es, die sich in diesem Nothschrei Luft machte.

Und dieser Nothschrei ist erhört worden! Wir dürfen uns trösten über die Erbitterung des gegenwärtigen Geschlechts, wenn wir daran denken, daß wir den Manen jener patriotischen Altvordern gerecht werden, indem wir ihre Heimat wieder mit Deutschland vereinigen.

Und wie die deutsche Cultur des Elsaß mit ihren Spener, Oberlin, Schöpflin, Nicolai, Pfeffel, Weill, Stöber und anderen nicht unbedeutenden Namen in die neueste Zeit und in die Gegenwart hinüberreicht, so sind auch bis zu unseren Tagen patriotische Stimmen aus jenem verlorenen Gau zu uns herübergedrungen, die sich des alten Vaterlandes wehmüthig und treu erinnern. In den Gedichten der beiden Elsässer, der Brüder Adolf und

Digitized by Google

August Stöber, hat die Treue dieser Erinnerungen den schönsten Ausdruck gefunden, wie jene Mahnung an die Straßburger:

„Soll eure Söhn' umwinden
Der Treue festes Band
Und soll sie ewig binden,
An's deutsche Vaterland."

Und noch treuherziger und ergreifender klingt das Wort des dichterischen Drechslermeisters Hirtz von Straßburg:

„M'r g'hoere hyt ze Frankreich wol,
Un theile Noth und Glück,
Doch klingt uns d' Muedersprooch nit hohl,
Sie gilt noch große Stück.

Wir drucke gern und herzli d' Hand
Un nit allein zuem Schyn —
Durch Sprooch und Sitte noch verwandt,
De Brueder üww'rm Rhyn."

Sprechen derartige Zeugnisse nicht deutlich genug dafür, daß unter der französischen Oberfläche noch immer ein echt deutscher Kern verborgen ist?

Ja, dieses Land ist noch immer deutsch und soll wieder deutsch werden, in dem Sinne, wie es in den Tagen Erwin's und Sebastian Brandt's gewesen ist.

Selbst in den Städten, wo die französischen Schilder und die Pariser Cafés und Restaurants den fremdländischen Charakter zur Schau tragen und die Conversation der Salons nur in französischer Sprache, freilich nicht im reinsten Jargon, geführt wird — selbst hier kommt der deutsche Geist nicht selten zum Durchbruch. Der rührige Bürgersinn, der Drang nach Selbstverwaltung, die Sorge für den Unterricht, die Opposition gegen die napoleonische Präfectenwirthschaft, der Gemeingeist, aus dem die société industrielle in Mühlhausen hervorging, deren großartige gemeinnützige Schöpfungen in so scharfem Gegensatz zu den von oben herab organisirten cités ouvrières des übrigen Frankreichs stehen — Alles das sind glänzende Zeugnisse des Deutschthums, das man freilich in diesen Kreisen so gern verleugnet. Und wie viel deutlicher tritt uns dieser deutsche Charakter draußen auf freiem Felde entgegen!

Machen wir im Geist eine Wanderung von den Höhen des Schwarzwalds herab, dem Lauf der Kinzig entlang, die bei Offenburg in die Rheinebene tritt. Die treuherzige Art und Sitte, die gemüthliche Sprache, die malerischen Trachten der Gebirgsbewohner sind uns lebhaft gegenwärtig. Nun finden wir in den Niederungen des großen Stroms, sobald wir das sogenante hanauer Ländchen betreten, die äußere Scenerie verändert; anstatt der dunklen Tannenwälder nur Feld an Feld, wie ein Garten sich ausdehnend, statt des kärglichen Bodens einen reichen Sitz der Fruchtbarkeit, statt der schwarzen Hütten mit überhängendem Strohdach lauter wohnliche, zum Theil sogar stattliche Häuser, meist von kleinen Gärtchen umschlossen und mit dem Grün der Weinrebe umkleidet. Aber Tracht und Sitte zeigen für den Fremden nur leise Uebergänge; das Mädchen des Rheinlandes kleidet sich ebenso malerisch und nach demselben Schnitte, wie die schönen Kinder des Gutachthals. Gehen wir nun über den Rhein hinüber, so wiederholen sich dieselben leisen Uebergänge. Trachten, wie sie unser Bild uns vergegenwärtigt, sind nur Abarten der am Oberrhein herrschenden Kleidersitte, die

Sprache nur ein etwas breiterer Zweig der oberrheinischen Mundart. Der Bauer ist deutsch bis zu den Abhängen der Vogesen hin. Auch dort ist ihm der Franzose noch immer der „Wälsche". Die rothe Weste, der lange Rock, die Pelzmütze und der Dreispitz — sind dieselben uralten deutschen Volkstrachten, wie sie uns in den Thälern des Schwarzwaldes entgegentreten.

Ein Prachtexemplar dieser grunddeutschen Landbevölkerung lernte ich, wie schon bemerkt, in einem Wendenheimer Bauern kennen, der mich auf seinem Leiterwagen am 29. September nach Straßburg fuhr. Als ein Zeugniß seiner Intelligenz war mir gleich beim Beginn unseres Gespräches die Aeußerung aufgefallen, daß er sich die Augen beim Lesen Abends im Bett verdorben habe. Ein Bauer, der nach der schweren Arbeit des Tages noch Lust hat, seinen kurzen Schlaf durch Lectüre zu schmälern, ist immerhin eine Seltenheit.

„Was lesen Sie denn", fragte ich ihn, „Deutsch oder Französisch?"

„Nur Deutsch", antwortete er, „ich verstehe wol Französisch, aber ich lese nur Deutsch. — Sehen Sie", fuhr er fort, „vor zwanzig oder dreißig Jahren gab es in all' diesen Dörfern hier in der Gegend nur zwei oder drei Leute, die Französisch verstanden. Jetzt parliren unsere Kinder schon wie Pariser."

Diese Worte haben mir lebhaft die Gefahr vergegenwärtigt, welche das deutsche Element unter dem letzten régime bedrohte. Noch ein Menschenalter und von dem deutschen Elemente wäre nichts mehr geblieben, als die Erinnerungen der Greise.

Es sollte anders kommen. Zur rechten Zeit noch, im letzten Augenblick ist uns jenes Land wiedergewonnen und das deutsche Element finden wir noch dort in seinem ehrwürdigsten Bestandtheile erhalten. Und auf dieses Fundament wollen wir die Zukunft des Elsaß auferbauen. Mit solchen Gedanken und dem Segenswunsch, der in ihm liegt, steigen wir noch einmal im Geist auf den herrlichen Münster und schauen herab auf die reichen Gefilde, die hier zur Rechten die nahen Schwarzwaldberge und dort zur Linken die fernen Höhenzüge der Vogesen begrenzen, die in der Mitte der stolze deutsche Strom durchschneidet. Alle Gedanken, alle Wünsche und Hoffnungen, die dieser Scheideblick in uns weckt, finden wir ausgesprochen in den Versen jenes wackern Straßburgers, Daniel Hirtz, dessen wir oben schon gedacht, und die er hier in der Münsterkrone im Jahre 1838 in der Frühe eines Sonntagmorgens dichtete:

„Nun steht schon manch' Jahrhundert
Das hohe Felsenhaus,
Gepriesen und bewundert,
Schaut kühn und stolz hinaus.

Grüßt Badens schöne Gauen,
Des Schwarzwalds dunklen Kranz,
Und grüßt Alsatiens Auen,
Das weite Reinthal ganz!

Nicht Grenzen sollten scheiden
Das biedre Volk, dies Land;
Fürwahr, 's wär' zu beneiden,
Umschläng's ein festes Band!

Verwächst zu einem Stamme
Dies Volk einst und dies Thal,
Glüht eine Freudenflamme
Auf Erwin's Ehrenmal!"

Harmlose Briefe eines deutschen Kleinstädters.

An den Herausgeber des „Salon".

Aus Deutschland im November 1870.

Ich hoffe, lieber Freund, daß ich durch meinen letzten Brief mir bei Ihnen den Ruf eines ausgezeichneten und unterrichteten Correspondenten verschafft habe. Ich gestehe, daß ich nicht ungern diese Gelegenheit ergreife, um auf mein früheres Opus zu verweisen. Ich habe bemerkt, daß unsere guten Schriftsteller dies mit Vorliebe thun und sich am liebsten selbst citiren. Es macht auf den Leser einen angenehmen Eindruck, wenn er Redensarten wie die folgenden in den Kauf nehmen muß: „Wir haben schon früher in eingehender Weise diese Angelegenheit behandelt und können Alle, die sich für den Gegenstand speciell interessiren, auf unser Werk verweisen, welches im Jahre 18 . . bei dem und dem Verleger erschienen und für den billigen Preis von X. X. Thaler und Silbergroschen durch jede anständige Buchhandlung zu beziehen ist." Oder wenn es in einem Leitartikel heißt: „Unsere Vorhersagungen haben sich leider bestätigt. Was wir vor drei Jahren und zwei Monaten als die unausbleibliche Consequenz der Verstocktheit unserer Regierung hinstellen mußten, es ist zur traurigen Wahrheit geworden. Damals schrieben wir . . ." und nun folgt der Auszug aus dem damaligen Leitartikel. „Man vergleiche nur", fährt der Redacteur fort, „mit diesen unseren Worten, was sich jetzt ereignet hat, es ist Alles buchstäblich in Erfüllung gegangen." Das macht sich, wie gesagt, sehr gut. Unter uns gesagt, lieber Freund, kommt mir das Kunststück doch nicht gar zu schwierig vor, denn ich kenne mehr als eine Zeitung, aus deren früheren Nummern ich Vorhersagungen auf Alles, was da kommen mag, excerpiren könnte. So würde ich ohne Schwierigkeiten einen Leitartikel finden können über die Weisheit des Kaisers Napoleon, der sich für den Fall, daß über Napoleon einmal etwas Gutes zu sagen wäre, immer wieder verwenden ließe. Ich würde auch in demselben Blatt einen Leitartikel finden, über die Niedertracht Napoleon's, der unter anderen Umständen gute Dienste zu leisten im Stande wäre. — Kurzum, da ich keine schriftstellernde Frau besitze, die meine geistreichen Einfälle citirt, und deren geistreiche Einfälle ich citiren könnte — denn bei den Schriftstellerehepaaren bleiben die Citate gewöhnlich in der Familie — so muß ich mich schon selber citiren. Ich verweise Sie also auf die von mir zuerst veröffentlichte Depesche Bazaine's an den Kaiser, aus welcher sich das verrätherische Spiel des Marschalls in evidentester Weise herausstellt. Und nicht ohne innere Befriedigung füge ich hinzu, daß diese von mir veröffentlichte Depesche es war, welche meinem Freund Gambetta das erste zuverlässige Material über den Verrath Bazaine's gegeben hat; ja, ich wage sogar zu behaupten, daß außer dieser Depesche überhaupt kein Schriftstück aufzufinden ist, auf welches sich die Anklage wegen Verraths begründen ließe.

Denn so viel man weiß hat die Armee in Metz in den letzten Tagen allerdings nicht in Ueberfluß geschwelgt; die Pferde waren beinahe aufgezehrt,

Digitized by Google

und Hans Wachenhusen, ein glaubwürdiger Zeuge, versichert sogar, daß sich die überlebenden die Schwänze abgefressen hätten. Ob gegenseitig oder sich selbst, ist noch nicht festgestellt. Diese Schwanzauffresserei hat mich einigermaßen in meinen naturwissenschaftlichen Kenntnissen stutzig gemacht. Daß der Teufel in der Noth Fliegen frißt, war mir bekannt; daß sich aber das Pferd in der Noth mit Pferdeschwänzen sättigt, wußte ich noch nicht, und dieses Räthsel kann ich mir aus der Construction der Pferdeschwänze nicht genügend erklären. Jedenfalls haben nach dieser Mahlzeit die Pferde mehr Haare auf den Zähnen gehabt als die Soldaten. Und es unterliegt auch keinem Zweifel, daß die armen Thiere in der ganzen Belagerung ein Haar gefunden haben. Aber Haare bei Seite. Es ist notorisch, daß Menschen und Thiere in Metz bittern Mangel gelitten haben, und daß man nicht gerade zum Verrath seine Zuflucht zu nehmen braucht, um für die Capitulation von Metz eine Erklärung zu finden. Aber schadet nichts, denkt Gambetta, der Jude wird verbrannt; und besser ist es jedenfalls, Bazaine als einen Verräther hinzustellen, als zuzugeben, daß eine Armee von 173,000 Mann durch die Zähigkeit und Tapferkeit der deutschen Horden zur Capitulation gezwungen worden ist. Und Gambetta, gegen den ich sonst nichts einzuwenden habe, wird sich, da er vermuthlich jeden Morgen frühstückt, jeden Mittag sich zu Tische setzt und am Abend soupirt, von der gebieterischen Macht des knurrenden Magens kaum eine rechte Vorstellung machen können.

Nun haben wir sie Alle, Alle miteinander, 310,000 Mann an der Zahl! Ich gestehe Ihnen ganz offen, daß mir bei dieser Zahl ganz unbehaglich zu Muthe wird, und ich erwarte täglich einen Artikel von Girardin, welcher uns unsere nationale Schmach in den schreienden Farben seines Stils zu Gemüthe führt: „Wir haben erreicht, was wir gewollt! Das gesammte französische Heer steht jetzt auf deutschem Boden! Mainz, Coblenz, Köln, Magdeburg, Torgau, Erfurt, Graudenz, Spandau, Königsberg, Tilsit, Verona, kurz, alle Festungen Preußens sind von unseren Truppen besetzt. In Magdeburg allein stehen über 10,000 Mann. Der Kaiser hat seine Residenz in Wilhelmshöhe glorreichen Angedenkens aufgeschlagen. Deutsche Journalisten nahen sich ihm ehrerbietig und versichern ihn ihrer langverhaltenen Verehrung. Wird Preußen sich noch nicht dazu entschließen, Frieden zu machen? O, welche unbegreifliche Verblendung!“

Und wie schön ließe sich auch die Sache von deutscher Seite verwerthen. Welcher Stoff für mir befreundete Nationalheldendichter. Ich werde mich hüten, sie zu nennen, denn das dresdener Oberappellationsgericht wird Den nicht ungestraft lassen, der ihren Namen mißbraucht. Denken Sie nur an die verführerischen Reime, zu welchem schon die Ortsnamen, Wörth, Weißenburg, Beaumont, Sedan, Metz u. s. w. Veranlassung geben. z. B.:

„Der König ruft sein Volk, (Hört! Hört!)
Wir bringen in's Land und schlagen bei Wörth
Den Franzmann, wir Recken der Pleißenburg
Wir schlagen die Franzen bei Weißenburg,
Wir schlagen die Franzen ferner bei Beaumont;
Da rufen die armen Geschlagenen: „O mon
Dieu! O tiefer Jammer! Und erst bei Sedan!
Da sind wir gründlich gefallen dedans.“
Und fragt ihr uns Sieger vielleicht, was Metz macht,
So antworten wir: es war eine Hetzjagd.
Kurzum mit den Franzen ist es jetzt Essig,
Und selbst ihre Pferd' sind nach Schwänzen gefräßig. ꝛc.“

Es iſt gar kein Grund vorhanden, damit aufzuhören. Wenn ich mit dieſen ſchönen Verſen nicht fortfahre, ſo geſchieht es blos deshalb, weil ich nicht in den Verdacht gerathen will, mich mit fremden Federn zu ſchmücken, und überdies habe ich auch über andere Dinge mit Ihnen nothwendig zu ſprechen.

Meine im Laufe dieſes Briefes ſchon mehrfach gerühmten zuverläſſigen Verbindungen ſetzen mich in den Stand, Sie auf das Beſtimmteſte zu verſichern, daß die Einberufung des Norddeutſchen Reichstags in Verſailles, wie die Kreuzzeitung ſchon mittheilte, jetzt erfolgen wird. Vielleicht wird es Ihnen nicht unintereſſant ſein, zu erfahren, wie man auf die Idee gekommen iſt, den Sitz einer norddeutſchen Verſammlung mitten in Frankreich hinein zu verlegen. Die Sache liegt ſo: Es wird Ihnen nicht unbekannt ſein, daß Hans Blum in Verſailles weilt. Hätte man nun den Reichstag wie gewöhnlich nach Berlin berufen, ſo hätte Dr. Hans Blum, der bei den Vorarbeiten zum deutſchen Einigungswerke ganz unentbehrlich iſt, Verſailles verlaſſen müſſen; dort aber iſt er ebenſo unentbehrlich. Was thun? Da kam man nun auf den einfachen Gedanken, daß die Verlegung des Reichstags nach Verſailles die Anweſenheit Hans Blum's im Hauptquartier und gleichzeitig auch ſeine Theilnahme an den Verfaſſungsarbeiten ermöglichen würde. Und darauf hin wurde denn der Beſchluß gefaßt, an demſelben Orte, wo der Räuber und Zerſtückeler Deutſchlands ſeine Orgien feierte, Deutſchland wiederherzuſtellen und zu einigen.

Der Reichstag in Verſailles!

Wer könnte wol noch Luſt haben, humoriſtiſch-ſatiriſche Feuilletons zu ſchreiben, wenn Einem die Weltgeſchichte ſo in's Handwerk pfuſcht! An dem Tage, da der fanatiſirte Pöbel die Königsgräber in Saint-Denis zertrümmerte und Das, was von den einſtigen Herrſchern Frankreichs übrig geblieben war, ſchändete, beſpie, zertrat, an dem Tage mögen die Geiſter der Abgeſchiedenen über die ihren ſterblichen Ueberreſten angethane Schmach Grund zur Klage gehabt haben; aber im Vergleich zu den Qualen, welche die Geiſter Ludwig's XIV. und ſeiner Sippe bei dem Gedanken ausſtehen müſſen, daß in Verſailles der Grund zur deutſchen Einheit „von Danzig bis nach Nanzig" gelegt werden ſoll, ſind jene Unannehmlichkeiten während der tollſten Tage der Schreckenszeit kaum der Beachtung werth.

Armer Ludwig! armer Turenne! arme Monteſpan und ärmſte Maintenon! Was iſt aus Eurem Verſailles geworden, aus dem lieblichen Fleck Erde, wo ſich die weltliche Lüderlichkeit ſo hübſch in den Roſenkranz einflocht, wo die liebliche Mythe von der Unüberwindlichkeit der franzöſiſchen Waffen unter Schäferſpielen und anderen Maskeraden erſonnen, der Leckerbiſſen gloire, an dem zwei Jahrhunderte ſpeiſten, bereitet, der Begriff „grande nation" geboren, die Verehrung des amüſirenden Landesvaters bis zur Abgötterei getrieben wurde, wo die ſchäkernde Frivolität zum Entzücken des Landes das Scepter führte und der Länderraub nur, weil er den Anlaß zu einem neuen Jubelfeſte gab, die Gemüther beſchäftigte.

Es war eine gute, luſtige Zeit. Wurde heute eine Stadt geplündert, ſo gab's morgen ein Feſt in Verſailles, und wurde heute ein blühendes Dorf in der Pfalz niedergebrannt, ſo bekam morgen irgend eine von der königlichen Zuneigung Begünſtigte ein neues Armband oder einen köſtlichen Ring. Der Krieg war ein Freudenſpender, der Raub ein Volksbeluſtiger und das unſchuldig vergoſſene Blut ſchimmerte roſig in den Sonnenſtrahlen des gött-

Digitized by Google

lichen Leichtsinns. Wie kläglich ernst ist unsere Zeit dagegen und wie wenig versteht man sich auf's Amüsement! Spielt bei uns zu Lande ein kunstsinniger Herzog Komödie (zugestandene Komödie auf den Brettern) — während des Kriegs läßt er des holden Spiels genug sein; Ludwig XIV. aber spielte die Rolle des Feldherrn, ohne die des kosenden Schäfers aus den Händen zu geben; heute im Feldlager und morgen mit dem umwundenen Stabe und flatternden Bändern in der „Pastorale comique" oder sonst in einem verliebten Spiele; heute im Bivouak und morgen an der Seite der lieblichen Montespan; heute der Jammer des Schlachtfeldes und morgen der bestrickende Zauber eines Versailler Abends. Da wurde man der königlichen Majestät doch noch froh. An den plätschernden Brunnen, in den traulich beleuchteten Lauben das fröhliche, vergnügungssüchtige Völkchen, Marquis, wie sie nicht mehr existiren, wahre Cavaliere, die beständig lügen, schmeicheln und wedeln, in der kostbar affectirten Tracht, mit langer Allonge und den hohen rothen Hacken; schöne Frauen, die über den Fächer vielverheißende Blicke werfen, junge Mädchen mit freien Lebensanschauungen und ohne alle moralischen Vorurtheile — Abenteuer hier, Abenteuer dort; bald eine kleine Entführung, bald ein artiger Treubruch, bald ein glückliches Duell mit Beseitigung eines unbequemen Gatten, oder sonst ein scherzhaftes Histörchen. Und alles Das wirbelte munter umher und drehte sich um die Eine Sonne, von der auch alle Strahlen ausgingen: um die Majestät „nec soli impar". Ja, es war eine Lust zu leben!

Denke ich an die ausgelassene Vergangenheit von Versailles, so überschleicht mich das Gefühl ernstlicher Bekümmerniß über unsere schwerfällige Gegenwart. Da, wo Lulli einst das Menuet dirigirte, wo der König auf seinen hohen Hacken mit graziöser Steifheit die würdigen Pas tanzte, wo Molière seine Lustspiele und Possen gab, da befindet sich jetzt das Hauptquartier, da brüten Moltke und Bismarck über ihren Plänen. Möchte man nicht mit Karl Moor ausrufen: „Mich ekelt vor diesem tintenkleckſenden Säculum."

Und nun gar der Reichstag mit Lasker'schen Anträgen im Mittelpunkte der französischen Lust und Herrlichkeit! Ich gestehe, meine Phantasie verwirrt sich. Ich kann mir beim besten Willen Lasker nicht als abbé galant vorstellen; Lasker mit der Allongenperrücke, schwarzen Kniehosen und dem Galanteriedegen an der Seite. Für Versailles ist dies Costüm obligatorisch. Und Marquis Braun-Wiesbaden im Rhingrave mit Pluderhosen, der seine Rede also beginnt:

„Messieurs!

„Da Sie wissen, daß ich Citate verabscheue, werde ich mit dem bekanntesten, an welches diese Räume gemahnen, nicht beginnen, werde nicht „l'état c'est moi" sagen, um so weniger, als ich in der That gar keine Lust verspüre, unter den gegebenen Verhältnissen, denen ich in meiner Eigenschaft als National-Liberaler „Rechnung zu tragen" gezwungen bin, der „état" zu sein. Da Sie ferner wissen, daß ich niemals Specialkenntnisse in meiner Rede durchblicken lasse, werde ich nicht daran erinnern, daß in diesen Räumen schon vor uns, unter Ludwig XIV., berühmte Männer verkehrten, werde Ihnen keine Liste der berühmten Schriftsteller geben, welche keine Autorrechte bezogen und es doch zu Etwas brachten. Weshalb sollte ich Sie auch erinnern an Namen wie Bernier den Mongolen, Boileau, Bossuet, La Bruyère,

Digitized by Google

Chapelle, Corneille, La Fontaine, Malebranche, Molière, Nicole, Pascal, Guy Patin, Perrault, Quinault, Racine, Regnard, Saint-Evremont, Scarron, Madame Scudéri, Madame de Sévigné, Voiture u. s. w. Nein, ich verzichte darauf. Ich habe nur das Wort ergriffen, um nachzuweisen, daß gerade hier die national-liberale Partei ihre historische Berechtigung hat, denn hier müssen sich unsere Gedanken allerdings zuerst auf den Vater unserer Partei richten; ich meine auf Philint in Molières „Menschenfeind". Sie staunen? Nun, meine Herren, gestatten Sie mir ausnahmsweise ein paar Citate; gestatten Sie mir, Philint redend in unsere Mitte einzuführen und Sie werden mir zugestehen, daß ein Mann, der diese weisen Worte sprach, mit Fug und Recht die Ehre, der Führer der National-Liberalen unter Ludwig XIV. gewesen zu sein, beanspruchen darf. Philint sagt wörtlich:

„Wenn man nun einmal auf der Welt lebt, muß man
Den Bräuchen dieser Welt auch Rechnung tragen."

Meine Herren, „Rechnung tragen", Sie haben es gehört? Und ferner sagt Philint zur Bekräftigung seiner national-liberalen Gesinnung:

Eu'r philosoph'scher Groll ist gar zu wild

(Er meint damit die Linke mit dem langweiligen Rechtsboden!)

Eu'r unwirsch Wesen bringt mich fast zum Lachen.
Du lieber Gott, wir wollen um die Sitten
In unsrer Zeit uns weniger betrüben,
Nachsichtig mit der menschlichen Natur,
Mit ihren Fehlern nicht so streng verfahren.
Die Uebertreibung in der Weisheit selbst
Kann zu gerechter Rüge Anlaß geben.
Der grade Sinn flieht jegliches Extrem
Und will, daß man in Weisheit maßvoll sei!
Man muß sich schicken in der Zeiten Lauf
Ohn' Sträuben; Thorheit ist es sondergleichen
Als Besserer des Weltalls aufzutreten . . .
Ich nehme just die Leute wie sie sind,
Gewöhne mich zu dulden, was sie thun
Und glaube, überall wird auch mein Phlegma
So philosophisch sein wie Euer Groll."

Die Fortsetzung können Sie in der ersten Scene des „Misanthrop" selbst nachlesen, und wenn das nicht national-liberal ist — na, dann weiß ich's nicht."

Wenn übrigens die Einberufung des Reichstags nach Versailles demnächst erfolgen sollte, so wäre die Möglichkeit nicht ausgeschlossen, daß dieselbe mit dem Beginn des Bombardements von Paris noch nicht zusammenfiele. So ähnlich schrieb neulich die „Provinzialcorrespondenz", als sie der Ungeduld des Publicums durch eine sachgemäße Notiz begegnen wollte. Ich möchte nur wissen, wo diese Officiösen ihren Stil beziehen. Der Wunsch unseres sentimentalen und gemüthlichen Volkes, Paris in Brand geschossen zu sehen, hat aber etwas unbeschreiblich Anmuthendes; und es ist offenbar eine grobe Rücksichtslosigkeit, daß diesem berechtigten Verlangen im Hauptquartiere so spät entsprochen wird. Weshalb da viel Federlesens machen, weshalb da groß schonen? Laßt die feurigen Bomben erschallen! Was kommt darauf an, daß eine der schönsten Städte der Welt zerstört wird? Weshalb erst alle Mittel der Ueberredung erschöpfen, ehe man zu diesem äußersten greift? Wir daheim, die wir vor den Schrecken des Krieges bewahrt geblieben sind,

Digitized by Google

Abends an unserm Stammtisch unser Glas Bier trinken und sicher ein Uebriges gethan haben, wenn wir für die Verwundeten so viel „spenden", wie uns meinetwegen tausend Cigarren gekostet hätten (die wir übrigens glücklicherweise deshalb nicht weniger rauchen) — wir haben doch auch das Recht, mitzusprechen und wir verlangen ein bischen Bombardement! Ohne Bombardement kein reelles Vergnügen.

Und wozu dienen die Unterhandlungen? Bismarck will ja so wie so auf nichts eingehen. Hat er doch selbst das große Zugeständniß der pariser Regierung, die Einschließung der gastfreundlichen Hauptstadt gänzlich zu ignoriren und über die unziemlichen Zudringlichkeiten der Deutschen ein Auge zuzudrücken, zurückgewiesen. Mit einem so unzugänglichen Manne läßt sich gar nichts anfangen.

Das begreift auch Bayern, welches mit vollem Rechte darauf besteht, sich seine diplomatische und militairische Selbstständigkeit zu wahren. Der wackere „Volksbote" in München weiß das am besten, er, der vor Kurzem das schöne Lied sang:

„Und schwarz ist der Teufel
Und weiß ist der Tod
Und schwarz-weiß ist preußisch —
Davor behüt' uns Gott!"

In der That, weshalb sollte Bayern seine diplomatische Selbstständigkeit nicht bewahren?

Man hat neuerdings in einem Ballon Schriftstücke aufgegriffen, durch welche ein bayerischer Gesandter an einem neutralen Hofe stark compromittirt wird. *)

Und weshalb seine militairische nicht?

General v. d. Tann hat der Uebermacht weichen, und nach Zurücklassung zweier zufällig verirrter Kanonen Orleans räumen müssen. Es ist dies die erste Schlappe, die wir in diesem Feldzuge zu verzeichnen haben. *)

Jawol, wir wollen sein ein einig Volk von Brüdern. Aber es darf nichts kosten.

Eben — beim Schluß meines Briefes — höre ich, daß Dr. Hans Blum nach Deutschland zurückgekehrt ist; der Reichstag wird also in Berlin zusammentreten.

Stets

Ihr

harmloser Kleinstädter.

---

*) Hier müssen sich einige Sätze verschoben haben, da zwischen diesen und den vorstehenden Sätzen der Zusammenhang gänzlich fehlt

Anmerkung des Metteur en pages.

Ueber Propheten und Prophezeiungen auf unsere Tage.

Von **Wilhelm Jensen.**

In seiner „Geschichte des osmanischen Reiches“ sagt der Freiherr von Hammer-Purgstall (I, 395):

„Sagen und Prophezeiungen, die im Volke umhergetragen werden, wenn auch aus blindem Aberglauben in zufällige äußere Erscheinungen, auf den Flugsand bedeutungsloser Worte und Zeichen gebaut, sind doch von großer Wichtigkeit für den Geschichtsschreiber; denn sie bezeugen das Vorhandensein der Keime des Glücks oder Unglücks, das sie vorhersagen . . .“

„Nicht was Einem der Feind oder der Freund, sondern was man sich selbst im Gefühle von Muth oder Muthlosigkeit prophezeit, wird siegbringend oder verderblich erfüllt. . . . Muth und Kraftgefühl sagt sich Sieg und Eroberung voraus, Schwäche und Entnervung prophezeit sich Niederlage und Tod. Der Stempel des aufsteigenden und stürzenden Reiches, der Charakter des bezwingenden und bezwungenen Volkes prägt sich getreu in seinen Prophezeiungen aus.“

Mit diesen Worten des verdienstvollen Orientalisten, wollen wir von der Narrheit und dem religiösen Aberwitz, von welchem wir in unserm frühern Aufsatz*) Proben mittheilten, zu solchen Weissagungen übergehen, von denen Hammer-Purgstall redet, daß sie aus dem *Innern des Volkes* entspringen, ein Schlaglicht auf die Gedanken, Wünsche und Ziele desselben werfen. Manche Tollheit begegnet uns unvermeidlich auch hier; aber man gewahrt deutlich, wie ideale Hoffnungen sich in concrete Gestalten umsetzen, wie der Prophet Das, was er denkt, bereits vor sich erblickt, und wie Tausende bei der Mittheilung dieser — zumeist hoch patriotischen — Träume jubelnd zustimmen und sie, ihrer gleichen Hoffnung halber, schon als im Kommenden fixirte Thatsachen betrachten. Daß sie nicht selten wirklich dazu werden, daß der Erfolg sie oftmals bestätigt, beruht auf den instinctiven Erwägungen, aus denen sie hervorgegangen. Sie sind eben bewußte oder unbewußte Schlüsse aus dem Vorhandenen und können ebensowol dazu dienen, Muth, Begeisterung und Opferwilligkeit zu entflammen, wie unter anderen Umständen gläubige Gemüther zur Tollheit zu bringen. Daß sie manchmal auf den Propheten selbst verderblich zurückzuprallen vermögen, beweist das Beispiel des italienischen Wahrsagers Bartholomäus Cocles im sechzehnten Jahrhundert, der einem Gauner weissagte, daß derselbe demnächst einen Mord begehen werde, worauf dieser, von der Nothwendigkeit der Erfüllung vollständig überzeugt, sofort nach einem Instrument griff und den Propheten erschlug. Im Uebrigen gab es Jahrhunderte, in welchen verschiedene Völker ihre patriotischen Propheten förmlich gegeneinander in's Feld führten und durch diese Schlachten der Zukunft schlagen ließen, in welchen oft — wie in der Strategik überhaupt — Derjenige als Sieger hervorging, der, wie in dem possirlichen Wettstreit zwischen dem bärtigen Juden und Christen, den überzeugendsten Einfall besaß. Diese Beiden waren nämlich darüber in Hader gerathen,

*) Man vergleiche das vorige Heft, S. 202

welche von den respectiven Religionen, denen sie angehörten, die größere Zahl von Heiligen inne habe? Schließlich ward der Zank so ergrimmter Natur, daß sie einen Vertrag schlossen: jeder solle das Recht haben, dem Gegner für jeden Heiligen, den er aufzustellen vermöge, ein Haar aus dem Barte zu rupfen. Nun flogen die Namen eine Weile hin und wieder, aber der Jude fühlte sich entschieden über den Inhalt seiner Vorrathskammer beruhigter, saß, das Ausrupfen stoisch erduldend, mit siegesglänzenden Augen und erwiederte jeden Flintenschuß seines Gegners mit einer vierundzwanzigpfündigen Vollkugel, so daß der Letztere immer mehr in's Wanken kam. Da rief — offenbar in Eingebung des heiligen Geistes — der Christ, in die Höh' springend, plötzlich: „Die heilige Ursula und ihre elftausend Jungfrauen!" und riß mit einem Ruck dem Juden den Bart mit Stumpf und Stiel aus.

Da wir jedoch nochmals, eigentlich wider Willen, auf das Gebiet der Komik gelangt sind, können wir uns nicht versagen, noch folgende Strophe aus den Weissagungen des Nostrodamus nachträglich anzuführen:

Cent. VIII, 23.

„Lettres trouvées de la Royne les coffres,
Point de subscrit, sans aucun nom d'autheur:
Par la police seront cachez les offres,
Qu'on ne sçaura qui sera l'amateur."

(Briefe werden im Kasten der Königin gefunden, ohne Unterschrift und jeden Autornamen; von der Polizei werden die Anträge verborgen, daß man nicht wissen wird, wer der Liebhaber ist.)

Wir huldigen allerdings nicht solchem Optimismus, daß wir diese Vierzeile nur auf unsere Zeit bezüglich halten, sondern glauben, daß sie ihre Anwendung bereits zu öfteren Malen vor der Erfindung der goldenen Tugendrose und der Rose von Puebla gefunden haben mag. Außerdem scheint der Prophet doch eine zu hohe Meinung von der Geschicklichkeit der spanischen Polizei gehabt zu haben, denn man weiß bis zur ultima Thule heut' ziemlich genau nicht nur wer, sondern auch wie viele Liebhaber es gewesen.

Beim Uebergang auf die aus dem Innern unseres Volkes hervorgegangenen, die deutsche Zukunft verkündenden Prophezeiungen müssen wir zunächst kurz noch der sogenannten Lehnin'schen Weissagung gedenken, die aus dem dreizehnten Jahrhundert von einem Mönche des Klosters Lehnin in der Mark Brandenburg stammt und nachdem sie im Volksmunde Jahrhunderte lang umgelaufen, im Beginn des achtzehnten Jahrhunderts zuerst durch den Druck veröffentlicht wurde. Sie besteht in hundert lateinischen, sogenannten leoninischen Versen und umfaßt hauptsächlich Prophezeiungen über die Zukunft der Mark Brandenburg und des hohenzollern'schen Fürstenhauses. Einige Verse derselben haben eine merkwürdige Bestätigung erfahren, z. B. die Verse 81—84:

„Mox juvenis fremit, dum magna puerpera gemit.
Sed quis turbatum poterit refringere statum?
Vexillum tanget, sed fata crudelia planget,
Flautibus huic austris vitam vult credere claustris."

(Bald braust der Jüngling auf, während die große Wöchnerin wimmert. Doch wer ist im Stande den empörten Staat zu hemmen? Zur Kriegsfahne greift er, doch grausame Schicksale klagt er; da der Südwind herstürmt will er das Leben dem Kloster vertrauen.)

Digitized by Google

Es bedarf nur der historischen Erinnerung, daß Friedrich der Große (geb. 1712, also 1740 ein Jüngling (juvenis) von achtundzwanzig Jahren) im December 1740 in Niederschlesien einfiel und am 10. April 1741 die Oesterreicher bei Mollwitz schlug, während Maria Theresia am 13. März 1741 den künftigen Joseph II. gebar — um die ersten drei Verse von einer bewunderungswürdigen Genauigkeit des Zutreffens zu finden. Doch auch der letzte überrascht außerordentlich, wenn man sich des Zuges aus dem siebenjährigen Kriege erinnert, daß Friedrich der Große sich vor einem ihm hart auf den Fersen befindlichen Husarentrupp in's Cistercienser-Kloster Kamenz flüchtete und der Abt desselben ihn dadurch rettete, daß er ihm eine Ordenskutte überwarf und ihn unter die Mönche rangirte.

Auch die folgenden Verse der Lehnin'schen Prophezeiung haben sich erfüllt, wenn man sie auf Friedrich Wilhelm III. deuten will, Vers 89—92.

„Natus florebit, quod non sperasset habebit,
Sed populus tristis flebit temporibus istis;
Nam sortis mirae videntur fata venire,
Et princeps nescit, quod nova potentia crescit."

(Der Sohn wird blühen, erhalten, was er nie gehofft; aber das Volk wird in jener traurigen Zeit weinen. Denn wunderbare Schritte des Schicksals sieht man nahen, sogar der Fürst erkannte nicht, daß neue Kräfte heraufwachsen.)

Das bedarf für den in den Befreiungskriegen Bewanderten keines Commentars und wir schließen unsere Auszüge aus der Lehnin'schen Prophezeiung mit den auf unsere Tage hoffentlich hindeutenden Versen 95—98:

„Et pastor gregem recipit, Germania regem.
Marchia cunctorum penitus oblita malorum,
Ipsa suos facere audet nec advena gaudet."

(Der Hirte erhält die Heerde zurück, Deutschland den König; die Mark vergißt im Innersten alle ausgestandenen Uebel, sie wagt wieder, ihr eignes Wohl zu fördern und der Fremdling jubelt nicht mehr.)

Quod bonum, faustum, felix fortunatumque sit!
Möge es sich so vollenden!

Wir wollen chronologisch verfahren, deshalb schalten wir hier eine fremde interessante Prophezeiung des französischen Träumers und Lustspieldichters Jacques Cazotte ein. Derselbe befand sich im Beginn des Jahres 1788 in einer fröhlichen pariser Gesellschaft. Eine Zahl der bedeutendsten literarischen und geistigen Persönlichkeiten der Zeit war versammelt und unterhielt sich über die Nothwendigkeit von durchgreifenden Reformen. Nur Cazotte betheiligte sich nicht an dem Gespräch, bis er plötzlich aufstand und unter Todtenstille der Zuhörer sagte:

„Nun denn, Sie werden die große Umwälzung, nach der Sie so begehren, sehen und werden zittern. Sie, Condorcet, werden Ihren letzten Athemzug auf dem Pflaster eines Kerkers thun — Sie, Chamfort, werden sich mit dem Rasirmesser die Adern öffnen — Sie, d'Azyr, werden sich dasselbe sechsmal an einem Tage thun lassen — Sie, Nicolai, Bailly, Malesherbes, Boucher, werden auf dem Schaffot sterben — Sie, Frau Herzogin von Noailles, werden, die Hände auf dem Rücken gebunden, im Henkerskarren zum Schaffot gefahren werden, und noch Größere mit Ihnen, die Prinzessinnen vom Blut, und — eine noch Größere. Sie werden ohne Trost der Religion, ohne Beichtvater fortgeschleppt werden; der letzte Verurtheilte, der aus Gnade einen Beichtvater erhält, wird — der König von Frankreich sein."

„Und Sie, Cazotte?“ fragte Einer, sich zu einem bleichen Lächeln zwingend, „was wird aus Ihnen selbst werden?“

Cazotte sah ihn starr an und erwiederte: „Als die Römer Jerusalem belagerten, lief ein Wahnwitziger, Jesus, der Sohn des Ananus, sieben Tage lang um die Wälle und schrie: „Wehe, wehe, Jerusalem!“ Am Morgen des siebenten Tages aber rief er plötzlich hinterdrein: „Und wehe mir!“ Und in dem Augenblick traf ihn ein römischer Schleuderstein und zerschmetterte ihm den Kopf.“

Cazotte wurde am 10. August 1792 angeklagt und in's Abteigefängniß gebracht. Der Heldenmuth seiner Tochter rettete ihn; doch schon am 25. desselben Monats ward er abermals verhaftet, verurtheilt und zum Blutgerüst geführt. Alle Uebrigen der Gesellschaft des Jahres 1788 ereilte vorher das Schicksal, das Cazotte ihnen verkündet.

Wem „gruselt's“ nicht dabei? Sollte aber Jemand fragen, wie es möglich gewesen, daß Cazotte das Alles so genau vorhergewußt, dann können wir nur mit dem „Fürsten de la Scala und Hun, Markgrafen von Verona, Herrn von Kreuzburg“ in Preußen, Paul Scaligius antworten: „Wer da weiß, was der Zehner in der formalen Arithmetik ist, und wer die Natur der ersten sphärischen Zahl kennt, der weiß das Geheimniß der fünfzig Thore des Verständnisses, des großen Jubeljahres und des tausendjährigen Reichs.“

Vermuthlich hat Jacques Cazotte das Geheimniß von einem dieser fünfzig Thore gewußt. (Bei dem „tausendjährigen Reich“ fällt uns eine Landsmännin, Eva Margarethe Fröhlich aus Schleswig im siebenzehnten Jahrhundert ein, die sich aus allerlei Gründen schließlich veranlaßt sah, den Aufenthalt in der Heimat nicht mehr wünschenswerth zu finden und nach Amsterdam zog, wo sie ein Schild an ihre Thür schlug: „Hier wohnt eine Prophetin des tausendjährigen Reichs, Namens E. M. Fröhlich.“)

Wir haben bisher „des schönen Landes Küsten nur gestreift“ und nur ab und zu einen prophetischen Pfeil nach dem Ziel entschnellt, das, während wir dies schreiben, alle Herzen höher schlagen läßt. Nun aber rücken wir auf das Centrum der Weissagungen für unsere Tage zu und man wird gestehen müssen, daß die Constellationen des Augenblicks Manchem von den nachfolgenden Worten große Wahrscheinlichkeit verleihen. Dabei steigen wir indeß von der Höhe des Gelehrtenthums in primitive ländliche Kreise hinab, und zwar zunächst nach den Rheinlanden und Westphalen, auf die rothe Erde, die Heimat des „zweiten Gesichts“. Dort lebten in der letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts zwei Leute, Jasper, ein Bauer im Dortmundischen, und Bernhard Rembort, ein Spielmann (der Spielbähn) im Siegburgischen, die, in ihren Prophezeiungen übereinstimmend, Folgendes verkündeten:

„Es werde eine große Heerstraße durch's ganze Land (Rheinland) gehen, auf der die Wagen ohne Pferde laufen würden. (Die Eisenbahn.) Dann werde ein Krieg ausbrechen, so gewaltig schnell, daß man Abends sagen werde: Friede, Friede! und es sei kein Friede, denn Morgens werden die Feinde schon vor den Thoren stehen und Alles werde rufen: Krieg, Krieg! Der Männer und Jünglinge aber werden nach dem Kriege so wenige sein, daß sieben Frauenzimmer sich um eine Mannshose schlagen und die Weiber allein das Feld bestellen. Doch der Ausgang des Krieges werde sein, daß Frankreich in drei Theile zerspalten werde und wer darnach in Europa lebe, werde nur Friede und Wonne genießen.“

Digitized by Google

An diese Weissagung knüpfen wir am Besten die uralten Volkssagen von der letzten Schlacht am Birkenbäumchen, die den ewigen Frieden bringen soll, und die von ihnen in die Gegend zwischen Köln und Soest verlegt wird. Dann sollen die Türken auch noch ihre Pferde zum letztenmale im Rheine tränken und an dem Dom zu Köln anbinden. Solche Sagen sind, wie delphische Orakelsprüche, weit zu deuten und wir dürfen den darauf bezüglichen Theil derselben sicher dadurch als erfüllt ansehen, daß in unseren Tagen die Turcos in der That ihre Pferde im Rhein getränkt haben. Trotz unserer Freude an dem Zutreffen von Prophezeiungen wollen wir indeß lieber auf die weitere Erfüllung, daß sie ihre Gäule auch an den Kölner Dom noch anbinden werden, Verzicht leisten.

Wir brauchen wol nicht zu sagen, daß wir aus einer immensen Zahl von prophetischen Verkündigungen nur einzelne, solche auswählen, die für den gegenwärtigen Moment von Interesse sind und ihren Haupttheilen nach Aussicht auf Erfüllung besitzen. Die concreteste und dadurch seltsamste von diesen haben wir uns bis zum Schluß aufbewahrt. Sie stammt aus unserm Jahrhundert und hat eine um die Mitte desselben in München sehr bekannte Persönlichkeit zum Urheber, Namens Johannes Karl Vogt. Allerdings können wir im Voraus einen traurigen Umstand nicht verschweigen: daß er in Privatweissagungen nicht so glücklich gewesen, wie er es heut' in weltgeschichtlichen zu werden scheint, denn er ging — wie es mitunter bei Aerzten vorgekommen sein soll, daß sie an ihren eignen Pillen gestorben — an einem prophetischen Wort, daß er sich selbst gesprochen, elendiglich zu Grunde. Er hatte sich nämlich verkündet, daß die Regierung ihm im Jahre 1860 sein Haus für die Anlegung der neuen Maximiliansstraße zum Preise von einer Million Gulden abkaufen würde. Daraufhin contrahirte er große Schulden, und da die Regierung die ihr prophetisch auferlegte Pflicht nicht anerkannte und seine Gläubiger ebenfalls nicht mit der für Geldmenschen nothwendigen Unerschütterlichkeit darauf bauten, sondern Bezahlung verlangten, die er nicht leisten konnte, so sprang er in die Isar. Wir werden uns aber dadurch nicht beirren lassen; denn wir wissen zur Genüge aus der Geschichte, daß oftmals bei großen Leuten zwischen ihrer Beurtheilung als Privatmann und als historische Persönlichkeit ein außerordentlicher Unterschied bestanden. Deshalb gilt uns also der auf die Zukunft Europa's bezügliche Theil der prophetischen Wirksamkeit Johannes Karl Vogt's nicht minder, zumal, da er, wie gesagt, sich merkwürdig zu erfüllen scheint. Er datirt vom 31. März 1860 und lautet also:

„Der Friede von Zürich (1859) ist bloß Waffenstillstand. In Neapel kommt es zu blutigen Ereignissen. Die Friedensversicherungen Napoleon's sind nicht ernsthaft gemeint, sein Sinn geht auf Krieg mit Oesterreich, Preußen, England. Im Beginn des Krieges werden die Deutschen geschlagen (Saarbrücken??), doch siegen sie später. Ehe dies geschieht, müssen große Läuterungen geschehen und Oesterreich muß weise Gesetzreformen bewilligen. England wird nach langem Schwanken zu Deutschland halten, Rußland ist nicht zu trauen. Oesterreich und Preußen einigen sich. Die Türkei geht ihrem Sturze entgegen, Griechenland erlangt Konstantinopel. Die Deutschen, den Prinzen von Preußen als Feldherrn, erhalten Alles zurück, was sie verloren haben. Napoleon III. stirbt, gefangen und verbannt, eines gewaltsamen Todes. Die weltliche Herrschaft des Papstes endet und in der katholischen Kirche findet eine große Umwälzung statt."

Digitized by Google

Man könnte nun allerdings sagen, es brauchte gerade kein Geist vom Himmel niederzusteigen, um diese Dinge im Jahre 1860 zu prophezeien, da sie nach der damaligen Weltlage einem scharfsichtigen Politiker eigentlich fast alle mehr oder minder wahrscheinlich vorkommen mußten. Dennoch sind einige, besonders die von uns gesperrt hervorgehobenen Stellen der Art, daß sie vor zehn Jahren noch nicht gut als logische Consequenzen thatsächlicher Verhältnisse erscheinen können. Wie dem auch sei, accipimus omen! Und wenn, wie Herr Johannes Karl Vogt beifügt, „Alles einfach auf Astrologie beruht und in den Sternen zu lesen ist", so seien die Sterne gepriesen! Jedenfalls sind es Glücksterne für Deutschland gewesen, die er gesehen, oder jedenfalls — hat sehen wollen. Lebte der wackere Patriot noch und wir verfügten über die Kassen von Rothschild und Co., wir würden ihm zum Dank behülflich sein, auch seine Privatprophezeiungen ebenso zu Ehren zu bringen, wie wir es von seinen politischen von Tag zu Tag mehr hoffen.

Wir wissen diese Zeilen aber nicht besser zu schließen, als indem wir kurz einige prophetische Sprüche hinzufügen, die wir bei unserer Umschau nach dem Material für das Vorstehende hie und da gefunden — Sprüche, die wir ungedeutet hinstellen zu können glauben, da Jeder sie ohne Commentar verstehen wird.

In seiner Vorrede zum Cid sagt Müller: „Nicht Macht, nicht Redner schirmen ein blutbedecktes Geschlecht. Das mögen die Gewaltigen der Geschichte glauben."

„Wer sich, um sein Volk im Zaume zu halten, auf das Bajonett stützt, hat keinen festen Ruhepunkt."

„Wer einigermaßen die Wahrscheinlichkeit der Dauer der Reiche berechnen will, der berechne den gegenwärtigen Grad der Sittlichkeit oder Immoralität."

„Die meisten Völker sind am Ausgelassensten gewesen, wenn sie ihrem Ende am Nächsten waren, und haben, gleich niedergebrannten Kerzen, am hellsten geflammt."

Diesen Sprüchen, über den Rhein hinüber, wollen wir nur zwei entgegensetzen, die wir für uns in der deutschen Heimat behalten. Sie stammen aus dem Munde Alphons' von Arragonien und lauten:

„Das Herz des Volkes ist der König."

Und: „Man muß die Wache wegräumen, wenn man zu den Schlafenden will."

Diese Wache am Westthore Deutschlands aber hat Frankreich nicht wegzuräumen vermocht, und darum rufen wir dankbar: „Es lebe diese treue Wache! es lebe das Herz unseres Volkes! es lebe der König!"

„O, wer Du auch seiest,
Der des Olymp's Macht lenkt, Dir gefällt's mit Gelächter das Irdische
Niederzuwerfen —"

Im September des Jahres 1806 schloß Ernst Moritz Arndt seinen „Geist der Zeit" mit den Worten:

„Rufet wie Hamilkar in Hannibal's große Seele die Worte: Tod oder Freiheit, Stolz und Hoheit des Lebens, oder gar kein Leben!"

Digitized by Google

Bilder und Scenen vom Kriegsschauplatze.

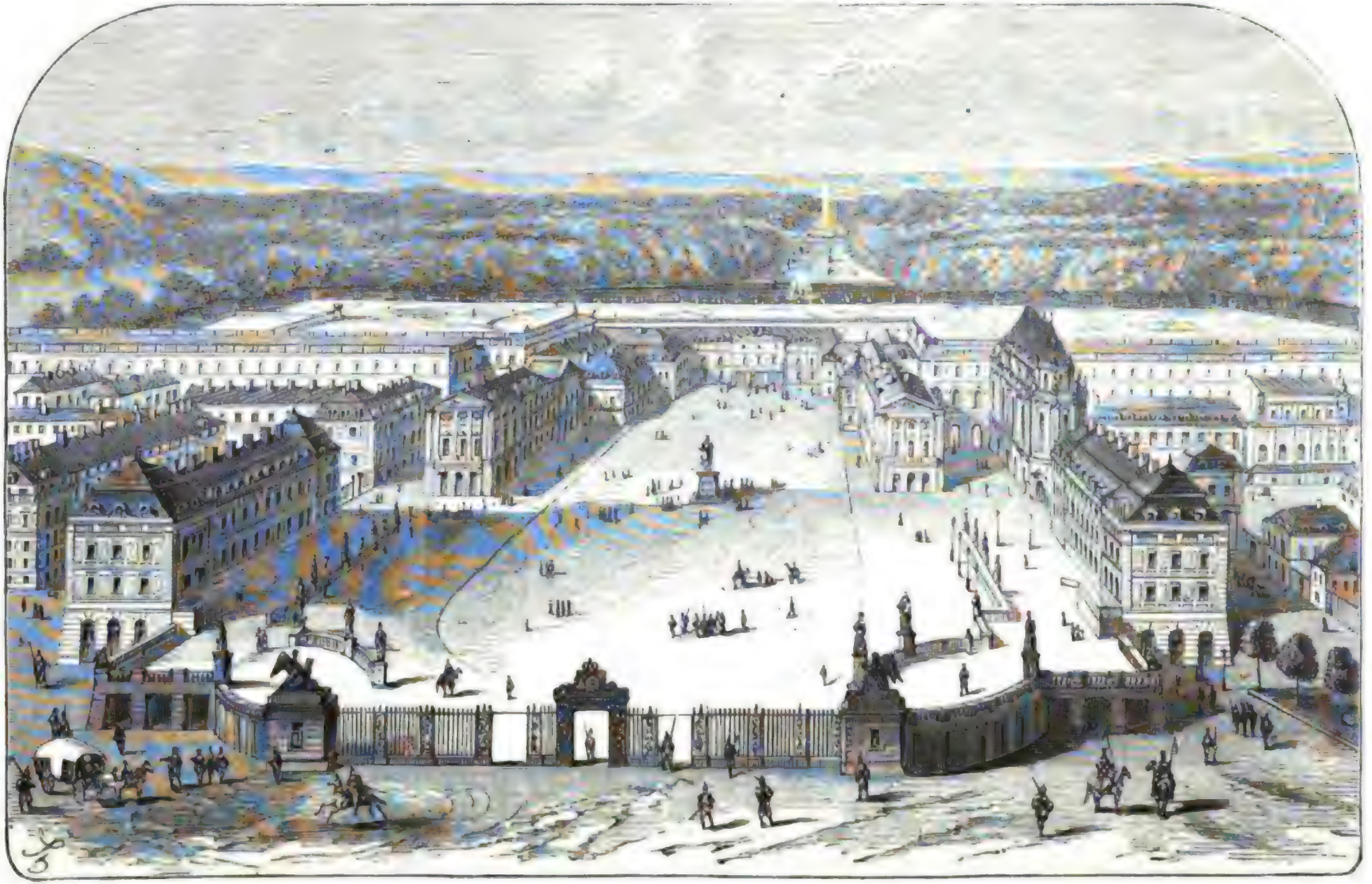
Vom Special-Correspondenten des „Salon" bei der Südarmee.

IV.

„Metz ist gefallen!" Diese Nachricht durchflog gestern wie ein Lauffeuer die Stadt und verbreitete Jubel unter allen Deutschen, Bestürzung, Wuth und Schrecken unter den französischen Einwohnern von Versailles. Freilich nicht die Hälfte der Letzteren hält das im „Nouvelliste" abgedruckte officielle Telegramm für wahr. Wie sollten sie auch? Sind sie doch von ihrer eigenen Regierung während des ganzen Feldzuges zu toll belogen worden, als daß sie geneigt sein könnten, den fremden Gewalthabern, welche jetzt die Strafruthe über sie schwingen, unbedingten Glauben zu schenken! Es giebt hier sogar Leute, welche sich in ihrer Illusion von der Unbesiegbarkeit der französischen Armee — trotz Weißenburg, Wörth, Forbach und Sedan, wo nach ihrer Ansicht natürlich nur „Verrath" ihre Truppen dem Feind in die Hände gab — so wenig erschüttern lassen, daß sie z. B. selbst die Einnahme von Orleans für ein preußisches Märchen erklären, dessen absolute Unglaubwürdigkeit mir noch vorgestern ein eisenfresserischer Marineoberst a. D. mit haarspaltender Logik bewies, obschon General von der Tann seit vierzehn Tagen dort sein Hauptquartier aufgeschlagen, und keine moderne „Jungfrau", wie einst Jeanne d'Arc, der französischen Armee zum Entsatz gekommen. Nun, vielleicht kommt sie noch! Ich will, bei Leibe! nicht spotten — in der Einbildung der Franzosen ist Alles möglich, und das Seltsamste, Absurdeste am ersten. Mir hat im Weinhause ein junger Epicier, der, wie so viele seiner Kameraden, sich dort bei Karten- und Würfelspiel auf das Wohl seines Vaterlandes, bis dasselbe durch Herrn Gambetta und Consorten gerettet sein wird, tagtäglich einen Haarbeutel trinkt, geheimnißvoll erzählt, daß im Süden der Loire schon eine neue „Jungfrau" erstanden sei, welche sich von der alten dadurch unterscheide, daß sie keine Waffen trage, sondern, in einen schwarzen Mantel gehüllt, die Krieger in die Schlacht führe, und, ernst und feierlich vor sich hinblickend, vom Himmel die Rettung Frankreichs erflehe. Ob nun ihre Blicke nicht ernsthaft, ihre Bitten nicht inbrünstig, ihr Mantel nicht lang und schwarz genug gewesen, oder ob die himmlischen Mächte in Folge des vielen Kanonengebrülls der letzten Monate ein wenig taub geworden, so viel steht fest, daß die feierliche Jungfrau bis jetzt nicht den kleinsten Sieg für die Franzosen herangeblickt hat. Neben den Thoren, die auf solche Wunder hoffen, trifft man hier in Versailles doch allmälig auch einzelne Leute, welche sich über die Unfälle und Niederlagen der französischen Armee keine Täuschung mehr machen. Aber auch ihnen benimmt die zu Uebertreibungen geneigte Phantasie der romanischen Stämme jede klare Einsicht in das Maß des Unglücks, welches ihr Vaterland betroffen hat. Sie geben sich einer wilden Verzweiflung hin, als ob mit dem Verlust dreier Departements zugleich Alles verloren sei. „Finis Poloniae!" sagte der alte, sonst so ruhige und leidenschaftslose Professor, welchem ich als Gast zugewiesen bin und welcher seine Wirthspflichten auf's Zuvorkommendste erfüllt. „Finis Poloniae!" stöhnte er, als ich ihm die Capitulation von Metz berichtete; „es bleibt uns nichts übrig, als insgesammt nach Amerika zu wandern! Was

Digitized by Google

Digitized by Google



Schloss Versailles.

Digitized by Google

Frieden! Wir können keinen Frieden mehr schließen, der uns nicht entehrt! Thut, was Ihr wollt, Ihr habt ja die Macht dazu! Braucht Euer Recht der Gewalt, zerreißt, vertheilt Euren Raub! Gebt Spanien einen Fetzen, Italien einen Fetzen, England einen Fetzen, Oesterreich einen Fetzen, Rußland einen Fetzen und behaltet selber den Rest! Es giebt ja fortan doch kein Frankreich mehr!" — „Sapristi!" kreischte mein alter Marineoberst, als ich ihn Abends mit seinem schönen Jagdhunde, der wedelnd an mir emporsprang, vor seiner Hausthür traf. „Drei Marschälle von Frankreich, sechstausend Officiere, und hundertundsiebzigtausend Mann! Sapristi! Wenn ein junger Laffe von Lieutenant die Frechheit hätte, mir zu sagen, daß man mit einer solchen Armee nicht aus einer Festung herausbrechen könnte, die in meilenweitem Bogen von zweimalhunderttausend Mann cernirt wäre, ich schlüge ihn hinter die Ohren, daß er die Engel im Himmel sollte singen hören! Bazaine mußte all' seine Vorräthe in der Festung verbrennen, und dann sich durchhauen, ein todtgeweihtes Regiment bester Kerntruppen an der Spitze, die schwächeren Corps in der Mitte, und wieder eine auserlesene Schaar als Arrièregarde. Und wären Fünfzigtausend bei dem Durchbruch gefallen, der Rest würde, in Detachements von zehntausend Mann getheilt, mit geringen Verlusten nach Lyon entkommen sein. Es giebt keine Gerechtigkeit mehr in Frankreich, wenn Bazaine nicht bei seiner Rückkehr vor ein Kriegsgericht gestellt und wie ein Hund erschossen wird!" — Ein unbekannter Poet hat seinem patriotischen Zorne in folgenden markigen Versen Luft gemacht, die ich auf dem Piedestal einer Statue in dem Jardin du Roi, einem abgeschlossenen Theile des großen Schloßparkes, angeschrieben fand, und die ich hier in der Ursprache mittheilen will, da sie durch jede Uebersetzung nur an Kraft und Prägnanz des Ausdrucks verlieren würden:

„Un abîme sans fond d'effroyables misères,
La ruine et la mort et le deuil en tous lieux,
Les désastres sans nom, inconnus à nos pères,
Tel que n'en vit jamais la lumière des cieux,
Les cris et les sanglots poussés par la patrie,
Et ses fils massacrés dans ses bras sous ses yeux,
Ce sont là les adieux de cette dynastie
De bâtards, de poltrons, d'assassins odieux,
Race infame, à la fois corruptrice et pourrie,
Et du lâche empereur, qui n'ayant su mourir,
Se vautre dans sa honte en nous laissant périr!"

Aus all' diesen Aeußerungen der Verzweiflung hat man jedoch kaum das Recht, auf eine besondere Geneigtheit der Franzosen zur Annahme unserer Friedensbedingungen zu schließen. Das Höchste, wozu sie sich, wie es scheint, bis jetzt verstehen möchten, scheint eine Neutralisirung der östlichen Grenzdepartements und die Schleifung der Festungswerke von Metz und Straßburg zu sein; denn das in jüngster Zeit aufgetauchte abenteuerliche Project einer Vergrößerung Belgiens durch das dem Könige von Holland abzukaufende Luxemburg und das von deutschen Heeren eroberte Elsaß, nebst einem Theile von Lothringen, verlohnt in der That keiner ernstlichen Beachtung. Wichtiger dünkt mich die Frage, was nach dem Ende des Krieges mit den für Deutschland zurückgewonnenen Provinzen geschehen soll. Ich bin der Meinung, daß es für diese Frage nur eine einzige, allerseits befriedigende Lösung giebt. Wenn man die Bewohner von Elsaß und Lothringen, welche bisher einem großen Reiche angehört haben, und welche sich als Dependenzen eines

Digitized by Google

kleinen süddeutschen Staates in ihrem staatlichen Selbstbewußtsein degradirt fühlen würden, mit dem ihnen zufallenden Loose aufrichtig zu versöhnen gedenkt, so müssen die neuen Provinzen als reichsunmittelbares Land einen Gesammtdeutschland angehörigen Theil des zum deutschen Bunde erweiterten und zum Kaiserthum erhobenen norddeutschen Bundes bilden. Während sie durch ihre Abgeordneten im allgemeinen Reichstage vertreten sind, wäre ihnen andererseits in Betreff ihrer inneren Angelegenheiten eine möglichst freie Selbstverwaltung zu belassen und möglichste Schonung ihrer localen Eigenthümlichkeiten zu gewähren. Dabei verstände es sich von selbst, daß sie sich in allen militairischen Einrichtungen denselben Bestimmungen zu unterwerfen hätten, welche für die übrigen Bundesstaaten gültig sind, und welche sich unter der preußischen Führung so trefflich bewährt haben. Es würde bei solcher Lösung der elsässisch-lothringischen Frage Preußen nicht durch Annexion der neuen Provinzen das Danaergeschenk eines „östlichen Polens" erhalten, noch hätten die süddeutschen oder die übrigen Bundesstaaten Veranlassung, ihrerseits ebenfalls einen Territorialzuwachs zu begehren, welcher schließlich doch nur durch einen widerwärtigen Schacher mit Land und Leuten bewerkstelligt werden könnte.

Aber, du lieber Himmel! Da bin ich im besten Zuge, mich, „hohe Politik" treibend, auf das Glatteis der Diplomatie zu wagen, deren Vertreter hier augenblicklich in großer Anzahl versammelt sind, und deren Anblick, bei dem gegenwärtigen Mangel an wichtigen Neuigkeiten von dem Kriegsschauplatze vor Paris, unwillkürlich zu solchen Betrachtungen auffordert. Was könnte ich Ihnen auch von hier aus schreiben, so lange die Beschießung der Hauptstadt nicht begonnen hat, da ich über alle Vorbereitungen zu derselben pflichtschuldigst schweigen muß? Lieber will ich Ihre Leser einladen, mit mir einen Gang durch die Stadt, durch das Schloß und den herrlichen Park von Versailles zu machen, und dabei diese und jene historische oder poetische Erinnerung zu wecken. So wenig man ungestraft unter Palmen wandelt, so wenig ist es möglich, den Boden, wo große Thaten geschehen sind, zu beschreiten, ohne daß uns das Andenken derselben lebendig vor die Seele tritt und uns auffordert, unsern Geist für eine Weile in die Vergangenheit zu versenken. Der freundliche Leser braucht indeß nicht zu fürchten, daß ich diese Gelegenheit benutzen werde, ihm alle archäologischen, kunst- und culturgeschichtlichen Studien auszukramen, die ich in den fünf Wochen meines hiesigen Aufenthalts an der Hand trefflicher Führer, wie der Specialwerke über die Straßen und Wasserkünste von Versailles von J. A. Le Roi und über die poetischen Lobredner der Stadt von Emile Délerot, gemacht habe. Ich will diese Namen nur nennen, um die Quellen anzudeuten, denen ich, nächst eigener Anschauung, zumeist meine Kenntniß der nachfolgenden Mittheilungen verdanke.

Es versteht sich, daß einer meiner ersten Besuche in Versailles dem berühmten Ballhause galt, in welchem am 20. Juni 1789 jener feierliche Schwur der Volksvertreter stattfand, der von so folgenschwerer Bedeutung für den Verlauf der französischen Revolution geworden ist. Schon mehrere Monate hatten die Generalstände von Frankreich in Versailles mit fruchtlosen Debatten verbracht, als am 17. Juni endlich der Bürgerstand die beiden übrigen Stände, den Adel und die Geistlichkeit, aufforderte, sich mit ihm zur Feststellung der Staatsverfassung zu vereinigen, und sich gleichzeitig zur „Nationalversammlung" erklärte. Zwei Tage später beschloß die Geistlichkeit

Digitized by Google

dem Rufe Folge zu geben, und um die Vereinigung zu verhindern, bestimmte der erschreckte Hof den König zu einem Staatsstreiche. In der Frühe des 20. Juni wurden die Zugänge zum Local der Nationalversammlung in der Rue des Chantiers von der französischen Garde besetzt, die Sitzungen der Deputirten wurden bis zum 22. Juni vertagt, und als Bailly, der Präsident der Versammlung, erschien, gestattete der diensthabende Officier ihm nur, auf den Hofplatz zu gehen, um dort einen Protest abzufassen. Bei dieser Kunde versammelten die Deputirten des Bürgerstandes sich in höchster Aufregung in der Avenue de Paris. Einige sprachen davon, die Pforten des Versammlungsgebäudes zu stürmen, Andere wollten die Sitzung unter den Fenstern des Königs auf dem Schloßhofe abhalten; endlich schlug Einer das Ballhaus vor, und die Deputirten begaben sich in geordnetem Zuge, Bailly an der Spitze, dorthin. Man befürchtete, daß in der anberaumten königlichen Sitzung am 22. Juni die Auflösung der Generalstände verkündet werden würde. Mounier schlug vor, sich durch einen Eid zu verpflichten, nicht auseinander zu gehen, bevor das Verfassungswerk festgestellt sei. Dieser Vorschlag wurde mit Enthusiasmus aufgenommen. Barnave verfaßte die Eidesformel, Bailly las sie vor, und die ganze Versammlung sprach sie nach. Dann wurde der Beschluß von sämmtlichen Deputirten, mit Ausnahme eines einzigen (Martin d'Auch), unterzeichnet.

Das war die berühmte Ballhaus-Sitzung, deren Resultat alle Geister entflammte und fast sofort die Gründung der patriotischen „Gesellschaft des Ballhauseides" zur Folge hatte. Diese Gesellschaft ließ ein Jahr später, am 20. Juni 1790, eine eherne Tafel in der Mitte der großen Hauptwand des Saales einfügen, welche die Worte der Eidesformel als Inschrift trug:

„Wir schwören, uns nimmer zu trennen
und uns überall zu versammeln, wo die Umstände es erfordern,
bis die Verfassung auf sicheren Grundlagen
festgestellt und befestigt ist."

Diese Tafel wurde mit Steinen festgemauert, welche man dem Fundament der zerstörten Bastille entnommen und eigens zu diesem Zwecke nach Versailles geschafft hatte. Am 18. December des folgenden Jahres, 1791, befestigte die „Gesellschaft der Verfassungsfreunde von Versailles" mit feierlicher Ceremonie unter dieser Tafel eine andere, auf welcher die Worte standen:

„Sie hatten's geschworen, sie haben ihren Schwur erfüllt."

Diese zweite Erztafel ist später verschwunden und nie wieder aufgefunden worden

Am 7. Brumaire des Jahres II der Republik (den 28. October 1793) erklärte der Convent, auf Antrag André Chenier's, das Ballhaus für ein National-Monument, und befahl, auf seinen Mauern die Inschrift einzugraben:

„Die Stadt Versailles hat sich um das Vaterland wohlverdient gemacht."

Nachdem der Convent das Ballhaus zum Range eines National-Monuments erhoben hatte, bemächtigte er sich desselben ohne weitere Umstände und ohne einen Kaufpreis dafür zu bezahlen, so daß Talma, der Onkel des berühmten Schauspielers und einer der Eigenthümer, sich genöthigt sah, den Pförtner und Cicerone seines eigenen Erbes zu machen! Der erste Consul machte das Unrecht des Convents wieder gut, er entschädigte die Eigenthümer

Digitized by Google

durch ein Tauschgeschäft, und wies das Ballhaus dem Maler Gros als Atelier an, um dort „die Pestkranken von Jaffa" und „die Schlacht von Abukir" zu malen.

Auf Ansuchen des Ministers des Innern, François de Neufchâteau, gab das Institut im Jahre 1799 dem Ballhause folgende andere Inschrift, welche über der Façade angebracht ward:

„In diesem Ballhause schworen am 20. Juni 1789 die Volksvertreter, aus ihrem gewöhnlichen Sitzungslolale vertrieben, sich nicht zu trennen, bis sie Frankreich eine Verfassung gegeben hätten. Sie haben Wort gehalten."

Während der Restauration diente das Ballhaus als Decorationsmagazin, und die Erztafel mit der Eidesformel wurde umgekehrt, mit dem Avers gegen die Mauer.

Ludwig Philipp ließ sie auf's Neue wieder richtig einfügen, restaurirte das Gebäude, und überwies es Horace Vernet als Atelier, welcher dort „die Wegnahme der Smala Abdelkader's" und „die Schlacht von Isly" malte.

Am 14. März 1848 wurde das Ballhaus in einen Festsaal umgewandelt, und hallte mehrere Tage lang wieder von republikanischen Reden und Vivats. Am 24. desselben Monats wurde es durch einen Erlaß Ledru-Rollin's, des damaligen Ministers des Innern, wieder zum Rang eines „historischen Monumentes" erhoben.

Unter Napoleon III. ist es zu wiederholten Malen als Local zu Gemäldeausstellungen von versailler Künstlern und als Concertsaal benutzt worden. Seit 1855 ist es wieder als Ballhaus hergestellt und an einen Entrepreneur vermiethet worden, bei welchem man heut zu Tage, wie vor 1789, sich der edlen Kunst des Ballschlagens befleißigen kann, welche damals seit der Zeit Ludwig's XIV. in Frankreich sehr beliebt war. Uebrigens bietet weder der äußere noch der innere Anblick des Gebäudes etwas Interessantes dar. Es ist ein längliches Rechteck mit kahlen, schmucklosen Wänden, 110 Fuß lang, 45 Fuß breit, 50 Fuß hoch, auf dem obern Drittheile der beiden Langseiten mit drahtvergitterten, holzumrahmten Fensterreihen und darüber mit einem horizontalen Holzdache bekleidet. Der Estrich besteht aus glatten, schwarzen Steinkohlen von Yverdun. Die Wände sind schwarz angestrichen, um den kleinen, mit weißem Hirschleder überzogenen Bällen ein möglichst deutliches Relief zu geben; an der einen Langseite und an den beiden Querwänden ziehen sich niedrige, drahtvergitterte Galerien für die Zuschauer hin, mit verschossenen rothen Sammtbänken, und mit schrägen Holzdächern zum Abrollen der Bälle. Ein paar schlechte Lithographien von Ballschlägern in einer der Galerien bilden, außer der eingemauerten Eidestafel, die einzige Decoration des Saales, der einen überaus kahlen, finstern und schmutzigen Anblick gewährt. Das Gebäude selbst liegt, völlig versteckt, in einer engen Quergasse, die, unweit des Schlosses, hinter der Rue Satory von der Rue du Vieux-Versailles nach der Rue de Gravelle führt.

In eine dieser beiden Straßen einbiegend, gelangen wir rasch in die hübsche und lange Rue Satory, und machen dort vor einem der ersten Häuser Halt, das mit Nr. 18 bezeichnet ist, und in welchem, wie eine kleine Tafel über den Fenstern des ersten Stockwerks uns berichtet, am 24. Juni 1798 der General Hoche geboren ward, der nach einem glänzenden Feldzuge in Deutschland, an der Spitze der Sambre- und Maasarmee, am 19. September 1797 zu Wetzlar starb. Auch dieses Haus enthält, außer besagter Tafel, nicht die geringste Merkwürdigkeit. Es ist ein steifes, vierstöckiges

Digitized by Google

Gebäude, wie fast alle übrigen, mit gußeisernen Balconen vor den Fenstern, und mit einem großen Hinterhause, das jetzt als Hôtel garni eingerichtet ist. Aber zu diesem Hause bewegte sich am 21. October 1797 der pomphafte Trauerzug, durch welchen, laut Weisung des Directoriums, das Andenken des Generals Hoche, dessen Tod man als ein Nationalunglück betrachtete, in seiner Geburtsstadt wie in allen übrigen Städten Frankreichs gefeiert ward. Um zehn Uhr Morgens versammelten sich die Mitglieder der Municipalverwaltung, die Professoren der Centralschule, die Mitglieder der Departements- und der verschiedenen Gerichtsbehörden vor dem Gemeindehause, während sich gleichzeitig die in Versailles stationirte Nationalgarde, unter dem Commando des Generals Chanet, in der Avenue de Paris aufstellte. Um elf Uhr setzte der Zug sich in Marsch. Jeder der Beamten trug einen Eichenzweig in der Hand; die Soldaten senkten ihre Waffen. Schwarz umflorte Trommeln ließen hin und wieder gedämpfte Wirbel erschallen; dazwischen spielte die Musik Trauerweisen. In der Mitte des Zuges gingen vier Officiere, von welchen der erste einen Eichenkranz, der zweite einen Lorbeerkranz, der dritte einen Oelbaumzweig und der vierte eine Sternenkrone trug. Jedem Officier folgten vier bewaffnete Krieger. Der Zug marschirte durch die Avenue de Paris, über den Place d'Armes und die Rampe nach der Rue Satory und hielt dort vor dem Geburtshause des Generals Hoche an, wo der Vater desselben und mehrere seiner Verwandten versammelt waren. Die Façade des Hauses war mit schwarzen Draperien und dreifarbigen Fahnen behangen; in der Mitte befand sich ein Schild mit der Inschrift: „Hier wurde der General Hoche am 24. Juni 1768 geboren." Nachdem der Vorsitzende der Municipalverwaltung eine Lobrede auf das Genie und die Tapferkeit des Heros von Versailles gehalten, schloß die Familie desselben sich dem Trauergefolge an, das seinen Weg nach dem Hofe des zum „National-Palais" umgetauften Königsschlosses fortsetzte. Dort war ein Cenotaph errichtet, über welchem sich eine kranzgeschmückte Urne mit einem Degen des Generals und mit der Inschrift erhob:

„Er lebte lang genug für den Ruhm und zu kurz für das Vaterland."

An den Ecken des Sarkophages standen vier höhere Officiere. Etwas weiter entfernt erhoben sich vier Säulen, auf welchen Weihrauch in Schalen verbrannt ward. Zu Füßen der Säulen stellten sich die Vaterlandsvertheidiger auf. Vor dem Cenotaph erhob sich eine Pyramide, die mit Eichen- und Oelbaumzweigen und mit einem Stahlschilde geschmückt war, welcher die Inschrift trug: „Dem General Hoche." An den Ecken standen vier Officiere, deren jeder eine dreifarbige Fahne trug, und der Sockel enthielt folgende Inschriften:

„Weißenburger Linien.
Entsatz von Landau.
Gefecht von Quiberon. — Pacification der Vendée.
Rheinübergang. — Schlacht von Neuwied."

Ein Trommelwirbel gebot Schweigen und der Secretair der Municipalverwaltung verlas das Gesetz vom 6. Vendémiaire (27. September), welches eine pomphafte Todtenfeier für den General Hoche in ganz Frankreich anordnete, so wie das Protocoll der Trauerceremonie, die auf dem Marsfelde zu Paris stattgefunden, nebst den dabei gehaltenen Reden. Dann warf der Vorsitzende einen kurzen Rückblick auf das Leben des Helden und stellte ihn allen seinen Mitbürgen als Vorbild auf.

Digitized by Google

Hierauf näherten sich die vier Officiere dem Cenotaph und überreichten den Oelbaumzweig und die Kränze, welche sie trugen, dem Vorsitzenden, der sie auf die Graburne legte. Dem Beispiele folgend, traten sämmtliche Beamten und Professoren nebst ihren Schülern, Einer nach dem Andern, heran und legten ihre Eichenzweige auf das Grab des Helden, von welchem die ganze Nationalgarde bei den ernsten Klängen eines kriegerischen Marsches in feierlicher Parade vorbei defilirte. Mehrere Artilleriesalven, die seit sechs Uhr Morgens von Viertelstunde zu Viertelstunde abgefeuert wurden, beschlossen diese fast heidnische Ceremonie. Die Wittwe des Generals Hoche, welche ihren Gemahl um zweiundsechzig Jahre überlebte, und einundachtzig Jahre alt, erst am 10. Mai 1860 zu Paris starb, widmte dem Andenken desselben einen treuen Cultus. Sie ließ seine irdischen Ueberreste sorglich sammeln und in einem Gewölbe des Ostfriedhofes zu Paris beisetzen. Ihre Tochter, die Gräfin Des Roys, schenkte das Herz ihres Vaters der Stadt Versailles, wo dasselbe seit dem 28. Juli 1860 in einer Seitenkapelle der Notredamekirche ruht. Das von der Stadt Versailles daselbst errichtete Grabmonument trägt auf einer schwarzen Marmortafel in Goldlettern die Inschrift:

„Dies Monument ist von der Stadt Versailles errichtet worden
zur Aufnahme des Herzens von
Lazarus Hoche,
Obergeneral der französischen Armeen,
gestorben im Alter von 29 Jahren, Pacificator der Vendée,
Besieger der Feinde Frankreichs
bei Landau — Weißenburg — Quiberon — Neuwied,
und zur Bewahrung des Andenkens von Anna Adelaide Dechaux,
seiner Gemahlin, die sich während der 62 Jahre ihres Wittthums
als würdige Hüterin dieses großen Mannes bezeigte,
dieser frommen Ueberreste, welche hier durch ihre Tochter,
die Frau Gräfin Des Roys, beigesetzt worden sind."

Im Jahre 1832 schenkte Ludwig Philipp der Stadt Versailles eine von Milhomme zur Zeit des Kaiserreiches angefertigte Marmorstatue des Generals Hoche, welche am 5. August auf der fortan zur Place Hoche umgetauften Place Dauphine, Angesichts der Façade der Notredamekirche, aufgestellt ward. Da diese unbekleidete Statue in sitzender Stellung jedoch einen schlechten Effect machte, schaffte man sie in die Schloßgalerie und ließ von dem Bildhauer Lemaire eine neue schöne Broncestatue anfertigen, welche den General in voller Uniform darstellt, aufrecht, auf seinen Säbel gestützt, den Pacificationsvertrag der Vendée in der Hand haltend.

Schreiten wir, an dem Geburtshause des Generals Hoche vorüber, die Rue Satory bis zu ihrem Ende hinauf, so ruft das mit Nr. 69 bezeichnete vorletzte Haus zur Linken eine andre Erinnerung aus der Revolutionszeit in uns wach. In diesem Hause wohnte seit dem Herbst 1793 der edle Dichter André Chenier, welcher mit glühendem Eifer die Principien von 1789 erfaßt hatte, aber bald, erschreckt durch die anarchischen Ausschreitungen der Demagogen, mit demselben Eifer die Häupter der jacobinischen Partei zu bekämpfen begann. Von ihrem Hasse bedroht, entschloß er sich endlich, Paris zu verlassen und, nach einem kurzen Aufenthalte in Rouen, nach Versailles überzusiedeln, wo sein Bruder soeben als Vertreter in der Nationalversammlung erwählt worden war und ihn durch sein Ansehen schützte. Ein neues Haus erhebt sich jetzt an der Stelle des einst von dem Dichter bewohnten, und nicht einmal eine Gedenktafel giebt dem jetzigen Geschlecht Kunde von dem hehren Genius, der an dieser Stätte geträumt und gesungen.

Digitized by

André Chenier, welcher hier in stiller Zurückgezogenheit nur seinen Freunden und den Musen lebte, schrieb in diesem Hause jene berühmte Ode auf Versailles, welche ganz von hellenischer Anmuth durchdrungen ist und, nach dem berechtigten Urtheil eines französischen Schriftstellers, „alle Feinheiten griechischer Dichtung der verjüngten französischen Poesie auf die Lippen legt.“ Ich kann nicht der Versuchung widerstehen, hier eine Uebersetzung des herrlichen Gedichtes mitzutheilen, wie wenig es auch möglich ist, den vollen Zauber der Sprache und die Classicität des Ausdrucks in einer Nachbildung zu bewahren:

„Versaille! o Wälder! Lauballeen!
Belebter Marmor! Reich der Feen,
Der Götter Tempel und der Kön'ge Haus dazu!
Dein Anblick gießt in's Herz mir wieder,
Wie auf verdorrtes Kraut der Nachtthau träuft hernieder,
Vergessenheit und sanfte Rub'.

Paris scheint eine andre Welt mir,
Seit ich allhier gebaut mein Zelt mir,
Das meiner Laren zweiggeschmückter Aufenthalt;
Von wo die breiten Ulmengänge
Mich oft durch Thal und Flur aus meines Stübchens Enge
Hinlocken in den nahen Wald.

Die königlichen Prachtkarossen,
Die Gardenwachen, prunkumflossen,
Sind all' entflohn; Du bist der Größe Haus nicht mehr;
Doch Schlummer, Einsamkeit und Schweigen,
Die sonst Dir unbekannt, und ernster Künste Reigen
Wallt heut' als Hofstaat um Dich her.

Weh mir! es scheuchte fern von hinnen
Der Jugend unverdrossnes Sinnen
Ein vielgeschäftiger und trüber Müßiggang!
Mein Geist, in Stumpfsinn träg verloren,
Versinkt in Schläfrigkeit! Es klingt in meine Ohren
Nicht mehr des Ruhmes Lockgesang!

Verschollnes Dunkel, weltgemieden,
Und melancholisch dumpfen Frieden
Begehr' ich einzig noch. Verbirg mein düstres Sein,
Versaille! und soll ich weiter leben,
So laß als Hoffnungsstrahl mich tröstendmild umschweben
Der Liebe süße Gaukelei'n!

Die Seele ist noch nicht verdorben,
Das Leben ist noch nicht erstorben,
Wenn Herz und Stimme uns verwirrt ein holder Blick.
Wer noch das Nahen seiner Schönen
Mit Seufzern grüßen mag und frohen Jubeltönen,
Der kann ertragen sein Geschick.

Ich lieb' — ich lebe! Sel'ge Fluren,
Ihr haltet ihrer Schönheit Spuren
Und ihren Namen fest, der mir so oft entscholl,
Wenn ich im leisen Abendwehen
Zu euren Hainen ging, wo ich sie jüngst gesehen,
Und bald sie wiedersehen soll!

Für sie allein noch sprudelt helle
Die einst so reiche Liederquelle,
Die holdbewegten Klangs von meiner Lippe rann.
Für sie in eurer Waldnacht Eden
Form' ich die Sprache noch, die Lieb' und Götter reden,
In weicher Melodien Bann.

Ach! Zeuge des Triumphs der Bösen:
Wenn aus der Haft der Schuld erlösen
Sich könnte frei und stolz die arme Menschenbrust,
Versaille! so würden deine Pfade,
Die blumigen, dein traumdurchwandeltes Gestade
Nur athmen Seligkeit und Lust!

Doch oftmals hüllen deine Räume,
Die stillen, deine grünen Bäume
Sich mir in Trauer ein, verschleierten Gesichts:
Wie fahle Schatten seh' ich irren
Ein Volk Unschuldiger, ob dessen Häupter schwirren
Die Beile eines Fluchgerichts!"

André Chenier ahnte, als er diese Verse schrieb, wol schwerlich, daß die Seele und das Oberhaupt dieses „Fluchgerichts", Maximillian Robespierre, einst selber die Fluren und stillen Einsamkeiten von Versailles gepriesen hatte. Bei der Ablehnung eines ihm dort angebotenen Magistratsamtes hatte Robespierre nämlich am 13. Juni 1791 geschrieben: „Versailles bot mir einen friedlichen Ruhesitz an, wo ich alle jene Annehmlichkeiten gefunden haben würde, die meiner Neigung und meiner Empfindsamkeit hätten schmeicheln können." Man weiß, daß diese Anfälle von Empfindsamkeit den Schreckensmann im Uebrigen nicht hinderten, mit erbarmungsloser Hand sein blutiges Werk zu thun. André Chenier war eines seiner letzten Opfer. Der unglückliche Dichter würde seinen friedlichen Aufenthalt in Versailles vielleicht niemals verlassen haben, wenn ihm nicht die Verhaftung eines Freundes, des Herrn de Pastoret in Passy, berichtet worden wäre. Er eilte dorthin, um der bekümmerten Familie einige Trostworte zu sagen. Die Commissaire des Revolutionstribunals, welche eine Durchsuchung der Papiere vornahmen, hielten alle Personen, welche sie in der Wohnung fanden, für verdächtig und führten dieselben in's Gefängniß. Vor das Revolutionstribunal geschleppt, wurde André Chenier, der ohne Befehl verhaftet worden war, zum Tode verurtheilt und bestieg am 7. Thermidor (25. Juli 1794) das Schaffot, nur zwei Tage vor dem Falle Robespierre's.

Das Haus an der Ecke der Avenue de Paris und der kleinen Rue Bon-Conseil weckt die Erinnerung an ein anderes unglückliches Opfer der französischen Revolution. Es wurde vor vierundneunzig Jahren für die Prinzessin von Rohan-Guéménée, die Erzieherin der Kinder Ludwig's XV., erbaut. Der Garten war nach englischem Muster mit seltenstem Geschmack angelegt. Von einem künstlichen Hügel, zu dessen Gipfel ein unter Baumpflanzungen verborgener Schneckenpfad hinan führte, sah man Paris. Madame Guéménée liebte sehr den Garten und die Blumen, und Madame Elisabeth, die Schwester Ludwig's XVI., deren von den Damen de Marsan und de Mackau begonnene Erziehung sie vollendete, besuchte häufig den schönen Ruhesitz ihrer Gouvernante. Vermögensunfälle nöthigten dieselbe, ihr Besitzthum zu verkaufen. Madame Elisabeth war, trotz ihrer Liebhaberei für die Einsamkeit, die einzige Prinzessin der königlichen Familie, welche kein Landhaus besaß. Der König, welcher wußte, wie sehr seine Schwester an diesem Besitzthum hing, ließ dasselbe heimlich für sie kaufen und lud sie ein, mit der Königin, die er in's Geheimniß gezogen, nach Montreuil zu fahren. „Du bist in Deinem Hause", sagte Marie Antoinette zu ihrer Schwägerin, als sie die reizende, mit einer Säulenfaçade geschmückte Villa betraten. Madame Elisabeth war durch diese zarte Aufmerksamkeit des Königs auf's tiefste ge-

Digitized by Google

rührt und Montreuil wurde fortan ihr liebster Aufenthalt. Kaum hatte sie sich im Jahre 1781 dort niedergelassen, als sie ihrer frühern Erzieherin Madame de Mackau, welche gänzlich vermögenslos war, ein kleines Haus neben dem ihrigen zum Geschenk machte. Dieselbe zog mit ihren beiden Töchtern, zwei Freundinnen ihrer ehemaligen Schülerin, hierher, und im Umgange mit ihnen verlebte Madame Elisabeth ihre glücklichsten Tage. Der Garten wurde noch vergrößert und verschönert und verdiente in Wahrheit das poetische Lob, durch welches Delille ihn in seinem „Gedicht von den Gärten" verherrlichte:

„Les graces en riant dessinèrent Montreuil."

Madame Elisabeth, deren aufopfernder Wohlthätigkeitssinn fast sprichwörtlich bekannt war, wurde bald der Schutzengel aller Armen und Kranken des ganzen Stadtviertels. Sie kannte fast all' ihre Namen, ihre Vermögensumstände, die Zahl ihrer Kinder. Die Milch ihrer kleinen Meierei war für die Säuglinge bestimmt, deren Mütter gestorben oder erkrankt waren; sie überwachte selbst die Vertheilung. Die Früchte und Gemüse ihres Gartens wurden gleicherweise unter die ärmsten ihrer Nachbarn vertheilt. Das Leben im Hause war so einfach wie in der bürgerlichsten Familie. Es gab bestimmte Stunden für die Arbeit, für die Lectüre, und Mittags speiste Madame Elisabeth immer mit ihren Damen.

Ein kleines poetisches Ereigniß knüpft sich an dies Haus und an den Aufenthalt der königlichen Prinzessin. Dieselbe hatte für ihre Meierei einige Kühe aus der Schweiz kommen lassen und wünschte, zu deren Pflege einen jungen Hirten aus Freiburg zu erhalten. Sie beauftragte eine Freundin, ihr ein geeignetes Subject zu besorgen, dessen Treue über alle Versuchungen erhaben sei; denn sie war geizig mit ihrer Milch, deren Hauptzweck die Vertheilung an arme Kinder war. Man schickte ihr einen jungen Burschen, der auf's treueste seine Pflicht erfüllte und von dem Wohlthätigkeitssinn seiner Herrin so gerührt war, daß er einmal über das andere ausrief: „Welch' eine gute Prinzessin! In der ganzen Schweiz giebt es nicht solch' einen Engel!" Die Treue und freimüthige Offenherzigkeit des jungen Schweizers erregte so sehr das Interesse der Madame Elisabeth, daß sie sich bei ihrer Freundin erkundigte, ob derselbe auch mit seiner Stellung zufrieden sei und kein Heimweh empfinde. Nun hegte Jacob trotz des hohen Lohnes und der guten Behandlung, welche er empfing, doch in der Tiefe seines Herzens einen schweren Kummer. Es war nicht Heimweh, sondern ein noch zarteres Gefühl. Er liebte ein junges Schweizermädchen, Namens Marie, und der Hochzeitstag war schon bestimmt gewesen, als er plötzlich abreisen mußte, um seine neue glänzende Stellung in der Meierei der Prinzessin anzutreten. Jacob sehnte sich nach Marie, und Marie sehnte sich nach Jacob; ja, sie fürchtete sogar, daß die Trennung ihr sein Herz entfremden möchte. Madame Elisabeth hatte statt eines Glücklichen, wie sie wähnte, zwei Unglückliche gemacht. Kaum war ihr diese Nachricht zu Theil geworden, als sie an Marien schreiben und dieselbe auffordern ließ, nach Montreuil zu kommen, um die Stelle einer Meierin zu übernehmen und ihren Jacob zu heirathen. Die Trauung von Jacques Bosson und Marie Françoise Magnin, Beide gebürtig aus Bulle, Canton Freiburg in der Schweiz, fand, wie die Kirchenbücher nachweisen, am 26. Mai 1789 in der Kirche von Saint-Symphorien statt, und Madame Elisabeth ließ ihnen ein Hüttchen in ihrem Garten

Digitized by Google

erbauen. Jacob seufzte fortan nicht mehr und fand, daß Marie ihm die ganze Schweiz nach Montreuil gebracht habe. Madame de Travanet wurde durch diesen Vorfall zu dem Text und der Composition der „Romanze vom armen Jacob" inspirirt, deren Melodie heute noch volksthümlich geblieben ist, wenn auch die Worte lange vergessen sind. Sie lauten in getreuer Nachbildung wie folgt:

„Mein armer Jacob, als ich war bei Dir,
Fand leicht ich jede Noth zu tragen,
Nun fehlt mir Alles, seit Du ferne mir,
Und traurig fühl' mein Herz ich schlagen.

Als Du mit mir noch theiltest Lust und Leid,
Mocht' ich vor keiner Müh' verzagen;
Ach, weißt Du noch? wie schön war da die Zeit!
Wird sie mir nimmer wieder tagen?

Wenn jetzt die Sonn' auf unsre Fluren lacht,
Kann ich nicht ihren Glanz ertragen;
Und wenn ich weile in der Wälder Nacht,
Möcht' ich die ganze Welt verklagen."

Madame Elisabeth kehrte nach dem schrecklichen Tage des 6. Octobers 1789, an welchem sie, von den Pikenträgern und der Nationalgarde von Paris escortirt, mit dem König, der Königin und dem Dauphin Versailles verließ, nicht wieder nach Montreuil zurück. Jacob und seine Frau bewahrten ihr bis zu ihrem letzten Augenblicke die rührendste Anhänglichkeit. Marie wurde in Folge dessen in's Gefängniß geworfen. Jacob gelang es zu entfliehen und nach Frankreich zurückzukehren, um seine Frau den Henkern zu entreißen. Sein Muth war von Erfolg gekrönt, er erlangte ihre Freilassung und kehrte mit ihr in die Heimat zurück, wo Beide noch lange ihre unglückliche Wohlthäterin beweinten. Die Villa Montreuil blieb mehrere Jahre lang unbewohnt, im Sommer 1794 wurde sie zu einem Militairhospital eingerichtet und später als Nationaleigenthum verkauft. Der gegenwärtige Besitzer des immer noch trefflich in Stand gehaltenen ländlichen Tusculums, der Bankier Sauvage, ist, wie so viele der reicheren Einwohner in den französischen Städten, vor Ankunft unserer Truppen geflüchtet, und die Feldpost der dritten Armee hat daselbst ihr Bureau aufgeschlagen.

Ich kann mich von dem freundlichen Leser, der mich auf meiner Wanderung zu so manchen interessanten Erinnerungsstätten der Vergangenheit begleitet hat, nicht wohl verabschieden, ohne ihn zuvor noch zu einem flüchtigen Gange durch das Schloß und den Park einzuladen. Auch hier werde ich jedoch jeder Versuchung widerstehen, durch Schilderung der so oft geschilderten Herrlichkeiten mit den Herren Berlepsch oder Bädeker in Concurrenz zu treten. Ich will mich vielmehr begnügen, an der Hand des oben erwähnten, eben erschienen Büchleins von Délerot einen kurzen Rückblick auf die zahlreichen Dichter zu werfen, welche seit den Tagen Ludwig's XIV. die von ihm aus dem Dickicht der Wälder in's Leben gezauberte Stadt der Paläste und Gärten poetisch verherrlicht haben. Ihre Zahl ist freilich Legion; denn — um mit dem Spötter Alfred de Musset zu reden —

„Es ist gewiß in Süd' und Norden
Kein baumbepflanzter Ort so stark
Beschrieben und besungen worden,
Wie dieser langweildunst'ge Park . . .

Seid ohne Furcht, Kastanienbäume:
Mag Euer unbewegtes Laub
Auch wissen, daß ich Verse leime,
Es fällt nicht meinem Hang zum Raub!
Nein! bei Apoll, den ich geladen
Zum Zeugen, bei den heil'gen Fluhn,
Bei Euch, verstümmelte Najaden,
Die auf drei Kieseln kläglich ruhn,
Bei Euch, tanzmeisterliche Faunen,
Die Ihr im Reigen euch umfaßt,
Bei Dir, erhabener Palast,
Drin wir nur Bilder noch bestaunen,
Und bei dem Dreizack-Gott Neptun,
Ich lass' Euch unbesungen ruhn!
Ich weiß zu wohl, was Euch bedrücket,
Dem armen Phöbus seh' ich's an:
Die Verse all' Euch angethan,
Sind Schuld, daß Ihr so grämlich blicket.
So viel' Balladen, Triolette,
Und Madrigale und Sonette,
Die man zu Eurem Preis verloren,
Betäubten gänzlich Euch die Ohren;
Man sieht es klar, Ihr schliefet ein
Ob allzu vieler Reimerei'n."

Versailles, die Schöpfung Ludwig's XIV., wurde von dem jungen König, welcher damals sechsundzwanzig Jahre zählte, zuerst im Mai 1664 als ein neues Weltwunder dem erstaunten Hofe gezeigt. Er gab seinen eingeladenen Gästen — mehr als sechshundert an Zahl — damals jene Freudenfeste auf der „Zauberinsel", welche eine neue Aera des Prunkes und des Luxus eröffneten, wie sie bis dahin kein Fürst gekannt hatte. Molière schrieb zur Aufführung bei diesen Festlichkeiten, deren geheime und allbekannte Heldin die Geliebte des Königs, das schöne Fräulein de La Vallière, war, eine „galante Komödie mit Musik und Tanz", in welcher er der Prinzessin von Elis (d. h. eben der La Vallière) folgende verblümte Schilderung des damaligen Versailles in den Mund legt:

„An diesem Friedensort wie fühl' ich mich beglückt,
Wo Alles, was man sieht, das Auge hold entzückt . . .!
Der Rasen frisches Grün, Hain, Wasser, Felsenmassen,
Sie fesseln mich mit Macht, sie nimmer zu verlassen!"

Und ihre Vertraute giebt ihr das Echo ihrer Gefühle in folgenden Versen zurück, wo man für Elis nur Paris zu lesen braucht, um die Anspielung zu verstehen:

„Mich ziehen, so wie Dich, die stillen Haine an,
Wohin man aus dem Lärm der Stadt sich flüchten kann.
Viel' tausend Reize sind dem Ort zum Schmuck erkoren,
Und Wunder nimmts mich, daß so nah an Elis' Thoren
Die Liebe, die so gern sich vor der Welt versteckt,
Noch eine Einsamkeit, so groß und hehr, entdeckt!"

Molière konnte in seiner Balletkomödie die Gärten seines Herrn und Königs nur unter dem Schleier einer feinen Anspielung loben; aber einige Jahre nachher griff sein Freund La Fontaine das Thema mit größerer Freiheit auf und blies die Lobposaune mit vollen Backen. Er, welcher die Gärten Fouquet's besungen, war mehr als jeder Andere verpflichtet, auch die Gärten Ludwig's zu besingen, und er entledigte sich dieser Höflingspflicht

Digitized by Google

recht geistvoll in seinem, dem goldenen Esel des Apulejus nachgeahmten Roman: „Les amours de Psyché et de Cupidon". In der Einleitung erzählt uns der Verfasser von einem Spaziergange, den er zu Versailles gemacht, in Gesellschaft seiner Freunde Racine, Molière und Boileau, deren Namen unter den durchsichtigen Pseudonymen Alante, Gélaste und Ariste verborgen sind. Nachdem er seinen Roman beendet, hegt er den Wunsch, ihn seinen Freunden vorzulesen, wie es unter ihnen Sitte war. Alante (Racine) schlägt vor, zu der Lectüre einen Ort außerhalb der Stadt zu wählen, wo man ungestört sei; „denn Alante", heißt es, „liebte sehr die Gärten, die schattigen Haine und die Blumen." Ariste (Boileau) räth, nach Versailles zu gehen; „dort seien neue, jedenfalls sehenswerthe Verschönerungen angebracht, und sie müßten sich zeitig auf den Weg machen, um mit Muße umherspazieren zu können, nachdem sie die Liebesabenteuer Psyche's gehört haben würden." Die Partie wurde sofort beschlossen und andern Morgens an einem schönen Herbsttage ausgeführt. Es wird uns nun weiter erzählt, wie die vier großen Männer alle Säle des Schlosses, die seltenen Vögel der Menagerie, die kleine Orangerie Ludwig's XIII. ꝛc. besuchten. Da ihr Einlaßbillet von vornehmer Hand geschrieben worden, öffnete man ihnen alle Zimmer; man ließ sogar einige Wasserkünste vor ihnen spielen. Es kommen ihnen Verse zum Preis all' der Herrlichkeiten auf die Lippen, und umherschlendernd und poetisirend handeln sie dazwischen allerlei philosophische Fragen ab, wie die Personen eines Dialogs von Plato oder Cicero. Augenscheinlich hat La Fontaine auch in dieser Beziehung sein Vorbild nachahmen wollen und in der That ähnelt diese Gruppe berühmter Franzosen, die unter den Blumen des königlichen Parks von Versailles ihre Gespräche führen, einigermaßen jener Gesellschaft edler und feingebildeter Griechen, welche an den Ufern des Ilissus, unter dem Schatten der Akazienbäume, sich in scharfsinnigen Discussionen erging. Unsere modernen Peripatetiker mischen freilich in ihre Betrachtungen ein Lob ein, welches zu Athen unbekannt war, das Lob des Monarchen. Sie preisen „seine hervorragendsten Tugenden", und besonders rühmen sie ihn, daß er Versailles geschaffen. „Unser Monarch", sagen sie, „findet seine Lust daran, Paläste zu erbauen; das ist sogar gemeinnützlich; denn durch dies Mittel können die Unterthanen Theil an den Freuden des Fürsten nehmen und mit Bewunderung sehen, was nicht für sie geschaffen ist."

Der wenig demokratische Gedanke, welcher hier mit so naivem Ausdruck gepredigt wird, daß er nur ein harmloses Lächeln erregen kann, findet sich mit pomphafteren Worten auch in einer Ode Victor Hugo's, welcher damals, als er diese Verse schrieb, noch nicht der starre Republikaner und unversöhnliche Feind der „Könige, welche tödten", war. Er sang in den „Inneren Stimmen":

„Wie war Versailles stolz und glänzend
In jenen Tagen, rein von Schmach,
Wo jedes Glück, sein Haupt bekränzend,
Ihm ruhmvoll um die Stirne lag!
Da prunkt' als selt'ne Augenweide
Ein jeder Baum im Stutzerkleide,
Und jeder Mensch in Sammt und Seide,
Gehorsam dem Gesetz des Herrn.
Wie hundert Weg' Ein Ziel erstreben,
Sah rings man Pracht und Schimmer weben;
Selbst der Olymp schien nur zu geben
Mehr Licht des großen Königs Stern!

Digitized by Google

Die Väter konnten noch erzählen,
Versailles, von Deines Ruhmes Glast.
Die Löwen haben große Höhlen,
Die Fürsten ihren Goldpalast.
So oft mit Neid die knecht'sche Menge,
Das Volk, in staunendem Gedränge,
Aus seines Alltagslebens Enge
Dies Schloß, das stolze, durft' erschau'n,
Trug's in die Nacht, die mehr noch fahle,
Den stumpfen Blick vom flücht'gen Strahle
Geblendet, heim die Ideale
Von Göttern, Königen und Frau'n!"

Es wäre interessant, die zahlreichen Einflüsse nachzuweisen, welche Versailles auf die Schöpfungen der französischen Poesie geübt hat. Schon in dem genannten Roman La Fontaine's machen dieselben sich unverkennbar bemerklich. Es ist unzweifelhaft eine Erinnerung an die Wasserkünste und Canalanlagen im Park, welche ihn bei der Schilderung der Wohnung Psyche's inspirirte:

„Placez en ces lieux enchantés
Force jets affrontant la nue
Des canaux à perte de vue! etc."

Und wenn Racine von einem Palast des Ahasverus sagt:

„C'est donc ici d'Esther le superbe jardin,
Et ce salon pompeux est le lieu du festin",

so sind die Farben dieses Gemäldes augenscheinlich mehr versaillisch, als assyrisch. Oder wenn Fénelon im „Telemach" die Grotte der Calypso als ganz mit bunten Muscheln ausgelegt schildert, verräth er deutlich, daß er mehr an die Thetisgrotte Ludwig's XIV. als an die wirklichen Grotten gedacht hat, die man am Meeresufer findet.

Eine Beschreibung der Gärten von Versailles zu geben, war lange Zeit das sicherste Mittel, die Gunst des Königs wie die Gunst der Leser zu erwerben. So dachte zweifelsohne auch Fräulein von Scudéry, deren Ruhm zu erbleichen begann, ohne daß ihre Schreiblust sich vermindert hätte. Sie hatte den gescheidten Einfall, La Fontaine nachzuahmen, indem sie einen „Spaziergang nach Versailles" mit einem herauszugebenden Roman („Célanire") verknüpfte. Sie rechtfertigte ihren Vorsatz mit den Worten: „Wenn Jemand, der zu schreiben verstünde (d. h. natürlich Fräulein von Scudéry selbst), Versailles gut beschriebe, so würde eine solche Beschreibung sicherlich der Nachwelt willkommen sein, und man würde sich freuen, zu erfahren, wie dieser Palast beschaffen war, in welchem so viele große Pläne entstanden." Diesem Grundsatze getreu befriedigte nun die redselige Dame ihre Schreiblust in Versen und Prosa, und unzählige Andere folgten ihrem Beispiel, ohne daß Versailles daraus besonderer Ruhm erwachsen wäre. Beachtenswerther ist es schon, daß der Glanz der dortigen Feste den alten, misanthropisch gewordenen Corneille noch zu einigen jener markigen Verse begeisterte, deren stolzer Ton ihm eigenthümlich war. Von dem Gegensatz ergriffen, welchen diese beständigen Festlichkeiten und Zerstreuungen von Versailles zu den wiederholten glücklichen Feldzügen Ludwig's XIV. an den Grenzmarken boten, rief der greise Tragödiendichter in einer Ode an den König mit seiner spanischen Grandezza aus:

Digitized by Google

„Ganz andres Werk, als wir, die Kön'ge doch verstehn;
Oft schleudern sie herab den Blitzstrahl ungesehn.
Gott selber, jener Gott, von dem ein Bild sie eben,
Läßt ruhig das Gewölk von seinem Thron entschweben,
Und alle Himmel sind von seinem Ruhm erfüllt,
Indeß er drunten rings die Erd' in Schrecken hüllt;
Mein Fürst macht's eben so: Versailler Lustbarkeiten
Sind ihm ein Vorspiel nur, um Siege zu erstreiten!
O, Musen, habt ihr je geahnet und gedacht,
Daß dieser Lichterglanz in schattenloser Nacht,
All' diese Tändelei . . . . . .
Den Stoff euch auserkor zu einem Heldenliede? . . .
In diesem Wundermeer von Schönheit sichtbarlich
Erschloß sein großer Geist der eignen Helle sich.
Inmitten seines Hofs, bei all' dem bunten Prangen,
Hielt all' sein Sinnen schon des Krieges Ernst befangen;
Und was wir nur genannt Illumination,
Wies ihm die Wälle, die er stürmen sollte, schon!"

In der Illumination der Gärten ein Licht zu erblicken, das dem König schon die Festungen, die er zerstören wollte, von fern erhellte, ist gewiß ein für die Phantasie Corneille's charakteristischer Zug.

Vom Erhabenen zum Lächerlichen ist nur ein Schritt; wir machen denselben, indem wir uns von Corneille zu Oronte wenden, jenem Sonettendichter, welchem Molière in seinem „Misanthropen" den unsterblichen Fluch der Lächerlichkeit angeheftet hat. Oronte war der Herzog von Saint-Aignan, ein alberner Schöngeist, welcher alle Welt mit seinen schlechten Versen behelligte, die er meistens in der Hofzeitung, dem „Mercure galant", veröffentlichen ließ; im Uebrigen ein intimer Freund des Königs, sein steter Gesellschafter und der Anordner fast all' seiner Feste. In einem seiner Gedichte schilderte er die Soiréen, welche Ludwig XIV. seit seiner definitiven Uebersiedelung nach Versailles im Jahre 1682 drei Mal wöchentlich in den Salons vor der sogenannten Spiegelgalerie gab. In einem Billet ersuchte er Frau von Maintenon, diese Verse, „die er soeben gemacht" und „von denen er nicht fürchte, daß sie seinem Ruhme schaden könnten, da Se. Majestät der Gegenstand derselben", dem Könige zu überreichen. Der Abdruck des Gedichts im „Galanten Merkur" war von folgender ironischen Bemerkung begleitet, welche, mit einer Anspielung auf das berühmte Wort des Oronte:

„Ich macht' es, meiner Treu! in einer Viertelstunde!"

den Beweis giebt, daß man freilich den Günstling des Königs nicht durch eine Zurückweisung seiner Verse zu kränken wagte, aber dafür sich in einer Weise über ihn lustig machte, die ohne Zweifel vom ganzen Hofe — nur nicht von dem eitlen Reimschmied selber — verstanden ward. Die Notiz lautete: „Diese echt heroischen, von großen und glänzenden Gedanken strotzenden Verse gehören zu der Zahl jener Gedichte, zu deren Anfertigung es vieler Zeit bedarf. Der Herzog hat jedoch so wenig Zeit darauf verwandt, daß es scheint, sein Eifer für den König dictire ihm Alles, was er schreibt. Er glaubt, es würden die letzten sein, die man von ihm zu Gesicht bekomme; aber bei der Bewunderung, die er für seinen Fürsten hegt, und da er immer neue Anlässe finden wird, ihn zu loben, wird es sehr schwer halten, daß er, im Besitz eines so schönen Talentes, nicht Gebrauch davon machen sollte für den größten Monarchen der Welt."

Ich will den Leser mit den Versen selber und mit tausenden anderer, noch schlechterer verschonen. Die Albernheiten der damaligen Poeten, welche

Digitized by Google

sich die Schloß- und Parkanlagen von Versailles zum Thema wählten, sind unglaublich. Besonders zeichnen sich in dieser Hinsicht die geistlichen Herren, die Abbés und Canonici, aus. Einer der Letzteren ruft beim Anblick der griechischen und römischen Statuen des Parks:

„L'admirable matière à mettre en vers latins!"

Und wirklich, es fehlt so wenig an lateinischen wie an französischen Lobgedichten auf die Paläste, Statuen, Grotten, Wasserkünste und Alleen! Die Manie, Reime auf dieselben zu machen, war so allgemein, daß sie nicht blos Herzöge und Abbés, sondern auch minder gebildete Leute ergriff. Da war z. B. ein Simon Denis, „Commandant der Fontainen der Stadt und der Parks", d. h. Oberbeamter der Wasserkünste, welcher ein langes Gedicht im heroischen Versmaß über dies Thema schrieb. Der Anfang ist unvergleichlich und ich will die Verse nicht übersetzen, damit man mich keiner Entstellung zeihe:

„Ce lieu si magnifique et ce pompeux séjour
Présente un beau spectacle en entrant dans la cour,
Et l'on ne peut trouver, quelque part que l'on aille,
De palais comparable au palais de Versaille! . . .
Quatre gros pavillons, etc. etc."

In diesem Tone wird das Inventar mehrere Gesänge hindurch aufgenommen, und von den todten Gegenständen wendet sich der Verfasser zu den Personen:

„Monsieur Bontemps possède et la gloire et l'honneur
De ce château royal d'être le gouverneur . . ."

Es scheint unmöglich, dem Sieur Denis die Palme der Langweiligkeit streitig zu machen; dennoch ist dies einem seiner Nachfolger, Monilart, gelungen. Wegen eines leichten Vergehens auf vier Jahre in die Bastille gesetzt, beschloß derselbe, zu seiner Zerstreuung ein Gedicht auf Versailles zu verfassen, das aus zwölf Bänden von je zehntausend Versen bestehen sollte. Zum Glück sind nur die ersten zwei Bände gedruckt worden, in sehr reicher Ausstattung, mit hübschen Bildern geziert und von einer lateinischen Uebersetzung begleitet. Das Werk sollte, nach der Absicht des Autors, ein vollständiges Handbuch der Mythologie und Geschichte zum Gebrauche des jungen Königs Ludwig XV. werden. Die Form ist das Tollste, was man sich denken kann. Monilart hat das Wort, daß der Dichter Alles beseele, Allem Sprache verleihe, buchstäblich wahr gemacht. Alle Statuen im Park, alle Bilder der Galerien, alle Möbel des Schlosses ergreifen in höchsteigener Person das Wort, um sich selbst zu beschreiben. Das Dach des Palastes z. B., welches damals vergoldet war, sagt:

„Der hohe Herrscher, dem zu dienen ich gewillt,
Läßt durch den goldnen Putz, der meinen Dachstuhl zieret,
Erkennen, daß sein Schatz mit edlem Erz gefüllt."

Man sieht „Versailles immortalisé" gehört zu jener Zahl von Werken die Einem fast die Erfindung der Buchdruckerkunst verleiden könnten.

Etwas erträglicher ist das Opusculum eines andern Kämmerlings, Loret, welcher sich mindestens, wie schon der Titel „Gazette burlesque" verräth, eines kurzweiligern Styles befleißigt. Er schrieb allwöchentlich für seine Herrin, Fräulein von Longueville, Herzogin von Nemours, die mit dem königlichen Hause verwandt war, eine gereimte Chronik der Hofereignisse und

Digitized by Google

der tausend kleinen Vorfälle im Schlosse. Diese Chronik wurde jeden Samstag Abend im glänzenden Gesellschaftscirkel der Prinzessin vorgelesen und der Inhalt hat, wenn auch kein poetisches, so doch hin und wieder ein historisches Interesse. Der Ortsname wird, wie bei späteren Dichtern, so auch hier, je nach dem Reimbedürfniß bald „Versaille", bald „Versailles" geschrieben, und bald zweisilbig, bald dreisilbig ausgesprochen.

Von neueren Lobrednern sei, der Curiosität halber, Einer erwähnt, Herr M. Roux, welcher die zum Mindesten originelle Naivetät besitzt, in seinem 1814 erschienenen Lehrgedicht „L'Entomologie" den Park von Versailles wegen der vielen interessanten Insectenarten zu besingen, welche er dort gefunden:

„Wie viel Insecten hat der Park hervorgebracht,
Frühmorgens und bei Tag, des Abends und bei Nacht! . . .
Ja, meine Sammlung dankt ihm ihre besten Schätze,
Denn viele tauscht' ich ein für Arten dieser Plätze! . . "

Liest man solche Abgeschmacktheiten, so fühlt man sich fast versucht, den vorhin citirten Spottworten Alfred de Musset's Recht zu geben, welche übrigens nicht ganz ernsthaft gemeint sind; denn in der Folge beschreibt Musset trotz Alledem manche der Schönheiten des Parks, und macht ihnen die schalkhaftesten Complimente. Allerliebst ist namentlich, was er von den drei mit rothen Marmorfliesen belegten Gängen sagt, welche auf der Seite der Orangerie, links vom Schlosse, zu den Wasserkünsten hinabführen:

„Ihr Marmorgänge, die zu sagen
Ihr wißt von Eures Ruhmes Tagen,
Wie viel Beglückte schloßt Ihr ein!
Wie viel Hofherren und Lakai'n,
Wie viel Gräfinnen, Plaudermündchen,
Die hingeeilt zum Schäferstündchen
In Flitterstaat und Atlasschuh'n!
Welch' Schmachten und welch' Zärtlichthun!
Wie viele Federhüte, Höschen,
Und Priesterkäppchen, goldne Döschen,
Und wie viel weißer Puderstaub,
Umhergestreut im grünen Laub!
Welch' reicher Hofstaat schöner Seelen,
Die Dummen gar nicht mitzuzählen!
O, hehre Zopfzeit, groß und edel,
Der Gimpel, welcher dich verkennt,
Verdient, daß von dem kahlen Schädel
Sich nimmer ihm die Nachtmütz' trennt!
Und Du, kurzweiliges Jahrhundert,
Von Mehlstaub überbeutelt fast:
Wer Deinen Puder nicht bewundert,
Ist dem Cupido ganz verhaßt! . . .
Will's Dir, o Marmor, auch so scheinen?
Indessen doch, fast sollt' ich meinen:
Der Zufall, der Dich hergebracht,
Hat dazu nimmer Dich gemacht.
Im Land, wo Sonnenstrahlen glänzen
Auf eines griech'schen Tempels Plan,
Wär', mit Sandalen angethan,
Ein Füßchen, das von Reigentänzen
Noch duftete im Thymian,
Dir lieber wohl zur Augenweide
Gewesen, als ein Schuh von Seide . . .

Digitized by Google

Und hätte einzig dazu nur
Geformt die gütige Natur
Dein roh Gestein in dunkler Tiefe,
Das erst der Geist in's Leben riefe?
Ja, wenn man Dir den Leib zerspalten,
So mußt' aus Deinem Schooß entfalten
Sich einer neuen Gottheit Bild . . .
Die Säge, die Dich, kreischend wild,
Zerspliß, bereitete Verderben
Der Venus, die in Dir geruht;
Die Purpurschatten, die Dich färben,
Sind, ach! das ihr entfloss'ne Blut."

Es ist ganz natürlich, daß den übertriebenen Lobsprüchen, die an das Werk Ludwig's XIV. verschwendet wurden, bald ein ebenso maßloser Tadel folgte. Schon bei Lebzeiten des Königs ließen einzelne scharfe Aeußerungen den Umschlag der öffentlichen Meinung ahnen, welcher sich im achtzehnten Jahrhundert vollziehen sollte. Die Memoiren des Herzogs von Saint-Simon reden von Versailles mit einer an Verachtung streifenden Bitterkeit; sie commentiren gleichsam das Witzwort des Herzogs von Créqui: „Versailles ist nur ein Günstling ohne eigenes Verdienst." — Colbert, welcher mit unverhohlenem Aerger Millionen in diesen Bassins verschwinden und in Wasserstaub verdunsten sah, hatte die Kühnheit, an Ludwig XIV. selbst zu schreiben: „Welch' ein Herzeleid, wenn man den größten der Könige mit der Elle von Versailles messen wollte!" — La Bruyère macht die beißende Bemerkung: „Die Großen setzen ihre Ehre darein, eine Allee in einem Walde zu eröffnen, die Erdmassen durch lange Mauern zu stützen, Plafonds zu vergolden, zehn Zoll dicke Wasserstrahlen springen zu lassen, eine Orangerie zu möbliren; aber ein Herz glücklich zu machen, eine Seele zu erfreuen, dahin reicht ihr Vorwitz nicht." Ein andermal schrieb er: „Es giebt Gottesgeschöpfe, die man Menschen nennt, die eine Seele, einen Geist haben, deren ganzes Leben und Trachten sich darauf beschränkt, Marmor zu zerschneiden: das ist sehr einfach und ist sehr wenig. Es giebt Andere, welche darüber staunen, aber welche völlig nutzlos sind und ihren Tag mit Nichtsthun verbringen; das ist noch weniger, als Marmor zu zerschneiden." — Voltaire, der König des neuen Jahrhunderts, war zuerst der lobrednerischen Tradition gefolgt. In einem Festspiele, das er im Auftrag des Hofes geschrieben, ließ er den „Gott des Lichtes" in den Palast Ludwig's XIV. hinabsteigen als in

„. . . . . den schönsten Aufenthalt,
Den jemals er gesehn in seinem hehren Leben."

Allein später, als er im „Tempel des Geschmacks" seine Herzensmeinung freier aussprechen konnte, nannte er die Schloßkapelle

„Ein tändelhaftes Flitterspiel,
Das nur dem Volk die Augen blendet,
Von dem der Kenner weg sich wendet
Mit unverhohlnem Spottgefühl."

„Ich hasse Versailles", sagt Montesquieu, „die ganze Welt ist dort klein!" Und sein Perseus wirft auf das Werk Ludwig's XIV. nur einen verächtlichen Blick; was er empfindet, ist Ueberraschung ohne Bewunderung, und er begnügt sich mit der sarkastischen Bemerkung: „Es giebt mehr Statuen in den Gärten dieses Palastes, als Menschen in einer großen Stadt." — Rousseau's Urtheil brauchen wir nicht zu citiren; seine „Neue Heloise" ist hinlänglich bekannt und Jedermann weiß, wie er der steifen Unregelmäßigkeit

Digitized by Google

des Parks von Versailles die reizende Abwechselung der Anlagen von Clarens gegenüberstellte, in welchen Trianon sich gleichsam mit dichterischer Vorahnung beschrieben findet. — Aehnlich lautet die Kritik Saint-Lambert's, eines Freundes von Voltaire: er schrieb nach einem kurzen Besuche in Versailles:

„Là, j'admire un moment l'ordre, la symétrie,
Et ce plaisir d'un jour est l'ennui de la vie!"

Ein neuerer Dichter, Théophile Gautier, singt:

„Versaille! Du bist nur noch der Schemen einer Stadt,
Und den gelähmten Leib hinschleppst Du siech und matt
In Deinem Steingewand von längst entschwundner Größe.
Du bist nun abgelebt und alt, doch nicht antik,
Um Deine Säulen rankt kein frommes Netzgestrick
Von Epheu sich, zu decken Deine Blöße!"

Ein Schriftsteller des vorigen Jahrhunderts, Sébastien Mercier, der in einer Vision die Weltzustände im Jahre 2440 schilderte, zeigte als Schlußtableau den Schatten Ludwig's XIV., der weinend unter den Trümmern Versailles umgeht und in die Worte ausbricht: „Hier floß ein Strom von Thränen, um jene Bassins zu errichten, von denen keine Spur übrig bleibt!" — Dieselbe antimonarchische Weissagung hatte schon im siebzehnten Jahrhundert ein berühmter Dichter ausgesprochen:

„All' diese stolzen Marmorhallen,
Auf denen so viel Schimmer ruht,
Ob auch des armen Volkes Blut
Als Kitt auf jeden Stein gefallen;
Palast und Hof und Nymphenhain,
Heut' noch mit falschem Götterschein
Die stolzen Herrn umlachend,
Sie werden eines Tags Nichts sein,
Mit ihnen niederkrachend,
Als nur ein weites Grab von Stein!"

Man wird schwerlich den Verfasser dieser Verse errathen; es ist kein Anderer als Racine, der, ehe er das Musterbild eines Höflings ward, diese hochverrätherische Strophe geschrieben hatte, deren er schwerlich an dem Tag gedachte, wo er den oben beschriebenen Spaziergang mit La Fontaine machte und dessen verzückte Bewunderung theilte.

Und hier lassen Sie mich abbrechen! Die letzten Verse haben durch ihren markigen Klang mich plötzlich wieder den Träumen der Vergangenheit entrissen, in welche ich mich vielleicht schon länger versenkte, als einem pflichtgetreuen Kriegscorrespondenten erlaubt ist. Die Herren Pariser wollen von keinen Friedensunterhandlungen wissen — treffe sie denn ihr Geschick! Nachdem der größte Theil unserer Belagerungsgeschütze angelangt, wird die Beschießung der Forts und das Bombardement der Stadt hoffentlich nicht lange mehr auf sich warten lassen, und all' diese kanonengespickten Mauern und Wälle, von denen uns die verblendeten Tollköpfe der „grande nation" heute noch ihre brüllenden Donnergrüße zusenden,

„Sie werden eines Tags Nichts sein
Mit ihnen niederkrachend,
Als nur ein weites Grab von Stein!"

Adolf Strodtmann.

Digitized by Google

Im Bivouak.

(Allerlei Schnurren und Reiterstücklein eines Veteranen der Cavallerie.)

I. Wie der Veteran jung war und seinen Großonkel Blücher kennen lernte.

Da der Veteran, der heute zu Euch spricht, nicht mehr rüstig genug ist, um seinen alten Pallasch noch so zu führen, wie er ihn einst unter dem alten Blücher geführt, so will er Euch wenigstens zur Unterhaltung beim Bivouakfeuer aus jener Zeit erzählen und er beginnt damit, sich Euch als zehnjährigen Knaben vorzustellen. Das ist lange her.

Aber dazumal war's im Jahre 1809 vor der Schill'schen Katastrophe zu Stralsund, wo ich, im damaligen Schwedisch-Pommern, den wieder angestellten General von Blücher, im Hause meines Großvaters (mütterlicher Seits), des Landraths v. W., zum ersten Mal sah. Er hatte eine Sendung nach der Insel Rügen und besuchte bei dieser Gelegenheit seinen alten Jugendfreund und Verwandten und die Herren hatten sich zu einem solennen Frühstück gesetzt. — Als Blücher mich bemerkte, winkte er mich herbei, nahm mich zwischen seine Knie, betrachtete mich und fragte: „Junge! was willst Du werden?"

„Husar", entgegnete ich dreist.

„So?" entgegnete er lächelnd; „aber kannst Du denn auch gut fluchen?"

Ich schwieg.

„Na, fluche 'mal."

„Donnerwetter!"

„Kannst Du's nicht besser?"

Ich fluchte stärker.

„Schäme Dich, Bengel! erst lerne beten, eh die Noth Dich's lehrt."

Ich war betroffen; blickte aber dreist ihn an.

„Gut, daß Du nicht erschrickst, mein Junge, werde Du nur Husar", sprach er freundlich, indem er mir die Wange streichelte und mich dann entließ.

Ich betrachtete aber aus der Ferne noch den lebhaften alten Graubart mit seinen markirten Zügen und den flammenden großen Augen und war verwundert über die derbe Sprache, die nur gerades Deutsch sein sollte, wiewol mein Hauslehrer sie grob, sackgrob, ja in manchen Ausdrücken sogar unanständig nannte.

Als er bald darauf sich entfernte, trug er mir noch Grüße an meinen „Ollen" auf, den er von der Rheincampagne her, wo er die „Coujons" wacker „ausschmieren" half, kannte, wiewol dieser sich seitdem auf sein nachbarlich gelegenes Landgut zurückgezogen hatte.

II. Der junge Freiwillige zieht aus mit Gott für König und Vaterland und wird ein reitender Jäger.

Im Jahre 1813 trat ich, kaum fünfzehn Jahre alt, als Freiwilliger in das neue Reiterregiment der pommerschen Jäger, welches die Landstände errichteten und dem Könige als eine Mehrgabe der Vaterlandsliebe und des Frankenhasses offerirten, um die deutsche Freiheit und die übermüthigen Feinde auf die Beine zu bringen.

Vor unserm jubelnden Ausmarsch beurlaubte ich mich zum Abschiede

Digitized by Google

von den Meinigen. — Auf dem Rückritt begleitete mich mein Vater bis an unsere Grenze.

„Wer Gott vertraut,
Frisch um sich haut,
Der kann allhier auf Erden
Niemals zu Schanden werden."

Das waren die letzten Worte seiner Lehren. Er klopfte mir die Achsel, wendete sein Pferd und jagte zurück, während ich zum Regimente weiter eilte.

III. Der reitende Jäger erneuert die Bekanntschaft mit seinem Großonkel Blücher und nimmt ihm einen Braten weg.

Nach dem Waffenstillstande zog Blücher mit seinem schlesischen Heere heran und ging in unserer Nähe, bei Elsterwerda, am 3. October über die Elbe und Bernadotte mußte nothgedrungen, da Wittenberg noch von den Franzosen besetzt war, am 4. über Dessau folgen, wenn der ungeduldige Bülow ihm nicht durchgehen sollte.

Am 5. October hatte Blücher sein Hauptquartier in Puch in der Nähe bei Bitterfeld, wo wir Bülow'schen im Bivouak lagen.

Mein Vater hatte mir geschrieben, wenn ich in die Nähe Blücher's käme, demselben mich zu präsentiren. — Ich nahm einen kurzen Urlaub und trabte munter und erwartungsvoll nach dem Schlößchen von Puch.

Als ich mich anmelden lassen wollte, erklärte mir der Ordonnanz-Unterofficier, daß solches nicht nöthig sei und Jeder unangemeldet eintreten könne.

Ich folgte der Weisung, trat ein und blieb an der Thür stehen, um den weitern Befehl zu erwarten.

Es war ein langer Saal. Am jenseitigen Ende, die Fronte mir zugekehrt, saß Blücher hinter einem großen runden Tisch voll durchwühlter Briefschaften, in einer weißen Piqué-Jacke, während ein Gänsekiel kreischend über den vor ihm liegenden Folianten flog und starke Rauchmassen, die er aus seinem „Stummel" blies, andeuteten, daß er schlechter Laune sei. Zur Linken führten die Fenster nach dem mit Ordonnanzen und Pferden angefüllten Hofe; zur Rechten drangen durch eine nur angelehnte Flügelthür des Nebenzimmers russische, französische und deutsche Stimmen unterbrochen von Tellergeklirr und dem Ausziehen von Korken.

Endlich schnipste er seine Feder heftig aus, daß die Tinte auf dem Fußboden umher spritzte, warf die Feder fort, blickte auf und gewahrte mich, bescheiden an der Thüre stehend.

„Was will Er?" fragte er kurz, indem er mich musterte.

„Eure Excellenz mich präsentiren", entgegnete ich entschlossen in militairischer Haltung.

„So, — na, wer sind Sie denn?" fragte er, indem er mit dem Kopfe winkte, näher zu treten.

Ich folgte dem figürlichen Befehl, trat vor den Sitzenden hin, nannte meinen Namen und fügte hinzu: daß ich, im Auftrage meines Vaters, persönlich nach seinem Ergehen mich zu erkundigen und zu seinen Siegen Glückwünsche zu bestellen habe.

„Danke", sagte er gleichgiltig. — „Na", fuhr er dann freundlich fort, „was macht denn Dein Vater, der alte Seehund?"

„Er steht in diesem Augenblick mit dem exercirten Landsturm vor Stettin und klopft den plündernden Franzosen auf die Finger."

Digitized by Google

„Aha!“ lachte er, „da erkenne ich wieder einen meiner alten Pappenheimer! — Nu sag einmal“, fuhr er theilnehmender fort, „bist Du denn seine älteste Range?“

„Zu Befehl.“

„Nee“ lächelte er, „zu befehlen habe ich Ihm darin nichts. — Aber“, fuhr er fort, indem er mich von oben bis unten maß, „bist zwar ein strammer Junge geworden, nur noch etwas klein.“

„Ich hoffe noch groß zu werden.“

„Du meinst wol lang; — aber schadet nicht, ein schlechter Junker, der nicht auf die Feldmarschallswürde hofft. — Wie alt bist Du denn jetzt?“

„Am Schlachttage von Großbeeren habe ich gerade mein fünfzehntes Jahr erreicht.“

„Ein schöner Geburtstag! — Na, und hast Du außerdem noch weitere Kriegerfeste mitgemacht?“

„Alle Kämpfe, in welchen mein nie geschlagener Bülow siegte.“

„Prahlhans! — Weißt Du denn nicht, daß manche Retirade auch ihren Orden verdient?“

„O ja, Excellenz! — besonders wenn der Rückzug ein verstellter war, um in der Feuertaufe durch das Wasser zu siegen.“

„Sieh, sieh! Der kleine Racker, spielt auf die Katzbach an“, lachte er. — „Na“, fuhr er in ernsterm Tone fort, „hast Du denn noch nichts ausgewischt bekommen?“

„Kleinigkeiten.“

„Ist Dir ganz dienlich. — Man lernt nach dem kurzen innern Verfahren, wenn man die Medicinflasche geleert, mit Flaschen umgehen. Probatum est.“

„So sagt auch mein Leibarzt, der Curschmidt, der es mehr mit dem Innern hält.“

„Da hast Du wol schon ordentlich trinken gelernt?“ fragte er mit drohender Miene.

„Nur ein Glas Wein, wo meine Officiere mir es reichten.“

„Kannst Du bei mir hier nebenan auch haben“, sprach er zufrieden, indem er nach der Flügelthür deutete, wo eben ganz feldmäßig die Köpfe von den Flaschen mit den Klingen getrennt wurden.

Ich machte ein tempomäßiges Kehrt, um sogleich seinem Befehl nachzukommen.

„Halt! — Front!“ commandirte er, „für Kleinigkeiten ist eine Neige ausreichend. — Kennst Du auch schon die Karten?“

„O ja Excellenz, von hier über den Rhein bis Paris.“

„Kleiner Knirps! weißt recht gut, was ich meine. — Ich frage: ob Du Dein Französisch zunächst beim Rouge et noir und Pair et passe lerntest?“

„Nein Excellenz! ich spiele nicht.“

„Da gewinnst Du mehr wie ich. — Qualmst Du auch schon?“

„Es bekommt mir schlecht.“

„Weiß das. — Die ersten Paffe geben ein Ansehen, als wenn ein Kater Heu frißt. Aber so'n Rauchfang in einem Feldsoldatengesicht hilft Hunger und Durst ertragen. . .“

Es ist keine leichte Aufgabe für den Veteran, die geraden ungeschminkten Redeweisen der alten Heroen, die wie deutsche Eichbäume von rauher Borke, aber gesundem Kern noch aus altem Jahrhundert gipfelten, wieder-

Digitized by Google

zugeben, ohne sie vom Schmucke historischer Wahrheit zu entkleiden. — Wenn der entschlossene Zuhörer meiner alten Geschichten auch gefaßt ist, die längst in Asche zerfallenen eisernen Leiber unserer Väter wie Mythen einer großen Zeit zu betrachten, denen nur noch die Memnonssäulen nachklingen, so will der Veteran, der aus jener Zeit übrig geblieben doch versuchen anstatt der Faustthandschuhe, — niederschlagend für die Herren Franzosen — moderne feine Glacées anzuziehen, auf die Gefahr hin, daß sie hier oder dort einmal platzen, wie Blücher's Geduld beim freundschaftlichen Besuch seines „frère d'armes" Bernadotte, der eben angemeldet wurde.

Ich eilte in's Nebenzimmer, wo die dejeunirenden Officiere verwundert den frechen Jägerburschen betrachteten, bis ich erklärte, daß Großonkel Blücher es befohlen habe, worauf nun mehr als eine Weinneige mir präsentirt wurde. Als sich die Mähr von Bernadotte's Ankunft verbreitete, blieb selbst der Braten stehen, Alles eilte hinaus zu den Pferden, da man vermuthete, daß es einen Aufbruch gälte, indem es hieß, daß Napoleon von Dresden anrücke. Der delicate Braten! — Ich wickelte denselben, da keine Zeit zum Tranchiren war, in ein Stückchen Gardine; nahm einige ungeköpfte Flaschen unter die Arme und als Bernadotte vorn eintrat, schlüpfte ich hinten hinaus und jagte zum Bivouak zurück, um den Fasttag meiner Officiere in einen Festtag zu verwandeln. Zwar folgte eine Beschwerde von Großonkels Küchenmeister, indessen kam ich noch so davon.

IV. Der reitende Jäger fungirt in einem Ehrenhandel.

Jene Gerüchte vom 5. hatten sich vollkommen bestätigt. Napoleon hatte St. Cyr mit 30,000 Mann stehen lassen und war mit der ganzen Armee, wozu er noch Ney mit neuen Truppen aus Leipzig heranzog, im Anmarsch, um die Nordarmee zu schlagen. — Bernadotte wollte gleich über die Elbe zurück; Blücher aber wußte ihn festzuhalten und zog, in einem Flankenmarsch ausweichend, am 10. über die Saale, hinter welcher er beobachtend stehen blieb und, wie ein Cortez, die Elbbrücke bei Aken abbrechen ließ, damit die Nordarmee Stich halten mußte. Napoleon, der in Gewaltmärschen am selben Tage in Düben angekommen war und seinen Lufthieb erkannte, hatte Ney über Wittenberg vorgehen lassen, um Blücher wegen Berlin in Sorge zu setzen, diesen aber nur zu der Erklärung veranlaßt:

„Solchen napoleonischen Wind kennt man schon; drüben muß Tauentzien sich wehren." — Es wurden eine Anzahl kleiner Reiterdetachements zusammengezogen, um die Bewegungen des Feindes in der Flanke zu beobachten.

Wie einst Darius durch seinen Stallknecht König wurde: so war es das Verdienst meines Braunen, daß ich zu diesen Ausgewählten, den sogenannten Mausepatrouilleuren" befohlen wurde.

Während Gneisenau die Officiere construirte, marschirten wir vor dem Hauptquartier auf und saßen ab.

„Siehe da! Mause . . . . im Pfeffer", rief Blücher, als er mich und ein großes Papier an meiner Brust entdeckte und winkte mir, vorzutreten. „Was hast Du denn da für eine wichtige Depesche?"

„Nur einen Brief vom Stabsrittmeister von Haas."

„Der tapfere Haudegen! — Lebt er noch? — Und was will der alte Kettenhund aus Rättkau von mir?" *)

*) Haas hatte die Eigenthümlichkeit, die Menschen durch Hundenamen nach ihren Eigenschaften zu charakterisiren.

Digitized by Google

„Excellenz um Rath in einer Ehrenſache bitten.“

„Hat denn der alte Krakehler noch nicht genug Näthe und Circumflexe in der Haut, die ja ausſehen muß wie eine egyptiſche Hieroglyphenſchrift? — Aber ich ſehe der Brief iſt offen; — haſt Du etwa hineingeblickt?“

„War nicht nöthig, Excellenz, da er mir den Inhalt mittheilte.“

„Sieh, ſieh! — Na, und mit wem hängt er denn ſchon wieder?“

„Mit dem Kronprinzen von Schweden.“

Blücher ſtutzte und ich fuhr fort zu erzählen, daß, da Haas kein Franzöſiſch verſtände, und ſchon wegen des an Bülow begangenen Lorbeerraubes erbittert, durch Mißverſtändniß glaube, daß Bernadotte ihn einen tollen Hund genannt habe.

Blücher ſtudirte die derben Grundſtriche der Zeilen, den ſeinigen ähnlich. „Na, ich werde ihm antworten, wenn ich Zeit habe“, ſprach er endlich. „Da Du aber ſein ſchriftgelehrter Phariſäer biſt, ſo kannſt Du ihm vorläufig ſagen: bei ſeiner Gewohnheit, die Menſchen mit Hundenamen zu beehren, müſſe er ſich nicht wundern, wenn er's auch einmal ſo zurückbekäme; und ob er nun den Namen eines tollen Hundes verdiene oder nicht: unter vier Augen könne er doch keinenfalls leugnen, daß er ſtets an der Waſſerſcheu gelitten habe.“

Gneiſenau kehrte mit den Officieren zurück und wir ſaßen auf.

V. Verſchiedene Diplomaten.

Bei der weltbekannten Feldherrenconferenz in Breitenfeld, wohin Bernadotte die Generale der Nordarmee und auch Blücher, welcher am 16. bei Möckern ſiegte, in der Nacht vom 17. zum 18. geladen hatte, war ich als Ordonnanz zum Chef des Bülowſchen Generalſtabs, Oberſt v. Boyen commandirt.

Bernadotte wohnte parterre und hatte die Gewohnheit, die Fenſterläden nicht zu ſchließen und die obern Fenſterflügel offen zu halten, ſo daß wir Berittenen die Vorgänge im Zimmer beobachten konnten.

Die bekannten heftigen Scenen drohten die ganze Conferenz zu ſprengen; — da erſchien plötzlich ein Reiter in ruſſiſcher Generalsuniform, der unangemeldet hereinſtürmte. Bernadotte ſprang empor und flog dem Angekommenen in die Arme. Alles ſtaunte. „Mein alter Jugendfreund, Du biſt es, Pozzo di Borgo!“ rief Bernadotte.*) — „Ja, königliche Hoheit! noch immer Dein Freund, trotz der Feindſchaft des Schurken, Deines Schwagers.“

Er zog den verlegenen Bernadotte in eine Fenſterniſche und ſprach leiſe mit ihm.

„Na“, ſagte der aufathmende Blücher ganz laut, „der wird ihn ſchon mürbe machen und mit Norwegen ködern.“

So geſchah es auch. Die Feldherren trennten ſich friedlicher. Im Heraustreten ſagte Blücher: „Bei Gott, dieſer Corſe iſt doch der einzige Diplomat, vor dem man Reſpect haben muß.“ Was freilich nicht hinderte, daß unſer Corſe das Seinige that, daß wir damals beim zweiten Pariſer Frieden den Elſaß und Lothringen nicht herausbekommen haben. Ich ſah den kleinen braunen Mann genauer an, als er zum Hauptquartier des Zars nach dem fernen Liebertwolkwitz zurückeilte.

---

*) Pozzo di Borgo, Corſe, Napoleon's Landsmann und Familienfeind, das Hauptorgan der Feinde Napoleon's und ihr Diplomat in Wien und Petersburg. Schloſſer, Geſch. des 18. und 19. Jahrhunderts, VII. 431.

Boyen dictirte mir noch beim Laternenlicht Bülow's Befehle, als eine andere Scene auf dem Hofe ſich entwickelte.

Mehrere ſchwediſche Ordonnanzen waren herbeigeeilt und Bülow erhielt von Bernadotte den Befehl, nicht vorzurücken, ſondern umzukehren, da St. Cyr von Dresden im Anzuge ſein ſolle. — „Ei was", rief der heftige Bülow, „da hinten ſtehn müßige Schweden genug, für mich liegt die Ehre vorne, jenſeits der Partha!"

Da ſtampfte ein Mann mit Elephantenbeinen, den breiten Schultern eines Atlas und kupfernem Antlitz in ſchwediſcher Artillerieuniform herbei und näherte ſich Blücher, der eben zum Aufbruch ſich rüſtete.

Es war der Oberſt Cardell, Chef der ſchwediſchen Artillerie, früher Cops genannt, von Guſtav Adolph umgetauft, und als der gröbſte Mann ſeiner Zeit bekannt.

„Herr General!" grunzte er mit einem Eberorgan, und in breitpommeriſcher Sprache Blücher an; „der Kronprinz ſendet mich zu Ihnen, da ich Deutſch ſpreche."

„Freut mich Jemand kennen zu lernen, der verſtändliches Lederzeug hat", entgegnete Blücher, indem er ſein Pfeifchen anrauchte.

„Ich ſoll Ihnen ſagen, daß der St. Cyr von Dresden kommt."

„So?" ſagte Blücher gleichgiltig; „wenn es da mit Euch Schweden zur Pelzwäſche kommt, werden wir ja ſehen, ob Ihr Euch miteinder naß macht."

„Er ſoll aber gerade auf Skeuditz marſchiren und kann nach Möckern kommen."

„Schade, daß er nicht ſchon früher gekommen iſt, er hätte gleich einige Schläge, die Marmont beſehn, mit abbekommen können."

„Jetzt kommt er Ihnen aber gerade von hinten."

„Nun, dann kann er mir eine Ehre anthun."

„Aha — verſtehe."

„Gut, ſo wiſſen Sie, woran der iſt, der ſich bei mir orientiren will."

„Danke, danke", ſagte Cardell zurücktretend.

„Keine Urſache", entſchuldigte Blücher höflich.

Gneiſenau, welcher bereits zu Pferde war, eilte herbei, um einem möglichen Wortwechſel zuvorzukommen.

Aber das war gar nicht nöthig. „Ji väſtahn mi", ſagte Blücher im pommeriſchen Platt, indem er ſich in den Sattel ſchwang, „und damit Chüs!"

Cardell war außer ſich vor Vergnügen.

„Das iſt doch noch ein echter deutſcher General!" rief er, „der raucht ſeine Pfeife und trinkt mit ſeinen Soldaten und hat eine ſo verſtändliche Umgangsſprache, daß man gleich weiß, woran man mit ihm iſt." Unter ſolchen Lobeserhebungen ſtampfte er in's Haus zurück.

Und damit genug für heute. Das nächſte Mal erzähle ich Euch mehr vom alten Blücher und ſeinen Cameraden.

Druck von A. H. Payne in Reudnitz bei Leipzig. — Nachdruck und Ueberſetzungsrecht ſind vorbehalten

Der Salon.

Die Pfadfinderin.

Novelle von **Paul Heyse.**

Ich war den ganzen Tag einsam durch die langgestreckten Thäler gewandert, unter einem verdrossenen, bleifarbenen Herbsthimmel, zwischen dunklen, unabsehlichen Fichtenwäldern, in denen sich wenig Lebendiges regte, als hie und da ein paar schweigsame alte Leute an einem Kohlenmeiler, oder Holzknechte, die das Flößergeschäft besorgten und ebenfalls nicht redselig aufgelegt waren. Auch der Fluß, der mich Anfangs mit munterm Rauschen begleitet hatte, floß endlich träger und mürrischer, als habe er gemerkt, daß wir Zwei uns nicht verständigen konnten. So war ich froh, als er gegen Abend eine starke Biegung machte und in einen weiten, lachenden Thalgrund einlenkte, wo links und rechts auf den Hängen, die in breiten Stufen hinanstiegen, helle Laubbäume im letzten Tageslichte standen und kleine Gehöfte überall zerstreut aus den Wiesen hervorsahen. Tiefer hinab schien ein großes Dorf sich um einen alten Herrensitz zu lagern, aber so von den Wipfeln der Kastanien- und Nußbäume überragt, daß selbst der Kirchthurm dahinter verschwand. Die Luft, die in der feuchten Enge der Schlucht beklommen und streng gewesen war, milderte sich hier plötzlich. Es wurde mir auf einmal leicht um's Herz, und ich stand unwillkürlich still, um all das Erfreuliche, das da vor mir ausgebreitet war, erst im Ganzen zu genießen, eh' ich es Stück für Stück in Besitz nahm.

Zur Linken, etwa dreißig Schritt von der Stelle, wo der Fluß sich wendet, lag eine große Schneidemühle, der gegenüber sich ein Häuschen befand, etwas größer und schmucker als die gewöhnlichen Bauernhäuser, zumal durch einen Blumen- und Obstgarten verschönt, wie er in diesen Gegenden nicht häufig gefunden wird. Zwischen Haus und Mühle lief die Landstraße durch, und von der Mühle aus führte ein hoher Steg auf das andere Ufer, wo große Holzvorräthe, schon geschnittene Stämme und Flößholz, sehr ordentlich bei einander aufgeschichtet lagen. Die Räder schienen vor Kurzem gestellt zu sein, vom Dorf herauf läutete das Avemaria und aus dem untern Geschoß des Hauses drang ein Summen und Murmeln, wie wenn dort viele versammelte Menschen vor dem Nachtessen das übliche Gebet hersagten.

Indem ich so in Sehen und Hören versunken eine Weile rastete, in jener angenehmen Betäubung, in der sich nach langer Anstrengung die Sinne zu sammeln und auszuruhen pflegen, fühlte ich plötzlich einen herzhaften Schlag auf meine Schulter und sah, mich erstaunt umwendend, einem alten Bekannten in's Gesicht, der mir freilich schon lange aus der Kunde gekommen war. Und da ich ihn überdies nie in solchem Auf-

Digitized by Google

zug gesehen hatte, wie er hier, gleichsam aus dem Boden gewachsen und dazu gehörig, sich darstellte, brauchte ich einige Secunden, bis mir sein Name von den Lippen sprang und meine Hand sich mit der seinigen in einem freundschaftlichen Druck begegnete.

Vor mehr als zehn Jahren hatten wir uns häufig gesehen, manche Stunde mit einander verschwatzt, über lustige und ernsthafte Dinge unsere Meinungen getauscht und, da wir sehr verschiedene Künste trieben, Jeder dem Andern von dem Seinigen mitgetheilt. Er hieß Doctor Wendelin, war um ein gut Stück älter als ich und sah noch verwitterter aus, als Andere in seinen Jahren, da er sich nie geschont und unter manchem Himmelsstrich durch Mühsal, Mangel und Gefahren aller Art durchgeschlagen hatte. Denn er konnte die Naturwissenschaften, denen er sich gewidmet hatte, vor Allem Zoologie und Botanik, nicht wie so mancher Andere seßhaft hinter Büchern und Sammlungen betreiben. Kaum einen Winter lang hielt er es an Einem Orte aus, kaum so lange, um die Ergebnisse seiner Forschungen in einigen Aufsätzen niederzulegen; alsdann riß es ihn wieder auf, und er mußte wandern. Seine Fachgenossen sprachen mit besonderm Respect von ihm, als Einem, dem überall, wo er mit dem Wanderstab anklopfte, eine neue ungeahnte Quelle der Erkenntniß springe, und bedauerten nur, daß er sich nie entschließen könne, ein größeres zusammenhängendes Werk zu schreiben oder einen Lehrstuhl zu besteigen. Andere wieder gaben ihm darin Recht, daß er that, wozu er am meisten taugte: Wege zu suchen, Anregungen auszustreuen, gerade da, wo man schon abgeschlossen zu haben wähnte, ein neues Pförtchen aufzumachen. Und da er auch sonst etwas Unweltläufiges hatte und „Europens übertünchte Höflichkeit nicht kannte“ oder zu beobachten verschmähte, hatten ihm seine Freunde den Namen „Pfadfinder“ oder „Lederstrumpf“ angehängt, den er sich ganz wohl gefallen ließ, und mit dem auch ich ihn begrüßte. Er hatte ihn nie besser verdient, als jetzt, wo er plötzlich aus einem weglosen Dickicht zur Seite herabgeschneit, wie ein Vetter Rübezahl's hinter mir stand, die hohe, etwas hagere Gestalt in einem grauen Kittel und kurzen ledernen Kniehosen, gelben Kamaschen und mächtigen Nagelschuhen, einen ausgewaschenen und verbogenen Strohhut auf dem braunen Krauskopf, dessen Locken schon merklich in's Graue spielten, der Bart ungeschoren und ungepflegt. Doch waren die blauen Augen, zumal wenn er plötzlich die halbgesenkten Lider öffnete und Jemand schalkhaft oder ernsthaft anblitzte, von einem Jugendglanz, der wol auch noch einem Mädchen gefährlich werden mochte, und wenn er lachte, sah man die weißen Zähne, noch alle unversehrt, durch den angegrauten Bart schimmern.

Er trug einen leichten Tornister auf dem Rücken, eine schwere Blechkapsel an der Seite, einen derben Stock mit blankem Stahlhammer in der Faust.

Nachdem wir die ersten Fragen und Antworten über unser Woher und Wohin gewechselt hatten, wobei ich natürlich bestimmtere Auskunft geben konnte als er, der ewige Wanderer, der „Unbehaus'te, der Flüchtling

Digitized by Google

ohne Rast und Ruh", sagte er, indem er mit seinem Hammer nach dem Dorf hinunterzeigte:

„Wenn es Ihnen darum zu thun ist, Forellen zu essen und sie in einem zweifelhaften Deidesheimer schwimmen zu lassen, so gehen Sie dort hinunter, wo sie Beides so gut und theuer genießen können, wie nur irgend in einem Postwirthshause hiesiger Gegend. Aber da Sie vor Zeiten mehr auf Menschen als auf Fische versessen waren, lade ich Sie ein, hier ganz in der Nähe vorlieb zu nehmen. Das Häuschen, das Sie dort neben der Sägemühle sehen, gehört Leuten, bei denen ich seit langen Jahren ziemlich gut angeschrieben bin, und die kennen zu lernen wol der Mühe werth ist. Ich habe eigens um ihretwillen diesen Umweg gemacht; obwol für meine Zwecke nicht eben viel dabei herausschaut, da ich diesen Winkel kenne, wie meine Tasche, und mit Allem, was hier kreucht und fleucht, von Urgroßeltern her vertraut bin. Aber sie würden glauben, ich sei gestorben oder verdorben, wenn ein Jahr verstriche, ohne daß ich einmal wieder die Beine unter ihren Tisch streckte, und auch mir selbst würde etwas fehlen. — Machen Sie nur keine Umstände. Als guter Freund eines guten Freundes werden Sie bei diesen wackeren Menschen sehr willkommen sein, und in der Gaststube droben, wo ich untergebracht werde, steht immer ein zweites Bett. Auch daß Sie ein Ketzer sind, braucht Sie nicht zu kümmern. Denn es wird zwar eben da drinnen kräftig gebetet, und im Zimmer oben hängt ein Weihkessel, aber die Hausfrau selbst ist keine Katholikin, und daß ich selbst ein halber Heide bin, hat unsere Freundschaft nie gestört."

Mit diesen Worten schritt er mir voran auf das Haus zu, in dem gerade das Summen der Betenden verstummte, und öffnete ohne anzuklopfen die Thür.

„Guten Abend mit einander!" sagte er. „Ist's erlaubt einmal wieder vorzusprechen und noch einen Gast mitzubringen?"

„Herrgott, der Gevatter!" rief eine tiefe Frauenstimme, die das Signal zu einem lustigen Chorus aus Mädchen- und Männerkehlen gab. Im nächsten Augenblick sah ich meinen Freund von einem bunten Getümmel hemdärmliger Gestalten umringt, die von ihren Sitzen aufgestanden waren und den alten Hausfreund mit freundschaftlichem Ungestüm bewillkommten.

Ich, an der Thür unbeachtet zurückgeblieben, hatte Muße, mir den Ort und die Menschen darin zu betrachten. Es war ein sehr großes, vier- oder gar fünffenstriges Zimmer mit niedriger Decke, sauber weißgetüncht und nach Art der Wirthsstuben mit wenigen Meubeln ausgerüstet. An der Fensterseite stand ein langer Tisch, um den etwa ein Dutzend Dienstleute, Männer und Dirnen, um zwei riesige Schüsseln saßen, und weiter aßen, ohne sich, nach dem ersten Umblicken und Köpfezusammenstecken, um die fremden Gäste weiter zu kümmern. An der Ofenseite, an einem kleinern Tisch, hatte die Familie des Hausherrn gesessen, der Sägemüller, ein stattlicher Mann in den besten Jahren, die

Digitized by Google

Frau, von der noch weiter die Rede sein wird, drei hochgewachsene bäuerlich gekleidete Töchter, dem Vater mit ihren derben rothwangigen Blondköpfen wie aus den Augen geschnitten, etwa von neunzehn bis fünfzehn Jahren, während ein schlanker Knabe am Ende des Tisches, der an etwas Künstlichem geschnitzt und das Essen noch nicht berührt hatte, mit großen braunen Augen, die der Mutter gehörten, den fremden Gast anstarrte. An der einfachen Nachtkost, einem Mehlschmarren und Birnenschnitz, hatten noch ein paar Männer Theil genommen, von denen ich aber, da keine Vorstellung Statt fand, nichts zu sagen weiß, als daß sie mir wie Geschäftsleute, Getreide- oder Holzhändler, vorkamen und sich auch gleich nach dem Essen empfahlen.

„Richtig!" hörte ich jetzt meinen Freund mit seiner kräftigen Stimme lachen. „Noch immer die alten Nachtfalter, die keine Kerze anzünden, so lange sie noch den Mund finden können. Es mag beim Essen sein Gutes haben, damit Keins dem Andern die saftigeren Schnitz vor dem Löffel wegfischt. Aber wenn alte Freunde nach Jahr und Tag sich wiedersehen, Wetter auch! da will ich's hell haben, daß man sich die Falten im Gesicht zählen und sehen kann, ob der Vorrath sich gemehrt hat. Ist mir's doch eben passirt zu der Zenz Toni zu sagen, was eine Schande ist für einen rechtschaffnen Gevatter."

Das jüngste Mädchen war schon bei den ersten Worten hinausgelaufen und brachte jetzt ein brennendes Licht aus der Küche herein. „So!" sagte der alte Freund, „nun seh' ich doch erst, daß du seit vorm Jahr die Kinderschuh ausgetreten hast, Christel. Und wie sieht's heuer aus mit dem Kochen? Schau, da ist ein fremder Herr, der gern einen Eierkuchen von deiner Fabrik essen möchte, und wenn du ein paar Schinkenschnitte daran thätest, würde er auch nicht böse sein, denn er ist ein Städter und den ganzen Tag marschirt, und ich fürchte, um euern schönen Schmarren ist's ihm nicht zu thun. Liebe Gevatterin, wenn Sie noch ein Bischen rücken, so kann er zwischen uns Beiden sitzen."

Nun trat die Frau auf mich zu, mich zu begrüßen und sich zu entschuldigen, daß man mich bisher übersehen habe; es sei allemal eine so große Freude, wenn der Gevatter in's Haus komme, und eine so seltene, daß andere Gäste darüber zu kurz kämen, wenn auch nur für die ersten zehn Minuten. Ich konnte sie jetzt beim Kerzenlicht, und während sie mir ruhig gegenüberstand, genauer betrachten und sah, daß sie zwar nie so eigentlich schön gewesen, aber unter diesen Bauerngesichtern immer aufgefallen sein mußte durch eine gewisse Feinheit, die mehr im Blick und Ausdruck lag, als in den Zügen. Schön geformt war nur die Stirn und der Mund, und wenn sie lächelte, was selten geschah und fast nur über ein Scherzwort des alten Freundes, konnte sie auf einmal ganz jugendlich aussehen, obwol ihr braunes Haar schon stark mit Silberfäden durchzogen war. Das Eigenthümlichste an ihr schien ihre Stimme, so weich und sanft bei aller Tiefe, wie es den Altstimmen im Reden selten eigen ist. Gekleidet war sie ganz wie eine wohlhabende Bäuerin dieser Gegend, nur daß sie keine Haube trug, sondern das Haar mit

einem dunklen Bande aufgebunden und durch einen Kamm im Nacken zusammengehalten.

Jetzt reichte mir auch der Mann die Hand und nöthigte mich an den Tisch. Er entschuldigte sich, daß er weder Bier noch Wein uns vorzusetzen habe, nichts als einen Enzianbranntwein, den freilich Jeder rühme. Aber wenn ich kein Liebhaber sei, wolle er sogleich in's Dorf hinabschicken, ich solle nur sagen, was ich zu trinken begehre.

Der Knabe, der, wie ich jetzt sah, an einem ganz sinnreich construirten Modell eines Zugbrückchens geschnitzt hatte, stand bei diesen Worten auf und sah mich fragend an, um je nach meinem Entscheid das Gewünschte herbeizuschaffen. Ich verbat mir natürlich alle Umstände, nahm meinen Ehrenplatz zwischen der Hausfrau und Freund Lederstrumpf ein, und keine zehn Minuten vergingen, so war es mir so heimisch wohl an diesem Tische, als genösse ich die ältesten gastfreundschaftlichen Rechte.

Das war nun freilich vor Allem das Verdienst des eigentlichen Gastfreundes, der mich unter seine Fittige genommen. Denn dieser ewige Wanderer verstand auf's Trefflichste die Kunst, überall, wo er nur eine Stunde rastete, eine Stimmung von Häuslichkeit und Behagen zu verbreiten und alle unbequeme Fremdheit zu verbannen. Wie viel mehr mußte es ihm gelingen, in diesem Hause es sich und Anderen wohl sein zu lassen, da er, wie er selber erzählte, unter keinem Dache der Erde so viele Nächte geschlafen hatte, wie unter diesem — freilich nicht in Einem Strich. Es war auch, als sei er gestern erst gegangen, so genau wußte er um Alles Bescheid, was diese Leute erlebt hatten, so sorgsam erkundigte er sich bei jedem Einzelnen, Eltern und Kindern, nach all ihren großen und kleinen Angelegenheiten. Ich erfuhr, daß eine ältere Tochter seit zwei Jahren an einen reichen Wirth zwei Stunden abwärts verheirathet war und schon einen Buben hatte. Die dann folgte, die Crescenz, das eigentliche Pathenkind meines Freundes, war auch schon verlobt und mußte sich allerlei Neckereien gefallen lassen und versprechen, ihn nicht, wie die Schwester, zu übergehen, wenn auch an sie die Reihe komme, taufen zu lassen. Bei ihr selbst hätte sie's erlebt, was es um einen rechtschaffenen christlichen Pathen für eine gute Sache sei; das solle sie auch ihrem Kinde gönnen. Das Mädchen — ein munteres und gar nicht zimpferliches Ding — gab ganz lustige Antworten, obwol es bis an die Stirne roth geworden war, und als an die anderen Schwestern die Reihe kam, sich verhören zu lassen, wie sie es die Zeit her getrieben hätten, war es auch denen anzumerken, daß hier im Haus eine gute, helle und gesunde Luft wehte, besser gelüftet und von allerlei Vorurtheil und Aberglauben gereinigt, als sonst in Bauernhäusern dieser Gegend. Der Knabe dagegen, der wie sein Vater Aloys genannt wurde, schien etwas linkisch und unaufgethaut, und wenn er nicht Augen gehabt hätte, die von einem innern Leben strahlten, hätte man ihn leicht übersehen. Als aber der Hausfreund ihn heranrief und sich sein Schnitzwerk zeigen ließ, auch allerlei Fragen that nach Diesem und Jenem, belebten sich die

Digitized by Google

etwas hageren jungen Züge, und man sah, daß dieser Jüngste von dem geistigen Erbe der Eltern wol das Meiste abbekommen hatte. Die Mutter, die wenig sprach, hörte ihm mit einem stillen Stolze zu, während er seine klugen Antworten gab. „Es bleibt dabei, Gevatter", sagte der Hausfreund, „den Buben lassen wir studiren. Blitz! Der wird noch einmal Brücken bauen über den Niagara, oder gar bis in den Mond. Und da habe ich ihm gleich was mitgebracht, was er dazu brauchen kann."

Er schnürte sein Ränzel auf und holte ein Büchlein heraus, eine leicht und anschaulich geschriebene Himmelskunde mit Bildern und Karten, über die der Knabe sogleich in seiner stillen Art mit strahlenden Augen und offenem Munde sich hermachte, nachdem er dem gütigen Geber einmal über das Andere die Hände gedrückt hatte. Auch für die Mädchen kam nun allerlei Putz und Kram aus dem Tornister heraus, und zuletzt eine schöne kurze Pfeife für den Hausherrn mit einem Löwenkopf aus Meerschaum. „Nur die Gevatterin geht wieder leer aus", sagte er. „Es ist mir diesmal leider als sonst, denn ich habe da bei dem Schnitzer, von dem die Pfeife ist, einen Kamm gesehen, bei dem ich gleich an das Haar meiner alten Freundin denken mußte — schönes dunkles Schildpatt mit ein paar silbernen Streifen. Und doch bin ich zu gut gezogen, um mein altes Versprechen zu brechen, daß ich ihr nie was schenken will."

„Das fehlte noch gar!" sagte die Frau. „Ich habe schon genug. Ihr wißt's am besten."

Sie sah dabei mit einem gedankenvollen, aber hellen Blick zu ihrem Manne hinüber, der eben die neue Pfeife einweihte.

Indem ging die Thür und Christel kam herein und brachte das Essen, dem wir alle Ehre anthaten, die ihre junge Kochkunst auch wol verdiente. Währenddem plauderte Freund Pfadfinder von Diesem und Dem mit dem Hausherrn, das Neueste vom italienischen Krieg, der eben damals die Gemüther bis in die stillsten Waldwinkel aufregte, dann von seinen Reisen, die ihn im vorigen Jahr in den hohen Norden Schwedens und Norwegens geführt hatten. Der Mann schien sich für Alles zu interessiren, hatte die Zeitungen mit Verstand gelesen und sprach auch von Büchern, technischen und historischen, die ihm der Gevatter besorgt haben mochte, Alles in einer etwas langsamen, ungeübten Manier, theils als ob er sich vor den Städtern nicht recht getraute, theils wie wenn ihm auf sein geistiges Räderwerk etwas von dem Sägestaub seiner Mühle gefallen wäre, so daß es nicht ohne Anstoß arbeitete.

Die Frau, die ihr Spinnrad geholt hatte, saß still dabei, die Kinder waren bei ihrer Arbeit wie die Mäuschen, das Gesinde hatte längst das Zimmer verlassen und war schlafen gegangen.

Als der Hausherr eben noch einmal vom Enzian einschenken wollte, stand mein Pfadfinder auf und sagte: „Jetzt aber ist's genug geplaudert, zumal, da Ihr mich morgen noch nicht loswerdet. Gute Nacht, Gevatter; wohl zu schlafen, Frau Afra. Wecken braucht's morgen nicht. Die Sonne, wenn sie den alten Gast wieder in dem alten Bette findet, wird so große

Augen machen, daß man die seinen nicht zubehalten kann. Aber es bleibt dabei, daß wir der Monica in's Haus fallen, damit ich den Buben sehe, den sie mir unterschlagen hat. Ich gehe schon am Vormittag hinüber und melde euch an, daß sie das Essen drauf richtet. Gute Nacht miteinander!" —

Er gab den Eltern die Hand, klopfte den Kindern auf die Wangen und sah sich unter der Thür noch einmal um. „Ist doch schön wieder einmal zu Hause zu sein", sagte er wie für sich hin.

Dann gingen wir der voranleuchtenden Christel nach, die Treppe hinauf, die zu der Fremdenstube führte.

Das war ein großes niedriges Zimmer, dessen drei Fenster auf die Landstraße, den Fluß und die Mühle sahen, nur weißgetüncht, aber mit allerlei Geräth und Zierath ausgestattet, dem man ansah, daß es zu verschiedenen Zeiten als etwas besonders Seltenes und Werthvolles gegolten hatte. Auch mancherlei Bilder, gemalte Lithographien der vier Jahreszeiten und ein vom Schulmeister künstlich gestricheltes Tableau, das Vaterunser in verschiedenen Schriftarten mit kalligraphisch geschnörkelten Engelsköpfen eingefaßt, dann die Bilder des Königspaares hingen hoch oben an den Wänden. Das beste Stück aber war ein großer geschnitzter Schrank mit eingelegter Arbeit, der, als ich ihn öffnete, eine kleine Welt von Fächern und Schubladchen erschloß, sämmtlich leer und sauber ausgewaschen.

„Ist das nicht ein Prachtstück?" sagte mein Freund, der inzwischen dem Kinde das Licht abgenommen und an den Wänden herumgeleuchtet hatte, wie um zu sehen, ob noch Alles auf dem alten Flecke stehe. — „Es sind auch der Gevatterin von Tändlern und Juden, die auf solche Alterthümer Jagd machen, schon bis hundert Gulden dafür geboten worden, aber sie giebt ihn nicht her, obwol ich selbst, seit der Zeit, wo ich ihn von oben bis unten vollpfropfte mit all dem Zeug, das ich täglich zusammenschleppte, nicht viel mehr hineingethan habe, als ein paar frischgewaschene Hemden und allenfalls, statt systematischer Botanik, einen frischen Strauß, mit dem ich mein Pathenkind am Geburtstag überraschen wollte. Doch soll ich das alte Möbel nicht vermissen, wenn ich wiederkomme, und es ist wahr, es würde mir fehlen. Dies Zimmer, wie Sie es hier sehen, hat Manches miterlebt, was man ihm nicht anmerkt, und der alte Ofen da, obwol er ein Verräther ist, wenn man seine schwache Seite kennt — aber Sie werden schlafen wollen. Stört es Sie, wenn ich erst noch ein Stündchen im Tact auf und ab gehe und meine Cigarre rauche? Es ist das so eine schlechte Junggesellen-Gewohnheit von mir, und heute wird's vielleicht noch länger werden, bis ich in's Bett komme. Denn es spukt hier in diesen vier Wänden."

Ich sah ihn lächelnd an. „Auch für einen Naturforscher?" sagt' ich.

„Nur für Den", erwiederte er ernsthaft. „Für Sie nicht, und auch sonst nur für zwei Menschen, die etwa hereinkämen und sich die Zeit nähmen Gespenster zu sehen. Ein Naturforscher, mein Bester, ist

Digitized by Google

auch ein Menſch, war's wenigſtens vor Zeiten einmal. Aber wie geſagt, laſſen Sie ſich dadurch nicht ſtören; ich benehme mich ganz ſtill und vernünftig, wenn mir auch etwas Menſchliches begegnen und ich bis Mitternacht hier in alten Erinnerungen kramen ſollte."

Er war an das äußerſte Fenſter neben ſeinem Bett getreten und zündete ſich mit aller Gemüthsruhe, wie es ſchien, ſeine Cigarre wieder an. Ich merkte aber wol, daß er für ſein Leben gern ſich allerlei vom Herzen geredet hätte, was drauf laſtete, und daß er nur drauf wartete, ausgefragt zu werden.

„Auch ich bin noch gar nicht ſchlafſüchtig", ſagte ich. „Ein Tagemarſch, wie der heutige, zittert in meinem Gehirn eine Weile nach und das Blut klopft ganz laut an den Schläfen. Ueberdies haben Sie mich da zu Menſchen gebracht, wie ſie mir im Gebirg noch nicht vorgekommen ſind. Es iſt Ihre Schuld, wenn jetzt meine Neugier Ihnen läſtig wird. Sie wiſſen ſelbſt, daß ſonſt in dieſer Gegend nicht viel von Dem zu ſpüren iſt, was man Familienleben nennt. Sie eſſen zwar Alle aus Einer Schüſſel, ſind ſich aber meiſt fremder, als wenn Jedes für ſich in einem aparten Hauſe wohnte. Und freilich, wie ſollen ſich Menſchen ſo recht innerlich miteinander einleben, die ſelbſt nur äußerlich vom Tag in den Tag hinleben? Man kann einem Andern doch nur näher kommen, wenn man einen Ueberſchuß in ſich hat, von dem man ihm abgeben kann, oder eigene Bedürfniſſe, die er einem befriedigen hilft. Auf dem Lande aber — bei der groben Anlage und dürftigen Bildung der Meiſten — wo Alles auf Beſitz und Erwerb hinausläuft und die Religion nicht viel mehr iſt als das Kiſſen, das dem Zugſtier unter's Joch geſchoben wird — wie wollen Sie, daß da freie Menſchen mit zarten Empfindungen gedeihen ſollen? Und doch hat mir Alles, was ich in dieſem Hauſe geſehen, den Eindruck gemacht, als ob hier ein ganz beſonderer Hausgeiſt regierte, etwas Sachtes, Zartes und doch Mächtiges, wie es ſelbſt unter den ſogenannten Gebildeten in dem Maße ſelten iſt."

„Haben Sie das bemerkt?" ſagte er und wandte ſich nach mir um. „Nun ſehen Sie, ſo wird es Sie nicht gereuen, den Deidesheimer für den Enzian darangegeben zu haben, obwol Ihnen dieſer Hausgeiſt mehr als billig die Kehle verbrannt hat. Ja freilich, ſo auf die Schablone der gewöhnlichen, friſchabgerahmten Dorfgeſchichten, die vom Landleben nur das Fette auftiſchen und den ſäuerlich dünnen Schlipper in der Schüſſel laſſen, paßt das Alles nicht, was unter dieſem Dach ſich zugetragen hat. Und freilich, die Hauptperſon iſt auch kein Landkind."

„Die Hauptperſon? Sie meinen die Frau?"

„Wen ſonſt? Natürlich nicht, als ob ſie den Herrn im Hauſe ſpielte. Das thun auch andere gute und kluge Frauen nicht, die klar darüber geworden ſind, daß ihre Männer nicht ganz ſo gut und ſo klug ſind, wie ſie ſelbſt. Wenn Sie noch ein paar Tage hier bleiben, werden Sie es bald inne werden, daß meine Gevatterin gerade darum in Allem Numero Eins iſt, weil ſie ſich immer neben und hinter ihren Mann ſtellt."

„Ich kann leider nicht bleiben. Aber das Wiederkommen verſchwöre

Digitized by Google

ich nicht. Freilich darf ich dann nicht daran denken, hier beherbergt zu werden. Denn ein Wirthshaus ist es doch nicht, und ohne Ihre Einführung —"

„Narrheiten!" brummte er in den Bart. „Sind Sie heute nicht mit mir gekommen? Mehr braucht's nicht, daß Sie ein für alle Mal eingeführt sind. Ich — aber gehen Sie zu Bette. Ich vergesse immer, daß Sie nicht so ein Nachtvogel sind, wie ich."

„Verehrtester Lederstrumpf", sagte ich, „Sie vergessen noch etwas Anderes, daß Sie mir nämlich zum Ersatz für Forellen Menschen versprochen haben. Von diesem letztern Gericht aber haben Sie mich kaum naschen lassen, gerade nur so viel, um meinen Appetit zu reizen. Ich will nicht hungrig zu Bette gehen und hoffe, Sie denken zu menschenfreundlich, um Alles für sich allein zu behalten."

Er war, dicke Wolken vor sich hin dampfend, durch das Zimmer geschritten und blieb jetzt vor mir stehen, indem er mich mit seinen scharfen Augen so genau betrachtete, wie etwa eine Pflanze, deren Staubfäden er zählen wollte, oder sonst ein fragwürdiges Naturobject.

„Sie sind ein Fuchs", sagte er mit seinem gutmüthigsten Lachen. „Sie haben mir's längst abgemerkt, daß ich wie ein zu voller Topf bin, dem es selbst lieb ist, wenn man ihn mit dem Finger antupft, damit er überlaufen kann. Ja wol, diese alte Geschichte ist freilich der Mühe werth, sie erlebt zu haben, und vielleicht auch, sie sich erzählen zu lassen. Aber so gern ich aller Welt zu wissen thäte, was für ein seltenes Wesen eine gewisse Hauptperson ist — ob sie selbst damit einverstanden wäre, daß alle Welt es erführe, ist noch die Frage. Und euch Schreibern ist nicht über den Weg zu trauen. Ihr hängt Alles an die große Glocke, und eh' man sich's versieht, findet man sich eines Tages zwischen den Blättern eines Buchs, das man eben aufgeschnitten hat, wie eine getrocknete Pflanze und noch mit allerlei erlogenen Farben aufgemuntert, da beim Pressen der beste Saft verloren geht. Seid Ihr etwa besser als Eure Herrn Brüder in Apoll? Nun seht Ihr, Ihr lacht, und wer lacht, gesteht ein, daß er nicht für sich stehen kann. Und da wir hier in einem Hause sind, wo das Lesen nicht für Luxus gilt — was würde eine gewisse Person für ein Gesicht machen, wenn sie eines Tages dahinter käme, daß Ihr über Eurem Eierkuchen hinweg sie habt Modell sitzen lassen?"

„Macht Euch darüber keine Gedanken", beschwichtigte ich ihn. „Wir „Schreiber" sind wie gelernte Diebe, die, wenn sie Kirchensilber stehlen, es auch erst in den Schmelztiegel werfen, eh' sie es wieder in den Handel bringen, damit die Façon sie nicht verräth. Und es ist ja überhaupt noch die Frage, ob mir bei Eurer Geschichte der Diebsfinger jucken wird. Erzählt sie nur erst; dann wollen wir sehen!"

Damit hatte ich ihn, wohin ich ihn haben wollte.

„Höre nur einer den vornehmen Herrn!" rief er in drolligem Zorn. „Ich kann Euch sagen, obwol ich kein Aestheticus bin, sondern nur so als Naturpfuscher mir die Welt und die Menschen betrachte, daß ich

Digitized by Google

zwölf Dutzend von Euren gewöhnlichen Dorfgeschichten — Aber stille! Ich vergesse, daß ich selber mitspiele. Nun, meine Rolle dabei ist freilich nicht die glänzendste, und die Eigenliebe kann mich schwerlich verblenden. Wißt Ihr was? Legt Euch zu Bette und ruht Eure lahmen Glieder aus und wenn Ihr, trotz der sieben Meilen und meiner schlechten Art zu erzählen, nicht dabei einschlaft, wie es mir über mancher berühmten Dorfgeschichte begegnet ist, so sollt Ihr mir morgen abbitten, was Ihr da über schlechtes Kirchensilber, das vielleicht nicht der Sünde werth wäre, geäußert habt."

„Darauf wollen wir's ankommen lassen", sagt' ich und ging zu Bette

---

Er hatte sich indessen an dem Ofen zu schaffen gemacht und sorgfältig nachgesehen, ob die Klappe und das Heizthürchen geschlossen seien. Ich begriff erst nachher, was es damit auf sich hatte. Dann lehnte er seinen breiten Rücken gegen die dunkelgrüne Kachelwand, und da die einzige Kerze neben meinem Bette stand, war es drüben in seiner Ecke so dunkel, daß ich nur den Blick seiner Augen glänzen und, wenn er einen Zug that, die Gluth der Cigarre aufglimmen sah. So aber schien ihm wohl zu sein. Wenigstens fing er, ohne sich noch einmal bitten zu lassen, an, seine Geschichte zu erzählen.

„Ich weiß nicht", sagte er, „ob es Euch aufgefallen ist, glaube es aber kaum, da Ihr Federvolk immer nur auf das sogenannte „Poetische" in der Natur achtet, wobei Unsereins sich nichts Rechtes denken kann — aber selbst ein rein literarischer Spaziergänger mit „Kleistens Frühling in der Tasche" sollte beim Einbiegen in dieses Thal merken, daß ihn plötzlich eine ganz andere Luft anweht. Als ich vor zwanzig Jahren desselben Weges kam, den ich heute gemacht habe, auf der Schneide der Vorberge hin, summten und schwirrten in meinem Kopf allerlei Probleme, denen ich hier am Besten auf die Spur zu kommen hoffte. Ich habe immer einen besondern Trieb gefühlt, Grenzgebiete zu untersuchen. Denn aus den Uebergangsformen erkennt ein klares Auge am Besten, was die Form überhaupt zu bedeuten hat; es ist ordentlich wie vor Zeiten bei anderen Grenzstationen, wo Jeder, der hinüberwollte, seinen Paß vorzeigen mußte. Was z. B. an einer Blumenart das Charakteristische ist, offenbart sich am deutlichsten, wo dieselbe Species aus der Form des Tieflandes in den Alpencharakter übergeht und so fort. Sie werden das in Ihrem Metier in gleicher Weise erleben. Den Menschen studirt man am gründlichsten — ich meine den Umfang seiner Kräfte, Schwächen und, mit Einem Wort, seiner Menschlichkeiten — wo er ans Ueber- oder Untermenschliche, an den Engel oder Teufel streift. Aber Das beiläufig. Ich wollte nur sagen, warum es mich gelüstete, gerade hier mich einige Wochen vor Anker zu legen und in Fauna und Flora recht nach Herzenslust herumzustöbern.

Schon damals stand das Haus hier ganz wie heute, nur daß es auch noch eine Art Wirthshaus war, wo außer unserm Enzian Bier und Wein verschenkt wurde und ein paar Gäste übernachten konnten. Mein

Digitized by

Gevatter hat diesen Brauch einschlafen lassen, seiner Frau zu Liebe, der es nicht nach dem Sinn war, den Ersten Besten um's Geld herbergen und bewirthen zu müssen, und freilich oft nicht eben die feinsten Leute. Dann hat noch die Mühle drüben ein neues Dach bekommen, höher und spitzer, sonst ist Alles beim Alten. Aber es gehörte noch nicht den Leuten, die Ihr heute kennen gelernt, sondern einem gewissen Jacob Leidener, einem ehemaligen Ingenieur und Mechanikus aus Franken, der nur um eine Reparatur an dem Mühlenwerk zu machen aus der Stadt herübergekommen und dann hier hängen geblieben war. Der damalige Mühlenbesitzer, dessen Geschlecht seit unvordenklichen Zeiten hier gesessen und Bretter gesägt hatte, war ein wohlhäbiger Mann und hatte nur ein einziges Kind, eine Tochter, damals eben in erster Mädchenblüte, und obwol weder sehr gescheidt, noch mit überflüssiger Schulbildung ausgestattet, dennoch wegen ihres weichen Charakters und ihrer harten Kronenthaler keine üble Partie. Nun vergaffte sie sich obendrein in den stillen, städtisch gekleideten, sehr wackern Mechanikus und ließ es ihn so deutlich merken, daß auch er die Sache bald in Erwägung zu ziehen begann, und endlich, obwol ohne jedes „Langen und Bangen in schwebender Pein", bei seinen unsicheren Umständen es für sehr wünschenswerth erkannte, die schöne Müllerstochter zu ehelichen. Er hatte dann sorgenfreie Zeit genug, sich mit seinen mathematischen und mechanischen Liebhabereien abzugeben, die er neben der praktischen Thätigkeit bisher nur verstohlen hatte pflegen können.

Auch der Brautvater war mit der Partie ganz wol einverstanden und froh, einen Sachverständigen in der Familie zu haben, statt immer, wenn an dem Werk etwas zu ändern war, in die Stadt zu schicken und darüber Zeit versäumen zu müssen. Nur Einen Haken schien die Sache zu haben, den der Freiwerber sofort dem Mädchen selbst eingestand: er war ein Wittwer und hatte von seiner ersten Frau, mit der er nur ein paar Jahre gelebt, ein Töchterchen, das damals schon fünf Jahre alt war. Indessen war das gute Müllerskind zu verliebt, um daran Anstoß zu nehmen, und zu gutherzig, um auch späterhin, als nun eigne Kinder kamen, einen Unterschied zu machen. Also ging Alles auf's Beste. Die kleine Afra, schon damals ein besonderes Kind, klug und in sich gekehrt, von wenig Worten, wie der Vater, dessen Art sie überhaupt geerbt hatte, fühlte sich sehr viel wohler hier in dem schönen Flußthal, als bei der alten Muhme, die sie bisher erzogen hatte, und machte sich auch beim Großvater und der neuen Mutter bald beliebt. Die Letztere freilich war von zu träger und unergiebiger Complexion, um mit dem Kinde in ein näheres Verhältniß zu treten. Sie hatte ein solches — so weit ihre Natur es hergab — überhaupt nur mit ihrem Manne, da ihr in lichten Augenblicken doch wol die Sorge kam, sie genüge ihm nicht, und er lebe eigentlich bei aller guter Eintracht ziemlich fremd neben ihr hin. Auch diese Anwandlungen nebst den Anstalten, die sie zur Abstellung des Uebels machte, verloren sich mit der Zeit. Sie wurde nach jedem Kindbett dicker und schläfriger und war zuletzt eine von den vielen Wei-

Digitized by Google

bern auf dem Lande, die, außer einmal einer Ausfahrt auf einen nahen Markt, ſich nur noch Sonntags in Bewegung ſetzen, um ihrem Herrgott die übliche Staatsviſite zu machen.

Auf Letzteres hielt ſie um ſo mehr, als ihr Mann ein Lutheriſcher war, der freilich mit Religionsgeſprächen ſie völlig verſchonte, auch ihre gemeinſchaftlichen Kinder — nur die Afra war proteſtantiſch getauft — ohne Widerſpruch vom Dorfpfarrer taufen und firmeln ließ. Man iſt zwar gut katholiſch hier herum, und die kleine Afra, wie ſie heranwuchs und ſich in manchen Dingen ſehr merklich von ihren Altersgenoſſinnen unterſchied, mußte ſich oft genug „die Lutheriſche“ ſchelten laſſen. Aber da Jacob Leidener im Uebrigen ruhig ſeinen Weg ging, ſo vergab man es ihm mit der Zeit, daß der landfremde Ketzer ſich in die rechtgläubige Schneidemühle hineingeſetzt und die reiche Erbtochter weggefiſcht hatte. Er führte nach dem Tode des Schwiegervaters das Geſchäft rüſtig fort, und wenn er auch mehr und mehr auf ſeiner Stube blieb und Allerlei ſpintiſirte und probirte, was nicht gerade einträglich war, ſo hatte doch Niemand darüber den Kopf zu ſchütteln, da es der Frau recht war und ſie überdies Geld genug hatten, um ſich auch einmal brodloſe Künſte vergönnen zu dürfen.

So war das Leben hier im Hauſe ganz friedlich etwa vierzehn bis fünfzehn Jahre fortgegangen, als ich zum erſten Mal über dieſe Schwelle trat. Ich war damals ungefähr in Ihrem Alter, wo ſonſt, wenn man nicht ſchon blaſirt iſt, oder ganz auf die niederen Gebilde der Schöpfung verſeſſen, „der Menſch dem Menſchen noch immer das Intereſſanteſte iſt“. Aber wie Sie mich kennen, werden Sie ſich nicht wundern, daß ich, da ich einmal in dieſem Zimmer einquartiert und unumſchränkter Beſitzer des Schrankes war, mich die erſten Tage nicht eben viel um meine Wirthsleute und Kind und Kegel kümmerte, ſondern vom Morgen bis in die Nacht in Wäldern, Wieſen und Sümpfen ſteckte, und wenn ich Abends ſehr gorillamäßig nach Hauſe kam, ganz mit Beute beladen, mehr zum Eſſen als zum Schwatzen aufgelegt war. Mein Wirth hatte mir überdies bald vertraut, daß er dem Perpetuum mobile auf der Spur ſei und auch an einer ſehr hoffnungsvollen Flugmaſchine arbeite. Das hatte mich von vorn herein mit einem heiligen Schrecken erfüllt, ſo daß ich ihm aus dem Wege ging. Seine Frau ſaß ſtill und unförmlich den ganzen Tag entweder in der Küche oder in der Gaſtſtube am Ofen. Die Kinder waren in der Schule oder tobten im Garten und am Fluß herum. Es ging da freilich auch ein ſchlankes, braunhaariges Ding mit ernſthaften Augen und einem lieblichen Lächeln durch's Haus und ſchien die Seele von Allem zu ſein. Wenigſtens hörte man bei Allem, was geſchah oder geſchehen ſollte, „Afra“ rufen. Ich lebte aber, als ein rechter Unmenſch und Waldteufel wie ich war, ſchon acht Tage im Haus und hatte noch keine acht Worte mit dieſer ſtillen Erſcheinung gewechſelt.

Nicht daß ich ein Weiberfeind, oder etwa blöde in Mädchengeſellſchaft geweſen wäre. Nur daß mich eben gar nichts anziehen konnte, an dem nicht etwas herumzuräthſeln war; und die Weiber dachte ich

Digitized by Google

gründlich genug aus diesen und jenen Geschichten, die guten Freunden passirt waren, zu kennen, war darauf gefaßt, so gut wie Andere eines schönen Tages an die Reihe, d. h. unter den Pantoffel zu kommen, und trachtete nur danach, dies Unvermeidliche so lange als möglich hinauszuschieben, da Alexander von Humboldt es auch nur so weit gebracht hatte, weil er keine Zeit mit Hausvatersorgen zu verschwenden brauchte.

Desto zärtlicher bekümmerte ich mich um das niedere Thierreich, das in jener Zeit meine Hauptleidenschaft war. Alles, was ich von Bottichen, Zubern, Töpfen und Schüsseln auftreiben konnte, wurde nach und nach zu Aquarien umgewandelt, die damals noch nicht salonfähig waren und freilich auch in der Form, wie ich sie hier anlegte, für keine besondere Zimmerdecoration gelten konnten. Die Sümpfe in der Umgegend lieferten ein unerschöpfliches Material für mein Mikroskop, und da ich die Mühe nicht scheute, ganze Fischtrommeln voll Sumpfwasser nach Hause zu schleppen, konnte ich es meinen Gästen so behaglich machen, daß sie sich ganz in ihrem Elemente fühlten und auch in der Gefangenschaft ihr altes Leben fortführten. In dem Schrank hatte ich sehr sorgfältig Wespennester, Puppen, Larven und anderes Gezücht und Geziefer einquartiert, deren Lebensarten und -Unarten ich studirte, so daß ich an ungünstigen Tagen — und es war gerade ein rauher Frühling, in dem es noch zuweilen Schnee gab — meine häusliche Menagerie nicht zu verlassen brauchte, um doch tausendfältigen Stoff zum Nachdenken und Lernen zu haben.

Vor meinen Hausleuten verhehlte ich natürlich auf's Sorgfältigste, was ich da oben trieb. Ich wußte, daß die Leute auf dem Lande vor allem Gethier, das nicht dem Metzger oder der Köchin entgegengemästet wird, einen starken Widerwillen haben und es als Ungeziefer mit Gift und Besenstiel verfolgen. Was hätten sie erst für Gesichter gemacht über einen Gast, der in ihrem besten Zimmer einträchtig mit einer Molchfamilie und unzählbaren kleineren Sumpfbewohnern Haus hielt und Wespen, Hummeln und andere Gartendiebe in einem Schrank unterbrachte, wo man sonst nur den werthvollsten Hausrath aufbewahrt hatte!

Ich ging also nie aus, ohne meine Thür sorgfältig abzuschließen, verbat mir auch das Ausfegen, Bettmachen und Wasserbringen, das ich, wie ich vorgab, am liebsten selbst besorgte, da ich allerlei Schreibereien auf meinem Tische liegen hätte, über die mir Niemand kommen dürfe. Da mein Wirth, der Schneidemüller, auch so ein Stück Gelehrter war und ebenfalls eine Art Laboratorium hatte, das Niemand betreten durfte, so ergab man sich endlich in meine seltsamen Sitten, und ich konnte ungestört und unbeschrieen mein Wesen treiben.

Eines Nachmittags aber — ich war eben aus dem Walde heimgekommen, hatte noch den Hut auf dem Kopf und war darüber her, eine ganz unbekannte Species Wasserspinnen zu studiren, die ich in Ermanglung eines andern Behälters in mein Waschbecken gesetzt hatte — da klopft es an meine Thür, und über dem Feuereifer, mit dem ich meinen Fund untersuchte, vergesse ich die gewohnte Vorsicht und rufe „Herein!“

ſtatt wie ſonſt hinauszugehen und zu ſehen, was es gebe. So öffnet ſich denn die Thür, und herein tritt Jungfer Afra, einen Brief in der Hand, den die Botenfrau für mich abgegeben hatte. Ich war viel zu vertieft, um darauf zu achten. „Legen Sie ihn nur immer auf den Tiſch", ſagt' ich. „Es wird wol nichts Eiliges ſein." — Als ſie ſich aber immer nicht rührte, ſah ich auf und merkte jetzt erſt, daß ihr Zaudern allerdings ſeinen guten Grund hatte. Denn mein ganzer Tiſch war von einem Rudel junger Waſſerſchlangen in Beſchlag genommen, die aus der geöffneten Botaniſirbüchſe herausgekrochen waren und über die Geſellſchaft einiger zahmer Eidechſen eben ſo mißvergnügt ſchienen, wie dieſe über die neuen Ankömmlinge.

Das Mädchen ſtand mitten im Zimmer, den Brief rathlos in der Hand, mit den erſtaunten Augen bald mich, bald mein unheimliches Hausgeſinde betrachtend.

Ich fing hell an zu lachen.

„Liebe Afra", ſagt' ich, „Sie finden hier eine wunderliche Geſellſchaft, aber fürchten Sie ſich nur nicht, es geſchieht Ihnen nichts zu Leide. Alle dieſe Ungeheuer werden ſehr mit Unrecht als bösartig oder giftig verſchrieen. Sie leben zwar unter einander nicht im beſten Frieden und freſſen ſich ſogar gegenſeitig, wenn ſie den Appetit und die Kraft dazu haben. Aber das thun ja die lieben Nebenmenſchen auch, und zwar nicht immer aus Noth, ſondern oft aus reiner Bosheit, was man dieſen unvernünftigen Geſchöpfen nicht nachſagen kann. Und ſie ſind auch gar nicht ſo häßlich, wie die Meiſten finden, die ſich nie die Mühe gegeben haben, ſie genauer anzuſehen. Betrachten Sie nur einmal die Schlange dort, wie artig ſie ihren Kopf trägt und um die kleine braune Eidechſe ordentlich verliebt ſich herumwindet. Oder wollen Sie einmal durch mein Glas ſchauen? Ich habe da eine kleine Spinne, die ſich im Waſſer ganz unſcheinbar ausnimmt und hier in der Vergrößerung — kein Hirſch kann ſeine Schenkel flinker und zierlicher bewegen!"

Sie erwiederte nichts, trat aber ſogleich an das Waſchtiſchchen heran und ſah mit einem Ernſt und Eifer in das Mikroſkop, wie ein Mädchen ſonſt nur in ein Schmuckkäſtchen ſchaut. „So etwas habe ich mir gar nie vorgeſtellt!" ſagte ſie dann, ließ aber doch wieder einen zweifelhaften Blick auf die Schlangen und zu dem offnen Schrank hinübergleiten.

Nun merkte ich wol, daß, da das Geheimniß doch einmal verrathen war, mir Alles daran liegen müßte, das gute Mädchen zu meiner Bundesgenoſſin zu machen. Ich fing alſo an, ordentlich wie ein Profeſſor, der eine Vorleſung in ſeinem Naturaliencabinet hält, ſie im ganzen Zimmer von einem Aquarium zum andern herumzuführen und ihr in jenem populären Stil, der erſt Jahrzehnte ſpäter Mode geworden iſt, Alles zu erklären. Ich erzählte ihr, ſo viel ich von den merkwürdigſten Erſcheinungen in dieſem Naturreich wußte und worauf es mir bei meinen Beobachtungen vor Allem ankam, zeigte ihr die Schätze des Schrankes und führte ſie in das Familienleben der Weſpen ein, mit denen ich mich damals beſonders ausführlich beſchäftigt hatte. Ich ſah, daß ſie

Digitized by Google

einen geheimen Abscheu gegen Manches zu bekämpfen hatte, ihn aber mit einer merkwürdigen Willensstärke überwand. Zuletzt war sie tapfer genug, eine kleine Schlange in die Hand zu nehmen und sie während meiner ganzen Vorlesung über diese Species zwischen ihren braunen Fingerchen zu halten.

Hätte man nicht unten nach ihr gerufen, wir Beide wären nicht so bald dieses ersten Cursus in der Zoologie müde geworden. So aber besann sie sich plötzlich, daß sie schon zu lange ihre Arbeit versäumt habe, und lief eilig aus der Thür. Ich konnte ihr nur noch oben an der Treppe das Versprechen abnehmen, keiner Seele im Hause das Geheimniß meiner Menagerie zu verrathen.

Es hätte das nicht gebraucht. Denn eine Schwätzerin war sie von Hause aus nicht, kannte auch ihre Leute und wußte, daß es dann bald mit den Lectionen vorbei gewesen wäre, die ihr doch so viel Vergnügen machten. Denn Sie können denken, daß es bei dieser ersten nicht blieb — freilich immer nur in verstohlenen Minuten, damit es im Hause nicht auffiele; aber sobald sie erst einmal die Elemente weg hatte, vertraute ich ihr auch den Zimmerschlüssel, während ich draußen herumstrich, damit sie auf ihre eigene Hand weiterstudiren könnte. Ich kann Ihnen sagen, daß sie mich oft ganz verdutzt machte durch Fragen und Beobachtungen, auf die mein geschultes Auge bisher nicht gekommen war. Wenn ich späterhin keine Lust gehabt habe, täglich auf ein Katheder zu steigen und einer Handvoll Hefteschmierer meine Weisheit in die Feder zu dictiren, so kam es mit daher, daß ich's einmal gekostet hatte, was für ein Vergnügen es ist, einen wirklich talentvollen Schüler zu haben.

Sie lächeln. Sie glauben, daß der Schüler eine Schürze getragen und braune Zöpfe, habe wol zu dieser günstigen Meinung dazu mitgewirkt. Ich kann es Ihnen nicht verdenken, obwol es mir wahrlich Anfangs nicht einmal einfiel, daß dieses Mädchen außer ihrem erstaunlichen Beruf für Naturwissenschaften auch noch andere Gaben besaß, um einen Naturforscher glücklich zu machen. Unser stilles Einverständniß blieb ganz unverfänglich. Nur daß ich mich von Tag zu Tag mehr dazu freute, von meinen Beutezügen wieder heimzukommen, und nichts Rares fing oder fischte, ohne dabei zu denken, was ich meinem heimlichen Amanuensis darüber sagen wollte.

Aber ein solcher Waldmensch war ich nicht, noch sie ein so kümmerlicher Brodstudent, daß das lange so fortgegangen wäre. Nach drei Wochen etwa ertappte ich mich mitten im Walde, an einem kleinen Weiher, der mein Hauptjagdgebiet war, auf einer ganz unwissenschaftlichen sentimentalen Stimmung, in der es mir vorkam, als sähe ich hinter einem Glasdeckel mein eigenes dreißigjähriges Herz, das lange genug im Puppenzustande faul und harthäutig dagelegen hatte und plötzlich Anstalten machte, einen schönen Falter ausschlüpfen zu lassen.

Je länger ich dieser Metamorphose zusah, desto trübseliger ließ ich den Kopf hängen. Was sollte daraus werden? Ich war ein armer Teufel und war es mein Lebtag gewesen, ohne mir je darüber Sorge

Digitized by Google

zu machen. Was ich von den Eltern her hatte, reichte gerade hin mich durchzubringen selbst ohne Amt und Lehrstuhl, wenn meine noblen Passionen nie kostspieliger wurden, als bis dato, und ich um mein eignes Futter mich nicht viel kümmerte, sobald ich meine kreuchende und fleuchende Sippschaft nicht Hunger leiden sah. Und jetzt hatte ich mich in ein Mädchen verschossen, das, wenn es nur vom Vater ausgestattet wurde, nicht viel in's Haus brachte, mich also genöthigt hätte, eine Anstellung zu erbetteln und systematischen Kram zu dociren, da ich noch an allen Ecken und Enden ein Ignorant war und fremde Einbildungen nicht so kaltblütig als baare Münze in Curs bringen mochte, wie Andere. War sie aber eine reiche Partie, wie ihre Halbschwestern, so kriegte sie natürlich jeder Bauernsohn eher, als ein hergelaufener Rattenfänger und Schlangenbändiger.

Also faßte ich den weisen Entschluß, mir dies stille Mädchen mit der sanften Stirn und dem klugen Lächeln in jedem Fall aus dem Sinn zu schlagen. Das sicherste Mittel dazu wäre gewesen, eiligst abzureisen. Das konnte ich aber der Wissenschaft gegenüber nicht verantworten. So mitten aus hundert angesponnenen Beobachtungen wegzulaufen, den Faden der subtilsten Untersuchungen ritschratsch durchzureißen — nein, lieber noch eine Weile das Opfer bringen, dieses Mädchen täglich zu sehen und mir zu sagen, daß es nicht meinetwegen sich die Mühe gebe, auf der Welt zu sein. Mein ausgekrochnes Herz mochte immerhin wie der Schmetterling hinter der Glasscheibe sich verzappeln, bis nur noch ein graues Netzgewebe, ohne Glanz und Farbe, übrig war — ich konnte ihm einmal nicht helfen, und es war auch das erste nicht.

Mit dieser Philosophie kam ich freilich nicht weit, da das Zappeln doch immer weh thut. Aber ich biß tapfer die Zähne zusammen, daß ich's wenigstens gegen sie selbst nicht laut werden ließ. Auch glaubte ich zu bemerken, oder redete mir wenigstens vor, daß sie überhaupt kein warmes Blut hätte, wenigstens nicht für mich, daß sie in mich so wenig verliebt sei oder es je werden könne, wie ein Fuchs in seinen Professor. Sie langweilt sich hier draußen, sagt' ich mir. Sie muß die Magd für Alle sein und wäre gern ihre eigene Herrin, da sie geistige Bedürfnisse hat. So bin ich gerade gut genug.

Auch wußte ich, daß sie vorm Jahr einmal zum Besuch bei jener alten Muhme mit dem Vater in der Stadt gewesen war und seitdem immer ein Heimweh danach hatte. Natürlich, dacht' ich, schiene es ihr ganz annehmlich, durch meine Wenigkeit wieder hinzukommen, vielleicht für immer. Aber jeder Andere wäre ihr gerade so recht als Mittel zum Zweck.

Und nun mußte ich noch obenein erleben, daß gerade um die Zeit, wo ich am hitzigsten vernarrt war, ein ganz anderer Bewerber sich einfand, der mir in jedem Stück überlegen war, sowol in Eltern- als in Töchteraugen. Es war der Sohn des herrschaftlichen Verwalters unten im Schloß, ein schmucker, ziemlich wohlerzogner junger Bursch, der ein paar Jahre abwesend gewesen war, ich weiß nicht ob auf einer Forst-

Digitized by Google

akademie oder landwirthſchaftlichen Schule, jedenfalls aber, als er wieder heimkam, für ein Meerwunder galt an Ordnung und guten Manieren, da er doch im Grunde nur ſehr oberflächlich von der Cultur beleckt und nicht viel geſcheidter war, als um den Geſcheidten zu ſpielen, Notabene vor Bauern und Jägern. Auch hieß es, er ſei ein jähzorniger Geſelle, habe ſchon einmal einen Meſſerſtich ausgetheilt, den ſein Vater nur mit einem großen Pflaſter aus Zehnguldenſcheinen geheilt habe, und laufe lieber den Dirnen nach, als ſeinen Geſchäften.

Letzteres war nun allerdings in der Nähe nicht zu bemerken, obwol man ihm die Wege weit und breit ebnete. Aber vielleicht gerade das langweilte den verwöhnten jungen Herrn, oder die Landmädchen verſtanden es überhaupt nicht, ihn zu feſſeln. Eine Einzige, die ſich überhaupt gar nicht um ihn kümmerte und nicht einmal zu wiſſen ſchien, was für ein Vogel Phönix ſich plötzlich unter den Hühnern und Gänſen hatte blicken laſſen, brachte es endlich dahin, daß er aus ſeiner hoffährtigen Gleichgiltigkeit herausging und bald in allem Ernſt in einem Netz gefangen war, das die Eigenthümerin überhaupt noch nach Niemand ausgeworfen hatte.

Er kam bald alle Tage, die Gott werden ließ, in die Gaſtſtube hier unten, ließ ſich Anfangs nicht herab, an die Afra auch nur ein Wort zu richten, ſondern plauderte mit dem Vater Jacob, von dem er ſich in ſeine Phantaſtereien einweihen ließ, unter dem Vorgeben, die Mathematik ſei ſeine Hauptliebhaberei und er bedaure nur, auf der Akademie nicht weiter als bis zum pythagoräiſchen Lehrſatz (excluſive) gekommen zu ſein. Der alte Leidener, dem ich dummer Weiſe viel zu wenig Ehre angethan hatte, verlangte ſich nichts Beſſeres, als ein ſo dankbares Publicum für ſeine Schrullen zu haben. Auch die dicke Frau Mutter war ganz auf ſeiner Seite, in beſter Meinung, ſie könne ihr Stiefkind nicht glänzender für all ſeine Gutthaten und Bravheit belohnen, als indem ſie ihr einen ſolchen Mann gönne, der, wenn er noch ſechs Jahre warten wollte, ihr auch für ihre eigne älteſte Tochter tauſendmal recht geweſen wäre.

Alſo ſchien Allen Alles im beſten Gange zu ſein, bis auf die Afra ſelbſt, die es, in ihrer einfachen Art, den glänzenden Vogel bald empfinden ließ: er ſolle ſich keine vergebene Mühe machen, ſie wiſſe doch, daß ſeine bunten Federn nicht echt ſeien und im erſten Regen ausgehen würden. Darauf war der junge Fremdling nicht gefaßt. Er hatte bisher eine zu gute Meinung von ſeiner eigenen Vortrefflichkeit und Unwiderſtehlichkeit gehabt, um überhaupt an irgend Jemandes Ueberlegenheit zu glauben. Nun mußte ihm ſo ein ſtilles Mädchen, dem er doch eine Ehre anzuthun dachte, den Meiſter zeigen. So eine Lutheriſche! die weder übermäßig ſchön, noch eine von den reichen Erbtöchtern war, und um die er ſich nur bemühte, weil ſie für ſtolz galt, was Apartes hatte, und weil er ebenfalls den Stolz hatte, nur etwas Apartes zu begehren!

Er hat ohne Zweifel Anſtalten gemacht, die Unverſchämte, der er nicht gut genug war, durch ſtille Verachtung zu ſtrafen. Wenigſtens

ließ er sich einmal eine ganze Woche unten nicht sehen. Dann aber siegte seine bessere Natur, oder die Macht des wundersamen Kindes, der Keiner so leicht trotzte, und er beschloß redlich das Seine zu thun, um diesen absonderlichen Schatz sich zu verdienen.

Erst da fing ich an, ernstliche Besorgnisse zu hegen und „mit Eifer zu suchen, was Leiden schafft". Denn es hatte wirklich etwas Rührendes, den Burschen zu sehen, wie er nach und nach all seine hochmüthigen Narrheiten ablegte und sich bemühte, so menschlich als möglich zu werden, damit sie ihm nur ein bischen gut würde. Und weil er nebenbei wirklich ein sauberer Mensch war, neben dem ich mir vorkam wie ein rostiger Wetterhahn gegen einen lebendigen Puter, der seinen rothen Kamm wie eine Siegesfahne hochträgt — da er ferner meine paar hundert Thaler jährlicher Zinsen an einem Markttage für ein Reitpferd hingeben konnte, ohne es zu spüren, und überdies so viel städtischen Schliff weg hatte, um auch einem feinern Landkinde auf die Länge einzuleuchten, so wurde mir immer übler und bänger zu Muth und ich verlor endlich Appetit und Schlaf und schlich Tagelang still und wild durch Wälder und Sümpfe, ohne Kraft und Hoffnung, meine Leidenschaft zu bezwingen, oder ihr wenigstens so weit zu entfliehen, als mich die Füße nur tragen wollten. Die Wissenschaft litt darunter natürlich nicht weniger als wenn ich meine ganze Menagerie aus dem Fenster geworfen und eiligst nachgesprungen wäre.

Aber der Mensch ist von allen Amphibien die eigensinnigste und abgeschmackteste. Er könnte so hübsch im Trocknen sitzen, auf dem festen Lande der gesunden Vernunft, und kann's doch nicht lassen, sich in's Meer der Leidenschaft zu stürzen, bis ihm in der Brandung der Athem vergeht oder er sich an den scharfen Muscheln die Füße wund reißt. So jammerwürdig ich mir selber in meinem fruchtlosen Hinzaudern vorkam — richtig ließ ich den ganzen Sommer darüber vergehen, eh' ich mich zu einem mannhaften Entschluß aufraffen konnte.

Endlich aber — vielleicht hatte der arme Falter sich so verzappelt, daß er ohnmächtig die Flügel zusammenklappte und auf den Rücken fiel — endlich schien es mir denn doch glücken zu sollen, daß ich wieder zu mir selbst kam. Ich hatte in der Zeitung von einer Expedition behufs einer Weltumseglung gelesen, bei der noch für einen Zoologen eine Stelle frei war. Das schien mir ein Schicksalswink, daß ich mich jetzt oder nie losreißen sollte. Wenn sich das Herz unter der gemäßigten Zone nicht auszappeln wollte, mußte man sehen, ob der Aequator oder der Nordpol nicht besser anschlagen würde. Ueberdies war gerade eine treffliche Gelegenheit, sich auf Französisch zu empfehlen.

In einem zwei Stunden entfernten Dorf nämlich war Kirchweih, und weil die Leidener's dort Verwandte hatten, von der Mutterseite, hatte der Vater schon am Morgen seinen Braunen vor das Chaischen gespannt, seine zwei Centner schwere Hälfte hineingeschrotet, das älteste Kind, die Afra, daneben gesetzt und dann selbst den Bock bestiegen, um hinüber zu kutschieren. Mich hatten sie mitnehmen wollen. Es war mir

Digitized by Google

aber nicht darum zu thun, meine geliebte Studentin dort an den Nebenbuhler abzutreten, der ein flotter Tänzer war, während ich im Winkel gestanden und Spinnen observirt hätte. Auch kam mir der Tag allzu gelegen, endlich meine Kette durchzufeilen. Ich that mir noch alle Gewalt an, beim Abschiede mir nichts merken zu lassen, reichte den drei guten Menschen ohne besondere Feierlichkeit und zerdrückte Thränen die Hand und gab selbst dem Braunen einen muntern Schlag mit auf die Reise; dann freilich hatte ich noch eine volle Stunde auf meinem einsamen Zimmer nöthig, ehe ich mit Ernst an meine Auflösung und die Einsargung meiner Siebensachen gehen konnte.

Ich packte das Werthvollste meiner Sammlungen in ein Kistchen, schnürte mein Ränzel, fegte den Schrank säuberlich aus und gab den gefangenen, halb oder gar nicht gezähmten lebendigen Insassen der verschiedenen Fächer und Zellen die Freiheit. Dafür legte ich allerlei kleine Geschenke, die ich für sämmtliche Hausgenossen eingekauft hatte, ordentlich mit Zetteln versehen in die leere Schublade, und nur für die Hauptperson hatte ich noch nichts, da mir in dem nächsten Städtchen nichts gut genug erschienen war. Ich schrieb ihr dafür einen kleinen Brief, der mir sauer genug wurde, da ich gar nichts von meinen Gefühlen darin laut werden ließ, sondern nur wie ein guter Bekannter Abschied nahm und versprach, ihr von unterwegs ein Andenken zu schicken. Sie möchte mir den Gefallen thun, so glücklich als möglich zu werden und manchmal an einen alten Freund zu denken. Weshalb ich überhaupt abreis'te, beschönigte ich ganz wahrscheinlich durch meinen Wunsch, mir die Erde auch einmal von der Kehrseite anzusehen.

Nachdem ich dies Heldenstück vollbracht und dem Knecht gesagt hatte, auf den Nachmittag möchte er mir ein Bauernwäglein rüsten, da ich meine Kiste nicht auf dem Rücken fortschleppen könne, beschloß ich einen letzten Spaziergang zu machen, um nicht zu Hause zu essen, wo ich mit den Kindern und anderen Leuten von meinem Vorhaben nicht hätte schweigen können. Also ging ich noch einmal quer durch den Wald, that mir auf all den Zwang ein bene, indem ich in der Einsamkeit recht von Herzen unglücklich war, aß ein paar Bissen in einer kleinen Dorfschenke und trat, als es gegen vier Uhr ging, den Heimweg an, um ja noch fortzukommen, ehe meine Leute von der Kirchweih zurück sein könnten.

Wie ich aber unten in's Haus trete, merke ich gleich, daß ich mich doch verspätet haben mußte. Es war ein Unterschied wie Tag und Nacht, ob die Afra über Land war oder daheim. Wenn sie den Rücken wendete, lief Alles meisterlos durcheinander, die Kinder und das Gesinde, und gleich fand Jedes seinen rechten Ort, sobald es wußte, daß die ruhigen Augen über ihm waren, die doch niemals herrisch oder heftig blickten, nur wie verwundert, wenn Eins seine Schuldigkeit nicht that. Jenen Nachmittag dachte ich die Kinder — drei Mädchen und zwei Buben — durch Garten und Wiese tobend zu finden und die Dienstleute auf den Bänken im Gastzimmer herumlungernd. Statt dessen saßen die Kleinsten

Digitized by Google

mit vergnügten Gesichtern und einige faustgroße Kirchweihnudeln vertilgend unter dem Zwetschgenbaum und hörten der Aeltesten, der Liesi, zu, einem vierzehnjährigen Ding, das ihnen aus einem Geschichtenbuch vorlas, während der dreizehnjährige Bub für die Schule morgen eine Rechnung auf seine Tafel kritzelte. Das war für einen Kirchweihsonntag unerhört, außer durch das Walten einer höheren Macht. Und richtig kam mir das Jüngste von sieben Jahren entgegengelaufen und erzählte mir, die Afra sei eben zurückgekommen, ohne die Eltern, und hinaufgegangen in meine Stube.

Es sollte also nicht auf Französisch geschieden sein. Aber während ich sacht die Treppe hinaufschlich, hatte ich Mühe, mich auf mein bischen Deutsch zu besinnen, so brannte mir der Kopf.

Zum Glück habe ich ein so schnurriges Gesicht, daß sich jede Verlegenheit darauf als eine ironische Ueberlegenheit ausnimmt und man mich für viel hartgesottener hält, als ich — leider? oder Gottlob? — bin. Darauf verließ ich mich und ging stracks in mein Zimmer.

Das Mädchen stand — noch in seinem Kirchweihstaat, den es aber auch auf eine aparte Weise sich angepaßt hatte — zwei Schritte vor dem offenen Schrank, als getraue es sich nicht die Verwandlung, die mit demselben vorgegangen, mit Händen zu greifen. Als ich hereintrat, sah es sich langsam um. Ich hatte das liebe Gesicht nie so bleich gesehen. Aber als ein geriebener Diplomat, wie ich war, that ich nicht dergleichen, sondern log tapfer darauf los.

Es wäre mir außerordentlich lieb, sagte ich, sie doch noch zu sehen. Ich hätte Hals über Kopf abreisen müssen, und nach so guter Freundschaft, die wir mitsammen gehabt, möchte man sich doch noch eine Hand zum Lebewohl geben. Zwar hätt' ich schriftlich Abschied genommen — da liege das Briefchen — aber besser sei besser. Und dann sei mir auch noch eingefallen, ihr ein Bild von mir zu hinterlassen, zwar nur einen Schattenriß aus meiner Burschenzeit, aber die grobe Nase und der struppige Bart seien sehr ähnlich und die schwarzrothgoldnen Streifchen machten sich sauber. (Von Photographien wußte man damals noch nichts.) Also möge sie's nehmen und in ihre Lade legen. Wenn sie's aber nicht möge —

So sagte ich, da sie sich gar nicht rührte und keine Hand danach ausstreckte. Ich hatte sie während dieser ganz lustig herausgestotterten Rede auch nicht weiter angesehen, aber jetzt, wie ich die Augen aufhob, erschrak ich. Denn ihre Farbe war wie todtenhaft geworden, der Mund zuckte ihr und die Augenlider hatte sie zugedrückt, als wollte sie sie auf ewig schließen. „Um Gotteswillen, Afra, was ist Ihnen?" rief ich und machte Miene, sie zu halten, daß sie mir nicht umfiele. Aber mit der großen Willenskraft, die sie besaß, wehrte sie ab, schüttelte den Kopf und versuchte zu lächeln.

„Es ist nichts!" sagte sie. „Nur weil ich so viel getanzt hab', gleich nach dem Essen; das macht mir immer Schwindel. Mein Kop

Digitized by Google

ist nicht so sturmfest, wie ein richtiges Landkind ihn hat. Geben Sie mir nur das Bild. Aber ist's denn wahr? Sie wollen fort?"

Sie hatte sich unterdessen mit mühsamen Schritten bis an den Stuhl vorm Bette hingeschlichen und setzte sich nun, ganz aufrecht, aber noch immer sterbensblaß. — Ja wol, sagt' ich, ich müsse fort; ich wolle zu Schiff und die Welt umsegeln, das hätte ich mir lange gewünscht. Ich sei nun eimal ein heimatloser Mensch, meine Freunde hätten mich nicht umsonst den Pfadfinder genannt. Und weil ich so oft Abschied zu nehmen hätte, betriebe ich dies fatale Geschäft recht nach der Kunst, indem ich mich immer hinterm Rücken der guten Menschen, die mir wohlgewollt, wegschliche. Hier unter ihrem Dache sei mir wohler geworden, als lange, und darum werde mir auch das Scheiden saurer. Aber es müsse doch einmal sein, und so wollten wir's uns nicht ohne Noth erschweren. Nur noch eine Hand — dann ginge ich aus der Thür, und meine Sachen möchte sie mit dem Knecht mir nachschicken.

Aber ich bekam keine Hand. Statt dessen sah ich, wie ihre Augen immer schwerer wurden von großen Tropfen, die endlich überflossen. Das mochte ein Anderer mitansehen und dabei still schweigen wie ein gemalter Türke. Doch war ich noch besonnen genug, nicht zu viel zu sagen.

Ich wisse wol, sagt' ich, sie habe ein gutes Herz und es thue ihr leid, daß ich fortginge. Aber sie werde sich bald trösten. Ich hätte sie zu lieb, um nicht zu merken, was vorginge, und daß es zwischen ihr und dem Verwalters-Aloys so gut wie richtig wäre. Nun, wenn sie ihr Glück dabei finde, müsse es mir schon recht sein. Ich — was hätte ich überhaupt für ein Recht, in Glück oder Unglück irgend eines guten Mädchens mich einzumischen? „Frau Pfadfinderin" sei kein Titel, der den Ehrgeiz eines hübschen und lieben Frauenzimmers reizen könnte, und auch „Madame Lederstrumpf" möchte Keine gern heißen. Dazu sei ich ein Mensch ohne Habe und Hof, liegende Gründe oder sonstigen Unterbau, auf dem ein solides Hauswesen zu erbauen sei, während der Aloys —

Aber zum zweiten Mal ließ sie mich mein Sprüchlein über diesen bevorzugten Sterblichen nicht zu Ende bringen.

„Es ist gar nichts daran", sagte sie rasch, „weder ganz noch halb, und Sie sollten mir das wol zutrauen, daß ich nicht nach Geld sehe, oder danach, ob Einer aus Lieb' um mich sich wie ein Narr geberdet. Wissen Sie wol, daß ich nur darum so früh von der Kirchweih weg bin, weil er mir nicht von der Seite wollte und absolut meinte, heute müsse es richtig werden, oder nie? Lieber das Letztere, dacht' ich, und suchte schon seit zwei Stunden nach einer Gelegenheit, heimzufahren, ohne die Eltern zu incommodiren. Siedigheiß überlief's mich bei seinem Gerede und Gethue, obwol er nicht wüst that und auch wenig trank und ich wol weiß, wenn ich ihn nähme, ich könnte ihm noch Manches abgewöhnen. Aber einen Mann haben, aus dem ich erst was Rechtes machen müßte, statt daß er mich in die Lehr' nähm', das ist nicht mein' Sach'. Ich habe es ihm gerade heraus gesagt, und es wundert mich noch, daß er's mir

Digitized by Google

nicht übel genommen. Aber er ist halt blind und vernarrt, Gott weiß warum. Plötzlich war mir's, als hört' ich eine Stimme rufen: ich müsse heim, es koste sonst mein Leben! und ich dachte mir: am Ende ist Feuer ausgekommen, oder das Liesi in den Fluß gestürzt, und ich könnte mich nie wieder zufrieden geben, daß ich's versäumt hätte, um auf der Kirchweih zu tanzen. Ich sagt's den Eltern, mir wäre so unstet und angst, ich wolle heim, und sie konnten mir's auch nicht ausreden; ich bat den Bräumeister von Kloster drunten, der ohnedies heim wollte, er möchte über die Mühle fahren und mich mitnehmen. Und nun komm' ich und Alles steht wie es stand, nichts verbrannt und verunglückt — aber Sie — Sie wollen fort! Es hat mich doch recht gewarnt — ich wußte — es war was, das mir an's Leben geht!" — —

Sie hätten hören sollen, wie sie das sagte, mit ihrer gedämpften Glockenstimme, ganz ohne Seufzen und Mauzen, aber wie wenn Jemand sein eignes Todesurtheil sich vorläse. Und ich dabei, dem es wie Begnadigung und Erlösung klang! Denn obwol ich wußte, ich war ihr werth — eine so feste und starke Liebe hatte ich mir nicht eingebildet.

Nun, ich will Ihnen, was nun folgt, ersparen; es nimmt sich so was curios aus, wenn man's weiter erzählt. Aber daß ich in dieser Stunde Alles vergaß, meine Armuth, das Weltumsegeln, Alexander von Humboldt und alle meine Studien über die Entwickelungsgeschichte der niederen Thiere — und nichts dachte und wußte, als daß dies herrliche Mädchen für mich auf der Welt sei und Niemand sonst gehören wolle, das werden Sie begreiflich finden. — —

Als wir erst ein wenig zu uns gekommen waren und die Augen ausgerieben hatten, gingen wir, die Arme Eins um den Nacken des Andern gelegt, wol eine Stunde hier auf und ab und wurden nicht müde, uns von den letzten Monaten zu unterhalten, wie es Jedem zu Muth gewesen sei, woran er's zuerst gemerkt, was ihm Muth gemacht und ihn wieder niedergeschlagen habe. Dann erzählte sie mir auch bald, da sie doch einmal die Praktischere von uns Beiden war, sie habe ein kleines Vermögen von ihrer Mutter her, und es reiche gerade für's Erste, um eine Haushaltung anzufangen, zumal so eine landstreichende, wie sie mir bequem und für meine Wissenschaft nöthig sei. Die Eltern würden sie ungern weggeben, aber sie denke im Hause nicht zu sehr zu fehlen, da die Kinder doch aus dem Gröbsten heraus seien, und wenn es mit dem Aloys richtig geworden wäre, hätte sie ihnen doch auch gefehlt. Und ich sollte keine Sorge haben, als ob sie mich hindern würde, sie wolle es schon machen, daß sie immer nur dann für mich da sei, wenn ich sie gebrauchen könne, selbst zu Schiff wolle sie mir folgen, bis an's Ende der Welt — und so fort, die lieblichsten Sachen, daß ich immer mich halten mußte, es nicht dem Aloys nachzumachen und mich vor Liebe und Wonne wie ein Narr zu geberden.

Das war eine Stunde wie im Himmel. Aber es ist dafür gesorgt, daß der Himmel nicht auf die Erde herabkommt, oder die Bäume nicht hineinwachsen.

Digitized by Google

Denn nachdem wir ein wenig ruhiger geworden waren und wieder an Anderes denken konnten, sagte sie, sie wolle nur einmal einen Sprung hinunter thun, nach den Kindern zu sehen und das Essen für die Nacht zu richten, sie komme dann schon wieder herauf. So blieb ich allein, setzte mich auf's Bett, da mir alle Glieder bebten von dem Freudengewitter, das ich ausgehalten, und sann in der Dämmerung seelensfroh über Alles nach, was nun kommen sollte, und wiederholte mir jedes holde und kluge Wort, das sie mir gesagt hatte. Auf einmal höre ich drunten auf der Straße einen Wagen heranrollen, aber nicht im Trabe, und achte es erst nicht, bis ich laute und jammervolle Stimmen vernehme und Wehgeschrei, wie es Bauernkehlen ausstoßen, wenn ein plötzliches Unglück hereinbricht. Die Stimme meines Mädchens war aber nicht darunter. Also ließ ich mir Zeit, aufzustehen und an's Fenster zu treten.

Da sah ich denn freilich, was mich heftig erschreckte. In dem Chaischen, mit dem sie am Morgen ausgefahren, kamen meine guten Hauswirthe zurück, der Mann aber hielt nicht die Zügel, sondern saß starr und still zurückgelehnt neben seinem Weibe, dem der Kopf auf die Brust gefallen war. Ein fremder Bursche war vom Bock gesprungen und berichtete den jammernd Herzugelaufenen, wie er das Paar gefunden, unten in einem Hohlwege liegend neben dem umgestürzten Wäglein, die Frau leblos, den Mann noch athmend, die Zügel in der geballten Faust, aber ohne Sprache und Besinnung. Auch das Pferd sei zu Fall gekommen und habe sich eben wieder aufgemacht und mit Schaum und Blut bedeckt zitternd still gestanden. Wahrscheinlich hätten sie in dem Zwielicht, und da der Herr Leidener den Wein verspürt, die abschüssige Stelle nicht beachtet, und statt zu hemmen und Schritt zu fahren, sei das Pferd über den Rand der Straße gestürzt und habe den Wagen nachgerissen.

Als ich hinunterkam, wie betäubt von dem jähen Wechsel von Freude und Jammer, waren die Dienstleute eben beschäftigt, die beiden schwerfälligen regungslosen Gestalten durch den dunklen Hausgang in ihre Kammer zu tragen. Die Afra stützte den Kopf ihres Vaters mit ihrer Schulter. Sie sah mich, wie ich mit meinem Kummergesicht an der Treppe stehen blieb, im Vorbeigehen mit einem seltsam entgeisterten Blick an, der mir durch Mark und Bein ging. Aber sie hatte keine Thräne vergossen, weinte auch den ganzen Abend nicht; dazu blieb ihr keine Zeit, da sie, während die Anderen den Kopf verloren und auch ich nicht viel Nutz war, allein für Alles zu sorgen, nach dem Bader zu schicken, Umschläge und Einreibungen zu verordnen, endlich die Kinder zu Bett zu bringen hatte, die theils in Schluchzen, theils mit großen Augen wie ein Nest voll kleiner Fledermäuse in der dunklen Küche beisammen hockten. Man hörte dann und wann die leise Stimme des Mädchens und ihr Ermahnen, das Heulen und Schreien zu lassen, es sei vielleicht noch Hoffnung. Mit mir sprach sie kein Wort; aber dann und wann streifte mich ein ganz hoffnungsloser Blick.

Der Bader, der erst nach einer Stunde kam, schlug dem Vater Leidener noch eine Ader, worauf er einen Augenblick zu sich zu kommen,

Digitized by Google

ja die Afra zu erkennen ſchien. Dann aber verließ ihn das Bewußtſein für immer. Die Mutter, obwol ſich noch ein Federchen an ihrem Munde bewegte, war doch von Anfang an wie todt. Es müſſe im Innern durch den Fall eines der Gefäße geſprungen ſein und das Blut ſich in's Gehirn oder die Lungen ergoſſen haben, erklärte der Dorfdoctor. Als er um Mitternacht ging, beherbergte das Haus zwei Leichen.

Ich war bis dahin der Afra nicht von der Seite gewichen, und wenn ſie mir nicht ſchon über Alles theuer geweſen wäre, hätte meine Bewunderung über ihre tiefe Seelenſtärke und die Wahrheit ihrer Empfindungen mich ihr ganz und gar gewonnen. Keinen Laut der Klage hörte man, kein müſſiges Schwatzen, mit dem ſich ſchwache Menſchen Luft machen oder tröſten wollen. Sie that, was die bittere Noth des Augenblickes erforderte, ohne Säumen und Seufzen, und doch war Keinem im Hauſe das Herz ſchwerer, als ihr. Denn ſie hatte den Vater mit aller Kraft ihres jungen Herzens geliebt, und ich merkte es ihr wol an, daß ſie es ſich als eine Art Schuld anrechnete, die ſeligſte Stunde ihres Lebens genoſſen zu haben, während dieſes theure Haupt hülflos und verlaſſen am wilden Wege lag und vielleicht mit dem letzten Hauch des Bewußtſeins den Namen ſeines Kindes lallte.

So blieb ſie auch die erſte Nacht, nachdem Alles vorbei und keine Hülfe mehr zu bringen war, mit den Todten allein; nur eine alte Magd durfte im Nebenzimmer ſchlafen. Ich hatte mich erboten, mit ihr zu wachen, aber ſie gab mir kopfſchüttelnd die Hand und drängte mich ſanft aus dem Zimmer. Ich meinte, irgend ein Zeichen würde ich doch erhalten, daß ſie ſich nun doppelt die Meine fühle, da ſie ganz verwaiſ't war. Aber es war, als ſei dieſer jähe Tod auch zwiſchen uns getreten, und ſie gehöre ſich nun wieder ſelbſt an und es ſei nichts unter uns vorgefallen. Nur die erſte Erſchütterung verwunden, dacht' ich, ſo wird ſie ſich wieder beſinnen und zu mir zurückfinden. Und ſo ſagte ich ihr Gutenacht und ging auf mein Zimmer.

Den andern Tag aber ſchien es noch nicht ſo weit zu ſein, und ſo auch den folgenden nicht. Sie war gut und ſtill wie immer, aber doch wie wenn wir von vorn mit einander anfingen. In den langen Stunden, ſo oft ſie im obern Stock oder auf dem Speicher etwas zu hantieren hatte, kein einziges Mal trat ſie bei mir ein, oder ſtand, wenn ich ihr in den Weg trat, bei mir ſtill, daß ich ſie hätte in den Arm nehmen und ein paar trauliche Worte ihr zuflüſtern können. Statt deſſen ſchien ihr Blick, wenn er mich einmal ſtreifte, nur trauriger zu werden.

Ich ertrug es endlich nicht, ſondern ſtellte ſie geradezu und fragte, was ihr ſei und ob ſie etwas gegen mich habe? — „Nichts in der Welt", ſagte ſie. — Ob es denn anders ſei als geſtern und es ſie gereue, was ſie mir verſprochen und daß ſie mir gehören wolle. — Da war es, als ſtiege eine große Angſt in ihr auf; ſie athmete ſchwer und ſah mich mit bittenden Augen an. Jetzt ſolle ich nichts weiter von ihr erfragen, flehte ſie. Die Eltern ſeien noch nicht unter der Erde. Sie hätte aber mit mir zu reden, hernach. — Ob ſie mich noch gern habe,

nur das wollte ich wissen. — „Immer und ewig", sagte sie mit ihrem innigsten Ton. Aber einen Kuß konnte ich nicht erhalten, und so entwand sie sich mir ohne rechten Trost, da ich nicht begriff, wie man in einem Athem geben und versagen könne.

Am dritten Tage endlich, als wir den Eltern die letzte Ehre erwiesen hatten und vom Kirchhof unten im Dorf den Weg zurückgingen in unser ödes Haus — eine Menge guter Bekannter mit uns, die Kinder zu trösten und so etwas wie einen Leichenschmaus oben in der Mühle witternd — da nahm sie einen Augenblick wahr, während ich eben an ihrer Seite ging, und raunte mir zu, ich solle Nachmittags auf meinem Zimmer bleiben, wenn der Zulauf vorüber sei, wolle sie kommen mir etwas zu sagen.

Sie können denken, mit welchem Herzen ich Stunde auf Stunde hinunterhorchte, ob es noch kein Ende nehme mit der Condolenz Aber es waren Verwandte von fern her gekommen, denen aufgewartet werden mußte, und erst da es schon dämmrig wurde, rollte das letzte Wägelchen vom Hause weg. Gleich darauf hörte ich ihren Schritt auf der Stiege, es kam mir aber vor, als gehe sie langsamer als sonst, wie Jemand, der eine Last treppauf trägt.

Als sie dann hereintrat, wollte ich sie umarmen, aber sie wehrte mir mit einer traurigen Geberde ab und saß auf dem Bett nieder, in großer Erschöpfung. So blaß sie war und die Augen geröthet vom Weinen, war sie mir doch nie so schön vorgekommen, und das Herz brannte mir immer ungestümer. Ich meinte, es müsse ihr selbst wohl thun, sich an eine treue Brust zu lehnen und wie ein krankes Kind ein wenig hätscheln zu lassen. Aber ich hatte so viel Respect vor ihrer ganzen Art, daß ich ihr nichts abdringen wollte.

Sie schwieg eine Weile, mehr wie um Athem zu schöpfen und eine wunde Brust ausruhen zu lassen, als wie wenn ihr die Worte gefehlt hätten. Denn als sie endlich zu reden anfing, merkte ich wol, daß sie genau Alles erwogen und sich besonnen hatte, was sie thun wollte und sollte.

„Lieber Wendelin", sagte sie, „wir haben es uns so schön ausgedacht, aber es ist nicht Gottes Wille, wir Zwei sollen nicht zusammenkommen Sehen Sie, als die Eltern so unglücklich nach Haus gebracht wurden, da meinte ich, das sei die härteste Stunde meines Lebens. Und nun muß ich erfahren, daß es noch etwas Härteres giebt, als um einen Todten sich härmen, der plötzlich Einem weggerissen wird mitten aus dem besten Leben: nämlich wenn ein Lebender von Einem abgetrennt wird, daß man ihn für todt ansehen muß und doch weiß, er athmet noch und man wird ihn weder vergessen noch wiedersehen. Auf derselben Stelle hier, wo ich vor wenigen Tagen den Himmel offen sah, ist mir's nun wie in mein eigenes Grab zu schauen. Aber ich weiß, wenn Sie mich zu Ende gehört haben, werden Sie mir Recht geben. Es hat sich nämlich gefunden, daß wir Kinder keine reichen Eltern mehr gehabt haben. Sie waren kaum auf der Bahre, da wurde mir schon das Haus eingelaufen

Digitized by Google

von Menschen, die besser wußten, wie es um unser Vermögen stand, als ich selbst, und mit Gewalt die Ersten sein wollten, die sich bezahlt machten. Allerlei Unglücksfälle, bankerotte Schuldner, Rückgang im Geschäft und dann" — hier stockte das gute Mädchen — „Sie wissen, daß der Vater die letzten Jahre mehr in seine Experimente gesteckt, als gut war, und die Mühle manchmal darüber vernachlässigt hat. Es war seine Freude, und die Gaben und Kenntnisse, die er hatte, trieben ihn dazu. Aber nun steht es so, daß wir nicht viel besser als Bettler sind, und wenn mein Mütterliches und was an Holz- und Brettervorräthen da ist, versilbert wird, reicht es eben hin uns schuldenfrei zu machen. Aber dann sitzen wir im kahlen Nest und müssen tagelöhnern oder von Neuem borgen, damit die sechs Mäuler nicht von der Luft leben."

Wie sie so weit gekommen war, schwieg sie wieder, denn das Schwerste war noch zu sagen, und sie wollte mir wol Zeit lassen, es mir einstweilen selbst zu denken. Ich aber dachte an nichts Anderes, als daß sie mich nun erst recht nöthig hatte, und der Gedanke, einen jungen Hausstand mit fünf mehr oder minder unmündigen Schwägerinnen und Schwägern anzufangen, erschreckte mich keinen Augenblick. Das sagte ich ihr auch und war noch eher froh als betrübt, daß wir nun so einträchtig zusammen auf der nackten Erde säßen, als eine in ihren Gott vergnügte Proletarierfamilie. Aber sie schüttelte ruhig den Kopf, nachdem sie mich hatte ausreden lassen, und sagte dann, sie danke mir's tausendmal, daß ich sie in der Noth nur um so lieber nähme, und wenn sie es allein wäre und hätte nichts, als ihre jungen Kräfte und was sie auf dem Leibe trüge — gewiß, sie würde nicht kleinmüthig sein und sich nicht schämen, mir eine Last zu werden. Aber sie müsse für ihre Geschwister sorgen, um so mehr, da es nur Halbgeschwister seien, und was es heiße, eine so große Familie durchzubringen, davon hätte ich mit all meiner Gelehrsamkeit und gerade ihretwegen keine Vorstellung, und Latein helfe da nichts, sondern Vernunft und daß man sein Herz in die Hände nähme und mehr an Andere dächte, als an sich. Ich sollte doch nur rechnen, was es austrüge, auch wenn ich die schönste Anstellung bekäme, und wie es mir sein würde, wenn ich das Haus so voll hätte, daß für meine Thiere und Pflanzen kein Winkel frei bliebe, und wie ihr selbst zu Muthe sein müßte, mich in all meinen Plänen und Arbeiten gehemmt zu sehen, und für eigene Kinder, wenn wir welche bekämen, nichts übrig zu haben. Das würde uns alles Glück verbittern und ich die Stunde verwünschen, wo ich zuerst den Fuß über ihre Schwelle gesetzt hätte.

Ich wollte immer noch Allerlei einwenden, da sah sie mich aber mit einem Blick an, dem nicht zu widerstehen war. „Machen Sie es mir nicht noch schwerer", sagte sie leise. „Es darf ja doch einmal nicht sein, und jetzt — ist es auch zu spät. Ich habe mein Wort schon gegeben!"

Himmel! da ging mir erst ein Licht auf.

„Du nimmst den Aloys?" rief ich, und es war, als hätte der Blitz

Digitized by Google

neben mir eingeſchlagen. Ich fiel auf einen Stuhl wie ein Unſinniger, und jetzt erſt glaubte ich zu wiſſen, wie ſehr ich das Mädchen geliebt hatte.

Sie ließ mich meinen erſten Grimm und Gram austoben, dann erſt fing ſie wieder an. Es müſſe ſein, ſie ſei es der Ehre ihres Vaters und der Liebe ſchuldig, die ſie von ihrer zweiten Mutter erfahren. Wie ſchwer es ihr werde, das wiſſe nur Gott; aber ſie vertraue, es werde doch nicht über ihre Kräfte gehen. Wie ſie über den Aloys denke, das habe ſie mir ſelber geſtanden, und auch wenn er noch ganz ein Anderer wäre: ſie habe kein ſo leichtes Herz, daß es ſich mit jedem Winde von Einem zum Andern drehen könne. Auch bilde ſich der Aloys nicht ein, daß ſie über Nacht ſich ganz gegen ihn geändert hätte. Aber er ſei im Grund der Seele ein guter Menſch, und wie er ſich eben jetzt betragen, da er gehört, es ſtehe übel um ihre Umſtände, und daß er ſie dennoch gewollt, obwol er ſie mit einem verarmten Hauſe und fünf Geſchwiſtern übernehmen müſſe, das ſei doch auch ein Zeichen von einer feſten und redlichen Geſinnung, und ſie hoffe, mit der Zeit werde es recht ordentlich gehen. Ein Trauerjahr habe ſie ſich ausbedungen, ſie habe es nöthig, um die Todten und einen Lebenden ſo weit zu verſchmerzen, daß ſie keine zu unholde Miene dazu mache, wenn ſie nun Wort halten ſolle. Aber damit es mir möglich iſt, lieber Wendelin, müſſen Sie mir verſprechen, erſtens, nicht ein feindſeliges Herz von hier wegzutragen, und dann — nicht wiederzukommen, daß ich mir wirklich vorſtellen kann, auch meinen beſten Freund hätte ich heut' zu Grabe getragen und lebte das kommende Jahr wie eine Wittwe, die hernach der Kinder wegen eine zweite Ehe eingeht. Wollen Sie mir das zu Liebe thun? Sie werden es können, wenn Sie denken, daß ich das ſchwerere Theil zu tragen habe!"

Damit ſtand ſie auf und trat vor mich hin. Aber ich war noch nicht ſo weit mit meiner Vernunft oder Unvernunft wie ſie, und es lebte noch Alles zu friſch in mir, um mich ſo nach einem Händedruck zu den Todten werfen zu laſſen. Das merkte ſie mir wol an.

„Und glaube doch nicht", ſagte ſie — das „Du" that Wunder — „glaube nicht, Wendelin, daß ich mir das Alles ſo kaltblütig überlegt habe, ſo der Reihe nach wie ein Rechenexempel, wenn ich's auch jetzt, wo es fertig iſt und ich die Summe richtig gefunden, ſo vor dich hinſtelle, als könne es nicht anders ſein. Tauſendmal und immer wieder habe ich mit Jammer und Angſt mich gefragt, ob es denn wirklich nicht anders ſein kann, und wie lieb ich dich habe, wie du mir in's innerſte Herz hineingewachſen biſt, das habe ich ſo heftig geſpürt, daß ich gemeint hab', ich komme nicht darüber hinaus, es ſprengt mir geradezu Leib und Seele auseinander, wenn ich dich nicht haben kann. Aber ſiehſt du, gerade weil du mir lieber biſt, als mein Leben, muß es ſo ſein, ich darf dein Leben nicht verderben, wie ich thät', wenn du eine ehr- und gewiſſenloſe Frau nähmſt, die ihrer Pflicht weggelaufen wär' in deine Arme hinein. Das wär' eine ſchöne „Frau Pfadfinderin", die ſo in die Irre gegangen wäre. Mein lieber, liebſter Wendelin, glaub'

Digitized by Google

doch nur Das nicht, daß ich die Kraft dazu gefunden hätt' aus Lieblosigkeit. Herrgott — wenn du mir in's Herz sehen könntest —"

Da verließ sie wirklich ihre Standhaftigkeit, und mit hell ausbrechenden Thränen fiel sie mir um den Hals und hing so jämmerlich schluchzend in meinen Armen, daß ich meinte, sie vergehe mir unter den Händen.

Das half mir aus meiner Versunkenheit besser als die besten Worte. Ich merkte, es gehe nicht an, daß ich sie Alles allein durchkämpfen ließe, ich müsse zeigen, daß ich ihrer werth gewesen. Und so richtete ich mich auf, nahm das einzige Mädchen noch einmal an mein Herz und hielt es so, wie man sich zum Abschied auf Tod und Leben aneinanderschließt. Dann ließ ich sie behutsam auf einen Stuhl nieder, küßte ihr noch ein letztes Lebewohl auf die Stirn und riß mich dann von ihr weg, zur Thür hinaus, die Stiege hinunter, ohne Umsehen die Straße nach dem Dorf hinab, bis ich auch das hinter mir hatte. — —

Denselben Abend wanderte ich noch drei oder vier Meilen weit, schlief irgendwo in einer verlassenen Blockhütte und kam des andern Tages spät nach der Stadt. Ich besuchte natürlich keinen Menschen und ging immer erst des Abends aus. Nach einer Woche war ich mit all meinen Zurüstungen so weit, daß ich die Reise um die Welt mit leichtem Koffer und schwerem Herzen antreten konnte.

Nun, von dieser Reise wissen Sie genug, haben vielleicht mehr, als Ihnen lieb war, davon hören müssen. Denn unser Freund, der rothe Wenzel, das ewige Fragezeichen, konnte mich ja nicht fünf Minuten hinter meinem Schoppen sitzen sehen, ohne die Rede auf meine Weltumseglung zu bringen. Apropos, was ist denn aus ihm geworden? Sagt er noch immer zu Allem, was man ihm erzählt: „Merkwürdig! höchst merkwürdig!" und seufzt dabei über seine frühe Heirath, die seinen Horizont so eng begrenzt habe? Todt? Unser kleiner Wenzel todt! Nun so wird er ja endlich einen Horizont gefunden haben, der seinem Wissensdrang entspricht, wenn anders unser Herrgott im Antworten so geduldig ist, wie ich es war. Aber so gern ich ihm auf alle geographischen, ethnographischen und naturwissenschaftlichen Fragen nach Kräften Bescheid gab, in Einem Punkt, entsinnen Sie sich wol, mußte ich seine Forschbegierde unbefriedigt lassen. Ueber die Frauenzimmer, braune und gelbe, weiße und rothhäutige, zeigte ich mich schlecht unterrichtet, was unserm Freunde von allem „höchst Merkwürdigen" das Merkwürdigste schien. Ich suchte diese offenbare Lücke in meiner Bildung durch eine ziemlich fadenscheinige Weiberfeindschaft im Allgemeinen zu bemänteln und vertheidigte, wie Sie vielleicht noch wissen, mit Vorliebe den Satz, daß keine Thiergattung weniger Varietäten unter allen Himmelsstrichen aufzuweisen habe und für eine naturhistorische Betrachtung unergiebiger sei, als das Weibchen von homo sapiens, Linné. Kenne man Ein Exemplar, so kenne man alle, bis auf kleine Schattirungen in der Farbe, die nicht tiefer als bis zur Haut gingen. So mannigfach die Männer organisirt

ſeien — ich war damals noch ein Anhänger der Racentheorie — ſo einförmig die Weiber, und darum hätte ich auf meiner Weltfahrt überall etwas Wichtigeres zu thun gefunden, als mich mit Weibern abzugeben.

Ich glaube, ich ſpielte meine ſarkaſtiſche und cyniſche Rolle ſo täuſchend, daß ihr Alle daran glaubtet und Keiner ahnte, welch ein ſentimentaler Eſel ſich in dieſer Löwenhaut vermummte. Dieſer Ausdruck iſt nicht zu ſtark für meinen Zuſtand, denn ich verſichere Sie, man braucht kein Versmacher zu ſein, um die Heine'ſche ſüße blöde Jugendeſelei an ſeiner armen Seele zu erfahren, halbe Nächte zu Land und Meer wie im Fieber zu verwachen und manchmal zu flennen wie ein altes Weib, weil man ſich in ſein Schickſal noch nicht ſchicken kann. Sie werden das unter uns laſſen, ich erwähne es nur, weil es doch einmal dazu gehört und Ihnen auch beweiſ't, was an dem Mädchen war; denn eine Erſte Beſte hätte mir's nimmermehr bis zu ſolchem Grade angethan, daß mir die niedlichſten Malayinnen, Japaneſinnen, Spanierinnen und Creolinnen wie Zuckerwaſſer nach echtem Johannisberger vorkamen. Nun, jetzt kann man davon reden, es iſt viel Waſſer ſeitdem den Berg hinab gelaufen und der alte Johannisberger ſteigt nicht mehr zu Kopf, er wärmt nur noch den alten Magen.

Alſo, wo war ich ſtehen geblieben? Richtig, dabei, daß Alles beim Alten blieb und das alte Sprichwort ſich wieder einmal bewährte: den Himmel ändert man, nicht das Herz, wenn man über's Meer geht. Zwei Jahre dauerte die große Expedition. Dann trieb ich mich noch erſt ein volles drittes in Europa herum, eh' ich mir ein Herz faßte, auch einmal wieder in dieſe Gegend zu kommen, wolverſtanden, nur in die Stadt. Denn an eine Wanderung in's Gebirge hinaus und an ein Vorſprechen in der Schneidemühle dachte ich gar nicht, da ich mein gegebenes Wort noch wohl in der Erinnerung hatte und es für Beide am Beſten war, die Todten todt und begraben ſein zu laſſen.

Aber es ſollte durchaus nicht ſo glatt abgehen.

Im Bären nämlich, wo ich abſtieg, kam mir gleich beim Eintritt in die Wirthsſtube ein Geſicht entgegen, das mich wie ein Geſpenſt erſchreckte, obwol es rothe Backen, ein paar luſtige Augen im Kopf und gar keine Grabesſtimme hatte. In dem Sommer, den ich hier draußen zugebracht, hatte eine arme junge Baſe der Leidener's ebenfalls hier gehauſ't, theils um etwas von der Wirthſchaft zu lernen, theils auch weil die Frau immer ſchwerfälliger wurde und die Afra nicht wol Alles allein beſchicken konnte. Das gute Kind, etwa ſiebzehn Jahre alt, war für alle Wohlthat, die ihm im Hauſe und zumal von der älteſten Tochter zu Theil wurde, ſo dankbar, daß ich ſie oft ſagen hörte, nie gehe ſie fort, ſo lange man ſie noch irgend brauchen könne, und wenn ſie darüber alt und grau und eine alte Jungfer werden müßte. Denn beſſer könne ſie's nirgends finden. Und daſſelbe hatte ſie auch nach dem jähen Tode der Eheleute wiederholt betheuert.

Daß ich ſie nun dennoch ſchon nach drei Jahren hier in der Stadt antraf, war mir auffallend, zu allem Schrecken, den ich davon hatte,

Digitized by Google

überhaupt einem Menschenkinde zu begegnen, das von der Schneidemühle kam und um die Dinge draußen Bescheid wußte. Nie hatte ich danach fragen wollen und gehofft, gewisse Namen nie wieder aussprechen zu hören, und nun sollte die erste Stunde in der Stadt meine schönsten Kartenhäuser von Entsagung und Standhaftigkeit über den Haufen werfen.

Was ich zu hören bekam, hätte freilich einen Jeden erschüttert, der nicht gerade von einem hyrkanischen Tiger und einem Jaguarweibchen abstammte. Denken Sie sich: das Mädchen, ich meine das Bäschen, hatte es in der Mühle nicht länger aushalten können, weil es ihr das Herz abdrückte mitanzusehen, wie der junge Hausherr seine Frau schlecht behandelte und die Ehe von Woche zu Woche unglücklicher wurde, obwol, je wüster er es trieb, die Afra desto mehr sich wie eine Heilige benahm, wenn es, wie das Mädchen sagte, überhaupt lutherische Heilige giebt. Sie hatte sich, da nur wenige Gäste zu bedienen waren, zu mir gesetzt, der ich mich in eine dicke Rauchwolke hüllte, damit die Kleine nicht merkte, was ich zu ihren Neuigkeiten für ein Gesicht machte. Nun kriegte ich die ganze Historie der drei Jahre zu hören.

Im Anfang sei es nicht übel gegangen, der Aloys ganz wie sich's gehört hinter dem Geschäft her, das er wieder recht ordentlich in Schwung brachte, die Kinder gut gehalten und die Afra, wenn auch noch immer ernst, wie natürlich, da sie trotz dem Hochzeitjubel den Tod der Eltern nicht so rasch verwunden hatte, so doch nicht unzufrieden und gegen ihren Mann immer gleichmüthig und freundlich. Und dem Aloys habe man es nie angemerkt, daß er geglaubt hätte, ihr eine besondere Ehr' oder Gnade anzuthun, da er sie geheirathet, obwol sie nichts mehr hatte, sondern im Gegentheil, er habe sie sehr respektirt und sich in Allem nach ihrem Rath und Willen gerichtet. Das sei so angegangen bis zum ersten Kindbett. Da habe es zuerst Verdruß gesetzt, weil es ein Mädchen gewesen, statt eines Buben, auf den der junge Vater stark gerechnet. Und da die Mutter nur mehr für das Kind gelebt, auch länger als andere Frauen bleich und elend herumgeschlichen sei, habe sich die große Liebe und Verehrung des Aloys nach und nach in's Gegentheil verkehrt, er habe es ihr zu verstehen gegeben, daß er doch wol einen dummen Streich begangen sie zu heirathen mit dem Rudel Geschwister und jetzt dem Fratzen in der Wiege, für den sie allein noch auf der Welt zu sein scheine, und überhaupt merke er, daß sie nicht blos um den Vater so still und trübselig sei, sondern überhaupt eine Duckmäuserin, wie es ja die meisten Lutherischen sein sollten, vielleicht weil sie wissen, daß sie jenseits verdammt sein werden und darum auch diesseits kein so recht fideles Gemüth haben könnten, wie ein guter katholischer Christ, dem droben im Himmel sein Bettchen schon gemacht ist.

Auf all solche Reden, mit denen er sogar vor den Kindern und Dienstboten nicht zurückhielt, habe die Afra nie ein böses Wort erwiedert, sondern nur gesagt, sie sei noch schwach vom Wochenbett, und viel zu lachen oder zu schäkern sei nie ihre Art gewesen, er müsse das ja selber

Digitized by Google

wissen. Aber ihre Sanftmuth brachte ihn nur immer mehr auf, so daß sie selber froh war, wenn er nur das Haus verließ und draußen seinen Geschäften nachging. Sie sorgte nach wie vor, daß es ihm an nichts fehlte, daß er über nichts mit Grund zu klagen hatte. Aber es war einmal verschüttet. Nun that sie dazu, daß ihre Halbgeschwister gut untergebracht wurden, bei Verwandten, denen sie die Kost bezahlte, die Buben in Schulen, nur das jüngste Mädchen von zwölf Jahren blieb noch im Haus, und die älteste verheirathete sich. Er durfte also nicht mehr klagen, daß er sich in seinem eigenen Hause nicht rühren könne, so viel Sippschaft habe er mit in die Ehe überkommen. Und doch, je mehr sie that, was ihm lieb sein mußte, oft gegen ihr Herz, je unguter ward er zu ihr.

Da sei es einmal zu einem Ausbruche gekommen, einer heftigen Scene — um was es sich gehandelt, wußte das Mädchen nicht zu sagen. Mit Niemand habe die Frau davon gesprochen. Aber von dem Tage an sei die Hölle im Hause gewesen, der Aloys nicht wiederzuerkennen, all seine guten Manieren, sein Fleiß und seine Billigkeit gegen Jedermann plötzlich wie weggeweht, dafür nur ein um so trotzigerer Bauernstolz und Eigensinn, und Niemand habe mehr Gewalt über ihn gehabt, als höchstens ein einziger Mühlenknecht, den er sich gemiethet, weil er sich nebenbei gut auf Pferde verstanden. Der habe ihn zu allerlei schlimmen Dingen angeleitet, ihn in die Wirthshäuser rings in der Nachbarschaft zum Kegeln und Trinken gebracht, ja auch an schlimmere Orte. Es sei da eine halbe Stunde von der Mühle auf einem Gehöft eine Wittfrau noch bei jungen Jahren, ein verrufenes Weib, mit der habe der Aloys angebändelt, daß alle Leute davon gesprochen hätten. Die Afra hatte es natürlich zuerst erfahren. Aber kein Wort darüber, nicht eine Miene oder einen bösen Blick. Es sei übermenschlich, was sie für eine Macht hätte, sich nichts anmerken zu lassen, gerade wenn es ihr am wehesten um's Herz sei. Sie aber — das Bäschen — sei anders, bei ihr müsse es immer gleich über die Lippen springen, was sie auf dem Herzen hätte. Und da habe sie kein Blatt vor den Mund genommen und gerad' 'rausgesagt, wie schändlich die Frau gehalten werde und daß es dem Aloys noch einmal bös bekommen müsse und so Reden mehr. Als aber die Afra davon gehört — denn jener Knecht machte im Hause den Horcher und Angeber — da habe sie ihr gekündigt. Sie könne keine Leute im Hause brauchen, die über den Herrn raisonnirten. Nun, und ihr selber sei es am Ende recht gewesen. Denn, wie gesagt, das Herz wäre ihr gesprungen, wenn sie das Märtyrerthum noch länger hätte mit ansehen und dazu stillschweigen sollen.

Ich hatte mir dies Alles berichten lassen und keine Sylbe dazu gesagt. Denn eine ganz wahnsinnige Zornwuth tobte in mir und schnürte mir die Kehle zusammen, zugleich ein Gefühl der schnödesten Selbstverachtung, daß ich einem solchen Menschen mein Mädchen überlassen und mich mit ein paar armseligen Vernunftgründen hatte abspeisen lassen. Mir war also das Stöhnen und Schnauben näher als das Sprechen

und ich zerbiß meine Pfeife, um nur nichts von Dem auszurasen, was in mir kochte.

So konnte es nicht fortgehen, das stand fest. Gleich am andern Tag mußte ich hinaus und mit eigenen Augen sehen, und überlegen, was noch zu retten war, und ob sie nicht jetzt ihren alten Freund, den Pfadfinder, brauchen konnte, der in noch viel verworreneren Sackgassen in den Urwäldern Amerika's gelernt hatte, sich den Weg mit der Axt zu hauen.

Damals gab es noch keine Eisenbahn zwischen der Stadt und den Bergen, und die Postschnecke, die einen ganzen Tag, und keinen von den kürzesten, brauchte, um hier herauszukriechen, hatte ich schon in meinen langmüthigsten Tagen hundertmal verwünscht und verschworen; wie hätte ich's erst mit dem Fieber, das jetzt in mir brannte, in ihr ausgehalten! Zu Fuß zu gehen wäre mir am dienlichsten gewesen, um eben jenes Fieber verdampfen zu lassen. Aber ich fühlte mich, nachdem ich drei Jahre versäumt hatte, moralisch verpflichtet, nun keine Stunde länger, als durchaus nöthig, fernzubleiben, wo man meiner so sehr bedurfte. Am liebsten wäre ich noch in der Nacht aufgebrochen. Da ich aber beschlossen hatte, ein Pferd zu besteigen — die beste Art zu reisen, wenn man auf Abenteuer in Wildnissen ausgeht — so mußte ich bis morgen warten, indem für einen nächtlichen Ritt nirgendwo ein zuverlässiges Thier aufzutreiben war.

So verbrachte ich eine böse Nacht, vielleicht die peinlichste und verworrenste meines Lebens. Denn ich war nicht klarer darüber, wie ich es draußen finden würde, als über das, was geschehen sollte. Ich hatte mein Recht auf das Mädchen aus der Hand gegeben. Unter welchem Titel kam ich jetzt, mich in ihre zerrüttete Ehe zu mischen? Wenn der Mann mich einfach aus der Thür schob und hinter mir zuriegelte, war er nicht in seinem Recht? Auf eine scharfe Standrede über den Text, er solle Respect vor seinem Weibe haben und sie nicht unglücklich machen, hörte ich schon die Antwort, nicht gerade im gehobeltsten Styl, und wenn ich etwa Händel mit ihm suchen und ihn herausfordern wollte, — war er noch Polytechniker oder Forstakademiker genug, um als Familienvater mit einem hergelaufenen alten Liebhaber seiner Frau ein paar Kugeln zu wechseln?

Die Sache nahm sich immer hoffnungsloser aus, je länger ich sie beim Lichte einer schlaflosen Nacht in mir herumwälzte. Und doch, hinaus mußte ich, es mochte kommen, was da wollte, und das Gelübde, das ich ihr gethan, todt für sie zu sein, war das Letzte, was mich zurückhielt. Wozu sind Revenants erfunden, als um Denen über den Weg zu spuken, die verlassene Schätze nicht wol zu hüten wissen, oder gewissenlos vergeuden? „Ich lebe und bin noch stärker als alle Todten sind!" rief ich und ballte die Faust gegen den Räuber meines Glücks, der selbst nichts damit anzufangen gewußt hatte. Und über solchen Nachtgedanken wurde es endlich Tag.

Ein kalter, grauer Herbsttag; so daß ich die langen Stunden auf meinem Klepper, der kein hitziger Traber war, mehr als billig gefroren

hätte, wäre nicht das Fieber meiner Gedanken gewesen, das mir alle Pulse wärmte. Aber so schnell sie klopften, mein Thier kümmerte sich nichts darum. Mehr als einmal mußte ich eine lange Rast machen, füttern und noch die besten Worte geben, bis man sich zur Weiterreise entschloß. Und so kam ich erst am späten Abend unten im Posthause des Dorfes an.

Sie erkannten mich dort und wollten mich mit aller Gewalt festhalten, die eine Nacht wenigstens. Ich ließ ihnen aber nur meine schlechtere Hälfte, den Gaul, indem ich vorschützte, meine Freunde in der Schneidemühle wüßten schon, daß ich unterwegs sei und würden mir's sehr übel nehmen, wenn ich eine halbe Stunde weit von ihnen Quartier machte. Ich merkte an den Gesichtern des Postmeisters und seiner Frau, daß es seine Richtigkeit mit Allem hatte, was ich von der kleinen Kellnerin im Bären hatte hören müssen. Aber ich that nicht dergleichen, ich hätte keinen Nachbarklatsch über die Afra mehr ertragen, ehe ich sie selbst wiedergesehen, es war, als wiese Alles mit Fingern auf mich: „Du bist Schuld daran! Warum warst du zu feige, sie auf Tod und Leben dir zu erobern und dem Glück abzutrotzen!" — und so sagte ich mit abgewendetem Gesicht Gutenacht und trat das letzte, schwerste Stück meiner Tagereise an, in einer Aufregung, die sich nicht beschreiben läßt. Ich weiß nur, daß mir die Zunge hart und dürr, wie eine Papageienzunge, im Munde klebte, daß ich mehrmals still stehen mußte, um zu horchen, wer denn da neben mir rede, und dann erst merkte, daß ich selbst vor mich hin gewüthet hatte — wie man im Dunkeln pfeift, um sich die Gänsehaut zu vertreiben. Vor Wem fürchtete ich mich? Wahrlich nicht vor ihm. Ich brannte vielmehr darauf, mich mit ihm zu messen, gleichviel auf welche Waffen, Wort oder Faust. Aber ihr vor's Gesicht zu treten, ihre Leiden auf ihren verblaßten Wangen, in ihren matten Augen zu lesen und meine Augen niederschlagen zu müssen in dem Gefühl: wenn du damals ein rechter Kerl gewesen wärst und dir was zugetraut hättest, es wäre anders gekommen. Aber sie kannte dich, und darum traute sie selbst dir nichts zu. Und das ist nun das Ende!

Es fror mich zum ersten Mal am ganzen Tage; ich bereute jetzt, daß ich die Einladung der Posthalterin, erst etwas Warmes zu genießen, ausgeschlagen hatte. Dabei war die Luft stiller geworden, der feine, fröstelnde Regen hatte aufgehört, über dem Fluß, der stark angeschwollen war, blitzte sogar ein schwaches Mondlicht, wenn die Wolken einen Augenblick zerrissen. Das schien mir so unheimlich, und ich fürchtete überdies, von irgend einem bekannten Menschen eingeholt und in meiner ganz unmenschlichen Verfassung zum Reden genöthigt zu werden, daß ich einen einsamen Richtweg einschlug, den ich damals oft genug gewandelt war. Und doch, und obwol ich seitdem mein Pfadfinderorgan noch erheblich entwickelt hatte, in jener Nacht verirrte ich mich wie ein wildfremder Neuling. Möglich auch, daß meine Furcht mir den Streich spielte, mich noch eine Weile im Kreise herumzuführen, ehe ich wirklich an der wohlbekannten Schwelle anlangte. Ich sah mehr als einmal das Haus und

Digitized by Google

drüben das Dach der Mühle aus den Gärten auftauchen. Noch dreißig Schritte, so hatte ich's erreicht. Dann fand ich mich unversehens wieder im stichdunklen Forst und hörte ganz aus der Ferne das Wasser durch die stille Nacht brausen.

Plötzlich aber — ich muß geradezu wie ein Blinder herumgetappt sein — plötzlich sehe ich dicht vor mir den Gartenzaun hinter ihrem Hause, und wie ich die Hand ausstrecke, halte ich den Griff an dem Pförtchen, das da drüben in's freie Wiesenland hinausführt. Nun war's geschehen, nun konnte ich die letzte Frist nach Minuten zählen. Und ich war auch entschlossen, sie nicht zu verlängern, das Herumirren in der öden Finsterniß mit dem feigen Diebeszittern in allen Gliedern war unerträglicher als jeder gewaltsame Schlag.

Also klinkte ich die Thür auf und trat in den dunklen Baumgarten. Das Haus dahinter sah ich nur als eine dunkle Masse, Alles schien zu schlafen, aus keinem Fenster auch nur der leiseste Lichtschimmer.

Aber ich hatte noch keine fünf Schritte gethan, da bewegte sich was unter dem Pflaumenbaum, der in der Mitte steht, wo die Bank ist, auf der wir in guten Tagen so manchmal gesessen hatten, schwatzend, oder mit einem leichten Geschäft, zu Zweien oder zu Vieren. Es schien Jemand dort gesessen zu haben und aufgeschreckt zu sein, als die Thür in ihren Haspen knarrte. — Der Schrecken versteinerte mich, daß ich nicht vorwärts konnte. Wenn Er es wäre, dachte ich, gleich jetzt, hier in der einsamen Nacht, machst du deine Rechnung mit ihm richtig.

Ich faßte unwillkürlich meinen Stock fester in der Faust — eine andere Waffe hatte ich nicht. „Wer ist da?" rief ich. Aber das Wort war noch nicht ganz aus der Kehle, da hör' ich schon einen halb erstickten Aufschrei, und im nächsten Augenblick stürzt eine zitternde, schluchzende, sich fest anklammernde Gestalt an meinen Hals, daß ich alle Kraft aufbieten mußte, nicht zu Boden gerissen zu werden.

Wir mögen wol eine gute Weile so gestanden haben, denn es dauerte lange, bis ich nur überhaupt zu Athem kam, so heftig hatte sie im Krampf ihres Schmerzes sich an mich angeschmiedet, in einer fassungslosen Leidenschaft, wie ich sie ihr niemals zugetraut habe. Denn auch damals, als wir Abschied nahmen, war etwas Maßvolles, ein Rest von Ueberlegenheit über ihr Schicksal in ihrem Betragen, so bitterlich weinend sie mir am Halse hing. Aber ich merkte wol, wie Vieles seitdem an ihrer Kraft genagt hatte, daß sie mir nun so jammervoll zerbrochen, förmlich aus allen Fugen gerissen, in den Armen lag und keinen andern Halt mehr zu haben schien, als mich.

So empfangen zu werden hatte ich nicht erwartet. Aber es that mir unsäglich wohl. Alle Zwiespältigkeit meiner Armensünderstimmung war auf Einen Schlag von mir gewichen, ich fühlte mich als den natürlichen Rächer und Retter dieses mißhandelten, geliebten Lebens, und wahrhaftig, wie ich sie so an meiner Brust hielt und das Zucken ihrer armen Glieder empfand, — mehr als ein Bruder redete ich ihr zu, denn als ein Mensch, der eine verzehrende Sehnsucht nach diesem Weibe

Digitized by Google

über Land und Meer mit sich getragen hatte und endlich es erreicht hat; das versagte Glück an's Herz zu drücken.

Sie ließ mich lange reden, ohne nur ein Wort zu erwiedern. Aber endlich schien der Kampf des Schluchzens sich zu stillen und ihre Arme lös'ten sich von meinem Halse. Sie trat einen Schritt zurück, als wenn sie jetzt erst Zweifel empfände, ob ich es denn auch wirklich sei. Es war nicht hell genug unter den Bäumen, daß Eins des Andern Züge deutlich hätte erkennen können. Ich sah nur das Weiße in ihren Augen schimmern und ihre Zähne, als sie jetzt die Lippen öffnete, um das erste Wort zu sprechen.

„Bist du's denn wirklich?" sagte sie ganz leise. „Nun glaube ich Alles, was man von Wundern und Ahnungen erzählt. Denke, vor einer halben Stunde — drin im Hause — es war der bitterste Augenblick meines Lebens und ich dachte, ich könnte ihn nicht überleben — ich müsse mir ein Leids anthun — und schon suchte ich mit den Augen im Zimmer herum, wo ich ein Messer fände oder sonst etwas Spitzes, mir's in's Herz zu bohren, daß der Jammer darin nur einmal stille würde — da ist mir's, als hörte ich deutlich draußen vorm Garten meinen Namen rufen — dreimal — genau mit deiner Stimme, wie sonst — wenn Du nach Hause kamst und mich etwa oben an einem Fenster gesehen hattest. Und bei dem ersten Ruf wird es ganz ruhig in mir, beim zweiten überläuft es mich wie eine Flamme, daß ich meine, es ist mein Tod, beim dritten, der fast wie von der Schwelle her klang, stürz' ich aus der Thür und denke, du stehst dahinter. Aber da war nichts als die todtenstille, schaurige Nacht, und ich suche unter den Bäumen auf und ab, bis ich auf die Bank hinsank, nun doppelt elend, denn ich hatte Dich wieder nahe geglaubt und es war nur ein Spuk gewesen. Jetzt, dacht' ich, ist er Dir wirklich gestorben — Du hast nichts gehört als seinen letzten Seufzer — und da war es mir, als müsse ich nur noch ein wenig warten, so werde es auch mit mir vorbei sein. Und wie ich eben recht ruhig in mir wurde, so wie zum Sterben, da ging die Gitterthür auf — du riefst — und ich war an deinem Halse!"

Ich weiß nicht mehr, was ich darauf sagte, ich war wie im Traum und vergaß Alles, was geschehen war und was mich hergeführt hatte, nur daß ich wieder ihre Stimme hörte, die ganz eigne einfache Art, wie sie sich ausdrückte, und daß sie so mein geblieben war — das empfand ich, und das Glück darüber überwand in dem Augenblick alle anderen Gefühle.

Ich setzte mich auf die Bank und zog sie neben mich. Wir hielten uns fest aneinandergedrückt wie zwei Kinder, die vor einem Gewitter unter ein Dach geflüchtet sind und bei jedem Blitz dichter zusammenrücken. Ihre beiden Hände hatte sie in meine gelegt, ich streichelte sie ihr, da sie zitterten, sonst aber stand uns Beiden nicht der Sinn nach Liebkosen und Tändeln.

„Ich weiß schon Alles", sagte ich endlich. „Die Eva hat es mir gesagt, gestern Abend im Bären. Erzähl' mir nichts mehr. Laß uns lieber von zukünftigen Dingen sprechen."

Digitized by Google

„Alles weißt du?“ ſagte ſie da mit einem dumpfen Ton, der mir durch die Seele ging. „Ja wol, Alles, was die Leute wiſſen! Das wäre immerhin ſchon genug, Einem die Hölle auf Erden zu ſchaffen. Aber es iſt noch nicht das Halbe, was ich auszuſtehen habe.

„Ich will nicht ſagen, daß Er allein Schuld iſt. Ich hätte wol auch anders ſein können, und anders thun. Aber Gott iſt mein Zeuge: nach der erſten Stunde, daß ich ihn genommen habe ohne Liebe, habe ich Tag und Nacht darauf geſonnen, wie ich's nun doch noch richten könnte, daß wir Zwei ein rechtes Leben miteinander führten. Er wußte es ja auch, vernarrt bin ich nie in ihn geweſen und hätte lieber ledig gelebt, als ihn zu heirathen, wäre das Unglück nicht gekommen und wir plötzlich Alle verwaiſt geweſen. Er dacht' aber, wenn er mich nur erſt hätte, das Glück und die Ehre, ſeine Frau zu ſein, würde mir endlich ſchon einleuchten. Hätte doch Manche den kleinen Finger ſich abgebiſſen, wenn ſie damit den Verwaltersſohn zum Mann bekommen hätte. Aber daß ich anders war als Andere, das lockte ihn gerade ſo lange, als er noch keine Gewalt über mich hatte. Sobald ich ſein war, ſollte ich gerade ſo ſein, wie die Andern. Und am Ende wär' ich's auch geworden — hätte ich noch ein freies Herz gehabt. Aber das wußte er nicht, das merkte er nur an meinem Thun und Laſſen, da ich gar nicht wieder munter wurde. Er neckte mich erſt damit: ſo hätt' er ſich's doch nicht vorgeſtellt, eine Lutheriſche zur Frau zu haben, und was ſo ſeine Reden mehr waren. Aber ich ſah wol ein, ich mochte thun was ich wollte, immer war ich ihm noch nicht munter genug, ſo was man „lebfriſch“ nennt, eine, mit der man ſich zankt und verträgt, lacht und brummt und gleich iſt wieder gut Wetter, weil ihr nichts tief geht. Ich war das nicht gewohnt von meinem Vater her, ich ſagt's ihm, er müſſe Geduld haben, er verſprach's auch manchmal, aber es ging ihm gegen die Natur.

„Und einmal, eben da er mich heftig geſcholten hatte, weil ich über ein paar von ſeinen wilden Kameraden und ihre unſauberen Reden nicht mitgelacht hatte, und er war aus der Thür gegangen und ich dachte, ich wäre eine Weile allein — da hole ich mein Geſangbuch aus dem Kaſten, wo ich dein Bild drin aufbewahrte, du weißt wol, den ſchwarzen Schattenriß, den du mir geſchenkt haſt, und ſitze ſo in meine Erinnerungen verloren über das Buch gebückt und die Thränen fließen mir ganz wohlthätig auf das kleine Blatt, daß mir aller Kummer vom Herzen ſchmilzt und ich meine, ich ſei weit, weit weg, bei dir, auf deinem Schiff oder im Urwald, von dem du mir erzählt haſt — plötzlich greift eine Fauſt mir über die Schulter in's Buch und packt das Bild, und wie ich entſetzt aufſtarre, ſteht Er hinter mir, mit Augen und einer Miene — ich dachte, ich verſänke in den Boden. Er war hereingekommen, da es ihm doch leid that, mich ſo hart angefahren zu haben, zumal in meinen Umſtänden, und hatte ſich hinter mich geſchlichen, zu ſehen, was ich da läſe. Wie er aber das Bild ſah —

„Ich will dir nichts weiter davon erzählen. Er iſt ein ganz Anderer in der Wuth — er weiß nichts von ſich, wie ein Menſch, der zu viel

Digitized by Google

Wein im Kopf hat; — aber als er ausgetobt hatte und aus dem Zimmer gestürmt war, lag dein Bild, in tausend Stücke zerfetzt, auf der Erde."

Seitdem, fuhr sie fort, sei es von Tag zu Tage trauriger geworden, denn auf sein heftiges Insiedringen: sie solle es nur gestehen, der Doctor, der alberne Gelehrte stecke ihr noch im Kopf, und darum könne sie nicht lachen und gehe herum mit einem Leichenbittergesicht — es sei vielleicht nicht recht oder doch nicht klug gewesen, aber sie habe es nicht über's Herz gebracht, mich zu verleugnen. Es sei wahr, habe sie gesagt, ich sei ihre erste Liebe gewesen, und sie brauche sich darum nicht zu schämen. Denn es habe sie nicht von ihrer Pflicht abwendig gemacht, und sie wolle ihm eine gute und treue Frau sein, wenn er nur auch sich besinnen und nichts von ihr verlangen wolle, was gegen ihre Natur sei. Aber es war nicht mehr in Güte mit ihm zu reden. Seitdem stak ihm der Nagel der Eifersucht im Kopf und machte ihn immer blinder und toller. Und als das Kind zur Welt kam — stellen Sie sich vor, er glaubte im Ernst oder redete sich doch vor, es zu glauben — das unschuldige Ding sei gar nicht sein Kind; der rechte Vater, von dem es hieß, er segle seit Jahr und Tag auf fernen Meeren herum, habe das Gerücht nur ausgesprengt, um desto sicherer irgendwo in der Nähe im Hinterhalt zu liegen und heimtückisch seinem alten Nebenbuhler Ehre und Hausfrieden zu stehlen.

Das war ihm nicht auszureden, denn er wollte einen Anlaß haben, seine Frau als die Schuldige vor sich selber hinzustellen, da er es nicht mehr ertrug, zu ihr hinaufzusehen und sich zu sagen, daß er ihrer nicht werth sei. Von da an begann das ganze wüste Wesen im Haus, die Gewalt, die der schlechte Gesell, der Mühlengehülfe, über ihn gewann, indem er den Zuträger und Horcher und bald auch den Kuppler machte, die Bekanntschaft mit der verrufenen Person auf dem Einödhof, all das, was die kleine Base aus dem Haus getrieben hatte. „Und heute Abend", sagte die Afra, „eine Stunde nach dem Nachtessen — er war wieder nicht zu Hause gewesen, sondern auf einer Hochzeit drunten in Fischbach, wo er mit seiner Freundin zusammengekommen war — und ich sitze allein bei unserm Kinde und denke tausend Sachen — da wird plötzlich die Thür aufgerissen und er taumelt mir über die Schwelle. So hab' ich ihn doch noch nie gesehen, so hat mir nie vor ihm gegraus't. Er fällt auf die Bank hin und lallt, daß ich ihm Bier und Rum bringen soll; nach dem Kind zu sehen, fiel ihm auch in besseren Tagen nicht ein. Und während ich ihn bediene, ohne ein Wort zu sagen, und er wieder mir mein lutherisches Gesicht und mein heuchlerisches Kopfhängen vorwirft, sagt er plötzlich: Das muß anders werden, oder mein junges Leben wird mir verleidet, daß ich den ganzen Bettel hinter mich werfe, wie einen ausgetretenen Schuh. Richt' das Gastzimmer her, morgen kriegen wir Besuch. Die Einödbäuerin — eben Die, mit der er es hielt — hat mir versprochen, ein paar Tage zu uns zu kommen. Sie hat so viel von dir gehört, sie möcht' deine Bekanntschaft machen. — Aloys,

Digitized by Google

ſagt' ich, du biſt Herr im Haus; aber wo es die Hausehre gilt, hab' ich auch ein Wort zu ſagen. Wenn die Perſon zur Vorderthür hereingeht, — mein heiliges Wort darauf, Aloys, deine Frau geht zur Hinterthür hinaus. — Das ſagt' ich, ganz nachdrücklich, aber ohne Heftigkeit. Er dauerte mich viel zu ſehr in ſeinem armſeligen Zuſtand, wo er ſich ſelbſt nicht mehr kannte. Aber es machte keinen Eindruck auf ihn. Oho, ſagte er, das wollen wir erſt noch ſehen. Und wer dem Haus mehr Ehre macht von euch Beiden, fragt ſich noch ſehr. Ihr wenigſtens kann Niemand nachſagen, daß ſie's bei Lebzeiten ihres Mannes mit einem Andern gehalten hätte. — Ich will darüber nicht ſtreiten, Aloys, ſagt' ich, aber es bleibt dabei, unter Einem Dach mit Dieſer ſoll kein Menſch mich halten. Und dabei wollte ich aus dem Zimmer gehen, um Streit zu vermeiden. Aber er war aufgeſprungen und hielt mich und ſein ganzes Geſicht glühte und er ſchrie: Wenn du ſo eine Heilige ſein willſt, ſo ſchwöre mir, daß du mit keinem Gedanken mehr an den Doctor denken willſt — willſt du oder nicht? — Wie ſoll ich etwas ſchwören, ſagt' ich, das nicht in meiner Macht ſteht? Gedanken ſind zollfrei, und wenn es nur keine ſündhaften Gedanken ſind. — — Schwöre, oder Du ſtirbſt! rief er und hob die Hand, als wollte er mich niederſchmettern. Ich war eiskalt geworden vor Abſcheu, ſah ihn nur feſt an und ſagte: Geh ſchlafen, Aloys. Du weißt nicht, was du ſprichſt! — Dabei trat ich einen Schritt ſeitwärts, um ihn vorbeizulaſſen, daß er ſich nebenan zu Bette legte. Aber er war allzuſehr von ſeiner Hitze verwirrt, er wollte noch etwas ſagen, als aber die Zunge es nicht mehr herausbrachte, da übermannte ihn der Zorn und — er ſchlug nach mir! — —

Er traf mich nicht hart, nur an der linken Schulter — ich hatte es kommen ſehen und mich noch in die Ecke drücken können — und er verlor dabei das Gleichgewicht und taumelte zu Boden. Von dem Gepolter wurden die Leute in der Küche aufmerkſam. Die alte Kathrin' und jener ſchändliche Burſch, der Mühlengehülfe kamen hereingeſtürzt — der Herr iſt hingefallen, ſagt' ich. Tragt ihn in die Kammer und legt ihn auf ſein Bette. — Dann ging ich aus dem Zimmer und ſetzte mich in die dunkle Kammer, wo mein Vater ſeine Modelle und Zeichnungen verwahrt hatte, und da erſt brach der ganze Jammer aus und ich weinte, als müßte ich meine Seele aus den Augen gießen, und dachte, ich würde ſterben. Und da war's, daß ich dich rufen hörte, und jetzt danke ich Gott, daß ich noch am Leben bin, denn jetzt iſt Alles gut!"

Sie ſtand auf, als habe ſie plötzlich ein verdächtiges Geräuſch gehört. „Gleichviel!" ſagte ſie, nachdem ſie eine Weile gelauſcht hatte, „mag es doch hören, wer es will, wen habe ich noch zu ſcheuen? Mein Mann lädt ſich ſeine guten Freundinnen ein, warum ſoll ich meinen einzigen Freund aus dem Hauſe weiſen? Was hab' ich davon gehabt, brav zu ſein und mein Herz mit Füßen zu treten, weil es nicht gleich hat ſtill ſchweigen und ſeine Liebe begraben wollen? Mein Kopfhängen hat man mir vorgeworfen, mein lutheriſches Duckmäuſern, und hat mir doch nicht

getraut. Jetzt will ich sein, wie sie mich haben wollen, lustig und verliebt und fünf gerade sein lassen, und wenn man mich schlägt, will ich's hinnehmen wie andere kluge Weiber, die schon wissen, wie sie sich dafür bezahlt machen. Alles hat seine Art und Manier, und man ist nur Einmal jung, und wenn ich das Glück, das mir der Himmel schickt nach all dem Kummer, selber von mir stoße, bin ich eine Närrin und verdiene, daß man mit Fingern auf mich zeigt. — Hörtest du nicht was vorbeischleichen? — Es werden die Katzen sein. — Es schläft ja auch Alles im Haus, bis auf die alte Kathrin' — und die hält zu mir, die hat es mir längst verdacht, daß ich mir Alles gefallen ließ und dazu schwieg. Es war auch dumm, man muß nicht besser sein wollen, als die Anderen, wenn man durch die Welt kommen will. O Wendelin", rief sie und schloß mich mit einem fieberhaften Ungestüm in die Arme, „ich danke Gott für diesen Schlag; der hat meine Kette zerbrochen. Aber geh nun in's Haus! laß dir von der Kathrin' in dein Zimmer hinaufleuchten, du findest es noch, wie du es verlassen. Wendelin, drei Jahre hab' ich dich entbehren müssen, nun gehör' ich dir, und wenn die Welt darüber zu Grunde gehen sollte!"

Sie preßte mich noch einmal heftig an sich, dann ließ sie mich los und flüsterte: „Geh, geh! Du sollst nicht lange auf mich warten." So trieb sie mich von sich weg, dem Hause zu.

Ich trat ein, ohne zu wissen, wie ich den Weg und die Thür gefunden. Es taumelte Alles um mich her, mein Mund brannte von ihrem letzten Kuß, ihre Worte summten mir in den Ohren. Als ich die Alte in der Küche sitzen sah, neben dem Herd, auf dem nur noch ein paar Kohlen glimmten, brachte ich kaum ihren Namen über die Lippen. Aber es schien, als ahne der getreue Hausgeist, was vorgefallen sei, und was mich hergeführt. „Jesusmaria"! rief sie mit halblauter Stimme, „Sie sind's, Herr Doctor? Haben Sie denn nicht im Garten —"

Ich nickte und legte den Finger auf den Mund. Bleibt nur ruhig, sagt' ich. Ich finde schon selber hinauf. — Damit tappte ich nach der Treppe, ich fand mich noch zurecht, wie wenn ich erst gestern das Haus verlassen hätte, und schlich so sacht die Stiege hinauf, daß keine Stufe knarrte. Und eben so behutsam öffnete ich die Thür und trat in das dunkle Zimmer.

Aber das Herz klopfte mir wunderlich, ich war solche Diebeswege nicht oft gewandelt, und nie in einem Hause, wo ich als Gastfreund aus- und eingegangen war. Und doch, ich will mich nicht besser machen, als ich bin: in meinem Gewissen rührte sich nichts. Ich fand es ganz in der Ordnung, daß ich mir zueignete, was von Gottes- und Rechtswegen mir gehörte. Wenn der Andere inzwischen ein Recht darauf erworben hatte, hatte er's nicht selber verscherzt? — Freilich, über diese Nacht hinauszudenken, fiel mir nicht ein. Wenige an meiner Stelle hätten so viel Besinnung gehabt, während sie mit Herzklopfen auf den Schritt ihrer Liebsten draußen auf der Treppe warteten.

So schlichen die Minuten. Ich stand endlich leise von dem Bett

Digitized by Google

auf, auf das ich mich gleich beim Eintreten gesetzt hatte, und stahl mich auf den Zehen nach einem der Fenster hin, um frische Luft hineinzulassen, da das Zimmer lange nicht gelüftet worden war. Nun stand ich an dem offenen Fenster und horchte in das Rauschen der Wipfel hinaus und erfrischte meine schwülen Sinne an der Nachtkühle draußen. Immer ungeduldiger pochte mir das Blut in den Adern, ich riß ein Blatt von dem Birnenspalier ab, das sich draußen zwischen den Kreuzstöcken hinzweigt, und schlürfte die Regentropfen gierig ein, die daran hängen geblieben waren. Nie hatte ich die Qual des Wartens so peinlich empfunden, und endlich schien es mir, ich könne es nicht länger ertragen, ohne zu ersticken. Ich war eben im Begriff, wieder nach der Thür zu schleichen, um hinunterzugehen und zu fragen, ob sie mich vergessen; da öffnete sich — ich hatte in der Aufregung den Schritt auf der Treppe überhört — mit einem Lichtschimmer die Thür, und Afra trat herein, eine Kerze in der Hand, die mich jetzt erst ihre Züge deutlich wiedererkennen ließ.

Sie war bleicher geworden in diesen drei Jahren, aber es stand ihr gut, die Augen erschienen um so dunkler, ihre Stirn gegen das braune Haar freier und vornehmer. Ihre Figur hatte mehr Fülle bekommen, ihre Hand, mit der sie den Leuchter hielt, schien mir weißer als vordem. Aber was mir seltsam auffiel: sie hatte eine Art Mantel um die Schulter gehängt und ein braunes Tuch um den Kopf gebunden. Und vorhin im Garten — ich wußte es nur zu gut, ich hatte ihr bloßes Haar zwischen den Händen gefühlt — da wäre ein Kopftuch doch nöthiger gewesen gegen den rauhen Nachtwind.

„Du kommst spät!“ flüsterte ich, indem ich hastig zu ihr hintrat. „Ich habe schon gedacht, es sei ein Unglück geschehen, oder — was das schlimmste Unglück gewesen wäre — du hättest dir's anders überlegt. Nun, Gottlob, daß du da bist. Komm, ich will dir das Licht abnehmen — (dabei zitterte ich, daß ich dachte, ich würde den Leuchter fallen lassen) — und nun leg' den Mantel ab, und warum hast du den Kopf so verbunden? Komm, ich muß es dir hier bequem machen.“

Sie war ganz bewegungslos nicht weit von der Thür stehen geblieben und sah ernsthaft vor sich hin. „Laß es nur sein, Wendelin“, sagte sie. „Ich muß doch bald wieder gehen.“

„Morgen vor Thau und Tage“, raunte ich ihr in's Ohr und schlang den Arm um sie. „Bis dahin aber —“

Sie wehrte mir ab und trat einen Schritt zurück. „O Wendelin“, sagte sie, „ich bin ein armseliges Weib. Mache du mir's nicht noch schwerer, was ich thun muß und ohnehin kaum überstehen kann.“

„Bist du bei Sinnen?“ rief ich. „Hast du vergessen, was du mir vor keiner halben Stunde gesagt und versprochen hast? Ist's etwa anders seitdem geworden? Oder hast du dir's überlegt, daß ich dir wirklich inzwischen gestorben bin und daß man einem Gespenst nichts mehr schuldig ist? Sag's, wenn dein Herz kalt genug dazu ist, und ich

Digitized by Google

— ich will mich nicht lange bitten laſſen, dem Spuk ein Ende zu machen und in die Nacht hinauszugehen, ſo weit meine Füße mich tragen.“

Ich war vor ſie hingetreten und hatte das Licht ergriffen, als müſſe ich ganz genau ihre Züge betrachten, um klar darüber zu werden, wie ſie es meine. Da ſah ſie mich mit einem ihrer Blicke an, die ich nur allzu gut kannte. Wenn ſie einen ganz feſten Entſchluß gefaßt hatte und mit ihrem Willen im Reinen war, dann ſah ſie Einen ſo an, und dann konnte man nichts mehr über ſie gewinnen.

„O Wendelin“, ſagte ſie, „ich dächte, du hätteſt es empfunden, drunten im Garten, daß du mir lebſt, wie ſonſt nichts auf der Welt, und daß, wenn mein Herz auch ganz kalt wäre, nur ein Blick von dir es wieder hell darin aufbrennen ließe. Und wenn du allein für mich lebteſt, nicht noch etwas Anderes, ich thäte Alles für dich, ich opferte dir Alles, meine Pflicht, meine Ruhe, mein Gewiſſen. Aber ſiehſt du, wie ich ſchon auf dem Wege war zu dir und gehe nur noch in das große Zimmer unten, ein Licht anzuzünden, und mir ſchauert, weil ich aus der Kammer nebenan meinen Mann aus dem Traum reden höre, wilde, gottvergeſſene Worte — da höre ich plötzlich noch Etwas im Zimmer ſelbſt, dicht neben mir — ein Stimmchen, Wendelin, das ganz hell an mein Ohr ſchlägt, und da ich mit zitternden Händen Licht gemacht habe, ſeh' ich die Wiege meines Kindes noch am Fenſter neben der Bank ſtehen. Die Kathrin' hatte vergeſſen, ſie, wie ſonſt, in die Kammer zu tragen, vielleicht auch gedacht, ich wollte bei dem wüſten Mann die Nacht nicht bleiben, lieber hier draußen. Und da war das Kind, das Durſt hatte, aufgewacht und ſah mich mit ſeinen großen Augen an — o Wendelin, der Blick! Und geſchwinde ſtellte ich das Licht aus der Hand, um ihm die Flaſche zu geben und es wieder einzuwiegen. Aber wie ich's ſo auf dem Schooß hatte — immer noch ſah es mich an unter dem Trinken, ich habe nie einen ſolchen Ausdruck auf dem kleinen Geſicht geſehen. Und erſt nach und nach, da ich ihm leiſe zuſprach, ſchloß es wieder die Augen, und dann that es einen tiefen Athemzug, ordentlich wie ein Erwachſenes, dem es wieder leicht um's Herz wird, als ob es verſtanden hätte, was ich leiſe ihm verſprach. Und dann legte ich es in ſeine Kiſſen zurück und horchte eine Weile — und dann war es wieder eingeſchlafen.“

„Und was haſt du ihm verſprochen, Afra?“ ſtammelte ich, nachdem ich lange umſonſt mich bemüht hatte, meiner Bewegung Meiſter zu werden.

„Daß es ſich ſeiner Mutter nicht ſoll zu ſchämen haben, Wendelin, daß ſeine Mutter, wenn ſie auch ein unglückliches Weib iſt, doch nimmer ein ſchlechtes werden will. O, mein Liebſter, mache mir kein böſes Geſicht und ſieh nicht ſo finſter von mir weg, wenn ich jetzt zum zweiten Mal dir Hoffnungen gemacht habe und ſie dann nicht erfüllt. Siehſt du, ich habe es mir ganz klar überlegt, ich muß nun aushalten. Wenn er wüſt zu mir iſt und mich ſchlecht behandelt, habe ich's nicht ſelbſt verſchuldet? Das Herz war nicht dabei, als ich ihm meine Hand verlobt habe. Wie ſoll nun ſein Herz nie an mir irre werden? Mach' ich ihn etwa ſo glücklich, wie ich's ihm doch vor Gott zugeſchworen habe? Und

Digitized by Google

wenn ich ihn jetzt betrügen kann, geb' ich ihm dann nicht Recht, daß er es überhaupt je mir hat zutrauen können? Mit welchem Gesicht soll ich ihm wieder vor die Augen treten? Wie soll ich mein Kind wieder ansehen, wenn es so unschuldig mich anlacht und größer wird und von seiner Mutter wissen will, was Gut und Böse ist?"

„Still!" unterbrach ich sie plötzlich. „Hast du nicht ein Scharren oder Knistern gehört, da oben über dem Ofen, als ob Jemand auf dem Speicher herumschliche?"

Wir lauschten eine Weile. „Es ist nichts", sagte sie, „oder höchstens die Kathrine, die vielleicht noch Kindswäsche herunterholt."

„Nein, nein", sagt' ich, „es hantiert Jemand da am Kamin. Du weißt, daß oben an dem Loch im Schlot jedes Wort zu hören ist, wenn die Ofenklappe nicht zu ist. Laß sie mich erst schließen, oder sprich wenigstens leiser."

Und sie, mit einem Blick voll Trauer und Vorwurf: „Warum sollen wir leiser sprechen? Ist das etwas Heimliches, was wir miteinander haben? Jeder kann es hören, daß mein Kind mich von einem großen Unglück gerettet hat: zu allem Kummer noch eine Sünde auf mich zu laden. Ich weiß aber auch, daß ich Fleisch und Blut habe und daß die Nacht lang ist und der Versucher wacht, ob er nicht doch eine Seele zu Fall bringe. Darum will ich das Haus verlassen, Wendelin. Meine Halbschwester ist eine Stunde von hier verheirathet und gerade im Kindbett. Sie hat einen braven Mann, aber eben nichts übrig, und ich dachte ihr morgen einen Korb mit allerlei Leinenzeug und etwas zur Stärkung zu bringen. Das will ich heute noch thun."

„Heute noch?" rief ich. „In dieser finstern Nacht? Ich lasse dich nicht fort — es könnte dir irgend etwas zustoßen unterwegs —"

Da lächelte sie zum ersten Mal wieder, aber nur einen Augenblick und sehr schmerzlich. „Sei ganz ruhig", sagte sie, „ich finde meinen Weg, und Schlimmeres kann mir draußen nicht zustoßen als hier. Hast du mich ja sonst deine Pfadfinderin genannt! Also gute Nacht, lieber Freund, und nun wieder Lebewohl für immer. Du darfst nie wieder kommen, du magst nun von mir hören, was du willst, es sei denn, ich schriebe dir selbst und bäte dich zu kommen. Aber so schlimm wird es ja nie werden. Und siehst du, wenn ich jetzt gehe, und mein Mann besinnt sich morgen, warum ich wol gegangen bin, obwol du zu Nacht hier warst — er hat kein schlechtes Herz, es ist nur verwildert und verirrt — vielleicht findet auch er sich wieder auf den rechten Weg zurück und schämt sich, daß er mich so verkannt hat. Hab gute Nacht! Nein — du darfst mich nicht umarmen — nur die Hand wollen wir uns geben — so! und nun behüt' dich Gott, Wendelin! Er wird's wohl machen."

Damit nahm sie meine Hand, die ich unschlüssig ihr hinreichte. „Afra!" rief ich — „nur noch ein Wort — nur noch eine Bitte —"

Sie schüttelte aber den Kopf, wandte sich von mir ab und ging mit festen leisen Schritten aus der Thür, mich in einer Betäubung zu-

Digitized by Google

rücklaſſend, in der ich zuerſt kein Glied rühren konnte. Ich hörte ſie, immer mit demſelben gleichmäßigen Schritt, die Treppe hinuntergehen, drunten noch ein paar Augenblicke in's Zimmer treten, wahrſcheinlich um noch einmal nach dem Kinde zu ſehen, und dann die vordere Hausthür aufklinken, die auf die Landſtraße führt. Da erſt fuhr ich zuſammen, als ſprängen hundert Feſſeln von meinen Gliedern. Sie ging, ging wirklich in die kalte ſchaurige Nacht hinaus, es war das letzte Mal, daß ich ihre Stimme gehört und ihr in's Auge geſehen hatte — — und jetzt ließ ich ſie das Haus verlaſſen und ſollte mich in's Bett legen und die Decke über den Kopf ziehen, während dieſer Engel —

Nein, ich konnt' es nicht über's Herz bringen, ich mußte hinuntereilen, ihr nach, ſie zurückhalten — ihr ſagen — ich wußte nicht was — aber nur noch ein einziges Mal ihre Hand faſſen.

Und ſo ſtürze ich nach der Thür, reiße ſie auf und will nach der Treppe. Da ſeh' ich im Flur draußen — die Kerze im Zimmer gab gerade Licht genug, daß ich ihn gleich erkennen konnte — ihren Mann, den Aloys, ſtehen, die Füße in Pantoffeln, ſonſt noch in den Kleidern, wie er von der Hochzeit gekommen war. Nur ein Jagdgewehr, eine Doppelbüchſe, hatte er über die rechte Schulter gehängt, und die Haare, wie nach einem wüſten Schlaf im Rauſch, ſtarrten ihm wild um die Schläfen.

Er war todtenblaß, die Augen geröthet, die Lippen verzerrt und von dem ſchmucken Burſchen, den ich ehemals gekannt, wenig mehr an ihm zu entdecken.

Er war es alſo geweſen, den ich über uns auf dem Speicher neben dem Ofenkamin gehört hatte. Das war mir auf der Stelle klar, und er wußte alſo, was ich mit der Aſra geredet hatte. Erſt ſpäter habe ich erfahren, wie es damit zugegangen war. Der Mühlenknecht, ſein Verbündeter, hatte aus ſeiner Dachkammer geſehen, wie ich in den Garten gekommen und von der Frau empfangen worden war. Als ſie dann zu mir hinauf ging, war er zu dem ſchlafenden Mann geſchlichen und hatte ihm in's Ohr geſchrieen: „Steht auf, Meiſter! Der Doctor iſt im Haus und die Frau iſt bei ihm.“ Das hatte den Schwerumnebelten plötzlich ernüchtert wie ein eiſiges Sturzbad.

Er hatte die Büchſe von der Wand geriſſen und war auf den Zehen nachgeſchlichen, die Bodentreppe hinauf an den Lauſcherpoſten. Hören wollte er, wie weit das ſchamloſe Weib ſich vergeſſen würde, und dann im rechten Augenblick, wenn kein Zweifel an ihrer Schuld und keine Beſchönigung mehr möglich wäre, wollte er wie ein Blitz vom Himmel hineinwettern und ſie und mich ohne viel Redensarten über den Haufen ſchießen.

Nun war der ſchöne Plan ihm zu Schanden geworden. Ich ſah, daß Beſchämung und Haß gegen mich in ihm kämpften. Und freilich hatte ich ſelbſt nicht die beſte Sache und das glatteſte Gewiſſen ihm gegenüber. Aber ich war doch mehr Herr meiner ſelbſt, als er, und konnte zuerſt zu Worte kommen.

Digitized by Google

„Ihr ſeid es, Aloys?“ ſagt' ich. „Was ſucht Ihr hier? Eure Frau? Die hat ſchon das Haus verlaſſen, und wenn ſie nie wiederkommt, ſo wißt Ihr, wer die Schuld hat. Wollt Ihr Jagd auf ſie machen, daß Ihr die Büchſe mitgenommen habt? Thut's nur! Es iſt am Ende beſſer, Ihr wendet eine Kugel daran und helft ihr auf Einmal aus der Welt, als daß Ihr fortfahrt, wie ein unſinniger Wütherich ihr das Leben zu verbittern. Und dann zeigt Ihr Euch wenigſtens vor allen Leuten mit Eurem wahren Geſicht, und es wird Euch zu Theil, was Ihr längſt verdient habt, ſtatt daß Ihr jetzt all Eure Gräuel ungeſtraft verübt, da das fromme Weib, der Märtyrerengel, ſich lieber die Zunge abbiſſe, als Euch verklagte.“

So fuhr ich noch eine Weile fort und bei jedem Wort, das ich ſagte, ſchien er mehr in ſich zuſammenzubrechen, und ſeine Zähne knirſchten hörbar, wie bei einem Menſchen, den ein Reuefroſt ſchüttelt. Aber er nahm ſich noch einmal zuſammen, vielleicht weil er unten im Hauſe die Schritte ſeines Spießgeſellen, des Mühlenknechts, hörte und ſich ſchämte, daß er, als Herr im Hauſe, ſich ſo den Text leſen ließ.

„Heiliges Gewitter!“ rief er plötzlich und reckte ſich in den Gliedern, indem er zugleich das Gewehr gegen den Boden ſtieß — „bin ich denn noch der Aloys und Ihr — kenn' ich Euch nicht und weiß nicht, was Euch hieher geführt hat? Und Ihr wollt mir mores machen, Ihr mir predigen, was ich thun und laſſen ſoll mit meinem Weibe? Iſt ſie etwa nicht mein, ein Anderer Herr über ſie, als ich? Was an ihr iſt, wer weiß das beſſer als ich, und wer braucht mir's zu ſagen? Aber was an Euch iſt, und was Ihr hier zu ſuchen gehabt, darum brauch' ich auch nicht erſt die ſieben Weiſen Griechenlands zu befragen, das kann ich mit Händen greifen, und mag ich gegen meine Frau Schuld haben oder nicht, mit Euch, mein Lieber, will ich reine Rechnung machen und wenn Ihr jetzt nicht auf der Stelle mein Haus räumt und Euch je wieder hier blicken laßt —“

Er hob die Büchſe, als wollte er mir mit dem Schaft die Wege weiſen. Das machte mich wild.

„Armſeliger Wicht“, fuhr ich ihn an, „geh' in dich und danke Gott, wenn noch ein honetter Menſch ſich in deinem Hauſe blicken läßt. Heute Nacht geh' ich freilich; unter Einem Dach mit einem Raſenden zu bleiben, der, wenn's ihm einfällt, einen Wehrloſen im Schlaf überfällt und erwürgt, dazu iſt mir mein Leben noch zu lieb. Aber das Wiederkommen verſchwör' ich nicht. Denn wenn es kein Gericht und keine Behörde giebt, bei der man einen Mann verklagen kann, der ſeiner Frau das Leben verleidet, nun ſo muß ein alter Freund ſich ihrer annehmen. Und darum verlaßt Euch darauf, Aloys: was Ihr von jetzt an ihr zu Leide thut, jedes ſchnöde Wort und jeder böſe Blick, womit Ihr ſie peinigt, wird mir gemeldet werden, und wenn Ihr Euch je wieder ſo weit vergäßet, die Hand gegen dieſen Engel aufzuheben und die heilige Dulderin, der ihr nicht werth ſeid die Schuhriemen aufzulöſen,

mit der Faust fühlen zu lassen, an welch einen rohen Tölpel sie sich weggeworfen hat —"

„Ihr lügt!" rief er wie außer sich dazwischen. „Oder sie hat Euch belogen. Wer kann sagen daß ich sie jemals — nein, nein — es ist eine niederträchtige Lüge!"

„Es ist wahr, Aloys, so wahr wie Alles, was jemals von den Lippen dieser Frau gekommen ist. Wenn Ihr selbst es jetzt nicht glauben wollt, nun, so macht es Euch Ehre, daß Ihr wenigstens nüchtern verabscheut, was Ihr im Rausch gethan habt. Aber wer steht mir dafür, daß dieser Rausch der letzte war und daß Ihr in Eurem nächsten nicht noch bestialischer um Euch wüthet? Sagt selbst, Aloys —"

Aber ich merkte, daß er mich nicht mehr hörte. Der Gedanke, sie geschlagen zu haben, und daß sie trotzdem ihr Herz bezwungen und die Ehre des Hauses nicht preisgegeben hatte, schien mit einer furchtbaren Gewalt ihn niederzuschmettern. Das Gewehr glitt ihm aus den Händen, er fuhr, wie wenn ihm schwindlig würde, mit den Armen nach seinem Haupt und taumelte ein paar Schritte zurück nach der Bodentreppe zu. Da, halbbewußtlos, ließ er sich auf die Stufen nieder, als brächen ihm plötzlich die Kniee. Und so saß er, die Stirn in beide Hände gestützt, mühsam athmend und Worte zwischen den Zähnen murmelnd, die ich nicht verstand.

Ich muß gestehen, er dauerte mich, so feindselig noch eben meine Stimmung gewesen war. Ich sah aus allen Zeichen, wie er noch immer an der Frau hing und wie Alles, was vorgefallen war, seine bessere Natur in der Tiefe aufrüttelte.

„Ich will jetzt gehen, Aloys", sagte ich nach einer Weile. „Schlaft Euren Rausch vollends aus, und morgen, wenn Ihr bei klarem Verstande seid und Alles überlegen könnt, was diese Frau für Euch gethan hat und was so manche andere an ihrer Stelle gethan haben würde, so geht in Euch und fangt ein neues Leben an und bedenkt, was Ihr einer solchen Frau schuldig seid. Daß ich sie Euch nicht gönne, das kann und will ich nicht leugnen. Der beste Mann wäre gerade gut genug für sie, und wir Beide, besonders aber Ihr, lassen Viel zu wünschen übrig. Ich aber hätte wenigstens mein Leben daran gesetzt, sie glücklich zu machen, so gut ich gekonnt hätte, und daß ich nun sehen muß, wie Ihr statt dessen —"

Er machte eine Bewegung, als wollte er mich bitten nicht weiter zu reden. Ein dumpfes Stöhnen wie von einem Schwerkranken kam von seinem dunklen Winkel her.

„Nun, ich will sehen, was Ihr thut", sagt' ich. „Ihr seid einmal Ihr Mann und habt selbst gehört, wie ernst es ihr damit ist, Eure Frau zu sein. Wenn Ihr von heut an thut, was in Euren Kräften steht — es bleibt dabei, daß ich ein Auge auf Euch habe — so will ich's Euch vergeben, was Ihr bisher an ihr gefrevelt habt — und wir können noch einmal gute Freunde werden. Gute Nacht, Aloys! Und gute Besserung!"

Digitized by Google

Damit schritt ich an ihm vorbei und stieg die Treppe hinab. Die Alte sah ich unten durch die halboffene Küchenthür. Sie saß am Herd und trocknete ihre Augen mit der Schürze, und überhörte mein Weggehen. Von dem Mühlenknecht war nichts zu hören und zu sehen."

Ich übernachtete im Dorf unten, in der Post. In der Mühle, sagt' ich, hätte Alles geschlafen und ich hätte Niemand mehr herausklopfen mögen. Auch hätte ich nicht ungegessen zu Bett gehen wollen.

Doch hatte ich Noth, mich nicht selber Lügen zu strafen, da ich kaum einen Bissen hinunterbrachte. Zum Glück war ein Hund in der Gaststube, der meine Portion heimlich aus dem Wege räumte. Dann ließ ich mir ein Zimmer aufschließen und ging gleich zu Bett.

Meine Glieder waren so ziemlich gerädert, aber ich konnte erst lange nach Mitternacht Schlaf finden, und beim ersten Hahnenschrei fuhr ich aus den ängstlichsten Träumen auf und war gleich wieder in den Kleidern.

Es hatte sich über Nacht ausgestürmt, und obgleich die Sonne noch nicht herauf war, konnte man an dem silbergrauen Duft über den Wäldern und der Stille der Luft doch schon merken, daß ein heiterer Tag anbrechen würde. Auch lag ein zarter Reif über den Wiesen, und eine scharfe Kühle wehte mich an, als ich den Kopf zum Fenster herausstreckte, meine heißen Augen mit einem Luftbade zu erfrischen. Mein Fenster ging auf die Landstraße, die ich wol eine Viertelstunde aufwärts übersehen konnte. Noch war sie ganz öde; nur die Spatzen fingen an sich um ihr Frühstück zu bekümmern. Um so mehr verwunderte ich mich, auf einem kleinen Wagen, der von der Gegend der Schneidemühle munter heranrollte, neben dem Mann, der das Pferd lenkte, etwas Weißes sich bewegen zu sehen, das, je näher es kam, immer unverkennbarer einem ganz jungen Kinde glich, sorgsam in Tücher eingewickelt, aber doch wol besser in seinem Bettchen verwahrt, als in dieser Morgenfrische auf dem Sitz eines halboffenen Wagens. Wie ich mir aber jetzt den Mann daneben genauer ansah, reimte ich mir im Augenblick Alles zusammen. Er sah ein wenig anders aus, als gestern Nacht, wo wir uns bei einer zweifelhaften Kerze zwischen Thür und Angel begrüßt hatten. Sehr sauber gewaschen und gebürstet schien er und Alles, was er an sich hatte, und auf seinem Gesicht, so nachdenklich er vor sich hinsah, war keine Spur von Rausch mehr zu finden. Manchmal sogar, wenn er sich zu dem Kinde wandte, das die Aermchen spielend nach oben streckte und nach der Peitschenschnur griff, konnte er ganz an den Aloys von vor drei Jahren erinnern, den ich für einen sehr gefährlichen Nebenbuhler gehalten hatte. Aber er war nicht mehr so eitel auf sein Gesicht, wie damals. Er verließ sich nicht mehr allein darauf, sondern hatte sich ein anderes Gesicht zum Bundesgenossen ersehen, von dem er wußte, daß man ihm nichts abschlagen konnte. Und immer, wenn ihm selbst bange werden wollte, ob er den Zweck seiner Fahrt auch erreichen und das schwer gekränkte Herz sich wieder versöhnen würde, sah er nur das

Digitized by Google

kleine Geſicht neben ſich an und knallte dann von Neuem ermuthigt mit der Peitſche.

Gerade unter meinem Fenſter fuhren ſie vorbei. Ich hätte ganz leicht einen guten Morgen und einen Gruß an die Afra hinunterrufen können. — Aber es wollte mir doch nicht von den Lippen. Als Vater und Kind mir aus den Augen waren, ging ich in den Stall hinunter, ſattelte meinen Gaul und ritt langſam den Weg nach der Stadt zurück.

Ich hätte nur noch ein paar Stunden zu warten brauchen, ſo hätte ich das Wägelchen können heimkehren ſehen und diesmal das Kind nicht mehr als ein kleines Packet auf dem Wagenkiſſen, ſondern auf dem Schooß der Mutter. Schelten Sie mich immerhin einen ſchlechten Kerl — aber ich war noch nicht ſelbſtlos und neidlos genug, um dem alten Rivalen das Lächeln zu gönnen, daß dabei wahrſcheinlich über das blaſſe Geſicht ſeines Weibes glänzte, heller als die eben aufgehende Sonne.

Desgleichen war ich auch nicht hochherzig genug, mich ſonderlich über die Ehre zu freuen, die man mir über's Jahr anthat, indem man mich auf der Schneidemühle zu Gevatter lud, bei einem zweiten Töchterlein. Der Aloys ſchrieb mir zwar einen ſehr wackern Brief, der von weit mehr Feinheit der Empfindung zeugte, als ich in ihm geſucht hatte, und lud mich auch im Namen ſeiner Frau herzlich ein, ſelbſt zur Taufe zu kommen. Indeſſen — man iſt auch ein Menſch; die Pathenſchaft nahm ich zwar mit Dank an, aber meinen Beſuch ſchob ich noch ein paar Jahre hinaus. Ultra posse — wiſſen Sie wol. Und ſie verſtanden es auch und verdachten mir's nicht. Der Afra war es ſicherlich lieb, daß ich mein Pathenkind erſt all ſeine Zähne bekommen ließ, eh' ich meiner Frau Gevatterin in Perſon wieder vor die Augen trat.

Jetzt ſind wir über alle Jugendthorheiten hinaus. Wie ſehr ich hier zu Hauſe bin, haben Sie heute ſelbſt mitangeſehen, und mein Gevatter, mag er auch damals mich aus der Welt gewünſcht haben, jetzt gönnt er mir mein beſcheidenes Plätzchen ſogar unter dieſem Dache. Er kann es auch getroſt. Er hat aus ſich gemacht, was überhaupt nur ein Menſch von ſeinen Gaben aus ſich machen kann, und wenn er noch immer Urſache hat zu ſeinem Weibe hinaufzuſehen, jetzt braucht er ſich deſſen nicht mehr zu ſchämen. Denn erſtens, ſelbſt ein alter Weltumſegler wie ich hat noch keine Zweite gefunden, die es mit ihr aufnähme, und dann — iſt es nicht ein ganz natürliches optiſches Geſetz, daß man zu einem Menſchen hinaufſehen muß, den man auf Händen trägt?

Fanny Lewald und Adolph Stahr.

„Aut prodesse volunt, aut delectare poëtae!"
Nützen, oder das Herz uns erfreuen wollen die Dichter.

Wie hat man seit Verkündigung unseres classischen, und nun gar unseres romantischen Kunstevangeliums dieses Wort des alten Horaz bekrittelt und verketzert, wie hat man den Dichtern, bei Strafe der Degradirung unter die prosaischen Aufklärer, das auf das Nützen, das Lehren, Anregen gerichtete Wollen verboten! Wie hat man sie, weit fort von den Stätten der menschlichen Arbeit, in das heilige Gebiet des „schönen Wahnsinns", in die gefeiten „Regionen der reinen Formen" verwiesen, in die Mysterien des Cultus „der Kunst um der Kunst willen"! Nun, wir haben nicht das Geringste dagegen, wir wollen den Pegasus nicht in's Joch spannen und beugen uns gern und willig vor dem „schönen Wahnsinn" des Genius, der in der Sprache des Kindes die Geheimnisse des Schöpfers offenbart. Aber er war von jeher nur wenigen Auserwählten beschieden, gehorcht dem Banne keiner Kunsttheorie, und vor seinem desto billigeren Surrogate, der traumseligen, künstlerischen Laune und Willkür, wolle uns Gott doch in Gnaden bewahren! Wir müssen es zarter besaiteten Naturen überlassen, aus der Abwesenheit erkennbaren Sinnes auf Tiefsinn, aus vornehmem Ignoriren des Lebens und seiner Pflichten auf Genialität zu schließen. Wir erinnern uns, und erlauben uns gelegentlich auch Andere daran zu erinnern, daß es kein Geringerer war als der Erfinder der Lehre vom „schönen Schein, von der Kunst um der Kunst willen", der an anderer Stelle, und nicht in der schlechtesten Zeit seiner Wirksamkeit, den Bund der Dichtung mit der Wissenschaft verlangte, die schöne Form für den Dienst der Wahrheit nur gerade gut genug fand, und in diesem Dienste vielleicht seine dauerndsten Ansprüche auf unsern Dank sich erwarb. „Mancherlei Gaben und ein Geist". Es ist ja eine erhabene und heilige Sache um die geheimnißvollen inspirirten Priester des Urschönen. Aber auch des heitern, verständigen Freundes, der in traulicher, klarer Rede Gutes, Wahres, Nützliches mittheilt, freut sich das Herz; und eine Zeit wie die unsrige, die Fortschritt, Wissen, Veredlung und Genuß für Alle auf ihre Fahne schreibt, kann am wenigsten der gewandten, zuverlässigen Vermittler zwischen dem Bildungsschatze der Nation und dem Bedürfnisse der Einzelnen, zwischen den maßgebenden Gedanken der Epoche und dem Bewußtsein der größeren Lebenskreise entbehren. Und wenn der verständige Rathgeber, der belehrende Berichterstatter seine goldenen Früchte in gefälliger, silberner Schale bietet, wenn er der künstlerischen Form sich bedient, um das Wahre und Gute anziehend auch für die Schwächern zu machen, so werden wir ihn über die ästhetische Berechtigung der Tendenzdichtung, und über die „nothwendigen Grenzen im Gebrauch schöner Formen" nicht eben chicaniren, sondern des Gegebenen uns dankbar freuen dürfen.

Digitized by Google

Digitized by Google

Adolph Stahr.

Digitized by Google

Digitized by Google

Fanny Lewald.

Digitized by Google

Diese Bemerkungen mögen denn auch, ganz abgesehen von den menschlichen, gemüthlichen Beziehungen, die Vereinigung der Namen Lewald und Stahr in dem Rahmen eines Literaturbildes rechtfertigen: womit wir übrigens auch jene Betrachtungsweise nicht etwa ablehnen wollen, welche die Züge des Schriftstellers durch die des Menschen ergänzt und erläutert. Sie ist, in den selbstverständlichen Grenzen der Discretion, gerade bei Schriftstellern vollkommen berechtigt, welche unmittelbaren Einfluß auf die Praxis des Lebens ihrer Zeitgenossen anstreben und ausüben. So gewinnt das Wort des „Anwalts der weiblichen Arbeit" für uns nicht wenig an Werth, wenn ihm eine ausdauernde, gesegnete Bethätigung solcher Arbeit zur Seite steht. Wer Fanny Lewald aus ihren Schriften kannte und dann die Freude hatte, einen Blick auf ihre praktische Thätigkeit zu werfen, dem konnte die Frage nach der Vereinbarkeit geistiger Arbeit und echt weiblichen Wirkens und Fühlens längst kein Problem mehr sein. Und wer in den Arbeiten der beiden Gatten seit Jahren die, hier anregende, dort mäßigende, Einwirkung des Einen auf den Andern verfolgt hat, der sieht hier doch mehr vorliegen, als ein zufälliges, äußerliches Beieinandersein. So möge denn diese geistige Ehe auch hier sich als der geeignete Rahmen erweisen, das Doppelbild der lehrhaften Dichterin und des dichterisch angeregten Gelehrten freundlich zu umschließen. Und wenn wir der Dame in ihm den breitern Raum und den Vordergrund gönnen, so haben wir diese Anordnung wol zu allerletzt vor ihrem verständigen und kunstsinnigen Freunde zu rechtfertigen.

Fanny Lewald wurde am 24. März 1811 zu Königsberg in Preußen geboren. In kleinerem Maßstabe als Berlin, aber vielleicht in noch gründlicherer Mischung der Bestandtheile umschließt die Krönungsstadt der preußischen Monarchie eine aus niederdeutschem Stamme mit französischer und jüdischer Würze erwachsene Bevölkerung: durchaus durchdrungen von den Instincten der Toleranz, des scharfen, nüchternen Denkens, und dennoch keineswegs am rechten Ort der Gefühlswärme entbehrend, oder gegen fröhlichen Lebensgenuß sauertöpfisch verschlossen. Die äußeren Verhältnisse sind, namentlich seit den napoleonischen Kriegen, im Allgemeinen eher knapp als bequem. Dennoch bildet auch heute noch ein intelligenter, angesehener und häufig auch wohlhabender Kaufmannsstand den Kern der Gesellschaft, in lebendigstem, freundlichem Wechselverkehr mit Gelehrten, Beamten, Militairs und Industriellen. Der lange Winter fördert solide Geistesarbeit und fröhliche Geselligkeit; die isolirte Lage hat einen mächtigen Localpatriotismus groß gezogen, der aber von engherzigem Particularismus stets weit entfernt war. Die nächste Umgegend ist einförmig, bis auf wenige freundliche Puncte, aber ein Ausflug von wenigen Stunden erschließt die strenge und in ihrer Erhabenheit dennoch so trauliche Schönheit der baltischen See-, Haide- und Wald-Landschaft. Im Hochsommer lebt dort die königsberger Gesellschaft so zu sagen im Lager. Die königsberger Gastfreundschaft, nicht luxuriös, aber herzlich und bequem, wird schwerlich von irgend einer andern deutschen Stadt ähnlichen Ranges erreicht. Die französische Colonie ist so alt, wenn auch weitaus nicht so stark und einflußreich, als die in Berlin. Die gesellschaftliche Emancipation der Juden hat sich später vollzogen, als in der Hauptstadt, sie hat dann aber zu einem wahrhaft herzlichen Verhältniß der Confessionen geführt, und die königsberger Intelligenz, wie Handel und Gewerbe, haben sich nicht schlecht dabei gestanden. Nach dieser Richtung hin können Fanny Lewald's Jugend- und Familienverhältnisse nahezu typisch

Digitized by Google

genannt werden. Ihr Vater, Weinhändler jüdischer Confession, stellte seinen Kindern grundsätzlich die Wahl ihrer Religion anheim und ließ sie christlich und jüdisch unterweisen (wie es dort, beiläufig bemerkt, häufig geschieht). Fanny gerieth früh in die berufenen pietistischen Kreise der Pregelstadt (unter die sogenannten „Mucker"), denen sie in ihrer Lebensbeschreibung und in den „Wandlungen" treue und unparteiische Erinnerung und Würdigung widmet. Diese Einflüsse, durch platonische Sympathieen für einen frommen Candidaten gesteigert, führten sie dem Christenthume zu. Eine erste Reise, mit dem Vater unternommen, über Berlin an den Rhein, dann ein einjähriger Aufenthalt in Breslau bei reichen Verwandten, 1832 bis 33, vermittelte dem nun einundzwanzigjährigen Mädchen die ersten persönlichen Beziehungen zu den Vertretern der vaterländischen geistigen Arbeit, und wurde ausgiebig benutzt. Fanny empfing am Rhein durch Börne's Erzählungen die ersten, frischen Eindrücke jener verfrühten politischen Aufregungen, die in der Katastrophe des Hambacher Festes gipfelten. Sie schwelgte in Breslau, in der Bibliothek ihres Onkels, in jung-deutscher und französisch-romantischer Zeitliteratur, hörte Hoffmann von Fallersleben, Stenzel und andere Breslauer Berühmtheiten disputiren und plaudern, und verliebte sich, einigermaßen einseitig, in ihren nachher berühmt gewordenen Vetter Heinrich Simon. Die Offenheit, mit welcher sie dieses Verhältniß in den „Leidensjahren" darlegt, gereicht ihr sehr zur Ehre. Simon, von ganz anderen Sorgen bedrängt (er hatte das Unglück gehabt, einen Gegner im Duell zu erschießen), brachte dem schönen und warmherzigen Mädchen nur Freundschaft entgegen, was sie freilich nicht vor den Schmerzen freiwilliger, leidenschaftlich genährter Selbsttäuschung bewahrte, denen erst sieben Jahre später eine offene Erklärung des in Liebe zur Gräfin Hahn gerathenen Simon ein Ende machte. Aber ihre starke, gesunde Natur ließ sich nicht brechen. Dem Glückstraume der Jugend entsagend nahm die Tochter des willensstarken und gedankenkräftigen Nordens ihre Zuflucht zu der eigenen Kraft, entschloß sich, um jeden Preis sich auf eigene Füße zu stellen, von der Familienabhängigkeit und Befangenheit sich loszumachen. Einen „vortheilhaften Heirathsantrag" hatte sie schon ausgeschlagen. Sie wollte sich nicht verkaufen. Jetzt ging sie zunächst nach Berlin, um, bei Verwandten einstweilen aufgenommen, zu lernen und zu vergessen. Aber das konnte nicht dauern. Sie mußte nach Königsberg zurück, und was nun? Charakteristisch für sie (und die durch sie in erster Linie mitvertretene Zeitliteratur) ist die Entscheidung. Ihr Onkel Lewald, Redacteur der Leipziger „Europa" hatte schon dann und wann Kleinigkeiten von ihr gedruckt, namentlich eine Schilderung der Huldigung von 1840. Jetzt hat sie ihm ein „Märchen" eingesandt. Er nimmt's an, schickt Honorar, lobt warm und rückhaltlos ihr Talent. Da fällt's ihr, in der Sonne des ersten practischen Erfolgs, wie Schuppen von den Augen. Sie wird Schriftstellerin werden, von der Feder leben. Da ist Freiheit, Würde, Ruhe, Rettung. Aber wie das dem Vater sagen, dem Nüchternsten unter den nüchternen Ostpreußen, dem abgesagten Gegner aller Blaustrümpfe und aller „Redensarten"? Dennoch faßt sie sich ein Herz, erklärt freimüthig ihren Entschluß, und der skeptische Kaufmann antwortet ruhig: „Du bist dreißig Jahre alt, unverheirathet, und ich kann nicht sagen: Hier ist ein Vermögen, das Dich lebenslänglich und unabhängig erhält. Auf der andern Seite bist Du immer verständig gewesen, hast mir nie Anlaß zur Unzufriedenheit gegeben, und Du versprichst Dir Glück von der Ausübung Deines Talentes. Also thu' was

igitized by Google

Dir gut dünkt, und Gott gebe, daß es zu Deinem Guten sei. Aber das bedinge ich: Es darf Niemand von Deiner Schriftstellerei erfahren." Und dann, in der Thür umkehrend: Also eine Schriftstellerin! Dann zog er die schönen Augenbrauen in die Höhe, wie er im Unmuth pflegte, und meinen Kopf in beide Hände nehmend und mich herzlich küssend sprach er: Gott gebe Dir Glück dazu! Und Fanny fährt fort: „Es war kein unbewußtes Hineindämmern in den Zaubergarten der Poesie. Ich hatte eine große Vorstellung von der Macht des Dichters auf den Geist seines Volkes, und von der Gewalt des Wortes auf das Herz der Menschen. Und weil ich die Wahrheit suchte und die Wahrheit über Alles schätzte, wo ich sie erkannt hatte, so nahm ich mir vor, ihr mit keiner Zeile und mit keinem Wort jemals abtrünnig zu werden, und wie groß oder wie gering mein Einfluß jemals werden könnte, ihn nie anders als im Dienst Desjenigen zu vollenden, was mir Schönheit, Freiheit und Wahrheit hieß."

So ist denn die einflußreichste deutsche Romandichterin (und, fügen wir hinzu, Publicistin) unserer Tage an das Werk ihres Lebens gegangen: nicht um der Langeweile aristokratischen Genußlebens ein Lächeln abzugewinnen, sondern auf ernste und nachhaltige Wirkung gerichtet; nicht unter den Entzückungen jugendlichen Gefühlsaufschwunges, sondern unter der Nachwirkung schweren Leids, und so hat sie ihre Aufgabe nicht darin gesehen, das eigene Herz zu zergliedern und die Welt von den Geheimnissen ihrer unverstandenen schönen Seele zu unterhalten, sondern das thätige Leben, mit seinen Leiden und Freuden, seinen Pflichten und Interessen zu malen und zu deuten, den Mitstrebenden eine treue Beratherin und Genossin zu sein, das gesunde und verständige Kind einer Epoche, nicht luxurirenden Bildungs- und Gefühlslebens, sondern mächtiger, mit der Wirklichkeit ringender Culturarbeit. Ihre weiteren äußeren Erfolge und Lebensverhältnisse sind bekannt: ihre Reise nach Italien, 1846, die Bekanntschaft mit Adolph Stahr, aus welcher erst 1851, also als die Dichterin bereits vierzig Jahre alt war, eine in jeder Beziehung glückliche, dauernde Verbindung hervorging, dann abwechselnder Aufenthalt in Berlin und in Rom, resp. in mancherlei Villeggiaturen, die thätige Theilnahme an den Bestrebungen für Entwickelung und Befreiung der weiblichen Arbeit, die stattliche, durchweg hochachtbare, anziehende, durch schöne, solide Erfolge geschmückte Reihe erzählender Dichtungen und publicistischen Arbeiten, wie „Clementine", „Jenny", „Wandlungen" (1853), „Das arme Mädchen", „Die Kammerjungfer" (1852), „Von Geschlecht zu Geschlecht", bis herab zu den im vorigen Jahre erschienenen römischen Briefen und dem „Frauen-Anwalt". Es kann hier nicht daran gedacht werden, diese ganze, reiche Lebensarbeit auch nur annähernd analysirend zu erschöpfen. Aber der Eigenart der Verfasserin ohne Ueberschätzung gerecht zu werden und in ihrer Welt und den von ihr vertretenen Ueberzeugungen uns zurecht zu finden, wollen wir in der hier gebotenen Kürze versuchen.

Nicht ganz ohne Grund hebt eine neueste französische Kritik hervor, daß in Fanny Lewald's Talent die publicistische Beanlagung wenigstens gleichberechtigt neben der dichterischen sich geltend macht. Wie bei George Sand, dem Naturkinde des sonnigen Südlandes der Gedanke so zu sagen zur Handlung, zur Persönlichkeit wird, so tritt bei der scharfen, klaren, ostpreußisch geschulten Jüdin die Handlung oft genug fast als Erläuterung der

Digitized by Google

Betrachtung auf. Sie ist, namentlich in ihren Erstlingswerken, nicht ganz frei von der Erbsünde des deutschen Namens, der Neigung, lange Gespräche und Erörterungen einzuflechten, die aus der Handlung nicht hervorgehen und Handlung und Charakteristik nicht fördern. Dennoch macht alles Das bei ihr sich lange nicht so unangenehm fühlbar, als bei manchem hochberühmten „Classiker" unserer Tage. Wenn Fanny Lewald's Charaktere nicht immer lebendig gemalt sind, so sind sie dafür durchweg gut und richtig gezeichnet. Die Erzählung, wenn auch selten eigentlich und spannend und aufregend, ersetzt oft genug durch klare, durchsichtige Composition und entschlossenen Fortschritt, was ihr an phantasiegewaltigem Schwunge hie und da abgeht. Den Schilderungen fehlt es nicht an Localtreue und feinem Verständniß: wenn die Verfasserin durchaus nicht das ist, was man eine Naturschwärmerin nennt, so geht der sympathische Zauber der unter dem stillen Gesetz der Nothwendigkeit ruhenden Schöpfung doch nicht wirkungslos an ihr vorüber, und ihre schlichten nordischen Stimmungsbilder (z. B. in der „Kammerjungfer" und in den „Wandlungen") sind oft von großer Wirkung, eben weil sie alles gemachte Pathos vermeiden und ganz einfach wirklich empfundene Eindrücke wiedergeben. Die socialen Anschauungen und Bestrebungen der Verfasserin wurzeln durchaus in den Instincten und Interessen des arbeitenten, gebildeten Mittelstandes, dem sie durch Geburt, Neigung, Lebenserfahrungen angehört, und in dessen Erfolgen sie die Erfolge wahrer Cultur überhaupt zu preisen geneigt ist. In allen Lebensverhältnissen feiert sie unermüdlich seine Berechtigung, seine Triumphe. Schildert sie Männer der Industrie, so sind es meist nicht tyrannische Baumwollen-Lords, sondern Freunde, Wohlthäter, Berather der Arbeiter, die wie kleine Könige in ihren Werkstätten walten, gütig und fest, stark durch gesunden Menschenverstand und ungebrochenen, im Kampfe mit dem Leben gestählten Willen. Neben dieselben stellt sie gern, als vollberechtigte Genossen, die Arbeiter des Geistes, den Gelehrten, den Arzt, den Maler, den Dichter, alle froh ihrer Kraft und ihres Lebens, ungebeugt durch Mißgeschick, weil sie Arbeit und Selbstbeherrschung gelernt haben, Gestalten wie Maler Feldheim in den „Wandlungen". „Was haben Sie da hinter dem Vorhang?" fragt diesen eine Dame der großen Gesellschaft, die sein Atelier besucht. „Ei, eine heilige Familie!" „Sie, eine heilige Familie? Lassen Sie sehen!" — Und der Maler zeigt ihr auf der Leinwand eine in fröhlicher Thätigkeit geeinigte Gruppe, die ihn und die Seinen darstellt. „Nicht eine Familie von Heiligen sollen wir jetzt malen, sondern eine Familie, die geheiligt ist durch Liebe und umstrahlt von der Glorie ihres Glücks. Was ist ein lumpiger König mit ein paar geharnischten Rittern gegen Mann und Weib und Kind? Alle die historischen Zufälligkeiten, die wir malen, sind ja reine Vergänglichkeiten gegen die urewige Wahrheit solcher Liebe." — Aus dieser glücklichen Mitte unserer Culturwelt, in der die Arbeit ihren ganzen Segen gewährt, weil sie wol eine Nothwendigkeit, aber nicht eine niederdrückende Last ist, richtet die Dichterin dann ihre Blicke nach oben und nach unten. Zunächst auf „das Volk", die unter dem Joche des drückenden Bedürfnisses dennoch zu Freiheit und Lebensgenuß aufstrebende Masse. Sie ist keineswegs blind gegen seine Schattenseiten. Die unschöne Härte seiner Formen, die engherzige Beschränktheit seines Sinnes, zumal seine unerfreulichsten Züge, Mißtrauen und Neid, werden gelegentlich mit schlagender Wahrheit gezeichnet. Lieber und öfter aber verweilt die Dichterin auf seinen eigenthümlichen Vorzügen, seiner schlichten

Digitized by Google

Auffassungsweise, seinem einfachen, ungebrochenen Bewußtsein, seiner unverwüstlichen Zähigkeit und Bildungsfähigkeit. In diesem Sinne hat sie eine ihrer besten Figuren geschaffen, eine wahrhaft typische Zeitgestalt, den Holzschneider Karl in der „Kammerjungfer". Ein junger Handwerker, strebsam und tüchtig, im Begriff, aus gesicherter Stellung in Berlin nach Paris zu gehen, um auf größerem Schauplatze sein Glück und seine Kraft zu versuchen, wird in der Aufregung eines gemüthlichen Sylvesterabends halb freiwillig, halb gezwungen der Verlobte einer halbgebildeten, gutmüthig sentimentalen Kammerjungfer und Schneiderstochter. So geht er dahin, die Kette am Fuße, und zwar eine doppelte, denn wir merken wol, daß die ihn beglückwünschende Herrin seiner Braut, Fräulein Lore, nur zu starken Eindruck auf ihn gemacht hat. Nun vollzieht sich ein doppelter Proceß. Karl's Briefe aus Paris, regelmäßig von beiden Damen gelesen, gefallen dem Fräulein von Monat zu Monat besser, während die Braut selbst sie immer unverständlicher und langweiliger findet, weil der einzige sie interessirende Gegenstand, die Hochzeit, mehr und mehr in den Hintergrund tritt. Zuletzt erklärt der zur Künstlerschaft vorgeschrittene Arbeiter ganz offen, daß ihn die Verlobung gereut, und die Dichterin — giebt ihm Recht. „Denn etwas Unnatürliches, eine gänzliche Selbstverleugnung fordern, erzeugt niemals etwas Gutes." Später trifft Karl mit Lore zusammen, und kommt gleichzeitig zum Bewußtsein seiner Liebe und der unausfüllbaren Kluft, die ihn von ihrem Gegenstande trennt. Wol wankt er einen Augenblick. Aber von jenem „Staunen", Schreien, Zittern, Starren, Rasen, Hinbrüten, Nichtsthun, an das wir bei jungdeutschen Romanhelden in solchen Situationen gewöhnt sind, ist hier nicht die Rede. Es folgt vielmehr auf eine kurze Krisis die „Resignation der Selbstachtung", jene Entsagung, aus der der ächte Lebensmuth fließt. „Aus eigenem Triebe, zu eigenem Vortheil, allein um der Sache selbst willen entschloß er sich zu arbeiten, zu leben, ohne Hinblick auf ein Phantasiegebilde, ohne ein anderes Streben als das nach künstlerischer Selbstvollendung. Kräftige Naturen raffen sich nach dem Fehlschlagen einer Hoffnung zusammen, und suchen den Trost in der eigenen Kraft und in der eigenen Arbeit, während schwache Gemüther nach Enttäuschungen sich aufzugeben pflegen, oder sich für Andere opfern und an die Allgemeinheit verlieren wollen." — Das ist nun nicht sentimental und nicht romantisch, aber es ist wahr, und trägt merkwürdig scharf die Signatur unserer Zeit. Fanny Lewald sieht das Poetische nicht in der Herrschaft des Affects und der Phantasie über den Willen, sondern in tüchtigem, ehrlichem Kampf mit dem Leben, in gesunder Entfaltung der Persönlichkeit, und wenn dabei hie und da eine wirkliche oder scheinbare Härte in Behandlung der „großen Passion" mit unterläuft, so gewinnt das Zeitbild an Wahrheit, was es vielleicht an einschmeichelndem Reiz einbüßt. Unsere Zeit ist einmal nicht auf Träumen, sondern auf Handeln gerichtet, und sie wird es ihren Dichtern nur danken können, wenn sie allmählich lernen, auch in diesen strengeren Lebensformen den ewigen Zug des Menschlich-Schönen zu sehen und darzustellen, statt an den verlassenen Altären rückwärts liegender Ideale vergebliche Opfer zu bringen.

Nicht weniger maßvoll behandelt Fanny Lewald das andere große Thema unserer Zeit, die Beziehungen des Mittelstandes zur Aristokratie. Ihre klare, auf das Wirkliche gerichtete Natur ist weit entfernt von jener zweideutigen Leidenschaftlichkeit, mit welcher, man kann wol sagen, die Mehr-

Digitized by Google

zahl der einflußreichen, zeitgenössischen Romandichter ihre beliebten Carricaturen adeliger Beschränktheit zeichnen. Nicht daß diese Beschränktheit an sich vor der Dichterin Gnade fände. Sie muß sich im Gegentheil das Bild ihrer verderblichen Wirkungen oft genug vorhalten lassen: Entzweiung zwischen Eltern und Kindern, verfehlte Berufswahl, unglückliche Heirathen, Schicksals- und Herzensirrungen in Menge. Aber nicht in Haß und Kampf, nicht in gewaltsamen, politischen, socialen Umwälzungen sieht die Dichterin das Heil, sondern in der Krönung gleicher Bildung und gleichen Besitzes durch das Recht und die Sitte der Wechselehe, jenes jus connubii, welches schon einmal im alten Rom den zwischen den Ständen geöffneten gefahrdrohenden Abgrund schloß. Es giebt eine doppelte Art zu nivelliren, meint Fanny Lewald, und getreu den Instincten ihres Stammes, ihres Geschlechts und — unserer Epoche giebt sie dem Nivelliren nach Oben, der naturwüchsigen und allmählichen Erhöhung der Niedrigen, vor dem gewaltsamen Herabstürzen der Hohen den Vorzug. Der Roman „Der dritte Stand" ist recht eigentlich diesem Problem gewidmet; aber auch sonst drängt es sich in Fanny Lewald's Dichtung überall hervor. — Fortschritt, unbegrenzter Fortschritt, unbegrenzt durch Standes- und Kastensatzung, durch Dogmen und Ueberlieferungen, sie mögen Namen haben, welche sie wollen, Fortschritt durch Arbeit zu Lebensfreude und Sittlichkeit: das ist der Grundgedanke, der die Dichtung dieser tapfern und gesunden Vertreterin unsere besten Zeitbestrebungen beherrscht. In diesem Sinne faßt sie denn bekanntlich auch ihr Lieblingsthema, „die Emancipation" der weiblichen Arbeit und damit des weiblichen Lebens. Welch' ein Weg von den Hallucinationen der „Lucinde", von dem Sinnentaumel und dem Gefühlsraffinement der spätromantischen und jungdeutschen Salondichtung bis zu der festen, klaren Erfassung des großen socialen Problems unserer Zeit, der wir hier überall begegnen! Fanny Lewald scheint den Gedanken nicht mehr losgeworden zu sein, seit sie auf ihrer ersten Reise merkte, daß ihr Vater sie, so zu sagen, auf die Brautschau ausführe. Sie wird nicht müde, gegen die unwürdige Thorheit zu sprechen, welche sich einbildet, von unwissenden, unerzogenen Frauen könne mit vielem Gelde und einem Bischen Katechismus, „Anstand" und Sentimentalität ein Geschlecht tüchtiger, patriotischer Bürger herangezogen werden. Sie empört sich gegen jenes durch Jahrtausende der Barbarei geheiligte System, „welches die Mädchen zu Schmeichlerinnen ihrer Bewerber erniedrigt, damit sie nachher als Tyrannen ihrer Männer sich entschädigen". Aber sie wird auch nicht müde einzuschärfen, daß nicht Verleihung von Rechten, sondern Entwickelung der Kraft zu wirklicher Freiheit führt. Die Gestalt des, durch Ausbildung seiner Talente und muthige Arbeit, sich aus Liebesgram und Elend zu Würde und Glück emporarbeitenden Weibes kehrt in allen ihren Dichtungen vielfältig wieder. Wir sahen schon, wie wenig die hergebrachte poetische Liebessentimentalität in ihrer Lebensanschauung Platz hat. „Kein thätiger ernster Mann stirbt aus Liebesleid, und auch kein gesundes, tüchtiges Mädchen". Das mag prosaisch klingen, ist's aber nicht, denn es ist wahr und natürlich, und es verträgt sich damit eine sehr schöne und warme, nur keine krankhafte Empfindung. So ist denn auch in den gelungensten Frauenbildern Fanny Lewald's die Liebe wol Schmuck, Freude, Würze, mit nichten aber der alleinige Inhalt des Lebens. Wir dürfen nicht leugnen, daß dabei hie und da ein, wenn nicht geradezu schneidender, doch kühler Lufthauch diese Darstellungen durchzieht. Wer aber die Dichterin darüber tadelt, der vergesse

nicht, daß diese Kühle und Schärfe nicht nur sie charakterisirt, sondern auch die Zeit und das Geschlecht, für die sie schreibt, und daß es bis jetzt noch keinem Dichter gegeben war, seine Zeit klar und treu abzuspiegeln, ohne ihr eigenstes Wesen bis zu einem gewissen Grade zu theilen. Fanny Lewald's Romane gehören bei alledem, wenn nicht zu den Kunstschöpfungen ersten Ranges wie die von G. Sand (dazu fehlt es ihnen an Gluth der Farbe und an plastischer Fülle), so doch zu den allergesündesten, anziehendsten und, soweit norddeutsches Denken und Fühlen in Rechnung kommt, charakteristischten dichterischen Erzeugnissen unserer Epoche. Man legt so leicht ihrer keinen aus der Hand, ohne das Gefühl, daß man aus sehr guter Gesellschaft kommt, von der Unterhaltung mit einem gedankenreichen, grundehrlichen, wohlwollenden und niemals langweiligen Freunde. Und das ist niemals ein geringes Lob gewesen, am wenigsten heute zu Tage.

In ihren Schilderungen aus Italien arbeitete Fanny Lewald unter dem Einflusse, resp. in directer Gemeinschaft mit ihrem Freunde und Lebensgefährten, dem kunstsinnigen, formgewandten, fein fühlenden Gelehrten Adolph Stahr. Als sie ihm zuerst begegnete, stand Stahr (1846) bereits auf der Höhe des Lebens und eines wohlerworbenen Ansehens in wissenschaftlichen Kreisen. Geboren zu Prenzlau in der Mark (22. October 1805), zum Philologen und Schulmann gebildet, hatte Stahr seit 1832 durch treffliche Arbeiten über Aristoteles *), so wie durch Abhandlungen in den Halle'schen Jahrbüchern die achtungsvolle Theilnahme der philologischen Welt gewonnen. Seine Uebersiedelung vom Pädagogium zu Halle an das Gymnasium zu Oldenburg (er wurde dort 1836 Professor), wo er in Künstlerkreisen mit dem Dichter F. Mosen und dem Hoftheaterintendanten von Gall verkehrte, hatte ihn belletristischen Studien zugewendet, deren Ergebnisse er in der trefflichen Vorrede zu Goethe's Iphigenie (bei Gelegenheit der Herausgabe eines in Oldenburg befindlichen Goethe'schen Manuscriptes), in der Charakteristik Immermanns (1842) und in der „Oldenburgischen Theaterschau" (1845) niederlegte. Das „Jahr in Italien", drei Bände (1847 — 50), neben der Biographie Lessings wol der durchgreifendste Erfolg seines Lebens, trägt schon ganz den eigenthümlichen Zug, der seiner schriftstellerischen Thätigkeit einen bleibenden Platz in der Geschichte deutscher Geistesarbeit sichern wird: innige Verbindung gediegener Wissenschaftlichkeit mit einem frischen, freien Blick und warmer Theilnahme für das Leben, Verarbeitung trefflichen gelehrten Materials in anmuthigster, künstlerisch durchgebildeter Form. Lange, und mit nur zu gutem Grunde, sind in Deutschland die gebildeten Weltleute gewohnt gewesen, vor der deutschen Wissenschaft achtungsvoll den Hut zu ziehen, und zu eigener Belehrung nach englischen und französischen Büchern oder Uebersetzungen zu greifen. Das ist seit den Tagen Möser's, Lessing's, Goethe's, Schiller's, Schlegel's doch nur ganz allmählich anders geworden. Als längst alle Welt sich an deutschen Versen entzückte, deutsche Dramen und selbst Romane las, rechtfertigte die große Mehrzahl unserer wissenschaftlichen Schriften noch immer jenes französische Urtheil, daß die deutschen Gelehrten es selten verstehen, „ein Buch zu machen", daß sie langweilig werden, wenn sie gründlich sein wollen, künstlerische Anordnung, Oekonomie, belebende Individualisirung in wissenschaftlichen Arbeiten für überflüssig, wo nicht bedenk-

*) Aristotelia, 1832, Aristoteles bei den Römern, 1834, des Aristoteles Politik, 1836—38.

Digitized by Google

lich halten: sehr zum Schaden deutscher Bildung und deutschen Einflusses. Daß es in dieser Richtung besser geworden ist (wenn auch noch sehr viel zu thun übrig bleibt) gehört zur Signatur unserer nach Bildung und Berechtigung der Massen hindrängenden, überall dem Leben, der Beherrschung, der Wirklichkeit zugewandten Zeit, und unter den deutschen Gelehrten, welche das Eis brachen, wird man Stahr immer in erster Linie nennen. Das „Jahr in Italien" verdankt zu gutem Theile seine bekannte Anziehungskraft der innigen Durchdringung gelehrter Alterthumsbegeisterung und frischer, freisinniger Theilnahme an der Gegenwart des schönen Landes, in Natur-, Kunst- und Volksleben. Es pulsirt in ihm das volle politische Pathos der hoffnungsreichen vierziger Jahre, aber sein Ausdruck wird durch die rein menschlichen Erinnerungen und Anschauungen des kunstsinnigen Alterthumsfreundes gemildert, in die Linie der maßvollen Schönheit zurückgebogen, wenn der Ausdruck erlaubt ist.

In derselben Richtung bewegen sich die späteren verwandten Werke, „Torso und Corso" (1854 — 55), „Nach fünf Jahren" (1856), „Herbstmonate in Oberitalien" (1859). Auch den vielbesprochenen „Bildern aus dem Alterthume" (Tiberius 1863, Kleopatra 1864, Römische Kaisersfrauen 1865, Agrippina, die Mutter Nero's 1867) kommt diese Doppelnatur des Verfassers reichlich zu Gute. Sie sind mit Nichten Rechtfertigungsschriften für berüchtigte Buhlerinnen und Tyrannen, oder gar für Unsittlichkeit und Tyrannei, wie die Voreingenommenheit wol gefabelt hat. Vielmehr stellen und lösen sie die Aufgabe, eine Reihe hochtragischer Ueberlieferungen alter Geschichte auf ihr menschliches Maß zurückzuführen, in den Carricaturbildern des Parteihasses die Züge der Natur wieder herzustellen, und, wie der Verfasser sehr richtig sagt, die noch herzlich arme „Geschichte der historischen Wahrheit" um einige Blätter zu bereichern. Dabei beherrscht der kritische, polemische Zweck keineswegs die Darstellungsform. Nur hie und da, zumal im „Tiberius" und in der „Agrippina" streift der Ausdruck wol einmal an das Advocaten-Plaidoyer, welches zu viel beweisen will. Im Allgemeinen ruht auch dort der Schwerpunkt nicht im Raisonnement, sondern in der Erzählung, und diese, durchweg lebendig fesselnd, durch feinste psychologische Entwickelungen unterstützt, erhebt sich nicht selten zu der Kraft des echten historischen Gemäldes. Wir durchleben diese furchtbaren Tragödien menschlicher Leidenschaft und Schwäche mit dem vollen Antheil, den wir dem Wirklichen, Lebendigen zuwenden, und legen das Buch aus der Hand, indem wir z. B. Tiberius nicht etwa für einen verkannten Biedermann halten, sondern, mit Stahr, für einen tüchtigen, aber starren, verschlossenen, von Schicksal und Menschen bis zu krankhaftester Verbitterung gemißhandelten Charakter; Messalina nicht für eine liebenswürdige Mimili, wol aber für das tragische Musterproduct (wenn der Ausdruck erlaubt ist) einer im schrankenlosen Naturdienst und unter den furchtbarsten Versuchungen übermenschlicher Glücksfülle tödtlich erkrankten Gesellschaft; Agrippina, die Mutter Nero's, nicht für die Märtyrerin mütterlicher Weisheit und Liebe, sondern für das von furchtbarer Nemesis ereilte, in Ehre und Herrschsucht versteinerte Weib. Die letzterwähnte Darstellung ist künstlerisch wol die beste Leistung. Es wird sie Niemand ohne Erschütterung lesen. Schwächer erscheint uns „Kleopatra", namentlich der Versuch, die orientalisirenden Tollheiten des Antonius als klug berechnende Politik darzustellen. Unter den zahlreichen literarhistorischen Arbeiten Stahr's hat das deutsche Publicum sehr mit Recht der trefflichen

Digitized by Google

Biographie Leſſing's (1858) den Preis zuerkannt. Daß ſie bereits zum Volks- und Familienbuche geworden iſt, ehrt Verfaſſer und Leſer in gleicher Weiſe, und iſt immerhin eine Ermuthigung Angeſichts des erneuerten Anſturmes jener dunklen Mächte, an denen Leſſing zum Ritter wurde. Aber auch die Charakteriſtik Immermann's, Weimar und Jena (1852), Goethe's Frauengeſtalten (1865—66) zeigen die bekannte Meiſterſchaft des Verfaſſers in künſtleriſcher Gruppirung, feiner Beobachtung und ſcharfer Reflexion. Genaueres Eingehen auf dieſe ganze, reiche Thätigkeit verbieten hier Raum und Beſtimmung dieſer Blätter; doch möchten wir uns ausdrücklich gegen eine Auslegung dieſer Kürze verwahren, bei welcher der künſtleriſche Gelehrte nicht zu ſeinem Rechte käme neben der trefflichen, lehrhaften Künſtlerin, mit der er ſich in treuer Lebens- und Geiſtesgemeinſchaft zu unverdroſſener Arbeit für deutſche Bildung verbunden hat. „Meine literariſche Lebensaufgabe iſt ſeit meinem vierzigſten Jahre die geweſen, die Früchte meiner gewiſſenhaften und gründlichen Studien dem möglichſt großen Publicum meiner Nation in edler, künſtleriſcher Form zum Gemeingut zu machen, und ich darf wol ſagen, daß mir dies im Ganzen und Großen nicht mißlungen iſt.“ Wir können dieſes Selbſtbekenntniß Stahr's nur unterſchreiben, und dürfen nicht unterlaſſen hinzuzufügen, daß für uns dieſe vielſeitige, im beſten Sinne populäre Thätigkeit durch einen liebenswürdigen Zug der Humanität, des Maßhaltens und warmer Freiſinnigkeit, durch eine echt menſchliche Milde des Urtheils noch einen ganz beſondern Werth erhält*).

F. Kreyßig.

---

*) Obiger Artikel war bereits geſchloſſen, als uns Stahr's neueſtes Werk „Aus der Jugendzeit. Lebenserinnerungen“ (Schwerin, Hildebrandt's Verlag, 1870) zuging. Wir bedauern, daß es zu ſpät eintraf, um von unſerm geſchätzten Mitarbeiter noch benutzt werden zu können, wiewol es in allen weſentlichen Punkten ſeine Charakteriſtik Stahr's nur beſtätigt haben würde. Aber abgeſehen davon möchten wir das liebenswürdige Buch unſern Leſern angelegentlichſt empfehlen. Begonnen zu einer Zeit, in welcher der Autor nicht daran denken konnte, daß die Bilder ſeiner erſten, in die Jahre der deutſchen Befreiungskriege fallenden Jugend, ſich ſo bald und in ſo ungeahnt großer Weiſe wieder erneuern würden: haben dieſe Aufzeichnungen nun einen ganz anderen Charakter und eine erhöhte Bedeutung gewonnen. Es ſpiegelt ſich in ihnen ein Stück deutſchen Lebens, welches uns durch die jüngſten Ereigniſſe wieder ganz nahe gerückt worden iſt; und was der Verfaſſer in dieſem Buche noch als Traum ſchwärmender Jugendbegeiſterung darſtellt, was er in der ehrlichen Arbeit ſtrebenden Mannesalters immerdar als bewußtes Ziel feſtgehalten hat: das tritt nun der Verwirklichung nahe vor ihn hin. Möchte ſich's denn im Sinne ſeines vom 20. Sept. datirten Nachwortes ſo vollenden, daß es ihm und uns vergönnt wäre, nach glücklich beendetem Kriege als herrlichſten Preis der von unſerm Volke dargebrachten ſchweren und blutigen Opfern mit Augen zu ſchauen: ein in Recht und Freiheit zum feſten Bundesſtaate geeintes deutſches Vaterland!

Die Red. des „Salon.“

Digitized by Google

Sylvesternacht.

Es war kalt und die Sterne funkelten vom Winterhimmel auf die erstarrten Straßen herab. Wer noch draußen weilte, der eilte beschleunigten Schrittes heim an's Herdfeuer, die Wagenführer peitschten die Rosse zu schärferem Trabe und selbst die funkensprühende Locomotive schien es eiliger zu haben, denn mit der Schnelle des Blitzes rannte und raste der Zug durch die Winternacht. Jetzt hielt er an einer kleinen Station, Niemand mehr entstieg dem ziemlich leeren Zuge als ein einziger Mann, dessen dunklen, weiten Mantel der Nordwind brausend aufblähte; ein Pfiff und mit seiner röthlichen funkendurchsprühten Rauchsäule jagte der Zug wieder weiter hinein in die Nacht.

Der Mann sah ihm nach, wie er gleich einem Ungeheuer pfeifend und schnaubend im Dunkel des nahen Waldes verschwand; nur die rothen Dampfwolken bezeichneten noch seinen Lauf und das immer mehr verhallende Getöse der Räder, die über die Schienen hingeglitten, welche jetzt, auf ihrer Oberfläche vom Monde beglänzt, matten Scheines weithin sichtbar waren auf dem öden Damme.

Der Mann wandte sich um, das kleine Stationsgebäude war dunkel und ungastlich, der letzte Zug war soeben vorbei gesaust für diese Nacht und mit ihm das letzte Lämpchen im Wartesaal erloschen.

Der Mann zog den Mantel dichter zusammen, die Mütze tiefer in die Stirn, trat ein paarmal fest auf, um die erstarrten Füße wieder gelenkig zu machen, dann mit weitausholenden Schritten ging auch er dem Walde zu. Jedoch führte sein Weg ihn seitab von der Bahn, wo hoher Tannenwald vom jungen Laubwald sich schied.

Es war ein gewöhnlicher Waldweg. Die schweren Holzfuhren hatten tiefe Geleise in den Boden geschnitten, auf den holperigen Schollen war ein mühsames Gehen, aber daneben zog sich ein dicht bemooster Streifen hin, auf dem es sich weich und sanft ging wie auf einem Teppich. Es war, als ob die Kälte im Walde nicht so fühlbar sei, wenigstens wehrten die dichtstehenden Tannen dem Winde, der über das Blachfeld wehte und dem einsamen Wanderer schien es, als sei er in den Schutz eines Hauses getreten, heimatlich wurde ihm, je tiefer er hineinschritt. Er wußte, wo er sei, und trotz der fast greifbaren Finsterniß — denn das blasse Mondlicht drang nicht durch die dichtverschlungenen Tannenäste, — trotz des Dunkels ging er sicher seines Weges, stieß er an keinen Stamm, fand er jede Biegung des Pfades. — Es war ja Heimat; je tiefer er hinein kam, je näher trat sie ihm, die Heimat, die er so lange nimmer gesehen, von der er im Weh geschieden — und welches Weh hatte er seitdem erlebt! Und jetzt —? was wird die Heimat ihm bieten .... Trost? Heilung — Freude? — Ach, er fragte sich, und nur die Bitterkeit seines Herzens gab ihm Antwort und Gegenfrage zurück:

Digitized by Google

„warum kehrst Du wieder? was hast Du dort noch zu finden, wo Alles verloren ist?“

— Alles verloren? — Kann man Alles verloren haben, wenn man jung ist? — Sein Schritt ward langsamer und müder und wie bei einer Biegung des Weges ein pfeifender Luftzug ihm entgegen sauste und den Mantel zurückjagte, da sah der bleiche Mond, der jetzt durch die lichteren Stämme lugte, daß der linke Arm des Mannes in einer Binde hing und daß über das bleiche Gesicht mit dem dunklen Bart eine rothe Narbe hinlief von der Schläfe bis gegen den Mund. — Aber wieder traten die Stämme dichter gegeneinander und der Mann schritt fürbaß in der Dunkelheit.

Er kannte den Weg seit Langem; nach der Zahl der Schritte hätte er ihn bemessen können — wie oft war er hier geschritten vordem! Er sah sich im Geiste um viele Jahre zurückversetzt, lichter Frühlingssonnenschein fiel durch die Bäume mit den hellgrünen Sprossen herab auf das glänzende Moos, es war Sonntag und die Glocken läuteten. Den Waldweg her schritten die Bewohner des Walddorfes der Kirche zu, in die sie eingepfarrt waren und deren Glocken weit in den Wald hineinschollen.

Ehrbar in Tracht und Benehmen gingen die Alten, Männer und Frauen in dunklen Kleidern, die großen Gesangbücher und theilweise trotz des lachenden Frühlingshimmels vorsorglich die Regenschirme tragend. — Rosmarin und Gelbveigeleinzweige hatten die Mädchen zum zierlich gefalteten Taschentuch auf das Buch gelegt, dessen frischer Goldschnitt bekundete, daß die Zeit der ersten Communion für sie noch nicht lange vorbei; auch sie gingen sittig, ehrsam ihres Pfades, selbst die jungen Bursche in den dunklen Sonntagswämmsern mit den silbernen Knöpfen hatten ein gesetztes Wesen angenommen. Schritt doch Allen voran, ein erhebendes Beispiel ernster Ehrbarkeit, der Herr Oberförster im grünen Gallarock des Jägers und ihm zur Seite die Frau im schwarzseidenen Kleide, das vornehmste, stattlichste Paar, welches das Walddorf sich denken konnte. Alles schritt still und ehrbar des Weges dahin, kein Laut ward gehört auf dem Kirchgange, als das Jubiliren der Vögel in den Zweigen und der immer näher und voller schallende Glockenton. — Da auf einmal ein freudiger Schrei aus einem Kindermunde: „Lottchen, Lottchen! da sieh, was ich gefunden habe!“ und ein brauner Junge im saubern aber geflickten Anzuge drängt sich durch die Kirchgänger bis zu dem stattlich hinwandelnden Oberförsterpaar, an dessen Seite weißgekleidet ein feines blondes Mädchen geht. Der Junge hält einen großen Strauß soeben gepflückter reifer Erdbeeren in der Hand empor, seine braunen Locken flattern um sein glühendes Gesicht, „da, nimm Lottchen, das ist Dein —“

Die Kleine läßt Sonnenschirm und Gesangbuch fallen, um nach den frischen rothen Beeren zu greifen; aber hastig wehrt die Oberförsterin ab, und die bleiche Wittwe im abgetragenen schwarzen Sonntagkleide, welche bescheiden zurückgegangen, tritt eilig vor, um mit einer gestammelten Entschuldigung gegen die gestrenge Frau Oberförsterin dem Sohne sein unschickliches Benehmen vorzuhalten. Der kann und will es nicht begreifen, eben so wenig wie das blonde Lottchen es begreifen kann, warum die süßen Beeren ihr versagt sein sollen, welche der Paul für sie gepflückt.

„Ich mag Deine Freundschaft mit dem wilden Jungen nicht mehr leiden“, sagt die Frau Oberförsterin.

„Aber warum, Mutter, der Paul ist so gut?“ —

„Einerlei; aber es schickt sich nicht —“

Digitized by Google

„Du darfst das Lottchen nimmer Du nennen, das Lottchen ist für Dich jetzt ein Fräulein", sagte die Wittwe des Schulmeisters zu dem unwillig die Beeren wegwerfenden Knaben. —

„Warum nicht? ich kenne das Lottchen von Kind an."

„Einerlei; aber es schickt sich nicht —"

Und aus Frühling ward Sommer, und ein Sommer kam — der Paul wohnte als Jägergehülfe im Forsthause; das Lottchen aber, das in der Stadt gewesen ein paar Jahre lang, war als Fräulein Charlotte in den Wald wieder zurückgekehrt. Die alte Jugendfreundschaft schickte sich nicht mehr; aber es schickte sich, daß unter den hohen Buchen, welche den stillen Waldsee umstanden, zwei junge Herzen sich fanden und Hand in Hand Mund auf Mund sich gelobten, daß sie nimmer von einander lassen wollten — käme auch dazwischen was mag.

Arme junge Herzen! Sie meinten es so wahr, so warm; aber es trat zwischen sie die kalte Einsprache, daß es sich nicht schicken möge, wenn der arme Jägerbursche um seines Herrn Töchterlein freie; es trat zwischen sie noch gar Manches, auch der Staat, der von Herzensbündnissen keine Notiz nimmt, sondern ganz einfach den Paul Werner zum Eintritt in das Regiment forderte. Der ging trotzig dahin ab, heftig zürnend hatte ihm der Oberförster die Thür gewiesen, und er hatte sich gelobt nimmermehr wiederkehren zu wollen, nimmermehr — was suchte er noch dorten? Die Mutter war längst dem Gatten nachgegangen; was wollte er noch in der Heimat? — Und doch, doch zog es ihn hin! Nur einmal hatte er von Lottchen gehört seitdem, sie war eine zu gehorsame Tochter, um ohne Wissen der Eltern zu schreiben. Aber er hatte es dennoch erfahren, daß sie noch an ihn denke, ein Freund hatte ihm erzählt, Försters Lottchen habe den reichsten Mann der Umgegend heirathen sollen, aber sie habe es standhaft verweigert, da ihr Herz dem Gespielen ihrer Jugend gehöre. Da habe der Oberförster mit einem Schwur sich vermessen, nie solle Paul ihr werden, nie sie sein Weib werden dürfen, es sei denn er selbst führe ihn freiwillig in sein Haus und ihr entgegen.

Mild und fest habe das Mädchen geantwortet: „Darauf will ich warten mit Hülfe Gottes." — Ihr Vater aber mit bitterem Lachen geantwortet: „Das Warten möchte ihr lange werden — —" Das war das Letzte, was er erfahren; und was wollte er jetzt? — daß der Oberförster ihn freiwillig in sein Haus führen würde, das konnte er nicht erwarten, denn er brachte weder Rang noch Reichthum mit heim. —

Es schüttelte ihn frostig bis in's Mark und die halbvernarbten Wunden brannten und stachen; er sah wieder vor seinem Auge die blutige, mörderisch ringende, die über alle Maßen siegreiche Schlacht, wo er sie empfangen. Es war der rollende Donner der Geschütze, das Schmettern der Trompeten, das Hurrahrufen der Regimenter, die mit klingendem Spiel vordrangen, vor — unaufhaltsam vor — gegen die Schaaren der Franzosen, deren Kaiser seinen Degen zu den Füßen des greisen Heldenkönigs niederlegte, „weil er den Tod nicht finden konnte" . . . Alle Kälte war jetzt vergessen in der Erinnerung an jene Gluth, an jenes hochlodernde Feuer der Begeisterung und des Sieges; rascher strebte er voran, aber — matt auf das stille Wasser des Waldsees fiel das Mondlicht, hochstämmige lautlose Buchen umstanden ihn . . . — Hier, hier war es gewesen, wo er mit Charlotten sich zusammengefunden; wo sie das Gelöbniß ewiger Treue gethan, während die Sommersonne durch die

Digitized by Google

schimmernden Buchenblätter schien und eine grünliche Dämmerung wob um den breiten Stein, darauf sie gesessen — während das Sonnenlicht auf den Wellen tanzte und flimmerte und die Schwertlilien am Rande des Weihers geheimnißvoll sich zunickten. — Jetzt war Alles starr, kalt und todt — laublos streckten die Bäume ihre Aeste gegen den Himmel, öde lag der Waldsee und die Lilien waren verblüht.

Ein Gefühl der Schwäche überkam den starken Mann; er wollte nur einen Augenblick ruhen und dann den Weg weiter fortsetzen. Auf dem Steine, an welchen damals die Geliebte sich gelehnt, ließ er sich nieder, müde sank das Haupt auf seine Brust.

Da — ein wundersames Geräusch im Wasser und im Walde! Der dunkle See wogte und hob sich; weit, weit in die Unendlichkeit zurück, traten die ihn umgebenden Bäume, Alles war Weite, und endloser Raum, nur die Sterne blieben wandellos über ihm. Und aus der weiten endlosen Ferne kam eine riesenhafte Gestalt näher — immer näher; jetzt stand sie an dem wogenden, weithinfluthenden Wasser. Ein Königsgewand trug die Gestalt; aber der Purpur schien an vielen Stellen triefend von Blut, an den anderen war er versengt, glimmende Funken leckten noch an seinen Rändern, und wenn das weite Gewand sich bewegte, da klang das Rauschen seiner Falten wie Stöhnen und Gewimmer, wie Aufjauchzen in höchstem Entzücken und Aufschreien in tiefster Todesnoth.

Das Haupt trug die Gestalt hocherhoben, ein blutiger Lorbeerkranz war um die wallenden Locken gewunden, aus der Krone darüber zuckte es wie flammende Blitze. Aus dem stolzen, hehren Antlitz sprach Triumph und tiefes Weh, leuchtende Sonnen und tiefe Schatten zogen wechselnd darüber hin.

Und unabsehbar in langer, langer Reihe folgten der großen Gestalt Schatten auf Schatten. Schatten, zumeist jugendliche Gestalten mit Todeswunden auf der Brust und den Stirnen; Schatten von Männern, von Greisen mit den Zeichen des Heldenthums, Schatten von zarten, holden Kindern, die Helden werden wollten, zarte Blüthen, noch kaum entfaltet und Allen, Allen war ein leuchtendes Mal aufgedrückt, dem Flammenzeichen gleich, das der hohen Gestalt an der Stirn brannte. Und sie Alle, alle diese Legionen von Schatten drängten sich nach dem Rande der Fluth hin, die sich immer höher und höher hob, bis aus dem aufrauschenden Wasser eine helle Gestalt auftauchte, groß wie die Gewaltige am Rande, aber noch unbestimmt, verworren in den Umrissen, als sei sie aus Nebel und Schaum zusammengeronnen, und von dieser Gestalt ging die Frage hinüber: „Wer bist Du?“

„Ich bin das alte Jahr“, antwortete die Gewaltige; „da ich geboren ward und aufstieg aus der ewigen Fluth, war ich schattenhaft verhüllt wie Du es bist. Gesänge des Friedens tönten mir entgegen, die Pflugschar harrte meiner und die Laute. Aber meine Hand griff nach dem Schwerte und ich mähte die Garben, ehe sie reif. Durch die Saiten der Harfe brauste der Völkersturm, ich habe ein Reich zerbrochen und habe ein Reich erbaut. Schlachten habe ich geschlagen und Städte zertrümmert; siehe rückwärts auf meinen Pfad: das sind Freuden- und Siegesfeuer, die die Nacht durchlodern; das sind die Flammen der Dörfer durch die ich schritt — horch auf den Klang, mit dem ich durch die Zeit wandle: das ist das Brausen der Völkerfluth, das Rinnen und Rauschen des Stromes von Thränen und Blut. Meine Zeit ist um, ich bin müde und steige hinab.“

Digitized by Google

„Und wer sind Die, die bei Dir sind?“ fragte die Andere, die immer weiter und fester aus der nebelnden Fluth sich emporhob.

„Das sind Die, die meinen Namen tragen“, sprach das alte Jahr, „ziehet vorüber! —“

Und sie zogen vorüber — lange Schaaren von Kriegern, Jünglinge und Männer; voran flatterten ihre Fahnen, darauf stand Saarbrücken, Weißenburg und Wörth — Straßburg und Metz. Zwischen die Krieger drängten sich Schatten von Frauen, Schatten von früherbleichten Kindern und sie sprachen: „Auch über uns ist Dein Donner gerollt, großes Jahr, auch wir fielen.“ — „Wir fielen Dir, großes Jahr!“ jauchzten die Krieger, und legionenweise, was Freund und Feind eh' gewesen, nun vereint stiegen sie hinab in die Fluth, die immer heller und leuchtender ward, je mehr hineintauchten Gestalt auf Gestalt, Namen auf Namen — Saarbrücken, Weißenburg, Wörth, Mars-la-tour, Gravelotte, Sedan — Sedan! Da hielten sie still und aus grauer qualmender Dämmerung trat eine Gestalt. Heulen und Pfeifen, Zischen und Geschrei empfing sie. Es war eine Gestalt — das Zerrbild eines Imperators, schlotternd und haltlos stand sie da: wild und drohend drängten die Schaaren, Derer, die er einst geführt, sich um ihn — „ich konnte den Tod nicht finden“, stammelte er.

„Du lügst!“ rief es um ihn, „Du lügst!“ rief es dräuend aus der Tiefe und ein bleiches Haupt tauchte auf.

„Ich bin das Jahr 1859, Du hast meinen ersten Tag geschändet durch Deine Lügen; ich klage Dich an, denn ich trage das Brandmal Deiner Lüge. Wehe dir!“

Und ein anderes Haupt tauchte auf mit verbleichter Freiheitsmütze: „Ich bin das Jahr 1848! Du hast mich vernichtet und zertreten, Du hast mich verläumdet — Wehe Dir!“

Und ein anderes tauchte auf und rief hohnlachend: „Denke an den zweiten December, an Deine Lüge, an Deinen Verrath — ich bin das Jahr 1851. Wehe Dir!“

„Ich bin das Jahr 1870, ich habe Euch gerächt!“ rief das gewaltige Jahr, „steige hinab — sei Schatten, sei vergessen, ob lebend ob todt, ich habe Dich gerichtet!“ — Und der Spuk eines Kaisers zerrann.

Näher der Fluth trat das große Jahr, höher hob sich das neue.

„Dein ist die Zeit“, sprach das vergangene: „Ich bin gewesen, meine Herrschaft übertrag' ich Dir und meine Pflichten. Dreifach ist das Göttliche: ein Schaffendes, ein Erhaltendes und ein Zerstörendes. Mir ist das Werk der Zerstörung geworden, ich habe abgethan, was faul und verwest. Die hohlen Scheingebäude der prunkenden Lüge habe ich zerbrochen, ich habe Dir Boden geschaffen und Samen eingestreut zwischen die Furchen, die mein Schwert gegraben; walte Du der Saat, daß sie fröhlich emporkeime. In harten Wehen und Schmerzen hab' ich das Kind der deutschen Einigkeit geboren: sei Du seine Amme und ziehe mir einen Starken, Mächtigen heran. Dein ist die Arbeit des Friedens, verliere nicht, was ich hart erworben und erstritten, steig' auf — Dein Tag beginnt!“ —

Und aus der Fluth hob sich das neue Jahr, nur der Saum seines Gewandes tauchte noch abwärts; es neigte sich vor dem großen Jahre und sprach: „Herrin, Siegerin! Du giebst den kommenden Jahren Deinen Namen; gieb ihnen von Deiner Kraft, von Deinem Geiste!“

Das große Jahr war schon fast niedergestiegen, bis zum erzenen Gürtel

Digitized by Google

gingen die Wogen; aber hoch darüber hob ſich ſeine ſternflammende Lorbeerkrone.

„Ende in Frieden, was ich im Kampfe begonnen!“ rief es und winkte der langen, langen Schaar der Schatten, die Alle abwärts ſtiegen. Und als die Letzten den Fuß in die ewige Fluth tauchten, da wollte der Ruhende am Ufer ſich aufmachen und ihnen nachziehen. „Habe ich nicht in Deinen Reihen mitgeſtritten, großes Jahr, warum verſchmähſt Du mich?“ rief er. Aber über dem Jahre 1870 rauſchten die Wogen der Ewigkeit zuſammen; hoch und höher mit ſeinen Hoffnungen und Verheißungen, ſchleierhaft verhüllt, ſchwebte das neue Jahr empor, es breitete ſeine Hand über den Ruhenden und hielt ihn ab den Schaaren zu folgen, die dem großen Jahre nachgeſtiegen waren in das Meer der Ewigkeit.

„Du biſt mein und gehörſt zu mir! —“

* * *

Den Waldweg herab kam ein leichtes Gefährte, vornauf ein Bauer, die Pudelmütze tief über die Ohren gezogen; ein Mann in einen großen Pelz gemummt ſaß im Innern des halboffenen Wagens und neben ihm lag ein großer Hund, der mit im Dunkel glänzenden Augen in den Wald hinausſpähte. Jetzt richtete er ſich empor und gab einen kurzen, ſcharfen Laut von ſich.

„Ruhig, ruhig Waldmann“, ſprach der Mann, „was hat dir geträumt, altes Thier? Die Zeit iſt um, da du jagen konnteſt.“

„Er wittert Etwas“, ſprach der Bauer ſich umwendend, „es wird doch um Gotteswillen kein Wolf ſein —“

„Tolles Zeug“, brummte der Andere, „willſt du ruhig ſein, Waldmann — was Teufel iſt los? Was hat der Hund?“

„Ja, was hat der Hund?“ ſprach der Bauer und ſah demſelben nach, der hinkend — denn er lahmte an einem Bein — den Waldweg ab nach dem Weiher hinbog. Der Mann im Wagen war aufgeſtanden, als der Hund hinausgeſprungen; „halt an, Peter, da muß etwas Beſonderes ſein, umſonſt ſpringt der alte Waldmann nicht in die Nacht hinein auf ſeinen drei Beinen. —“

Der Bauer hielt den Wagen an und der Mann ſtieg aus. Das Mondviertel ſtand tief und ſein Schein fiel ſchräg auf eine Stelle am Ufer des Waldſees, wo das Waſſer eine kleine Bucht bildete, von dürren Halmen umbuſcht. Hier lag ein großes Felsſtück, faſt wie eine rieſige Ruhebank geformt, mit Moos und Flechten überzogen; eine alte Buche, deren Wurzeln in das Waſſer reichten, hob ihre mächtige Krone wie ein Baldachin darüber, der gewaltige Stamm glänzte wie eine Silberſäule im Mondlicht, Mondglanz lag auf dem ſtillen Waſſer und die Schatten, die vom Nachtwind bewegten Aeſte trieben auf den magiſch ſchimmernden Wellen ihr phantaſtiſches Spiel. An dem Felsblock ſtand der Hund, ſeine Pfoten hatte er auf die Bruſt einer dort ruhenden dunklen Geſtalt gelegt und mit hocherhobenem Kopfe gab er ſeltſam heulende Klagelaute von ſich. Jetzt nahten die Tritte des Mannes, der Hund ſchleppte ſich zu dieſem hin mit kurzem, ängſtlichem, drängendem Gebell.

Der Mann klopfte dem ſich andrängenden Hunde auf den Kopf, „ja, ja, du biſt mein guter Hund, ich hab' es ſchon geſehen, da liegt Einer, der ſich kalt gebettet hat in dieſer Nacht, und der nimmer aufwachen wird, wenn

Digitized by Google

nicht Gott der unvernünftigen Creatur eine Gabe mehr gegeben hätte, als uns Menschen. — Da komm' her, Peter!" rief er dem Bauer zu, „da hilf, hier liegt Einer entweder schon erstarrt, oder doch nahe daran."

„Das mag ein rechter Vagabund sein, der sich in der Nacht daher an diesen verrufenen Ort legt; an dem Nickenweiher war es mein Leben nicht geheuer, zumal in den heiligen Nächten."

„Lasse das", sprach der Andere, „und hilf mir den Mann zum Wagen tragen"; indem er das sagte beugte er sich nieder, um den Fremden, dessen Gesicht im Schatten lag, näher zu betrachten; er konnte nichts erkennen als einen dunklen Bart und die rothe Narbe auf der Wange, aber als er den Mantel zurückschlug, um nach dem Herzschlag zu fühlen, sah er die Uniform und den Arm in der Binde.

„Es ist ein Soldat, ein heimkehrender Verwundeter!" rief er erschüttert, „nun rasch, Peter, was der Schimmel laufen mag, nach Hause; es ist glücklicherweise nicht so weit."

Ueber den einsamen Weg polterte der Wagen und so rasch fuhr Peter an dem Hause vor, daß die erschreckte Magd um aller Heiligen Willen fragte, welch' Unglück geschehen sei? —

„Rufe meine Tochter", gebot der Mann, „setze Wasser über den Herd, wir bringen einen Verunglückten, einen Verwundeten —"

„Unsern jungen Herrn?" rief die Magd.

„Wollte Gott", antwortete der Mann düster, „nein — den nicht! Mein Heinrich liegt wohlgebettet im Felde vor Metz!..."

„Ich glaub' nicht daran", sprach die Alte, „ich glaub' nun einmal nicht daran — er kommt doch wieder; ach, daß wir keinen Sohn mehr haben!" — Sie war so alt geworden im Hause, daß sie wohl sagen durfte: „unser Sohn."

„Ja, daß ich keinen Sohn mehr habe —", sprach der Mann in sich hinein, „daß ich keinen Sohn mehr habe! „Du bist mir schwer geworden, Jahr 1870. — Aber hier, hier ist Jemandes Sohn zu retten, d'rum eilig, thut was Ihr thun könnt ihn zu erwärmen und zu beleben, ich hole den Bader, er weiß in solchen Fällen Bescheid. Ah, da bist Du, Lottchen — sorge mir für den Kranken." So sprechend wandte der Mann sich gegen ein schlankes in Trauer gekleidetes Mädchen, welches eine Kerze tragend in das Zimmer getreten war, wo der Erstarrte von dem Vater und dem Knechte auf eine Matratze niedergelegt worden war. — „Ich übergeb' ihn Dir, Mädchen; denke, es sei Dein Bruder und thue Dein Möglichstes."

Er wandte sich zum Gehen, die alte Magd trat herein, mit ihr wandte das Mädchen alle Mittel an, um den Erstarrten wieder zu beleben. Als der Bader kam fand er nur noch Weniges zu thun übrig. Der Hausherr hatte sich, ermüdet von der langen Fahrt in der Kälte, erschüttert von dem Zufall, der ihn den Verwundeten finden ließ, und der schmerzlich wachgerufenen Erinnerung an seinen verlorenen Sohn zur Ruhe begeben, nachdem man ihm gesagt, daß für das Leben des Fremden nicht mehr zu fürchten sei.

Die alte Magd und ihre junge Herrin waren allein. — „Du hast ihn erkannt, Lisbeth?" fragte das Mädchen.

„Ach Gott, was sollt' ich nicht?" antwortete die Alte „seine Mutter war meine liebste Kameradin, und wie oft hab' ich ihn auf meinen Armen getragen."

Der Verwundete bewegte sich, er redete wie im Fieber. „Nimm mich

Digitized by Google

mit, Du großes, gewaltiges Jahr, mit Dir! Was habe ich von den Andern zu erhoffen?"

„Mich!" flüsterte das Mädchen ihm in's Ohr.

„Dich! Dich!" sprach der Träumende, „ach, wer bist Du? eine Hoffnung noch so schön — Du wirst nie Erfüllung werden; ach Liebe, da draußen am Nickenweiher, den Heinrich sah ich hinabsteigen, mich ließen sie allein."

„Nicht allein, ich bin da", sprach das Mädchen.

Er schlug die Augen auf und sah sie an, aber noch immer wie vom Traume umfangen. „Ja, Du bleibst, Du trägst die Verheißung neuer Jahre auf den Lippen, Du heilest die Wunden, Du bist das neue Jahr. —"

„Er redet irre", sprach die Alte, „Gott erbarme sich seiner."

„Er schläft", sprach Charlotte, seine ruhigen Athemzüge beobachtend, „er ist gerettet."

Die Sonne des ersten Tages im Jahre schien hell in die große Försterstube, in der es so feiertäglich still und heiter aussah. Weiße frische Gardinen hingen vor den Fenstern, von den alten Hirschgeweihen war jedes Stäubchen abgeblasen; um das Oelbild der Oberförsterin, das sie in ihren jungen Jahren zeigte, war dem Andenken der Seligen zu Ehren ein Kranz von Wintergrün gewunden, ein kleiner Mooskranz hing über dem Bilde, das den Sohn des Hauses als Student im Kreise seiner Commilitonen zeigte, wie er mit dem Einen den Schläger kreuzte, während die Anderen mit Trinkhörnern und Humpen malerisch um ein Bierfaß sich gruppirten, Andere etwas sentimental gestimmt nach dem Hintergrund wiesen, wo hinter einer gothischen Burgruine die Sonne entweder auf- oder unterging. Es war eines jener studentischen Gruppenbilder, welche mit möglichster Hintansetzung der Perspective entstanden waren und wenig den künstlerischen Anforderungen entsprachen; aber diese machte der Oberförster nicht, sein umflortes, Auge blickte wehmuthvoll auf die Gestalt des Sohnes, der da mit dem Schläger in der Faust im Vordergrund stand, und seufzend gedachte er des Knaben, auf welchen er seine Hoffnungen gebaut. „Er ist gestorben für eine gute Sache — aber immerhin er ist gestorben; ich habe keinen Sohn mehr — und meine Tochter — —"; trübe wurden die Schatten auf dem Gesicht des alten Mannes und tief aufseufzend legte er die Pfeife weg. Da trat seine Tochter herein, und er erinnerte sich wieder des Fremden, des Verwundeten, den er gestern in's Haus gebracht. — „Wie geht es ihm?" fragte er. —

„Er ist aufgestanden", sprach das Mädchen; „aber sage mir, Vater, wie kam er zu uns?"

Der alte Mann sah seine Tochter staunend an. „Dein Gedächtniß ist sonst nicht so kurz", sprach er; „ich habe ihn in's Haus gebracht."

„Und thatest Du es freiwillig?" forschte sie. —

„Bist Du von Sinnen?" antwortete er; „meinst Du, man müsse mich zwingen, einen unserer Soldaten, einen Verwundeten, aufzunehmen?"

„So dank' ich Dir, Vater — hier ist Der, den Du gestern Abend freiwillig in's Haus, mir entgegengebracht hast", sprach sie, die Thür zur Nebenstube öffnend. —

Der Alte wandte sich um; in der Thür stand die hohe Gestalt eines Soldaten, den Arm in der Schlinge, das eiserne Kreuz auf der Brust. Braunes, lockiges Haar umwallte die Stirn, von der eine Narbe herablief über die Wange, welche ein dunkler Bart halb verhüllte. Der Oberförster legte die Hand vor die Augen, es war ihm als blende ihn die Sonne, starr sah er

Digitized by Google

in das schöne offene Gesicht des Soldaten, endlich stieß er mühsam die Worte hervor: „Bist Du es, Paul? habe ich Dich in mein Haus geführt?“ —

„Und wirst Du ihn wieder gehen heißen, Vater?“ rief das Mädchen dringend, „willst Du Gottes Zeichen nicht erkennen, der gerade Dich ihn finden ließ, ihn finden in der Stunde, da das Jahr schied, das uns so viel genommen, in dem Augenblick, da sein Leben nur noch ein Hauch war, Dich heran führte — willst Du ihn wieder gehen heißen?“

„Nein“, sprach der Alte aufstehend, „Ich heiße Dich willkommen in meinem Hause, Paul; ob unter anderen Verhältnissen . . . ich bezweifle es. Aber das große Jahr, das mit Gottes Hülfe hinter uns liegt, es hat vieles Alte, Ueberlebte gestürzt, das neue Jahr will Neues, Freudiges, und — — ich bin nicht so reich, daß ich einen Sohn abweisen möchte.“

Jauchzend stürzte ihm seine Tochter in die Arme, sanft wies er sie von sich „hast Du je erfahren, daß ich mein Wort nicht gehalten?“ fragte er, dann zu dem jungen Kriegsmanne sich wendend: „Du hast das Eiserne Kreuz erhalten, Paul; wo war es? —“

„Bei Sedan, wo ich den Händen des Fahnenträgers die Standarte, den kaiserlichen Adler entriß.“

„Und meinen Heinrich — sahst Du ihn?“

„Ich focht an seiner Seite bei Mars-la-tour; die Kugel, die mich streifte, traf ihn tödtlich, ich bringe Euch seinen letzten Gruß, sein letztes Andenken, die Brieftasche, durch die die Kugel hindurchging.“

„Gieb her“, sprach der Alte, „Du hast seinen letzten Seufzer empfangen, eine Kugel traf Dich und ihn, Du bist zweimal mein Sohn.“

Er legte die Hand der weinenden und durch ihre Thränen entzückt lächelnden Tochter in die Hand des Kriegers.

„Das Jahr 1870 hat uns viel genommen, aber es hat uns auch viel gegeben“, sprach er.

„Es war ein großes, gewaltiges Jahr, das hinabstieg in die ewige Fluth“, sprach sinnend der junge Mann, „es hat uns große Pflichten hinterlassen, Raum genug, um Großes aufzubauen, wir wollen dessen gedenken. Nicht umsonst sei die harte Arbeit gethan, das Jahr 1870 sei der Anfang der neuen Epoche, ein Markstein der Weltgeschichte, auf welchen die späten Enkel mit Bewunderung und Verehrung blicken, den die Sänger mit ihrem Lorbeer kränzen, den die Palmen und Garben des Friedens überschatten und umwogen, des Friedens, welchen das große Jahr siegreich erkämpfte.“

Laut klangen jetzt die Glocken, sie wollten die Friedensbotschaft des neuen Jahres in alle Welt tragen, des Friedens mit dem besten Blute Europa's erstritten. Und Frieden und Freude war wieder eingekehrt in das Haus, in welchem Trauer nur geherrscht. „Jahr 1871, mögest Du der milde Arzt sein für alle die Wunden, die noch nachbluten!“ sprach das Mädchen. „Willkommen neues Jahr!“

E. Diethoff.

Digitized by Google

Funken unter der Asche.

Novelle von **G. zu Putlitz.**

I.

Es war Frühling und die Anlagen, die sich wie ein üppiger Kranz um den besuchten Badeort ziehen, prangten im überschwenglichen Blüthenschmuck des Flieders und Goldregens. Der Schneeball trug noch, wenn auch schon auseinanderflatternd, seine weißen Kugeln und der Jasmin fing bereits an seine duftigen Knospen zu erschließen. Aus dieser Ueberfülle von Farben und Duft schimmerten die weißen Mauern der Landhäuser hervor, die anmuthig zerstreut von den Anlagen umschlossen wurden, während die Gitter, die die kleinen zugehörigen Gärten absonderten, ganz überwuchert von frischem Grün und blüthenschweren Zweigen, dem Auge verschwanden. In der offenen Halle des Erdgeschosses einer dieser Villen, der kleinsten vielleicht, ruhte ein junges Mädchen nachlässig hingestreckt auf der Chaise longue, im eleganten, aber bequemen Morgenanzug, die zarte Gestalt halb verdeckt von einer leichten aber kostbaren Decke. Auf dem Tischchen neben ihr lag ein umgeschlagenes Buch, eine Tapisseriearbeit, die aus der Hand geglitten zu sein schien, am Boden. Die durchsichtigen feinen Züge ließen auf eine längere Krankheit schließen, aber der heiter träumende Ausdruck des Gesichts, das Auge, das froh in die volle Pracht des Frühlings hinausblickte, zeigte, daß sie überwunden war. Das junge Mädchen athmete Luft, Duft und Sonnenschein mit vollen Zügen, und mit einer Heiterkeit, der man es ansah, daß Sorgen sie noch nicht gestört hatten, gab sie sich dem süßen Nichtsthun hin, das so beglückend ist, wenn nur freundliche Bilder der Einbildungskraft es erfüllen. Sie mochte schon lange so, lächelnd wie ein Kind, hingeträumt haben, als leise die Glasthür hinter ihr sich öffnete und eine Frauengestalt in derselben erschien, die die Ruhende eine Weile sorgsam betrachtete. Sie trug ein ganz schlichtes schwarz wollenes Kleid, darüber ein weißes leinenes Tuch, über der Brust gekreuzt, und ein glattes, weißes Häubchen, dessen sauber gebrannter Strich, fest anschließend, das Gesicht einrahmte, und das zurückgestrichene Haar verdeckte. Man hätte nicht sagen können, ob die Frau alt oder jung sei, ob das Gesicht, dessen einziger Ausdruck gleichmäßige Milde war, anmuthig oder unschön zu nennen wäre, aber die ganze Erscheinung machte den Eindruck leiser Ruhe. Wenn man das junge Mädchen mit einem erwachenden Frühlingstage vergleichen konnte, so war diese Frau wie ein stiller Sonntagnachmittag, der die Andacht des Morgens ausklingen läßt in dem Schweigen der verstummten Arbeit.

Das junge Mädchen wandte den Kopf, nickte freundlich der Andern zu und rief lächelnd: „Ich will nicht hoffen, daß Sie mich schon hereinholen, Schwester Clara? Es ist so schön hier und ich fühle mich so wohl."

Digitized by Google

Schwester Clara trat einen Schritt näher. „Wird es nicht zu viel, Fräulein?“ sagte sie, „der Doctor hat nur eine Stunde erlaubt und ich glaube wir sind schon ungehorsam gewesen.“

„Was weiß denn der Doctor?“ erwiederte lachend das junge Mädchen; „ich fühle ja selbst am besten, was mir gut thut, und Ihr sollt mich nun endlich nicht mehr wie eine Kranke behandeln.“ Dabei schob sie die Decke bei Seite und versuchte es mit einer schnellen Bewegung von der Chaise longue aufzuspringen, aber die Haltung schwankte und das Mädchen griff nach dem Tischchen, um sich zu stützen. Unbemerkt, ohne plötzliche Bewegung, war indessen Schwester Clara schon an ihrer Seite und hielt sie im Arm.

„Sie brauchen mich doch noch“, sagte sie, „und ich meinte schon meine Hülfe sei überflüssig, Fräulein Lucie. Kommen Sie in's Zimmer, es ist genug für heute.“

Lucie ließ sich führen, wie ein Kind, aber sie lehnte noch einmal über das Geländer, als müsse sie noch einen tiefen Zug thun aus dem berauschenden Becher der Frühlingspracht. „Ich bin matt“, sagte sie, „aber es ist ein wunderbares Behagen in dieser Empfindung. Die Kräfte sprießen mir wie die jungen Blätter am Strauch, die so zart sind, daß der wärmere Sonnenschein sie schlaff zusammensinken läßt, aber sie welken nicht; im frischen Nachthauch stehen sie kräftiger wieder auf, sie müssen sich nur daran gewöhnen, zu leben.“

Schwester Clara erwiederte nichts. Mit keinem Wort, keiner Bewegung wiederholte sie die Aufforderung in's Haus zu treten, aber Lucie folgte ihr wie einer zwingenden Gewalt. Sie stützte und trug die Genesende nicht, sie unterstützte nur, leitete und ergänzte die Kräfte, wo sie nicht ausreichten. Lucie lag wieder auf ihrem Ruhebett, hatte den beruhigenden Trank genommen, den Schwester Clara ihr mischte; kein Glas klang dabei gegen das andere, kein Löffel klapperte, die Dinge gingen wie von selbst unter den leisen Händen und stellten sich regelrecht wieder an ihren Platz.

Der Arzt kam. Er war ein noch junger Mann, zwischen dreißig und vierzig Jahren alt, gut aussehend, aber etwas brüsque in seiner Manier. Es war noch ein Theil vom Studenten an ihm hängen geblieben, aber vom liebenswürdigen Studenten. Im Grunde eine sentimentale Natur, fürchtete er diese Empfindsamkeit, deren er sich bewußt war, nahm eine schroffe, sarkastische äußere Form an und spottete über Freundschaft und Empfindungen nicht so sehr, um Andere zu täuschen, als um gegen sich selbst zu kämpfen. Er ließ sich wenig mit Lucie ein und schnitt ihr alle Wünsche, Dies oder Jenes schon zu unternehmen, kurz ab. „Thorheiten“, sagte er, „Unvernunft! Zerbrechen Sie sich doch nicht den Kopf über Dinge, die meine Sache sind. Ich werde Ihnen das Alles verordnen, zur richtigen Zeit, wie ich früher Ihnen die Arzeneien zur Stunde verschrieb. Alles, was ich nicht erlaube, bleibt verboten.“

„Wenn Sie mir Ausfahren, Concert, Gesellschaften, wie eine Arznei

Digitized by Google

verschreiben wollen, Doctor, so will ich Sie gar nicht, schon weil Sie sie in eine so fatale Kategorie bringen", lachte Lucie. „Bald werde ich Ihnen gar nichts mehr sagen, denn was ich auch vorbringe, und am Ende habe ich doch über mich selbst auch mitzureden, das nennen Sie dumm." —

„Das Wort habe ich nicht ausgesprochen", erwiederte ganz ernst der Doctor. „Ein alter Student bringt das nicht über die Lippen. Grob muß ich schon mitunter sein, um Zeit zu ersparen, beleidigend nicht, und Ihr Ausdruck gilt unter den Studenten als Beleidigung."

„Sie sind aber kein Student mehr", spottete Lucie.

„Leider Gottes, nein!" erwiederte der Doctor. „Das liegt längst abgethan hinter mir, aber es glimmen immer noch ein paar Funken unter der Asche." Dann wandte er sich zu Schwester Clara und besprach in ganz geschäftlichem Ton seine Verordnungen. Lucie wollte mit hineinreden, aber ihre Bemerkungen wurden vollkommen überhört. Als der Doctor aufstand winkte er Clara mit dem Auge. Ohne ein Zeichen, daß sie ihn verstanden hätte, rückte sie Luciens Kissen zurecht, ging lautlos ordnend durch's Zimmer und als der Doctor im Vorzimmer stand, war sie wie zufällig und ganz natürlich, an seiner Seite.

„Schwester Clara", sagte der Doctor. „Ihr Pflegling ist als genesen zu betrachten. Ich wollte Das vor ihr selbst nicht aussprechen, Das verbietet die allgemeine Unvernunft der Menschen, namentlich der Genesenden. Nicht weil ich mich nicht freute diese Patientin aus den Händen zu lassen, aber weil ich fürchte sie könnte mir wieder hineinfallen. Ich brauche Ihnen keine Instructionen zu geben, Sie wissen besser als ich, was nützt oder schadet und eigentlich müßte ich mich schämen, denn daß wir so weit sind, ist Ihr Verdienst, nicht das meinige. Ich bin auch jetzt ganz unnütz, und Sie sind es noch lange nicht."

„Das thut mir leid", sagte Clara, „ich hatte gehofft bald abreisen zu können."

„Was ruft Sie fort?" fragte der Doctor.

„Nichts", antwortete sie ruhig, „so lange meine Aufgabe hier nicht erfüllt ist. Dann aber kehre ich in mein Diaconissenhaus zurück und es findet sich gleich wieder eine Stelle, wo ich nützlicher bin als hier."

„Haben Sie sich dazu verpflichtet?"

„Nein!" war die Antwort, „ich bin vollkommen frei und von einem Zwang ist so wenig die Rede, daß ich ausscheiden könnte, wann ich wollte. Aber ich habe mir diese Lebensaufgabe gewählt und zum einzigen Zweck meines Lebens gemacht."

„Und ich habe gesehen, wie Sie dieselbe erfüllen", sagte der Doctor. „Wissen Sie, daß mir Das vom ärztlichen Standpunkt völlig unbegreiflich ist, vom psychologischen gar nicht zu reden. Ich habe mir immer eingebildet, jeder Mensch müßte Schlaf haben, schon weil mir der meinige so oft gestört wird, müßte ruhen und in einem gewissen Schwanken der Stimmung sein Gleichgewicht finden. Von allem Dem ist bei Ihnen nicht die Rede. Sie sind immer wach, immer da, und wie ich an Ihrem

Brusttuch nie einen Fleck, an Ihrem Häubchen nie etwas Zerdrücktes gefunden habe, so ist auch Ihre Stimmung immer dieselbe, in den Stunden der größten Gefahr wie in denen der Hoffnung."

„Wer für sich selbst nichts mehr wünscht, nichts mehr hofft, vor nichts mehr zittert, der wird auch ruhig Anderen gegenüber. Sie, der Arzt, müssen das ja verstehen. Wer so manchem Todeskampf zusah, so viele gebrochene Augen zudrückte, wie ich, dem ist der Tod nicht mehr so erschreckend, das Leben nicht mehr so lieblich, und Schlaf und Wachen, der kleine Tod und das kleine Leben, unterscheiden sich nicht mehr. Man gewöhnt sich, die einzelnen Menschen nur danach zu betrachten, wie sie unserer Hülfe bedürfen. Der Kränkste steht mir am nächsten, der Genesene darf für mich nicht mehr existiren."

„Danach gilt Ihnen der Gestorbene und der dem Leben Zurückgegebene gleich", warf der Doctor ein; „Sie haben es nur mit dem Kranken zu thun. Ist das nun die höchste Selbstsucht oder die höchste Selbstverleugnung? Sie glauben mir eine Erklärung Ihres Wesens zu geben, und werfen statt dessen neue Räthsel auf. Was Sie thun und wie Sie es thun, kann nur aus dem Quell uneigennützigster Menschenliebe entspringen und daß diese dem Einzelnen gegenüber nicht an Kraft gewänne, ist unmöglich.. Seit Monaten widmen Sie alle Ihre Gedanken, alle Ihre physischen Kräfte, sich ganz und gar dem eigensinnigen Kinde das wir eben verließen, und das Herz sollte da nicht mit Theil haben? Sie sprechen davon, das anmuthige Geschöpf zu verlassen, als wäre es Ihnen lieb, eine Sorge loszuwerden, nur um sie mit einer neuen zu vertauschen."

„Ich darf mein Herz nicht an den Einzelnen hängen", sagte Clara, und ihre sonst gleichmäßige Redeweise bekam zum ersten Mal einen etwas stärkeren Accent. „Was ich dem Einen gäbe, müßte ich dem Andern entziehen und meine Lebensaufgabe würde unmöglich, wollte ich hier oder da wieder Wurzel schlagen mit dem Herzen und über das Krankenzimmer hinaus Theil nehmen an den Geschicken des Einzelnen in der Welt. Zuerst habe ich mich zwingen müssen kalt zu werden, jetzt bin ich es geworden und muß es bleiben. Sie sprachen vorhin, halb im Scherz, von Funken unter der Asche. Das Bild paßt auf mich, aber jetzt sind die Funken erstickt und die Asche ist kalt geworden."

„Sind Sie dessen so gewiß?" rief der Arzt.

„Ich denke, ja!" erwiederte sie nun wieder ganz ruhig.

„Wo aber Asche ist, muß Rauch und Flamme gewesen sein", fuhr er fort und sah sie durchdringend an.

Das Mädchen ertrug den Blick ganz ruhig und mit unveränderten Zügen. „Die Zeit der Flamme ist erloschen", sagte sie, „mit der habe ich längst abgethan. Ja, sie ist namenlos geworden, und keine Brücke trägt zu ihr zurück. Ich heiße jetzt „Schwester Clara" und dieser Name braucht keine Vergangenheit."

Sie grüßte den Arzt mit leiser Kopfbewegung und schritt in das Krankenzimmer zurück. Er nahm Hut und Ueberzieher. „Asche", mur-

melte er vor sich hin; „ja, wir sollen zur Asche werden, sagt die Schrift, aber nicht so lange der Puls schlägt und das Blut durch die Adern rollt. Ich weiß nicht, ob ich dies Wesen bewundern soll oder verabscheuen, bemitleiden oder glücklich preisen. Es würde Einen gar nicht beschäftigen, wäre es wirklich nichts als ein unbeschriebenes Blatt, aber es ist ein Pergament, von dem man die Schrift fortradirte, und dann zerbricht man sich immer noch den Kopf, um zu entziffern was da stand. Schließlich ist meist die Lösung, wenn man sie wirklich empfängt, nicht einmal des Entzifferns werth gewesen." Er ging, aber halb verdrießlich, halb zerstreut, mußte er sich zu seinen weiteren Pflichten zwingen. Als Schwester Clara zurückgekehrt war zu ihrem Pflegling, fand sie diesen in größter Aufregung, fast im Zorn auf den Doctor.

„Das ist ein ganz unausstehlicher Mensch!" rief Lucie, „so grob, so gleichgiltig, so mißachtend. Daß wir gerade dem in die Hände fallen mußten. Ich ärgere mich schon wenn er kommt, und seine Arznei muß sehr gut sein, um den Schaden, den seine Anwesenheit hervorbringt, wieder gut zu machen. Was er nur wieder mit Ihnen zu complotiren hatte?"

Schwester Clara hatte sich ruhig in's Fenster gesetzt und griff nach ihrer Arbeit. „Bis hierher haben sich die Anordnungen des Doctors noch immer als richtig bewährt, folgen wir ihnen und kümmern wir uns nicht um seine Person", sagte sie.

„Das habe ich mir oft vorgenommen", schmollte Lucie weiter; „aber mit wem sollen sich die Gedanken beschäftigen, wenn nicht mit dem einzigen Menschen, den man seit Monaten zu Gesicht bekommt? Und er wird immer unerträglicher. Ich bin überzeugt, wenn er auch meine Gesundheit herstellt, meinen Charakter verdirbt er, und das gründlich. Ich habe sonst nie einem Menschen etwas Böses gewünscht, aber diesem Doctor gönnte ich alle Schmerzen und Qualen. Wenn er so mit wahrem Behagen von den Leiden Anderer spricht und dabei mit dem ganzen Uebermuth der eigenen Gesundheit sein spöttisches Gesicht macht, könnte ich ihn mit zerbrochenen Armen und Beinen, ohne nur einen Schimmer von Mitgefühl, vor mir liegen sehen. An dem Menschen ist Alles beleidigend, selbst seine kräftige Gestalt und seine schön geschnittenen Züge. Wenn er lacht und seine prächtigen Zähne zeigt, kann ich so ärgerlich werden, daß mich nur die Furcht zurückhält, ihm etwas Boshaftes zu sagen."

„Furcht? vor was?" fragte Clara.

„Das weiß ich nicht!" erwiederte Lucie, „vielleicht davor, daß er mich noch mehr tyrannisirt, mir aus Malice noch fatalere Mixturen verschreibt. Aber ich weiß recht wol, was ich an ihm hasse: das Norddeutsche, das Preußische in seinem ganzen Wesen. Das bleibt für uns Süddeutsche nun einmal unüberwindlich. Immer wollen sie uns sentimental rühren und gleich mit der Arroganz, daß sie sich von der eigenen Empfindsamkeit nicht beugen lassen. Sie prahlen damit, Das überwunden zu haben, worauf sie sich etwas zu gut thun — ihr Gemüth: Anmaßung

Digitized by Google

auf beiden Seiten. Liebhaben will man sie nicht, auslachen kann man sie nicht, weil sie Einem mit Selbstverspottung immer zuvorkommen, also muß man sie hassen, und ich hasse diesen Doctor gründlich, schon weil er ein Preuße ist, und von der rechten Sorte."

„Ach, Sie sind ein Kind!" sagte Clara, „und im Grunde sind Sie ihm auch dankbar, wie er das verdient."

„Sie nehmen ihn in Schutz, Schwester Clara, das habe ich längst bemerkt", rief Lucie, „und so müssen Sie es sich schon gefallen lassen, daß ich meinen Zorn, den ich vor ihm nicht kund geben kann, gegen Sie auslasse. Aber bitte, was können Sie zu seinen Gunsten vorbringen?"

Clara sah nicht auf von ihrer Arbeit.

„Nichts" sagte sie, „so wenig ich auch an ihm zu tadeln wüßte. Ich befolge seine Anordnungen, weil das meine Pflicht ist, und weil ich die Ueberzeugung gewonnen habe, daß sie richtig sind. Als Arzt ist er gewissenhaft, das hat er uns bewiesen. Ueber die Krankenstube hinaus denke ich weder an ihn, noch an etwas Anderes."

„Clara!" rief Lucie, „Sie sind mir ein Räthsel. Ist es denn möglich so mit dem Leben, mit den Empfindungen abzuschließen? Ich kenne wenig von der Welt, von ihren Freuden und Vergnügungen, von ihren Lockungen und Gefahren, und doch glaubte ich nicht, daß ich das Alles aufgeben könnte, so kalt, so ruhig."

„Das sollen Sie auch nicht Lucie", sagte Schwester Clara; „Ihnen gehört die Welt und das Leben soll für Sie erst anfangen. Glauben Sie nicht, daß ich den Beruf, den ich mir wählte, für den einzig richtigen halte, im Allgemeinen; aber er war der einzig richtige für mich. Mich befriedigt er, mich füllt er aus, ja, ich freue mich an ihm, wenn ich sehe, wie in diesem Augenblick, daß er helfen konnte, der Welt ein Leben wiederzugeben, der Welt, die für mich nicht mehr da ist."

Lucie richtete sich auf. So hatte die fast stumme Pflegerin niemals zu ihr gesprochen, und zum ersten Mal kam dem jungen Mädchen der Gedanke, daß die bleiche Frauengestalt neben ihr, der sie nur behagliche und gehorsame Handleistungen und Krankendienste zugetraut, die sie wie einen Dienstboten betrachtet hatte, höher stünde an Bildung und Erfahrung. Die Krankheit hatte sie stumpf gemacht, hatte ihre Gedanken umschleiert, sonst würde sie das längst bemerkt haben, trotz des Schweigens der Genossin, deren Unnahbarkeit ihr überdies die Lippen geschlossen hatte. „Clara", rief sie, „erzählen Sie mir von Ihrem Leben, Ihren Geschicken."

Schwester Clara schreckte zusammen, bei der unerwarteten Frage und schwieg. „Woher?" fragte sie sich, „auf einmal diese Theilnahme?" Sie bedachte nicht, daß das Gespräch mit dem Doctor ihr einen tiefern Eindruck gemacht hatte, als sie selbst sich gestand, und wie sie auch den ruhigen Ausdruck ihrer Haltung bewahrte, zitterte doch die Erinnerung an die Empfindungen, die sie meinte überwunden zu haben durch ihr ganzes Wesen. „Lassen Sie das, Fräulein Lucie", sagte sie nach einer Weile, in möglichst kaltem Ton, „es sind zwar keine Geheimnisse, die ich

Digitized by Google

verbergen muß, aber es sind auch keine Erzählungen, die in ein Krankenzimmer passen. Um Ihretwillen fragen Sie mich nicht, und um meinetwillen lassen Sie mich schweigen. Und wenn Sie Theilnahme für mich haben, begnügen Sie sich mit der Versicherung, daß ich nie in meinem Leben mich befriedigter fühlte als in diesem Augenblick."

Lucie stand leise auf, schlich auf den Zehen zur Pflegerin hin und schlang beide Arme um ihren Nacken. „Theilnahme?" flüsterte sie „Theilnahme? Welch kaltes Wort. Ich habe Dich lieb, Clara, ich habe es längst gefühlt, aber ich weiß es erst in diesem Augenblick. Ich habe Dich von ganzem Herzen lieb."

Clara löste leise die Arme, die sie umschlossen und sagte: „Sie regen sich auf, Lucie, und das darf ich nicht leiden."

Lucie ließ sich nicht abweisen. „Ich habe Dich nicht lieb, Clara", sagte sie, „weil ich Dir dankbar bin, weil Du das kleine vielleicht verlöschende Flämmchen meines Lebens pflegtest, anfachtest, frisch wieder aufflackern ließest — ich habe Dich lieb, ich weiß nicht weshalb, und die Empfindung rührt mich und treibt mir die Thränen in die Augen, und ich weiß doch auch wieder nicht warum? Ich habe Dich immer Schwester Clara genannt und dachte mir nichts dabei. Jetzt aber weiß ich, daß Du mir eine Schwester sein sollst, wie ich nie eine hatte und wie sie mir immer fehlte. Und so lehne ich mich an Dich und lasse mich nicht zurückweisen." Sie sank neben Clara nieder und verbarg ihr thränenüberströmtes Gesicht in ihren Schoos.

Eine leise Röthe zog über die bleichen Züge der Diaconissin. Sie fühlte es warm aufwallen in ihrem Herzen und sie wußte es, daß damit wieder etwas in ihr Leben trat, wovor sie sich fürchtete. Die langentwohnte Empfindung, daß ein Wesen sie liebe auf der Welt, hatte auch ihr einen Ton angeschlagen, der nachklang in ihrem Herzen, und der ihre ganze Lebensaufgabe zu erschüttern drohte.

„Sind doch noch Funken unter der Asche?" flüsterte sie vor sich hin. Es durfte nicht sein. Sie wollte einen Kampf nicht wieder antreten, der überwunden sein mußte. Fest und kalt führte sie das liebliche Kind, dem sie seit Monaten alle ihre Kräfte gewidmet hatte, auf das Lager zurück und gebot Ruhe. Aber sie behandelte sie, ohne es zu wissen, doch nicht mehr wie eine Dienende das thut, sie strich ihr leise mit der Hand über das lockige Haar und die zart gerötheten Wangen. Es war etwas halb Mütterliches in ihre Art und Weise getreten. Lucie bemerkte Das und lächelte unter Thränen. Sie ergriff die Hand der Pflegerin und hielt sie fest. Die schmale Hand war rauh und aufgesprungen in der Arbeit und doch sah man es ihr an, sie müßte einst schön gewesen sein, und nicht bestimmt zu grobem Dienst. Clara zog die Hand mit leiser Gewalt fort, rückte Kissen und Decke in Ordnung und verließ das Zimmer. Sie trat in den Garten und schritt den kleinen Pfad zwischen dem blühenden Strauchwerk hin, die milde Frühlingssonne glänzte auf sie nieder und Alles war Erwachen, Fülle, Glanz und Farbe um sie; sie selbst bleich, dunkel, abgestorben. Sie rang ihre Ruhe wieder zu ge-

Digitized by Google

winnen und sie glaubte es sei ihr gelungen, als sie zurücktrat in's Zimmer. Eine eben erblühte Rose, die erste des Jahres, hatte sie fast gedankenlos abgebrochen, und legte sie ihrem Pflegling auf die Brust. Lucie war eingeschlafen. Clara sah sie lange schweigend an, beobachtete zufrieden die gesunden, kräftigen Athemzüge, dann drückte sie mit der äußersten Spitze der Lippen einen Kuß auf die heitere Stirn der Schläferin und lächelte. Sie meinte sie hätte ihr ihre Liebe zurückgegeben, sei wieder frei und sicher und die Funken wieder erloschen unter der Asche. —

II.

Der junge Arzt hatte seine Krankenbesuche beendigt, war wie gewöhnlich sehr spät zur table d'hôte des elegantesten Hotels gekommen, und ging nach hastig eingenommenem Diner, wie er pflegte, in den Cursaal, wo er sicher war seine Bekannten zu treffen. Wir brauchen keine Beschreibung dieser mit raffinirtester Eleganz ausgestatteten Locale zu geben, in denen sich Spieler und Zuschauer um den grünen Tisch der Roulette drängen, wo durch die athemlose Stille der Aufregung die monotone Stimme der Croupiers, das Rollen der Kugel und das Klingen der Geldstücke in immer gleicher Wiederkehr und Pause sich hörbar macht. Der junge Arzt drängte sich nicht an den Tisch hinan, er umschritt ihn in weitem Bogen, musterte die Spieler und wechselte hier und da einen Gruß, der ihm bald verlegen, bald unbefangen, meist zerstreut und hastig erwiedert wurde. Die Beobachtung der Physigonomien interessirte unsern Freund, dem Spiele selbst schenkte er keine Aufmerksamkeit. Es war ihm augenscheinlich um die Wirkung, nicht um die Ursache zu thun. Nach einer Weile schien er seine Beobachtungen vollendet zu haben und sich anzuschicken, den Saal zu verlassen, als er plötzlich wieder näher trat und einen Herrn in's Auge faßte, der ihm gegenüber unmittelbar am grünen Tisch stand, dessen Gesicht ihm bekannt schien und freundliche Erinnerungen weckte. Bald zweifelte er nicht mehr; er erkannte einen Studiengenossen aus Heidelberg, den er dort sehr lieb gehabt, seitdem aber nicht wiedergesehen und dessen Schicksal er seit etwa fünfzehn Jahren vollkommen aus dem Auge verloren hatte. Es war nicht zu verwundern, daß er ihn nicht auf den ersten Blick erkannt hatte, denn der Freund war überraschend verändert. Anstatt des frischen blühenden Gesichts, das dichte blonde Locken umflatterten, stark markirte, gereifte Züge und spärliches Haar um die hohe, schön gewölbte Stirn. Die Gestalt war am wenigsten verändert. Immer noch schlank und vornehm, war sie nur männlicher geworden. Der junge Arzt brauchte lange Zeit, um sich aus dieser Erscheinung den Jugendfreund zurück zu construiren und war nicht gleich über die Identität im Klaren. So beobachtete er eine ganze Weile und sah, daß der Gegenstand seiner Aufmerksamkeit dem Spiele mit einer fast gleichgiltigen Ruhe zusah. Vor ihm waren einige Haufen Gold- und Silberstücke aufgestapelt, aber er berührte sie nicht, und in der ganzen Zeit, in der das Auge des Doctors auf ihm ruhte, setzte er nicht ein einziges Mal. Endlich schlug

Digitized by Google

auch der Fremde das Auge auf, er bemerkte es, wie Jemand gegenüber ihn scharf fixirte, nahm sein Glas, warf einen Blick hinüber und schneller erkennend als der Freund, nickte er einen erfreuten Gruß hinüber, strich ruhig sein Geld ein und drängte sich durch die Menge. Er kam dem Doctor gleich mit ausgestreckter Hand entgegen. „Du hier, Meinard?" rief er. „Wie man sich wiederfindet."

„Ich war lange im Zweifel, ob Du es wirklich seiest, Constantin!" sagte der Doctor.

„O, habe ich mich so verändert? Dich habe ich auf den ersten Blick erkannt", war die Erwiederung.

Sie verließen den Saal und gingen Arm in Arm durch den Park. Der Doctor war ganz frisch in den alten gemeinsamen Erinnerungen, von denen sich der Gefährte ruhig, kühl, fast gleichgiltig erzählen ließ. Endlich erkältete diese zurückhaltende Art, die er in der ersten Freude des Wiedersehens kaum bemerkt hatte, doch auch den Arzt, und er sagte, zum Cursaal zurücklenkend. „Verzeih, Constantin, Du warst beim Spiel und ich habe Dich gestört. Da wie Du sagst, Du, einige Wochen hierbleibst zur Cur und ich wahrscheinlich zeitlebens hier bleiben werde zum Curiren, sehen wir uns wieder."

Der Freund hielt ihn zurück: „Du hast mich durchaus nicht gestört", sagte er, „ich spielte nicht und spiele niemals."

„Freilich sahst Du gleichgiltig auf die rollende Kugel und ich habe nicht bemerkt, daß Du Dein Glück versuchtest, aber Dein Platz, die Geldhaufen vor Dir" — sagte der Doctor.

„Ah, Du hast mich beobachtet?" fiel Constantin ein, „und da Du das thatest will ich Dir meine Schwäche eingestehen. Ich war früher passionirter Spieler, nicht aus Gewinnsucht, denn ich besaß mehr als ich brauchte, aber aus Leidenschaft. Wie ein Fieber ergriff es mich, wenn in Bekanntenkreisen die Karten zur Hand genommen wurden und die öffentlichen Banken übten eine unwiderstehliche Anziehungkraft auf mich aus. Tagelang kam ich nicht von dem grünen Tisch fort und habe viel verloren, ohne mich von meiner Leidenschaft heilen zu können, wenngleich ich mich ihrer schämte. Jetzt bin ich nicht mehr reich, habe gerade nur, was ich brauche, und zwar bei großer Einschränkung, und sicher nicht genug um etwas verlieren zu können. Ich mußte meine Leidenschaft überwinden. Das ist nicht so leicht als es scheint. Blase in die halb verlöschende Flamme und sie schlägt immer hoch auf. Ich schäme mich fast es einzuräumen, daß es mich furchtbare Kämpfe gekostet hat, wenn sich eine Aufforderung zum Spiel bot, dieser zu widerstehen. Selbst wenn ich mir einbildete kalt zu sein, zuckte doch die alte Gluth wieder auf. Unter meinen Bekannten half ich mir durch das laute Bekenntniß meines durch die Nothwendigkeit gebotenen Enschlusses. Das war eigentlich die Feigheit des passionirten Wilddiebes, der ohne Gewehr dem Wilde nachspürt und sich dann damit brüstet, daß er nicht geschossen hat. Das wurde mir klar, wenn ich an eine öffentliche Bank trat und der Sicherheit halber meine Börse zu Haus gelassen hatte. Aber ich wollte

Digitized by Google

mich von meiner Leidenschaft heilen, wirklich und gründlich, auch ohne den Zwang der Unmöglichkeit ihr zu folgen, den ich mir selbsttäuschend auflegte. Ich glaube es ist mir gelungen und heute machte ich wieder eine Probe. Ich trat an das Roulette, legte meine ganze Baarschaft vor mich, folgte dem Spiel, beobachtete meine Bewegungen. Zuerst war es mir wol als wolle der alte Reiz wieder sein Recht geltend machen, aber er lockte immer weniger, und wenn Du mich nur während der letzten Viertelstunde beobachtet hast, so wirst Du mir bezeugen müssen, daß ich ganz gleichgiltig war, und ich versicher Dich, auch nicht ein Gulden meiner Baarschaft ist von der Stelle gerückt worden."

„Du warst also Dein Selbstarzt, während ich meinen Krankenbesuch an dem Spieltisch machte", sagte Dr. Meinard.

„Deinen Krankenbesuch? Wie verstehst Du das?" fragte der Freund.

„Ich beobachtete täglich", war die Antwort, „welche meiner Patienten und Patientinnen sich an der Bank einstellen und suche Das möglichst unbemerkt zu thun. Wie jeder sich zeigt in der Leidenschaft des Spiels, im Gewinn oder Verlust, Das giebt mir Aufschlüsse über Charakteranlagen, über den Grad der Erregbarkeit, und unterstützt nicht allein meine Krankheitsdiagnose, sondern giebt mir auch Winke für den Plan meiner Behandlung."

„Ach, Du bist nicht allein Arzt, sondern auch Psychologe!" warf Constantin ein.

„Läßt sich Das trennen?" erwiederte Meinard.

„So führst Du Deine Kranken erst an die Bank, ehe Du Deine Cur anfängst?" fragte Constantin.

„Wie solche Arzneien, die meist Gifte sind, betrachte ich das Spiel und mitunter bringt das Gift auch sogar Heilung. Ganz aufgeriebene Nerven gebrauchen ein Reizmittel und ein solches sind mir die sechsunddreißig Nummern schon mehr als einmal gewesen. Die entnervte Kraft ist keine geheilte Leidenschaft und wo der Puls aus Schwäche langsamer geht als das Fieber bedingte, ist dies nicht gehoben."

„Ich hoffe nicht, lieber Junge, daß Du mich unter diese Kategorie bringen willst", sagte ganz ruhig Constantin, „wenn mich das Leben in das ich hineinstürmte mit vollen von kräftiger Jugendlichkeit geschwellten Segeln auch nach vielen Richtungen hin verbrauchte. Meine Illusionen sind vor der Zeit vernichtet und tausend Dinge, die meine Altersgenossen noch in Bewegung setzen und fesseln, sind für mich werthlos geworden. Ich bin kalt geworden, vielleicht vor der Zeit, aber meine Kraft ist nicht alt und meine Nerven befinden sich, Gott sei Dank, vortrefflich."

„Das brauchtest Du mir nicht mehr zu sagen", rief der Doctor, „nachdem Du mir meine an Dir gemachte Diagnose am Spieltisch durch Deine Erklärung so vortrefflich ergänzt hattest."

Die Freunde waren wieder vor dem Curhause angekommen, wo die Musik spielte und die Gesellschaft sich versammelte. Sie setzten sich an ein leeres Tischchen und zündeten die Cigarren an, aber sie sprachen nicht. Der Doctor wußte nicht recht, trotz der Freundschaftserinnerung,

Digitized by Google

die ihm wieder im Herzen wach geworden war, wie er dem Genossen früherer, glücklicher Tage beikommen sollte. Die gemeinsamen Erinnerungen schienen ihm werthlos geworden zu sein, und die zurückhaltende, wenn auch freundliche Weise, ließ ihn die Frage nach den Lebensereignissen, die zwischen Studentenabschied und Wiedersehen lagen, wie eine Indiscretion vermeiden. Es war ihm wehmüthig, daß Das aus der frühern Freundschaft geworden war. Der Andere schien das nicht zu bemerken und mochte selbst wol weder Freude noch Mißbehagen über das Wiedersehen empfinden. Er sah theilnahmlos in die Menge, nachlässig in seinen Stuhl gelehnt. Wenn er ganz allein gewesen wäre, er hätte nicht anders aussehen können. Der Doctor wurde viel begrüßt, angeredet und ging dann wol von einem Tisch zum andern zu kurzem Gespräch, immer aber wieder zurückkommend, weil ihn doch der Jugendfreund anzog, so zurückhaltend er auch erschien. So hatten sie lange gesessen ohne anderes Gespräch als kurz hingeworfene, gleichgiltige Worte, als eine etwas übertrieben elegante Dame, am Arm eines ältern Herren, den man trotz seiner Civilkleidung sofort als einen frühern Militair erkannte, an dem Tische der Freunde vorbeikam. Sie stand still, musterte die Gesellschaft, rief ziemlich laut ihre Begrüßungen nach allen Seiten hinüber und trat dann mit einem freudigen Aufschrei auf Constantin zu.

„Vetter Constantin!“ rief sie, „Du hier? Welche Ueberraschung! Und seit wann, wenn ich bitten darf?“

Constantin stand ganz ruhig, grüßte mehr förmlich als vertraulich und erwiederte: „Seit gestern, schöne Cousine.“

„Nun so vergebe ich Dir zur Hälfte, daß Du mich noch nicht aufgesucht hast, die andere Hälfte mußt Du durch doppelte Liebenswürdigkeit wieder gut zu machen suchen“, rief die heitere Dame. „Ach, und da finde ich Dich in der Gesellschaft eines andern Missethäters, der auch meinen Zorn verdient. Wir leben noch, Doctor, obzwar Sie wol lange nichts davon bemerkt haben, wenn Sie auch täglich viermal an unserer Thür vorbeifahren. Er hat nämlich eine geheimnißvolle Patientin in unserer Nachbarvilla, Constantin, die er hütet wie ein Dornröschen und über die er alle seine Freunde vernachlässigt. Wenn er Dein Arzt ist, thust Du mir leid.“

„Meinard ist nicht mein Arzt, sondern mein Freund“, sagte dieser.

„Das schließt sich zwar nicht aus“, rief die Cousine, mehr zum Doctor gewandt als zu Constantin, „aber es bedingt sich auch nicht, wenigstens nicht bei diesem Dulcamara. Unser Arzt ist er zwar, aber Gott sei Dank, wir sind nicht krank. Von Freundschaft habe ich indessen noch nichts wahrgenommen bei ihm, sondern nur von malitiöser Nachrede und unhöflichster Rücksichtslosigkeit, denn er schlägt alle Einladungen aus, kommt niemals ungebeten, und ich werde auch dem Diener anempfehlen, ihn abzuweisen, wenn er sich einmal aus Versehen zu uns verirren sollte. Vielleicht kommt er dann aus Opposition wieder.“

„Die gnädige Frau sind zu gütig“, sagte Meinard mit sarkastischem

Digitized by Google

Lächeln. Der alte Ehemann reichte steif freundlich dem Doctor die Hand, als wären Höflichkeiten gewechselt. Er hatte nichts begriffen von dem Gespräch. „Ich wußte nicht, Angelika, daß Du hier wärst", sagte Constantin, „und da Du selbst versicherst, daß Ihr nicht krank seid —"

„So bekümmert er sich um seine nächsten Verwandten!" rief Angelika. „Es ist empörend. Seit fast drei Jahren, bald nachdem mein Mann den Dienst quittirte, wohnen wir hier und seit drei Jahren hast Du also Niemanden nach uns gefragt? So erfahre es denn, wir haben uns hier etablirt und ich finde den Entschluß, der übrigens mehr von mir ausging als von meinem Mann, dem Alles ganz gleichgiltig ist, durchaus glücklich." Sie hatte ihren Mann und den Doctor zurückgelassen und war mit Constantin einen kleinen Seitenweg hinaufgegangen. „Im Winter bleibt uns Geselligkeit genug, einen sehr hübschen Salon zu haben, in dem sich alle Welt versammelt. Man muß nicht allzu scrupulös sein und nicht alle Visitenkarten mit der Lupe betrachten, aber darin ist mein Mann auch sehr bequem. Er ist gegen Jedermann höflich und weiß niemals mit wem er es zu thun hat. Im Sommer fehlt es nun nie an Bekannten aus allen Richtungen der Windrose und daß ich auch Dich einmal wieder in die Finger bekomme, ist der beste und glücklichste Beweis. Uebrigens wird es Dir bei uns gefallen. Ich wenigstens habe mich nie in meinem Leben so gut amüsirt als jetzt. Mein Mann war nie amüsant, wenigstens nicht mit fünfzig Jahren als er mich heirathete, und die tête-à-tête mit ihm in der kleinen Garnison waren nicht kurzweilig. Später wurde es etwas besser, aber ich fühlte mich immer genirt von den Rücksichten seiner Stellung, namentlich während die fatale Politik uns nur auf sogenannte Gutgesinnte beschränkte. Das war zuweilen zum Umkommen vor Langerweile. Hier haben wir ein immer neues, immer wechselndes Bild der Gesellschaft und darin bin ich noch wie mit achtzehn Jahren, das amüsirt mich. Ueberhaupt, lieber Constantin, die wahre Lebensregel ist doch frisch zu bleiben für alle Dinge, sich für Alles zu interessiren und das Leben zu genießen so gut man kann, versteht sich mit gutem Gewissen. Ich mache mich nicht jünger als ich bin, und Dir gegenüber wäre das erst recht eine Thorheit, Constantin. Du weißt ganz genau, daß ich vier Jahr älter bin als Du, und wenn Du Dein eigenes Alter nicht vergessen hast, so kannst Du Dir das meinige leicht nachrechnen. Aber nach den Jahren richtet sich das Alter auch nicht und ich bin gerade zufrieden mit meiner Zahl. Sie giebt mir alle Rechte, und legt mir keine Verpflichtungen des Alters auf. Ich tanze zum Beispiel noch, und mit dem Vergnügen eines sechzehnjährigen Mädchens. Aber ich rede auch Kunst und Literatur, zuweilen sogar Politik, protegire, helfe, schaffe mir Verbindungen, und da ich mein gutes Herz von früher behalten habe, wendet man sich an mich mit den fabelhaftesten Dingen. Wenn Du nun fragst, wie wir das Alles gut machen, so will ich Dir auch darauf antworten. Mein Mann hat seine hübsche Pension, und da wir kinderlos sind, haben wir sein mäßiges Capital auf Leibrente. Eine kleine Erbschaft, die ich selbst vor

Digitized by Google

zehn Jahren machte, dazugerechnet, haben wir vollauf, was wir brauchen, noch dazu, da wir nicht mehr reisen. Für meinen Mann wäre das eine Thorheit, denn ich versichere Dich, Kunst und Naturschönheit sind ihm ganz gleichgiltig, und wozu brauche ich zu andern Menschen zu reisen, wenn die andern Menschen zu mir gereist kommen? Da hast Du nun in Kurzem das Bild meines Lebens und ich mache gegen Niemanden ein Geheimniß daraus. Zwanzig Mal lieber soll man mir vorwerfen, daß ich zu offenherzig bin, als daß man mich reservirt schilt. Glaube mir, dabei kommt nichts heraus, denn schließlich erfahren die Menschen doch Alles."

Sie hatte nicht die Absicht gehabt, Constantin, der stumm neben ihr herging, einen Vorwurf zu machen, denn es wäre ihr nicht einmal lieb gewesen, hätte er ihren Redestrom unterbrochen, um von sich selbst zu berichten, ja sie verlangte nicht einmal danach von ihm zu hören. Die äußeren Umrisse seines Lebens hatte sie verfolgt und sich ein oberflächliches Resumé davon gemacht, und da waren keine Räthsel, deren Lösung sie noch zu finden hätte.

Constantin knüpfte ein gleichgiltiges Gespräch an, und lenkte nach dem Curhause zurück. Angelika hielt ihn noch einmal fest. „Vetter", sagte sie, „der Doctor Meinard ist also Dein Freund?"

„Wir studirten in Heidelberg, waren dort in derselben Verbindung und hielten viel von einander. Damals war er ein wenig überschwänglich empfindsam, immer gerührt, wenn er etwas zu viel getrunken hatte, aber der beste Kamerad von der Welt. Seitdem sah ich ihn nicht, und fand ihn heute unerwartet wieder."

„Er ist der gesuchteste Arzt des Ortes", sagte Angelika, „deshalb haben wir ihn auch, wenn wir ihn auch niemals gebrauchen. Ich mag ihn gern, wenngleich er zuweilen etwas unbeschreiblich Unmanierliches haben und alle Rücksicht, wie absichtlich, aus den Augen zu setzen im Stande ist, dabei ist er von einer unausstehlichen Discretion über die Verhältnisse seiner Patienten. Mir ist es aber lieb, daß Du mit ihm liirt bist, das wird ihn öfter zu uns führen und ich gebe es noch nicht auf sein Vertrauen zu gewinnen. Du glaubst nicht, wie es den Verkehr erleichtert, wenn man über die Verhältnisse der Menschen, mit denen man verkehrt, Bescheid weiß. Es ist so peinlich, über eine Menge Dinge nicht reden zu dürfen, nur weil man nicht weiß, ob sie einen oder dem Andern in der Gesellschaft, nicht verletzend oder tactlos erscheinen könnten."

Sie fanden Angelika's Gemahl in höflichem Gespräch mit einer großen Gesellschaft, die die Frau sofort mit aller Vertraulichkeit begrüßte. Constantin empfahl sich kurz und suchte Meinard wieder auf, der auf ihn zu harren schien.

„Bist Du endlich losgekommen?" rief ihm der Freund entgegen. „Das ist nicht leicht, wenn man der Frau Generalin einmal in die Finger gefallen ist."

Constantin lächelte leicht: „Meine gute Cousine scheint hier wirklich in ihr zusagendes Element gekommen zu sein, wenigstens meint sie das

Digitized by Google

selbst. Als armes Fräulein aus einem vornehmen Hause hatte sie keine glückliche Jugend und doch einen unverwüstlich heitern Sinn. Ich habe sie oft deshalb bewundert, wenn sie von einem grämlichen Verwandten zum andern ging, nicht immer zart behandelt, und doch niemals verbittert dadurch wurde. Es ist glücklich für die Menschen, nicht allzu verletzlich zu sein."

„Du meinst, die ein dickes Fell haben?" warf Meinard ein. „Aber ich will mich zarter ausdrücken, da wir von einer Dame reden. Zwischen der Mimose, die zusammenknickt und der Distel, die sich wehrt bei der Berührung, liegt noch eine ganze Flora und die beliebtesten Specia. Zu welcher Species der Rosen Deine Frau Cousine aber zu zählen ist, will ich nicht aussprechen."

„Ich errathe es", fuhr Constantin fort, „aber ich muß sie doch in Schutz nehmen. Ich habe niemals ein gutmüthigeres und aufopferungsfähigeres Gemüth gekannt, und lieb hatte man sie überall, wo sie erschien. Daß der langweilige General ihr seine Hand bot, war gewiß der klügste Streich seines Lebens, der aber auch wol nicht aus seinem eigenen Kopf entsprang."

„Wahrscheinlich machte man ihm weiß, es sei das eine nothwendige Höflichkeit", sagte der Arzt, „denn höflich ist er zum Verzweifeln. So robust er noch ist, meint man doch, er lebe nur noch aus Höflichkeit, um nicht durch seinen Tod diese oder jene kleine gesellschaftliche Verabredung zu stören, oder eine Visite zu versäumen, die er zu erwiedern hat. Aber, Spaß bei Seite, er ist ein braver Mann, und sie ist eine vortreffliche Frau, der liebenswürdige Mittelpunkt der hiesigen Gesellschaft."

III.

Doctor Meinard hob bald die strengen Verordnungen auf, die Lucie an ihr Zimmer und zum größten Theil an das Ruhebette fesselten. Sie durfte Ausfahrten machen und hätte Besuche empfangen können, wenn sie überhaupt Bekannte am Ort gehabt hätte. Selbst einen Spaziergang zum Curhause, den Besuch eines Concerts oder des Theaters würde er erlaubt haben, hätte es dem jungen Mädchen nicht an Begleitung gefehlt. Schwester Clara entschloß sich ungern zu einer Spazierfahrt; jedes andere Hinaustreten unter Menschen wies sie aber so entschieden zurück und mit so unwiderleglichen Gründen, daß davon kaum mehr die Rede war. Mehrmals hatte sie sogar den Wunsch wiederholt, man möchte sie ihrer Pflicht entlassen und einen andern Schutz für ihren Pflegling zu finden suchen, was ja nicht schwer sein könnte. Dies aber wies Lucie mit Bitten, ja mit Thränen jedesmal so bestimmt von der Hand und wurde darin so kräftig von Meinard unterstützt, der immer wieder versicherte, er könne die Pflege nicht missen, die der Genesenden fast noch nothwendiger wäre als der Kranken, daß Schwester Clara widerstehend nachgab, sich sogar verpflichtete, erst mit Lucie den Ort zu verlassen, und den Zeitpunkt hatte der Arzt als einen noch lange nicht zu erwartenden bezeichnet.

Digitized by Google

Das Verhältniß zwischen den beiden Frauen war ein ganz anderes geworden seit dem Tage, an welchem wir sie kennen lernten. Hatte Lucie bis dahin die wenig mittheilsame Krankenwärterin, die sich jeder, auch der härtesten Arbeit und Dienstleistung unterzog, wie eine Untergebene, fast wie eine dienende, ja wie eine bezahlte Pflege betrachtet, so fing sie auf einmal an, sich ihr mit einer kindlichen Hingabe unterzuordnen und das um so mehr, als Clara's einfache Weise auch durch nichts dazu aufforderte. Sie erschien ihr wie ein höheres, jeder Verehrung würdiges Wesen und sie bildete sich die Ansicht mit der jungen Mädchen eigenen Exaltation fast zum Cultus aus. Meinard, in seiner Weise, stand kaum nach. Er wurde in Clara's Gegenwart ein ganz Anderer, seine burschikosen Manieren verschwanden, seine Sentimentalität kam zum Vorschein, er wurde gesprächig und dehnte seine Besuche mehr und mehr aus. Schwester Clara verhielt sich dabei ganz natürlich. Sie sprach zwar wenig, aber sie vermied auch kein Gespräch und zeigte Bildung, Geist und Weltkenntniß. Alle Ostentation war ihrem Wesen so fremd, daß sie sie auch nicht durch Verleugnen ihrer Bildung annehmen wollte; aber sie erklärte immer wieder, daß sie mit allen weltlichen Dingen abgeschlossen hätte, daß sich Das mit dem selbstgewählten Beruf nicht vertrüge und daß sie von diesem, der ihr von Gott vorgezeichnet schiene, nicht weichen würde, so lange ihre Kräfte dazu reichten. Jede Frage über ihre Vergangenheit wußte sie leise abzulenken. Daß sie Lucie wirklich noch eine Nothwendigkeit war, konnte sie sich selbst nicht verhehlen. Eine Reizbarkeit des ohnehin, wie es schien, verzogenen jungen Mädchens hatte die lange und schmerzhafte Krankheit zurückgelassen und in der Gewohnheit sich nichts zu versagen, brauste diese nach allen Richtungen hin auf. Da genügte denn ein Blick der Schwester Clara die erregten Wogen zu besänftigen und sie in die Ruhe zurückzulenken, die der Arzt immer wieder als durchaus nothwendig bezeichnete. Clara konnte sich über diese Gewalt, die sie ausübte, nicht täuschen, hatte sie sie doch bei verschiedenen Kranken beobachtet, denen schon ihre Gegenwart das Fieber milderte, die ein Blick, eine Berührung zum Gehorsam zwang. Daß sie hier aber aus ganz anderen Gründen entsprang, das wußte sie nicht, oder wollte sie sich doch nicht klar machen. Lucie war kaum mehr eine Kranke zu nennen, und daß sie sich ihr mit dem ganzen Herzen unterordnete, war nur möglich, weil Clara selbst mit unbewußter Neigung sich ihr zuwandte.

Lucie fing allmälig an sich Lectüre zu suchen, ihre Zeichnungen vorzunehmen und der Arzt erlaubte Das, freilich unter der Bedingung, daß es Clara überwachen solle und Einhalt gebieten, sobald es anfinge aufzuregen, oder die Kräfte über das Maß in Anspruch zu nehmen. Da mußte denn Schwester Clara oft ihre grobe Handarbeit, Gegenstände für die Krankenzimmer ihrer Diaconissinnenanstalt, bei Seite schieben und mit einem Pinselstrich oder einer kräftigen Bleistiftlinie die Arbeit des Pfleglings in Schick bringen, wenn dieser beim Mißlingen ungeduldig wurde, oder das Buch aus der Hand nehmen und die

Digitized by Google

letzten Seiten eines Capitels vorlesen, wenn ihr eine krankhafte Hast bei der Lectüre auffiel. Seit Jahren hatte sie Pinsel oder Bleistift nicht zur Hand genommen, noch ein Unterhaltungsbuch aufgeschlagen, aber die alte Geschicklichkeit war noch nicht verloren und oft, wenn sie Das empfand, schrak sie unwillkürlich zusammen, als hätte ihr eine längst vergangene Zeit einen Moment zurückgerufen, der nicht mehr in ihre Gegenwart passe. Meinard machte sie einmal darauf aufmerksam, als sie eine mißlungene Blume in Lucie's Album corrigirte, auch nicht gleich damit zu Stande kommen konnte, und als es endlich gelang, unwillkürlich mit Wohlgefallen ihr Werk betrachtete.

„Wie hübsch Sie Das machen, Schwester Clara", sagte er „und wie Sie selbst daran Freude haben!"

„Freude?" sagte sie, und schrak zusammen. „Ist es Ihnen nie begegnet, daß Ihnen ein Spiel wieder in die Hand fiel, das Sie in Ihrer Kindheit beschäftigte, daß Sie es mit der alten Geschicklichkeit versuchten, daß Sie mehr erstaunten als sich freuten, sie noch zu haben, und daß Sie es doch fortwarfen, weil Sie eben kein Kind mehr sind? So geht es mir auch mit diesen Dingen. Wenn Sie heute versuchen wollten, den Kreisel zu drehen, oder den Ball zu werfen, es würde Ihnen vielleicht gelingen wie ehemals, aber Sie würden damit doch nicht wieder zum spielenden Knaben. Was wir wirklich in uns begraben haben, bleibt todt."

Lucie und der Doctor stellten sich mehr und mehr auf Kriegsfuß. So weit es seine ärztlichen Anordnungen betraf, wußte er sich freilich seine Autorität zu wahren, in anderen Dingen aber hatte er viel zu leiden. Lucie hielt sich schadlos für den Zwang, den sie nun einmal leiden mußte, durch kleine Neckereien über die Ungeschicktheit seiner Manieren, über die kleinen Lächerlichkeiten seiner Toilette. Den Doctor verdroß Das und er erwiederte nicht selten derb und gereizt. Oft behandelte er das junge, neunzehnjährige Mädchen wie ein Kind, dessen Unarten man dadurch straft, daß man sie nicht zu bemerken scheint. Er richtete das Wort dann gar nicht mehr an Lucie und wandte sich ganz zu Schwester Clara, die ihm mehr und mehr ein anziehendes Räthsel wurde. Diese schien das Verhältniß der Beiden gar nicht zu bemerken und trat nie aus ihrer gleichmäßigen, milden Weise heraus.

Lange aber sollte Lucie doch nicht in ihrer Abgeschlossenheit bleiben. Angelica, oder wie wir sie bei ihrem vollen Namen nennen wollen, die Generalin Darnheim, war zu neugierig auf die geheimnißvolle Patientin des Doctor Meinard geworden, die in der Villa, hart an der ihrigen, wohnte. Die Gärten der Villa waren nur durch ein Gitter von Eisendraht getrennt, das freilich, von Epheu und Strauchwerk dicht überwachsen, eine scheinbar undurchdringliche Mauer bildete; aber was sind Mauern gegen die Erfindungsgabe weiblicher Neugier? Angelica kannte die Stellen des Gitters ganz genau, an denen die Epheuranken am wenigsten üppig waren und sich mit einem Druck des Fingers auseinanderbiegen ließen. Sie hatte die junge Patientin mehr als einmal

Digitized by Google

in der offenen Halle, in der auch wir ihr zum ersten Male begegneten, ruhen sehen, hatte sie beobachtet, als sie mit noch unsicherem Fuß durch die kleinen Gartenwege schritt, und sie dann heiter von Blume zu Blume eilen sehen, die sie sich als Vorbilder für ihre Malereien zusammensuchte. Der Name des anmuthigen jungen Mädchens war ja kein Geheimniß: Fräulein Lucie d'Orlines stand seit Monaten in der Curliste, und daß Angelica die studirte, brauchen wir nicht zu versichern. Weiter freilich wußte die Nachbarin nichts, denn Doctor Meinard blieb jede Antwort schuldig, mehr aus Malice als aus Discretion. Aber war das denn nicht auch genug für den Augenblick und ganz ausreichend zum Weiterforschen? Das that denn auch Angelica und hatte bei ihren vielseitigen Verbindungen bald herausgebracht, was sie zu wissen wünschte. Lucie war die einzige Tochter eines als Kunstkenner vielgenannten Professors aus einer früher emigrirten französischen Familie. Bei seinem längern Aufenthalte in Rom hatte er als liebenswürdigen Cicerone durch die Galerien eine reiche deutsche Erbin kennen gelernt, und da Schönheit und Bildung ihn auszeichneten, hatte die Dame ihn allen anderen Bewerbern vorgezogen.

Das glückliche Paar etablirte sich in einer größern süddeutschen Residenz und sein Haus war lange Zeit der gesuchteste Versammlungsort von Geist, Bildung, Kunstsinn und künstlerischer Berühmtheit. In dieser Atmosphäre, von Kindheit an zur Gesellschaft zugezogen und von dieser verhätschelt, wuchs das einzige Töchterchen auf. Die Mutter war vielleicht zu sehr Schöngeist, aber diese Uebertreibung entsprang zuerst einem ganz natürlichen Grunde. Ihre Verwandten hatten die Verheirathung des reichen und viel umworbenen Mädchens mit einem armen Gelehrten nicht billigen wollen, und so bemühte sie sich immer wieder, zu zeigen, daß er mit Geist und Kenntnissen ihr mehr zubrachte, als sie mit Reichthum ihm zu geben vermöchte. Lucie wußte viel eher, daß ihre Eltern die geistreichsten Leute der Welt wären, als daß sie die wohlhabendsten der Stadt genannt werden könnten. Die Mutter trieb eben Ostentation mit Geist und nahm den Wohlstand wie selbstverständlich mit in den Kauf. Der Vater kannte den Werth des Geldes nicht und bemerkte kaum die Behaglichkeit des Wohlstandes, die ihn umgab. Lucie hatte nie daran gedacht, daß sie ein reiches Mädchen wäre, und als sie es erfuhr, leider durch den Tod ihrer Eltern, die sich schnell folgten, dachte sie nicht, daß das etwas Besonderes wäre. Sie war kaum erwachsen, als dies Schicksal sie traf und lebte seitdem, aber fast selbstständig, in dem Hause des Vormundes, eines entfernten mütterlichen Verwandten. Hier war es, wo der Keim eines schweren rheumatischen Leidens, dem die Mutter unterlegen war, sich bei ihr zeigte und ihren Aufenthalt im Badeorte nothwendig machte. Der Vormund, ein vielbeschäftigter Beamter, konnte sie nicht begleiten, die Frau hielt die eigene Familie zurück und so nahm man eine sehr empfohlene Diaconissin an, in deren Begleitung Lucie schwer krank an ihrem jetzigen Aufenthaltsorte ankam. Alles das hatte die gute Generalin erfragt,

Digitized by Google

brieflich und mündlich, erspäht, combinirt, und es machte sie nur noch begieriger nach der persönlichen Bekanntschaft mit der sie ihren Salon zu schmücken beabsichtigte. „Nichts hat uns so lange gefehlt, und nichts ist besser für einen Salon, als eine Erbin", sagte sie zu ihrem Manne; „die guten Partieen ziehen die jungen Herren in die Gesellschaft und sind heut zu Tage das einzige Mittel, ihrer habhaft zu werden."

Wir wollen aber zur Ehre ihres guten Herzens hinzufügen, daß die Theilnahme für das anmuthige, elternlose Mädchen, dessen Leben mit Mühe der schmerzvollen Krankheit abgerungen war, und die Isolirtheit, in der diese sich befand, den Hauptantheil an dem Wunsch hatte, ihr näher zu treten und sich ihrer anzunehmen.

An den kleinen Präliminarien der Bekanntschaft hatte es schon längst nicht gefehlt. Zuerst Erkundigungen nach dem Befinden, dann eine selbst bereitete, erfrischende, aber stärkende Speise, illustrirte Werke, oder eine seltene Blume waren hinüber gewandert und der Dank war zurückgekommen, erst mündlich, dann schriftlich in zierlichen Billets. Meinard hatte diese einmal überrascht — und verboten. „Zu Correspondenzen sei man noch nicht erholt genug", hatte er decretirt. Das reizte nun auch Lucie zu dem Wunsch, die Nachbarin kennen zu lernen, und als einmal wieder eine freundliche Sendung kam, ließ sie den Diener, der sie brachte, hereinkommen und sagte ihm wörtlich: „Der unerträglichste der Aerzte verbietet mir zu schreiben, untersagt mir auszugehen, aber einen Riegel vor meine Thür und ein Eisengitter vor meine Fenster hat er aus Versehen noch nicht gelegt. Sagen Sie das Ihrer gnädigen Frau, der ich für mein Leben gern für so edle Güte und Freundlichkeit danken möchte."

Eine Viertelstunde später war Angelica da. Schwester Clara zog sich ganz bescheiden in die Fensternische zurück und sah nicht auf von ihrer Arbeit. Die elegante Weltdame bemerkte sie gar nicht, oder hielt sie doch nicht der Beachtung werth. Dafür stürmte sie mit liebenswürdigster Herzlichkeit auf Lucie ein, die erst etwas verlegen, sich doch auch schnell von der Gutmüthigkeit und der heitern Gesprächigkeit der noch immer hübschen Frau angezogen fühlte. Nach einer halben Stunde stand Schwester Clara auf und zeigte auf die Uhr. Die Zeit zum Baden rücke heran und müsse in äußerster Ruhe erwartet werden.

„Das ist eine fatale Person", dachte Angelica, die eben im schönsten Redestrom war, stand aber doch auf, imponirt von Clara's ruhiger Unbeweglichkeit.

Lucie nahm herzlichen Abschied. Seitdem kam Angelica täglich, ja mehreremal am Tage. Sie war entzückt von der neuen Bekanntschaft und sprach das Entzücken der ganzen Badegesellschaft aus, die sie nur noch von der reizenden Erbin unterhielt und das um so lieber, als sie die Einzige war, die sich dieser Bekanntschaft rühmen konnte. Lucie gewann die heitere Nachbarin lieb, deren unverhehltes Wohlwollen ihr schmeichelte und deren Besuche die Einförmigkeit ihrer Existenz angenehm unterbrachen. Meinard war nicht ganz zufrieden mit diesen häufigen

Digitized by Google

Besuchen, aber was wollte er dagegen thun? Er hatte es oft genug erfahren müssen, das ein entschiedenes Verbot das verzogene, verwöhnte Mädchen nur zur Opposition und zum Eigensinn reizte, und in diesem Fall ließ auch Schwester Clara ihn im Stich. Sie fände eine Aufheiterung bei der fast vollendeten Reconvalescenz angemessen, und wenn die Frau Generalin Lucie für die Vergnügungen unter ihren Schutz nehmen wollte, bei denen ihre Begleitung nicht schicklich wäre, so könnte das nur erwünscht sein. Dagegen durfte der Arzt nichts einwenden, um so weniger, als er darauf die Hoffnung baute, Lucie und dadurch Clara noch lange am Orte zu fesseln.

So standen die Dinge etwa acht Tage, nachdem wir in den Kreis unserer Freunde eintraten. Constantin hatte es nicht vermeiden können, das Haus seiner Verwandten, und zwar öfter als er wünschte, zu besuchen. Er zog sich gern von der Geselligkeit zurück und hatte an Meinard den zusagendsten Umgang gefunden, wenn dieser auch durch seinen Beruf so in Anspruch genommen war, daß sich die Freunde nur Nachmittags trafen, dann aber meist einige Stunden mit einander zubrachten. Meinard hatte bald gesehen, daß der Freund ungern von seiner eigenen Person sprach und alle Erinnerungen über sein Leben vermied, ja Constantin sprach das sogar unumwunden aus.

„Jeder Mann von Charakter", sagte er einmal, „muß viel über sich selbst denken, aber wenig über sich reden, und sich dadurch von Denen unterscheiden, die nur an sich denken und fortwährend von sich sprechen. Wer die eigene Person, ihr Handeln, ihre Motive beständig im Munde führt und das gar prahlend oder lobend, beweist: daß er der fremden Anerkennung unter die Arme greifen muß, oder daß er der Selbstvertheidigung bedarf.

„Alles Das zugegeben", erwiederte Meinard, „möchte ich doch, auch in dieser Beziehung, vor der Uebertreibung warnen. Es ist sicher nicht gut, wenn wir aus uns selbst ein Räthsel machen, das dann Jeder in seiner Weise und somit die meisten Menschen falsch lösen."

„Was nennst Du ein Räthsel aus sich machen?" fragte Constantin. „Du hast dieses Wort schon so oft gegen mich ausgesprochen, daß ich fast annehmen muß, daß Du mich damit treffen willst."

„Ich will nicht leugnen", erwiederte der Freund, „daß es in mancher Beziehung auf Dich paßt; aber ich kann Dich versichern, daß ich Dich nicht mit demselben meinte. Seit einiger Zeit beschäftigt mich ein Frauencharakter, der seine Empfindungen und Schicksale so verschleiert, daß, wie Achtung gebietend ihr Thun ist, ich doch nicht sagen kann, ob es aus Schuldbewußtsein oder höchster Herzensreinheit entspringt."

„Ach!" lachte Constantin, „das ist Coquetterie wie jede andere und wärest Du nicht immer noch der sentimentale Student, wie ehedem, Du würdest Dich gar nicht dadurch täuschen lassen. Es ist unglaublich, was die Weiber Alles zu Waffen ihrer Coquetterie zu machen verstehen, oft selbst die Häßlichkeit ihres Gesichtes und ihrer Empfindungen."

„Nein", sagte Meinard ganz ernst, „in diesem Falle paßt Deine

Digitized by Google

gewöhnliche Erfahrung gar nicht, und ich sehe nur wieder, wie schnell unser Vorurtheil uns zu falschem Spruch führen kann. Das Mädchen, von dem ich rede, ist frei von aller Coquetterie und eins der wunderbarsten Wesen, die mir je vorgekommen sind."

„Ach!" rief Constantin, „Du bist wieder einmal verliebt. Ich kenne Das von früher."

Meinard wurde ganz ernst. „Von einer Empfindung, die man auch nur im alleroberflächlichsten Sinne so nennen könnte, ist durchaus hier keine Rede", sagte er. „Wäre das der Fall, würde ich zu jedem Andern eher davon reden können als zu Dir, der Du behauptest mit jeder Empfindung des Herzens abgeschlossen zu haben. Gerade deshalb möchte ich Dich fragen, ob Du es für möglich hältst, den Interessen der Welt, der Bildung zu entsagen, abzuschließen mit dem Leben und das Herz zu ertödten bis auf die allgemeine, der ganzen Menschheit gewidmete Aufopferungsfähigkeit? Antworte mir, Constantin, hältst Du das für möglich?"

Constantin schwieg lange, ehe er antwortete. Dann sagte er: „Ich bin überzeugt, daß in vielen Fällen solchen Entschlusses eine Selbsttäuschung vorliegen kann; unmöglich ist es nicht, und ich befinde mich ungefähr in derselben Lage."

Meinard wollte erwiedern, aber die Erklärung des Freundes trug so sehr den Stempel des eigen Empfundenen, daß er nicht wagte seine allgemeinen Ansichten gegen das persönlich Erlebte zu stellen.

Die Freunde hatten das Gespräch auf einem Spaziergange geführt und wollten eben aus der Fahrstraße in die Parkpromenaden wieder einbiegen, als ein Wagen heranrollte, dem Platz zu machen sie stehen bleiben mußten. Aber zugleich ertönte Angelica's Stimme, ließ den Wagen halten und rief:

„Vetter Constantin und der Doctor auf einsamem Spaziergang! Ihr kommt mir gelegen. Morgen Abend haben mir viele meiner Freunde zugesagt. Ich wüßte nicht, was ich Euch anthäte, wenn Ihr fehlen wolltet."

Constantin sah zerstreut auf den Wagen. Neben Angelica, matt hingestreckt in die Polster, mit dem zarten durchsichtigen Roth der Genesung auf den Wangen, lehnte Lucie. Die liebliche Erscheinung fesselte seine Aufmerksamkeit. Er überhörte die Anrede der Cousine und überließ es dem Freunde sie zu beantworten.

Meinard hatte eine halbe Zusage gestammelt, kehrte aber sogleich den Arzt hervor und sagte: „Die Abendluft wird kühl, darf ich die gnädige Frau, im Namen meiner Patientin, zur Heimfahrt mahnen?"

Lucie richtete sich etwas auf. „Dachte ich es doch", rief sie halb verletzt, halb lächend, „als ich den Doctor nur sah, daß er uns unsre Fahrt verkümmern würde. Er thut nie etwas Anderes."

Angelica lachte auf. „Jetzt sind Sie unter meinem Schutz, liebes Kind", sagte sie, „und ich werde Sie vor seiner Tyrannei, vor den Uebergriffen seiner hochweisen Autorität zu schützen wissen. Sie finden

Lucie morgen Abend in meinem Salon, Doctor, aber da lassen Sie Ihre ärztlichen Verordnungen zu Haus."

Meinard wollte einreden, aber Angelica hieß den Kutscher weiterfahren, und als der Wagen fortrollte, bog sie sich lachend zurück, den Sonnenschirm wie im Triumph schwingend.

„Wer ist das junge Mädchen?" fragte Constantin.

Meinard war verstimmt. „Ein verzogenes Kind", sagte er, „eben aus schwerer Krankheit genesen, das Deiner unter ehmenden, vergnügungssüchtigen Frau Cousine viel zu früh in die Hände fiel. Lucie ist ein Kind trotz ihrer neunzehn Jahre."

„Eine Anomalie also", sagte Constantin, „nach Deiner Theorie. Um Die flattern noch alle Illusionen des Lebens. Der Gedanke, die Spazierfahrt könnte ihr um eine Viertelstunde gekürzt werden, regte sie auf. Sie kann zürnen, also kann sie noch empfinden. Es liegt ein eigenthümlicher Zauber um die halb erschlossenen Blüthen, über deren Farbenschmelz und Duft noch kein vernichtender Windhauch gezogen ist, den kein versengender Sonnenstrahl berührte."

„Ach!" rief Meinard, „wie Du Das nachempfindest. Ist Nachempfinden nicht die höchste Kraft der Empfindung?"

„Nein", erwiederte Constantin. „Es ist die Erinnerung, die in den Spiegel der Vergangenheit blickt und sich der Fähigkeit an Anderen freut, die man selbst verloren hat. Nachempfindung bedingt Objectivität und Objectivität ist kalt gewordene Gluth. Mitempfinden ist ganz anders."

„Laß uns nicht um Worte streiten", rief Meinard, „die uns nicht weiter bringen."

„Du als Arzt", sagte Constantin ganz gelassen, „mußt das ja wissen, daß überreizte Kräfte sich verbrauchen und absterben. Wenn das Auge die Sehkraft verlieren kann, ohne Rettung, weshalb nicht das Herz die Fähigkeit zu lieben, und zwar so weit, daß es nicht ein mal das Leben liebt mit allen seinen verlockenden Reizen? Es kommt nur auf die Erfahrungen an."

„Und ich behaupte, erwiederte Meinard, „daß nichts mehr uns täuscht, als die sogenannten Erfahrungen. Schlüsse ziehen aus Erfahrungen heißt die Regel bilden aus den Ausnahmen. Nimm einmal das junge Mädchen, das eben bei uns vorbeifuhr. Es hat das Schwerste erfahren, was es in seinen Jahren erfahren konnte — es hat seine Eltern, mit ihnen Stütze und Halt, und die reinste Quelle der Liebe verloren. Und doch liegt das ganze Leben mit Glück und Freuden noch vor ihm, ja, das höchste Glück — einen Andern beglücken zu können. Wem sich so ein reines Herz erschlösse, würde der nicht mit aufblühen können in mehr als kalter Nachempfindung?"

Constantin erröthete. Lucien's Erscheinung hatte wirklich seine Gedanken beschäftigt. „Es wäre sündlich", sagte er, „das verdorrte Laub gegen eine duftende Blüthe zu setzen, Nichts gegen so Vieles. Laß uns davon abbrechen. Vielleicht beurtheilst Du mich anders, wenn Du mich

Digitized by Google

besser verstehst. Komm, ich will Dir mein Leben erzählen, aber nicht im dumpfen Zimmer. Wo können wir ungestört sein?"

Sie standen gerade vor Angelica's Villa. Der Wagen hielt noch vor der Thür. Meinard fragte den Kutscher, ob die Herrschaften ihn noch gebrauchen würden? „Sogleich", war die Antwort, „die Frau Generalin fahren mit dem Herrn in's Concert." Meinard wandte sich zu dem Freunde. „Am ungestörtesten sind wir im Garten Deiner Frau Cousine. Laß mich noch einige kleine Besuche machen, in einer Viertelstunde ist Frau Angelica fort, hole Dir indessen Deinen Mantel und sei im Voraus bedankt für Dein Vertrauen."

Mit freundschaftlichem Händedruck trennten sich die Freunde.

IV.

Als der junge Arzt in den Garten trat fand er den Freund schon harrend. Constantin ging unruhig auf und ab. Der Mantel, den der fast schwüle Frühlingsabend unnöthig machte, hing über seinem Arm. Fast hatte er es bereut sich dem Freunde gegenüber zu einer Eröffnung verpflichtet zu haben; aber ein gegebenes Versprechen zurückzunehmen, war seinem Charakter so unmöglich, daß er nur darüber nachdachte, in welchen Grenzen er die Erfüllung halten könne. Denn es fiel ihm auf einmal schwer auf die Seele, daß er Geheimnisse Anderer, die fast wie Anklagen gegen diese erscheinen müßten, zu berühren hätte, so weit sie in seine eigenen Schicksale eingriffen.

Der Wagen der Generalin war längst fortgerollt. Tiefe Stille lag um den kleinen Garten, in dem nur die Bienen durch den duftenden Jasmin summten und die eben erschlossenen Obstbaumblüthen umschwärmten. Die Gesträuche warfen ihren langen Schatten über die sauberen Kieswege und schon legte sich leise Dämmerung um Blatt und Blüthen. Es war eine geheimnißvolle Stimmung in der Natur und Ruhe für leises Wort und lang zurückgehaltene Gedanken.

Als Meinard auf den Freund zuschritt und mit heiterm Gruß sein längeres Ausbleiben entschuldigen wollte, winkte ihm dieser schon von Weitem und legte den Finger auf die Lippen. Dann schob er den Arm in den des Freundes und zog diesen weiter in den Garten, in den tiefsten Schatten, fort aus der Nähe des Hauses, von dem man sie hätte sehen und belauschen können. Ein Bänkchen stand in der Nische der Mauer, die den Garten vom Nachbargarten trennte, daneben einige Stühle. Ueppiger Epheu umwucherte den Platz. Da ließ sich Constantin nieder, winkte den Arzt Platz zu nehmen und, indem er mit leiser Beugung des Kopfes das Gesicht ganz im Schatten verbarg, fing er an:

„Du verlangst eine Erklärung meiner Lebensauffassungen, meines Charakters, meiner Stellung zu Gesellschaft und Welt?"

„Habe ich das verlangt?" sagte Meinard.

„Nicht entschieden, nicht mit Worten, aber es giebt dringenderes Verlangen als solches. Die trotz allem Nichtverstehen vertrauende Freundschaft gewinnt ein Recht, daß wir uns ihr erklären, ja, Du magst

Digitized by Google

nicht Unrecht haben mit der Behauptung, daß selbst die Welt mit ihrer öffentlichen Meinung in gewisser Beziehung berechtigt ist zu fordern, daß wir einen Theil unseres Selbsträthsels ihr gegenüber lösen. Aber das bedarf keines Geständnisses. Die öffentliche Meinung weiß immer mehr von uns als wir glauben. Das bei Seite. Ihr Urtheil ist immer falsch, weil sie dasselbe nach der allgemeinen Regel fällt und jeder Mensch, mehr oder weniger, eine Ausnahme ist. Deshalb verlange ich nicht einmal von Deiner Freundschaft, daß Du recht heißen sollst, was ich denke, empfinde, wie ich den Staat und das Leben außer mir ansehe, aber Du sollst anerkennen, daß das arme Individuum, das dem Freund sein „Ich" nennt, nicht anders werden konnte, als es ist. Der Botaniker mischt fremdartige Stoffe zum Boden, in den er seine Blumen pflanzt, und siehe da, die Blüthe färbt sich anders als gewöhnlich, bildet ihre Blätterform in veränderter Stellung. Sprich mir das Recht zu, das man jener Blume einräumt, das Recht der Absonderlichkeit."

„Das ist das schwerste Zugeständniß der öffentlichen Meinung!" rief der Arzt.

„Deshalb", fuhr Constantin fort, „stelle ich es auch nur an den Freund. Aber zur Sache. Erwarte nicht große und überraschende Lebensereignisse. Ich bin, mit Falstaff zu reden, wenn auch nicht jüngerer Sohn eines jüngern Bruders, doch einziger Sohn eines jüngern Vetters, das heißt eines mittellosen Sprossen einer alten reichbegüterten Adelsfamilie. Es versteht sich danach von selbst, daß mein Vater Officier war. Daß er in der kleinen Garnison seines Regimentes ein armes Mädchen aus Liebe heirathete, ist fast ebenso selbstverständlich. Das waren die Consequenzen, an denen der Adel in Deutschland materiell zu Grunde ging. In der Einschränkung, in der aufgeputzten Entbehrung meines elterlichen Hauses verstrich meine übrigens glückliche Kindheit. Eine Empfindung aber prägte sich mir ein: ich war viel vornehmer, aber auch viel ärmer, als die meisten meiner Spielkameraden. Der Hochmuth wuchs in der Scham, und der Glanz, der ab und zu von den reichen Verwandten auf uns viel, machte das nur noch schroffer. Mein Vater war einer der Wenigen, die in der unglücklichen schleswig-holsteinischen Campagne von 1848 blieben; aber die tödtliche Kugel ließ ihm noch Zeit, einen entfernten Vetter, einen unverheiratheten Majoratsbesitzer, zu meinem Vormund zu ernennen, vielleicht in der Hoffnung, dadurch am besten für meine Zukunft zu sorgen. Meine Mutter überlebte den Vater nicht lange, und so war ich denn wirklich von meinem dreizehnten Jahre an dem Onkel-Vormund überlassen. Er war sehr reich, klug und in gewisser Beziehung gebildet, aber oberflächlich. Sein Schloß war ein Raritätencabinet, ohne Wahl noch Sachkenntniß zusammengespeichert. Reisen war seine Leidenschaft. Mit allen Höfen hatte er Verbindung, seine liebenswürdigen Formen, sein Reichthum, seine Sonderlingslaunen machten ihn überall zum gern gesehenen Gast. Er hatte seine Güter in Mitteldeutschland, also haßte er Preußen, und so war es seine erste vormundschaftliche Sorge, mich der steifen preußischen

Digitized by Google

Armee, der ich sonst unrettbar verfallen gewesen wäre, zu entringen. Deshalb nahm er mich zu sich, hielt mir Lehrer und behandelte mich wie ein Stück seiner Raritätensammlung, denn ich war ein hübscher, aufgeweckter Junge und da der Oheim mit Vorliebe Alles sammelte, was zur Geschichte seiner Familie gehörte, so paßte ich gerade so gut in seine Sammlung als ein altes Ahnenbild, oder ein mittelalterliches Stammbuchblatt, oder Rüstzeug und Geräth mit Wappen und Inschrift. Ich wurde gezeigt wie alle die schönen Dinge, mit denen das Schloß vollgepropft war, und wenn mir das hinterher auch erst klar wurde, eine Ahnung davon hatte ich doch schon damals. So wuchs ich denn auf als lebendige Rarität, als kostbares Familienstück und gewöhnte mich nach Kräften dieser Stellung zu genügen. Ich spielte als Kind den Erwachsenen, haschte nach Effect durch Paradoxen und suchte durch ungewöhnliches, oft für mein Alter unpassendes Thun und Reden aufzufallen. Ich war ein Spielzeug und war mir dessen bewußt. Nach und nach aber wurde ich dem Oheim mehr als Das, er gewann mich wirklich lieb, auf seine Art freilich, die sich bald in überschwänglicher Zärtlichkeit und Nachsicht, bald in vollständigem Beiseitesetzen offenbarte. Die ganze Verwöhnung des Reichthums lernte ich aber kennen und gewöhnte mich schnell an dieselbe. Das waren nun schroffe Contraste, in denen sich mein Charakter entwickeln mußte. Die dürftige Einschränkung des Elternhauses und der verschwenderische Luxus im Schlosse des Oheims, die Zärtlichkeit der Eltern, von soldatischer Strenge des Vaters geregelt, und das launenhafte Verziehen des Vormundes, der preußische Militairstolz, der mir in der Kindheit eingeprägt wurde, und der höfische Preußenhaß, der dem Knabenjahr eingeimpft werden sollte. Wunderbarer Weise hoben sich die Contraste nicht auf, sondern ließen jeder seine Spur in der Entwickelung meines Charakters, und Das gleich sehr zum Vortheil als zum Nachtheil. An meine so früh verlorenen Eltern dachte ich mit idealisirender Liebe zurück; welche Empfindungen ich aber für den Oheim hatte, läßt sich schwer schildern. Halb war es dankbare Hingabe, halb ein fast bitterer Groll, den ich zu verbergen suchte. Alles, was ich von ihm empfing, drückte mich wie ein Almosen, gegen das sich der Hochmuth sträubte und das ich doch verlernt hatte zu entbehren. Die Zärtlichkeit des alten Roués erfreute mich nicht und die Vernachlässigung that mir weh, ich wußte aber, daß ich mir das nicht merken lassen durfte und lernte so früh meine Empfindungen zurückzuhalten. Das ist eine gefährliche Errungenschaft. In dem Maße, als man die Fähigkeit gewinnt seine Gedanken nicht auszusprechen, seine Empfindungen nicht zu verrathen, verliert man die, Wort und Ausdruck dafür zu finden. Mir ist es so ergangen und was Du vielleicht Verschlossenheit genannt hast, was mir schon in den Jünglingsjahren meine Altersgenossen als Geheimnißkrämerei vorwarfen, war nichts, als Unfähigkeit, der starr gewordenen äußern Form Durchsichtigkeit zu geben.

„Mein Vormund schickte mich auf die Universität, wo wir uns kennen lernten. Ich war in den meisten Beziehungen reifer, fertiger als

Digitized by Google

Ihr Alle, und wieder mehr, als ich mir dies merken ließ. Zuweilen bin ich warm geworden in der frischen Gluth des Studentenlebens, aber ich drängte auch diese Empfindung zurück, oft gewaltsam. Ich war reich damals, denn der Oheim sparte nichts an dem schönen Familienstück, das ich für ihn war, und ich verschwendete, denn ich wollte ihn diese Liebhaberei, die mich verletzte, theuer bezahlen lassen. Zwischendurch habe ich zuweilen den ganzen jugendlichen Uebermuth die Zügel schießen lassen, um zu erproben, wie weit ich die Gewalt hätte, mich selbst wieder in Schranken zu halten, und so war ich in den tollsten Stunden oft kühl und berechnend."

Meinard lächelte. „Das habe ich wol damals bemerkt, wenn ich auch nicht ganz den Schlüssel dazu hatte", sagte er. „Ja, es erhöhte meine Theilnahme für Dich. Aehnliche Stimmung, ähnliche erzwungene Gefühlskälte hatte ich an mehreren meiner Freunde kennen gelernt, denen das Schicksal früh das Elternhaus geraubt hatte. Nur in dem Hauch der unverdienten und doch so unversiegbaren Elternliebe erwärmt sich das Gemüth und bildet sich natürlich aus. Aber es schläft nur ohne diesen belebenden Hauch und wird einst erwachen an dem Feuer des eigenen Heerdes."

Constantin lachte laut auf. „Immer noch der alte Romantiker von damals", sagte er. „Wer spricht jetzt noch von Haus und Heerd? Jetzt heißt's Salon und Comfort der Kaminecke. Die patriarchalische Familie existirt nicht mehr und die deutsche Ehe ist in allen ihren alten Tradi ionen verwandelt."

„Laß uns darüber nicht streiten!" unterbrach ihn Meinard, „und bleib bei Deiner Mittheilung, Lieber. Gerade, weil ich Dir in vielen Fällen Recht geben müßte, würde ich im allgemeinen Deine Ansicht um so eifriger bekampfen. Ich glaube an das Haus, den Ausgangspunkt unseres deutschen Wesens."

„Deutsch! Deutschland!" rief Constantin aus mit schmerzlichem Spott.

Meinard legte ihm die Hand auf den Arm, um ihn zu unterbrechen.

Constantin hielt ein. „Darauf komme ich ohnehin noch", sagte er, „das gehört mit in meine Geschichte, die ich kurz zu Ende bringen will. Erst noch ein Geständniß über meine Studentenjahre. Es ist mir nicht immer gelungen, den Reiz der Jugendlust, den Zug der schnell auflodernden Freundschaft, die Freude an der Kneipe, die Erregung bei den Paukereien kalt zu beherrschen, ich habe Stunden gehabt, in denen das Herz durchging und in denen ich Student mit Leib und Seele war."

„Das brauchtest Du mir nicht zu gestehen, mir am wenigsten, und in diesem Augenblick", rief Meinard mit bewegter Stimme. „Unsere Freundschaft beweist das und Dein Vertrauen." Er reichte dem Freunde die Hand hinüber, dieser aber hatte die seinige über Stirn und Augen gelegt und fuhr nach kurzer Pause in scheinbar ganz kaltem und ruhigem Tone fort: „Ich verließ die Universität. Gelernt hatte ich wenig, aber ich hatte doch die glücklichste Zeit meines Lebens genossen. Mit meiner

Digitized by Google

wissenschaftlichen Bildung war es überhaupt ziemlich schwach bestellt. Eine Geläufigkeit in den neueren Sprachen hatte mir aber die vielfachen Reisen mit dem Vormund schon als Knaben gegeben. Seinen vielverbreiteten Verbindungen wurde es leicht, mich einer Gesandtschaft attachiren zu lassen, und da seine Freigebigkeit mir ein überreiches, fast unbegrenztes Jahrgehalt gewährte, konnte es nicht fehlen, daß ich jung, sicher, mit vornehmem Namen, immer gefüllter Börse und reichen Empfehlungen schnell eine bevorzugte Stellung in der sogenannten großen Welt gewann. Ich war recht eitel damals, recht frivol, recht übermüthig. Damit ist die ganze Hohlheit jener Zeit ausgesprochen. Und doch sollte sie den Wendepunkt meines ganzen Lebens bringen. Ich nenne Dir nicht Ort, noch Namen, darauf kommt es nicht an, und es würde mich in der Erklärung dieser Lebenskatastrophe hindern. Also! Zu den hervorragendsten Erscheinungen in der Gesellschaft gehörte die Tochter eines deutschen Gesandten, der durch immer offenes Haus sich fast zum Mittelpunkt aller Kreise gemacht hatte. Die Liebenswürdigkeit der Tochter trug dazu nicht wenig bei. Sie war eine von jenen vornehmen Naturen, bei denen nichts absichtlich erscheint, Alles wie selbverständlich sich zeigt. Sie war so unbestreitbar anziehend, daß, glaube ich, Niemand sich die Frage aufgeworfen hat, ob sie schön sei oder nicht. Wort und Ausdruck trafen so natürlich immer das Richtige, daß es unmöglich gewesen wäre zu forschen, ob ihre Unterhaltung geistreich sei oder gewöhnlich. Ihr Anzug, immer geschmackvoll, immer elegant, schien so unberechnet, daß man meinen mußte, sie hätte nie darüber nachgedacht, jedenfalls nie nach fremdem Muster gewählt und geordnet. Die Sicherheit der Form ging so weit, daß ich nie eine falsche Bewegung, nie einen unnützen Schritt, nie anmuthslose Hast oder ungeschicktes Zögern an dem jungen Mädchen bemerkt habe. Dabei lag eine frische Heiterkeit, Freude und Verständniß an Allem über dem ganzen Wesen. Die Erscheinung mußte Einen versöhnen mit der Leere der großen Welt. Man konnte im Zweifel sein, ob sie Gemüth hätte, aber man kam nicht auf mit dem Zweifel. Wer so sicher das Wort des Ernstes und des Scherzes fand, wessen Gesicht so harmonisch für jede Wendung des Gespräches den wohlthuenden Ausdruck gewann, dem mußte diese Fähigkeit auf dem beweglichen Boden der Empfindung wurzeln. Ich kann nicht leugnen, das mich das Mädchen gleich bei der ersten Bekanntschaft mächtig anzog, aber ich hielt diese Empfindung mit Gewalt zurück. Ich war zu sehr zum Absonderlichen und Paradoxen erzogen, als daß ich mich nicht scheuen mußte nur ein Klang in der allgemeinen Anerkennung zu werden, nur zu bemerken, was Keinem verborgen bleiben konnte. Ja, ich ging so weit, mich auffallend zurückzuhalten und meine Aufmerksamkeit mehr unter alle anderen Damen zu zersplittern, als wie alle Anderen ihr zu huldigen. Cornelia allein schien dies gar nicht zu bemerken und war gegen mich weder mehr noch weniger freundlich, als gegen alle Welt. Daß sie viel umworben war, versteht sich von selbst, um so mehr, als man den Vater nach seiner maßlosen Verschwendung für sehr reich halten mußte und sie

Digitized by Google

sein einziges Kind war. Das Mädchen wußte aber alle Anträge so vorbeugend abzuweisen, daß sie sich, ohne Verstimmung oder verlegene Befangenheit hervorzurufen, jeder Werbung entzog. Ihr Platz an der Spitze des väterlichen Hauses war gefunden, sie verlangte keinen andern und ihm war sie unentbehrlich.

„Mein erzwungenes Widerstreben gegen die Anerkennung aller dieser Vorzüge sollte aber bald gebrochen werden. Mein Oheim kam zum Besuch. Er war seit Jahren mit Cornelia's Vater in Beziehung und wohnte im Hôtel des Gesandten. Das machte auch mich zum täglichen Gast des Hauses. Die Eitelkeit des Oheims war befriedigt durch die Stellung, die sich sein kostbares Familienstück in der Gesellschaft errungen hatte. Ich hatte ihn kaum je vorher so zärtlich, so verschwenderisch mir gegenüber gesehen. Aller Welt erzählte er, daß ich sein Zögling sei, daß er mich als seinen Sohn liebe, daß ich jetzt sein Vermögen theilen, später sein Erbe werden solle. Zwischen Cornelia und mir hatte sich ein scheinbar vollkommen unbefangenes Verhältniß gebildet, was aber nicht hinderte, daß man aus der Freundschaft der beiden alten Herren, aus meinem häufigern Verkehren im Hause Schlüsse zog, die unser fast gleichgiltiges Verhalten gegeneinander auch nicht widerlegte. Eine Heirath aus Neigung erwartet man nicht in der großen Welt, Cornelia's Vater selbst scheint Anfangs gegen den Oheim Andeutungen gemacht zu haben und mir wurde das von allen Seiten mitgetheilt. Mein ganzer Stolz, mein Selbstgefühl sträubte sich gegen dies „Verfügen" und fast ebenso sehr in Cornelia's Seele, als in der meinigen. Der Onkel wollte ein Pendant zum Familienstück, dachte ich mir, und freilich ein glänzenderes hatte er nicht finden können. Eines Morgens zu ungewöhnlicher Stunde wollte ich den Oheim aufsuchen. Er hatte sich mit Cornelia's Vater in dessen Cabinet eingeschlossen und zufällig begegnete ich ihr im Vorzimmer. Sie war sichtlich bewegt, als sie mich sah, in ungewöhnlicher Aufregung mit verweinten Augen. In hastigen Worten fragte ich sie nach der Ursache. Sie sah mich lange verwundert an. Der Ton der Theilnahme, den sie nie vorher von mir vernommen hatte, überraschte sie, öffnete aber auch ihr die Lippen. Es giebt Stunden im Leben und auch die jetzige muß ich dazu zählen, die so unser gewohntes Wesen wandeln, daß sich Zurückgekämpftes, oft nicht zum Selbstbewußtsein Gekommenes, plötzlich erschließt, als wenn der Schleier des Gemüthes fiele. Solche selige oder unselige Stunde war jene. Von Cornelia erfuhr ich, daß die Verhältnisse ganz anders ständen als ich vermuthet hatte. Mein Oheim hatte Anfangs vielleicht daran gedacht, mich mit der Tochter seines Freundes zu verheirathen, jetzt aber warb er selbst um ihre Hand und der Vater forderte mit Härte und ohne Widerrede zu gestatten, diese Werbung anzunehmen. Mein ganzer Groll, fast könnte man sagen, Verachtung gegen den Oheim machte sich Luft und so wurde es uns klar, was wir lange uns selbst nicht eingestanden hatten, was wir für einander empfanden. Das waren die wunderbarsten Tage meines Lebens. Alle meine guten und schlimmen Eigenschaften

Digitized by Google

gingen auf in der ernsten, herrlichen, männlichen Liebe zu Cornelien, die mir das Ideal aller Frauen, der Mittelpunkt der Schöpfung erschien. Ich träumte damals auch vom deutschen Hause, vom trauten Herd, alles Eitle, Frivole, Unwahre fiel wie Schlacke von mir ab. Ich sah Cornelien wol erschrocken vor der Gluth einer Leidenschaft, die sie so wenig erwartet hatte, aber daß schien mir mädchenhafte Scheu. Wir schwuren uns, trotz aller Hindernisse, einander nur uns selbst treu zu bleiben. Laß mich darüber schweigen und auch über alle die Erfahrungen, die folgten. Cornelien's Vater wies mich kalt und kurz ab. Der Oheim war gewandter. Er schien sogar gerührt von dem Geständniß meiner Liebe, ich sei aber noch jung und müsse mir erst eine Carrière machen. Die Diplomatie eines Mittelstaates böte mir dazu keine Chancen. Ich hätte überhaupt mehr Anlage, mehr Aussicht für den Militairstand. Eine Officiersstelle im österreichischen Dienst stehe ihm zur Verfügung. Als Officier könne ich auch heirathen, als Diplomat nicht, dazu reichten die Vermögensverhältnisse nicht aus Cornelia warnte mich Anfangs vor der scheinbaren Freundlichkeit des Oheims, dann auf einmal drang sie in mich, seinen Rath anzunehmen, dem er freilich dadurch Nachdruck zu geben suchte, daß er durchblicken ließ, er könne seine Hand ganz von mir zurückziehen. Ich glaubte ihr, reiste ab, sicher in meinem Vertrauen und trat ein in ein Regiment, das in Ungarn garnisonirte. Cornelien's Briefe wurden immer unsicherer, unverständlicher und blieben endlich ganz aus. Der Oheim begnügte sich, mir durch dritte Hand meine mäßige Zulage zahlen zu lassen, die ich mit der vernichtendsten Empfindung von Scham annahm. Laß mich kurz sein: ich war betrogen. Erst wollte ich es nicht glauben, forderte Urlaub, um mich persönlich zu überzeugen, um mir aus Cornelien's eigenem Munde die Erklärung zu fordern. Man verweigerte mir den Urlaub und ich konnte darin nicht den Einfluß des Oheims verkennen.

„Meinen Zorn, meine Verzweiflung, meine Stimmungen will ich Dir nicht schildern. Aber ich war jung. Um mich zu betäuben, stürzte ich mich in alle Ausschweifungen, die meine Jahre entschuldigten. Ich galt für den Tollsten der Tollen unter meinen Kameraden. Ich wollte vergessen und zuweilen ist es mir gelungen. Mein neuer Stand wurde mir lieb, ja ich wurde Soldat mit Leib und Seele, und die immerhin noch aufrecht erhaltene Kameradschaftlichkeit der österreichischen Armee ließ es mich vergessen, daß ich nicht der Heimat meines Vaters diente, so entfremdet ich ihr geworden war. Inzwischen hatte ich meine Mündigkeit erreicht. Mein unbedeutendes elterliches Vermögen, das sich aufgespart fast verdoppelt hatte, denn der Vormund hatte ja alle Kosten meiner Erziehung übernommen, wurde mir ausgezahlt. Ich wußte nicht einmal, daß ich Das besaß. Es ist sehr bescheiden, aber es reicht aus. Ich dankte dem Vormund für die Geschenke, mit denen er mich überhäuft hätte und theilte ihm mit, daß ich keine Zulage von seiner Mildthätigkeit mehr annehmen würde, da ich sie nicht brauche. Damit war mir eine immer neue Beschämung erspart, ein Stein vom Herzen gewälzt.

Digitized by Google

Die Zeit, die nun folgte, hätte ich eine fast gute nennen können. Wie Euch damals auf der Universität, erschien ich auch meinen Kameraden schroff, zurückhaltend, aber sie hatten Achtung vor meiner Pflichttreue im Dienst, vor meiner Zuverlässigkeit. Dazu war ich ein guter Kamerad. Das Schicksal hatte mich mit rauher Hand erzogen, aber erzogen hatte es mich und ich habe an mir weiter gearbeitet ohne Schonung. Mit Gewalt streifte ich die Verwöhnungen der üppigen Jahre ab, bei offenem Zeigen meiner beschränkten Mittel hielt ich Haus mit Dem, was ich hatte, alles Eitle, alles Unwahre bekämpfte ich an mir; hart und klar wie Stahl wollte ich sein. Ich wurde auch so kühl, so empfindungslos. Das ist in kurzen Zügen die Geschichte meiner Entwickelung, der Irrwege, die mich dahin führten, was ich bin.

„Nun kam das Unglücksjahr 1866, Unglücksjahr nämlich für die neue Heimat, die ich gewonnen hatte und an der ich hing mit allem Pflichtgefühl. Verstehe mich recht, ich meine damit nicht Oesterreich, ich meine die österreichische Armee. Sie mußte in Schmach büßen, was nicht Mangel an Muth verschuldet hatte, sondern der innere Zwiespalt des Landes, die lange Verblendung und Ueberhebung, die Fehler ihrer Verwaltung. Viele von uns, und ich der Erste, gingen mit offenen Augen in dies Verderben, ich noch dazu mit der schmerzlichen Empfindung, ohne Aussicht auf ehrenvollen Erfolg, gegen eine Armee zu kämpfen, in der mein Vater gedient hatte, für die er gestorben war. Das waren harte, bittere Prüfungen, denen für mich eine schwere Verwundung ein Ende machte. Der Tod wäre vielleicht glücklicher gewesen. Nach dem Frieden nahm ich meinen Abschied, den schon mein körperlicher Zustand bedingte. Ich hätte aber ohnehin einem Lande nicht weiter dienen können, zu dem ich gar keine innere Verbindung mehr hatte. Ich wäre ein Söldling gewesen und das wollte ich nicht sein. Damit war mir das Letzte genommen, woran mein Herz noch hing — der Soldatenstand. Das war ein neuer Kampf, aber ich habe ihn ausgerungen. Ich habe kein Pferd bestiegen seitdem, habe meine Uniform, meine Waffen verschenkt.

In der ersten Zeit machte es mir Fieber, wenn ich Truppen exerciren sah, militairische Signale hörte, oder Officiere in fröhlichem Beisammensein traf. Eine Empfindung, halb Groll, halb Sehnsucht, ergriff mich. Das ist nun auch überwunden, auch ausgebrannt, auch kalte Asche geworden."

„Und war Das nöthig?" rief Meinard. „Warum soll der kühne, der geschickte Schiffer, dem ohne seine Schuld das Fahrzeug an den Klippen zerschellte, den Fuß nicht wieder setzen auf ein neues Schiff? Deutschland ist ein anderes geworden seit jenem Kriege, Preußen mit erstarkter Macht, unser gemeinsames Vaterland, steht an der Spitze der deutschen Entwickelung, das preußische Heer ist das erste der Welt. Du würdest einen Platz finden in demselben und leicht mit Deinem Namen, Deinen Kenntnissen."

Constantin stand plötzlich auf, ergriff den Freund unter dem Arm

und ging mit heftigen Schritten den schon im Dunklen liegenden Garten hinab. „Ich bin Süddeutscher geworden mit allen Gewohnheiten und Sympathien und passe nicht mehr in die verknöcherte Sentimentalität des Nordens. Das ganze preußische Wesen ist mir unüberwindlich und ich habe weder die Fähigkeit, noch den Wunsch, diese Abneigung zu verbergen. Ich bin Deutsch, nicht Preußisch, mit ganzer Seele."

„Sind denn das so schroffe Gegensätze?" sagte Meinard lächelnd. „Immer wieder höre ich Das, und immer weniger kann ich es verstehen. Gerade durch Preußens Macht und Tüchtigkeit hat seit 1866 Deutschland wieder den ersten Schritt zum Ansehen, zur Einigung gemacht."

„Laß uns nicht politisiren, Lieber", rief Constantin. „Ich hasse Das. Wir würden doch nicht zusammenkommen, da wir von ganz widerstrebenden Anfängen auszugehen scheinen. Die geistreichsten Conjecturen und spitzfindigsten Auslegungen können die Dinge nicht anders machen als sie sind. Ich habe auch einmal, aber nur kurze Zeit, als ich im Herbst 1866 mit meiner Wunde auf dem Krankenlager lag, auf ein einiges, starkes Deutschland gehofft, fest vertraut auf Preußens Mission. Es hat mit eigennütziger Hand nach einem Theil von Deutschland gegriffen, nichts Festes, Zusammenhaltendes gewonnen und den Bruch nur noch schroffer gemacht. Sich selbst wird es vergrößern, aber nie Deutschland einen. Auch diese meine Hoffnung für die Zukunft, aufgeflammt unter Schmerzen und Kummer, ist zu Asche gebrannt und todt. Laß uns nicht in Wunden wühlen."

Der junge Arzt schüttelte den Kopf. „Das Naturgemäße, Gesunde, der Gedanke, dem der edelste Herzschlag der Nation gehört, muß kommen, zur Wahrheit werden. Aufhalten kann man es, nicht hindern. Und wenn nun Die, von Denen Du meinst, daß sie es zu hindern streben, es nur reif werden lassen wollen."

„Alter Schwärmer, glücklicher Optimist!" rief Constantin. „Warte denn, wie schon Generationen vor uns warteten. Hoffe, wie schon unsere Väter hofften. Ich habe Das verlernt, dazu sind mir zu viel Lebenshoffnungen gescheitert und ich habe die Geduld verloren, dies bequemste Kind der Hoffnung, diese Erbtugend der Deutschen. Es ist spät geworden, laß uns heimgehen. Sei ein guter Arzt und halte mich nicht auf. Mich fängt an zu frieren, bis an's Herz hinan." Er warf den Mantel um und hüllte sich fest ein.

„Noch zwei Worte, bitte, lieber Freund", sagte Meinard. „Was ist aus Cornelia geworden?"

Constantin stand still. „Höre ich doch den Namen seit Jahren zum ersten Male wieder von fremden Lippen aussprechen", flüsterte er vor sich hin. „Ich erschrak fast, als hätte man einen Todten erweckt . . . Laß es gut sein, sie ist todt für mich. Ich weiß nichts von ihr, als daß sie den Oheim nicht heirathete. Ich hätte mich nicht gewundert, wenn sie es gethan hätte. Das Rohr auf dem unsichern Boden der wortbrüchigen Unzuverlässigkeit, dem vergifteten Wehen der Welteitelkeit preisgegeben, muß schwanken nach allen Seiten und es ist Zufall nach welcher

Digitized by Google

Nach einem Bilde von R. Beyschlag. *Gest von L. Ruff.*

In den schönen Sommertagen

Digitized by Google

Digitized by Google

Richtung es zusammenknickt. Sie wäre jetzt Wittwe, denn mein Oheim starb vor einigen Jahren, hochgepriesen in einem langen Nachruf der Landeszeitung. Ich war selbst bei dem Leichenbegängniß, ein lebendiges Zeugniß seiner Vortrefflichkeit, die er mir aber, so wenig als etwas Anderes, vererbte. Bei seinen Anlagen, wenn das Schicksal ihn anders erzogen, hätte er ein tüchtiger Mensch werden können. Die Zeitung hätte ihn vielleicht weniger gepriesen, aber er wäre dessen mehr werth gewesen. Auf dem Leichenbegängniß, das eine Menge von Bekannten und keinen wirklichen Freund vereinigt hatte, auf dem mehr Champagner als Thränen flossen, hörte ich auch zufällig von Cornelien's Vater sprechen. Er hatte längst seine Gesandtenstelle aufgegeben, war in die Schweiz gezogen und dort gestorben. Man wußte nichts weiter von ihm, oder wollte doch nichts wissen, und es war Mancher da, der sich früher um seine Gastfreundschaft gedrängt hatte. Nun aber laß uns gehen."

Die Freunde verließen den Garten. Meinard brachte Constantin bis an seine Wohnung, aber sie sprachen kein Wort mehr und schieden mit stummem Händedruck.

Nebenan im Gärtchen, das nur ein epheuumwuchertes Drahtgeflecht von dem der Generalin schied, schlüpfte ein leichter Schritt über den Kiesweg. Kaum hörbar rauschte ein Seidenkleid über die Steinchen. Bald darauf rollte der Wagen der Generalin die Straße herauf. Angelica stieg aus und schritt die Treppe hinauf, heiter plaudernd mit dem stummen Gemahl, der ihr den Arm reichte. Als sie bald darauf beim Auskleiden aus ihrem Schlafzimmerfenster einen Blick nach dem Nachbargarten warf, erlosch gerade der Lichtschein, der aus Lucien's Fenster auf die blüthenschweren Zweige des Gesträuches fiel.

(Schluß im nächsten Heft.)

In den schönen Sommertagen —

In den schönen Sommertagen, wo die Lüfte mild und blau,
Sah ich oft durch's Kornfeld schreiten sie, vom Schloß die hohe Frau.
Einsam ging sie; nach den Lerchen, die der gold'gen Flur entstiegen,
Blickte sie sehnsücht'gen Aug's, als möchte sie mit ihnen fliegen.
Wohin fliegt ihr? — und ihr Wolken, ach! in's Ferne wandert ihr,
Wo das Korn nicht friedlich rauscht und andre Rosen blüh'n, als hier.
Von dem Buch, das sanft und mächtig in verwandten Tönen sprach,
Blickte sie den flücht'gen Wolken und den ziehenden Vögeln nach.
„Grüßet mir den Vielgeliebten, den das Vaterland zum Streite
Rief in diesen Sommertagen, — den es riß von meiner Seite!" . . .
Und der Sommer ging vorüber, und der Herbst der sonnig-milde
Folgt' ihm und nun ist es Winter, eisig starren die Gefilde.
Keine Blume blüht, kein Vogel fliegt, die Luft ist trüb und kalt,
Und nicht mehr vom Schloß hernieder steigt die liebliche Gestalt.
Ach — wer sagt mir, wie dort oben ihr vergeh'n die bangen Stunden,
Und ob er in Frankreich's Erde nicht schon längst sein Grab gefunden? . . .

R.

Digitized by Google

Vierzehn Tage im Elsaß.

Blätter aus meinem Reisetagebuche.

(1869.)

Von **Adolf Stahr.**

I. Ein Pfarrhaus im Elsaß.

Barr, 16. October 1869.

— Um zehn Uhr Morgens langten wir vorgestern in Straßburg an, nachdem wir, von Ragatz kommend, in der gewerbreichen Fabrikstadt Mühlhausen — Mulhouse von den Franzosen umgetauft — genächtigt hatten. Aber der Bahnzug von Straßburg nach Barr ging erst Nachmittags zwei Uhr ab, und so hatten wir Zeit, die alte „wunderschöne Stadt" des deutschen Volksliedes zu durchwandern und alte Erinnerungen aufzufrischen, an denen es uns Beiden nicht fehlte. Einunddreißig Jahre waren vergangen, seit ich zum Erstenmale staunend vor dem Münster gestanden, und dann von seinem gigantischen Thurme niedergeschaut hatte auf die in sommerlicher Pracht strahlende elsassische Ebene, das Herz bewegt von dem Gedanken an Goethe's hier verlebte Jugendzeit, an Seesenheim und Friederike, an die Tafelrunde seiner Jugendgenossen, mit denen er hier auf dieser Plateforme so oft, die vollen Römer in der Hand, seinen Blick geweidet an der Schönheit des weiten herrlichen Landes zu seinen Füßen. Das Alles erschien mir damals noch so frisch und nahe, als hätt' ich es selber mit erlebt; und jetzt, jetzt lag es so weit, so weit von mir, — so weit ab, wie die eigne Jugend und die Freunde, die damals mit mir waren, und die nun schon, ach so lange! den ewigen Schlaf schlafen! Das Alles ging vorüber an meinem innern Gesicht, wie die leisen Wolkenschatten, die über die fernen Berghänge zogen. —

Ein Telegramm aus Barr, das wir beim chef de la gare vorfanden, benachrichtigte uns, daß wir dort erwartet und willkommen seien. Wir hatten aber Mühe, dieses von uns bestellten Zeichens habhaft zu werden; denn vor lauter echt französischer Reglementirerei und unzähligen Verboten — das Il est defendu ꝛc. liest man alle Augenblicke irgendwo auf diesen französischen Bahnhöfen, — herrscht auf denselben nicht selten die greulichste Unordnung und Verwirrung. —

Von Straßburg nach Barr sind es für einen rüstigen Fußgänger etwa sechs Stunden. Unser Bahnzug brauchte davon nahezu die Hälfte. Diese Schneckenlangsamkeit des Zuges, der streckenweise kaum schneller fuhr als eine unserer berufenen Berliner Droschken, setzte uns Anfangs in Erstaunen, bald aber in gelinde Verzweiflung, da uns dergleichen auf allen unseren Reisen nicht vorgekommen war. Wir glaubten, es sei etwas an der Maschine beschädigt, aber auf unsere Anfrage erwiederte der Zugführer, daß Alles in Ordnung sei. Allmälig erfuhren wir dann die Ursache dieser auffallenden Langsamkeit. Diese Eisenbahn ist nämlich von etwa zwölf bis dreizehn Dorfgemeinden auf ihre Kosten erbaut und blos für ihre speciellen Verkehrszwecke so eingerichtet, daß sich bei jeder kleinsten Ortschaft eine eigne Haltestation befindet, von denen beispielsweise die letzte vor Barr gelegene nur einen guten Büchsenschuß weit von diesem Städtchen abliegt. Dadurch geht dann die Eisenbahn wie im Zickzack hin und her, und da auf diesen drei bis vier Meilen etwa dreizehn Mal gehalten wird, so kann natürlich nur sehr langsam

Digitized by Google

gefahren werden, während zugleich die Anhaltezeiten zusammen nahezu ebenso lange währen als die Fahrt selbst. An jeder dieser kleinen Stationen aber stand ein „Mann der Ordnung", ein stattlicher Gensdarm mit Zweispitz und gelbweißem Bandelier, so daß also für diese winzige Bahnstrecke etwa ein Dutzend solcher riesigen Fainéants nöthig sind. Gegen fünf Uhr kamen wir endlich in Barr an, wo unsere Freunde Herr und Frau Schuré uns an dem kleinen Bahnhofe erwarteten — versteht sich: nicht auf dem Perron, sondern hinter dem abschließenden Zaungitter. Denn es scheint als glaube man in Frankreich, das Empire müsse in Gefahr gerathen, wenn erwartenden Freunden, wie bei uns, Zutritt auf den Perron gestattet würde. Freilich fanden wir dieselbe polizeiliche Pedanterie auch in den Bahnhöfen der französischen Schweiz.

Ein kleiner offener Charàbanc führte uns rasch durch die freundliche Stadt hinauf zum Pfarrhause, das auf der letzten Höhe derselben dicht neben der uralten, wie es heißt auf römischen Kastellfundamenten erbauten Kirche liegt. Der ehrwürdige Pfarrherr und seine Gattin, die Schwiegereltern unsres Freundes, empfingen uns voll Herzlichkeit, und wir fanden uns gleich in der ersten Stunde so bekannt und eingewohnt, als ob wir altvertraute Freunde des Hauses wären. Unsere Wohnung erhielten wir angewiesen in einem großen Zimmer des Obergestocks, mit der prachtvollsten Aussicht über die weite elsassische Ebene. Wenn es hell ist, sehen wir gerade aus vor uns jenseit des Rheins die Gebirgszüge des Schwarzwaldes blauen und links den Straßburger Münsterthurm am Horizonte aufragen. Das Pfarrhaus selbst, zu dem eine straßenbreite leise getreppte Anstiege führt, liegt halb in einem Weingarten, hart am Fuße der letzten Ausläufer des Vogesengebirgs, dessen waldige Kuppen mit zahlreichen Burgruinen (Landsperg, Hohen-Andlau ꝛc.) gekrönt sind. Die ganze Gegend erscheint, so weit das Auge reicht, wie ein einziger Garten, Hügel und Ebene mit Weinbergen, Wallnußbäumen und zahmen Kastanien bedeckt, welche alle noch in ziemlicher Höhe der Berghänge gedeihen. Touristen kommen keine hierher, obschon dies Elsaß ein Paradies an sanfter landschaftlicher Schönheit, gesunder Luft und Fruchtbarkeit ist.

Es ist uns hier zu Muthe, als verständen wir jetzt erst völlig Goethe's Schilderung von Seesenheim und von seinen Fahrten durch das Elsaß im neunten bis elften Buche von Dichtung und Wahrheit. Auch hat unser junger Straßburger Freund Schuré seine Mathilde fast in derselben Weise — wie einst Goethe seine Friederike in Seesenheim — hier in diesem Barrer Pfarrhause gefunden, wohin ihn vor Jahren ein mit ihm in Straßburg studirender Freund zum Besuche mitnahm.

Die beiden Pastorsleute stammen von Vater und Großvater her aus Pfarrersfamilien. Der alte Herr ist der siebente Pfarrer seines Geschlechts von Vater auf Sohn im Elsaß; und er ist noch nicht der letzte. Denn einer seiner Söhne ist gleichfalls bereits Pfarrer in der Nähe von Schlettstadt, während ein zweiter Officier, ein dritter Kaufmann in Buenos Ayres und ein vierter Musiker ist. Musikalisch sind übrigens alle Glieder der Familie, mehrere auch dichterisch begabt; und unser Freund, der uns hierher geladen hatte, der Verfasser der trefflichen, auch bereits in's Deutsche übersetzten Histoire du lied allemand, Herr Edouard Schuré, fand und findet im Hause seiner Schwiegereltern das vollste Verständniß und gar manche Förderung für seine dahin gerichteten Studien.

Digitized by Google

Barr, den 18. October 1869.

Man kann nicht leicht eine ehrwürdigere Gestalt sehen als diesen herrlichen alten siebzigjährigen elsasser Pfarrherrn. Hochgewachsen, mit lockigem Silberhaar, hellen blauen Augen, dabei lebhaftesten Geistes; theilnehmend an allem Großen, Guten und Schönen, von milder Freisinnigkeit und ausgerüstet mit der Weisheit reicher Lebenserfahrung — kann er wol als das Muster eines deutschen evangelischen Pfarrers gelten. Einst in jungen Jahren ein rüstiger Fußwanderer und Jäger, hält er sich trotz seiner siebzig Jahre noch gerade und aufrecht wie ein Junger, obschon eine schwere Krankheit, die er sich vor Kurzem durch Ueberanstrengung in seinem Berufe zugezogen, doch seine Kraft gebrochen und ihn genöthigt hat, sich einen jungen Predigtamtscandidaten zum Vicar und Gehülfen beigeben zu lassen, da er, nahezu fünfzig Jahre im Amte, seit jenem Krankheitsstoße nicht mehr im Stande war, die ganze, sehr schwere Geschäftslast allein zu tragen. Da der junge Vicar gleichfalls in dem nicht großen Pfarrhause wohnt und außer uns noch der Schwiegersohn und die Tochter, und seit gestern auch der Sohn aus Schlettstadt auf Besuch anwesend sind, so ist jedes Räumchen und jeder Platz im Hause und an dem gastlichen Tische besetzt. Aber diese Enge vermehrt nur noch die Traulichkeit.

Wir selbst und noch mehr unsere freundlichen Wirthe bedauern es jetzt sehr, daß wir durch unser langes Verweilen in Ragatz hier die Weinlese versäumt haben, die seit acht Tagen vorüber und sehr heiter und lustig gewesen ist. Auch hat sich das Wetter geändert; die Wärme hat aufgehört, und ein kalter wärmelügender Sonnenschein ist an ihre Stelle getreten. Wer das Elsaß mit Genuß besuchen will, muß es im August und September bis zur Hälfte des October thun, meint unser Pfarrer, und wir haben versprechen müssen, uns im nächsten Jahre danach zu richten. —

Im Hause wird nur Deutsch gesprochen, und ich habe überall das Gefühl in deutschem Lande zu sein. Sind es ja doch auch keine zweihundert Jahre her, daß diese urdeutschen Lande, in Folge des unseligen Dreißigjährigen Krieges und der Schwäche des deutschen Reichs, demselben von dem eroberungsgierigen Frankreich entrissen worden sind. Der letzte Rest der Zusammengehörigkeit mit Deutschland ging erst 1681 durch Ludwig den Vierzehnten verloren. Begünstigt wurde dieser Verlust, wie mir scheint, hauptsächlich durch den Umstand, daß das Elsaß damals keineswegs ein einheitliches Ganze, sondern unter zahllosen größeren und kleineren Herren und Dynasten, in eine Anzahl kleiner, mehr oder weniger gegen einander abgeschlossener, Gebiete und Herrschaften, Adel, Geistlichkeit und Stadtregierungen getheilt war. Die Reichsritterschaft allein bestand aus nicht weniger als vierzig bis fünfzig Familien, die alle fast als unbeschränkte Herrscher ihrer kleinen Gebiete auf ihren Schlössern saßen, und gegen deren Tyrannei und Willkürherrschaft die Zusammengehörigkeit mit einem großen Reiche, welche Frankreich dem Elsaß zu bieten hatte, in vielen Fällen als eine Wohlthat erscheinen konnte. Die große Revolution von 1789 that dann das ihrige, Land und Volk des Elsaß noch enger mit Frankreich zu verbinden. Wie grunddeutsch Elsaß noch zu Goethe's Straßburger Zeit vor neunzig bis hundert Jahren war, davon giebt uns die Goethe'sche Selbstbiographie in der Straßburger Episode genügendes Zeugniß, in deren Darstellung man sich durchaus heimatlich deutsch angemuthet empfindet. Seitdem haben alle französischen Regierungen, und, wie Pfarrer Neßler hinzusetzte, die letzte Napoleonische nicht

Digitized by Google

zum wenigsten, alles Mögliche gethan, die deutsche Provinz zu „französiren", und vor Allem die französische Sprache zur herrschenden zu machen; und dies zumal durch den Schulunterricht, der seit fünfzig Jahren nur Französisch ertheilt wird. Selbst die Ortsnamen der Städte, Flecken und Dörfer hat man überall durchweg französirt, und es soll dem Fremden schwer werden z. B. aus den Stationsorten Obernai, Nidernai, Rossain ꝛc. die deutschen allerdings noch im Munde des Volks fortdauernden Namen Ober-Esenheim, Nieder-Esenheim, Roßheim herauszuhören. Mit den Bewohnern der Städte und namentlich mit den sogenannten höheren Ständen, die als Verkehrssprache sich durchaus des Französischen bedienen, ist denn auch die Französirung ziemlich vollständig gelungen; weit weniger dagegen mit dem Landvolke, das fast durchweg noch vorzugsweise Deutsch, sein provinzialdialectisches Deutsch spricht.

Es sind jetzt vierundzwanzig Jahre her, daß ich im Frühling 1845 auf meiner ersten Reise nach Italien durch das Elsaß hindurch der Schweiz zu fuhr. In meinem Buche „Ein Jahr in Italien (I, S. 9) finde ich darüber Folgendes aufgezeichnet. „Mit mir reiste ein Elsasser, ein Landbesitzer aus der Umgegend von Straßburg, der von Stuttgart kam, wohin er seinen Sohn gebracht hatte, damit derselbe auf der dortigen Handelsschule sich ausbilde und daneben „auch Deutsch lerne!" Der Mann wollte die deutsche Sprache nicht missen, obschon er selbst sie sehr unvollkommen handhabte. Dagegen war er nach Gesinnung und Sprache durchaus Franzose. Er hatte nicht die geringste Lust, und, wie er versicherte, keiner seiner elsassischen Landsleute, wieder Deutsch, d. h. Badener, Hessen-Darmstädter oder sonst ein Großherzogthümler zu werden. Sein Spruch war und blieb: ¡C'est toujours mieux d'appartenir à une grande nation!"

Das ist noch heute so im Elsaß, trotzdem daß die grande nation, die sich von einem verbrecherischen Abenteurer um alle Freiheit hat bringen lassen, auf ihre inneren Zustände keine Ursache hat stolz zu sein, während wir Deutsche trotz alledem und alledem doch seit einem Menschenalter im steten Fortschreiten zu freier politischer Entwickelung geblieben sind, und namentlich das Jahr 1866 einen wichtigen Anfang auch zu fester äußerer Zusammenfassung geschaffen hat. Indessen mögen die Elsasser Franzosen bleiben, wenn sie es durchaus wollen; des Menschen Wille ist sein Himmelreich. Auch konnte ich unserm elsasser Gastfreunde mit Wahrheit versichern, wenn wir auf diese Dinge zu sprechen kamen, daß bei uns in Deutschland kein Mensch daran denke, das Elsaß wieder für Deutschland zurückerobern zu wollen, obschon das ewige Geschrei der Franzosen aller Parteien nach der Annexion unserer deutschen Rheinlande an Frankreich allerdings hier und da deutsche Stimmen veranlaßt habe, die ungerechte Abreißung des deutschen Elsaß von Deutschland in Erinnerung zu bringen. Diese Versicherung war ebenso ehrlich gemeint als sie wahr ist; und doch, wenn ich mich innerlich prüfe, muß ich gestehen, daß, seit ich hier bin, in mir selber ein Gefühl aufsteigt, als sei es unmöglich, daß dieses Land und Volk für ewige Zeiten bei Frankreich bleiben könne.

Barr, den 19. October 1870.

Unser alter würdiger Pfarrer von Barr ist, wie ich schon neulich sagte, das wahre Bild eines deutschen protestantischen Pfarrherrn. Es ist in ihm und seiner Gattin kein Zug französischen Wesens oder der Vorliebe für dasselbe zu bemerken, während sein zum Besuche anwesender Sohn, der

Digitized by Google

Pfarrer von Schlettstadt („Scheleſtatt" haben es die Franzoſen umgetauft) ſchon mit einer Art von Gefliſſenheit den Franzoſen hervorkehrt. —

Geſtern Abend las uns der alte Herr aus Hebel's Gedichten in allemanniſcher Mundart das reizende Gedicht „Die Wieſe" im Dialecte meiſterhaft vor, trotzdem daß ſeine Stimme durch den Katarrh, an dem in Folge des jähen Wetterwechſels faſt das ganze Haus leidet, etwas behindert war. Es war ein hoher Genuß das liebliche deutſche Gedicht hier im franzöſiſchen Lande vortragen zu hören. Daß man in einem Hauſe, wo der Schwiegerſohn ſeine Geſchichte des deutſchen Liedes *) verfaßt hat und gegenwärtig an einer biographiſch äſthetiſchen Studie über Goethe arbeitet, überhaupt mit der deutſchen Literatur in engem Zuſammenhange iſt, kann freilich nicht befremden. Es iſt überhaupt bei größter, faſt an Aermlichkeit grenzender Einfachheit alles Aeußerlichen, weit mehr echte deutſche Bildung in dieſem elſaſſiſchen Pfarrhauſe als in gar vielen unſerer goldſtrahlenden reichen Häuſer Berlins. An Zeitungen haben wir in demſelben, außer unſerer Kölniſchen, den Temps, die Revue des deux mondes, und den Courrier du Bas-Rhin, welcher Deutſch und Franzöſiſch erſcheint, und in ſeiner geſtrigen Nummer einen der Briefe Fanny Lewald's über die Frauenfrage, aus der Kölniſchen abgedruckt, brachte. Mir ſelbſt machte der jüngere Pfarrer Neßler das Compliment, daß meine Biographie Leſſings in ſeinem Kreiſe wohlbekannt ſei, und daß er mich nach der lebendigen Darſtellung und Sprache in derſelben für einen Mann etwa in der Mitte der Dreißig gehalten habe! Wollte der Himmel, dem wäre alſo!

Auch die Bibliothek des alten Pfarrherrn iſt wohlverſehen mit Büchern aus den verſchiedenſten Fächern, und namentlich reich an älteren hiſtoriſchen und antiquariſchen Werken. Auch die deutſche Nationalliteratur iſt vielfach vertreten. „Bücher und Kinder ſind der Reichthum der Paſtoren", ſagt ein Sprichwort meiner märkiſchen Heimat; und dies Sprichwort bewahrheitet ſich auch hier. Denn die Bücherei dieſes nichts weniger als reichen Pfarrers iſt zehn und zwanzigmal größer wie die Bibliotheken vieler unſerer reichen Geldleute, die jährlich Tauſende auf Diners und die Toiletten ihrer weiblichen Mitglieder verwenden, während ſie es als eine erſchreckende Zumuthung betrachten, wenn man vorausſetzt, daß ſie für Literaturwerke jährlich einige dreißig bis vierzig Thaler ausgeben, oder überhaupt nur ein bedeutendes und intereſſantes Werk „kaufen" ſollen, ſtatt daſſelbe aus der Leihbibliothek, oder wenn möglich von dem ihnen befreundeten Verfaſſer zu leihen! Ich habe mir aus der Bibliothek des alten Herrn eine Anzahl Geſchichtswerke über Elſaß heraufgeholt, um mich mit der Vergangenheit von Land und Volk etwas genauer bekannt zu machen. Das älteſte derſelben iſt die „Elſaſſiſche Chronik" des Prieſters Jacob von Königshoven aus Straßburg, verfaßt gegen das Ende des vierzehnten Jahrhunderts, gedruckt herausgegeben aber erſt 1698 von einem Doctor Schilter. Es iſt ein dicker Quartband von nahezu zwölfhundert Seiten, mit einem ſtarken Regiſter. Der wackere Chroniſt beginnt ſeine vaterländiſche Stadtgeſchichte nicht blos figürlich, ſondern wirklich mit der Erſchaffung der Welt. Dieſe letztere fand ſeiner Angabe nach ſtatt „5199 Jahre vor Gottes (d. h. Chriſti) Geburt". Auch den Geburtstag unſerer alten Stammeltern Adam und Eva weiß er anzugeben: „Gott beſchuf

*) Histoire du lied ou de la chanson populaire en Allemagne par Ed. Schuré, Paris, 1868. — Deutſch überſetzt von H. Lobedan. Berlin, 1870.

Digitized by Google

Adam in dem Merzen, uf den Tag, also nun vellet (fällt) unserer Frowen Tag in der Fasten." Jetzt wißt Ihr doch, wann Ihr Adam's Geburtstag zu feiern habt. In demselben Abschnitte bemerkt er ferner über den Umstand, daß Eva aus einer Rippe Adam's erschaffen worden, während Adam selbst nur „aus Erde" erschaffen sei: Daher komme es, daß wenn Frauen beisammen seien, sie mehr „klaffen", d. h. lauter schwätzen und plappern, als Männer. „Denn (sagt er) wenn man Knochen in einen Korb oder Sack thut und schüttelt, so klappert es mehr als ein Sack oder Korb mit Erde gefüllt." Ist das nicht guter Humor von dem alten straßburger Priester? Im Uebrigen zeigt sich der Mann jedoch für seine Zeit überaus verständig und selbst human. So z. B. im fünften Capitel seines Werkes, da, wo er über die grausamen Judenverfolgungen in der Mitte des vierzehnten Jahrhunderts berichtet und erzählt, wie man im Jahre 1349 in Straßburg allein an zweitausend arme Schelme von Juden verbrannt habe, die da angeklagt worden waren: behufs der Erzeugung einer Pest alle Brunnen vergiftet zu haben, um alle Christen zu tödten — ein Verbrechen, zu welchem sie sich nach gehörig angewandter Folter denn auch schließlich bekannten. Hierzu nun bemerkt der wackere Chronist, dessen Worte ich mir in's jetzige Deutsch zu übertragen erlaube: „Alle ausstehenden Forderungen der Juden und alle darüber in ihrem Besitze befindlichen Pfandbriefe wurden vernichtet und ihr baares Geld und ihr Gut vom Rath unter die Zünfte vertheilt, und „dos war ouch die Vergift so die Juden döttete", d. h. das war denn auch die eigentliche Vergiftung, welche die Juden tödtete!" Auch sonst enthält die Chronik viel sittengeschichtlich Interessantes und die Erzählung von dem Streite zwischen der Bürgerschaft von Straßburg und den in der Stadt ansässigen Junkern, welcher mit einer Secession der letzteren aus der Stadt im Jahre 1420 endete, liefert Bilder von der oft bestialischen Rohheit des Uebermuths, den sich die adeligen Junker gegen Bürger und namentlich gegen Bürgerfrauen erlaubten.

Dies Land ist durch und durch mit historischen Erinnerungen gleichsam gesättigt. Celtisches und römisches Alterthum wie das frühe Mittelalter haben fast überall ihre sichtbaren Spuren hinterlassen. Auch die Revolution von 1789 ist bis in die kleinsten Orte mit ihrer Panacée der Menschheit, mit der Guillotine umhergezogen. Hier in Barr hatte eine Zeitlang der fürchterliche Eulogius Schneider sein Tribunal aufgerichtet als accusateur public der Republik im Jahre 1793, und ließ auf dem Marktplatze seine Guillotine nach Herzenslust arbeiten. Dieser ehemalige Franciskaner und Hofprediger des Herzogs von Württemberg, dann als Professor der griechischen Literatur von dem Kurfürsten von Köln nach Bonn berufen, Uebersetzer des Anakreon (!) und selbst anakreontischer Dichter, erwies sich bald darauf unter allen Schreckensmännern des Convents als einer der furchtbarsten. Hier in Barr wollte er sich eben mit einer jungen schönen Barrerin verheirathen (die Frau ist erst vor wenigen Jahren gestorben), als ihn endlich die Strafe seiner Verbrechen erreichte. Sein ehemaliger Busenfreund und Genosse, der Dictator von Straßburg, Monet, hatte sich mit ihm entzweit, und berief ihn plötzlich von Barr nach Straßburg, wo sich eben auch Saint-Just befand, den Eulogius Schneider gleichfalls beleidigt hatte. In einem sechsspännigen Wagen, begleitet von einer berittenen Ehrengarde, zog der Uebermüthige in Straßburg ein. Aber schon in der Nacht nach seiner Ankunft ließen Saint-

Digitized by Google

Just und Lebas, die Commissäre des Convents, ihn verhaften und ihn Tags darauf, „weil er durch seinen aristokratischen Einzug die republikanischen Sitten beleidigt habe", an die Guillotine gebunden dem Volke zur Schau ausstellen. „Selbst da noch" — so erzählte der alte Pfarrherr nach dem Berichte von Augenzeugen — „wagten Viele nicht diesem Schauspiele beizuwohnen, aus Furcht, der Blutmensch möge sie von seinem Pranger aus gewahren und später Rache an den Zeugen seiner Erniedrigung nehmen." Allein diese Besorgniß war grundlos. Eulogius Schneider ward am nächsten Tage nach Paris geführt, woselbst er bekanntlich guillotinirt wurde. Gerade einige Tage vor unserer Ankunft hatte die Frau Pfarrerin bei einem Besuche in Straßburg ein großes Blatt Actenpapier als Umschlag zur Einwickelung von ein paar Handschuhen in einem Laden erhalten. Als man dasselbe in Barr zufällig näher betrachtete fand es sich, daß dasselbe ein Schriftstück von Eulogius Schneider's eigner Hand aus der Zeit seiner Dictatur als öffentlicher Ankläger in Straßburg war. Es enthielt einen Strafbefehl desselben gegen einen Geistlichen auf rohem gelblichen Papier mit leichter fließender Handschrift hingeworfen Das Actenstück, das ich nicht ohne Bewegung betrachtete, lautete folgendermaßen:

Au Citoyen Procureur-général Syndic du Département à Strasbourg.
11290.
XXXX.

D'après l'interrogatoire subi par le nommé Cormann Reb, Ex-Capucin, frère lay, il appert qu'il s'est évadé de chez lui, pour se soustraire à la loi qui veut, que toute la vermine monacale soit transportée à la Guyanne française. Je Vous le renvoye donc, Citoyen, en Vous priant, de l'enfermer au séminaire ou ailleurs, ou bien de le renvoyer à Saarlouis, chef-lieu du District dans lequel il a eu son dernier domicile.

Je l'ai provisoirement —

Strasbourg, le 22 Mai 1793.
L'accusateur public du Bas-Rhin
Euloge Schneider *)

Die Worte Je l'ai provisoirement — sind von dem Schreiber durchstrichen, und der Satz ist unbeendet geblieben. — Es ist wunderbar, welche vergegenwärtigende Kraft solch ein handgreifliches Zeugniß eines gewaltigen geschichtlichen Ereignisses auf die Phantasie des Menschen ausübt. Die blutige Gestalt des Guillotinenprofessors war mir bisher nur ein Name gewesen. Dieses vergilbte Blatt machte aus dem schattenhaften Namen für mich eine sichtbare Realität!

---

*) An den Bürger General-Procurator, Syndicus des Departements, zu Straßburg.

Aus dem Interrogatorium, welchem der Ex-Capuziner und Laienbruder, Namens Cormann Reb, unterworfen worden, erhellt, daß er aus seiner Heimat entwichen ist, um sich dem Gesetz zu entziehen, welches verordnet, daß das ganze mönchische Gezücht nach dem französischen Guyanna transportirt werde. Ich sende Ihnen denselben daher zurück, Bürger, indem ich Sie bitte, ihn im Seminar oder anderswo einzusperren, oder noch besser ihn nach Saarlouis zurückzuschicken, der Hauptstadt des Districtes, in welcher er sein letztes Domizil gehabt hat. Ich habe ihn provisorisch —

Straßburg, den 22. Mai 1793.
Der öffentliche Ankläger des Nieder-Rheins.
Eulogius Schneider.

Digitized by

Digitized by Google

Helden der Humanität.

Virchow.

Freriçhs. Esmarch.

Fürst Pless.

Wilms Langenbeck.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by G

Helden der Humanität.

Wenn das Kriegsgeschrei die Welt durchbraust, wenn sich Männer, deren Aufgabe es ist, in gemeinsamer Arbeit die Culturentwickelung der Menschheit zu fördern, in blutiger Feldschlacht gegenüberstehen und der Kanonendonner noch übertönt wird von dem Jubelruf Derer, welche den Kämpfenden Beifall zujauchzen, dann sollte man oft glauben, daß alle Humanität aus der Welt verschwunden und wir zurückgesunken seien in die Barbarei vergangener Zeiten, wo nicht die größte Bildung, die größte Humanität die Palme errang, sondern die größte Körperkraft, die größte Geschicklichkeit im Morden.

Aber glücklicherweise hat der Krieg auch seine lichten Seiten; nicht nur die Mordlust und die Freude am Zerstören wächst und erstarkt in seinem Gebiete: auch das Schönste und Herrlichste im Menschen, die selbstlose Liebe zu dem Nächsten, die Aufopferungsfähigkeit bei der Hülfe für die Unglücklichen, treten nirgends und zu keiner Zeit in solchem Maße hervor, als in den Zeiten großer Kriege. In dieser Beziehung ist in den letzten Jahren ein großer Fortschritt bemerkbar, und wenn man die Männer feiert, welche auf dem Gebiete der Kriegführung Großes geleistet haben, so soll man doch ganz gewiß Derer nicht vergessen, welche dahin gestrebt haben, die unvermeidlichen Schrecken des Krieges zu mildern und die Opfer desselben auf die möglichst kleine Zahl herabzudrücken.

Werfen wir, ehe wir uns mit den modernen Einrichtungen für die Verwundeten und Kranken beschäftigen, einen Blick zurück auf die Schlachtfelder vergangener Tage, so müssen wir ein Grauen empfinden vor den Schreckensscenen, welche sich dort abspielten. Wol gab es schon in frühester Zeit Leute, welche sich die Aufgabe gestellt hatten, auf den Schlachtfeldern nach Beendigung des Kampfes den Verwundeten Hülfe zu bringen, aber diese Bestrebungen waren doch immer nur vereinzelt und selbst die Schlachtberichte aus der Zeit des Siebenjährigen Krieges sprechen niemals von irgend welcher durchgreifenden Hülfe, die den Verwundeten zu Theil geworden sei; ein jedes Bataillon hatte seinen „Feldscheer", gewöhnlich ein Barbier ohne jede wissenschaftliche Bildung, und wen der nach der Schlacht verbinden konnte, der wurde verbunden; die Anderen mochten sich einen etwas vor Wind und Regen geschützten Winkel aufsuchen, um zu sterben.

Dieser entsetzliche Zustand überdauerte die napoleonischen Kriege. Wie es nach der Schlacht bei Leipzig aussah, darüber giebt uns der Professor Reil aus Halle, welcher sieben Tage nach der Schlacht dorthin reiste, eine furchtbare Schilderung. Noch an jenem Tage wurden unverbundene Leute, deren zähe Lebenskraft sie so lange erhalten hatte, vom Schlachtfelde auf hölzernen Schubkarren ohne Decken fortgeholt und in die überfüllten Lazarethe gebracht. In Leipzig allein lagen damals noch etwa 30,000 kranke und verwundete Soldaten und, wie sich Reil ausdrückt, die zügellosesteste Phantasie ist nicht im Stande, sich ein Bild des Jammers in so grellen Farben auszumalen, wie er es dort in Wirklichkeit vor sich sah.

Nun glaube man aber nicht etwa, daß diese Apathie gegen Elend und Unglück eine Folge der langen Kriegsjahre war; dieselben Erfahrungen, welche man 1813—15 gemacht hatte, wurden nach vierzig Friedensjahren in

Digitized by Google

der Krim gemacht, ohne Anlaß zu einer Aenderung zu geben; höchstens daß die Regierungen einige Militairärzte mehr anstellten; an den Einrichtungen selbst, welche die Urquelle aller Uebelstände waren, wurde nichts geändert.

Erst das Jahr 1859 sollte entscheidend werden für das Militair-Sanitätswesen. Damals war ein Privatmann aus Genf, Henry Dunant, nach Ober-Italien geeilt, um zu sehen, ob er sich vielleicht bei dem Transport der Verwundeten nützlich machen könnte. Sein Eifer zu helfen, führte ihn bis auf das Schlachtfeld von Solferino, welches er vierundzwanzig Stunden nach der Schlacht betrat. Der Anblick, der sich ihm hier bot, war ein grauenhafter*), Tausende von Verwundeten, denen noch keine ärztliche Hülfe, nicht einmal ein Trunk frischen Wassers zu Theil geworden war, bedeckten das weite Feld, und nur wenige Menschen waren bereit, ihnen zu helfen. Dunant hat seine Erlebnisse in einer kleinen Schrift „Un souvenir de Solferino" niedergelegt, welche schnell, in alle Sprachen übersetzt, die Runde durch die civilisirte Welt machte und allenthalben einen Aufschrei des Entsetzens hervorrief.

Dieses Buch von Dunant gab den Anstoß zu einer Reform in dem Sanitätswesen der europäischen Völker, welche dasselbe in Einklang setzte mit den Anforderungen, welche die Humanität zu stellen berechtigt ist. Die erste Folge war der Zusammentritt eines internationalen Congresses zu Genf, an welchem sich die hohen Militairärzte aller Länder betheiligten, und als deren Resultat die heute noch in Kraft bestehende Genfer Convention zu betrachten ist, jenes Actenstück, welches in seiner Weise verdient, der Erklärung der Menschenrechte, dem Gesetz, welches die Leibeigenschaft aufhebt, der Acte zur Beseitigung der Sclaverei und ähnlichen Marksteinen auf dem Wege der Civilisation an die Seite gestellt zu werden.

In den „allgemeinen Bestimmungen" der Convention werden Normen für die Bildung nationaler Ausschüsse in jedem der sich anschließenden Länder, für die Bildung von Sectionen, für das Zusammentreten des internationalen Congresses, sowie für die Friedensthätigkeit der Convention überhaupt in sechs Artikeln aufgestellt.

Den „besonderen Bestimmungen für den Krieg" entnehmen wir Folgendes:

Art. 7. Auf den Ruf oder mit Zustimmung der Militairbehörde senden die Ausschüsse freiwillige Krankenpfleger auf das Schlachtfeld. Sie stellen sich alsdann unter die Leitung der militairischen Befehlshaber.

Art. 8. Die freiwilligen Pfleger verpflichten sich, eine bestimmte Zeit lang zu dienen und sich in die Kriegsoperationen in keiner Weise einzumischen.

Je nach Wunsch werden sie zum Feld- oder Spitaldienst verwendet. Die Frauen sind auf den letztern angewiesen.

---

*) Von dem furchtbaren Eindruck eines Schlachtfeldes nach der Schlacht, wenn die Aufregung des Kampfes geschwunden ist, kann man sich nur schwer einen Begriff machen, aber folgende Thatsache wird vielleicht deutlicher sprechen, als alle Beschreibungen. Ein junger, kräftiger Officier schrieb am Abend der Schlacht bei Gravelotte an seine Gemahlin und zeigte ihr an, daß er wohl und munter sei. Wie furchtbar wurde die Frau überrascht, als sie wenige Tage darauf hörte, ihr Mann sei in einem Lazareth ganz in ihrer Nähe. Sie eilte hin und fand den Mann, am Typhus erkrankt, im höchsten Delirium, nichts als die Worte sprechend: Verstopft mir die Ohren, damit ich das Jammergeschrei nicht höre. Allmälig wich die körperliche Krankheit, die durch den furchtbaren Eindruck hervorgebrachte geistige Stimmung wollte jedoch nur sehr langsam nachlassen, und noch zehn Wochen nach der Erkrankung erkannte er seine Frau nur in einzelnen Momenten, die sich allerdings merklich ausdehnten, so daß die Hoffnung auf baldige vollständige Wiederherstellung gerechtfertigt ist.

Digitized by Google

Art. 9. Die freiwilligen Wärter tragen in allen Ländern eine weiße Armbinde mit einem rothen Kreuz. Ihre Person ist heilig und die Heerführer schulden ihnen Schutz.

Beim Antritt eines Feldzuges werden beide Heere von dem Dasein dieser Corps und von ihrer ausschließlich menschenfreundlichen Bestimmung in Kenntniß gesetzt.

Art. 10. Die freiwilligen Wärter ziehen dem Heere nach und dürfen ihnen weder Kosten noch sonst eine Belästigung verursachen. Sie haben ihre eigenen Transportmittel, ihre Lebensmittel, ihre Vorräthe an Arzenei und Hülfsmitteln jeder Art.

Der leitende Grundgedanke der Convention im Jahre 1863 war also: das bisher ungenügende militairische Sanitätswesen zu ergänzen durch das Institut der freiwilligen Helfer, welches bis dahin nur in Preußen in beschränkter Form durch den im Jahre 1852 von Friedrich Wilhelm IV. wieder hergestellten Johanniterorden eingerichtet, aber, da Preußen von 1852 bis 1863 keinen Krieg gehabt hatte, noch nicht zur Wirksamkeit gekommen war. Ihre practische Geltung erhielten jene humanitairen Beschlüsse der Genfer Versammlung am 22. August 1864, wo — nach vorgängiger Verhandlung zwischen den betreffenden Regierungen — die Bevollmächtigten von Frankreich, Preußen, Spanien, Italien, Belgien, Dänemark, Niederlande, Portugal, Schweiz, Württemberg, Baden und Hessen-Darmstadt*) einen Vertrag unterzeichneten, in welchem die Neutralität des Sanitätspersonals, der Lazarethe, Depots und Verbandplätze das durchgehende Princip bildete und welcher, auf Grund jener Genfer Beschlüsse entstanden, und zusammen mit dem Inhalt derselben die Genfer Convention ausmacht.

Durch die beiden Documente war also zweierlei festgesetzt: einmal die Einführung der Privathülfe in das militairische Sanitätswesen und dann die absolute Neutralität aller bei dem Sanitätswesen beschäftigten Personen.

Diese beiden Grundsätze wurden nun in keinem Staate in einem solchen Umfange zur Geltung gebracht wie in Preußen, wo auch der Krieg von 1866 schon Gelegenheit gab, sich practisch von der Wohlthat dieser Neuerung zu überzeugen. Allerdings wurde dadurch, daß dem oben erwähnten Johanniter-Orden die Oberleitung der Privathülfe im Kriege amtlich übertragen wurde, der Grundgedanke der sie frei von unten herauf organisirenden Thätigkeit der Mitglieder des Hülfsvereins beeinträchtigt, und manche schon 1866 und auch im Jahre 1870 laut gewordenen Klagen würden vielleicht nicht nothwendig gewesen sein, wenn man diese Maßregel nicht getroffen hätte; aber andererseits hat auch die einheitliche Leitung und die durch solche staatliche Autorisation gegebene Machtbefugniß Vortheile, welche man nicht unterschätzen darf. Hoffentlich geben die im Kriege gegen Frankreich hervorgetretenen Mängel Veranlassung, die bessernde Hand auch hier anzulegen, was wol besonders durch eine Reformirung des Johanniterordens geschehen dürfte. So lange man den Kreis, aus dem derselbe sich recrutirt, so eng zieht, wie dies bis jetzt geschieht, so lange kann es nicht ausbleiben, daß die Leiter des gesammten freiwilligen Sanitätswesens Stellen mit Personen besetzen müssen, die, bei dem besten Willen ihre Pflicht zu erfüllen, doch weder geistig noch körperlich den Anforderungen gewachsen sind, welche ihre Stellung von ihnen erheischt.

Das Vorgehen der Anhänger der Genfer Convention im Verein mit

*) Oesterreich trat erst nach dem Kriege von 1866 bei.

Digitized by Google

den Erfahrungen, welche im Kriege von 1866 gemacht waren, bewogen 1867 die preußiſche (und gleichzeitig auch die öſterreichiſche) Regierung zu einer Reform des Militair-Sanitätsweſens. Durch dieſe Reform wurden eine große Menge Mißſtände beſeitigt; beſonders wurde das militairiſche Rangverhältniß der Militairärzte in der Weiſe geordnet, daß ihre Stellung dadurch, abgeſehen von der Aufbeſſerung im Gehalt, eine weſentlich günſtigere wurde. Jedes Infanterieregiment beſitzt jetzt einen Oberſtabsarzt (im Range eines Stabsofficiers), zwei Stabsärzte (im Range eines Hauptmanns erſter oder zweiter Claſſe) und ſechs Aſſiſtenzärzte (im Range eines Lieutenants). Jedes Cavallerieregiment hat einen Oberſtabsarzt und zwei Aſſiſtenzärzte, jedes Artillerieregiment einen Oberſtabsarzt und mehrere Aſſiſtenzärzte. Ueber allen dieſen ſteht im Kriege der Diviſionsarzt, im Frieden nur der Generalarzt, welcher zugleich Chef des geſammten Militairſanitätsweſens iſt.

Während Preußen ſo ſein officielles Militairſanitätsweſen entſprechend den Anforderungen der Neuzeit verbeſſerte, entwickelten gleichzeitig die Mitglieder der in Genf geſtifteten Hülfsvereine eine außerordentlich rege Thätigkeit, um ein wirkſames Eingreifen der Privathülfe zu ermöglichen. 1867 verſammelten ſich Mitglieder dieſes Vereins aus allen Ländern der Erde in Paris, 1868 in Genf, 1869 in Berlin, und man überzeugte ſich in dieſen Verſammlungen ſehr bald, daß die Hauptaufgabe des Vereins ſein müßte, die möglichſt ſchnelle Entfernung der Verwundeten von dem Schlachtfelde und ſpäter aus dem nächſtgelegenen Lazareth in entferntere zu befördern. Zu erſterm Zwecke war die Einreihung einer Anzahl von Krankenträgern nothwendig, zu letzterm die Herſtellung guter Transportmittel, welche ohne Gefährdung der Verwundeten den Transport ſelbſt Schwerverwundeter geſtatten. In dieſer Beziehung war die Conferenz in Berlin im Jahre 1869 beſonders von Wichtigkeit, da auf derſelben die Zuſammenſtellung eines Transportzuges für Schwerverwundete nach amerikaniſchem Muſter beſprochen und auch ſogleich nach der Angabe des Profeſſor Esmarch aus Kiel in's Werk geſetzt wurde. Die Mitglieder des Congreſſes fuhren als fingirte Schwerverwundete auf der Anhaltiſchen Eiſenbahn eine Strecke von etwa acht Meilen und alle waren übereinſtimmend der Anſicht, daß die Bewegung eine ruhige und gleichmäßige ſei und daß man auf den Lagerſtätten das Stoßen der Wagen nicht empfinde. Der Handelsminiſter ließ auch gleich darauf zweihundert Eiſenbahnwagen ſo einrichten, daß ſie ſchnell zum Verwundetentransport fertig gemacht werden konnten.

So ſtand die Sache im Juli 1870, als eine ſcheinbar kleine Wolke den politiſchen Horizont trübte. Die Johanniter, die Mitglieder des Genfer Vereins, hatten alle Vorbereitungen getroffen, um im Falle eines Krieges ihre Pflicht erfüllen zu können, und das preußiſche Militairſanitätsweſen hatte in den letzten drei Jahren eine ſolche Umwandlung erfahren, daß, wäre es 1866 ſchon auf derſelben Stufe geweſen, bei den in der Schlacht bei Königgrätz engagirten Heerestheilen für die 6989 preußiſchen Verwundeten 4185 Mann des Sanitätsdetachements mit 102 Wagen zum Transport in die Lazarethe und außerdem auf dem Schlachtfelde ſelbſt und in den Lazarethen 1800 Aerzte zur Pflege und zum Verbinden bereit geweſen ſein würden. Ende Juli brach der Krieg zwiſchen Frankreich und Deutſchland aus, und es mußte ſich nun zeigen, ob all' die neuen Einrichtungen, all' die Hülfsmittel und all' die Helfer ſich auch bewähren würden.

Das eine dieser neuen Mittel hat, das müssen wir vor Allem hier bemerken, die Probe glänzend bestanden. Das Eingreifen der Privathülfe war in diesem Kriege von deutscher Seite ein so großartiges, daß es sicherlich dem des amerikanischen Volkes in dem letzten großen Bürgerkriege, welches mit Recht so laut gerühmt worden ist, an die Seite gestellt werden kann.

Aber auch die zweite Seite der Privathülfe, die Betheiligung an dem Sanitätswesen, hat in Deutschland einen Umfang von solch' erstaunlichen Dimensionen angenommen, wir wir — offen gestanden — sie nicht erwartet haben. Nicht als ob wir an dem Patriotismus und an der Opferwilligkeit unserer Mitbürger gezweifelt hätten, sondern aus Gründen, die in unserem Wehrsystem liegen. Wenn in anderen Ländern ein Krieg ausbricht, so wird er von Armeen geführt, die mehr oder minder aus Söldnern bestehen; bei uns wird Jeder ohne Ausnahme zu den Fahnen einberufen, wenn es sein körperlicher Zustand erlaubt. Aus diesem Grunde nimmt im Kriege schon der Staat alle kräftigen Leute in dem besten Jünglings- und Mannesalter in Anspruch, und es wäre Niemandem, der zu schwach für diesen Zweck befunden worden ist, zu verdenken, wenn er sich auch für zu schwach hält, um die Strapazen des freiwilligen Krankendienstes zu ertragen. Diese Strapazen sind nicht gering, und ebenso ist es ein Irrthum, wenn man diesen Dienst für wesentlich weniger gefährlich hält als den activen Dienst bei dem Militair; im Gegentheil, die Gefahr ist in Wirklichkeit fast ebenso groß und sie erscheint dem Betreffenden noch größer, weil die Aufregung der persönlichen Betheiligung am Kampfe fehlt. Außerdem aber kommt zu dieser Gefahr in der Schlacht noch die Gefahr, welche der Dienst in den Lazarethen stets mit sich bringt, die Gefahr, einer der immer im Gefolge des Krieges daherschreitenden Seuchen zu erliegen.

Dennoch fanden sich etwa 18,000 Menschen in Deutschland, welche, die weiße Binde mit dem rothen Kreuz am Arm, hinauszogen in das Feld, um den Verwundeten beizustehen, sie zu pflegen und zu trösten.

In welcher Weise nun geschieht die Verpflegung der Verwundeten?

Ganz in der Nähe des Schlachtfeldes, fast noch im Bereich der feindlichen Kugeln, befinden sich die Nothverbandplätze. Von diesen aus durchstreifen zahlreiche Helfer das Schlachtfeld, theils einzeln, theils zu Zweien. Diese Männer dürfen die Kugeln nicht fürchten, sie sind ihnen stets ausgesetzt. Ihre Aufgabe ist, die Verwundeten aufzunehmen und sie, nachdem sie, wenn nöthig, dieselben aus einer mitgeführten Flasche erquickt haben, nach dem Nothverbandplatze zu schaffen. Hier werden die Verwundeten ganz nothdürftig verbunden, vor Allem die Blutungen zu stillen gesucht, nur im allerdringendsten Nothfalle soll auf diesen Nothverbandplätzen eine Operation vorgenommen werden. Nachdem so der erste Verband angelegt ist, werden die Verwundeten theils durch Träger, theils auch, wenn sie kräftig genug sind, in die etwa eine achtel Meile hinter diesen Nothverbandplätzen befindlichen eigentlichen Feldlazarethe gebracht. Dort befinden sich alle Hülfsmittel sowol zum Verbinden, zu Operationen, als auch zum Transport. Hier werden die Verwundeten ganz ordnungsmäßig verbunden, resp. die nothwendig erscheinenden Operationen vorgenommen, und dann, wenn sie überhaupt noch transportfähig sind, von dort aus auf den vorhandenen Krankentransportwagen in die weit hinter der Schlachtlinie befindlichen Depots gebracht. Diese Depots werden gewöhnlich in Gebäuden mit großen Räumen, in Kirchen, in Schulen, in Schlössern und dergleichen angelegt. Hier er-

Digitized by Google

halten die Kranken die regelmäßige Pflege, hier erwarten ihrer die Diaconissinnen und andere freiwillige Krankenpflegerinnen, welche mit zarter, liebevoller Hand die oft ungewohnte Arbeit verrichten, und trösten und pflegen, wo sie können. Es bilden diese Diaconissinnen und diese freiwilligen Krankenpflegerinnen einen lichten Punkt in dem trüben Nachtbild, welches diese Lazarethe mit den Schwerverwundeten darbieten: ohne jeden Lohn, selbst ohne den Lohn der Notorietät und Zeitungsreclame — denn wer kennt diese stillwirkenden, geschäftigen Damen nicht, deren Namen man fortwährend in den Localnachrichten unserer Tagesblätter begegnet — widmen sie ihr Leben ihren Mitmenschen, ohne zu fragen, wer er ist und ob er auch nur ein Wort des Dankes oder der Anerkennung für sie haben werde. Sie sind die wirklich „barmherzigen Schwestern".

Diese Lazarethe, welche doch immer noch verhältnißmäßig nahe den Schlachtfeldern sind, werden natürlich sehr schnell gefüllt, besonders wenn — wie dies 1870 der Fall war — die Schlachten so blutig sind, daß die Zahl der Verwundeten weit über die Erwartung hinausgeht. Eine solche Ueberfüllung der Lazarethe aber ist ein großer Uebelstand für die Heilung; einmal kann bei der großen Zahl der Verwundeten dem Einzelnen nicht die genügende Sorgfalt gewidmet werden und zweitens erzeugt das Zusammensein vieler Verwundeter in einem engen Raum leicht Seuchen, besonders Hospitalbrand, welche die Ziffern der Sterbenden ganz bedeutend steigern. Man hat deshalb die Vorkehrung getroffen, daß aus diesen Depots die Verwundeten so bald als möglich wieder weiter geschafft werden in Lazarethe, die an Orten mitten in Deutschland errichtet sind, theils von Privatpersonen oder von Vereinen, theils von Seiten des Staates und der Communen.

Die Ueberführung aus den Depots, das Krankenzerstreuungssystem, hat vom ersten Schlachttage an stattgefunden. Anfänglich gaben die Transporte der Verwundeten jedoch zu vielen Klagen Veranlassung, es schien, als ob der im Jahre 1869 gemachte Versuch eines Transportzuges Verwundeter ganz in Vergessenheit gerathen wäre, bis endlich die württembergische Filiale des Genfer Vereins einen solchen Zug zusammenstellte und in die Gegend von Metz schickte, um von dort Verwundete zurückzuholen. Gleich darauf entschloß sich auch der Berliner Hülfsverein einen solchen Zug auszurüsten und unter Leitung des Professor Virchow nach dem Kriegsschauplatze zu senden. Dieser Zug bestand aus elf Wagen vierter Classe, aus denen die Zwischenwände entfernt waren, so daß in der Mitte nur eine Reihe von Pfosten stehen blieb, an welche mittelst Gummiringe Tragbahren aufgehängt wurden, und zwar konnten in jedem Wagen zwölf solcher Bahren eingehängt werden. Auf diese Bahren kamen alsdann die Matratzen und Kissen, so daß ein vollständiges Bett hergestellt ward, auf welchem der Verwundete liegen konnte und welches durch die Gummiringe gegen alle Erschütterungen geschützt war. An diese elf Wagen, welche also hundertzweiunddreißig Schwerverwundete aufnehmen konnten, schloß sich ein vollständig als Küche eingerichteter Wagen, an diesen ein zum Vorrathsmagazin eingerichteter Wagen und dann ein Wagen, welcher Raum für die Leiter des Zuges, eine Apotheke, eine Sammlung von chirurgischen Instrumenten und Verbandzeug so wie zwei Betten enthielt, und schließlich ein großer Güterwagen für das Hülfspersonal des Zuges. Außer Virchow begleiteten dreißig Personen den Zug, welcher bis in die Gegend von Metz ging und von dort mit hundertsechsunddreißig Verwundeten zurückkehrte. Der Transport verlief sehr

Digitized by Google

glücklich, bei keinem zeigte sich, als der Zug in Berlin ankam, eine Verschlechterung des Zustandes und hoffentlich gehen sie jetzt in den Berliner Barackenlazarethen einer schnellen Heilung entgegen.

Eine weit größere Zahl an Opfern jedoch als die Kugeln, fordern die Seuchen, welche unaufhaltsam hinter dem Heere herschreiten. Ruhr, Typhus und Cholera heißen die drei Würgengel, welche Hunderte und Tausende von unseren Brüdern fortraffen, und gegen sie müssen die officiellen und die freiwilligen Helfer ebenso kämpfen wie gegen die Gefahr, welche die Wunden mit sich bringen. Und dieser Kampf ist für die Aerzte und das gesammte Sanitätspersonal ein sehr gefährlicher; die Gefahr in diesen Lazarethen ist weit größer als die Gefahr, welcher sie sich auf dem Schlachtfelde aussetzen, und deshalb wollen wir Denen, welche auf diesem Felde kämpfen, unsere Hochachtung nicht versagen. Auch diese Kranken werden, wenn es ihr Zustand erlaubt, nach entfernter liegenden Lazarethen transportirt, einestheils gleichfalls um der drohenden Ueberfüllung der Lazarethe vorzubeugen, andererseits weil gerade bei diesen Kranken eine Luftveränderung sehr oft heilsam wirkt.

Während über eine Million Menschen in erbittertem Kampfe sich gegenübersteht und scheinbar ein Menschenleben allen Werth verloren hat, gehen so im Gefolge der deutschen Armee etwa 30,000 Männer, welche den Kampf aufnehmen mit dem Tod, gleichviel in welcher Gestalt er sich naht, und wahrlich, der Muth und die Ausdauer, deren diese Männer in ihrem Kampfe bedürfen, ist nicht geringer als der Muth, welchen der Soldat Angesichts des Feindes zeigt. Deshalb ziemt es der Mitwelt, wenn sie die Helden der Schlachten feiert, auch Derer nicht zu vergessen, welche ihre Lorbeeren nicht in dem Vernichtungskampfe suchen, sondern in dem Kampfe um Erhaltung von Menschenleben, das heißt, des Kostbarsten, was die Erde aufzuweisen hat. Wir zeigen deshalb in der begleitenden Portraitgruppe unseren Lesern einige der Hauptführer in diesem Kampfe der Humanität: den Fürsten Pleß, welcher als königlicher Commissar die gesammte freiwillige Krankenpflege zu leiten hat; die Professoren v. Langenbeck und Wilms, welche durch ihre chirurgische Thätigkeit so manchen Verwundeten gerettet, so Manchen, wenn auch mit Aufopferung eines Gliedes, dem Leben erhalten haben, dann den Professor Virchow, dessen Thätigkeit in den Berliner Lazarethen und für den Transport der Verwundeten und Kranken von großer Bedeutung ist, und den Professor Frerichs, welcher als tapferer Kämpfer gegen jene oben genannten Seuchen oft genug sein Leben der Gefahr, gleichfalls von ihnen ergriffen zu werden, ausgesetzt hat. Mögen aber unsere Leser nicht glauben, daß damit die Reihe der Helden des Humanitätskampfes, welche sich deutscher Seits in diesem Kriege bemerkbar gemacht haben, erschöpft ist; ihnen ist sicherlich noch der Generalarzt Strohmeyer aus Hannover anzureihen, welcher nicht nur auf dem Kriegsschauplatze, sondern auch in der Organisation des Sanitätswesens Vortreffliches geleistet hat, dann die Professoren Esmarch, Billroth und v. Bardeleben, welche ihre Lehrstühle in Kiel, Wien und Berlin verlassen haben, um helfend einzugreifen in das Stück Weltgeschichte, welches sich auf französischem Boden abspielt, und schließlich noch viele andere, deren Namen verschwinden in dem Gewühl des Tages, die aber gesegnet werden von Frauen und Kindern, denen sie die Gatten, die Väter erhalten. Ihnen Allen wird das Bewußtsein, geholfen zu haben, der schönste Lohn ihrer Aufopferung sein!

Digitized by Google

Geburtstagslied für Henni.

Von **Adolf Strodtmann.**

Schlachtgetümmel, Pulverdampf
Und Trompetenſchmettern,
Schwerterklirren, Roßgeſtampf,
Hei, welch tolles Wettern!
Feinde hie und Freunde da
Sinken, blutumronnen;
Doch zuletzt, Victoria!
Iſt der Sieg gewonnen.

Mancher junge, tapfre Held
Liegt im Kampf erſchlagen,
Greiſe Eltern, ſchmerzentſtellt,
Werden um ihn klagen;
Und um Manchen, der hier ruht,
Wird mit ihren Kleinen
Ein verlaſſnes Weib wie Blut
Schwere Thränen weinen.

Während ſtill im Mondenſchein
Bärt'ge Krieger ſenken
In die Gruft die Todtenreih'n,
Muß ich plötzlich denken,
Daß ein liebes Weib zu Haus
Mein auch harrt mit Bangen,
Ob an mir der Kugeln Graus
All' vorbei gegangen.

Ach! Italiens Sonnenflur,
Wo die Feigen reifen,
Wollten auf der Künſte Spur,
Froh wir ja durchſtreifen;
Und wo um Egeriens Hain
Nemi's Waſſer rauſchen,
Wollten, ſelig und allein,
Kuß um Kuß wir tauſchen.

Jauchzend wollt' ich hoch vor Luſt
Liebeslieder ſingen,
Und Dir heut' aus tiefſter Bruſt
Gar mein ſchönſtes bringen.
Ach! ſtatt an der Alpen Fluß
Hold mit Dir zu koſen,
Send' ich als Geburtstagsgruß
Blut'ge Schlachtenroſen.

Nimm ſie dennoch gütig auf!
Ward mir doch gegeben,
In der Heere Siegeslauf,
Größ'res zu erleben.
Glaube: nicht ein Tropfen iſt
All' des Bluts verloren,
Denn es ward zu dieſer Friſt
Deutſchland neu geboren!

Blicke fröhlich drum hinaus
In das Herbſteswetter,
Ob auch hier noch Schlachtenbraus
Gellt und Horngeſchmetter!
Bald, indeſſen Meer und Land
Deutſchlands Ruhm verkünden,
Werd' ich an dem Heimatſtrand
Dir den Chriſtbaum zünden.

Eine fürstliche Dichterin.

Von **Claire von Glümer.**

Am 18. September ist zu Pillnitz im siebenundsiebenzigsten Lebensjahre eine der talent- und gemüthvollsten dramatischen Dichterinnen Deutschlands, Prinzessin Marie Amalie von Sachsen, gestorben. Ihre Schöpfungen, die vor mehr als einem Menschenalter unsere Eltern erfreuten: „Der Landwirth", „Lüge und Wahrheit", „Die Braut aus der Residenz", „Der Oheim", „Der Majoratserbe" und viele Andere, gehören noch heute zu dem Besten, was wir im Bereich des deutschen Familienschauspiels besitzen, und die Wahrheit, die Lebendigkeit, der gesunde Realismus dieser Dramen geben ihnen einen bleibenden Werth für die Culturgeschichte unseres bürgerlichen Lebens.

Wie es möglich war, daß eine Frau in den Verhältnissen der Verewigten gerade dies Gebiet so genau erkennen, so warm erfassen, so bis in jede Kleinigkeit zur Darstellung bringen konnte, ist ein Räthsel, das vielleicht später durch Herausgabe nachgelassener Papiere gelöst wird. Aber auch wenn wir nachweisen könnten, wie die Dichterin ihre Studien gemacht, wo sie ihre Landwirthe und Kleinstädter, ihre Kaufleute und Subalternenbeamten kennen gelernt hat, würde uns nur eine äußerliche Bedingung ihres Schaffens erklärt sein. Was uns in den Dramen der Prinzessin Amalie mehr noch als die feine Beobachtungsgabe der Dichterin, mehr als ihre glückliche Farbenmischung beim Darstellen des Geschehenen anmuthet und erwärmt: ist, daß ihre Dichtungen aus innerster Nothwendigkeit entsprungen sind. Wir fühlen denselben an, daß die Dichterin das Glück des Lebens nicht im Glanze einer Ausnahmsstellung oder im Lösen einer großen Aufgabe sucht, sondern in Einfachheit, Pflichttreue, bescheidenem Wirken und selbstloser Liebe; mit einem Worte, daß das Ideal des deutschen Bürgerthums auch ihr Ideal gewesen ist.

Zu diesem Ziele konnte unter den gegebenen Verhältnissen nur eine durchaus gesunde, kräftig angelegte Persönlichkeit gelangen. Marie Amalie, die älteste Tochter des Prinzen Maximilian, des jüngsten Bruders der beiden ersten sächsischen Könige, Friedrich August und Anton, wurde am 10. August 1794 geboren. Ihre Kindheit und erste Jugend fielen demnach in die Zeit der napoleonischen Herrschaft. Die Wechselfälle des Krieges, die Schwankungen der öffentlichen Meinung, die erzwungene Erhebung des Kurfürsten Friedrich August zum König von Sachsen, seine Gefangenschaft in Friedrichsfelde, die Zerstückelung Sachsens durch den Preßburger Congreß hatten Marie Amalie frühzeitig von der Haltlosigkeit irdischer Größe überzeugt und so flüchteten ihre Wünsche und Träume in einfachere und darum weniger bedrohte Verhältnisse.

Aber nicht allein diese frühe Welterfahrung, auch die seltsam verknöcherten Lebensformen am Hofe Friedrich August des Gerechten erweckten in der jungen Prinzessin die Sehnsucht nach einem freiern, unverkünstelten Dasein. Am sächsischen Hofe hatte der Zwang einer veralteten Etikette Revolution, Kaiserreich und Freiheitskriege überdauert. Nur die Kunst vermochte hin und wieder die chinesische Mauer zu durchbrechen, die das Fürstenhaus vom Volke schied, und die jüngeren, größtentheils hochbegabten Mitglieder der

Digitized by Google

königlichen Familie: Prinzessin Auguste, die Tochter Friedrich August's, Prinzessin Amalie und ihre beiden Brüder, die späteren Könige von Sachsen, Friedrich August und Johann Nepomuk, wendeten sich mit dem ganzen Enthusiasmus der Jugend der Musik, der Poesie und der Schauspielkunst zu.

Prinzeß Amalie war für jede dieser Kunstgattungen begabt. Sie dichtete viel — Lyrisches und Didactisches, wovon jedoch nichts in die Oeffentlichkeit gelangt ist — zeigte entschiedenes Talent für die Darstellung komischer Rollen und componirte. Ein Stabat Mater von ihr kam unter Karl Maria von Weber's Leitung in der katholischen Hofkirche zu Dresden zur Aufführung; einige kleine Opera: „La casa disabitata", „Il figlio pentito" und „Il Marchesino", zu denen sie sowol den italienischen Text, wie die Musik geliefert hatte, wurden auf dem königlichen Privattheater im Pillnitzer Schloßgarten gegeben und zu Anfang der zwanziger Jahre ging ein einactiges Schauspiel von ihr: „Das Feuer im Walde", unter dem Pseudonym A. Heiter über die Dresdner Hofbühne. Es hatte keinen Erfolg, wurde nur einmal gegeben und das Publicum ahnte nicht im Entferntesten, wer unter dem Pseudonym verborgen war.

Im Jahre 1828 — König Friedrich August war 1827 gestorben und König Anton hatte den Thron bestiegen — sollte der 10. Juli, Namenstag der Prinzessin Amalie, durch eine Vorstellung auf dem Pillnitzer Schloßtheater gefeiert werden. Zu diesem Zwecke hatten einige Mitglieder der Dresdner Hofbühne ein neues Stück: „Der Krönungstag", einstudirt, das sie mit einem gewissen schadenfrohen Erstaunen erfüllte. Im Gewande eines romantischen Schauspiels im Geschmack der Zeit war es eine unbarmherzige Satyre auf Hofschranzenthum und höfisches Intriguenwesen. Der Verfasser war trotz aller Nachforschungen unbekannt geblieben, man wußte nur, daß der Intendant das Stück vom Prinzen Johann erhalten hatte, und fragte sich zweifelnd, ob die Prinzessin diesen Angriff auf ihre nächste Umgebung für eine passende Festvorstellung halten würde. Aber als die Stunde der Aufführung kam, der Vorhang aufging, die Scenerie sichtbar wurde und die ersten Worte von den Lippen der Darstellenden fielen, flog ein Lächeln frohester Ueberraschung über das Gesicht der Gefeierten. Ihre freudige Erregung stieg mit jeder Scene und das Publicum, das, wie gewöhnlich bei den Pillnitzer Vorstellungen, außer den Mitgliedern der königlichen Familie nur aus dem Hofpersonal, der Schloßdienerschaft und einigen Bauern des Dorfes bestand, wurde theils von der reizenden Darstellung fortgerissen, theils war es zu wolgeschult, um nicht in den Beifall der hohen Herrschaften einzustimmen. Als das Stück unter lautem Applaus geendet hatte, wurde das Geheimniß verrathen: Prinzessin Amalie war die Verfasserin und ihr Bruder, Prinz Johann, hatte sich ohne ihr Vorwissen in den Besitz des Manuscriptes zu bringen gewußt. Die Wirkung des Stückes, das leider nicht gedruckt ist, war eine so günstige, daß Prinzessin Amalie schon im September desselben Jahres von den Mitgliedern des Hoftheaters ein fünfactiges romantisches Schauspiel: „Mesru, König von Bactriana", einstudiren und zuerst in Pillnitz aufführen ließ.

Später wurde „Mesru" auch auf dem Dresdner Hoftheater gegeben, aber trotz des Beifalls, den das Stück errang, ging Prinzessin Amalie in dieser Richtung nicht weiter. Eine Pause von mehreren Jahren trat ein — wenn nicht im Schaffen, so doch in der Veröffentlichung — erst 1833 be-

Digitized by Google

gegnen wir der Dichterin wieder und zwar in Berlin, wo „Lüge und Wahrheit", Schauspiel in vier Acten, mit großem Erfolg in Scene ging.

In diesem Stück hatte die Verfasserin mit allen Traditionen der Romantik, ihrem Zauberapparat, ihren ausländischen Stoffen, ihren unmöglichen Situationen gebrochen, sich dem Leben des deutschen Mittelstandes zugewendet, den Herzensconflicten, die Jeder versteht, und hatte damit das Gebiet betreten, das ihrem Talent das angemessenste war. In Zeit von wenigen Jahren schenkte sie dem deutschen Theater den „Landwirth", „Die Fürstenbraut", den „Oheim", den „Majoratserben", „Die Braut aus der Residenz", Stücke, die über alle deutschen Bühnen gegangen und mit ihren kernigen Gestalten, ihrer einfachen Sprache und Handlung, ihrem Humor, ihrer Wahrheit, Innigkeit und Frische Lieblinge des Publicums wie der Darsteller geworden sind.

Um den heilsamen Einfluß der Prinzessin Amalie auf das deutsche Schauspiel seinem ganzen Umfang nach zu würdigen, dürfen wir nicht vergessen, daß, als ihre ersten bürgerlichen Dramen erschienen, das Theaterpublicum einestheils noch unter der Herrschaft der Houwald-Müllnerschen Schule stand, die es an die starken Effecte der Schicksalstragödie gewöhnt hatte, anderntheils durch Raupach beherrscht wurde, der durch barocke Stoffe, Bombast der Sprache und scenische Hülfsmittel zu ersetzen suchte, was ihm an Kraft, Empfindung und Poesie abging. Dieser Unnatur, Gespreiztheit und Ueberladung trat nun in den Lust- und Schauspielen der Prinzessin Amalie ein einfach bescheidenes Genre entgegen, das ohne große tragische Conflicte, ohne Grauen erregende Vorgänge, ohne fein zugespitzte Intriguen zu fesseln wußte.

Daß die Richtung der Prinzessin Amalie von den Anhängern der Romantik wie von dem mißverstandenen Idealismus der Schiller'schen Schule verurtheilt wurde, war natürlich. Aber wie sich neben der Historienmalerei in zweiter Reihe das Genre einen ehrenvollen Platz errungen, so hat sicherlich in der dramatischen Dichtung nach der Tragödie das Familiendrama seine Berechtigung. Auch der Vorwurf des übertriebenen Realismus, der von gewisser Seite den Dramen der Prinzessin Amalie gemacht wurde, ist ungerecht. Realistisch ist nur ihre Darstellung — und nicht zum Nachtheil ihrer Werke — ihre Ziele, ihre Anforderungen sind durchaus ideal. Was ihr *vielleicht* fehlt, ist das Verständniß der Leidenschaft. Ihre Helden sind nie auch nur einen Augenblick in Gefahr, derselben eine Pflicht zu opfern. Vielleicht *will* sie aber auch die Berechtigung der Leidenschaft negiren, denn Pflicht und Recht sind das Einzige, was sie als Triebfeder und Ziel unseres Thuns und Strebens gelten läßt. In dieser Beziehung hat sie die größte Verwandtschaft mit Otto Ludwig, nur daß sie allein die *Lichtseiten* des Lebens erfaßt und darstellt, jederzeit an Versöhnung und Ausgleichung glaubt, während Jener sich in die erschütterndste Tragik vertieft.

So hat denn Prinzessin Amalie eine Reihe heiterer Bilder, liebenswürdiger Gestalten geschaffen, von denen einige sich auf unserer Bühne erhalten haben. Daß die Bedeutung der Dichterin seit den vierziger Jahren mehr als billig vergessen ist, darf uns nicht irre machen. Auch der Geschmack hat seine Ebbe und Fluth, aber im Großen und Ganzen ist das Gedächtniß des Volkes gerecht wie die Geschichte, und in diesem Gedächtniß wird das Andenken der Prinzessin Amalie fortleben.

Digitized by Google

Der Bedientenraub im Opernhause zu Berlin.

Eine Episode aus den alten Berlin von **Georg Hiltl.**

Die großartige und bewegte Zeit, in welcher wir leben, verändert nicht allein die Landkarten, die Herrscher und die Grenzen ihrer Länder, sie geht mit ihren gewaltigen Umwälzungen selbst bis in die kleinsten Hütten und Häuschen. Aus den unwichtigsten Wohnplätzen werden oftmals höchst wichtige Stätten: Ein Lazareth — das Quartier eines Generalcommandos — der Wohnsitz eines großen Kriegslenkers. — Dergleichen historische Denkwürdigkeiten bleiben oft genug an vier Mauern haften, welche vordem von Cossäthen oder Bierwirthen zweiter Classe bewohnt wurden; ja Kuh- und Pferdeställe erhebt der Krieg zu denkwürdigen Stätten für die Nachwelt. Die Milchkammer in Hozitz, wo einst Graf Bismarck wohnte — die Schuhmacherwohnung, in welcher König Wilhelm nach der Schlacht bei Königgrätz schlummerte — und ähnliche Orte werden gewiß in so und so vielen Jahren den durchpassirenden Fremden gezeigt und werfen vielleicht manch' gutes Trinkgeld für den Besitzer ab. — Umgekehrt werden auch viele stolze und großartige Räumlichkeiten „gemeinnützig gemacht" — eine gewiß richtige Bezeichnung; denn sicherlich erhöht die Bestimmung: verwundete Krieger aufzunehmen — Depots für Erfrischungen oder Proviant zu bilden — Kassen für Hülfsbedürftige der in's Feld gerückten Krieger in ihren Mauern zu bergen und dabei auch als Locale zu gelten, in denen die Unterstützungen ausgezahlt werden, den Werth des stolzesten Gebäudes nur noch um ein Bedeutendes. Solchen ehrenvollen Verwendungen ist zur Zeit auch das königliche Opernhaus zu Berlin geöffnet — der Generalintendant der königl. Schauspiele, Herr von Hülsen, hat einen Theil der schönen Localitäten für die hohen Zwecke des König Wilhelm-Vereins gewählt und zur Benutzung einrichten lassen.

Das Opernhaus hat in seinen Räumlichkeiten schon zu verschiedenen Malen neben dem Musendienste auch andere Dienste verrichten lassen müssen und zwar geschahen solche Dienste immer für Mars — dem Apoll auf einige Zeit mit verstimmter Leier weichen mußte, während seine Priester: Sänger, Sängerinnen, Choristen, Choristinnen und die hüpfende Schaar der Zöglinge Terpsichore's, welche sich Jenen so gern anschließt, mit gesenkten Häuptern den Tempel umschlichen, in dessen Mauern sie vor nicht langer Zeit als Römer und Römerinnen, empörte Fischer und enthusiasmirende Fischerinnen, Najaden und Dryaden oder bocksfüßige Pans umher wandelten, sangen, hüpften und die harrende Menge entzückten. Im Jahre 1760 rückte der General Tottleben, der bekannte Russe, in die gute Residenz Berlin und verwandelte — da im Kriege die Musen ohnehin flüchten müssen — das Opernhaus in ein Proviantvertheilungsamt. Das ließ sich immer noch hören; aber 1806, in dem unheilvollen Jahre, belebten das Opernhaus sehr unpoetisch dreinschauende Gestalten — Gestalten, welche zwar auch in Waffen einherzogen, deren Erscheinungen jedoch — wenn man heutzutage die auf uns gekommenen Abbildungen sieht — komisch wirken, was damals allerdings nicht so gewesen sein mag. Im Opernhaus vollzog sich nämlich die Einrichtung der Bürgergarde. Nachdem die Musen wieder ihren Einzug gehalten, vergingen einige Jahre ehe das Opernhaus auf's Neue mili-

Digitized by Google

tairischen Zwecken dienen mußte: 1808 ward es von dem französischen Befehlshaber zu einem Brodmagazin und Getränk-Depot für die französischen Truppen gebraucht — was denn in der That eine ebenso große und wohl noch größere Entweihung der Räume war, als die Verwandlung in ein Proviantamt durch den längst seligen Tottleben. Einem der seltsamsten Zwecke diente aber unser schöner Musentempel im Jahre 1749, also zu Lebzeiten seines großen, unsterblichen Erbauers: Friedrich's des Einzigen. Das Ereigniß ging zwar schnell vorüber und lastete nicht lange auf und in dem Opernhause; allein es war doch von ziemlich ärgerlichen Folgen begleitet und spielte sich in seinem Haupttheile in den dem Apoll geweihten Räumen ab, so daß es zweifelsohne ein Blatt in der Chronik des Opernhauses einnimmt.

Es war die Zeit, welche dem Ausbruche des Siebenjährigen Krieges vorherging. Der König lag nach dem Dresdener Frieden auf der Lauer. Er wußte, daß man bald genug wieder mit Preußen „anbinden werde", er hatte seine zuverlässigen Nachrichten aus Wien und Dresden — und verstärkte deshalb im Stillen seine Armee. Neben diesen militairischen Vorbereitungen pflegte der große König fleißig des Dienstes der Musen. Seine Flöte — seine Feder waren ihnen geweiht und in dem selbstgeschaffenen Opernhause verbrachte er manchen Abend im Anhören der für seine Zeit ausgezeichnet dargestellten Opern. — Da dem Adlerauge Friedrich's nichts entging — da er Alles mit einem scharfen Blicke übersah, war ihm auch eine Versammlung oder ein Menschenknäuel nicht entgangen, der sich in den Gängen des Parterres des Opernhauses bemerkbar machte. Der König hatte, so oft er die Oper am Schlusse verließ, jene Leute verschiedene Male gemustert und dabei den Kopf geschüttelt. Es waren dies eine Menge Bedienten, welche mit Mänteln, Kappen, Schuhen und Laternen bewaffnet in den Foyers umherlungerten, ihre Herrschaften erwartend um sie nach Hause zu geleiten. Die Laternen waren nothwendig — denn in jener Zeit brannten in den Straßen noch keine Laternen und nur an einigen Durchgängen, wie z. B. in dem unpoetischen „Bullenwinkel" schaukelten trübeleuchtende Erhellungsmaschinen in eisernen Ketten. Ob dem Könige beim Verlassen des Opernhauses, als er die bunte Schaar bemerkte, das Müßigstehen auffiel oder ob ihm die Leute selbst auffällig waren, darüber äußerte er gar nichts, sondern erkundigte sich nur, was das da für Menschen seien? Die Antwort fiel aber dahin aus: es wären Diener, welche ihre Gebieter oder Gebieterinnen erwarteten, um sie nach Beendigung der Oper heim zu geleiten. Diese Diener, Läufer und sogenannte Heiducken waren nun ohne Zweifel sehr starke und gutgewachsene Leute, denn gerade zu jener Zeit [illegible] auf stattliche Diener besonders viel, und der König erkundigte sich genau nach den Herrschaften, welchen die kräftigen Gestalten angehörten. Friedrich hatte im Allgemeinen keine sehr günstigen Vorurtheile für die Bedientenwelt und äußerte flüchtig, die Nase rümpfend: „Schade, daß so kräftige Kerle die Aufwärter und Schleppenträger von Frauenzimmern abgeben. Sie gehörten weit besser unter die Soldaten." Es ist nicht festgestellt, wer aus des Königs Umgebung hierauf erwiederte: „Wenn dies Euer Majestät Wille ist, so könnte man die Leute wol dazu bewegen." Hierauf antwortete der König: „Das sollte mir lieb sein." Dieses letzte Wort führte zu einer aus übertriebenem Diensteifer hervorgerufenen Katastrophe, welche ganz Berlin mit Schrecken erfüllte. Die Worte des Königs, sein flüchtig hingeworfener „Wunsch" wurden für Befehl erachtet.

Digitized by Google

Da Friedrich zufällig an jenem Abende die Oper vor Schluß derselben verlassen hatte, traten mehrere Officiere, Ohrenzeugen der königlichen Aeußerungen zusammen und beriethen, in welcher Weise man sich am schnellsten und sichersten durch Erfüllung des Wunsches Seiner Majestät beliebt machen und die Schaar der Bedienten dem Heere des Königs einverleiben könne. Gewohnt in allen Dingen, wo es sich um militairische Erfolge handelte, schleunigst vorzugehen, hatten die bösen Engel der harmlos sich langweilenden Mäntel- und Laternenträger sehr bald ein furchtbares Complot fertig geschmiedet, zu dessen Ausführung ihnen die Mittel sehr nahe bei der Hand lagen. Die Wache vom Regiment Gardes du Corps hatte jeden Abend, an welchem der König die Oper besuchte, Dienst im Theatergebäude — sie lieferte daher ein ziemlich starkes Contigent an Mannschaften für die projectirte Razzia. Außerdem wurde noch eine Verstärkung von den zunächst liegenden Wachen geholt. Niemand ahnte um was es sich eigentlich handelte, und wer diese plötzlich auftauchenden Truppen in dem Dunkel des Abends gegen das Opernhaus heranrücken sah, dem mußten schwarze Gedanken und Muthmaßungen etwa von entdeckten Verschwörungen — bevorstehender Militairrevolution oder dergleichen aufsteigen; denn zum Schrecken der abendlichen Pflastertreter und Heimkehrenden erschienen auch auf dem Opernplatze starke Patrouillen, welche sämmtliche Wagen und Carossen zum Bleiben zwangen — kein Fuhrwerk vom Platze fort ließen, dunkle Reden von Niederstoßen — beim Wickel nehmen — Arretiren — u. s w. führten und dabei mit den Ladestöcken klapperten. Zugleich gewahrte man, daß alle Thüren des Opernhauses militairisch besetzt waren, und daß auf der großen Treppe dem Palais des Prinzen Heinrich (jetzt Universität) gegenüber ebenfalls die bewaffnete Macht Stellung genommen hatte. Zum Unglück der im Opernhause befindlichen Bedienten ahnte Niemand im Publicum das Gewitter, welches sich draußen zusammenzog. Alle Welt lauschte eifrig den Tönen und Trillern von Orchester und Sängern und da es Sitte war, daß das Publicum warten mußte bis der ganze Hof abgefahren, so ward es doppelt leicht, Jedermann, der Livrée trug, festzuhalten.

Dieses Festhalten wurde von den dazu bestimmten Soldaten mit schauderhafter Pünktlichkeit ausgeführt. „Alle Bedienten werden festgepackt", lautete die Ordre und da die meisten Soldaten ohnehin schon eine Malice auf die bequem und sorglos dahinlebenden Lakaien hatten, deren feistes Aussehen Jenen ein heftiges Gefühl des Neides erzeugte — so kann man sich denken, daß die Unglücklichen nicht allzu sanft angefaßt wurden. Komisch bei der Sache war es neben dem oft an das Lächerliche streifenden Diensteifer der Mannschaften und den verdutzten, dummen Gesichtern der Ergriffenen — daß die Schergen den Befehl „alle Bedienten zu greifen" so genau ausführten: daß sämmtliche Livréeträger, gleichviel ob alt oder jung, klein oder groß, gut oder schlecht gewachsen, hübsch oder häßlich — ergriffen wurden, weshalb sich denn ein seltsames Gemisch von Menschenkindern beisammen fand. Aber ohne Zaudern wurden die Leute in Livrée, trotz ihres Heulens und Gegenredens, beim Kragen genommen und haufenweis aus dem Opernhause in die nächstliegenden Wachen geschleppt. Indessen hatten die Veranstalter dieses Tramas doch die Rücksicht, die den Lakaien abgenommenen Laternen an Soldaten zu geben, welche den bereits herbeieilenden Herrschaften nach Hause leuchten mußten. Das Entsetzen der Gebieter war sehr groß — die Besorgniß wuchs mit jeder Minute — Niemand wußte sich die Ursachen

Digitized by Google

dieser gewaltsamen „levée en masse" zu erklären; das Lärmen des herbeiströmenden Publicums vermehrte das Unheimliche der Situation, deren Ungewißheit und Schwierigkeit noch dadurch erhöht wurde, daß nach Abfassung der Bedienten nun auch sämmtliche auf dem Opernplatze in stummer Betrachtung des Spectakels versunkenen Kutscher an die Reihe kamen. Man riß sie von den Kutschböcken, schleuderte die oft mit schwerer Livrée Bekleideten sich wie Fangbälle zu und beförderte sie dann trotz Fluchens und versuchter Gegenwehr ebenfalls in die Wachen. Soldaten stiegen auf die Böcke und fuhren die Besitzer der Equipagen zu ihren Wohnungen. Soldaten, welche nicht vom Bocke fahren konnten, führten die Pferde beim Zaume. Die Herrschaften waren stumm vor Schreck geworden, als rings um sie her die tolle Wirthschaft tobte; aber da vergeblich bei den Soldaten nach einem Grunde, einer Erklärung dieser außerordentlichen Manöver geforscht wurde; mußte man geduldig warten, ob der folgende Tag eine Aufklärung bringen werde. —

So weit wäre die Geschichte nur nachtheilig für die beklagenswerthen Bedienten gewesen; allein sie nahm noch schlimmern Verlauf. Der rasende Diensteifer der Officiere ging schnell genug auf die Soldaten der Garnison über. Wie ein Lauffeuer verbreitete sich unter diesen das Gerücht, der König habe befohlen: es sollten sämmtliche Bediente Berlins zu Soldaten gemacht werden. Diesem Befehle nachzukommen, fingen die Soldaten an, Jagd auf Recruten zu machen. Sie bildeten sich über den Bedientenstand sofort eigenthümliche Begriffe, indem sie Kaufmannsdiener — Barbiergehülfen — Marktträger — Hausknechte — selbst die Notarschreiber zu den Bedienten zählten und während der Nacht sowohl als auch am folgenden Vormittage in die Häuser drangen und viele der vorbezeichneten Individuen gewaltsam wegschleppten. Etwa sechzehn Stunden nach dem ersten Auftritte im Opernhause saßen fast die meisten dienstbaren Geister Berlins in den Wachtlocalen fest. Diese Gewaltacte erregten in Berlin die größte Bestürzung. Die Einwohner glaubten fest daran, daß ein allgemeiner Menschenraub stattfinden solle, und diese Annahme gewann dadurch einige Wahrscheinlichkeit, daß man wußte, der König verstärke — wie oben schon erzählt — seine Armee in aller Stille. Gleichwol wußte man sich nicht zu erklären, wie es zugehe, daß der König seinen vor drei Jahren erlassenen Befehl so ohne Weiteres zurücknehme. Dieser Befehl an den Commandanten Grafen von Hacke lautete: daß kein Mensch in Berlin, es sei unter welchem Vorwande, Schein oder Namen, zum Militairdienst angeworben oder weggenommen werden solle; der König wolle durchaus nichts von dergleichen wissen oder Solches gestatten. Hiermit war die Cantonfreiheit für Berlin ausgesprochen; und nun schien das „Bedientengreifen" der Anfang zur Aufhebung jener Gerechtsame Berlins. Daß dies Alles ohne Willen des Königs vorging; ahnte Niemand. Jeder hielt sich für bedroht und wirklich blieben die Straßen Berlins einige Stunden lang ganz verödet, denn die Bewohner hielten sich in den Häusern verborgen — Läden und Fenster waren geschlossen — eine Beschwerde ward nicht unternommen, weil der König sicher den schärfsten Befehl ertheilt hatte.

Allein der König schloß sich viel zu wenig von seinen Unterthanen ab, als daß ihm solche wunderliche Ereignisse hätten verborgen bleiben können. Er erfuhr schon in den Nachmittagsstunden, wie man seine harmlosen Wünsche zum Entsetzen der Berliner zu realisiren versucht hatte. Das Don-

Digitized by Google

nerwetter brach sogleich los. Der König war so zornig, wie man ihn selten gesehen. Er gab Befehl, die Verhafteten in Freiheit zu setzen und dagegen die Arrangeure des Spectakels in Arrest und zur Untersuchung zu bringen. Der Geheime Rath von Kircheisen mußte die Bürger auf dem Rathhause versammeln und ihnen neben der Erklärung des Mißverständnisses zugleich im Namen des Königs die Versicherung geben: daß Berlins Cantonfreiheit unangetastet bleiben und selbst der schönste oder kräftigste Berliner doch vor dem Militairdienste gesichert bleiben solle. — Es wurde nun sofort wieder lebendig in der Stadt. Die Eingekerkerten: Bediente, Haus- und Kaufdiener ꝛc., erschienen auf den Straßen, wo sie mit ungeheurem Jubel von großen versammelten Massen empfangen und zu ihren Wohnungen geleitet wurden. Die Aufregung wuchs fortwährend, doch geschahen keine Unordnungen. Da aber die Berliner von jeher gern jede Gelegenheit ergriffen haben, irgend ein Fest zu begehen oder doch ihren städtischen Ereignissen einen festlichen Anstrich zu geben, so benutzten sie auch diese Sache, um dem Könige eine Ovation zu bringen, bei welcher Veranlassung sich die Berliner natürlich mehr amüsirten als der König. Das Bäckergewerk hatte wenig Tage früher zwei Innungsfahnen erhalten, welche der König ihm zurückgegeben hatte. Besagte Fahnen waren seit 1731 auf dem Rathhause in Verwahrung geblieben, weil König Friedrich Wilhelm I. Aufzüge, Ovationen und „Solemnitäten derer Gewerke" nicht liebte, „sintemalen solche Excursiones", wie der König sagte, „mit denen Hanneswürsten, Fahnenschmeißern und dazu gehörigen Faxen zur Liederlichkeit und Faulheit allemal führten." König Friedrich II. hatte die Fahnen jedoch dem Gewerke wiedergeben lassen und da sie gerade an dem Befreiungstage der Bedienten vom Rathhause in das Gewerkhaus gebracht werden sollten, benutzten die Bäcker diese doppelte Veranlassung zu einer Feier. Sie hielten mit ihren Fahnen einen Umzug und brachten dem Könige vor dem Schlosse ein „Vivat". Damit war der Hauptact des seltsamen Schauspiels geschlossen. Das Nachspiel ließ aber nicht lange warten.

Der König befahl die Untersuchung betreffs der Urheber des Scandals fortzusetzen und dieselben zu ermitteln hielt nicht schwer. Sie wanden sich aber sehr geschickt heraus: „Berlin" so sagten sie zu ihrer Vertheidigung, „ist eine Grube, auf deren Grunde sich vielerlei Gewürm von zweifelhafter Art umherwälzt. So halten sich daselbst viele Cantonpflichtige aus anderen Städten auf, die expreß nach Berlin kommen, um der Aushebung zu entgehen; solche Gründlinge ziehen lieber die Livréen an; als daß sie dem Könige dienten. Die Angeklagten hätten es sich daher angelegen sein lassen — einmal eine Treibjagd auf verlarvte Cantonnementspflichtige zu machen; das sei der Grund des Spectakels gewesen." Diese geschickte Ausrede muß den König besänftigt haben, der den Proceß niederschlagen und die Acten einfordern ließ. Sicherlich hat er die Ausrede richtig gewürdigt und den Kniff durchschaut. „Es ist diese Affaire eine der unangenehmsten in meiner Regierungsperiode gewesen", pflegte der König zu sagen, wenn die Rede auf den Vorfall kam. Die Bedienten aber blieben seitdem gern in den Vorfluren des Opernhauses, wo sie den Blicken des Königs weniger ausgesetzt waren.

Digitized by Google

1870.

Der Kaiser winkt dem Knaben:
„Geh', lug' ins Land, o Zwerg,
Ob immer noch die Raben
Umkreisen Meinen Berg.

Umnachtet ihr Gefieder
Den blauen Himmelsraum,
Noch hundert Jahre wieder
Träum' Ich den alten Traum.

Doch wenn die Macht des Bösen
Dein Auge nicht erspäht,
Dann will der Herr erlösen
Des Kaisers Majestät.

Dann ist in deutschen Landen
Mit Gott erfüllt die Zeit
Und wiederauferstanden
Des Reiches Herrlichkeit."

Er sprach's. Gar seltsam leuchtet
Sein flammendrother Bart;
Das Auge strahlt, befeuchtet
Von Thränen eigner Art. —

Der Knabe war entsprungen,
Gehorsam, flink, gewandt;
Schon ist sein Ruf erklungen:
„Ich luge tief ins Land.

Und meine Blicke haben,
So weit die Wolken gehn,
Nicht mehr die alten Raben
Den Berg umkreisen sehn.

Es lacht der Himmel heiter
Ob allen deutschen Gau'n!
Doch Schaaren tapfrer Streiter
Sind ringsumher zu schaun.

Von Süden wie von Norden,
In starker Einigung,
An Deines Rheines Borden
Wallt Völkerwanderung.

Im Winde wehn die Fahnen;
Die Deutschen, Mann für Mann,
Gehn auf der Ehre Bahnen
Und Fürsten ziehn voran.

Du sahst wohl keinen vollern
Heerbann bereit zum Sieg:
Wilhelm von Hohenzollern
Führt Deutschland in den Krieg!" —

Da kracht es im Kyffhäuser,
Da loh't es himmelan,
Erlösung ward dem Kaiser,
Gebrochen ist der Bann.

Nun darf Er wiederkommen,
Nun wird Er auferstehn;
Der Morgen ist entglommen,
Den wir noch nie gesehn.

Die Raben sind entschwunden,
Sobald der Hahn gekräht;
Der Hader ist verwunden:
Wir beten Ein Gebet!

Die deutschen Herzen dürsten
Nach Einer Huldigung,
Und unsre deutschen Fürsten
Sehn voll Begeisterung

Aus fremder Herrschaft Banden
Ihr Land und Volk befreit;
Und wiederauferstanden
Des Reiches Herrlichkeit.

Und grüßen Ihn, den Einen,
Der unsrer Rettung Stern — —
Deutschland hat endlich seinen
Erbkaiser, Hort und Herrn:

Es senkt die Deutsche Krone,
Mit Lorbeer frisch umlaubt,
Luisen's Heldensohne
Sich auf das theure Haupt!

L. K. Aegidi.

Digitized by Google

Harmlose Briefe eines deutschen Kleinstädters.

An den Herausgeber des „Salon".

Aus Deutschland im December 1870.

Lieber Freund!

Ich habe die schmerzliche Pflicht, Ihnen den Verlust meiner norddeutschen Bundeseigenthümlichkeit hiermit ergebenst anzuzeigen. Ein schmerzlicher Verlust, für den ich kaum durch die Erfahrung entschädigt worden bin, daß die Frau unsers Cultusministers von Musik auch etwas versteht. Nichtsdestoweniger ist diese Erfahrung nicht gering anzuschlagen. Daß man den Rücktritt eines Professors der Musik vom berliner Conservatorium damit motivirt, daß die Frau des Cultusministers den Rücktritt wünscht und von Musik auch etwas versteht, muß in der That als ein erheblicher Fortschritt in der Geschichte der Menschheit bezeichnet werden. Ich habe mir das so zu eigen gemacht, daß ich alle meine Entschlüsse damit motivire, daß meine Frau auch etwas von der Musik versteht, und es wäre sehr wünschenswerth und richtig, wenn diese Philosophie in den weitesten Kreisen Anhänger fände. Denken Sie nur, lieber Freund, wie viele unnütze Reden, wie viele dickleibige Drucksachen erspart werden könnten, wenn man die Nothwendigkeit eines Gesetzes, oder die Nothwendigkeit, dasselbe zu bekämpfen, lediglich von den Wünschen der lieben Frau Gemahlin abhängig machte. Also z. B. Bismarck bringt eine Bundesanleihe ein; Motive: seine Frau versteht auch etwas davon; Mende bekämpft sie; Motive: seine Frau versteht auch etwas davon. Kurzum, der Satz ist mir zur zweiten Natur geworden. Und wenn ich in eine Discussion verwickelt und in die Enge getrieben werde, so habe ich als letztes Argument immer den siegreichen Satz: „Lieber Freund, meine Frau versteht auch etwas davon." Ich kann Ihnen dieses Mittel für Ihren Privatgebrauch nur zur Nachahmung empfehlen. Und lieber Freund, von Nachahmung versteht meine Frau auch etwas.

Aber trotzdem ist es doch ein eigenthümliches Ding um den Verlust der kaum erworbenen norddeutschen Bundesbrüderlichkeit. Ich fing gerade an, in meinem norddeutschen Bundesschlafrock warm zu werden, da wird er mir ganz unerwartet eines Tages über die Ohren gezogen, und ich werde, ohne daß ich es ahne, in den zwar sehr modern geschnittenen aber noch unbequem sitzenden Frack eines deutschen Reichskleinstädters gesteckt. Gott weiß, wie viel Zeit vergehen wird, bevor ich mich in den neuen Frack und in die neuen Verhältnisse hineingefunden habe. Ich bin ein conservativer Mann und

„Das Neue dringt herein mit Macht, das Alte,
Das Würd'ge schwindet, andere Zeiten kommen,
Es lebt ein andersdenkendes Geschlecht"

Und darin dulde ich keinen Widerspruch; denn vom andern Geschlecht versteht meine Frau auch etwas.

Also deutsches Reich mit deutschem Kaiser an der Spitze. Und Oesterreich (daß Gott erbarm', sollte jetzt heißen Oesterarm) besitzt nicht mehr allein den Vorzug, einen Reichsrath und einen Reichskanzler zu haben, und auch Beust wird zu den zahlreichen Betrübnissen der letzten Monate noch den Verdruß hinzuzufügen haben, daß er nicht mehr der einzige Reichskanzler ist. Auch Graf Bismarck wird diesen Titel führen. Und ein Titel muß uns Deutsche immer erst vertraulich machen. Der Titel wäre also gefunden,

Digitized by Google

gerade wie für die Vogesenarmee. Es fehlt nur noch die Sache. Aber es wird sich ja Alles mit der Zeit finden.

„Was heute nicht kommt, kommt morgen gewiß,
Nur langsam wächst die Eiche,
Und chi va piano va sano so heißt
Das Sprüchwort im römischen Reiche."

Und ich bin allerdings der Ansicht — es würde mir leid thun, wenn ich mich zu dem verehrten Volksvertreter Fritz Mende, der den Humoristen unserer Zeit die gefährlichste Concurrenz macht, in Widerspruch setzte — daß in den letzten fünf Jahren ein redliches Stück deutscher Arbeit gethan ist. Meine Frau ist ganz derselben Ansicht, und von deutscher Arbeit versteht sie auch etwas.

Trotzdem kann ich Ihnen nicht verhehlen, daß ich mir in der seligen, fröhlichen Kinderzeit das Wiedererwachen Barbarossa's und die Wiederbegründung des deutschen Reiches in neuer Kraft und Herrlichkeit etwas weniger nüchtern vorgestellt habe, als es in der Wirklichkeit geschehen ist. Meine jugendliche Phantasie malte sich da ein wundervoll belebtes Bild aus. Ich hörte die Rosse schnauben, die Schwerter klirren, die Trompeten schmettern, die Fahnen rauschen. Und nun ist es so ganz anders gekommen. Dr. Friedenthals Fehler ist es jedenfalls nicht, wenn die deutsche Kaiserfrage nicht mit dem poetischen Prunke aufgeworfen ist, welcher romantischen Gemüthern dabei erforderlich zu sein schien. Dieser Herr Dr. Friedenthal ist wirklich ein kleiner Ausbund von Geschicklichkeit, und wenn Sie jemals in die Verlegenheit kommen, etwas Wünschenswerthes anregen zu lassen, so rathe ich Ihnen dringend, wenden Sie sich an Dr. Friedenthal. Es war gar nicht möglich, die Sache feiner und geschmackvoller einzufädeln, als er es gethan hat. Er erinnerte mich unwillkürlich an den Sonderling, der jede seiner Anecdoten, die er erzählen wollte, mit der Frage einleitete: „Fiel da nicht eben ein Schuß?" Wenn die Befragten erstaunt antworteten, daß sie nichts davon gehört hätten, so fuhr er fort: „bei der Gelegenheit fällt mir eine reizende Geschichte ein", und dann folgte die Geschichte. Genau so machte es Herr Dr. Friedenthal auf der Tribüne des Reichstags. „Fiel da nicht eben ein Schuß?" (Zeichen der Verneinung in der Versammlung.) „Es fiel kein Schuß? Nun, wie wär's denn mit dem Kaiser?" — „Eigenthümlich", versetzte Delbrück, „daß die Kaiserfrage, welche der geehrte Herr Vorredner in dem Aufwallen seiner patriotischen Begeisterung angeregt hat, auch schon den Gegenstand der Verhandlung zwischen den deutschen Fürsten gebildet hat. Ich bin ermächtigt, folgenden Brief des Königs Ludwig dem hohen Hause mitzutheilen." Wer darin eine Absichtlichkeit wittert, wer sich dem schnöden Verdachte nicht verschließen kann, daß Friedenthal die Frage auf höhern Wunsch in die Debatte geworfen habe, der ist einfach unverbesserlich. Einen Widerspruch gegen diese meine Ansicht kann ich nicht dulden, denn von der deutschen Kaiserfrage versteht meine Frau auch etwas.

Aber lassen wir die deutsche Kaiserfrage und sprechen wir von etwas Lyrischerem, z. B. von Weihnachtspräsenten. Ich werde mir nicht den Kopf zermartern, um nach dem üblichen Feuilletonrecept allen möglichen Größen dieser Welt etwas ausgesucht Geistreiches zum Christabend zu verehren. Ich beschenke keine Größe, sondern mich selbst, und ich glaube Sie überzeugen zu können, daß ich mich auch nicht mit etwas ausgesucht Geistreichem zu überraschen gedenke. Ich bescheere mir die dritte Auflage der „Vorhofklänge von einem Wahrheitsucher" (Barmen, bei Langewiesche, 1869), die ihnen jedenfalls bekannt sind.

Digitized by Google

Nicht? Aber, liebster Freund, dann gestatten Sie mir, Ihnen zu bemerken, daß Ihnen die Perlen unserer deutschen Dichtung bisher verborgen geblieben sind. Sehen Sie sich einmal die den Gedichten des „Wahrheitsuchers" vorgedruckten Beurtheilungen an und Sie werden beschämt sein, daß Ihnen der so gerühmte Dichter bisher entgangen ist. Heinrich Kurz urtheilt über den „Wahrheitsucher" (IV. Band seiner „Geschichte der deutschen Literatur", S. 52): „Wo der Verfasser sich in das Reich der Empfindungen und Gefühle versenkt, überrascht er oft durch neue Behandlung bekannter Stoffe, durch wahrhaft poetische Gedanken und glückliche Ausführung." Levin Schücking rühmt an dem Buch „viel Wahres und viel Treffendes". Feodor Wehl in den „Jahreszeiten": „Kühnheit der Anschauung, die frappirt und im Innersten packt, keck aufgegriffene Einfälle und Gestalten, welche uns eine ringende Gigantenkraft zeigen.". Die „Blätter für literarische Unterhaltung" sprechen dem Verfasser „geistige Frische" zu ꝛc. Dies sind nur einige der vielen Zeugnisse, welche für die Tüchtigkeit unseres Dichters sprechen. Er hat sich, wie Sie gesehen haben werden, durch seine „Vorhofklänge" einen dauernden Platz in der Literaturgeschichte erworben.

Da ich nun weiß, mit welcher Gewissenhaftigkeit literarische Kritiken geschrieben werden, so mußten die anerkennenden Beurtheilungen der angeführten Autoritäten allein schon für mich bestimmend sein, um die Bekanntschaft des „Wahrheitsuchers" zu machen. Und ich habe in der That in dem Büchlein, welches bereits eine dritte Auflage erlebt hat, so viel Anziehendes, Neues, Ueberraschendes gefunden, daß ich sofort beschloß, mir mit den „Vorhofklängen" eine kleine Weihnachtsfreude zu bereiten. Uneigennützig, wie ich bin, will ich Sie sogar an dieser Freude theilnehmen lassen und Ihnen aus dem reichen Inhalt der „Vorhofklänge" einige reizende Kleinigkeiten mittheilen.

Der „Wahrheitsucher" ist Vater geworden. Hören Sie, wie lieb, wie innig er seinen Sprossen („Vatergruß", S. 34) anredet:

„Da bist Du nun, da liegst Du nun,
Du frisches Menschenwesen!
Der Mutter gabst Du viel zu thun —
Sie wird mit Gott genesen.

Zum Werkzeug Seiner Schöpferkraft,
Die hier allein zu loben, —
Zum höchsten Stand, zur Vaterschaft,
Hat Gott mich Wurm erhoben."

Bemerken Sie die poetische Feinheit: unter dem „Wurm" versteht man in der Prosa gewöhnlich den kleinen Bengel, in der Poesie aber ist der Vater ganz Wurm, der zum höchsten Stand, zur Vaterschaft, erhoben wird. Und nun mustert der Vater den Erstgebornen:

„Zwei Oehrlein und zwei Aeugelein,
Ein Näschen und ein Mündchen —
Ja, Alles da! — und seht, wie fein!
Nirgend ein Tadelgründchen."

Finden Sie nicht mit mir, daß diese Verse fließen wie das Bächlein auf der Wiesen? Wer möchte wol behaupten, daß der Ausruf: „Seht, wie fein!" nur deshalb da sei, um auf die „Aeugelein" zu reimen, und daß das allerliebste Diminutiv „Tadelgründchen" dem vorher stehenden „Mündchen" sein Dasein verdanke!

Der Dichter der „Vorhofklänge" ist aber nicht nur lieblich, er kann auch sehr energisch sein und für die „ringende Gigantenkraft", von welcher Feodor Wehl's „Jahreszeiten" sprechen, den packendsten, kernigsten Ausdruck

Digitized by Google

finden. So singt er (Seite 50) in einer Polemik gegen „gewisse Apostel der Schönheit“:

„Was ist ein schön Gesicht Euch nütze,
Worin das schönste Auge blinkt:
Wenn Euer Herz wie eine Pfütze
Empor zum blauen Himmel stinkt?“

Der „Wahrheitsucher“ macht dazu selbst die Anmerkung, er wisse sehr wol, daß dieser Ausdruck vielfach als in der Poesie gänzlich verpönt betrachtet werde: er sei aber der Ansicht, daß unter Umständen der Dichter sich auch solcher Wörter bedienen dürfe, und ein solcher Fall scheine ihm hier vorzuliegen. Ich bin ganz dieser Ansicht; es wäre ein Jammer, wenn bibelkernige Bilder, wie „zum Himmel stinkende Pfützen“, aus unserer Literatur verschwinden sollten.

Zuguterletzt — ich muß mich in meinen Auszügen leider beschränken — will ich Ihnen noch eine rechte Freude bereiten und eines der Gedichte — dasjenige, welches mir am meisten gefallen hat — vollständig hier mittheilen. Es führt den Titel: „Von einem heiligen Hündlein“ und steht auf Seite 219 u. f. Es lautet also:

„Ich hab' ein Hündchen, keck und fein;
Ich nenn' es mein Gewissen.
Ich möchte Alles sonst, was mein,
Wol lieber als dieses missen.

Ein Unbekannter schenkt' es mir;
Ich kann's ihm nie vergüten.
Es ist ein kluges, treues Thier,
Geschaffen, mich zu hüten.

Wenn etwas Gutes ich begann,
Vielleicht auch gar vollende,
So blickt mein Thier mich freundlich an,
Leckt wedelnd mir die Hände.

Doch wenn ich, was nicht recht ist, will,
So zeigt es Angst und Beben,
Und knurrt und bellt, und ist nicht still,
Bis ich es drangegeben.

Beacht' ich seine Warnung nicht,
Und handle wirklich böse,
Dann rächt es die verletzte Pflicht,
Mich beißend mit Getöse.

Und läßt nicht nach, bis ich in Reu'
Vergebung mir errungen. —
O, daß so oft ich seine Treu'
Zum Beißen hab' gezwungen!“

Ich habe mich in diese Verse so hineingelesen, daß ich unwillkürlich fortfahre:

„O, daß mich diese Poesei
Zum Beißen hat gezwungen,
Und daß die Kritisirerei
Dem Tollhaus ist entsprungen.“

Und vom Kritisiren versteht meine Frau auch etwas.

Sonst ist nicht viel Neues passirt: Herzog Ernst hat sich in Versailles dem Kugelregen in dem vier Meilen davon entfernten Brie sur Marne ausgesetzt und deshalb das nicht glückliche Eingreifen der Sachsen getadelt, Liebknecht ist einigemal zur Ordnung gerufen, Beust hat ein bischen vermittelt, unaufgefordert, wie er sich hatte, Madrid ist ruhig und — vor Paris nichts Neues, sagt Podbielski. Wie immer

der Ihrige.

Digitized by Google

Bilder und Scenen vom Kriegsschauplatze.

Vom Special-Correspondenten des „Salon" bei der Südarmee.

Aus Versailles.

Und immer noch nicht in Paris! . . .

Wahrhaftig, die Ungeduld eines verehrlichen Publicums in der Heimat, das seit anderthalb Monden schon die Pechfackeln und Reisigbündel zur Anzündung von Freudenfeuern bei der Nachricht unseres Einzuges in die Seinestadt parat hält, kann nicht ärger sein, als die Verstimmung eines unglücklichen Kriegscorrespondenten, der noch lange keine zwanzigtausend Schritte vor den Wällen des großen Babel liegt, und sich Tag für Tag zu dem langweiligsten Garnisonsleben verdammt sieht. Aber was hilft das Murren? Kann ich den biederen Parisern ihre Hundekeulen und Rattenfricassées verzehren helfen, damit der Hunger sie rascher zur Capitulation zwinge? Kann ich Moltke'n den Rippenstoß einer sanften Andeutung geben, er möge doch endlich das von den Berichterstattern aller Zeitungen längst annoncirte Bombardement beginnen lassen, damit der Rentier Pannemann unter den Linden und Fräulein Thekla auf dem Molkenmarkt einmal wieder ein gräuliches Nachtstück à la Wörth, Sedan, Metz oder Straßburg in den Journalen finden? Ich kann ihren Heißhunger nach Sensationsnachrichten nicht stillen, und ich rathe ihnen ernstlich ab sich durch Lectüre dieses Aufsatzes eine sichere Enttäuschung zu bereiten.

Also, man lebt hier in Versailles, trotz der Nähe der feindlichen Forts, die mit großmäuliger Geschwätzigkeit tagtäglich einen Schwall dröhnender Donnergrüße versenden, welches von unseren rastlos fortschreitenden Belagerungswerken mit verachtungsvollem Schweigen erwiedert wird, fast wie in einer kleinen Garnisonsstadt. Etwas theurer und unbequemer zwar, denn ein großer Theil der französischen Bewohner — namentlich des schönern Geschechts — ist ausgewandert, und nicht Jedem sagt es zu, sich in den verlassenen Räumen seine Junggesellenwirthschaft mit eigener Hand einzurichten. Hat man sich aber darein gefunden, sich seinen Kaffee selbst zu bereiten oder von seinem Burschen bereiten zu lassen, Mittags und Abends bei einem französischen Restaurant schlechtes Essen für schweres Geld zu erhalten, Knellercigarren, die in Deutschland kein Handwerksbursche in freier Luft rauchen würde — Dank dem Patriotismus unserer Berliner Speculanten — mit zwei Silbergroschen per Stück zu bezahlen, und dies Stinkkraut im menschengefüllten Café bei einem wässerigen Dünnbier qualmend verkohlen zu sehen: hat man sich mit philosophischer Ergebung in dies Schicksal gefügt, so läßt sich dasselbe zur Noth schon ertragen, besonders wenn man diesen gezwungenen Müßiggang mit dem harten Dienste unserer Vorposten vergleicht, die draußen in Regen und Kälte, in ausgehöhlten Erdlöchern kauernd, Tage und Nächte lang eine gefährliche Wacht halten müssen. Nicht einmal an gemüthlichen Gesellschaften fehlt es im Versailler Standquartier: die Fürsten

Digitized by Google

haben ihr Casino im Hôtel des Reservoirs, dem einstigen Wohnsitze der Pompadour, deren schöne Marmorbüste noch im Vorgemache des großen Speisesaales steht; die Artilleristen haben ihren „Kanonenclub" in den „Grandes Ecuries" der Avenue de Saint-Cloud; und selbst die journalistischen Kriegsbummler trifft man in ihrer hervorragenden Mehrzahl ziemlich sicher allabends in der kleinen Speisewirthschaft des Monsieur Gack (Rue Ducis Nr. 13) bei einem Glase guten Burgunders zu fröhlichem Geplauder versammelt.

In der That, Versailles ist augenblicklich eine deutsche Garnisonsstadt, und es sind nicht die Prachtbauten und historischen Erinnerungen einer entschwundenen Zeit, sondern es ist die Anwesenheit unserer verbündeten Heere und ihrer heldenmüthigen Führer, was dieser Stadt jetzt ihr charakteristisches Gepräge verleiht. Darum sende ich Ihnen nicht die Photographien der Schlösser Ludwigs XIV. und seiner Nachfolger, sondern die hübschen Skizzen, welche einer meiner Freunde, der treffliche Architekt Karl Junk, dieser Tage von den Residenzen des Königs und des Kronprinzen, Bismarck's und Moltke's entworfen hat. Das große Hauptquartier Sr. Majestät des Königs Wilhelm befindet sich in der Präfectur auf der Avenue de Paris — ein schloßähnliches Gebäude, dem man es bei den kleinlich gedrückten Verhältnissen des obern Stockwerks nicht ansieht, daß drei Millionen Francs an dasselbe verschwendet worden sind. Ungleich malerischer ist das Quartier Sr. königlichen Hoheit des Kronprinzen in der Rue Porte-de-Buc, größtentheils eine Schöpfung des Herrn Karl Junk, das inmitten eines reizenden Parks gelegene Landhaus „Les Ombrages", dessen Eigenthümerin, Madame André, schon vor unserer Ankunft zur Flucht genöthigt war, weil der Pöbel von Versailles sie — mit Unrecht — „preußischer Sympathien" bezichtigte. Die Wohnung des Bundeskanzlers in der Rue de Provence ist erst vor Kurzem auf dem Terrain des seit 1851 eingegangenen Jardin des Plantes erbaut worden. Das Haus ist zwar glücklich unter Dach und Fach gebracht und gewährt nach außen einen recht stattlichen Anblick; im Innern ist es jedoch nicht fertig und läßt Mancherlei zu wünschen übrig — ganz wie jener politische Bau, der unserm großen Staatsmanne seinen Ursprung verdankt, und in dessen Räumen es den Brüdern aus Nord und Süd noch immer nicht recht heimisch werden will. Auch das Haus des Grafen Moltke paßt ganz zu dem Charakter des Mannes: wer sollte vermuthen, daß dieser schlichte, scheinlose, halb verwitterte Bau, der sich finster und schweigsam in der Rue neuve hinter der Notredamekirche versteckt, die Werkstatt ist, aus welcher die genialen Feldzugspläne hervorgehen, die den Ruhm der deutschen Waffen in alle Welt tragen?

Aber, lieber Freund, was soll ich Ihnen heute schreiben? Diese Frage quält mich immer noch; denn von kriegerischen Ereignissen vor den Mauern von Paris ist in letzter Zeit nichts zu melden und über den Fortschritt der Belagerungsarbeiten müßte ich schweigen, selbst wenn es mir gestattet wäre, dieselben mit Gefahr meines Lebens in Augenschein zu nehmen. Zum Glück ist mir dieser Tage ein curioses Buch in die Hände gefallen, eine Geschichte des Schlosses von Saint-Cloud, welche auf Befehl des Kaisers Napoleon III. von den Herren Philippe de Saint-Albin, Bibliothekar der Kaiserin, und Armand Durantin verfaßt worden ist. Das Buch wurde am 13. October von einem Hauptmann des dritten Posenschen Infanterieregiments Nr. 58 aus dem von den Franzosen in Brand geschossenen Palaste gerettet, und ent-

Digitized by Google

hält eine historisch treue Darstellung aller merkwürdigen Ereignisse, die sich in den einzelnen Zimmern zugetragen. Ich will das Buch in die Tasche stecken und in den Trümmern des abgebrannten Schlosses historisch-topographische Studien anstellen, deren Resultat mir vielleicht den Stoff zu einem interessanten „Salonartikel" liefern wird.

Da bin ich schon auf dem Wege! In gerader Richtung zur Avenue de Picardie hinausschlendernd, komme ich bald nach dem pittoresk gelegenen Ville d'Avray. Welch' gräßliche Spuren der Verwüstung und des Krieges in dem herrlichen Orte! Ueberall auf der rechten Seite der Landstraße gefällte Alleebäume, Verhaue von Reisigbündeln und Tannengestrüpp, worunter sich Fußangeln und Wolfsgruben verstecken; die hübschen Landhäuser von den Bewohnern verlassen und von Granaten zerfetzt und durchlöchert! Noch wenige hundert Schritte, und ich stehe am Parkgitter von Saint-Cloud. Die schweren Eisenpforten sind geschlossen, dahinter spaziert eine Schildwache langsam auf und nieder. „Ist denn die Welt hier mit Gittern vernagelt?" rufe ich dem wackern Schlesier zu, der hier auf Vorposten steht. „Jawol, Herr! Niemand darf diesen Park betreten, der nicht eine Bescheinigung von Excellenz Blumenthal vorweisen kann, daß er eine militairische Ordre zu erfüllen hat. Auch ist es gar nicht gemüthlich, weiter vorzugehen; Sie müßten mäuschenstill auf Händen und Füßen durch's Gebüsch kriechen und vielleicht brennt Ihnen doch so'n verfluchtiger Franzose eine Chassepotkugel auf den Pelz, oder der „Baldrian" schmeißt Ihnen einen Zuckerhut von achtzig Pfund in die Kaldaunen." Unter so bewandten Umständen konnte ich mich allerdings nur „rückwärts concentriren" und mein Buch im friedlichen Zimmer durchlesen. Da haben Sie, was meine Quelle erzählt *).

*) Der Brief unseres geschätzten Correspondenten im Hauptquartier der III. Armee ging uns diesmal so verspätet zu, daß wir uns nothgedrungen darauf beschränken mußten, hier nur ein Fragment desselben mitzutheilen, während wir uns die Veröffentlichung der nun beginnenden „Erinnerungen an St. Cloud" für das nächste Heft vorbehalten. Die Red. des „Salon".

Druck von A. H. Payne in Reudnitz bei Leipzig. — Nachdruck und Uebersetzungsrecht sind vorbehalten.

Digitized by

Der Salon.

Die quade Grethe.

Erzählung aus dem norddeutschen Flachland.

Von **E. von Dincklage.**

„Nimm den Kessel, mein Junge und trag' ihn auf die Wiese zum Vater, und beeile Dich, mein Junge, und vergiß die Harke nicht, und achte darauf, was Dir Vater befiehlt und denke nicht an Deine eigenen Sachen. Du weißt, mein Sohn, Vater hat einen heißen Kopf und kann es nicht vertragen, wenn Du bei der Feldarbeit an die Bücher denkst!"

Diese sorglichen Ermahnungen wurden dem breitschulterigen Knaben Jan Witte von seiner Mutter zu Theil. Er hörte die in milder Stimme geredeten Worte nicht mit jener bubenhaften Unruhe an, welche zwölfjährige Jünglinge gewöhnlich prickelt und so unendlich lästig macht; nein, er stand ruhig und gesetzt auf beiden Füßen da, faßte mit seiner kräftigen Hand den Kessel und legte die Harke dienstwillig auf die Schulter, sich nicht regend, bis die letzte Silbe verhallt war. Wenn der liebevolle Mutterblick, welcher auf seinen Zügen ruhte, aus minder kranken und getrübten Augen gekommen wäre, als es der Fall war, Frau Witte würde, trotz der gehorsamen Haltung ihres Sprößlings, in seinen blauen, offen schauenden Augen einen unverkennbaren Anflug von Zerstreutheit entdeckt haben, wie denn seine ganze Physiognomie etwas Sinnendes, über sich hinaus Gerichtetes hatte, das der täglichen Praxis des Lebens so wenig förderlich zu sein pflegt. Uebrigens war es ein angenehmes, blühendes Gesicht, das Jan zeigte, namentlich waren Nase und Stirn kräftig und — wenn man den Voraussetzungen der Forscher trauen darf! — wißbegierig gebaut und machten bereits einen vollkommen männlichen Eindruck, während der rothe, glücklich geschweifte Mund und das fein gerundete Kinn einem Mädchen hätten zur Zierde gereichen dürfen. Das Hübscheste an dem Jungen, dem indeß Hände und Füße ganz so wie seinen Altersgenossen häufig genug im Wege standen, war sein gelbblondes, krauses Haar, das er selbst hübsch fand, denn er hielt es über seine Jahre hinaus sorgsam, stets in Ordnung, es hatte sogar einmal der Schulinspector die gelben Locken bemerkt, bei Gelegenheit seiner amtlichen Rundreise und gesagt: „Das sind echte altdeutsche Haare, laß sie mit Ehren grau werden!" Diese wohlgemeinte Anrede zog Jan alsbald bei seinen eigenen Haaren zu einem Studium der altdeutschen Geschichte und der Junge wurde ein fleißiger Besucher aller der Umwohnenden, welche Kenntnisse oder Bücher genug besaßen, seiner Wißbegier entgegen zu kommen: eine unersättliche Wißbegier, die

Digitized by Google

ſich alsbald auch anderer Zweige der Gelehrſamkeit bemächtigte. Ach, warum wird dieſer brennende Wiſſensdurſt faſt ausſchließlich ſolchen Kindern zu Theil, die kaum das tägliche Brod haben und bei denen ſo viel mehr auf die Leiſtungen der Hände, als auf die dürftig rentirenden geiſtigen Errungenſchaften des Geiſtes gerechnet wird?

Jan und ſeine Mutter hatten gar viel von dem heftigen Vater „der verfluchten Bücher“ wegen zu leiden; als der Knabe einſt beklagte, daß die Mutter ſeinethalben ſo viel böſe Tage habe, entgegnete die ſanfte Frau: „Kind, es muß ja irgend etwas zum Streiten da ſein, wär's dies nicht, ſo wäre es 'was Anderes!“

Sie ſagte das ruhig ohne Bitterkeit, und Jan, der bereit war, der Mutter zu Liebe den Büchern zu entſagen, ſah ein, daß ſie recht hatte und las nach wie vor in jeder freien Minute, verſteckt auf dem Heuboden oder in irgend einem Schoppen, ſogar in grünen Eichenwipfeln verborgen. Die Mutter ſchätzte ſeine Lernbegier, *nicht* weil ſie dieſelbe verſtand, ſondern weil ſie ihn ſo ſehr liebte. Sie hatte viele Kinder verloren und war arm und faſt blind. Nicht daß die Wittens arm waren, drückte ſie; es gab Leute im Dorfe, die für noch ärmer galten. Das Schlimme beſtand darin, daß ſie *verarmt* waren. Der Hausvater ſagte im finſtern Groll gegen das Schickſal: „Wir haben ſo viel Unglück gehabt wie ſonſt gar Niemand im Kirchſpiel!“ und er bäumte ſich gegen jedes neue Mißgeſchick, gegen den Regen, der ſein Heu verdarb, gegen den Nachtfroſt, welcher die Ernte beeinträchtigte, gegen die Vergänglichkeit ſeiner Kleidungsſtücke, ja gegen das langſame Erblinden ſeiner Frau — er konnte ſich nie und über gar nichts mehr freuen, ſo überlaſtet war die Wagſchale ſeiner Prüfungen. Verfeindet mit den Schickungen, mit den Menſchen, mit ſich ſelbſt, lebte und ſchaffte er weiter, haſtig und erfolglos, als geſchähe es zum Trotz. Dieſe zähe, zähneknirſchende Natur hatte ſelbſtverſtändlich die Lebensgefährtin zu Boden gerungen. Wer in Frau Mariannen's Geſicht ſchaute, der ſah, wie beim Anblick eines zerklüfteten Thales, ſofort rückwärts, um zu erſpähen, welches Wildwaſſer, welcher Orcan die Blüthen entwurzelt, die Pfade unterwühlt habe. Es war eins dieſer ängſtlichen, duldſamen Ehegeſichter, wie ſie Unvermählte faſt nie zeigen. Die blauen Augen waren matt und zum Aufſchauen unfähig, in den tiefliegenden Ecken derſelben war immer eine kleine, helle Thräne, die geduldig des Abtrocknens harrte — das kam von der Augenkrankheit. Die hellblonden Haare trug ſie über der hohen, viel gerunzelten Stirn unter die Haube geſtrichen, die Form des Antlitzes war mager und knochig, Mund und Kinn ungemein klein. Die ſchmalen Lippen ſchienen nicht nur in gewöhnlicher Art ängſtlich geſchloſſen, ſondern auch die äußeren Winkel zogen ſich nach innen zuſammen, was ſich gar furchtſam ausnahm. Einſt mochte dieſer Mund recht hübſch geweſen ſein, damals als er noch lachen konnte. Alte Leute erinnerten ſich, daß Witte ſeiner Marianne das Ehegelöbniß abrang, indem er ſich das Meſſer auf die Bruſt ſetzte und ihr die Wahl ließ, eine Leiche oder einen Bräutigam vor ſich zu ſehen. So fing die Ehe gleich mit Schrecken und Drohung

Digitized by Google

an. Als junger Ehemann war Witte so „geck“ verliebt, daß er alle jungen Männer des Dorfes nach und nach mit seinen eisernen Fäusten durchwalkte und zerbläute, nur in Gedanken der Möglichkeit, Marianne könnte sie wohlgefällig ansehen. Unglücklicher Weise war sie immer gehorsam und seine Launen wuchsen zur Tyrannei heran.

Man sollte denken, die unterdrückten, anscheinend schwachen Personen müßten weiche, unbedeutende Züge haben, und doch ist das selten der Fall; ja, sie besitzen manchmal, wie auch Marianne, geradezu heroische Nasen und hohe ausdauernde Stirnen — sie sind ja auch Helden, passive Helden, deren Siege statt mit Lorbeern mit Dornen gekrönt werden. Von Marianne wußte, oder ahnte doch wenigstens ein Sterblicher, daß sie eine Heldin war; dieser einzige Eingeweihte war ihr Sohn! Er stellte seine alte stille Mutter neben die Engel und die Heiligen des Himmels. Der Sohn einer solchen Mutter mußte wie ein Auserwählter durch's Leben gehen — ihretwegen!

Wol kann ein guter, großherziger Knabe seine freie glückliche Mutter zärtlich lieben; aber eine Freudlose, Gequälte faßt mit der frommen linden Hand die Kindesliebe bis in die tiefsten Wurzeln. Jan hatte, so lange er lebte, seine Mutter auch nicht eine Secunde etwas thun sehen oder sagen hören, das nicht von milder Würde und tiefstem Gottvertrauen gezeugt hätte. Er besaß schon früh das Gemüth eines Mannes und sah vor sich ein tadelloses Weib. Dies vollkommenste Menschenwesen aber war zu einem Martyrium verdammt, das dem Sohne, der ihr nicht helfen konnte, unendlich peinlicher erschien, als es in der That war; denn Marianne war ihren Eheherrn nicht anders gewohnt, sie hatte die Erinnerung seiner einstigen Liebe zu ihr und er mußte doch auch sehr darunter leiden, daß sie jetzt hinfällig und fast blind wurde — das entschuldigte den armen Mann.

So ist die Frau, welche den Knaben Jan mit dem Kaffeekessel und ihren Ermahnungen auf die Wiese zu seinem Vater schickte. Jan schritt mit den besten Vorsätzen in schweren Holzschuhen seines Wegs; da er indeß eine Hand frei hatte, war es wol kein Unrecht, mit ihr aus der Tasche seines Leinenwamses ein altes Legendenbuch zu ziehen und in demselben, immer im Sande vorwärts gehend, zu lesen. Die fromme Lectüre führte folgerichtig auf die Erwägung: welcher heilige Johannes der Schutzpatron seiner Wahl werden sollte. Da stand, im härenen Gewande, Johannes der Täufer, der auch eine fromme Mutter hatte und voll ernster Kraft und demüthiger Selbstentsagung seine Sendung vollführte. Wie verlockend war aber auch der Jünger Johannes, der lockige Jüngling mit dem gottbegeisterten, liebewarmen Herzen! Johannes von Nepomuk, der edle Bischof von Prag, verdiente wol nicht minder der Nacheiferung; wenn man Alles recht erwägen wollte, war eine Entscheidung in der That nicht leicht. Jan kehrte noch einmal nachdenklich zum Täufer zurück und hatte ihn eben auf Seite 31 gefunden, als ein: „Pst! Pst!“ neben ihm ihn aus seiner Träumerei aufschreckte und zugleich eine kleine kräftige Hand sich des Kessels, den er trug, bemächtigte.

Digitized by Google

„Wenn Du nicht beſſer aufpaſſeſt, Jan, ſo wird Dein Vater ſicher keinen Kaffee bekommen, halb haſt Du ihn ſchon ausgeſchüttet!“ rief das kleine Mädchen, das ihn unterbrochen hatte und jetzt rüſtig neben ihm fort ſchritt

„Gieb mir nur den Keſſel zurück, Grethe“, bat der Knabe beſchämt, „ich werde jetzt vorſichtiger ſein, Du haſt ja ſelbſt ſchon das Vesperbrod für Deine Leute zu tragen!“

„Pah, daraus macht ſich eine ordentliche Bauerntochter nichts, ich gehe in's zwölfte Jahr, Jan, ich bin kein Kind mehr!“

Der blonde Junge ſah das Mädchen nachdenklich, faſt ſtaunend an. Sie war beinah eben ſo groß als er ſelbſt, gerade gewachſen, drall und das, was der Landmann ſo bezeichnend „flörig“ nennt. „Flörig“ heißt nicht blumenhaft, ſondern blumig, und hat keine geiſtige, nur eine ganz äußerliche Bedeutung. Grethe war ein Füchschen und hatte neben den üblichen Schönheiten der Rothhaarigen, der feinen Hautfarbe, den klaren blauen Augen und vollen Lippen, zugleich die Energie und Sinnesſprödigkeit, zu denen hartes, rothes Haar geneigt iſt. Kommt es daher, weil der „Voß“ von Jugend auf ſtets unverſchuldeter Weiſe geneckt und gehänſelt zu werden pflegt, oder hat das landläufige Sprichwort: Rothe Haare und Erlenholz wachſen auf keinem guten Boden! — einige Berechtigung? Grethe war ein hübſches, geſchicktes und wohlhabendes Mädchen und der Verzug ihrer Eltern. Bei alledem mied man den „Voß“ gern und man hatte ihr noch einen zweiten, viel ſchlimmern, weil nicht unverdienten Spitznamen gegeben, ſie hieß gemeinhin: „Die quade Grethe!“

Die Bezeichnung „quad“ iſt nicht gerade mit „böſe“ zu überſetzen, man giebt ſie ſchon kleinen unartigen Kindern; doch ſchließt ſie jede Sanftmuth aus und man würde ſie vielleicht mit: „frech!“ oder „boshaft“ annähernd überſetzen. Das Wort „quad“ wurde hiſtoriſch durch eine frieſiſche Häuptlingsfrau, welche in der Weltgeſchichte wie in der Tradition als „quade Folke“ aufgeführt wird.

„Ich wußte, daß Du daher kommen würdeſt“, nahm Grethe wieder das Wort, mit jenem Ton von Dreiſtigkeit, der ihr eigen war, „deshalb wartete ich hier im Eſch. Wenn das mein Alter ſähe, er zerſchlüge mir die Knochen im Leibe; weißt, Jan, in der Heuzeit ſind ſich unſere Väter noch mehr ſpinnefeind wie ſonſt im ganzen Jahre! Geh' nicht ſo in Gedanken, dummer Junge; habe ich hier ſo lange geſeſſen, damit Du jetzt dahin trittſt wie ein Storch und kein Sterbenswort ſagſt?“

„Du biſt doch gleich wie Feuer in Flachs, Ete; wenn Du Deinen Schnabel nicht ſtill hältſt, wann ſoll ich ſprechen? Aber da es Dein Vater nicht will — weshalb gehſt Du dann mit mir?“

„Narr, weil es der Alte verboten hat und weil es ſchnurrig iſt, Dich von Deinen Büchern und Leſereien reden zu hören, und weil — ja weil Du der hübſcheſte Junge im Dorfe biſt und noch dazu unſer Nachbar! Mir iſt's einerlei, ob Du arm biſt; das Leidenmögen iſt die Hauptſache!“

Digitized by Google

„Ja", entgegnete Jan nachdenklich, „Du biſt beſſer gegen mich als gegen die anderen Kinder!"

„Die Kröten —!" rief Grethe, „meinetwegen mögen die Hexen ſie holen, ich frage nichts nach ihnen, ich frage nach Niemand als nach Dir, Jan, und wenn wir groß ſind, Jan. dann heirathe ich Dich!"

„Nein, Ete", ſprach Jan ernſthaft, „das kann nimmer nicht geſchehen!"

„Nicht geſchehen? Weshalb nicht? Weil unſere Eltern in Feindſchaft ſind? O, ich werde ihnen was flöten! Wenn wir unſern Kram zuſammenwerfen, dann iſt's einerlei, ob die Wieſe eigentlich Euch oder eigentlich uns gehörte; laß mich nur machen, mein Burſche. Du biſt mir reich genug und wenn Du nichts Anderes haſt als Dein zerriſſenes Wamms da!"

Jan blickte verlegen auf ſeine defecte Jacke und entſchuldigte ſich: „Weißt, Ete, Mutter hat ſchlimme Augen und kann nicht mehr nähen!"

„Nun was weiter? heute Abend hängſt Du den Flicken auf Euren Gartenzaun und ich bringe ihn Dir morgen in der Früh' in Stand. So wie Du biſt, mag ich Dich nicht mehr umher gehen ſehen!"

„O, ich weiß, Du biſt kundig, Du nähſt wie ein Schneider, ich danke Dir auch vielmals; aber wenn auch unſere Eltern in guter Nachbarſchaft lebten und ich ſo viel Geld hätte, als nur Einer, ich kann doch niemals heirathen — niemals, Grethe!"

„Findeſt Du ein anderes Mädchen „flügger" als mich?" fragte Grethe gereizt.

„O gewiß nicht, Grethchen, gewiß nicht, ich glaube wol Du biſt ein hübſches, ſchickſames Mädchen; aber weißt Du, ich will geiſtlich ſtudiren!"

„Du?" ſpottete Grethe, „Du willſt Student werden, wie Brinckmann's Albert? Aber weißt Du denn nicht, daß das Studiren einen Haufen Geld koſtet?"

„Ja — ja —!" ſeufzte Jan trübſelig, „ich weiß es, aber ich rechne, es kommt eine Hülfe von Gott —! Ich möchte doch — ich möchte doch!" er drückte die Hände, wie in tiefer Sehnſucht auf die Bruſt und richtete den Blick nach Oben.

„Die Hülfe ſoll, wie ich hoffe, wol ausbleiben!" meinte Grethe in ihrer kaltherzigen Weiſe. „Sieh nicht am hellen Tage in die Sterne und nimm Deinen Keſſel, damit die Alten nicht merken, wir hätten zuſammen geredet — ſieh, ſieh! da wühlt Jeder wüthend in ſeinem Heu herum und flucht im Herzen auf den Andern, zwiſchen ihnen ein kleiner „Schloot" und die Hecke, ſonſt hätten ſie ſich ſchon todt geſchlagen — iſt es nicht zum Kranklachen?"

„O nein, gar nicht; wie kann man über Unfrieden lachen, Grethe?"

„Unfrieden muß ſein, Jan, wie der Sturm ſein muß und die Mücken und alles Schlimme. Vergiß nicht Dein Wamms hin zu hängen. Adje, ich krieche hier durch die Büſche!"

Als Jan ſeinen Vater gewahrte, bemühte er ſich, eine ſichere, eilige

Digitized by Google

Haltung anzunehmen, und kaum waren die Lebensmittel abgeliefert, als er mächtig anfing zu rechen und zu arbeiten. Wenn er sich Mühe gab, hatte er, wie sein Vater meinte, einen guten „Schlag", aber die Freude an der Arbeit fehlte. Vater Witte war ein dunkler, vergrämter Mann. Er war kein böser oder schlechter Mann, bewahre! Ja, wenn er sich irgend welcher Schlechtigkeit bewußt gewesen wäre, dann hätte in all' den Widerwärtigkeiten seines Lebens doch eine Gerechtigkeit gelegen; aber jetzt ward er gestraft und heimgesucht und konnte nicht ersinnen, weshalb? Er wußte so viele Andere, die das Schlimmste verdient hatten und Denen es besonders gut ging — unter den Andern war sein Nachbar gemeint, Grethe's Vater, dem eine ihm verpfändete Wiese Witte's nach langem Processiren zugesprochen war — jene Wiese, die in jedem Jahre zur Zeit der Heuernte einen erneuten Anfall von gelinder Hundswuth über den einstigen und den jetzigen Besitzer brachte. Keiner der Väter hatte jemals etwas von Romeo und Julie und deren feindlichen Familien gehört — sie waren daher sicher, als Gegner in die Grube zu fahren. Während der Arbeit brummte Vater Witte eine Reihe von Klagen die, so lange Jan zurück denken konnte, sich jedes Jahr beim Heumachen wiederholten und dadurch eine traditionelle Würde erhalten hatten. Die Familienfehde war nämlich schon vor des Knaben Geburt ausgebrochen; Jan und Grethe durften sich als Erbfeinde betrachten, ein Wort, das die deutsche Sprache in tadelnswerther Vorliebe cultivirt, indeß die Bezeichnung Erbfreund so gut wie gar nicht existirt. Jan horchte nur scheinbar auf die Anschuldigungen seines Vaters und sammelte seine Aufmerksamkeit erst wieder vollständig, als derselbe sprach: „Ich freue mich darauf, wenn Du erst allein die Arbeit besorgst, dann brauchen meine Augen die „Wische", (Wiese) die uns gestohlen ist, nicht mehr zu sehen!"

Jan hatte sich sein Leben lang vor seinem Vater gefürchtet; nicht aus persönlicher Feigheit, aber mit der Abneigung höher gestimmter Gedanken vor dem Lärm und Wirbel kleinlicher Erregungen. Seit er heute vor dem jungen Mädchen einen Entschluß ausgesprochen, dem er zum ersten Male rückhaltslos Worte gab, schien er sich seinem künftigen Berufe bereits anheim gegeben; er schaute offen in die finsteren Züge des grollenden Mannes und sagte freundlich: „Es thut mir leid, Vater, daß ich Euch darin nicht werde helfen können, denn mit Gottes Hülfe gedenke ich geistlich zu werden!"

Witte verstummte vor Erstaunen über die Kühnheit und Bestimmtheit seines Kindes; seit vielen Jahren hatten die Seinen nie einen directen Widerspruch gewagt. Jan blickte ihn noch immer an in jener fest auf die Fußsohlen gestemmten Haltung, welche der Erwartung einiger tüchtiger Ohrfeigen vorausgeht; aber die Ohrfeigen kamen nicht, der Alte mußte sich erst die grenzenlose Thorheit seines Sprößlings recht klar machen und dann sagte er mit dem Versuch eines bittern Lächelns: „Johannes, mein Sohn, das ist Kinderei! Von mir aus ist es unmöglich, Dir das Geld zu geben und wenn es da wäre, so müßten ich und Mut-

Digitized by Google

ter auf unſern alten Tag verhungern, wenn Niemand bleibt für uns zu arbeiten!" Er ſagte das ungemein gelaſſen und ſein Sohn machte eine neue Entdeckung, eine Entdeckung, der er athemlos vor Ueberraſchung gegenüber ſtand: man konnte ſeinem Vater imponiren!

Jan war ganz bedrückt über dieſe Thatſache und doch auch wurde ihm ſo froh und hoffnungsvoll. Wie erhaben mußte ein Beruf ſein, deſſen bloße Erwähnung ſeinen zornmüthigen Vater ſtill und friedſam ſtimmte! Und dennoch — es ſchien unmöglich die zwei Gegengründe des alten Witte zu überwinden.

Unmöglich? O, wie leicht ſehen ſelbſt die Kühnſten unter uns Unmöglichkeiten, welche eine höhere Macht hinweghebt, als gälte es nur ein Stäubchen fortzublaſen. Eben in dieſer Stunde ſtieg ein Gelübde zu den Wolken empor, das Jan's innigſten Wünſchen Thür und Thor erſchloß.

Unter allen mageren Tanten, „Möken" genannt, des Dorfes — mehr oder weniger war das ganze Dorf mit einander verwandt! — befand ſich eine einzige dicke Möke. Daß ſie ſo behäbig einherſchritt war kein Zufall; o nein, ihre Corpulenz war ein ebenſo untrügliches Zeichen ihres Reichthums und behaglichen Lebens, wie bei den Chineſen der Knopf und die Pfauenfeder ein Zeichen hohen Ranges ſind. Reich, unabhängig und gutmüthig ſein, ſchafft in allen bewohnten Erdzonen unfehlbar einen Kreis von Nachtretern und Nachbetern, deren Speculationstalent ſich, je nach dem innewohnenden Schick, entfaltet. Lisbeth-Möke nahm im Dorfe eine wahrhaft olympiſche Stellung ein; ſelten täuſchten ſich die Bittſteller über die Bereitwilligkeit der reichen Wittwe, ihnen beizuſtehen, faſt regelmäßig aber täuſchte ſich die Wittwe über den Grad der Dankbarkeit ihrer Bittſteller. Vorher waren ſie ſtets eitel Erkenntlichkeit, nach der Hülfe aber wurden ſie alsbald lau und gingen ihrer eigenen Wege. Das ärgerte Lisbeth-Möke, denn ſie liebte es gefeiert zu werden und ihre Rathſchläge befolgt zu ſehen; es ſchien ihr ein wahres Unrecht, wenn die Leute ſich nicht um ſie bekümmerten, oder gar in Noth waren, ohne ihre Hülfe zu ſuchen. Dieſer Vernachläſſigung hatten ſich die Wittens im höchſten Grade ſchuldig gemacht, obwol ſie noch im ſechſten Geſchlecht mit Lisbeth-Möke verwandt waren. Sie redete daher nicht gern von ihnen oder ſagte höchſtens: „Das ſind eigene „ſture" Leute!" „Stur" heißt wörtlich „ſteil", wir könnten es „ſtarr" überſetzen. Andere Verwandte, die minder „ſtur" waren, umgaben deſto eifriger die werthe Bäuerin; ja ſie war vermocht worden, einen Neffen kindesgleich in ihr Haus zu nehmen und denſelben geiſtlich ſtudiren zu laſſen. Da ſie ſelbſt kinderlos war, konnte nichts ihr Haus höher ehren, als wenn nun dennoch ein Diener Gottes aus demſelben hervorging. Zu dieſem Behuf wurde Casperchen Dormann mit einer grünen Schülermütze und mehreren Tuchröcken ausgeſtattet, und ihm ſelbſt anheim gegeben, ſeinem Kopfe die tiefen Lehren der Quarta zu eigen zu machen, was er in den Ferien betheuerte, beſtens gethan zu haben — obwol ſeine Zeugniſſe das Gegentheil betheuerten. Das unumſtößliche Reſultat der

Digitized by Google

neuen Laufbahn war indeß eine große Tabakspfeife und eine Rechthaberei, welche, nach dem Ausspruche des Großknechtes, „noch über das Hundebellen ging!“ so wenig gönnte sie Andern das Wort. Als Casperchen Untertertia erklommen hatte und die grüne Mütze mit einer rothen vertauscht, da war seiner Aufgeblasenheit kein Maß und Ziel mehr; er meinte seine Wohlthäterin müsse ihm für den geistigen Glanz Dank wissen, welchen er über ihre fette Person, die Freundschaft, ja das ganze Dorf verbreite. Es gab kleine Reibereien, aber die natürliche Gelassenheit der Pflegemutter trug stets den Sieg davon. Heute, an dem Tage, wo Jan Witte die Hand der quaden Grethe ausschlug und seinem Vater imponirte, da brachte es Casperchen dahin, seine Tante in wirklichen Zorn zu bringen. Die brave Frau brannte eben Kaffee, ein Geschäft, das mit größtem Ernste und tiefer Einsicht betrieben wird, denn die gute Kaffeestimmung einer oder mehrerer Wochen hängt von dem Gelingen, von dem Mittel-, Dunkel- oder Tiefbraun der Bohnen, von ihrem Platzen, Schwitzen ꝛc. ab. Lisbeth brannte also mit gewiegter Erfahrung ihre Bohnen, als ein Kuhkäufer kam, welcher einen Handel machen wollte, den die Hausfrau persönlich zu leiten hatte. Dem hoffnungsvollen Tertianer wurden indessen die kostbaren Südfrüchte anempfohlen. Der Viehhandel zerschlug sich, als die Bäuerin, schon gereizt, zu ihren Bohnen zurück eilte — da fand sie die geräumige Küche von einem brenzlichen Geruch erfüllt, über den Heerdflammen hing regungslos der eiserne Kaffeebrenner und neben demselben saß rauchend der Tertianer, die Mütze auf dem Kopfe, frechen Hohn auf den Lippen.

„Warum hast Du den Brenner nicht gedreht, wie ich Dir befohlen habe?“ fragte, mit anscheinend ruhiger Stimme Lisbeth.

Casperchen erkannte leider nicht, daß dies die Ruhe vor dem Orcan sei und entgegnete mit der Miene höchster Würde: „Weil es sich nicht paßt für einen Studenten, solche Mägdearbeit zu verrichten!“

Mägdearbeit — das war der Tropfen, der den Eimer überfließen machte, der Strohhalm, welcher des Kameeles Rücken brach. Lisbeth-Möke ließ den Kaffee getrost zu Kohlen brennen, schritt an die Thür, öffnete dieselbe und sprach: „Geh da hinaus und unterstehʼ Dich nicht, jemals wieder herein zu kommen!“

Der Junge ließ die Pfeife fallen, schwankte wie betrunken einige Schritte und sank dann vor ihr auf die Knie. Aber wenn gelassene Naturen endlich in Harnisch kommen, dann sind sie bis in den letzten Nerv empört, dann siedet Ihr letzter Blutstropfen: „Gehʼ“, wiederholte die Tante, „es ist besser Du lernst arbeiten!“

„Möke“, stammelte der Junge, „Ihr werdet keinen geistlichen Studenten haben, wenn Ihr mich fortjagt!“

„Keinen Studenten, Du Kiekindiewelt? Sei ruhig, morgen habe ich einen Andern — gehʼ!“

Caspar gab sich und seine stolzen Hoffnungen verloren und taumelte hinaus, in seiner Verwirrung aber gerade gegen den alten Witte, welcher mit Jan vom Heu zurückkam.

„Casper", rief die alte Frau: „bleib stehen!"

Casper athmete wieder; nein, sie konnte sich nicht von ihm trennen.

„Vetter", redete Lisbeth den alten Witte an, „ich habe da meinen Studenten weggejagt. Wie man redet, hat Euer Jan Sinn an den Büchern und ist gehorsam alle Wege — wenn Ihr mir den Johannes zum Studiren gebt, so kaufe ich Euch Eure Wiese vom Nachbar zurück. Ihr habt mich nie um 'was gebeten, so will ich sehen, ob so stille Leute meine Gutheit besser ertragen, als die Andern, die nie genug bekommen — Casper, Du kannst jetzt gehen!"

Vater Witte nahm diese Einmischung in seine Familienangelegenheiten in keineswegs rosiger Laune auf; im Gegentheil, kanzelte er die Wohlthäterin tüchtig ab, indeß diese mit eingestemmten Armen gemüthlich zuhörte und als er schwieg, nur entgegnete: „Den zweiten Schnitt könntet Ihr schon dieses Jahr haben, Vetter!"

Dieser Vorstellung widerstand der alte Hypochonder nicht — den zweiten Schnitt von seiner einstigen Wiese! — für den Preis war selbst ein Witte käuflich, wenn auch nicht dankbar. Er knurrte zornig: „Auch dahin bringt mich der verfluchte Nachbar, daß ich Almosen annehmen muß!"

Der Nachbar war einmal Witte's Sündenbock und Blitzableiter, natürlich wurde auch jetzt das beginnende Studententhum Johannes' auf das Kerbholz des Nachbars verzeichnet. Marianne Witte weinte an diesem Tage eine Freudenthräne: „Vater hat Recht", flüsterte sie ihrem Knaben in der Ecke des Viehstalles zu, „wir Alten werden jetzt ganz an den Bettelstab kommen, aber ich bringe dieses Opfer mit Freuden, ich trage ja um Gottes- und Deinetwillen was da kommt; Er, Du weißt es, wäre ja doch nie zufrieden, ob Du nun bleibst oder gehst — halt nun fest, Johannes, halt fest! Ich habe kein anderes Wort für Dich, so lange mein Athem geht und aus dem Grabe heraus!"

Das war des Sohnes Priesterweihe und als er sie hinaus trug in den mondenlicht-erfüllten Garten, da schlüpfte eine behende kleine Gestalt durch die Hecke, zwei warme pulsirende Händchen griffen nach dem seinigen und Grethe's Stimme lispelte:

„Du wirst nun Alltags im Sonntagsrocke gehen und nicht mehr arbeiten und klug und gelernt werden — aber sie sollen Deine gelben Haare nicht abscheeren — denn Du gehörst mir!"

Ehe noch eine Antwort erfolgen konnte war sie fort und der Sohn floh wie entsetzt zur Mutter, um sich an den Blick ihrer armen trüben Augen gleichsam zu reinigen von dem, was im Mondenschein über ihn gekommen war. Gab es denn keine Schranken für dieses Mädchen?

Als Johannes Witte das katholische Gymnasium der Provinz bezog, saßen in seinem Heimatdorfe drei Frauen gleich den drei Parzen und spannen an seinem Schicksal. Lisbeth-Möke hatte von ihrem neuen Schützling allbereits eine Menge Legenden erlernt und wünschte oft anno domini geboren zu sein, wo, wie sie jetzt erfuhr, alle lieben Heiligen

Digitized by Google

lebten; aber anno domini war jetzt wol schon seit vielen hundert Jahren vorüber!

Indem Johannes mit unermüdlicher Ausdauer aus den niederen Classen des Gymnasiums sich in die höheren hinaufarbeitete, reckte und dehnte sich unvermerkt auch sein Körper, bis über sechs Fuß und zwei Zoll hinaus. Kraft, Gesundheit und eine freie, schuldlose Seele leuchteten aus seinen Zügen, seine frischen Farben und die stets ausgewachsenen Röcke ließen ihn jünger erscheinen als er es, reif für die Universität und die meisten Männer an Länge überragend, sein konnte.

Seine drei irdischen Schutzpatroninnen waren voll Bewunderung ihres Johannes — es fiel Niemandem ein ihn noch Jan zu nennen —; mit seinem himmlischen Schutzpatron war aber unser Student noch immer nicht recht im Klaren. In seiner Schülerwohnung, dem engen und unfreundlichen Hause eines Schusters voll Ledergeruch und rauchenden Kaminen, umschwebte ihn der ascetische Täufer aus der Wüste; aber daheim, im grünen Dorfe, seiner Mutter, der Lisbeth-Möke und der großgewachsenen, rosigen Grethe gegenüber, da fühlte er wie der Jünger, dem die schmerzensreiche Mutter mit dem Schwerte im Herzen in die Arme gelegt wurde. Wie verstand er seine beiden Mütter, Marianne und Lisbeth, so gut! Wie still und demüthig wurden diese Matronen bei seinen lehrreichen Erzählungen! Sie fühlten sich vor ihm wie in der Kirche — aber Grethe, nein, Grethe verstand er nicht; vor ihr war er linkisch und seine Röcke schienen ihm plötzlich noch enger als eben zuvor. Grethe war eine tüchtige, unerbittliche Haushälterin geworden, sogar ihre Eltern fürchteten sich vor ihr und arbeiteten gekrümmt und hinfällig um sie herum. Unterdrückte Alte sehen so leicht hinfällig aus. Grethe wollte und that immer das Rechte. Alles leuchtete an ihr, die Haare, die Kleidung uud ihre Handlungen; man sagte, sie wäre „kreck", was soviel heißt wie: immer am Fleck! — Sie wußte, daß ihr Niemand einen Vorwurf machen konnte. Am wenigsten Johannes, den sie, wenn die Ferien zu Ende waren, mit selbstgebackenen Rockenzwiebäcken, einer großen, in Kohlblättern verwahrten Butter, einem Körbchen Eier ꝛc. versah; sie wetteiferte in seiner Verproviantirung mit Lisbeth-Möke, so daß er dahinging wie ein terminirender Bettelmönch und die Schusterfamilie in den ländlichen Reichthümern schwelgte, die ihr Miether heran schleppte. Obgleich es Johannes keine Freude machte, daß die Erbfeindin seines Hauses für ihn sorgte, als ob es sich von selbst verstände: so hat ein Bettelstudent nicht eben Ursache wählerisch zu sein; und hübsch und verständig war Grethe doch, wenn sie auch keinen Werth auf die Legenden legte, weil es unnütz sei diese Sachen zu wissen. Es fiel Johannes nicht ein, daß irgend ein Sterblicher noch daran zweifeln könne, er werde Priester; aber in Grethe's sicherblickenden, klaren, blauen Augen — da stand es doch: Du gehörst mir! wenn er es auch ganz anders las, als es da stand. Grethe's Neigung zu ihrem einstigen Spielgefährten war zur Leidenschaft herangewachsen; zu jener Leidenschaft, die mit allen Kräften ein und dasselbe Ziel verfolgt, kalt, ruhig, unbeirrt, der

ganzen Welt gegenüber, wenn es sein muß, erbarmungslos, aber um das Eine entschlossener kämpfend, wie um das Leben. Grethe hatte sich keine Rechenschaft darüber gegeben, daß sie den Altar eines Priesters berauben wollte, daß sie ein Herz an sich zu reißen strebte, welches dem ihrigen keineswegs entgegenschlug — sie *fühlte* sich in ihrer Energie, in ihrer eigenartigen Schönheit, sie stellte sich keine Frage, schwankte vor keiner Wahl, sondern folgte einem übermächtigen Drange. Dieser Drang war aber kein Vorwärtsdrängen; sie wartete mit der äußern Ruhe eines geübten Spielers, wenn die Karte fallen möchte, auf welche sie ihr ganzes Dasein gesetzt hatte und war sicher, daß ihre Hand nicht zittern würde, sobald es gelte die Gelegenheit zu erfassen. Solche Seelenstärke ist einer Judith, einer Charlotte Corday würdig, wo sie einem *höhern* Impulse folgt; Grethe aber wartete nur gleich *Delila*, wann die Simsonslocke zu erfassen sei.

Bald nach Johannes' Abgang zur Universität bekam Lisbeth-Möke einen Schlaganfall. Sie lebte nur noch ein mattes, lallendes, verhauchendes Dasein. Das Ohr und Auge der Liebe hätten sie verstanden, aber Johannes war fern und sie war kinderlos. Grethe vernahm den Unfall der reichen Bäuerin an einem stürmischen Februarabend, der Wind heulte und trieb schwere, nasse Schneemassen vor sich her, aber das schöne, goldhaarige Mädchen empfand die Kälte nicht, in ihrer Brust schlug es wie mit heller Lohe empor, *jetzt*, *jetzt* galt es zu handeln, *jetzt* mußte die Brücke vor Johannes abgebrochen werden, die ihn zu jenem Beruf führte, der trennender als der Tod zwischen den Nachbarskindern stehen sollte — der Student mußte *enterbt* und so hülfsbedürftig werden, daß Grethe's Hand seine letzte, liebevolle Rettung sein konnte.

Das Mädchen baute seinen Plan auf die seit Casperchen's Verstoßung bestehende Feindschaft der Dormanns gegen Lisbeth-Möke und deren Schützling Johannes; zugleich war der jetzt zum Mann erwachsene Caspar nächster Erbe der sterbenden Frau — diese Thatsachen mußten benutzt werden, um jenes etwa schon festgestellte Vermächtniß für Johannes Witte womöglich umzustoßen, oder, was allerdings leichter war, zu verhindern, daß die Erblasserin noch eine Bestimmung zu Gunsten ihres Pflegesohnes treffe. Mit diesen Plänen, Gedanken und Erwägungen im Kopfe kämpfte Grethe sich durch den Sturm jener verhängnißvollen Nacht, um den Dormann's *selbst* die Kunde zu bringen und sie möglichst bald an Lisbeth's Sterbelager zu rufen. Die Beschwerden und Gefahren des Weges waren nicht geringe und der Fußpfad zwischen den überschwemmten Marschflächen zu beiden Seiten kaum erkennbar, schmal und von Wasser durchweicht; aber Grethe schritt weiter ohne sich eine Secunde zu besinnen, sie konnte Alles gewinnen und nichts verlieren — als das Leben!

Die Familie Dormann, und vor Allem Casper, der Vieles vergessen, aber auch keine Demuth gelernt hatte, erblickten natürlich eine Absicht in Grethe's opferwilligem Thun, jedoch keineswegs den *wahren*

Digitized by Google

Beweggrund, ein Irrthum, in welchem man bestärkt wurde, als das muthige Mädchen erklärte, sie habe keine Stunde verlieren wollen, aus Furcht, daß die todtkranke Lisbeth von allerhand Unberufenen zu Schenkungen und Vermächtnissen beredet werde, die Casper's Erbtheil schmälerten und ihn, dem schon so viel Unrecht gethan sei, nun auch noch seines rechtmäßigen Besitzes beraube. Grethe war nicht gerade gesprächig, aber ihre wenigen Worte wirkten überzeugend auf die Dormanns; sie fanden, daß sie ihr Recht, das ja auch so sehr ihr Vortheil war, bis auf's Aeußerste vertheidigen müßten und beeilten sich mit möglichster Schnelle zu der Sterbenden zu gelangen. Lisbeth-Möke lag in der Kammer, was aber in der Küche vorfiel beschäftigte die Leidtragenden weit mehr. Da saß der Schulmeister, die Kneifbrille auf der Nase, und schnörkelte und malte allerhand auf einen weißen Bogen. Nur dann und wann starrte er ein kleines Blättchen an, auf welchem in etwas schwerfälliger Schrift die Worte standen: „Der Student Johannes Witte soll erben 1000 Gulden."

„Nun sieh' nur", sagte der Schulmonarch verdrießlich, „das hat die alte Person, Gott gebe ihr ein sanftes Ende! aufgeschrieben; auf solch' simples Bauerngesage läßt sich aber kein Gericht ein, da muß eine hohe Obrigkeit und ein Endesunterzeichneter und ein: schreibe tausend Florin! und eine Menge Umstände dabei sein. Ich schreibe seit einer Stunde mit trocknem Munde und da sitzt der Bote, den die Alte mit dem Papier auf's Amt schicken will, und sie meint das geht nur so im Handumdrehen!"

Grethe hatte zwar kein Verständniß für gerichtliche Formalitäten, aber ihr natürlicher Scharfsinn sagte ihr doch, die unbehülflichen Schriftzüge der Bäuerin möchten immerhin einiges Gewicht haben; sie sprach also: „Wartet nur, Magister, Ihr sollt gleich eine Tasse Kaffee bekommen", stellte Haidsoden um das Feuer und entzündete dieselben mit jenem Blättchen, das dem Schreibenden zu simpel schien.

Jetzt war allerdings der Schrecken des Schulmonarchen groß, da sich Grethe mit seiner eigenen Aussage entschuldigen konnte; nach vielen Hin- und Herreden mußte er noch zufrieden sein, als sich das Mädchen erbot über das Geschehene zu schweigen und man, gestützt auf die Unzurechnungsfähigkeit der Kranken, beschloß, auch die Reinschrift, die auf nichts Bindendes gestützt war, zu vernichten und das ganze Legat todtzuschweigen. Auch die Dormanns hielten diesen Weg für den besten, beschenkten den Schulmeister mit einem Goldstück und alle Betheiligten waren überzeugt, sehr klug gehandelt zu haben.

Wenige Tage später erhielt Johannes folgenden Brief von Grethe: „Du mußt nun zurückkommen, Lisbeth-Möke ist todt und hat Alles an Casper Dormann hinterlassen; aber fürchte Dich nicht vor der Arbeit, ich werde eben so gut für Dich sorgen als die Verstorbene, ich weiß wol, daß Du jetzt viel mehr bist als die Bauern. Deine Mutter ist recht schwach. Es schreibt Dir dies

Margarethe Dierksen."

Digitized by Google

Das war ein Brief wie ein Beilhammer; an der einen Seite wuchtig niederſchmetternd, an der andern ſcharf ſchneidend. Johannes hatte wol noch ein zwanzig holländiſche Gulden, er hätte es abwarten können, wo die Hülfe käme; aber er wollte es nicht, er mußte zeigen, daß es nicht Arbeitsſcheu und Hochmuth ſeien, die ihn von den Eltern hinweg riefen, Gott rief ihn zu der ſchwachen, geduldigen Mutter und er ſchnürte ſein Bündel — und ging, nein eilte! heim. Als er ſpät Abends ankam, legte er das Geld vor den Vater, der grollend am Torffeuer ſaß und trug einen Packen Vorräthe und ſein ganzes aufſchluchzendes Herz an das Krankenbett ſeiner Mutter, indem er betheuerte: „Mutter, ich verlaſſe Euch nun nicht wieder!“ Die Mutter betete und dankte Gott, ſie würde es für Sünde angeſehen haben den geliebten Sohn um ihrethalben zu ſich zurückzurufen; nun war er da, was ihre Augen nicht mehr ſehen konnten, das ertaſteten ihre mageren, zitternden Finger, und ihre feinen ängſtlichen Lippen murmelten: „Gott Dank, Du biſt da!“ ſo unermüdlich als betete ſie den Roſenkranz.

Vater Witte hatte all' die Jahre gezürnt, daß er allein die ſaure Müh' und Arbeit trage, indeß ſein Sohn ſich's wohl ſein ließe. Jetzt aber klagte er das Schickſal der Grauſamkeit gegen ſein ganzes Geſchlecht an, weil nun all' das Mühen und Hoffen ſeines Sohnes eben ſo verloren ſei, wie das Mühen und Hoffen aller ſeiner Vorfahren, bis auf ihn.

Nächſten Tags lief die Kunde durch's Dorf, Wittens Student ſtehe mit Holzſchuhen und in Hemdsärmeln auf dem Felde und grabe! Alte Leute unterbrachen den gemeſſenen Gang ihrer Arbeit, um ihm die Hand zu ſchütteln und hinter der Hecke ſtand, leuchtenden Auges, Grethe, und jetzt ſagten es auch ihre rothen, blühenden Lippen: „Er gehört mir!“

Die alte Marianne meinte zwar bei der Rückkehr ihres Sohnes, ſie würde vor Freuden ſterben; aber ſo gut wurde es ihr nicht, ſie lebte noch weiter, um dem Liebling zu geſtehen, daß ihr kleines Beſitzthum ganz und gar verſchuldet ſei und daß nur Mitleid die beiden Greiſe noch unter dem ererbten Dache dulde; nachdem die Freude ſie erfüllt hatte, machte ſich dann die treueſte Mutter auch wieder Vorwürfe, daß ſie eines Ereigniſſes froh geworden wäre, welches ihn aus ſeinem geliebten und erwählten Beruf drängte!

Alle dieſe Gedanken ſtimmten ſie aufgeregt und fieberhaft, der Arzt beſtätigte, was der Sohn ſich ſelbſt ſagen mußte: „Arbeit, Sorge und Entbehrung haben ſie zerbrochen, ſie wird leben ſo lange man ſie zu ſtärken vermag!“ Johannes verſuchte es, er kochte, wachte und betete für ſie, aber die Sorge konnte er ihr nicht nehmen. — Während Johannes von früh bis ſpät arbeitete, um die Noth und — die Gedanken zu verſcheuchen, ſpazierte der jugendliche Casper mit einer unglaublich langen Pfeife im ſchönen Mittagsſonnenſchein durch's Dorf. Die lange Pfeife ſagte nämlich, wie die langen Nägel der Chineſen: „Wir brauchen nicht zu arbeiten!“ Casper triumphirte bis in die letzte Fiber ſeines Herzens hinein über die todte Tante, ſchließlich hatte er's ihr doch abgewonnen

und das war ihre gerechte Strafe; nun wollte er sich auch nie im Leben mehr um etwas mühen. Pfui — arbeiten!

Als er am Ende des Dorfes vor dem Schlagbaum stehen blieb und in Gottes weiter Welt nicht wußte, was er jetzt anfangen solle, da kam Grethe daher; sie trug die Geräthe, in welchen sie den Dienstleuten das Mittagsbrod auf's Feld gebracht hatte. Diese Labe in der Hand der jungen Gebieterin war indeß den Arbeitern kein ungetrübter Genuß; gewöhnlich hatte ihr scharfer Blick irgend Etwas entdeckt, das sie, als Tafelunterhaltung, scharf rügte. Wie alle strengen Herren hatte sie nebenbei immer vollauf Grund, ihrer Umgebung zu mißtrauen; es lag zu viel Genugthuung darin, die Tadelbereite zu hintergehen.

Casper, der Exgymnasiast, war seit der Erbschaftsgeschichte überzeugt, Grethe habe ein besonders warmes Interesse für ihn; eine Ueberzeugung, die ihm allemal wunderleicht einging. „So, so, Etchen!" rief er, „Du kommst eben recht; mir wurde Zeit und Weile lang, durch den Schlagbaum lasse ich Dich aber nicht ohne Weggeld — Blixum, Du bist ein hübsches Mädchen!"

Es drängten sich einige rasche Worte nicht eben freundlicher Art auf ihre Lippen, aber sie schluckte dieselben wieder hinunter und erwiederte sauersüß: „Schämst Du Dich etwa nicht, noch Geld von uns armen Brinksitzern zu fordern, Du, der nicht weiß, wo sein Reichthum zu Ende ist?"

„So meine ich's nicht", schmunzelte Casper überlegen, „ich wollte nur sagen —!"

„Und ich", unterbrach Grethe und stieß den Schlagbaum unsanft auf, „ich flöte in Dein Sagen; wenn Du 'was könntest, so hättest Du Johannes Witte wol einmal diese Zeit her gefragt, weshalb er denn dazumal sich in Deine Stelle gesetzt hat? Aber Du fürchtest Dich vor ihm, weil er stark ist und alle Sprachen der Welt aus den Büchern gelernt hat!"

„O — ich mich fürchten? Bilde Dir das nicht ein, gar nicht; aber weißt Du, alle Leute halten mit ihm und ich käme in eine Teufelswirthschaft!"

„Wenn ich Du wäre, mein Junge, ich ließe das doch nicht auf mir sitzen!"

„Oho — er hat Schaden genug, und muß arbeiten wie ein Pferd, damit bin ich zufrieden; ich danke, mir die Knochen von ihm zerschlagen zu lassen!"

„Nun ja, dann geh' weiter — Guten Tag auch!"

„Aber Du weißt, daß man Demjenigen, der das Hecke (Schlagbaum) aufmacht, einen Lohn giebt, ich will keinen Deut, aber ich verlange mündliche Bezahlung —!" mahnte Casper und näherte sich ihr, die sich rasch an ihm vorüberdrängte.

„Dir kann man ja, wie ich soeben vernehme, was man will schuldig bleiben!" Grethe lachte, sie that das selten, es klang dies Lachen nicht gut.

„Und was würdest Du thun?" fragte der reiche Jüngling erregt und faßte sie am Zipfel des blauleinenen Fürtuchs.

Digitized by Google

„Laß mich — was scheert's die Grethe, ob Du jene paar hundert Gulden, welche die Witte's dem Bauer Almann schulden, abbezahlst oder läßt es bleiben, Almann mahnt sie noch in zehn Jahren nicht!"

„Ich soll die paar hundert Gulden bezahlen, ich?" staunte Casper, der keinen Begriff von edler Rache hatte.

„Freilich, Du wirst kein solcher Narr wie Almann sein; dann heißt's: Bezahlt oder aus dem Neste mit Euch!"

„Ja so!" meinte Casper und ließ die Schürze fahren, worauf Grethe lachend von dannen schritt. Wenn es bitter klang, so ward es auch von einer bittern Ueberzeugung hervorgerufen: der Gewißheit, daß sie Johannes vom Studium gerissen und an die Arbeit gebannt habe, aber nicht an sich, nicht an sich! Er arbeitete wie ein Eremit für seine zerfallende Hütte, wie ein barmherziger Bruder für seine Kranken, aber nicht wie Einer der ernten, der fröhlich leben will! Die Entsagung schafft anders als die Hoffnung. Grethe würde das nicht verstanden haben, aber sie liebte ihn. Seine Mutter suchte Johannes zu täuschen, aber sie wußte Alles und sagte freundlich: „Wenn ich erst fort bin, da könnt Ihr Euch neue Ueberlegungen machen und es wird besser gehen!" Sie fühlte, nicht die Verhältnisse fesselten ihn unter dieses Dach der Noth, sondern die Kindesliebe, die Liebe zur Mutter! Der Vater förderte des Sohnes Arbeit nicht, er hemmte ihn nur; denn es kam ihm weniger darauf an, daß die Arbeit geschehe, als daß sie genau nach seinen Anordnungen ausgeführt werde! Dieser Arbeitseigensinn war es auch, der Witte so sehr zurückgebracht hatte. Es war eine trübselige Wirthschaft. Johannes fragte sich mitunter, ob die Prüfung nicht selbst für seinen eisernen Willen zu schwer sei? — Die friedlichsten Tage für ihn waren noch die, wo er in's Moor hinausging zum Torfgraben; er war dann wenigstens allein mit dem weiten graublauen Himmelsgewölbe über sich und hätte seufzen dürfen, wenn die Seelenfolter zu scharf angezogen wäre! Er hieb in den zähen, freudlosen, schlammigen Erdboden, daß es wie ein Aechzen durch seinen jungen, mit angestrengtester Kraft arbeitenden Körper bis tief in das schwarze Gefaser unter seinen Sohlen hinunter dröhnte. Dort, wo der Spaten ein tausendjähriges, lichtloses Wachsthum zerriß, erseufzte es; aber Johannes hatte ein Gelübde gethan, nicht zu seufzen. Die schwere Arbeit hält den schweren Sorgen gleichsam das Gleichgewicht; aber die Wagschale mit den Sorgen sollte noch tiefer sinken.

Eines Tags trat der Vater an die Moorkuhle und sagte dem erschrockenen Sohne: „Laß das nur, Jan, es lohnt sich nicht, Dir die Knochen zu zerarbeiten; in vier Wochen werden wir aus dem Hause gesetzt!"

Johannes sah das leere Lächeln um den Mund des Alten: „Herr Gott, er hat den Verstand verloren!" durchzuckte es ihn wie ein Blitzstrahl. Aber bald erklärte sich Alles; Casper hatte die Schuld an sich gebracht und den alten Witte dringend gemahnt. Wäre der Vater irrsinnig geworden, der Staat hätte für ihn gesorgt; aber was wartete des Verarmten und seines todtkranken Weibes? Johannes warf sich auf

Digitized by Google

die braune, blüthenlose Torfdecke und schrie zu Gott in seiner Seelenangst! Was ihn selbst betraf, das kümmerte ihn in dieser Stunde nicht, selbst sein leuchtender Beruf ward nur wie ein Nebelbild neben den grauen, geliebten Häuptern, die jetzt auf Stroh im Armenhause — ach, es war nur eine zerfallene Hütte! — liegen sollten. Wer trug die Schuld? Er, er selbst! Wäre er daheim geblieben und hätte gearbeitet, es stände anders um Haus und Hof! Plötzlich kam dem Unglücklichen ein neuer Gedanke: „Vater, habt Ihr es Mutter gesagt?“

„Nun natürlich, sie kann es am Besten ertragen, sie stirbt doch bald, aber ich — —“

Johannes war schon fort, er jagte dahin wie ein Gehetzter; ihm war als hinge das Leben seiner Mutter an jeder Minute, die sie in ihrer jammervollen Verlassenheit hinbringe. Aber die Gute, Geduldige lag da, wie am Morgen still und ergeben; als sie die keuchenden Athemzüge ihres Sohnes vernahm, da sprach sie: „Der alte Gott lebt noch, Johannes, und wenn es denn doch so kommen muß, so sind wir Alten ja des Leiden lange gewöhnt, ihr Jungen müßt das noch lernen!“

Johannes redete über die Angelegenheit seiner Eltern mit mehreren Bekannten, denen er vertraute; sie zuckten die Achseln und bestätigten, vom jungen Casper-Bauer sei nichts Ersprießliches zu hoffen — sie selbst wollten zwar herzlich gern helfen, konnten aber nicht! — Das waren die alten Redensarten, die unter dem Strohdach wie im Palaste leere Worte geben, wo nur die That retten kann.

Vater und Sohn gingen nächsten Tags doch wieder an die Arbeit, ohne zu wissen für wen sie sich mühten. Wenn es Tausende giebt, die sich nie fragen, weshalb sie auf dieser Erde wandeln, so giebt es dagegen Millionen, die sich dem Nutzen so unterthan fühlen, daß sie schaffen um der allgemeinen Ordnung willen, aus Gewohnheit. Der alte Witte war beinah' heiter in dem Bewußtsein, daß nun das längst vorausgesagte Letzte, Schlimmste hereinbreche; aber Johannes trug an dieser Schickung wie an einem Bannstrahl, der die Seinen traf, weil ihr unwürdiger Sohn nach dem Höchstgereichten getrachtet hatte.

Schon in nächster Woche wurde freilich Alles anders.

In der Nacht, als die Kranke wieder lange und schmerzvoll gehustet hatte, setzte sich Johannes auf den Rand der tiefen Wandbettstelle und begann flüsternd: „Mutter, ich wollte Euch noch sagen, daß ich hoffe unsere Sorgen sollen bald vorüber sein. Da es nun doch mit dem Studiren für mich aus ist, so dünkt mich am Besten, ich heirathe und werde Bauer!“

Marianne richtete ihre matten Augen auf den Sohn, der so verwunderlich redete; aber selbst wenn diese armen Augen hätten sehen können, war es doch viel zu dunkel in der Küche, um in den Mienen des Heirathslustigen Aufklärung zu finden. Sie entgegnete nichts und faltete nur die Hände.

„Nachbars Grethe würde gut für Euch sorgen, Mutter!“ fügte Johannes unsicher hinzu.

„Kind!“ seufzte die Alte. „Du bist ein Bettler!“

„Nachbar Dierksen kam heute zu mir hinaus auf den Acker und bot mir das Mädchen an!“

„Weshalb bot er, unser Feind, Dir das reiche hübsche Mädchen an?“ fragte Marianne hastig.

„Weshalb —? Nun Mutter, weil — weil er dachte die Grethe gefiele mir und ich traute mich nicht, um sie zu fragen!“

„Ich bin blind — ich bin blind —!“ sagte Marianne wie zweifelnd. „Die Welt geht ihren Lauf!“

„Habt Ihr Etwas wider die Grethe, Mutter?“

„Sie hieß die quade Grethe!“

„Als Kind, Mutter; jetzt ist sie häuslich, arbeitsam und rechtschaffen!“

„Sie wird für Deinen Vater sorgen, wenn ich fort bin,“ fügte Marianne nachdenklich hinzu; nicht allein war das ein Hauptgrund ihrer Zustimmung, sondern sie strebte offenbar sich die guten Seiten der Heirath klar zu machen. Sonderbarer Weise dachte Niemand daran, Vater Witte könnte Einspruch gegen die Tochter seines Feindes erheben; die Betheiligten fühlten zu deutlich, daß der Haß des grauen Tollkopfs weniger Abneigung, als Neid war! Im Mitbesitz der nachbarlichen Glücksgüter mußte die langjährige Feindseligkeit in sich selbst zusammenfallen, die das ganze Leben der sanften Marianne, seit sie verheirathet war, verbittert und vergällt hatte! O, hätte Vater Witte, der immer über die Unbilden des Schicksals klagte, seine eigenen Ungerechtigkeiten überschauen können — aber er konnte es nicht, denn er hielt fest an der Ueberzeugung, daß er selbst immer und überall der unschuldig Gekränkte sei.

Die Verlobungsangelegenheit ging, Dank der umsichtigen Einrichtungen Grethe's, ohne Hinderniß und mit aller bäuerlichen Feierlichkeit ab.

Casper zeigte sich tief beleidigt und bestand nun aus eigenem Antriebe, dem Antriebe sich an Grethe zu rächen, auf der schleunigen Versteigerung der Witte'schen Erbstelle. Wenn Casper auch nicht gerade sehr schlau war, so schärfte doch der Zorn gegen das Mädchen, welche ihm, der ihr unzweideutige Erklärungen gemacht hatte, einen blutarmen Bracher, Caspers Gegner, vorgezogen hatte, seine Verstandeskräfte und er beschloß, eine Versteigerungsweise anzuwenden, die leider nicht von ihm selbst erfunden ist.

Es mußte Grethen Alles daran liegen, das Witte'sche Erbe, welches sie noch kaum in Caspers Hände gespielt hatte, für sich und ihre Nachkommen zu erhalten. Die Ländereien grenzten überall mit den ihrigen und es wäre eine Schmach gewesen, das Stammerbe ihres Ehemanns in fremden Händen zu lassen. Von einem Uebereinkommen unter der Hand ließ Casper schon gar nicht reden, namentlich da bereits ein paar Advocaten die Nase in diese Angelegenheit gesteckt hatten. Der alte Querkopf Witte machte eine milde Lösung vollends unmöglich;

Digitized by Google

er gedachte den Nachbar Dierksen mit sich, d. h. mit der Verwandtschaft eines erklärten Bankerotteurs zu strafen; er wollte alles Unglück auskosten, er wollte, daß seine Habe unter den Hammer käme!

Am Morgen des anberaumten Ganttages, als die bräutliche Grethe mit ihrem innerlich raisonnirenden Vater noch einmal die Geldkräfte abwog, welche angelegt werden sollten, da fragte sie sich, ob denn dieser letzte, folgenschwere Schritt nothwendig gewesen wäre, um Johannes an sich zu binden? hätte nicht vielleicht Freundlichkeit dasselbe gethan, wie die Noth, in Folge von Caspers Einschreiten? — „Pah, Freundlichkeit", unterbrach sie sich selbst, „Nothwendigkeit bindet, andere Dinge sind eitel Spielwerk!" — Während der Versteigerung wurde dem liebenden Mädchen aber klar, was verrathene Liebe aus Casper gemacht hatte; seine Anhänger boten bis in schwindelnde Höhe, die Dierksens mußten zahlen, daß ihnen schwarz vor den Augen wurde und dabei entgingen ihnen noch gerade die Grundstücke, die für sie am gelegensten waren.

„Vater!" rief am Abend Johannes mit froher Stimme, „Vater, wir sind reich, wir zahlen alle unsere Schulden und behalten noch etwas übrig!"

„Ja, den Bettelstab!" entgegnete der Vater, der um jeden Preis die Tragik retten wollte.

„Und meine kräftigen Arme!" fügte der Sohn verweisend hinzu.

„Jan, mein Junge", flüsterte die Mutter, „nimmst Du sie nun doch noch?"

„Mutter, sie hat mein Wort, sie meint es gut mit uns und wird Euch rechtschaffen ehren und pflegen!"

„Wann ist die Hochzeit?"

„Dienstag in fünf Wochen!"

„Bis dahin kann sich viel ändern!"

Es änderte sich wirklich bis dahin Vieles; zuerst der arme Johannes selbst, der einen Brief von seinem ehemaligen Gymnasialdirector erhielt, welcher seine ganze Seele beschäftigte. Der Director interessirte sich ungemein für seinen ehemaligen Schüler und theilte demselben mit, daß eine fromme Corporation in Nordamerika erbötig sei, ihn für die ferneren Studien zum Priester frei zu halten, auf seine guten Zeugnisse hin, und daß der Director, die Professoren des Gymnasiums, so wie einige Menschenfreunde, sich erbötig erklärten, das Reisegeld nach Amerika für Johannes zu erlegen, um ihn der Kirche zu erhalten. Der Zweck seiner Uebersiedelung in den fernen Welttheil sei der, ihn mit den dortigen Sitten bekannt zu machen; denn man wünschte tüchtige geistliche Kräfte nach Nordamerika hinüber zu ziehen.

War es zu spät für Johannes, das ersehnte Loos zu ergreifen? — Da lag seine kranke Mutter, dort stand seine opferwillige Braut — sie hatte ihm noch nicht mit Worten gesagt, daß sie ihn liebe, und Johannes hatte freilich auch nicht darnach gefragt; aber jede ihrer Handlungen legte Zeugniß dafür ab, daß sie nur ihn, nur seinen Besitz wolle und erstrebe

Digitized by Google

Er ſuchte kein Alleinſein mit Grethe, aber wenn ihre ſchlanke Geſtalt um das Krankenlager der Mutter glitt, um Alles ſo gut und ſorgſam zu ordnen, dann ergriff er manchmal die Hand der Erröthenden und drückte dieſelbe in der ſeinigen. Seit er aber jenen Brief wie ein brennendes Feuer auf ſeiner Bruſt fühlte, da berührte er die Hand der rothen Grethe nicht mehr, und ſie biß vor innerm Weh die weißen Zähne tief in die Lippen, um nicht aufzuſchreien. O, nur noch dieſe paar Wochen vorüber, dann gehörte er ihr, nur jetzt kein neues Hinderniß!

Aber das Hinderniß, oder doch die hindernde Veränderung kam. Frau Marianne, für deren Lebenskraft die lange Krankheit Zeugniß abzulegen ſchien, rief eines Tages früh ihren Sohn herbei. Der Huſten hatte ſich gelegt, ſie fühlte keine Schmerzen, ihr war himmliſch wohl zu Muthe, denn ſie fühlte daß ſie erlöſt werden ſolle. Erſt ſollte ihr nun Johannes Alles ausſprechen, was er aus Liebe zu ihr verſchwiegen hatte und dann wollte ſie dem Caplan beichten und ſich für das Ende vorbereiten. Sie hörte ruhig an, was Johannes ſagte und nickte nur zuweilen mit dem Kopfe, dann ſprach ſie: „Mein Sohn, wohin Deine Liebe Dich zieht, dahin gehe. Sieh nicht mit den Augen auf Deinen Weg, nicht mit dem Menſchenverſtande, aber mit der Seele, und es wird der rechte ſein! Frag' nicht, ob die Menſchen Dich verlaſſen, aber frag' Dich ſtündlich, ob die Engel und die Heiligen an Deiner Seite ſind. Der Menſch kann Alles tragen und erreichen mit Geduld, deshalb ſind die geduldigen Seelen die ſtarken Seelen. Wer ſich in Ungeduld wider Gottes Hand ſetzt, der hat keine Stütze im Himmel und auf Erden und ſchwebt wie ein Vogel über dem großen Waſſer. Lebe, als ob Tag an Tag Aſchermittwoch wäre und vergiß nicht, daß der Tod Dich gemerkt hat. Dann wird Dein Ende herannahen wie ein Oſtertag und Du wirſt ihm entgegen rufen: Halleluja! Ich fühle es, mein Sohn, Du haſt gekürt zwiſchen dem Bräutigamsrock aus glänzenden Laken und dem härenen Kleide des Täufers, mein Kind iſt mir zweimal geboren!"

Die todtkranke Mutter brach in Dankgebete aus und der Sohn ſtimmte mit ein; nie war ſo unter dieſem Dache gedankt und gelobt worden, als an Mariannen's Sterbetage. Sie machte auch ihr Teſtament, indem ſie zum erſten Mal unerſchrocken den Mund gegen ihren Eheherrn aufthat und ſagte: „Ich verordne, daß auch mein Sohn Johannes zum geiſtlichen Berufe zurückkehrt, nicht weil es mein Wille iſt, ſondern weil Gott es will!" Es lag ſo viel Verklärung und Zuverſicht über dem Antlitz der Greiſin, daß ſelbſt Witte nicht zu widerſprechen wagte, obgleich er den Gedanken ſehr thöricht fand und keineswegs der Anſicht war, Marianne ſei dem Tode nahe. Sie, die immer gehalten hatte, was ſie verſprach, erfüllte auch dieſe letzte Vorausſetzung — ſie ſtarb mit Sonnenuntergang. Der Wittwer klagte in faſt zornigem Schmerz ſein Schickſal an und ſtürmte im Hauſe umher, bis er endlich kraftlos in einen tiefen Schlaf verſank. Die Nachbarinnen hatten Abends die Leiche gewaſchen und in jenes Todtenhemd gekleidet, das jede Braut

Digitized by Google

mit in die Aussteuer bekommt und das sie sorgsam bis zur letzten Ruhe aufbewahrt. Johannes wollte keine Todtenwache, die geliebte Leiche sollte unter seinem Schutz und Gebet daliegen, bis die Erde sie aufnahm. Und so saß er die lange Nacht an ihrer Seite, er hatte das verhüllende Leintuch von ihrem friedlichen, abgezehrten Antlitz gezogen und wenn die Oellampe flackerte, war's als lächle sie ihm. Am nächsten Tage ging Johannes über Land, um den Bauer Almann aufzusuchen, der so lange die Rückzahlung des Witte'schen Capitals gestundet hatte. Er bat den braven Mann, für seinen Vater zu sorgen; auf einige Jahre reiche zu dessen Erhaltung der Ueberschuß vom Verkaufe und von da ab hoffe er, Johannes, im Stande zu sein die Sohnespflicht abzutragen. Almann gelobt dem Bittenden in die Hand, daß der alte Witte keinerlei „Gebrech an Nahrung und Nothdurft" leiden solle. Johannes wachte auch die nächste Nacht und die darauf folgende, wo er die Leiche schon in den einfachen Sarg, den „Hushold", gebettet hatte. Am Abend vor der Bestattung kam Grethe, schwarz gekleidet, herein und kniete neben der Leiche. Ihr Haar schimmerte wie Feuer im Abendlicht, als sie den Kopf betend senkte. Johannes kniete ihr gegenüber an der andern Seite des Sarges.

„Margarethe", begann er sanft, als sie sich bekreuzigt hatte, „diese Todte hat mir in ihren letzten Stunden eine Bitte an Dich aufgegeben, von welcher mehr als das irdische Glück meines Lebens, nämlich meine Seligkeit abhängt, gieb mich frei, Margarethe, und laß mich geistlich werden!"

Ein herzzerreißender Schrei durchschnitt den dämmrigen Raum des ärmlichen Gemaches, Grethe schnellte wie eine Feder in die Höhe und griff mit den Händen in ihre goldschimmernden Haare: „Ich kann — ich kann Dich nicht losgeben!" keuchte sie, „nimm mir Alles, Alles, stich mir die Augen aus, hau mir die rechte Hand ab — tritt mich mit Füßen, aber verlaß mich nicht! Meine Augen haben Zeitlebens nichts gesehen, meine Gedanken nichts gewollt, als Dich, Johannes, die Leute sagen ich wäre stolz, ich bin es nicht, ich liege hier vor Deinen Füßen und schreie in meiner Herzensqual: Verlaß mich nicht, es ist ein Mord an meiner Seele, wenn Du mich verstößt!"

Johannes stand hoch aufgerichtet, das junge Blut drängte sich ihm zum Herzen, in seinen Schläfen hämmerte es, als sollten sie zerspringen, er riß seine Augen los von dem verzweifelnden Weibe und blickte die Leiche an: „Grethe" sagte er dumpf „sie hat mein Gelübde mit hinüber genommen, selbst um den Preis Deines und meines Lebens — wir müssen uns trennen!"

Grethe faßte seinen Arm, ihre Augen funkelten wie die eines Raubthiers: — Ist das Dein letztes Wort, dann wehe Dir und mir!"

„Es ist mein letztes Wort — leb' wohl Margarethe!"

Sie wand ihre Schürze um den Kopf und floh hinaus über die Diele, dort aber hielt eine dreiste Hand sie auf und Casper's Stimme sprach höhnend: „Hältst Du schon wieder Leichengebete, wie bei Lisbeth-Moke. Wir treffen an allen guten Plätzen zusammen!"

Digitized by Google

Ein grelles Lachen klang unter der Schürze hervor, sie riß sich heftig los und floh hinaus.

In der letzten Nacht gedachte sich Johannes einen Strang grauen Haares von dem Haupte der Todten zu trennen, aber er unterließ es, er wollte nichts mitnehmen als ihr geliebtes, heiliges Bild, es sollte Alles, Alles an ihr zur Ruhe gehen — jedes Löckchen. Als bei der Beerdigung der Sand den Sarg bedeckte, da trat Johannes hinweg aus dem Kreise der Leidtragenden und schritt hinab von dem Kirchhof und fort, um nicht wiederzukehren; den Vater hatte er schon Morgens um seinen Segen gebeten, und die Mutter und Grethe — von denen hatte er Abschied genommen.

Die Zeit verging. Grethe heirathete Casper Dormann, und alle Leute fanden, sie habe passend gewählt, das junge Ehepaar selbst ausgenommen. Die Bezeichnung „quade Grethe" kam mehr und mehr und mit großem Rechte wieder in Schwung. Mit Johannes war der gute Geist gänzlich von ihr gewichen, und es konnte scheinen sie habe Casper nur deshalb gewählt, weil sie ihm am meisten grollte und es ihr der Mühe werth war ihn recht mit Bedacht zu reizen und zu ärgern, eine Aufmerksamkeit, die er ihr nach Kräften vergalt, obwol er sich auch wieder mächtig vor seiner schönern Hälfte fürchtete. Bosheit und Feigheit wohnen gern zusammen. Vater Witte lebte bei Almann gepflegter und sorgloser denn je vorher, er trug den Nimbus des verlassenen, unglücklichen Mannes bequem und unverkürzt, und hätte voll Klagen, aber doch wohlauf, sein Ende erwartet, wenn nicht ein neues Schicksal ihn ereilt hätte; ein Schicksal, über das ihm sein Stolz zu klagen verbot und das ihn doch schwerer traf als alle vorhergehenden. Er wurde menschenscheu und war Schwindeln und schlagartigen Anwandlungen ausgesetzt. Mühsam und am Stabe schlich der Mann umher, der bis dahin noch über seine Jahre rüstig erschien, ein einziger Tag hatte ihn stumm gemacht und seinen Muth gebrochen. Er sprach den Namen seines Sohnes seit Jahr und Tag nicht mehr aus und die Hausgenossen vermieden ebenso den Fernen zu nennen. Deshalb fuhr das Dienstvolk und die Arbeitsleute, die eben auf der Diele Buchweizen draschen, förmlich zusammen, als sie die Hausfrau laut und gellend: „Johannes" rufen hörten; sie drängten Alle nach der Küche und sahen dort einen stattlichen gebräunten Mann im priesterlichen Anzuge stehen, vor dessen fragenden Blicken sie wie scheu zurückwichen. „Ist mein Vater todt?" fragte der Ankömmling überrascht und ängstlich.

Aber schon öffnete sich die Kammerthür und auf der Schwelle stand der Greis; er wehrte den Sohn mit Hand und Stab von sich zurück und sprach heiser und mit pfeifendem Athem: „Du bist nicht mehr mein Sohn, ich verfluche Dich!" Mühsam nur stieß er die Worte hervor, seine hinfällige Gestalt schwankte hin und her und sank dann mit einem lauten Seufzer bewußtlos zu Boden.

Eine große Volksmenge versammelte sich und umstand Johannes,

Digitized by Google

der, mit bleicher Stirn, alle möglichen Belebungsverſuche anſtellte. Man ſchickte zum Arzt und zum Seelſorger. Die Nachricht: „Witten Johannes iſt wieder da und der Alte iſt mit einem Fluch auf ihn geſtorben!“ jagte wie auf Windesflügeln weiter. Der Arzt kam zuerſt zur Stelle, weil er beritten war. Er unterſuchte den Kranken und ſagte dann: „Da iſt nichts zu helfen, er kann noch ein vierundzwanzig Stunden hinſchlummern, aber er erwacht hier nicht wieder, und ſo iſt es für ihn am Beſten!“ Den Schluß der Rede richtete er vorwurfsvoll an Johannes und der Gruß des Geiſtlichen: „Er iſt von einem großen Erdenleid erlöſt!“ war geradezu eine Anklage des Sohnes.

„Was heißt dies Alles?“ fragte Johannes faſt betäubt und hielt ſich an der Bettpfoſte aufrecht.

„Wir wiſſen leider den ganzen Verhalt“, entgegnete der Prieſter. „Ihre eigener Vetter ſchrieb uns, daß Ihr früherer Beſchützer in Amerika Sie wegen ehrloſer Streiche aus ihrem Kreiſe und der Stadt verbannen mußte, daß Sie unſerer heiligen Kirche abſchworen, um —“

Johannes hatte wie taumelnd nach der Stirn gegriffen, dann aber unterbrach er den Sprecher. „Welcher Bube hat meinen ehrlichen Namen durch dieſe nichtswürdigen Lügen beſudelt?“

„Euer eigener Vetter, Wilm Sanders!“ riefen einige der Umſtehenden, die der Fortſetzung des Geſprächs ungeduldig harrten. „Wilm Sanders, der anno 47 nach Amerika auswanderte!“

„Wilm Sanders?“ ſprach Johannes und ſchaute ſtreng in die verwirrten Geſichter der Männer; „mein Vetter ſtarb in dem Jahre vor meiner Ankunft in Amerika, ſeine hinterlaſſene Tochter Geſina habe ich im vorigen Monat mit einem braven Deutſchen aus hieſiger Gegend, einem jungen Overhaus, copulirt.“

Staunend blickten die Umſtehenden einander an, ſie trennten ſich augenſcheinlich ſchwer von einer ſo empörenden und abſonderlichen Geſchichte. „Aber“, warf Almann mißtrauiſch ein, „wenn Ihr ein gutes Gewiſſen hattet, weshalb ſchriebt Ihr nicht an Euren Vater?“

„Ich ſchrieb ihm regelmäßig jedes Halbjahr, empfing aber vor zwei Jahren die letzte Antwort von ihm. Ihr Männer, ſeht hier meine Legitimationen, welche genügend darthun, daß ich der Hirt einer angeſehenen katholiſchen Gemeinde bin, und daß mein Wandel ſich des beſten Lobes erfreut. Und dann, ich bitte Euch, helft mir, daß ich Denjenigen finde, den ich als den Mörder dieſes Greiſes betrachte und der mir den Segen meines Vaters in Fluch verwandelte —! O Gott, und dies iſt der Empfang, auf den ich mich ſo viele Jahre aus tiefſtem, ſehnſüchtigem Herzen freute!“

Johannes bedeckte ſeine überſtrömenden Augen und die Anweſenden beeilten ſich, die Hand des Tiefgekränkten zu ſchütteln und ihn ihrer Theilnahme zu verſichern.

Von dem Sterbebette ſeines Vaters, dem er unter Gebet die Augen zugedrückt hatte, forderte Johannes die Gerichte auf, ſeinen Verläumder und Ehrenräuber zu erforſchen. Auf dem Poſtamte waren alle Briefe

Digitized by Google

des jungen Prieſters aus Amerika angekommen und dem jüngſt verſtorbenen, durchaus gut beleumundeten Briefträger ausgehändigt.

Die angeblichen Epiſteln des Wilm Sanders fanden ſich bei deſſen Verwandten vor, es waren deren zwei, beide in oſtfrieſiſchen Städten auf die Poſt gegeben und, wie es in denſelben hieß, durch einen befreundeten Schiffscapitain in's Vaterland beſorgt. Beide Schreiben ſtellten ſich alsbald als gefälſcht heraus, da ſie auf deutſchem Papier neuern Datums geſchrieben waren. Hier ſtockten die Nachforſchungen und nach verſchiedenen Verhören konnten alle Betheiligten ihre vollſtändige Unſchuld an dem ruchloſen Betruge darthun. Johannes verließ die Heimat für immer und man vergaß die ganze Geſchichte.

Von den Gefangenen eines norddeutſchen Arbeitshauſes für weibliche Sträflinge wird ein gut Theil zu Feldarbeiten im Intereſſe der Anſtalt verwandt und die umwohnenden Städter ſind ganz gewöhnt die grau gekleidete, keck ausſchauende Frauenſchaar, paarweiſe unter der Führung eines Aufſehers, vorüber ſchreiten zu ſehen. Zwiſchen den durchgehend äußerſt gemeinen Erſcheinungen dieſer leichten Verbrecher fällt eine hohe Frauengeſtalt mit feinen, wenn auch trotzigen und ſcharfen Zügen auf, ſie hat mit ihrer zarten Hautfarbe, ihrem leuchtend rothen Haar und der gebieteriſchen Haltung des Kopfes, etwas an ſich, das ſie ſofort auffallen läßt. Dieſe Frau verbüßt zwei und ein halbes Jahr Arbeitshaus, wegen Fälſchung von Urkunden und Unterſchlagung von Briefen. Sie heißt in der Anſtalt: die quade Grethe! Ihr eigener Mann zeigte den Gerichten an, daß ſie falſche Briefe geſchrieben und den letzt verſtorbenen Poſtboten beſtochen habe, ihr die, an den alten Witte gerichteten Briefe auszuliefern; er, Caspar, legte dieſe Briefe aus Amerika, ſo wie den Entwurf zu den gefälſchten Schriftſtücken dem Richter vor. Grethe leugnete nichts, ſie ſagte nur, ihrem Manne zugewendet: „Ich habe mich an Johannes, den ich liebte, gerächt und werde mich an Dir, den ich haſſe, rächen, einerlei ob es mir den Hals koſtet — ich freue mich meiner That!“

Eine Wolfsjagd in den Ardennen,

bei welcher der Erzähler zuerst das Wild und dann der Jäger war.

Als nach der Schlacht von Laon, am 9. und 10. März 1814, das Bülow'sche Corps einen Flankenmarsch nach dem vom Kriegsgetümmel noch verschonten rechten Ufer der Oise unternahm, kam eine Escadron der Avantgarde nach einem Dorfe bei Noyon und Referent — damals ein junger Fähndrich — nach der isolirten Ferme des Maire's in's Quartier.

Es war ein dunkler mit Schnee stürmender Abend, als ich mit meinem Burschen die Anhöhe zur Mairie hinanritt; da schreckten plötzlich unsere Pferde und wir sahen, daß über der weiß gekalkten Lehmmauer, welche Gehöft und Garten umfriedigte, mehrere graue Gestalten hervorsprangen, die zur Seite in das knisternde Gebüsch hineinstoben.

Obgleich die Thiere nicht bellten, so hielten wir sie doch für große Hunde der Insurgenten, welche — wie der räuberische, sogenannte „Hundssattler" sie einst führte — zur Eröffnung des Angriffs abgerichtet sein sollten. In diesen Gegenden war nämlich die von Napoleon hervorgerufene Volksbewaffnung noch nicht unterdrückt und größere und kleinere Banden steckten in den Gebüschen und isolirten Gehöften, wo unter dem mörderischen „hachoir" — einem langen auf einer Stange befestigten Hackemesser — schon mehrere Patrouillen, als Opfer durch die leicht erregbaren französischen Bauern gefallen waren.

Da die feindlichen Vierfüßler uns aber nicht angefallen, sondern scheu die Flucht ergriffen hatten, so ritten wir bis an das Gitterthor des Hofes. Es war geschlossen und Alles still. Dem Thor gegenüber lag das Wohnhaus. Durch die Spalten der geschlossenen Fensterladen schimmerte ein Licht. Ich schlug, da wir vorsichtig die Klingen gezogen hatten, gegen das Thor und rief in französischer Sprache: zu öffnen!

Im Hause schlug ein Hund an; die Hausthür wurde geöffnet; der Hund schoß hervor in den Hof, floh aber nach kurzem Umherschnobern ängstlich knurrend hinter einen Mann in blauer Blouse zurück, der unbewaffnet uns entgegenschritt, den Riegel fortschob, beide Thorflügel öffnete und mit geschwätziger Höflichkeit uns begrüßte.

„Wer seid Ihr?" fragte ich kurz.

„Der Maire des Dorfs, mein Herr!" entgegnete er, mit einer Verbeugung sich vorstellend.

„Ist noch weiter Jemand im Hause?"

„O ja, mein Herr! meine beiden Knechte und meine Familie."

„Und wie viel Hunde?"

„Hunde?" fragte er befremdet; „nur einer, der Abends mit in's Haus genommen wird."

„Und wem gehören denn die anderen Hunde, die hier soeben noch im Hofe waren?" fragte ich weiter, indem ich ihn prüfend in's Auge faßte.

Digitized by Google

Der Mann sah, ohne eine Verlegenheit zu äußern, fragend mich an. „Ventre saint gris!“ rief er nach kurzem Sinnen, „das werden Wölfe gewesen sein!“

„Wölfe?“ fragte ich ungläubig; „Ihr denkt wol, wir kommen aus Sibirien? Wenn Ihr hier Wölfe habt, so werden's doch nur solche sein, die in Schafpelzen erscheinen“, fügte ich mit einer Anspielung auf den heimlich gährenden Zustand der Bevölkerung hinzu.

„Erlauben Sie“, entgegnete er ernst; „unsere Ardennen stecken voll solcher Raubthiere, die im Winter aus den Waldbergen herabsteigen und die Thäler der Marne, Aisne und Oise durchstreifen. Jetzt im März ist gerade ihre Laufzeit, in welcher sie am schlimmsten sind und nicht blos paarweise, sondern oft in großen Schaaren erscheinen.“

„Und zu ihren Liebesabenteuern sollten sie gerade die bewohnten Gehöfte als Rendezvous aufsuchen?“

„Das kommt davon, daß sie, nach ihrem weiten Umherstreifen und ihren blutigen Balgereien hungrig geworden, so scheu sie sonst sind, mit unerhörter Kühnheit in Dörfer und Städte einfallen und unter den Schwellen hindurch in die Viehställe sich hineinscharren.“

„Da habt Ihr gewiß die fettesten Braten, daß sie gerade bei Euch als Gäste einsprechen?“

„Wenn auch das nicht; aber als heute preußische Einquartierung von der Präfectur angesagt wurde, habe ich für die Gemeinde ein Rind geschlachtet und frisches Fleisch und Blut wittern die Bestien in Entfernungen von einigen Meilen.“

Ich hatte wol schon davon gehört, daß auf den Schlachtfeldern hinter uns erschossene Pferde und auch Menschen zerrissen und angefressen gefunden sein sollten; hatte das jedoch für eine schlaue Fabel der Insurgenten gehalten, um ihre großen Hunde zu entschuldigen.

Wir waren während des Gespräches abgesessen, mein Bursche führte die Pferde zum Stall und ich folgte dem Maire in's Haus, wo ich, in Erinnerung an die großen Hunde der Insurgenten, oder Hauswölfe, vorsichtig nach allen Winkeln mich umblickte. Die freundliche Wirthin hatte indessen nichts in ihrem Benehmen, was mich hätte befürchten lassen können, daß die lebhaften Französinnen im Nationalgeist mit den leidenschaftlichen Spanierinnen wetteifern wollten. Sie credenzte mir Cidre und Poirée, (Aepfel- und Birnen-Wein) von welchen sie selber mir zutrank und fragte, als ich diese sauern und süßen Tropfen verschmähte, ob ich lieber etwas Erwärmendes befehle? Sie stellte eine große Schüssel auf den Tisch, schnitt feine Scheibchen Brod hinein, streute Salz darauf, krümelte etwas Talg hinzu, goß siedendes Wasser darüber und nannte das Gericht — Bouillon.

Mir lag indessen noch ein Ordonnanzdienst ob, um im Nachbardorfe vom Regimentsstabe den Parolebefehl einzuholen. Während ich daher als guter Feldsoldat mit dem von der Wirthin bereiteten landesüblichen Surrogat einer Bouillon mich begnügte, machte mein Wirth die Tafelunterhaltung mit Versicherungen der gut bourbonischen Gesinnungen seiner ganzen Dorfschaft, kam aber dabei doch in einige Verlegenheit, als sein sechsjähriger Knabe dreist mit meinem Säbel spielend versicherte, daß er, wenn er einst zur Conscription müsse, als Sappeur bei der alten Garde des großen Napoleon eintreten würde

Als ich aufbrechen wollte, machte mein Bursche mich aufmerksam, daß

Digitized by Google

mein Pferd vom angeſtrengten Marſch ſehr ermüdet und noch nicht ſattgefüttert ſei; der Wirth aber habe einen tüchtigen Normänner im Stall, er könne den vor ſeine zweirädrige Karoſſe ſpannen und mich dann hinüberfahren. Ich zog vor in den ſteinreichen Wegen zu reiten, obwol der Maire noch einige Bemerkungen zu machen hatte, daß das Sattelzeug nur zum einſeitigen Ritt und der Normänner die Sporen nicht gewohnt ſei. Er erklärte ſich endlich jedoch bereit, das Pferd zu ſtellen und gab den Rath, wegen der Wölfe lieber eine Piſtole als den Säbel mitzunehmen, da die Raubthiere beſonders das Aufblitzen des Feuers ſcheuten und mit dem ſchärfſten Schwert kaum durch den dicken Pelz zu dringen ſei.

Ich lachte über ſeine Beſorgniß. Das Wetter hatte ſich aufgeklärt, der Mond war aufgegangen, und die dünne Schneerinde leuchtete. Nicht ohne Mühe voltigirte ich auf den breiten Rücken des Elephanten in Pferdegeſtalt, der nach einigen Ruthenhieben mit mächtigem Schritt ſich in Bewegung ſetzte.

Erſt nach einer Stunde erreichte ich ohne Abenteuer mit Inſurgenten, Hunden oder Wölfen das Stabsquartier, da ich beim verſuchten Trott in dem Breitſattel wie auf einem Prallbrette ſaß und mich daher mit dem ſtoiſchen Schritt meines Thieres begnügen mußte.

Nach erledigtem Dienſtgeſchäft trat ich den Rückweg an. Das Roß ſchritt weiter aus und ich ſchaukelte, wie auf dem Deck eines Schiffes im höher wogenden Meere mit einer leiſen Anwandlung von Seekrankheit. Es war nicht mehr fern von Mitternacht und vom Dorfe, als ich auf eine freie Ebene kam und eine Brücke erreichte, die über einen trockenen Graben führte. — Der Normänner ſchnob zwar, mit ſtarkem Gebläſe aus den geſpreizten Nüſtern, allein nach einem Gertenhieb ſtampfte er mit ſeinen breiten Hufen polternd über die zitternden Planken. Da raſchelte es unter uns in der Tiefe. — Der Normänner ſchrak heftig zuſammen und machte einen Satz wie ein Steeplechaſe-Vollblut. Ich blickte mich um und ſah zwei dunkle Geſtalten, die unter der Brücke hervor aus dem Graben ſprangen. Da mein phlegmatiſcher Normänner, wie plötzlich vom Koller befallen, in ſauſender Carrière durchzugehen begann, ſo konnte ich jene Schreckensgegenſtände nicht genauer prüfen, ſondern mußte ſuchen den Durchgänger zu zügeln. Bei momentanem Umblicken konnte ich nur bemerken, daß Beide rechts und links des Weges mich verfolgten und immer näher heran kamen. Endlich gelang es mir mit Gewalt das Thier herumzureißen und gegen die Verfolger Front zu machen; — während daſſelbe krebsartig ſeine Flucht fortzuſetzen ſuchte, hatte ich Gelegenheit, beim hellen Mondlicht auf dem glänzenden Schnee, Jene, die bei meiner Vertheidigungsſtellung ſtutzten, ſchärfer in's Auge zu faſſen. — Es waren ein paar rieſige zottige Hunde, größer als die neufundländer Race, von gelbgrauer Farbe, mit ſchwarzen Ohrenſpitzen, grünblitzenden Augen und langen, rauhen, aber herunterhängenden Schwänzen. Dies letztere Merkmal und die Tactik ihrer Jagd, meinem etwaigen Ausbiegen zu begegnen, brachte mich auf den Gedanken, daß es in der That Wölfe ſein könnten.

Ich hatte bis dahin dieſe Gattung Raubthiere nur aus Raff's und Funk's Naturgeſchichte kennen gelernt und noch kein wirkliches Haar eines ſolchen anders geſehen als bei unſerm alten Commandeur, zu deſſen Mantelunterfutter ein Wolf ſeine rauhe Außenſeite hatte hergeben müſſen. Schon dieſer Umſtand hatte mich gewöhnt, mit einigem Reſpect auf den Rock eines Iſegrimm zu blicken, jetzt aber, beim Anblick der mächtigen Glieder und

Digitized by Google

dicken Leiber hätte ich, noch mehr erschrocken als sonst, rufen mögen wie Jonas: „O Herr! er will mich fressen!“

Bei dem nunmehr drohenden thätlichen Angriff riß ich meine Pistole aus dem Gürtel; mein Normänner aber trabte förmlich rückwärts, so daß ich nicht zu zielen vermochte. Die Verfolger hatten zwar gestutzt; aber sie wedelten mit den Schwänzen, wie der Tiger, der Leopard, wenn er sich zum Ansprunge gerüstet. Nach der Warnung des Wirths, sollten die Bestien besonders das aufblitzende Feuer scheuen; ich schoß ab. —

Da flog mein Normänner erschrocken wie ein Kreisel herum und zeigte die Vertheidigungsweise der Pferde, indem er mit den Hinterhufen so hoch in die Luft schlug, daß ich zur Erde herabstürzte.

Die Verfolger waren etwas zurückgeprallt. Ich war schnell wieder auf den Beinen und hatte glücklicher Weise den Zügel in der Hand behalten; die Pistole war mir aber entfallen. Freilich hatte ich keine Zeit wieder zu laden, aber ich hätte doch durch Abknipsen, mit dem Steinschlosse, einige schützende Funken erzeugen können, wenn das Pferd mich nicht immer weiter vom Platz des Sturzes und meiner Waffe fortgezogen hätte. — Ich wollte wieder in den Sattel voltigiren, um vom Pferde herab nach gewohnter Weise die Klinge zu gebrauchen; allein beim Sturze waren mir die vordern Kinnschuppen des Tschakos gerissen und dieser hing an dem hintern, sogenannten Sturmriemen mir vor der Brust, so daß er mich am Aufsitzen hinderte. Ich mußte meinen Weg zu Fuß fortsetzen, faßte das Pferd mit der Linken kurz am Zügel und zog mit der Rechten die Klinge. Nun aber trat der geängstete Normänner mir auf die Sporen, und ich konnte kaum von der Stelle. Immer dringender verfolgt, kam ich endlich in die Nähe des Dorfes und hoffte schon, mich bald befreit zu sehen.

Da rannte der Eine der Wölfe in weitem Bogen um mich herum, legte sich in einer Entfernung von fünfzig Schritten vor mir in den Weg und drückte sich in das tiefe Wagengeleise, als ob er dem heranahenden Pferde unerwartet nach der Gurgel springen wollte, während der Zweite hinter mir durch drohende Sprünge dasselbe vorzutreiben suchte.

Der Normänner, von hinten gescheucht und vor sich den Versteckten fürchtend, flog bald rechts, bald links um mich herum, stieß mich hierbei zur Erde und trat mir auf das Säbelgehänge, so daß ich mich nicht einmal wieder zu erheben vermochte; dabei hing der Tschako mir noch vor der Brust und das Pferd riß am Zügel. Ich mußte mich mit der Rechten auf den Boden stützen, und war außer Stande, mich zu vertheidigen.

Da sprang der vordere Wolf, der ruhig gelegen hatte, plötzlich empor; — ein kritischer Moment! — doch — zu meinem Befremden — kam er nicht zum Angriff, sondern floh, wie erschrocken, seitwärts mir aus dem Wege. — Der Normänner hatte, von neuem Schrecken ergriffen, sich losgerissen und rannte schnaubend, wie toll geworden, den frei gewordenen Weg dem nahen Dorf zu.

Jetzt war ich allein, raffte mich auf und stellte mich in Positur. Die Wölfe aber rannten scheu um mich herum und verfolgten das Pferd, welches einigen Vorsprung gewonnen hatte, in's Dorf hinein. — Als ich mit gezogenem Säbel folgte und noch die Galoppsprünge der gewaltigen Hufe auf dem Steinpflaster wahrnahm, da hörte ich plötzlich einen Hund schreien und sah auch gleich darauf den weißen Spitz unserer Marketenderin im gewaltigen Rachen eines Wolfes, der mit diesem über die Umfassungsmauer des Dorfes sprang und mit seiner Beute davon eilte.

Digitized by Google

Als ich auf dem Hofe anlangte, fand ich die Bewohner schon um den mit Schweiß bedeckten zitternden Normänner versammelt.

„Aber, Herr Fähnrich!“ rief mein Bursche, der mir schon entgegenkam, „Sie haben ja ganz zerrissene Kleider!“

„Besser als zerrissene Glieder“, entgegnete ich scherzend, um mir nicht merken zu lassen, welche Schrecken ich erlebt hatte.

„Gut, daß neben meinem Pferd auch Sie den gefräßigen Bestien entgangen sind“, sagte der aufathmende Wirth.

„Sie haben mit dem Spitz unserer Marketenderin fürlieb genommen“, lachte ich, da ich, jetzt in Sicherheit, die überstandene Gefahr gar nicht für so bedeutend erachtete.

„Da ist der Hund Ihr Rettungsengel gewesen!“ sprach der Maire sehr ernst.

Während die Knechte den keuchenden Normänner in den Stall brachten, ging ich mit dem Maire in's Haus, wo die Wirthin eine mit Honig gesüßte Cidresuppe auftrug und der Maire sich zu mir setzte, um zu hören, wie ich, als gejagtes Wild, den vierfüßigen Jägern entgangen sei.

Als ich ihm meine Lage beschrieb, wie ich an der Erde kroch, während mir der Tschako vor der Brust hing, da rief er plötzlich lebhaft, daß dies gerade meine Rettung gewesen sei.

„Meine Rettung?“ fragte ich verwundert.

„Sie können es selber mit einem Hunde versuchen. Dieser ist, wie Sie wissen, näher dem Wolf, als dem Fuchs verwandt“, fuhr der Wirth erklärend fort. „Auf beide Geschlechter scheint es mit einem eigenthümlichen Eindruck zu wirken, wenn ein Mensch seinen Hut in den Mund nimmt und schweigend und langsam ihm entgegenkriecht. Es muß ein sonderbar grauenhaftes Bild für ihn sein, denn mitten im Angriff fährt er erschrocken zurück; der Hund kann selbst von seinem eigenen Herrn den Anblick nicht ertragen.“ — Um sogleich den Beweis zu liefern, sprang er auf und näherte sich auf beschriebene Weise seinem Haushunde. Dieser erschrak und fing heftig an zu winseln und obgleich er zeigte, daß er seinen Herrn erkannte, so floh er zur Seite, sprang im Bogen um diesen herum, und im Rücken zu ihm heran und begann zu schmeicheln, als ob er ihn bitten wollte, die Rolle des ihm widerlichen Ungethüms aufzugeben.

„Ei“, sagte ich, „da möchte ich Sie doch bitten, unter einem so untrüglichen Schutze meine verlorene Pistole zu holen.“

„Den Teufel auch!“ rief jener erschrocken; „es giebt Momente, in welchem vor dem Wolf alle Täuschung schwindet, denn wenn er in der Hungersnoth Lehm gefressen hat, so wird er auch das Gaukelspiel ebensowenig wie die Feuerwaffe scheuen und sich vielmehr jedem Eisen blind entgegen stürzen. — Wir haben Beispiele“, fuhr er fort, „daß in solchen Kämpfen gut Bewaffnete umgekommen sind und daß bei der ungeheuren Gefräßigkeit der Thiere, die auf acht Tage sich zu sättigen vermögen, von armen Wanderern nichts übrig geblieben ist, als die mit Nägel beschlagenen Schuhsohlen.“

„Alle Wetter!“ rief mein Bursche, „da hätte es heute sich leicht ereignen können, daß wir von Ihnen zur Bestattung nichts als die Sporen gefunden hätten und es wird keine Erdichtung der guten Fibel sein, wenn geschrieben steht: — „ein toller Wolf in Polen fraß den Tischler sammt dem Winkelmaß.“

Digitized by Google

Ich schauderte zwar nachträglich noch über den Gedanken, daß mir — mit Ausnahme meiner Sporen — ein solches Grab hätte beschieden sein können. Allein die Gefahr hat für den Soldaten einen eigenthümlichen Reiz und ich wünschte sie zu bestehn, um mich rächen zu können. — Mein Wunsch sollte mir gewährt werden, früher als ich es ahnte.

Nach dem von mir mitgebrachten Parolebefehl sollten wir nach den Strapazen zur Erholung einen Ruhetag in den weitläufigen Quartieren genießen, wobei jedoch die Warnung erging, wegen etwaiger Ueberfälle von Insurgenten uns keiner zu großen Sorglosigkeit hinzugeben.

Ich hatte demnach mit meinem Burschen das Eckzimmer des ziemlich hohen Erdgeschosses eingenommen. Zwei Fenster führten nach dem Hofe, zwei andere nach dem zur Anhöhe aufsteigenden Garten hinaus. Der Eingang stieß an den Hausflur. Der Maire mit Familie schlief auf der andern Seite des Hauses, die Knechte im Stall und die Köchin hoch oben nach der Seite des Gartens.

Ich bettete mich halb angekleidet im Alkoven, legte meine Büchse neben mir auf den Nachttisch und hing den gezogenen Säbel an einen Nagel am Kopfende des Bettes. Mein Bursche setzte auf die Kugel seines Carabiners noch drei Rehposten zu größerer Wirkung gegen einen etwa erscheinenden Insurgentenhaufen, verschloß die Thür, band an das Schloß eine Schnur, welche er an einen Arm befestigte, und nahm sein Lager auf einer Streu. Beim Erlöschen des Lichts öffneten wir wieder die Fensterladen, um, ohne gesehen zu werden, gewahren zu können, was außer dem Hause vorging.

Der Maire hatte, mit seinem hachoir bewaffnet, noch einen Rundgang in den Hof gemacht, um zu sehen, ob alle Thüren in gesichertem Zustande sich befänden, und erschien unter unserm Fenster. Wir beobachteten still sein Beginnen. Endlich klopfte er an. Wir erhoben uns und öffneten das Fenster. Er machte eine bedenkliche Miene gegen das Oeffnen der Fensterladen und bemerkte, daß die Wölfe nicht allein durch offene Thüren und Fenster eindrängen, sondern versicherte, wie es vorgekommen sei, daß sie, trotz ihrer Scheu vor Knistern und Klingeln, durch zerbrochene Scheiben eingedrungen und Kinder aus der Wiege geraubt hätten.

„Da — hören sie wol?" — unterbrach er sich, indem er aufmerksam lauschte.

„Es werden Eulen sein", entgegnete ich, als durch die stille Nacht aus der Ferne ein eigenthümliches Geheul herüber drang.

„Wölfe sind es, und noch dazu hungrige Wölfe", entgegnete er mit warnendem Drohen.

„Einerlei: — mögen es Zeichen vom Hunger der Wölfe, oder Signale der Insurgenten sein", entgegnete ich entschlossen; „wir sind gut bewaffnet und wollen sehen, welchen Feind wir auf's Korn zu nehmen haben", fügte ich hinzu, indem ich auf die offenen Fensterladen deutete. Er schüttelte bedenklich den Kopf, lockte seinen Haushund, ging nach dem Flur zurück und verriegelte die Hausthür.

Alles wurde still. Wir warfen noch einige Blicke aus den Fenstern in den vom Mondlicht erhellten Hofraum. Nichts war zu bemerken. Ermüdet von den Anstrengungen des Tages suchten wir unsere Lager wieder auf: aber die Gestalten, die meine Gedanken belebten, verfolgten mich bis in's Traum-

Digitized by Google

land. Bald ſah ich bewaffnete Inſurgenten, bald blickten Wölfe mit grünen Augen durch die Fenſterſcheiben . . . . .

Es mochte gegen Morgen ſein, als ich fühlte, daß ich am Arm gefaßt wurde. Ich fuhr empor und griff nach meinem Säbel.

„St, ſt", flüſterte mein Burſche, der mich geweckt hatte; „es iſt nicht richtig im Hauſe. Es muß Etwas im Keller geſteckt haben, das jetzt auf dem Hausflur ſich befindet."

Wir lauſchten und hörten, daß an der jenſeitigen Thür, die zum Zimmer des Wirths führte, geſcharrt wurde. Ein leiſes Winſeln wurde vernehmbar. Es ſtieg Etwas die Bodentreppe hinab und klopfte an die jenſeitige Stubenthür. Bald hörten wir dieſe in ihren Angeln knarren und ein leiſes Flüſtern menſchlicher Stimmen. Nach einigem Hin-und-herbewegen nahten ſich Schritte unſerer Thür. — Es klopfte leiſe an. Wir ſchwiegen, bewaffneten uns aber, ich mit dem Säbel, mein Burſche mit der Piſtole und ſchlichen nach der Thür. Da klopfte es wieder.

„Werda!" rief ich.

„Sie ſind da", flüſterte es mit der Stimme des Wirths zum Schlüſſelloch herein.

„Die Inſurgenten?" fragte ich.

„Nein, die Wölfe", entgegnete er.

Um keine Furcht blicken zu laſſen, öffnete ich die Thür; mein Burſche aber blieb im Anſchlage. Der Wirth, welcher eintreten wollte, fuhr erſchrocken zurück.

„Wölfe? und wo ſind ſie denn?" fragte ich.

„Im Garten", entgegnete eine weibliche Stimme, die Köchin, die hinter dem Wirth hereingeſchlichen war: „ein ganzes Rudel, ich habe ſie von meiner Bodenkammer geſehen. Sie ſuchten die Haut des geſchlachteten Rinds von der hohen Stange herunter zu reißen und haben ſich dabei entſetzlich gebiſſen."

„Untereinander?" fragte ich verwundert; „ich denke, daß ſie auf den Raubzügen ſich nur zuſammenſchaaren, um ſich gegenſeitig zu unterſtützen?"

„Ganz recht", entgegnete der Wirth; „aber wenn ſie ihre Beute haben, ſo ſtreiten ſie darum, daß oft Todte auf dem Platze bleiben."

„Und nun iſt Raub und Streit plötzlich zu Ende und alle Wölfe ſind wie Traumgeſtalten verſchwunden?" bemerkte ich.

„Daran ſind Sie ſchuld", entgegnete der Wirth mit Achſelzucken; „Sie haben mich zu laut angerufen."

„Ich fragte doch nur leiſe."

„Das eben iſt's. Die ſchlauen Beſtien haben ſo ſpitze Ohren, daß ſie das geringſte Geräuſch vernehmen und um ſo mehr einen Angriff aus verborgenem Hinterhalt fürchten, je heimlicher ſie eine Bewegung bemerken. Hätten Sie laut einen Angſtgeſchrei erhoben, ſo würden ſie noch da ſein."

„Nun, ſo wollen wir einigen Lärm erheben."

„Darin liegt es nicht. — Wie man den liſtigen Fuchs täuſchen kann, wenn man das Pfeifen einer Maus nachahmt, ſo reizt man den Wolf durch das Geſchrei eines Hundes."

Ich wollte Etwas erwiedern; doch der Wirth unterbrach mich.

„Stille!" rief er, indem er nach dem Fenſter blickte, „dort ſteht ein Wolf auf der Gartenmauer."

„Wol ſchon eine Avantgarde?" ſpottete ich.

Digitized by Google

„Nein, ein Beobachtungsposten", erklärte er; „bei ihren Raubzügen lassen sie förmlich Schleichpatrouillen vorangehen und stellen zu ihrer Sicherung, wie die Kraniche, ihre Schildwachen aus."

In der That sah ich gegen den hellen Horizont einen großen Wolf oben auf der etwa fünfzig bis sechzig Schritte entfernten, sechs Fuß hohen Gartenmauer stehen. Er hatte die Breitseite uns zugekehrt, den dicken, steifen Hals aber rechts nach dem Hause gewendet und die Nase in die Höhe gelüftet, um den Wind aufzufangen und zu wittern, was er mit den gespitzten Ohren gehört.

„Sein Verweilen deutet an, daß der Trupp hinter der Mauer noch verborgen ist und sein Geschäft noch nicht aufgegeben hat", meinte der Wirth

Ich wollte wenigstens diesen Einen erlegen, nahm den Carabiner meines Burschen und eilte nach dem Fenster, um es leise zu öffnen und zu schießen.

„Was denken Sie!" rief der Wirth, indem er mich zurückhielt. „Wie Sie den ersten Fensterknebel berühren, ist er fort. — Diese Vierfüßler sind dabei wie die Tauchenten; wenn's vom Schlosse blitzt, so sind sie unter dem Feuer durch."

Ich trat vom Fenster zurück, ließ mich in der Mitte des Zimmers auf ein Knie nieder, um den Wolf frei auf's Korn nehmen zu können, und zielte durch die klarste der Fensterscheiben. — Der Wirth mochte glauben, ich ziele nur zum Scherz, denn er stand lächelnd neben mir. Plötzlich gab ich Feuer. Es krachte im engen Raum und die springenden Fensterscheiben klirrten. — Der Wolf war verschwunden, und dichter Pulverdampf füllte die Luft. Aber das runde Loch in der Fensterscheibe zeigte mir, daß ich richtig abgekommen war.

Begierig auf den Erfolg meiner Stubenjagd wollte ich hinaus.

„Ja nicht, ja nicht!" rief der Wirth, nachdem er sich von seinem Schrecken über meinen plötzlichen Schuß einigermaßen erholt hatte. „Der Wolf wird, wenn auch getroffen, nicht sogleich todt sein. Die wilden Bestien haben eine unglaubliche Lebenszähigkeit, wie die Katzen, und selbst schwer verwundet würde er sich zusammenraffen, um Sie wie ein wüthender Eber anzufallen."

Ich griff nach meinem Säbel, der im Zwielicht mir sicherer als die Büchse dünkte.

„Mit den schärfsten Hieben würden Sie nichts ausrichten", warnte der Wirth; „Sie würden auf den dicken Pelz wie auf eine Haarmatratze oder einen Wollsack schlagen, ohne durchzudringen. Nur wenn man den Wolf oben auf die Nase, zwischen den Augen, trifft, ist er auf kurze Zeit betäubt; dann aber bald um so wüthender.

Während mein Bursche seinen Carabiner von Neuem mit Kugel und Posten lud, bat der Wirth die Nachsuchung bis zum Tage zu verschieben, da dann der Wolf, gleich dem mächtigen Uhu, ebenso feige, wie kühn in der Nacht sei.

Wir warteten daher, bis es Tag geworden. Draußen versammelte sich das Jägercorps. Ich steckte die zweite Pistole in den Gürtel und nahm meine Büchse, mein Bursche seinen Carabiner; der Maire bewaffnete sich mit seinem hachoir, die beiden Knechte führten lange Heugabeln und der Haushund war mit einem Stachelhalsband versehen: — einem mit langen spitzen Nägeln nach Außen beschlagenen Riemen, der Genick und Gurgel schützte.

Mit einer gewissen Feierlichkeit zogen wir in den Garten. — Der Wirth zeigte mir viele in dem schmelzenden Schnee abgeprägte Spuren, als einen Beweis, daß ein ganzes Rudel anwesend gewesen sei. Die Fährte war die

des Hundes, nur bedeutend größer und ließ auf die Starknochigkeit der Thiere schließen. Die hohen Sprünge welche sie nach der Rindshaut gemacht, von welcher einige Stücke abgerissen waren, zeigten von ihrer Muskelkraft, die man auch darin erkannte, daß vom Fundamente des Stalles, worin das Fleisch hing, dicke Steine aus der Erde herausgescharrt und vom untern Balken große Holzstücke und Splitter mit scharfen Zähnen abgerissen waren.

Ich erstieg eine Gartenbank und blickte über die hohe Mauer, um zu sehen, ob der Wolf jenseits gefallen sei; allein nichts war zu sehen.

Wir gingen deswegen durch eine Seitenpforte, die zum Felde hinausführte, nach der Stelle, wo der Wolf auf der Mauer gestanden hatte. Unter vielen anderen Fährten erkannten wir an einer Spur, wo mit allen vier Krallen in's Erdreich gerissen war, daß der Letzte einen Satz gemacht hatte, der mehr als fünfundzwanzig Fuß betrug.

„Gut gezielt und schlecht getroffen!" sagte ich ärgerlich, als ich kein Blut fand.

„O nein", entgegnete der Maire, der zum zweiten Satz vorausgegangen war, „hier ist schon Schweiß. — Aber Vorsicht!" fügte er warnend hinzu, indem er sich auf die Zehen stellte, um das vorliegende Ackerstück zu überblicken; „der Verwundete kann in einer Furche sich gedrückt haben und unvermuthet uns anspringen."

Wir folgten der Blutspur weiter, die bald zu beiden Seiten der Fährte sichtbar wurde.

„Aha", sagte der Maire, „die Kugel ist durchgeschlagen; aber er ist doch noch sehr flüchtig gewesen."

Bald kamen wir an eine Stelle, wo man sah, daß er sich gesetzt hatte und das Blut wie aus einer Brause umhergespritzt war.

Nachdem sich diese Zeichen öfter wiederholt hatten, kamen wir an eine Stelle, wo eine kleine Blutlache stand, Schnee und Erdreich sehr zerkratzt war und Haare umherlagen.

„Sehen Sie", meinte der Erklärer, „hier hat die weniger flüchtig gewordene Schaar sich schon um den Kranken gebissen. Aber er muß sich noch weiter geschleppt haben."

Wir mochten etwa eine halbe Stunde entfernt sein, als die Blutspur von den übrigen Fährten seitwärts abwich und im Bogen wieder ganz rückwärts führte.

Wir verfolgten die Spur, die in dem trockenen Graben eines kleinen Thals sich fortzog. Die Sprünge waren immer kürzer geworden und kleine Blutlachen zeigten, daß der Verwundete häufiger gerastet hatte.

Wir waren seitwärts unserer Ferme vorübergekommen und mochten etwa zehn Minuten von derselben entfernt sein, als der uns voranschnobernde Hund plötzlich stutzte und mit eingeklemmtem Schwanze hinter seinen Herrn zurückwich.

„Halt!" gebot dieser; „hier in der Gegend muß er sich gedrückt haben, der Hund hat schon Witterung."

Eine Strecke von etwa zweihundert Schritten vor uns am Grabenufer befand sich ein Dornbusch, mit Brombeerranken dicht umsponnen.

„Dort könnte er vielleicht stecken", meinte der Wirth.

Ich machte meine Büchse schußfertig und wollte voranschleichen.

„Nicht so gerade darauf zu und nicht heimlich schleichen", ermahnte der Wirth. „Wenn er noch lebt und noch fort kann, so wird er die Flucht ergreifen. Gewiß hat er uns lange bemerkt: unser Anschleichen wird ihm ver-

Digitized by Google

dächtig und der gerade Weg läßt ihn fürchten entdeckt zu werden." Er ordnete an, etwas seitwärts abzubiegen und in der lauten Unterhaltung fortzufahren, damit der Versteckte glaube, wir würden, ohne ihn bemerkt zu haben, an ihm vorüberziehen. „Wie selbst der Hase, wenn er sich lagern will, vorher einige Kreuz- und Quersprünge macht, um den Feind von seiner Fährte abzuleiten", erklärte unser Führer, „ebenso bemerkt der Wolf genau, ob der Jäger seine Spur verfolgt."

Er umging mit seinen beiden Knechten rechts den Busch, ich sprang über den Graben und ging links in die Flanke, wenn etwa der Wolf auf dieser Seite herausfahren wollte; mein Bursche wahrte das Terrain, von wo wir gekommen waren, da ein Wolf gern den Rückweg wählt, wenn es gilt, den verfolgenden Jäger irre zu leiten.

Ich hatte von der Seite bis auf fünfzig Schritte dem Busche mich genähert, der Maire, der denselben im weiten Bogen umgangen hatte, stand in der Verlängerung des Grabens mit gehobenem hachoir; seine beiden Knechte eine Strecke hinter ihm zur rechten Seite, wo sie auf ihrem Wege kleine Zweige, die sie mit ihren Taschentüchern behingen, eingesteckt hatten, um eine sogenannte Verlappung zu bilden, welche die Wölfe besonders scheuen. Mein Bursche war zu meiner Secundirung herangerückt. So war der Wolf rings umstellt. Der Wirth trat an den Graben heran, um zu untersuchen, ob die Spur etwa weiter führte, da taumelte er und fiel auf den Rücken zur Erde. Die erschrockenen Knechte warfen sich auf die Kniee und nahmen ihre Hüte in den Mund. Mein Bursche stutzte und machte sich schußfertig.

Ich konnte mir die Begebenheit nicht erklären, blickte rings um mich, konnte aber vom Wolfe nichts entdecken.

„Er steckt noch drinnen!" rief der Wirth, der wieder aufgesprungen war, mir zu. „Die Spitzen des Busches haben sich bewegt, es knisterte, und der Hund ist vor Schrecken mir so zwischen die Füße gefahren, daß ich gefallen bin."

Die Knechte hatten sich wieder erhoben und blickten, auf ihre Heugabeln gestützt, mit langen Hälsen nach dem Busch. —

Einige Schritte näher getreten entdeckte ich etwas Gelbgraues unter den Ranken, konnte aber nicht unterscheiden, ob es das dürre Schilf und Ufergras sei. Auf gut Glück schlug ich an und — gab Feuer.

Es bewegte sich wieder im Busche und als sich der Pulverdampf verzog, sah ich ein paar grünliche Augen durch das dürre Gras blitzen.

„Er muß schon sehr krank sein", rief der Maire mir zu, „sonst wäre er jetzt herausgefahren."

Ich nahm mir keine Zeit von Neuem zu laden, sondern zog die Pistole, spannte den Hahn und schritt nahe nach dem Busch heran.

„Halt, halt!" rief der Maire mir zu, der eiligst seinen hachoir mit der Heugabel eines Knechtes vertauscht hatte, und spähend herbeischritt.

„Ich werde, so in der Nähe, nicht fehlen", entgegnete ich.

„Eben darum", erklärte er, „Sie würden den Pelz verderben."

Der Wolf hatte sich vorn aufgerichtet, aber das Hintertheil schleppte an der Erde und er sperrte nach Weise der Füchse den ungeheuren Rachen auf. Als der Maire zu mir herübertrat, drückte der Wolf, der augenscheinlich nicht mehr fort konnte, sich platt auf die Erde und steckte den Kopf unter Reiser und Gras, als ob er seine empfindlichste Stelle, die obere Nase ver-

Digitized by Google

bergen wollte. Der Maire fuhr mit der Heugabel ihm quer über den dicken Hals und ſuchte dieſen an den Boden feſtzudrücken; aber der Wolf biß in das Eiſen, daß es knirſchte und die Schrammen glänzten. Obgleich der Knecht mit der zweiten Gabel herbeiſprang, ſo hob er beide ſich anſtrengende Männer mit dem Kopfe empor, ſchnappte um ſich, erfaßte einen Gabelſtiel und verbiß ſich ſo im Holze, daß ſie ihm nicht zu entreißen war. Selbſt als der andere Knecht mit dem hachoir herantrat und ſo glücklich war mit dem breiten Rücken deſſelben ihn durch einen Schlag auf die Naſe zu betäuben, hielt er, als ob im Krampf die Kinnbacken geſchloſſen, noch ſo feſt, daß man ihn daran aus dem Buſche hervorziehen konnte, und nachdem ihm ſchon der Schädel zerſchmettert war, mußten die rieſigen Zähne erſt mit dem Eiſen einer Gabel auseinander gebrochen werden. Nicht nur daß ſein Zucken noch einen Beweis ſeiner Lebensfähigkeit zeigte, ſondern die erhaltenen Wunden und der Blutverluſt ſetzten darüber in Erſtaunen.

Meine erſte Kugel hatte jagdgerecht das Blatt getroffen und war durchgeſchlagen; eine Rehpoſte ſteckte im Halſe, eine zweite war ihm in die Rippen gefahren, und die dritte war vorbeigegangen. — Und mit dieſen Wunden war das Thier noch eine Stunde weit gelaufen und wäre ſicher noch weiter geflohen, oder hätte mit ſeinen letzten Kräften ſich auf uns geworfen, wenn nicht meine letzte Kugel durch Zufall das Kreuz getroffen und ſein ganzes Hintertheil gelähmt hätte.

Dem Verendeten wurden die Vorder- und Hinterläufe zuſammengebunden, die Stiele der Heugabeln durch dieſelben geſteckt, und beide Knechte hatten an dem gewaltigen Thiere ſchwer zu tragen.

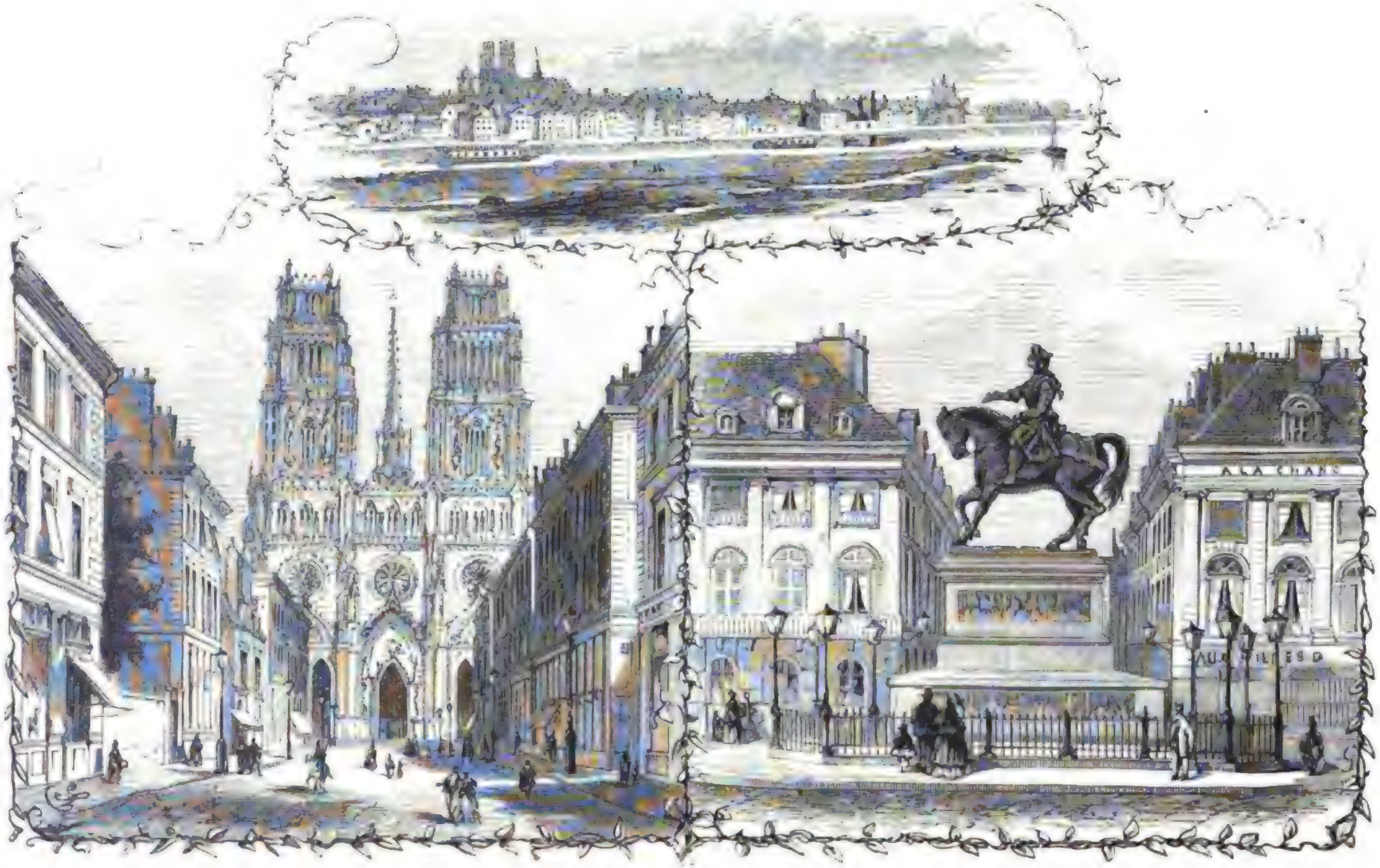
Auf unſerm Triumphzuge nach der Ferme dankte mir der Maire nicht nur für den ſchönen Pelz, ſondern auch für die Prämie, welche die Präfectur auf die Erlegung eines Wolfs geſetzt hatte und welche für eine alte Wölfin ſechzig, für einen Wolf zwanzig und für einen Neſtwolf fünf Franken betrug. Der Knabe kam freudig uns entgegengeſprungen und das grauliche Thier betrachtend, meinte er: daß er jetzt doch lieber preußiſcher Jäger werden wolle, um auch Wölfe erlegen zu können ....

Friſch auf, Ihr meine Kameraden, die Ihr jetzt abermals vor den Ardennen ſteht! Es giebt jetzt auch wieder Wölfe zu jagen dort oben in Frankreich. Jagt ſie, jagt ſie — gebt keinen Pardon! Unſere Wolfshetze von anno 14 muß doch nicht gründlich genug geweſen ſein, daß der franzöſiſche Wolf es noch einmal gewagt hat, aus ſeinen Wäldern hervorzubrechen, um nach deutſchem Raube die Zähne zu fletſchen. Macht ſeinen Diebesgelüſten den Garaus, rückt die deutſchen Grenzpfähle weiter hinauf nach der Wolfsgrube und ſetzt gute Wächter davor!

Das iſt die Meinung eines Veteranen, der den Dienſt unter Blücher gelernt hat.

Freimund Ohneſorgen.

Digitized by Google



Orleans.

Digitized by Google

Die Stadt der Jungfrau.

Es war gegen Abend des eilften October, als die deutſchen Truppen, Bayern und Preußen, zum erſten Mal in dieſem Kriege in Orleans eindrangen.

Die blutigen Gefechte bei Arthenay, einem Städtchen $2^1/_2$ Meile nördlich von Orleans und bei Ormes an der Straße Orleans-Chateaudun, hatten die zuſammengewürfelte und noch in der Formation begriffene Loirearmee zum Rückzug genöthigt. Sie hatte die Uebermacht der deutſchen Tapferkeit und Disciplin kennen gelernt und gab nach erheblichen Verluſten ihre verſchanzten Stellungen auf, indem ſie am Nachmittag des eilften nur noch ſchwache Nachhutgefechte in den weitläufigen Vorſtädten führte und bis zum Abend die ſehr ſtarke Stellung des Eiſenbahndammes behauptete. Die Cavallerie war ſchon am Mittag durch Orleans geflohen; zum Staunen und Schrecken der Einwohner folgte bereits um vier Uhr die hart mitgenommene Artillerie und dann ſtrömten ganze Brigaden in Unordnung durch die Straßen und drängten ſich der Loire zu, die ganze Stadt in eine unbeſchreibliche Angſt und Hoffnungsloſigkeit verſetzend.

„Les Prussiens, les Prussiens!“ hieß es; die Männer knirſchten, die Weiber verſteckten ſich und rangen die Hände — das Unerhörte war geſchehen. Schon flogen die erſten Granaten in die Stadt; unheimlich heulten ſie durch die Rue Bannier, vor der Kathedrale und zu den Füßen der Pucelle zerplatzend. Die heilige Stadt Frankreichs, die Stadt im Herzen des Landes, wurde von den fliehenden Generalen, Soldaten und Mobiles dem verhaßten Feind preisgegeben. Während die Batterie von Gillern dreißig Granaten in die Stadt ſchleuderte, während die Bayern und die Zweiunddreißiger in Tapferkeit wetteiferten, um den Bahndamm zu erſtürmen: ſtanden die anderen Truppen müßig bei St. Jean la Ruelle und auf der Höhe bei Ingres und ſchauten hinab auf die Stadt mit ihrem Häuſermeere, mit der prachtvollen zweithürmigen Kathedrale und auf die gewundene Loire, die im Schatten des Abends ſich wie ein Band von mattem Stahl durch die weite Ebene wand.

Neben der Batterie hielten die Generale v. d. Tann und v. Wittich, horchten auf das Gewehrfeuer dicht vor ihnen und verfolgten die feurigen Curven der Granaten, die mitten in dem Häuſergewühl dort unten zerplatzten und beredt genug zur Uebergabe mahnten. Beide Generale hatten ſich vorgenommen, noch heute Nacht in Orleans zu ſchlafen.

Gegen 8 Uhr, mit einbrechender Nacht, erſcholl endlich das erſte Hurrah — die Eiſenbahn war erſtürmt und die Zweiunddreißiger rückten durch die Vorſtadt St. Jean in Orleans ein, ein Bataillon dieſes Regiments bivouakirte auf der Place du Martroy.

Am nächſten Morgen folgte die Diviſion v. Wittich nebſt einem Theile der Bayern und die heilige Stadt hatte ſo viel Einquartierung in ihren Mauern, daß die Häuſer nicht ausreichten, ſie zu faſſen, und die breiten Boulevards zu Hülfe genommen werden mußten.

Digitized by Google

Mit wirrem Staunen sahen die Einwohner dem Einmarsche des Feindes zu. Welche Ordnung, welche musterhafte Zucht! Im festen Tactschritte kamen die Bataillone herangezogen, die Musik voran, kräftige, kühne Männer, Viele die Wacht am Rhein singend, daß die Fenster bebten; und wie schnell waren sie in den Quartieren heimisch! Man konnte den verhaßten Prussiens mit dem besten Willen nicht einmal böse sein, so freundlich und entgegenkommend benahmen sie sich bei den Bürgern. Wenn sie damit ihre eigenen Truppen verglichen, wie mußte das ihre Eitelkeit, ihr patriotisches Bewußtsein kränken! Welche Unordnung dort, welcher Mangel an Gehorsam! welche Unfähigkeit! Großsprecherei überall! Und die Menge der Traineurs und die Menge von pflichtvergessenen Officieren, welche, während die Anderen draußen fochten, hier in den Cafés herumsaßen, und die Masse betrunkener Soldaten, welche wie das liebe Vieh auf den Straßen herumlagen, anstatt zu kämpfen — oh quel malheur, oh la pauvre France!

Wir kamen den Leuten in Orleans so plötzlich und überraschend über den Hals, daß die Stadt gar nicht Zeit gehabt hatte, für uns eine bestimmte Toilette zu machen; die Trauersachen waren noch nicht sämmtlich fertig geworden über Nacht und so war denn die Physiognomie der Stadt zu Anfang eine sehr unbestimmte. Ein Theil der Läden war trotzig geschlossen, ein anderer Theil und namentlich die der Bäcker, Fleischer, Epiciers ꝛc. und die Cafés standen auf und bekamen bald alle Hände voll zu thun; manche Straßen waren leer, in anderen schob und stieß sich die Menge und betrachtete uns mit Neugierde oder Zorn. Die vornehmeren Stände und Beamten waren uns am Feindlichsten gesinnt, während der Mittelstand tiefe Niedergeschlagenheit und der Pöbel vorherrschend Indolenz und Schaulust zeigte.

Ein Zeichen aber, wie wenig man uns für Barbaren hielt, war: daß eine Anzahl Frauenzimmer aus allen Ständen die Fenster und Trottoirs bevölkerten und daß wir während des Einmarsches noch von einer Unmenge von Bettlern um milde Gaben angesprochen wurden („Quoique la mendicité était interdite dans cette commune", wie es überall angeschlagen war.)

Trotz des etwas verdüsterten Aussehens machte übrigens die Stadt auf die einrückenden, hungrigen und müden Krieger den vielversprechendsten Eindruck.

Orleans ist eine der reichsten Städte Frankreichs, sie hat über 50,000 Einwohner, viele Fabriken und einen ausgedehnten Handel. Die baumwollenen und wollenen Stoffe haben Weltruf, ebenso wie die Liqueure und Confitüren, welche dort bereitet werden.

Die Stadt ist von weitläufigen Vorstädten umgeben und wird von breiten, mit doppelreihigen Linden geschmückten Boulevards eingerahmt, welche zu beiden Seiten auf die stattlichen Loirequais münden, die Hauptstraßen sind breit und prächtig, die Plätze zahlreich. Den Mittelpunkt der Stadt bildet die Place-du-Martroy, von wo aus die Rue Bannier zum Thore gleichen Namens, die kleine Rue Royale zur Brücke und die Rue Jeanne d'Arc zur Kathedrale führen.

Orleans, die Stadt der Jungfrau, hat nicht weniger als drei Pucelles: zwei zu Fuß (in der Nähe der Kathedrale und am südlichen Ende der Brücke) und eine zu Pferde, auf der Place-du-Martroy. Diese letztere ist der Stolz und der Gegenstand der Verehrung sämmtlicher Einwohner. — Ich darf wol dreist hinzufügen: der Gegenstand der Anbetung; denn auf den Stufen der Statue knieten zu jeder Tageszeit die alten Weiber und auf

Digitized by Google

dem Sockel derselben standen die Blumentöpfe zu Dutzenden mit Inschriften wie „Protégez moi" — „Sécourez-moi", und selbst auf dem behelmten Haupte derselben befand sich eine Art von gestrickter Arbeit, ein drolliges, etwas gar zu modernes Zeichen der Verehrung.

Das Denkmal der Jungfrau von Orleans, von Foyatier, wurde 1855 errichtet — „à Jeanne d'Arc la ville d'Orléans, avec le concours de la France entière."

Die Statue selbst ist $2_{,60}$ Metres hoch und steht auf einem Granitsockel von 3 Metres Höhe und $1_{,3}$ Metres Breite mit der einfachen Inschrift:

„A Jeanne d'Arc."

Foyatier beabsichtigte die Jungfrau in der Haltung darzustellen, wie sie Gott für den errungenen Sieg dankt. Das edle Haupt ist schwärmerisch nach oben gerichtet, während sich das Schwert wie zum Gruße neigt. Die Ausführung läßt Manches zu wünschen übrig, der Kopf ist schön, die Gestalt indeß zu mannbar und kolossal, namentlich die unteren Gliedmaßen. Die Haltung der ausgestreckten Hand mit dem Schwerte verstanden unsere lustigen Nassauer auf den ersten Blick: „Di", hörte ich einen Wiesbadener sagen, „dem Frauenzimmer da obbe muß ja der Arm einschlafe bei dene ibbrige Präsentirt's Gewehr!"

Dagegen sind die Reliefs am Postament, welche die Hauptmomente des Lebens der Pucelle vorstellen, ebenso figurenreich als gelungen in der Ausführung. Sie stellen der Reihe nach vor:

1) Johanna bei ihrer Heerde in Domremy, von Heiligen ermahnt, dem bedrängten Vaterland zu Hülfe zu kommen.
2) Auszug aus Vaucouleurs.
3) Begegnung in Chinon mit Karl VII., den sie von ihrer göttlichen Mission überzeugt.
4) Einzug in das belagerte Orleans am 25. April 1429. „Messire m'a envoyé pour secourir la bonne ville d'Orléans."
5) Einnahme des Brückenkopfes von Orleans
6) Krönung Karls VII. zu Rheims.
7) Johanna bei dem Sturm auf Paris verwundet.
8) Ihre Gefangennahme bei Compiègne.
9) Gefangenschaft zu Rouen.
10) Ihr Tod daselbst.

Noch heute glaubt alle Welt in Orleans steif und fest an die Pucelle, ja in dieser neuen Noth Frankreichs ist sogar schon wieder eine neue Jungfrau auferstanden, doch will dieselbe (ein gestörtes Bauernmädchen aus der Umgegend) noch nicht die rechten Wunder thun; auch nimmt man es der alten Pucelle darob sehr übel, daß sie nicht mehr in den jüngsten Tagen für die Stadt gethan habe.

Die zweite Merkwürdigkeit der Stadt ist die Kathedrale. Die alte Kirche wurde zum größten Theil von den Hugenotten zerstört; der eigentliche Neubau wurde erst im siebzehnten Jahrhundert vollendet, die Hauptfaçade mit den beiden abgestumpften Thürmen von 270 Fuß Höhe wurde 1766, die Thürme selbst 1829 fertig. Noch neuer ist ein zierlicher Dachreiter zwischen beiden Thürmen von Holz und Eisen. Die Kirche hat fünf Schiffe und macht durch ihre kolossalen Massen im Innern wie im Aeußern einen gewaltigen Eindruck. Die Chorcapellen sind im besten gothischen Styl des vier-

Digitized by Google

zehnten Jahrhunderts gehalten; die Glasfenſter aber modern. Grundform der Kirche iſt das Kreuz. Ihre Hauptfaçade wendet ſich dem Stadthauſe zu, welches in ſeinem heitern bunten Renaiſſanceſtyle einen hübſchen Contraſt zu derſelben bildet. Nördlich des Domes liegen die Maillebäder, ſüdlich das alte Stadthaus.

Bemerkenswerth ſind ferner nahe der Kathedrale das Haus der Diana von Poitiers im hübſchen Renaiſſanceſtyl und das Haus von Agnes Sorel, der Geliebten Karl's VII. in der Rue du Faubourg Nr. 15, das Wohnhaus von Jeanne d'Arc und das von Karl I. in der Rue de la Recouvrance Nr. 28. Die eigentliche Stadt iſt mit der Vorſtadt St. Marceau durch die prächtige ſteinerne Brücke verbunden; 1750 begonnen und 1761 vollendet, überſpannt ſie mit neun mächtigen Bogen das breite ſandige Flußbett der Loire. Am Südende derſelben ſteht eine lebensgroße, reizende Statue der Pucelle mit der Fahne, prächtig in Haltung und Bewegung. Von hier aus hat man einen ſchönen Blick auf die Stadt, die Quais und den Fluß.

„Der blühende Strand der Loire" iſt übrigens gerade hier ziemlich flach und monoton, die Schifffahrt kann nur auf künſtlichem Wege ausgeübt werden und iſt ſehr unbedeutend.

Die Stadt hat durch das Bombardement am 11. October ſehr wenig gelitten, ſchlimmer kam ſie fort bei der Wiedereinnahme durch den Prinzen Friedrich Karl in Folge der Gefechte am 21. December; doch hat auch diesmal die eigentliche Stadt weniger Schaden genommen als die allerdings arg heimgeſuchten Vorſtädte.

Van Dewall.

An die Sterne.

In einer frühern, fernen Zeit
Da ſtand für mich an jedem Stern geſchrieben
Ein Troſtwort für die Endlichkeit:
„Hier wird erfüllt, was unten nur geblieben
„Ahnung und Sehnſucht; Glauben, Hoffen, Lieben
„Wird Schau'n, Vollendung, Weſenheit!"

Da hat mein Auge wonnevoll
An Euch wie an des Freundes Blick gehangen,
Und Eurem Licht entgegen ſchwoll
Mein Herz, noch in der Erdennacht befangen.
Auf alle Zweifel, die ihm hier entſprangen,
Aus Eurem Lichte Klarheit quoll.

Jetzt iſt mein Herz ſo kummerſchwer,
Daß ſelbſt beim Blick nach Euch ich nicht erfahre
Die einſtige Beruh'gung mehr.
Mich dünkt, Ihr ſtündet ſchon Aeonen Jahre
Als Leichenfackeln um die Todtenbahre
Der ſchwarz verhüllten Erde her. —

Meta Wellmer.

Digitized by Go

Prinz Victor von Wied.

Eine Geschichte aus den napoleonischen Kriegen.

Von **Karl Braun-Wiesbaden.**

I.

Die Schriften der Propheten des Alten Bundes sind nichts mehr und nichts weniger als Das, was wir heute zu Tage Zeitungen nennen, d. h. Berichte und Betrachtungen über die Zeitereignisse, mit Vermahnungen, Aufrufen und Gewissensschärfungen ꝛc. Daß die Zeitungen von damals anders aussehen als die Zeitungen von jetzt, versteht sich natürlich von selbst.

Ich weiß, daß Viele zu dieser Vergleichung (welche natürlich mit allen Gleichnissen das Schicksal theilt, zu hinken) den Kopf schütteln. Ich bitte Diejenigen, welche dies thun, selbst einen Versuch zu machen, d. h. irgend eine Stelle in den Propheten nachzuschlagen, welche von dem Wiederaufbau der Stadt und des Tempels von Jerusalem handeln, und sich an die Stelle dieser Stadt und dieses Tempels von damals die deutsche Einheit von heute zu denken. Die Werkleute haben stets zu kämpfen mit der Uneinigkeit unter sich und den Feinden von Außen. „Gott machte den Rath unserer Feinde zu nichte", schreibt Nehemia, „und wir kehrten Alle wieder zurück zu der Mauer, ein Jeglicher zu seiner Arbeit; und von nun an geschah es, daß die eine Hälfte that die Arbeit mit der Kelle, die andere Hälfte aber hielt Panzer und Bogen, Spieß und Schild. Die da bauten an der Mauer und trugen Last von Denen, die da aufluden — mit einer Hand thaten sie die Arbeit und mit der andern hielten sie die Waffen. Ein Jeglicher, der da mithalf bauen, hatte sein Schwert um die Lenden gegürtet und bauete also. Der aber mit der Posaune blies, der stand neben mir (es ist der Anführer, welcher spricht). Und ich sprach zu den Rathsherren und den Obersten und dem ganzen übrigen Volke: „Der Tempel, so wir bauen, ist weit und groß; und wir sind zerstreuet auf der Mauer fern von einander; an welchem Orte Ihr nun die Posaunen tönen höret, dahin versammelt Euch; und Gott wird für uns streiten. So wollen wir arbeiten an unserem Werke."

Wie es hier der Prophet Nehemia schildert, so bauen wir Deutsche im neunzehnten Jahrhundert den Dom unserer Einheit. Oft unterbrochen durch innern Zwist und böse Nachbarn, kehren wir stets von Neuem zu unserm Werke zurück. Jetzt, da der innere Zwist erloschen und nur noch ein böser Nachbar abzuwehren ist; jetzt, wo der Bau schon beinahe vollendet emporragt, zweifelt Niemand mehr an dessen unaufhaltsam glorreicher Durchführung und wir Alle, die wir mit daran gearbeitet, haben das freudige Gefühl, daß unsere Söhne und Enkel, welche unangefochten darin wohnen, unser Andenken segnen werden.

Deshalb aber ist es auch wieder unsere Pflicht, unserer Vorfahren zu gedenken, namentlich Derer, welche den Bau und den Kampf begonnen haben und gefallen sind, ohne die Frucht ihrer Tapferkeit zu ernten. Von einem dieser tapferen Werkleute und Streiter will ich sprechen. Er erlag fern der Heimat auf spanischem Boden seinen Wunden am 8. Januar 1812, als der Hoffnungsstern noch nicht aufgegangen war; und obgleich ihn Ernst Moritz Arndt besungen, so ist er unverdienter Weise beinahe vergessen im deutschen

Digitized by Google

Vaterlande. Denn er hatte das Unglück, ein Prinz zu sein, ein Prinz aus einem der ältesten reichsunmittelbaren Geschlechter Deutschlands. Diese Geschlechter hörten am Beginne des Jahrhunderts auf zu regieren. Sie wurden mediatisirt zu Gunsten Anderer ihres Gleichen, welche nicht mehr waren, als sie, aber sich der Gunst Napoleon's erfreuten.

Einem deutschen Kaiser, dem deutschen Reich hätten sie gern ihre Territorialgewalt geopfert. Aber einem andern kleinen Territorialherrn, welcher vor ihnen keinen Vorzug hatte, als die Gunst der Fremdherrschaft (wenn das ein Vorzug war), zum Opfer geschlachtet zu werden, das war hart. Wer sich über die Stimmung der Opfer unterrichten will, der lese bei Pertz nach, wie der frühere Graf oder Fürst von Nassau, von Napoleon zum Herzog befördert, dem Freiherrn Karl vom Stein seine Besitzungen Nassau, Frücht und Scheuern nahm, ihn nicht nur der Landeshoheit depossedirte, sondern auch seine Privateinkünfte confiscirte. Letztere gab man ihm 1848 wieder, „man habe," sagte man nachträglich, „den Zugriff nur zum Schein gethan, Bonaparte habe es absolut so haben wollen". Der alte Reichsfreiherr, welcher berufen war, der Regenerator Preußens zu werden, erließ an den „Kleinsultan" einen geharnischten Protest. Er findet sich sich bei Pertz abgedruckt.

Ich erinnere nur deshalb daran, um zu erläutern, wie der edle Prinz Victor von Wied, von dem ich sprechen will, so unverdienter Maßen in Vergessenheit gerathen konnte. Die regierenden Fürsten rechneten die Mediatisirten zum Volk und das Volk rechnete sie zu den Fürsten und von beiden wurden sie vernachlässigt. Ja, ich kenne deutsche Kleinstaaten, in welchen es höchsten Ortes „ungern wahrgenommen" würde, wenn man die Erinnerung an solche Helden der Befreiungs- und Regenerations-Epoche auffrischte, oder auch nur einen Beitrag zeichnete zu dem Denkmal, welches das deutsche Volk, sobald der Krieg vorbei ist, dem großen Reichsfreiherrn von Stein an der Stätte seiner Geburt errichten wird. Es kommt nämlich dicht bei der in Trümmern liegenden Burg seiner Ahnen, oberhalb der Kettenbrücke und der Eisenbahn bei dem Städtchen Nassau, auf einen steilabfallenden waldumkränzten Hügel zu stehen, welcher umflossen wird von der blauen Lahn und weit hinaus schaut in die deutschen Lande. Doch nun zur Sache.

* * *

Es war im Herbste 1801. In der Schmiede zu Marau, einem großen Dorfe an dem sich dem Rhein zuneigenden Abhange des Westerwaldes, hatten sich die Bauern zusammengefunden. Denn was die Börse in einer Handelsstadt, das ist die Schmiede auf dem Dorfe, besonders wenn sie, wie hier, mit einer Schenke verbunden ist. Die Frau und die Kinder besorgten die Schankwirthschaft. Der Schmied selbst, ein Mann von einem riesigen knochigen Körperbau und einem ernsten Gesicht, kümmerte sich nicht darum, sondern nur um sein Handwerk. Das Sprechen liebte er nicht, aber er verstand es, wie kein Anderer im Dorfe; und wenn ihm irgend ein Vorfall die Zunge löste, dann lauschten die Bauern mit mehr Andacht auf ihn, als auf ihren eigenen Pfarrer. Denn der Pfarrer war nicht beliebt. Er kümmerte sich nicht viel um die Bauern, studirte auch nicht, sondern ging weltlichen Geschäften nach. Er trieb Zehnt, Zins und Gülten, Rauchhühner und Pfingstkäse auch von den Aermsten im Kirchspiel mit besonderer Strenge bei; auch sagte man ihm nach, er halte es mit den Franzosen.

Während der Schmied eifrig an der Arbeit und die Bauerschaft eifrig

Digitized by Google

im Schwatzen war, trat eines jener plötzlichen kurzen Gewitter ein, wie sie am Mittelrheine so häufig sind. Der Regen stürzte hernieder wie ein Wolkenbruch. Die Ortsstraße verwandelte sich in einen Bach. Wer unterwegs war, suchte irgendwo einen Unterschlupf. Diesen gewährte die Schmiede mit ihrem weithin ausladenden Vordach. Auch der Pfarrer war gerade auf dem Wege, nämlich aus dem obern Dorfe, wo er einen Garten mit Bienenständen hatte, nach dem untern Dorfe, wo Kirche und Pfarrhaus lagen. Auch er flüchtete, vom Wetter überfallen, in die Schmiede. Desgleichen zwei Jäger mit ihren Hunden, ein älterer und ein ganz junger. Der Erstere, sagten die Bauern, sei ein Jäger oder Förster des Fürsten von Wied, Namens Buchsieb aus Schmitthahn: den Letztern kannten sie nicht.

Der Schmied hatte, gleich allen übrigen Anwesenden, den Pfarrer mit dem geziemenden Gruße empfangen, dann aber sich sofort wieder zu seiner Arbeit gewandt. Das wurmte den ambitiösen Geistlichen. Theils um sich an dem Schmiede zu reiben, theils um sich bei den Bauern bemerklich und, wie er irrig meinte, populär zu machen, trat er mit seiner ganzen Breitseite an den Ambos heran, schaute eine Zeit lang der Arbeit zu und fragte dann mit pfiffiger Miene: „Aber saget mir, Meister, was soll denn Das bezwecken, daß Ihr allemal den fünften oder sechsten Schlag mit dem Hammer nicht auf das Eisen, sondern auf den Ambos thut? Damit wird doch die Arbeit nicht gefördert? Was ist das?"

„Das ist der kalte Schlag", sagte kurz angebunden der Schmied, indem er unter seinen buschig überhängenden Augenbrauen dem Pfarrer einen festen und ernsten Blick zuwarf. „Ja, da bin ich so klug wie zuvor", scherzten Hochwürden, „was ist denn nun der kalte Schlag?" — „Das ist ungefähr das nämliche, wie wenn Euer Hochwürden in Eurer Predigt nach allen paar Sätzen einmal „Meine andächtigen Zuhörer" oder „Meine Geliebten in Christo" dazwischen schiebt", sagte der Schmied. Dabei senkte er den Hammer und richtete sich am Ambos ernst und hoch auf. Dem Pfarrer gefiel das nicht; und da auch der Regen etwas nachgelassen hatte, empfahl er sich schleunigst.

Als der Pfarrer fort war, trat der Förster Buchsieb auf den Schmied zu — wie es schien, hatte ihn der junge Jägersmann dazu veranlaßt — und meinte: „Aber uns könntet Ihr doch wol sagen, Meister Hann-Jost, was das mit dem kalten Schlag für eine Bewandtniß hat?"

Auch die Bauern spitzten nun die Ohren: denn der Meister Hann-Jost räusperte sich; und das hatte zu bedeuten, daß er einen längern Spruch thun wollte, was nur selten passirte, aber dann gründlich.

„Förster Buchsieb", sagte der Meister, „wir zwei kennen uns schon lange genug, und ich weiß, daß Ihr es ehrlich meint und nicht dahin gehört, wo die Spötter sitzen, so sich mit ihrer neumodischen wälschen Afterweisheit wollen lustig machen über Sitten und Gebräuche, die wir von unseren achtbaren Vorfahren selig in Ehren überkommen haben. Ich hätt' auch dem Herrn Pfarrer Bescheid gegeben, wenn er nicht so spitz gefragt hätte, und wenn er nicht so Sachen von selber wissen müßte. Sagt er denn nicht selbst, ich meine der Pfarrer, in der Kinderlehre das eine Mal, der Teufel liege in der Hölle angeschmiedet an eisernen Ketten, und das andere Mal sagt er wieder, der Teufel gehe herum, wie ein brüllender Löwe und suche, wen er verschlinge? Wie verhält sich das nun, kann der Teufel zugleich an der Kette liegen und doch auch uns armen sündhaften Menschen nachlaufen? Nein!

Digitized by Google

So viel Gewalt ist dem bösen Feinde nicht gegeben. Aber da er voller Listen und Tücken steckt, so feilt er zuweilen die Kette durch. Und damit er wieder festgemacht werde, thun die Schmiede den sechsten Schlag daneben und schlagen dann, wenn sie Feierabend machen, zum Schlusse noch einmal drei laute Schläge kalt auf den Ambos. Denn durch diese kalten Streiche, welche der Schmied auf den Ambos thut, wird des Teufels Kette wieder festgenietet. Zwar giebt es heutzutage auch Schmiede, welche sich von diesem ehrwürdigen Gebrauch losgesagt haben, und welche da glauben, ein jeder Schlag, welcher nicht Geld einbringe, der sei verloren. Allein die Schläge, welche man um des schnöden Mammons willen dem gemeinen Besten entzieht, die mögen wol für den Augenblick Gewinn bringen, aber auf die Dauer erwächst daraus zehnfacher Schaden. Wie wir das denn jetzt sehen, wo der wälsche Teufel los ist und es guter Schläge und Streiche bedarf, um ihn wieder an die Kette zu legen. Aber ich hoffe zu Gott, wer einen Hammer führt und ein richtiger Meister ist, der wird draufschlagen."

Ein Murmeln des Beifalls ging durch die Versammlung. Man hatte den Schmied verstanden. Er bog sich wieder auf den Ambos nieder und hämmerte weiter, allemal fünf Schläge auf's Eisen und den sechsten auf den Ambos.

Auch die beiden Jäger verließen die Schmiede. Eine halbe Stunde vor dem Dorfe kam ihnen ein Diener mit zwei schönen Reitpferden entgegen. Der junge Jäger bestieg das eine Pferd, der Diener folgte ihm auf dem andern. Sie ritten nach dem Rhein zu. Der Förster Buchsieb wandte sich waldeinwärts nach den großen Seen und den weiten Haiden, auf welchen die Kibitze hausen.

Zuvor machte jedoch der Förster eine sehr tiefe und respectvolle Verbeugung vor dem jungen Mann. „Ade, Buchsieb", sagte der Letztere freundlich. „Adjes, gnädigster Herr", erwiederte der Förster. So trennten sie sich.

* * *

Folgen wir dem jungen siebenzehnjährigen Reiter. Er ist der Prinz Victor von Wied. Er nimmt seinen Weg durch die Waldungen, welche den südwestlichen Abhang des Westerwaldes bedecken, während das Plateau desselben kahl und entwaldet und dadurch dem Fluche der Unfruchtbarkeit preisgegeben ist. Sobald man aus dem Forst heraus auf den westlichen Rand dieser Ausläufer des Gebirges tritt, eröffnet sich dem Auge eine überraschende Aussicht. Vor ihm liegt das Wieder Becken, ein natürlicher Ruhepunkt, den die Natur geschaffen inmitten zwischen den Rheinstrecken Rüdesheim-Coblenz und Andernach-Bonn. Auf diesen beiden Strecken bildet der Rhein entweder eine tiefe Rinne, oder die Berge treten wenigstens dicht an ihn heran. Hier aber, zwischen Coblenz und Andernach weicht auf der einen Seite der Westerwald, auf der andern die Eifel zurück, um ein zwischen ihnen gelegenes sonniges Eiland zu bilden, welches eine Reihe von Flüssen und Bächen (Lahn, Mosel, Wied, Nette ꝛc.) benutzen, um hier ihre Wellen mit den Fluthen des Vater Rhein für immer zu vereinigen. Offenbar war das früher ein Binnensee: und auch heute noch fließt hier der Rhein breit, in Arme getheilt und von Inseln durchbrochen; und zur Zeit großer Fluth kehrt er zuweilen noch zu seinem ursprünglichen Zustand, zum See, zurück.

Dieses Bassin, welches gegenwärtig von der Dynastie der Fürsten zu Wied seinen Namen führte, spielt eine Rolle in der Geschichte. Die Gelehr-

Digitized by Google

ten behaupten, hier sei die Stelle, wo Cäsar die berühmte hölzerne Brücke über den Rhein geschlagen, die er uns in seinen Memoiren über den gallischen Krieg mit so vollendeter technischer Anschaulichkeit beschrieben hat. Gewiß ist, daß die Römer hier eine große Anzahl von Palästen, Villen und Weinbergen, von kleinen Städten und Castellen hatten, welche sie gen Norden durch eine dreifache Reihe von Wällen geschützt hielten. Auch bauten sie später eine steinerne Brücke bei Engers, deren Ueberreste man vor zwanzig Jahren wieder entdeckt hat.

Alles das vermochte aber nicht zu hindern, daß die römischen und keltischen Eindringlinge von dem reißigen Stamme der deutschen Franken wieder aus diesem deutschen Lande hinausgeprügelt wurden. Die Franken, nachdem sie so den Wieder Kessel gereinigt hatten, begannen nunmehr, sich in Gau- und Mark-Genossenschaften zu ordnen, wie es seit Alters bei ihnen Sitte war. Auf dem rechten Ufer bildete sich das Engers-Gau, auf dem linken das Mayen-Gau, dieses sich längs des Nettebaches, jenes sich längs des Wied-Baches erstreckend.

Mit dem Verfall der Reichsgewalt wurde die Gaugrafen-Würde erblich und das jetzige fürstliche Haus Wied ist eine Fortsetzung der alten Gaugrafen von Wied. Wir wollen nicht bei den Annalen dieser Dynastie verweilen, welche sich denen der Darmstadt, Nassau, Teck ꝛc. wol ebenbürtig an die Seite stellen könnte, sondern einen Blick auf die Gegend werfen, welche sich vor den Augen des Prinzen Victor entfaltet.

Ein grünlich schillerndes Silberband zieht sich der Rhein mitten durch das Becken, von Coblenz-Ehrenbreitstein bis nach Andernach, wo er zwischen den von beiden Seiten auf einander stoßenden Bergnasen verschwindet. Am untern Ende des Bassins nimmt er von der rechten Seite den Wiedbach auf, welcher vom Westerwald herunterkommt und das Wiedische Gebiet durchströmt. Weiter oben an demselben liegt das Schloß Alt-Wied, das im dreißigjährigen Krieg zerstört worden und seitdem Ruine geblieben ist. Zum Ersatz desselben baute sich der damalige Graf Friedrich von Wied auf dem rechten Rheinufer etwas oberhalb der Mündung der Wied ein Schloß dicht am Rhein, das er Neuwied nannte. Es lag an der Stelle eines ebenfalls im dreißigjährigen Kriege zerstörten und seitdem von der Erde verschwundenen Ortes Langendorf. An das Schloß fügte sich die Stadt Neuwied; sie ist gegründet von demselben Grafen Friedrich und zwar lediglich auf der Grundlage voller, wirthschaftlicher, bürgerlicher und religiöser Freiheit. Dreihundert Jahre früher hatte der Kaiser einmal einem Wied'schen Dörfchen, Nordhofen, am Westerwald, Stadtrechte verliehen. Aber selbst kaiserliche Rechte helfen nichts, wenn die natürlichen Voraussetzungen fehlen. Nordhofen war ein armes Nest von zweihundert Seelen geblieben. Nun suchte 1653 der Graf Friedrich drum nach, daß diese Rechte von Nordhofen auf das neu zu gründende Neuwied übertragen würden; und der Kaiser that's. Dann aber erwirkte der Graf am 7. Juni 1662 einen zweiten Freibrief vom deutschen Kaiser, der bisher (abgesehen von den räuberischen Einfällen der Franzosen am Ende des siebzehnten und des achtzehnten, sowie am Anfang des neunzehnten Jahrhunderts) stets gewissenhaft beobachtet worden ist und der Stadt zu steigender Blüthe verholfen hat.

Es wurde darin nämlich Jedermann, auch Denjenigen, welche nicht den durch den westphälischen Frieden völkerrechtlich anerkannten drei christlichen Confessionen angehörten, also Allen, den christlichen Sectirern, den

Digitized by Google

Juden, den Muhamedanern ꝛc., für Neuwied Freiheit des Gewiſſens und der Religionsübung garantirt, „ſelbſt für den Fall, daß die Beſtimmungen des Reichsfriedensſchluſſes von 1648 durch widrige Machinationen und friedenſtöreriſche Einbrüche (darvor gleichwohl der Allerhöchſt gebeten ſein ſoll!) wieder umgeſtoßen werden ſollten.“ Es wurde ferner den Bewohnern der Stadt garantirt: Freiheit von jeder Hörigkeit und Leibeigenſchaft, von Monopolen, Privilegien und Bannrechten, von Umſchlagsabgaben, Accis und Octroy und von jeder andern Beſchränkung des freien Verkehrs (liberi commercii), ſowie das Recht zum freien Abzug.

Auf dieſer Grundlage entfaltete die junge Stadt ein reiches und raſches Wachsthum. Alle, welche an anderen Orten mühſelig und beladen, mißhandelt und geläſtert, ausgeſtoßen und verfolgt waren, ſuchten und fanden hier ein Aſyl, in dem, ſo weit es das kleine Land erlaubte, ihren Fähigkeiten und Kräften freie Entfaltung und Bahn gewährt ward. Friedliche Menſchen aus allen deutſchen Gauen verließen ihre durch den Krieg verheerten Wohnſitze und gründeten hier in dem belebenden Lichte der wirthſchaftlichen Freiheit eine neue Stätte des Handels und Gewerbfleißes, bis ſie von Neuem, 1798, von den Franzoſen zerſtört wurde, ohne daß das durch Uneinigkeit zerriſſene Deutſchland es wehren konnte.

Prinz Victor, als er damals, Herbſt 1801, von dem Gebirge der Stadt zuritt, konnte ſich nicht der lachenden Landſchaft erfreuen, denn ſeine junge Phantaſie war ſchon erfüllt von den Bildern des Schreckens und Elends, welches die räuberiſchen Franzoſen über ſeine Heimat heraufbeſchworen; und ſelbſt die Landſchaft zeigte, je näher man dem Einzelnen kam, deſto mehr Spuren des wälſchen Vandalismus. Dort verriethen nur noch einige rauchgeſchwärzte Trümmer die Stätte, wo ehedem die große Remy'ſche Fabrik ſtand. Der fürſtliche Hof Rheinau und der Hof Geuche waren vollſtändig verwüſtet. Eine große Maulbeerpflanzung war verſchwunden und von den meiſten Obſtbäumen, welche ehedem der Straße und den Gärten zu Schatten und Zierde gereichten, ſah man nur noch die Strünke ſtehen. So hatten die Apoſtel von „Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit“ gehauſt, hier, wo man die „großen Principien von 1789“ ſchon vor anderthalb Jahrhunderten verwirklicht hatte.

Es war ein kurzes Stück Leben, worauf der Prinz zurückblickte. Nur ſiebzehn Jahre. Sie hatten ſo ſchön begonnen. Und nun!

Der Prinz war unter der Leitung ſeiner Mutter erzogen worden inmitten von neun weiteren Geſchwiſtern, dem Stolz ihrer Eltern. Die Mutter war eine Dame von hoher und edler Bildung. Letztere verräth ſich namentlich in zahlreichen Gedichten, welche ſie hinterlaſſen hat, obgleich ſie darin die Schwierigkeiten der Form, mit welchen ſie kämpfte, keineswegs überall überwunden hat. Wie feſt der zweitjüngſte ihrer Söhne, der Held unſerer Erzählung, an ihr hing, das werden wir aus den Briefen erſehen, welche er während ſeiner zwölfjährigen kriegeriſchen Fahrten an ſie richtete.

Er war noch ein Kind, als die franzöſiſche Revolution von 1789 ausbrach. Aber er theilte den Enthuſiasmus, welchen man in Deutſchland für die großen Ideen, die ſie verkündigte, Anfangs empfand. Selbſt ſeine Mutter recitirte damals die Klopſtock'ſchen Oden, welche die Wiederherſtellung der Menſchenrechte beſangen. Und es ſchien ſo recht darauf abgeſehen, dieſe Meinung zu befeſtigen durch den Anblick der Feinde der Revolution, welche ſich am Rhein einfanden. Schon ſeit Auguſt 1791 ſammelten ſich in Coblenz

Digitized by Google

die französischen Emigranten, jene Prinzen, welche später als Ludwig XVIII. und Karl X. die Krone Frankreichs trugen, Prinz Condé und sein Sohn, der Herzog von Bourbon und deren Anhang. Bloß in dem Wieder Becken von Coblenz bis Andernach, mitinbegriffen Neuwied, lagen etwa vierzigtausend dieser Menschen. Sie waren eine Pest für die Gegend; und dieses Aas zog nur zu bald die Adler, die Geier und sonstigen Raubvögel nach sich. Man war im westlichen Deutschland wahrlich von großen und kleinen geistlichen und weltlichen Herren nichts Gutes, oder wenigstens nicht viel Gutes gewohnt. Aber diese Sittenverderbniß und Hohlheit, diese Frivolität und Dummheit, diese Anmaßung und Verlogenheit, diese Unfähigkeit und Selbstüberhebung, wie bei den französischen Emigranten, glaubte man in Deutschland noch nicht gesehen zu haben. Sie führten in Neuwied ein Schwert mit sich, auf dessen Klinge stand: „Zieh' mich nicht anders, als mit Grund: steck' mich nicht anders ein, als mit Ehren" (Ne me tire pas sans raison, ne me remets pas sans honneur). Es sollte ehedem dem König Jacob II. von England gehört haben und mittels des Zaubers dieser kriegerischen Reliquie eines notorischen Feiglings glaubten die närrischen Emigranten das revolutionäre Frankreich bewältigen zu können. Zu Gunsten dieses Gesindels stürzte sich erst Oesterreich und dann das deutsche Reich in den Krieg, der von da ab in Permanenz tritt.

Der elfjährige Knabe sieht in Deutschland zusammenbrechen, was man als von Ewigkeit herrührend und für die Ewigkeit gegründet betrachtete. Der Reichs-Erz-Kanzler Erzbischof und Kurfürst von Mainz ergriff vor einem Haufen zusammengerafften französischen Gesindels die Flucht. Als er und sein hochadeliges Dom-Kapitel davon fuhren, sahen die Soldaten des Fürsten von Nassau Usingen, seine tapferen Hülfstruppen, einander mit Befremden an. „Was ist das?" sagten sie, „sollen wir, die der Pfaffe von Haut und Haar nichts angeht (denn wir sind ja keine Kurmainzer, sondern Nassau-Usinger), sollen wir uns für den feigen Pfaffen todtschießen lassen?" Denn daß sowol Usinger, als Mainzer Deutsche waren, daß die ihnen anvertraute Festung ein Bollwerk Deutschlands war, davon hatten die guten Leute wirklich gar keine Ahnung. Sie dämmerte ihnen erst auf, als sie durch den Reichsfeind bis auf das Blut geschunden wurden, ganz so, wie sie es gewünscht: Einer nach dem Andern. Damals aber luden sie ihren Kuhfuß auf die Schulter und schwenkten ohne Commondo ab nach jenen blauen Bergen jenseits des Rheins, wo ihrer kleinen Heimat nahe Grenze anfing.

Die hessische Festung Rheinfels bei St. Goar galt für unüberwindlich. Ihr Commandant aber hatte den Kopf verloren. Er räumte sie, weil sich eine Bande von Gauklern mit einem Kameel und mehreren Affen und Bären unter herzzerreißender Musik näherte. Man hielt die Gaukler für Franzosen. Es war eine schreckliche Zeit. Das alterschwache Reich in Zwietracht und Verfall und der habsburgische Kaiser dem Reiche entfremdet.

Die Oesterreicher flohen vor dem französischen General Moreau und suchten Schutz in Neuwied und Umgegend. Die Maas- und Sambre-Armee besetzte Weißenthurm und die Rheininsel bei Neuwied. Im August 1795 entbrannte der Kampf um den Rhein und die Stadt Neuwied. Die Oesterreicher griffen die auf der Rheininsel postirten Franzosen mit Geschütz an. Bernadotte, welcher Schonung der Stadt versprochen hatte, fühlte sich nun seines Versprechens entbunden. Er beschoß die wehrlose Stadt vier Stunden lang mit Kanonen und Haubitzen. Ueber sechshundert Kanonenkugeln und

Digitized by Google

Granaten fielen auf sie nieder. An vielen Orten brach Brand aus. Aber die Bürger löschten ihn allemal selbst inmitten des feindlichen Feuers. Am folgenden Tag, am 31. August 1795 begann das Bombardement von Neuem. Die dem fürstlichen Schlosse gegenüberliegende Remy'sche Fabrik gerieth in Flammen und die Franzosen machten das Löschen unmöglich dadurch, daß sie alles Kartätschen- und Haubitzenfeuer auf diesen einen Punkt concentrirten.

Im October 1795 war Neuwied und Umgegend wiederholt der Schauplatz mörderischer Gefechte. Die Fürstin hatte ihre Kinder in Sicherheit gebracht. Sie selbst schwebte in äußerster Gefahr. Zu Fuß floh sie aus ihrer Residenz und fand in dem Pfarrhause eines benachbarten Dorfes ein Asyl in einem kleinen Stübchen, das die unmittelbare Aussicht auf den Friedhof hatte. Hier, „dicht neben dieses kleinen Dorfes, in engem Grabe ruhender Väterschaar" hat sie eine ihrer rührendsten Elegien über das Elend des zerrissenen deutschen Vaterlandes und das Unglück ihrer schönen Heimat gedichtet. Sie glaubte im Interesse ihrer Kinder der letztern den Rücken wenden zu müssen und fand Anfang 1796 eine Zuflucht bei dem Herzog von Sachsen-Meiningen. Sie brachte dort drei Jahre zu. Sommers wohnte sie in dem Schlößchen Masfeld, Winters in Meiningen selbst, wo ihre Kinder einen tüchtigen Unterricht erhielten. Namentlich machte der Prinz Victor hier glänzende Fortschritte in den exacten Wissenschaften. Nach dem Frieden von Campoformio kehrten sie nach Neuwied zurück. Inzwischen waren dort dem Rheinübergange von 1795 die von 1796 und von 1797 gefolgt. Am 2. Juli 1796 erlebte die Stadt abermals ein furchtbares Bombardement; die österreichischen Rothmäntel mußten die Flucht ergreifen vor den großen rothen Federbüschen der französischen Grenadiere; in dem fürstlichen Schlosse machten sich's die Herren Jourdan, Ernouf, Coulanges und Consorten bequem. Von da ab nahmen Contributionen, Einquartirung und Requisitionen kein Ende. Dazu kamen Räuberbanden, welche sich im Krieg gebildet hatten, und welche die ohnmächtige deutsche Kleinstaaterei nicht zu unterdrücken vermochte. Letzteres brachte erst die Fremdherrschaft fertig und sie wurde darob von manchem Anbeter des goldenen Kalbes schier als eine Wohlthat gepriesen.

Die so lange ersehnte Rückkehr brachte der fürstlichen Familie nur neue Leiden. Der Fürst Friedrich Karl war der schwierigen Situation nicht gewachsen. Er ließ sich durch fremde Schwindler und Abenteurer täuschen und wider seine Kinder, seine treffliche Gemahlin die Fürstin Luise, wider sein Ländchen, seine Unterthanen, seine Stadt verhetzen, — eine Episode so lächerlich und so traurig, daß sie besonders erzählt zu werden verdient. Er sah endlich selbst das Verkehrte und Unhaltbare seiner Position ein. Er verließ Neuwied und abenteuerte in Frankreich umher. Am 20. September 1802 abdicirte er zu Gunsten des minderjährigen Erbprinzen August, am 7. März 1809 starb er auf einem seiner Wanderzüge. Die Fürstin ergriff als Vormünderin und Regentin die Zügel des „Staats" (wenn man ein großes Gut so nennen darf) und der Familie. Sie hat sie mitten in den Stürmen der Zeit mit weiblicher Milde und Würde, mit männlichem Geist und Charakter geführt. Sie hat die Leiden und Lasten, den Tod ihrer Söhne und die Mediatisirung ihrer alten Dynastie (sie selbst war eine Gräfin Sayn) mit christlicher Ergebenheit und patriotischer Fassung ertragen.

Sie war die Mutter von zehn Kindern, worunter sechs Söhne, der älteste Sohn, körperlich und geistig schwach, war Anfang 1800 der aufrei-

Digitized by Google

benden Zeit erlegen. Der zweite war österreichischer Dragonerrittmeister; in dem Gefecht von Freisingen schwer blessirt, wurde er nach der Abtei Nieder-Altaich gebracht und erlag dort am 27. Juli 1800 seinen Wunden. Der dritte Prinz August succedirte nach dem Tode seiner älteren Brüder seinem Vater; sein Sohn Fürst Hermann von Wied hat die durch die langen Kriegsjahre in Verwirrung gerathenen Finanzen wiederhergestellt und stets einen entschieden nationalen Sinn gezeigt; sein Enkel, der jetzt regierende Fürst von Wied, dient dermalen als Officier in dem deutschen Heer und diente als solcher 1866 in der preußischen Armee; er folgt dem Beispiel seines Großoheims Victor, aber mit günstigeren Sternen. Der vierte ist unser Held Victor; und dann kommen als fünfter und sechster die Prinzen Max und Karl, welche sich Beide ebenfalls als tapfere Officiere im Freiheitskriege ausgezeichnet haben. Max ist außerdem der wissenschaftlichen Welt als Naturforscher und durch seine berühmten Reisewerke über Brasilien und Nordamerika bekannt geworden.

Ich habe meiner Erzählung vorgegriffen. Kehren wir zurück zum Herbste 1801 und zu dem jungen Prinzen Victor, welcher aus der Schmiede des Meisters Hann-Jost in Marau kommend, dem Schlosse seiner Väter zureitet, das am nördlichen Ende der Stadt, im Schatten eines prachtvollen frischen grünen Parks, auf dem Ufer liegt, an welchem sich die grüne Welle des Rheines bricht mit jenem leisen Murmeln, das stets denselben zutraulichen Klang hat, in Zeiten des Krieges wie des Friedens. Der Prinz überdachte immer von Neuem das Elend, das über Deutschland und über seine Familie durch die Franzosen gekommen, für deren glorreiche Revolution er als Knabe geschwärmt. Inzwischen hatte er auch die Republikaner kennen gelernt — es waren wilde Räuberbanden. Er hatte die Royalisten kennen gelernt — es waren heruntergekommene Wüstlinge, schwach und krank an Kopf und Herz, an Leib und Seele, an Beutel und Arm. Er haßte und verabscheute sie Alle, die Einen wie die Andern. Während er in Meiningen weilte, waren nichts als Hiobsposten aus seinem lieben Heimatsländchen dorthin gelangt. Kaum war er im August 1798 mit Mutter und Geschwister nach Neuwied zurückgekehrt, wo man sich des Friedens zu erfreuen gedachte, da brach in Folge des Rastatter Gesandtenmordes wieder der Krieg aus; und der General Augereau, der in Offenbach stand, benutzte diesen Umstand, um dem Hause Wied durch Drohungen 30,000 Livres abzupressen. Man kleidete das in die Form eines Vertrages (vom 22. October 1801) des Inhalts: Das Haus Wied zahlt diese Summe an Frankreich und Frankreich versichert dagegen das Haus Wied seiner Freundschaft und seines Wohlwollens, wofür es ja schon so viele Beweise durch Zerstörung der fürstlichen Güter und Vorwerke und durch das Abhauen der Obstbäume gegeben. Prinz Victor fühlte bis in die tiefste Seele hinein diese Schmach und diesen Hohn, gegen den es bei der kleinstaatlichen Uneinigkeit und Machtlosigkeit keine Hülfe gab. Er gedachte der Worte des Schmiedemeisters: „Es bedarf viel guter Schläge und Streiche, um den Teufel wieder an die Kette zu legen; und wer einen Hammer führt, der soll draufschlagen.“ Kann ich nicht auch einen Hammer führen? dachte der Prinz. Meine Brüder sind schon bei der preußischen Armee. Ich will zur österreichischen. Sind wir doch ein reichsfürstliches Haus und ist der Kaiser doch das Oberhaupt des deutschen Reiches; und nur durch Wiederaufrichtung eines starken deutschen Reiches kann der einzelne Reichsstand Schutz finden; es wäre thöricht, wenn er ihn auf seine eigene Faust suchen wollte.

Es ist eine Knechtschaft, die uns Alle drückt, und eine Freiheit macht uns Alle frei. Ich weiß, meiner guten Mutter wird das Herz schwer werden, wenn auch ich sie verlasse. Allein, sie ist eine großherzige Frau; und sie wird einsehen, daß, wenn Alles auf dem Spiel steht, sich der Einzelne nicht schonen darf. Mein Entschluß ist gefaßt.

Er gab im Schloßhof dem Diener das Pferd und stieg hierauf in seine Zimmer, um sich umzukleiden. Von dem grünen Eckstübchen im obern Stockwerke aus warf er noch einen Blick über den majestätisch fließenden Rhein über das alte Engers-Gau rechts und das alte Mayen-Gau links von dem Strom, beleuchtet von den sanften Strahlen der untergehenden Herbstsonne. „O, ich weiß es, die Sonne der Freiheit wird wieder aufgehen über den deutschen Landen", murmelte er, und dann ging er, der treu waltenden Mutter seinen Entschluß zu verkünden.

* * *

Im November 1801 trat Victor als Stabscapitain bei dem Regimente Erzherzog Karl in österreichische Dienste.

Von nun an dient uns als Quelle die Correspondenz zwischen ihm und seiner Mutter. Ein Theil derselben ist von dem ehemaligen Lehrer des Prinzen, Hauptmann Hofmann, 1814 herausgegeben unter dem Titel: „Schattenbild eines für sein Vaterland als Opfer gefallenen deutschen Prinzen, aus einigen seiner Briefe entworfen und seinen Vettern, den deutschen Prinzen, Grafen und Herren als Spiegel aufgestellt (der Ertrag ist für die Waisen der in dem heiligen Kampfe von 1813 und 1814 Gebliebenen und Verstümmelten) Frankfurt am Main 1814, bei Heinrich Ludwig Brönner" *). Niemand wird diese Briefe voll Geist und Patriotismus und voll der rührendsten Liebe des Sohnes zur Mutter, des Deutschen zum Vaterlande, ohne Erbauung lesen. Die von dem Herausgeber in der Vorrede gewünschte Wirkung haben sie leider damals nicht gehabt. Die deutschen Fürsten vergaßen allzu schnell die großen Lehren der Vergangenheit und haben schwerlich je die ergreifenden Worte gelesen, mit welchen ihnen Prinz Victor ihren Particularismus und Territorialismus (der Prinz sagt: „Provinzialgeist") und dessen verderbliche Wirkungen vorhält, verderblich sowol für das Gemeinwohl als auch für die persönlichen Interessen der Dynasten selber. Das Jahr Dreizehn hat die Früchte noch nicht gezeitigt. Es bedarf einer Wiederholung; und während wir an dieser schweren Arbeit sind, mag es uns eine Erquickung sein, den Worten eines unserer edelsten Vorkämpfer für die nationale Einheit zu lauschen. Das Büchlein ist heute vergessen, aber der Held darf nicht vergessen werden, wenn sich das deutsche Volk den Vorwurf der Undankbarkeit ersparen will.

Ich will von Victor's ersten Soldatenjahren nichts erzählen. Sie waren ziemlich ereignißlos. Mit dem Jahre 1805 beginnt das eigentliche Kriegsleben. Am 24. August 1805 meldete er seiner Mutter mit Entzücken, daß seine Brigade Befehl erhalten hat, in das Lager von Minkendorf zu rücken,

---

*) Es sind in dem Buche mit Sorgfalt die Namen unterdrückt, dies erschwert die Orientirung. Statt seiner empfehle ich daher dem Leser, welcher zur Quelle zurückgehen will, ein neueres Werkchen, das auch sonst noch manche gute Eigenschaft hat. Es heißt: „Prinz Victor von Wied. Erinnerungen an die deutschen Prüfungsjahre 1805 bis 1812, von Friedrich Wilhelm Winckel, Superintendenten in Berleburg." Neuwied, J. H. Heußer 1863.

Digitized by Google

und daß er „eine prächtige stolze Grenadier-Compagnie" erhalten werde. Alle seine Briefe sind beseelt von der Besorgniß, daß die deutschen Mächte vereinzelt, eine nach der andern niedergeworfen werden könnten, von der Hoffnung, daß endlich die Schwere des gemeinsamen Joches auch Alle gleichzeitig zur gemeinsamen Empörung wider die Fremdherrschaft zwingen werde. Es war damals Sitte im österreichischen Lager, über Preußen zu schimpfen. Prinz Victor aber schreibt seiner Mutter: „Bei allen Vernünftigen hört der Haß gegen Preußen mit jedem Tage mehr auf, und Jeder schickt fromme Wünsche gen Himmel, eine aufrichtige Vereinigung zwischen Allen, die Deutsch sprechen, zu Stande kommen zu sehen, um den gemeinsamen Erbfeind zu demüthigen." Dann schreibt er am 18. September von einem Dörfchen bei Spital in Kärnthen, wo er Rasttag hält: „Man hat bei uns erzählt, Bonaparte suche die Reichsfürsten zu beleidigen, und habe deswegen von dem Kurfürsten von Hessen ein beträchtliches Anlehen verlangt, er suche einen Reichskrieg zu erregen, damit er durch das Reich auf Böhmen und Oesterreich losgehen könne, weil er wisse, daß wir unsere Hauptmacht in Italien haben. Ob dies wahr, ob ein Reichskrieg entstehen werde? Dann würde es unverzeihlich sein, wenn Preußen noch immer ruhig zusehen wollte. Was wird noch aus unserm Vaterlande werden? Ringsumher Disharmonie unter uns! Wenn doch wieder ein Bernhard von Weimar aufstände, der alle Tapfern vereinigte, um den uralten Namen zu erhalten! Ich glaube, die allereingefleischtesten Sonderbündler müssen sich doch erinnern, daß wir eine Sprache sprechen, und daß der Verlust der deutschen Ehre auch ihr eigener Verlust ist. Denken Sie sich unser schreckliches Loos, wenn es zu einer Theilung käme, und wir Deutsche sollten den Schimpf erleben, unter französische Herrschaft zu gerathen!"

Am 10. October 1805 war Victor zum ersten Mal im Gefecht. Er half die Brücke von Günzburg (an der oberen Donau) gegen eine Attake der Franzosen und der Bayern vertheidigen. Diesmal schreibt der rücksichtsvolle Sohn nicht an die Mutter, sondern an einen der Brüder. „Ich kann nicht sagen", bemerkt er, „daß mich die Kugeln in eine Art von Kanonenfieber versetzt hätten, was, wie man sagt, beim ersten Mal geschehen soll; wol aber machte das Schreien der Blessirten und ihr Anblick einen grausigen Eindruck auf mich." (Man wird sich erinnern, daß sogar Napoleon I. das Blut auf den weißen Röcken der Oesterreicher gräulich fand; dies war der Grund, warum er die Absicht, auch der französischen Armee wieder weiße Uniformen zu geben, wieder aufgab.)

Kurz darauf führte ihn sein Unstern nach Ulm, das, in Gefahr, ausgehungert zu werden, capituliren mußte. Der Prinz schildert in ausführlichen Briefen die schlechte Führung der Oesterreicher, an deren Spitze ein blutjunger Erzherzog ohne alle militairische Befähigung, und der alte Gamaschenknopf Mack stand. Wir wollen uns dabei nicht aufhalten. Victor war also, „nachdem er zuvor mehr ausgestanden, als sich durch Worte ausdrücken läßt", Kriegsgefangener. Man entließ ihn jedoch gegen das Ehrenwort, bis zu vollzogener Auswechselung nicht fechten zu wollen. Er reiste durch Tyrol und Steiermark nach Preßburg. Von da wurde er als Curier an den Kaiser geschickt. Er trifft gerade am Tage vor Austerlitz bei demselben ein. Einige Tage später schreibt er: „Ich machte am Tage nach meiner Ankunft (2. December) diese schreckliche Schlacht mit, indem ich mich an das erste beste Bataillon anschloß, jedoch so, daß ich den Säbel nicht zog, sondern, der gegebenen Parole gehorchend, nur Zuschauer war. Beide Armeen machten in

Digitized by Google

diesem Treffen ein unerhörtes Feuer auf einander. Wir hatten auch wirklich den Sieg schon in Händen, den wir der schönen Position des Generals Weihrotten verdankt haben würden. Allein die Disposition wurde nicht ganz ausgeführt und die Schlacht ging verloren."

Diese Niederlage machte auf den Prinzen einen furchtbaren Eindruck. Verzweiflungsvoll schreibt er: „Uns Officieren wird nun wol die Ehre zugedacht sein, für Buonaparte zu fechten, wenn sich in irgend einem Winkel der Erde noch ein Funke von Widerstand gegen seine Knechtschaft zeigt. Ich aber will lieber nach St. Domingo gehen und mit den Schwarzen gegen diese verabscheuenswerthe Nation (die Franzosen) fechten, als mich ihrer übermüthigen Herrschaft unterwerfen. Die Grundsätze, die mir von Jugend auf eingeflößt worden sind, und ein ererbter Nationalstolz, welcher sich mit dem Begriffe der Knechtschaft nicht verträgt, machen mir es unmöglich. Ich würde mich selbst verachten, wenn ich dem zuwider handelte. Ich setze meinen Stolz darein, mich in diesem Punkte durch das allgemeine Urtheil (das damals Unterwerfung unter Napoleon predigte, that es ja etwas später sogar ein Goethe!) nicht bestimmen zu lassen. Ich werde meinen eigenen Weg gehen und den Kampf allein fortsetzen. Ich hoffe, der Himmel wird den Uebermüthigen auf die Dauer nicht siegen lassen, der eine so ungerechte Sache verficht. Ich lebe und sterbe nur in der Absicht, unsere edle deutsche Nation nicht durch eine solche Räuberbande unterdrücken zu lassen."

Dies Gelübde hat der Prinz ehrlich gehalten und mit seinem Tode besiegelt.

Im Januar 1806 erhielt er einen längern Urlaub. Er benutzt ihn, um nach Hause zu reisen. Unterwegs hat er ein Duell, wird bedeutend verwundet und muß eine Zeit lang liegen bleiben. Er schreibt: „Bekommen wir wieder Krieg gegen Frankreich, so kehre ich nach Oesterreich zurück. Wird aber ein fauler Friede gemacht, so nehme ich meinen Abschied, suche eine Anstellung in einem noch freien Staat und setze den Kampf fort."

Er brachte den Frühling 1806 in der schönen rheinischen Heimat zu. Nach Oesterreich zurückgekehrt, erhielt er in einer abgelegenen Garnison die Nachricht, daß Franz die deutsche Kaiserkrone (an welcher der Prinz als Reichsfürst mit romantischer Treue hing, obgleich sie seit lange schon nichts als ein leeres Schattenbild war) niedergelegt und seine Hoffnungen getäuscht habe, sowie daß unter den fürstlichen Opfern, welche Napoleon zu Gunsten der Rheinbundfürsten abschlachten wolle, sich auch das Haus Wied befinde.

„Wie ein Wetterstrahl hat mich die Nachricht von der Niederlegung der Kaiserwürde getroffen", schreibt Victor am 14. August 1806 an seine Mutter, „auch unser Schicksal scheint besiegelt. Der Name Wied steht ja schon in den Zeitungen unter den Schlachtopfern. Wir sollten Alles, Stück für Stück, verkaufen, unsere Siebensachen suchen gut anzubringen und in irgend einem noch freien entfernten Winkel der Erde einen Wohnsitz suchen. Der zu erwartende Oberherr, heiße er Nassau oder Murat, wird uns den unerträglichen Stolz der Niederträchtigen zeigen und seine Creaturen werden uns so plagen, daß wir unsere Existenz verwünschen müssen". (Hier bemerkt der Herausgeber des Prinzen: „ist im höchsten Grade geschehen"; ich werde darauf zurückkommen).

Das ist der erste grelle Aufschrei des wilden Schmerzes. Schon in den folgenden Tagen schreibt der Prinz mit patriotischer Fassung, am 15. August 1806:

Digitized by Google

„Alle Niederträchtigen triumphiren jetzt über die Ehrlichen, die Selbstgefühl und Nationalsinn genug hatten, um nicht vor dem übermüthigen Unterdrücker der Freiheit zu kriechen. Aber mein Satz rechtfertigt sich jetzt auf das Frappanteste. Was hätte es uns genützt, den Pariser Höllenhunden zu schmeicheln? Wir würden jetzt unsern ehrlichen Namen gebrandmarkt sehen! Immer besser, das Unglück mit den Stolzen und Würdigen tragen, als mit den Niederträchtigen eine precäre Existenz theilen und unter die Vaterlandsverräther von Zeitgenossen und Nachkommen gezählt werden."

Diese Stimmung befestigte bei ihm die Antwort der heldenmüthigen Mutter. Er schreibt ihr am 18. September: „Ihr Brief mit den schönsten Hoffnungen, die er in mir aufgeregt hat, setzte mich in ein unglaubliches Entzücken. Denken Sie sich, beste Mutter, die ehemalige Lage der Dinge würde wieder hergestellt, und es zeigte sich, daß diese ganze traurige Epoche ein nothwendiges Mittel gewesen, um die Deutschen wieder zu einem Volk zu machen und sie gewaltsam zu ihrem Vortheil hinzuführen! Gern überlasse ich mich diesen himmlischen Träumereien ... O, wenn wir so glücklich wären, am Ende aller dieser Stürme das Reich frei und selbstständig herausgehen zu sehen, auch ohne Fremde; wenn wir an der Spitze von wirklichen Landsleuten, ohne fremde Hülfe zu gebrauchen, unsere Freiheit behaupten könnten! Das ist aber nicht das Werk eines Einzigen, sondern des Gesammtwillens. Dieses muß immer das letzte Ziel jedes Deutschen sein. Wenn doch endlich ein hoher, vielvermögender, folglich unabhängiger Mann aufstände, der den Kopf und den eisernen Willen hätte, der dazu gehört! Er allein wäre Napoleon furchtbarer als eine ganze Armee."

Hier scheint Victor an den preußischen Prinzen Louis Ferdinand zu denken.

Am 5. November 1806 sagt er weiter: „In die Gewalt dieser Verruchten sind wir jetzt ohne Vertheidigung hingegeben und nichts kann uns retten als eigene Kraft. Vielleicht ist diese traurige Epoche ein Mittel, die ganze deutsche Nation zu vereinigen und den Provinzialgeist in echten Patriotismus umzuschaffen. Auf keinen Fall kann ich es mir als möglich denken, daß diese große, kraftvolle und kriegerische Nation auf lange Zeit unter dem Joche des verdorbensten Volkes von Europa schmachten wird. Die Geschichte hat kein Beispiel einer ähnlichen Erscheinung. Wenn meine Ahnungen nicht trügen, so hat die Stunde für Oesterreich und Preußen geschlagen; allein aus den Trümmern beider Staaten und dem übrigen Deutschland geht Ein mächtiger Staat hervor, der sich von fremder Gewalt befreit."

Die Briefe aus der ganzen folgenden Zeit werden von ähnlichen Gedanken belebt. Die Bilder wechseln, die Grundanschauung ist dieselbe. Die Hoffnung auf eine neue siegreiche Erhebung Gesammtdeutschlands ist es allein, die den Prinzen aufrecht erhält und ihn nicht an der Vorsehung verzweifeln läßt. Seine Mutter bestärkt ihn in dieser Hoffnung. Gleich Hamlet grübelt der Prinz: „Gewiß, der Glaube an eine gerechte göttliche Leitung der menschlichen Dinge wird auf eine harte Probe gesetzt. Allein, gäben wir diesen Glauben auf, dann bliebe uns ja nichts, als die Verzweiflung. Ich suche überall nach Trostgründen. Ich finde sie auch in der Geschichte der Entwickelung des Kriegswesens. Die neue Tactik erfordert nicht mehr eine viele Jahre lange Vorbereitung der Soldaten. Sie giebt der Mehrzahl ein erstaunliches Uebergewicht über die Minderheit. Daraus schließe ich, daß in Zukunft alle Waffenfähige Soldat werden müssen, und daß, wenn

Digitized by Google

ein Volk dies ernstlich will und thut, es jede feindliche Armee, die in sein Land einrückt, besiegen muß. Wenn die gegentheilige Kriegsverfassung die Ursache der despotischen Weltherrschaft und der Herabwürdigung der Nationen ist, so wird vielleicht diese eiserne Periode der Uebergang sein zur Herstellung volksthümlicher Wehr- und freier Staats-Verfassungen und durch diese zur Wiedereinsetzung der bürgerlichen und patriotischen Tugend in ihre ewigen Rechte. So wäre dies denn das einzige Mittel, sowol den pfahlbürgerlichen Egoismus (Particularismus), als den vaterlandslosen Kosmopolitismus zu stürzen und endlich aus den Trümmern kleiner, veralteter Länder (Territorien) wirkliche Nationalstaaten mit freier Verfassung hervorgehen zu machen."

Man sieht, der Prinz hat schon 1806 ein ziemlich deutliches Bild von dem deutschen Nationalstaat, wie er sich sechzig Jahre später zu bilden begann, und von dem Wehrsystem, das Scharnhorst 1808 in Preußen einführte. Freilich wechselt diese gehobene Stimmung, welche namentlich sich unmittelbar nach dem Empfang von Briefen seiner Mutter zeigt, mit dem Ausdruck der tiefsten Hoffnungslosigkeit, wenn die Anzeichen einer neuen Erhebung wieder in den Hintergrund treten. Dann aber ruft er wieder: „Ich fühle das Bedürfniß, an eine göttliche Gerechtigkeit zu glauben und die Weltregierung zu vertheidigen gegen den Schein, der allerdings augenblicklich wider sie spricht. Taugen auch meine Gründe nichts, nun, dann bin blos ich ein schlechter Advocat, aber meine Partei wird, wenn sie Recht hat, doch gewinnen. Es wird geschehen, was geschehen soll. Wir mögen es nun glauben oder nicht."

Man wird diese Gedanken doppelt hochschätzen, wenn man bedenkt, daß der Prinz nicht, wie um jene Zeit ein Fichte, oder ein Schleiermacher mitten in einer angeregten und anregenden großen Umgebung lebte, sondern in der vollständigsten geistigen Isolirung in einsamen Dörfern und Weilern; und daß er seine Briefe nicht in der ruhigen Behaglichkeit eines elegant und zweckmäßig eingerichteten Studirzimmers schrieb, sondern unter freiem Himmel, oder in der Schänke, auf der Trommel oder auf der Bank, auf ein formloses Stück Papier, das er bei einem Dorfkrämer ergattert — auf dem Marsche, während des Rasttages, in Unruhe und Aufregung, mitten in einem ewigen Wechsel von Lagen und von Orten, welche letztere meist sehr trister Natur waren. Kommt er inzwischen einmal nach Wien, so ekelt ihn der dortige Leichtsinn an. „Man hat da", sagt er, „über eitel Lustbarkeiten die Politik und das Vaterland völlig vergessen. Angesichts der Schlange, welche ihn verschlingen will, hüpft, tanzt und pfeift dieser närrische Vogel. Wenn ich mir vorstelle, daß die untere Kinnlade der Schlange bereits in Dalmatien und die obere in Schlesien und Polen angelegt ist, so sehe ich das unglückliche Land schon ganz in ihrem Rachen." Dann geht Victor von Wien voll Unmuth wieder zurück nach Langenloys, einem „wahren Rattennester", wohin er in Folge von Denunciationen über Umgang mit einer dem Hofe mißliebigen Familie verbannt ist. Und wie lebt er in dem „Rattennester"? So: „Ich dampfe den ganzen Tag zwischen monotonen Tannenwäldern meine Pfeife, lade zuweilen aus Verzweiflung Gäste ein, spiele mit ihnen ein Preferanzel (préférence), und wenn sie fort sind, freue ich mich, die langweiligen Gesichter wieder los zu sein."

Digitized by Google

Funken unter der Asche.

Novelle von **G. zu Putlitz.**

V.

Doctor Meinard fand seine junge Patientin am andern Morgen in eigenthümlicher Aufregung, die Schwester Clara zwar zugab, aber nicht nur nicht als krankhaft bezeichnen wollte, sondern vielmehr als Beweis vorgeschrittener Genesung ansah. Lucie hätte, von ihrer Spazierfahrt mit der Generalin zurückgekehrt, noch den Abend im Freien zugebracht und sei kräftiger als je. Clara bat dringend, ihre Aufgabe für beschlossen zu erklären und sie aus der Verpflichtung gegen das junge Mädchen zu entlassen. Bei dieser Aussicht brach Lucie in Thränen aus und schlang beide Arme um die Freundin, als müsse sie dieselbe mit Gewalt zurückhalten. In dieser einzigen Beziehung war sie mit ihrem Arzt einerlei Meinung, in allen übrigen waren die kleinen Neckereien zum offenen Krieg geworden. Heute erklärte Lucie, einnehmen wolle sie treulich Alles, was der Doctor nöthig fände, selbst gegen ihre Ueberzeugung. In allem Uebrigen erkläre sie sich für emancipirt und würde nun ihre Lebensweise nach ihrer eigenen Einsicht einrichten. Der Erziehung sei sie entwachsen, einen Vormund hätte sie schon und einen Gefängnißwärter könne sie nicht gebrauchen. Meinard erwiederte, in Bezug auf die Erziehung sei er nicht ihrer Meinung, über den Vormund hätte er kein Urtheil, was aber den Gefängnißwärter beträfe, so müsse er die Ehre dieses Postens zurückweisen. Clara, die sonst keinen Antheil an diesen kleinen Neckereien zu nehmen pflegte, warf diesmal doch dazwischen, daß neben Allem ein theilnehmender Freund ihrer Patientin nicht unnöthig scheine. Meinard sah darin einen leisen Vorwurf und sagte: „Bis zu einem gewissen Grade ist jeder Arzt der Freund seiner Patienten, über diese Grenze hinaus pflege ich aber meine Freundschaft nicht aufzudrängen."

„Das ist wieder einmal recht preußisch!" rief Lucie. „Freundschaft bis zu einer gewissen Grenze, Empfindung nach der Elle. Bitte, Doctor, sagen Sie mir, wie viel Gran Freundschaft haben Sie für mich?"

„Nach dieser Gewichtsbezeichnung", erwiederte Meinard, „scheinen Sie meine Freundschaft unter die Kategorie der Arzeneien zu stellen, und da diese ihre Ingredienzien zusammenzusetzen pflegen, will ich den Vergleich acceptiren. Meine Freundschaft für Sie, Fräulein Lucie, ist allerdings nicht unvermischt. Fordern Sie aber nicht, daß ich die Zusammensetzung verrathe. Es sind scharfe und bittere Substanzen darunter und das Recept bleibt mein ärztliches Geheimniß."

„Muß ich's einnehmen?" rief Lucie.

„Ich warne Sie davor, es zu verlangen!“ war Meinard's Antwort.

„Gut“, fuhr Lucie fort, „so verlange ich, in Folge Ihrer Warnung, für heute überhaupt keine ärztliche Anordnung oder Einrede mehr, weder jetzt, noch heute Abend, wo wir uns auf Angelica's Soirée treffen werden.“

„Ah, Sie gehen auf die Soirée, Fräulein Lucie?“ sagte Meinard mit so spöttischem Ton, daß man nicht unterschied, ob er nur Zweifel, vielleicht Drohung mit einem Verbot, oder sonst noch eine Schadenfreude verriethe. Lucie war auch sofort Feuer und Flamme.

„Was wollen Sie mit dem Ton sagen und mit dem Gesicht dazu?“ rief sie. „Ja, ich werde auf die Soirée gehen und endlich einmal meinen Willen durchsetzen, umsomehr, als ich die Ueberzeugung gewonnen habe, daß Sie mir Dinge nicht verbieten, weil sie mir schädlich sein könnten, sondern lediglich, um mich zu ärgern. Das passive Aergern und Reizen ist nun einmal die Virtuosität Ihrer Nation. Ich gehe heute zu Angelica, selbst auf die Gefahr, Ihnen dort zu begegnen, was mir die halbe Freude des Abends verderben würde.“

„Sie finden mich sicher!“ sagte Meinard ganz ruhig. „Ich werde früh kommen und als Letzter fortgehen.“

„Da haben wir es!“ brauste Lucie auf, „nur, um mir die Freude zu verderben, denn sonst geht er nie in Gesellschaft, am wenigsten zur Generalin, die bitter über ihn klagt.“

„Und ich werde Sie keinen Augenblick aus den Augen lassen, Fräulein Lucie“, fuhr Meinard ganz ruhig fort. „Das ist meine Pflicht — als Arzt.“

„So bleibe ich zu Hause!“ rief Lucie, dann aber, sich besinnend, setzte sie hinzu: „Nein, ich gehe; sonst hätte er mich wieder gezwungen und ich lasse mich nicht mehr tyrannisiren.“

Die Thränen stürzten ihr aus den Augen und als schäme sie sich derselben oder wolle doch dem Arzt nicht die Genugthuung gönnen, diese zu bemerken, eilte sie aus dem Zimmer.

Meinard lachte laut, vielleicht sollte Lucie es hören, aber sein Lachen klang nicht heiter. Schwester Clara hatte ruhig im Fenster gesessen, als bemerke sie den Streit nicht, der sie nichts anginge. Jetzt stand sie auf, leise, ruhig, ohne eine Miene zu verziehen.

„Herr Doctor“, sagte sie, „ist es zweckmäßig, das junge Mädchen zu reizen, dessen Nerven immer noch der Schonung bedürfen, „wenn übrigens die Pflege auch unnöthig geworden ist?“

Meinard brach plötzlich sein Lachen ab und wurde ganz ernst.

Schwester Clara's Weise und Wort hatte etwas gebieterisch Beruhigendes. Sank doch das Fieber ihrer Pfleglinge, wenn sie nur an das Krankenbett trat.

„Sie haben Recht, Schwester Clara“, sagte der Arzt, „so weit Ihre Worte mich betreffen. Ich darf mich nicht durch das verzogene Dämchen zur Empfindlichkeit hinreißen lassen, so schwer das zuweilen ist. Ich verspreche Ihnen, mich zusammen zu nehmen, und danke Ihnen, daß Sie

mich mahnten an meine Pflicht. Aber ich fordere nun auch von Ihnen, eine Pflicht zu bedenken, der Sie sich entziehen wollen."

Clara sah ihn mit großen Augen fragend an.

Meinard fuhr aber mit einem etwas unsichern Tone fort: „Sie haben Recht, der körperlichen Pflege bedarf das junge Mädchen nicht mehr. Aber es bedarf einer andern, wichtigern Pflege, die wieder nur Sie ihr geben können — der Erziehung. Ausgestattet mit Schönheit, Reichthum, Verstand und Bildung, vielleicht auch mit Gemüth, fehlt doch die Anmuth innerlich und äußerlich, die alle diese Vorzüge harmonisch verbindet. Ungezügelter Wille, fast möchte ich sagen, anerzogener Eigenwille, vernichten die guten Eigenschaften und machen das sonst vielleicht anziehende Wesen unerträglich. Hier haben wir eine psychologische Krankheit, die Ihre Pflege überwinden kann, Sie treten nicht heraus aus Ihrer selbstgewählten humanistischen Aufgabe, wenn Sie die Cur dieser Krankheit übernehmen, denn nur Sie vermögen das."

Clara antwortete ohne Besinnen: „Was Sie fordern, habe ich reiflich bedacht und das macht mir die Antwort leicht. Sie überschätzen das Uebel und die Mittel der Erziehung. Lucie zeigt sich Ihnen anders als sie ist und ich will nicht untersuchen, wie weit Sie selbst die Schuld daran haben. Erziehen kann sie aber nur der Mann, und ich kann hinzufügen, der beneidenswerthe Mann, dem sie sich einst in Liebe anschließt. Mag Gott sie vor Täuschung bewahren! Meine Aufgabe ist hier aber erfüllt und die, die Sie mir geben wollen, kann, darf ich nicht übernehmen. Sie wissen, welche Lebensaufgabe ich mir stellte. Ich that es nicht für eine Zeit, sondern so lange mir Gott Leben und Kraft dazu läßt. Das ist das Wesen dieser übernommenen Pflicht. Man kann und darf aus ihr nicht wieder zurück in die Welt, in ihr Treiben, in ihre Interessen. Damit würde man sie zum Theil entheiligen. Schon jetzt streift mich viel zu sehr die Welt, das Treiben der Lebenden und Gesunden, ja, unser jetziges Gespräch greift über die Pflicht meiner Aufgabe fort. Glauben Sie nicht, daß ich diese Berührung fürchte für mich, aber sie ist ein Unrecht an meinem Beruf. Ich bleibe noch, in etwas bedarf Lucie meiner noch, aber wenn ich gehe, ohne Abschied vielleicht, halten Sie mich nicht auf, forschen Sie mir nicht nach. Versprechen Sie mir das!" Sie reichte dem jungen Mann die Hand, ruhig und kalt. Er ergriff sie hastig und warm, aber sie entzog sich seinem Druck und leise schritt Schwester Clara aus dem Zimmer.

Meinard stürmte noch einige Male mit schnellen Schritten durch das Zimmer, ehe er den Hut ergriff, um zu gehen. „Welche Contraste!" sagte er vor sich hin. „Völliger Mangel dort und hier Uebermaß an Herrschaft über sich selbst. Was soll man mehr tadeln, mehr anerkennen? Was kümmert's mich am Ende. Ja, wenn man sein menschliches Herz aus dem Spiel lassen könnte. Clara hat Recht, der Arzt muß das eben so gut, als der Pfleger, oder sie hat Unrecht für Beide. Ohne Herz sein ist Unnatur und alle Unnatur ist falsch." Er ging, aber verstimmt. Sein Raisonnement hatte ihn nicht über seine Zweifel beruhigt.

Digitized by Google

Auch Lucie war den Tag über still und in sich gekehrt gegen ihre Gewohnheit, und nicht einmal ein kurzer Besuch Angelica's, die nur zur Nachbarin hinüberschlüpfte, um sich zu vergewissern, daß diese ihrem Salon am Abend gewiß nicht fehlen würde, konnte sie zerstreuen. Sie fragte zwar die Freundin um Rath wegen ihrer Toilette, aber auch mit weniger Freude daran, als Tags zuvor, und als Angelica, die nichts von der Zerstreutheit bemerkte und der Lucien's Schweigsamkeit nicht auffiel, weil sie selbst ununterbrochen sprach, halb als Scherz hinwarf: „Hat Ihnen denn Ihr gestrenger Arzt und Tyrann auch erlaubt zu kommen?" fuhr Lucie auf.

„Ach, reden Sie mir nicht von dem unausstehlichsten aller Menschen, der mir fast schon die Freude an der Soirée verdorben hätte. Wenn ich nicht käme, wäre es nur, um ihm nicht zu begegnen."

„So werde ich ihn noch einmal dringend einladen lassen, dann bleibt er sicher fort", rief Angelica. „Ich bin überzeugt, daß er Ihnen den Abend verleiden wollte, nur aus Malice gegen mich Aber thun Sie ihm nur nicht den Gefallen, Herzchen. Ihre Toilette ist allerliebst und ich ziehe mich ganz einfach an, nur damit Sie desto reizender hervortreten, denn ich lasse Sie nicht von meinem Arm. Der Doctor sei aber meine Sorge, wenn er wirklich kommen sollte. Ich werde so liebenswürdig gegen ihn sein, daß er gleich wieder geht. Wenn er nicht zanken kann, so langweilt er sich. Es giebt solche Männer, und wenn man sie erst kennt, regiert man sie wie alle Anderen, nur mit aparten Mitteln. Au fond ist Meinard eine gute Seele, ein ungeschliffener Edelstein, aber mit Absicht ungeschliffen. Er fürchtet sich vor seiner eigenen Gutmüthigkeit und deshalb wickelt er sie dreifach in Malice, aber das zu starre Packpapier bricht und der weiche Inhalt schaut überall durch. Er hat Ihnen vielleicht doch das Leben gerettet, jedenfalls die Gesundheit wiedergegeben. Erkennen wir ihm das an und lassen Sie uns lachen über seine Ungezogenheiten."

„Also soll ich dem unausstehlichen Menschen noch dankbar sein?" rief Lucie und wollte zürnen, mußte aber doch selbst lachen.

Angelica hatte in ihrer Gutmüthigkeit wirklich Lucien's Unwillen besänftigt.

Als Lucie nun mit Hülfe ihres Mädchens daran ging, sich zu putzen, wollte es ihr in keiner Weise gelingen. Sie hatte sich von anderer Kleidung, als das Krankenzimmer bedingte, entwöhnt und sah wol, daß Dies oder Jenes nicht recht war, probirte auf verschiedene Manier, kam aber nicht zu Stande. Sie wurde ungeduldig, schalt das Mädchen, riß sich die Blumen wieder aus dem Haar, steckte an der Garnitur des Kleides, aber es wurde immer verkehrter. Schwester Clara saß ruhig bei ihrer Arbeit und schien die ganze Scene nicht zu bemerken, als aber Lucie, am Ende ihrer Ungeduld, in Thränen ausbrach, bald gar nicht mehr auf die Soirée gehen wollte, bald diesen Entschluß wieder aufgab, trat Schwester Clara leise heran. „Setzen Sie sich, liebes Kind", sagte sie", ich werde Ihnen das in Ordnung bringen."

Digitized by Google

„Sie, Clara?“ rief Lucie und sah sie verwundert an, „was wissen denn Sie von Toilette?“

Sie setzte sich doch aber ganz geduldig, ganz ruhig nieder und ließ Clara gewähren, ohne ein Wort einzureden. Diese, ohne zu probiren, ohne eine Bewegung zu viel oder zu wenig, ordnete das Haar und die Blumen, steckte die Schleifen des Kleides, wählte den Schmuck und schob Unpassendes zurück. Dann sagte sie: „Jetzt sind Sie fertig, liebes Kind“, und setzte sich wieder, als hätte nichts sie unterbrochen, an ihre Arbeit.

Lucie warf nur einen flüchtigen Blick in den Spiegel. Sie hätte doch nicht gewagt, gegen Clara's Anordnung etwas einzuwenden; aber sie sah auch mit dem einen Blick, daß Alles gut war. Sie wollte danken, aber eine leise Handbewegung von Clara hielt sie davon zurück und so nahm sie nur mit stürmischer Zärtlichkeit Abschied und ging. Der General, den Angelica hinübergeschickt hatte, erwartete sie schon vor der Thür, um sie zu seiner Frau zu führen.

Als Schwester Clara allein war, ließ sie die Arbeit sinken. Es flog wie ein Lichtschein der Erinnerung an verschwundene Tage durch ihre Seele. Sie hatte nicht bedacht, was sie that, als sie Lucie bei dem weltlichen Putze behülflich war, sie wollte nur eine unnöthige Aufregung beruhigen.

Nun war ihr, als hätte sie in ihr eigenes Leben zurückgegriffen, indem sie die Gewohnheit früherer Tage übte. Sie erschrak, daß ihre von der Arbeit rauh gewordenen Hände noch nicht verlernt hätten, was in die Aufgabe ihrer Gegenwart nicht mehr paßte. Aber es war nicht die Geschicklichkeit der Hand, es war der Gedanke, der sie schreckte, der Empfindungen weckte, die sie längst abgethan glaubte, sie erschrak vor dem Funken unter der Asche. Aber schnell hatte sie sich gefaßt und ihre Ruhe wieder gewonnen, nur überlegte sie ihre Abreise. Diese brauchte keine Vorbereitungen. In wenigen Minuten konnte sie ihre kleinen Habseligkeiten zusammenlegen, ein schneller Entschluß war genügend. Aber sie fürchtete für Lucie die Aufregung des Abschieds und sah ein, daß sie sie noch nicht allein lassen könne. Aber war denn nicht Angelica da? Clara sträubte sich vor dem Gedanken, ihr das junge Mädchen zu überlassen, und so setzte sie sich hin und schrieb an Lucien's Vormund mit kurzen Worten, ihre Aufgabe sei erfüllt, andere Pflichten warteten auf sie, Lucien's Cur sei beendet und sie ersuche ihn, seine Mündel nun wieder unter seine Obhut zu nehmen. Als der Brief geschlossen und abgeschickt war, war sie ganz beruhigt. Die nächsten Tage mußten einen Abschluß bringen.

Indessen hatte Angelica, viel früher als nöthig, ihre Toilette beendet, war mit schnellem, prüfendem Blick durch ihre Salons geschritten, hatte ungewöhnlich wenig anders geordnet und dem Diener kurze Befehle gegeben. Etwas Anderes mußte sie beschäftigen, denn sie sah immer wieder mit Ungeduld nach der Uhr. Sie hatte Constantin gebeten, eine Stunde eher, als sie ihre Gäste erwarten konnte, zu ihr zu

Digitized by Google

kommen, hatte, nicht ohne Mühe, das Versprechen von ihm erlangt, zur gewünschten Stunde sich einzustellen, aber da er es einmal versprochen hatte, wußte sie, daß er es halten würde. Und sie hatte sich nicht getäuscht. Er kam, etwas wider Willen zwar, aber pünktlich. Die erleuchteten Räume, durch die er geführt wurde, verstimmten ihn, er wäre am liebsten umgekehrt. Aber Angelica eilte ihm mit großer Herzlichkeit entgegen, streckte beide Hände aus, nahm ihn unter den Arm und zog ihn in ihr kleines Boudoir. Man konnte ihr nicht böse sein und Constantin mußte unwillkürlich lächeln.

„Was hast Du mit mir vor, Angelica", sagte er, „sprich es aus ohne Umschweife."

„Ach Gott, das ist leicht gesagt", erwiederte sie, „und ich weiß es ganz genau, aber ich fürchte mich vor Deinen Schrullen. Ich weiß nicht recht, wie ich Dir beikommen soll. Wir haben aber, Du und ich, keine anderen Verwandten auf der Welt als uns Beide. Ich hätte noch meinen Mann, aber der zählt nicht viel mit. Also haben wir Rechte an einander und, wenn nichts weiter, so hast Du die Verpflichtung, mich wenigstens ruhig anzuhören."

„Die will ich mich bemühen zu erfüllen", sagte Constantin, „aber bitte, komme zur Sache."

„Nun, so laß uns mit Vernunft reden!" fing sie an. „Unsere beiden Mütter, obgleich sie verschiedene Schwestern waren in tausend Dingen, waren doch darin gleich, daß sie, nach der Ansicht der Welt, recht schlechte Partien machten."

„Ach, davon willst Du reden?" fiel Constantin ein. „Ja, daran ist nichts mehr zu ändern."

„Du willst Scherz machen", fuhr Angelica fort, „und ich habe mich wahrscheinlich falsch ausgedrückt. Also ganz einfach. Mir konnten meine guten Eltern kein Vermögen hinterlassen und Dir sehr wenig. Ich, ein Mädchen, war schlimmer daran als Du und mußte mich viel in der Welt hin- und herstoßen lassen. Das Schicksal eines armen adeligen Fräuleins ist nicht beneidenswerth. Aber ich klagte nicht, mein Humor verließ mich nicht, und Das machte mich Anderen und, was schwerer war, Andere mir erträglich. Schließlich hatte ich noch das Glück, mich zu verheirathen. Vielen mochte wol Das als ein Glück nicht erscheinen, die meinen Mann kannten, denn er ist, unter uns gesagt, etwas langweilig; aber ich weiß am besten, daß es ein Glück war und daß ich alle Ursache habe, dankbar dafür zu sein. Mein Mann ist vortrefflich, meine Lage sorgenfrei, fast mehr als das, und ich bin ganz zufrieden. Das ist sehr viel und mehr werth als eine Ehe, die mit schwärmerischer Liebe anfängt, mit Illusionen, die sich nicht erfüllen und dann Bitterkeit und Verstimmung zurücklassen."

Sie hielt ein und erwartete von dem Vetter ein zustimmendes oder selbst einwendendes Wort, von dem sie dann auf den eigentlichen Zweck ihrer Rede hätte überlenken können, aber Constantin hatte nicht die

Absicht, ihr entgegen zu kommen. Er sah zu Boden und spielte mit seinem Hut. Angelica rückte näher zu ihm mit ihrem Stuhl, legte die Hand auf seinen Arm und sagte:

„Du bist nicht mehr in erster Jugend, Constantin, aber immer noch ein stattlicher Mann, trägst einen alten vornehmen Namen und kannst Dich dreist um jedes Mädchen bewerben."

„Meinst Du, Angelica?" sagte er nicht ohne spöttischen Ausdruck.

„Ja, spotte nur!" rief sie, „ich weiß, was ich sage, und habe darüber ein Urtheil, obgleich ich so gut wie Deine Schwester bin. Du hast mich aber niemals so verwöhnt, daß ich Dich liebenswürdiger finden müßte, als jede Andere. Gerade heraus, es thäte Noth, daß Du Dich verheirathetest, daß Du eine gute Partie machtest, und das wäre das Vernünftigste, was Du thun könntest."

„Das Vernünftigste? Da magst Du nicht Unrecht haben, Angelica!" sagte Constantin. „Aber die Menschen thun so selten das Vernünftigste . . ."

„Daß es nicht schaden kann, wenn einmal Einer eine Ausnahme macht", fuhr die eifrige Dame auf. „Nimm es mir nicht übel, Vetter, Du selbst hast Dich damit nicht übernommen bis jetzt. Wärest Du ein wenig fügsamer gewesen gegen Deinen alten, reichen Onkel, so hätte er Dich zu seinem Erben gemacht und ich brauchte mir nicht jetzt den Kopf über Deine Zukunft zu zerbrechen."

„Laß Das, Angelica!" sagte Constantin und wollte aufstehen.

„Nein!" rief sie, „so kommst Du noch nicht davon. Ich mußte nur noch einmal anfangen und meine ganze heutige Mühe wäre vergebens gewesen." Dabei zog sie ihn wieder auf den Stuhl nieder und fuhr immer eifriger fort: „Wärest Du zwanzig Jahre jünger, würde ich kein Wort verlieren und mich auf den Zufall verlassen, daß Du Dich einmal verliebtest. Jetzt steht Das nicht mehr zu erwarten. Da Du also nicht mehr Deinem Herzen folgen kannst, so folge dafür meinem Rath und Deiner eigenen Einsicht."

„Wenn ich nur endlich erführe, wo Du eigentlich hinauswillst", rief Constantin.

Diesmal stand Angelica auf und ging einige Male im Zimmer auf und ab. „Wenn ich nur wüßte", sagte sie lachend, „weshalb ich mich so um Dich quäle, da Du es mir so muthwillig schwer machst. Du mußt längst wissen, was ich meine, und man muß so etwas eigentlich mehr errathen lassen, als aussprechen. Den Gefallen, mich zu errathen, thust Du mir aber nicht, das sehe ich nun wol ein, also muß ich schon deutlicher werden. Ich habe eine Partie für Dich, eine reizende Partie, und will sie arrangiren, ohne daß Du viel Mühe davon haben sollst"

„Ach!" rief Constantin und stand auch auf.

Angelica stellte sich ihm entgegen und legte beide Hände auf seine Schultern. „Lieber Vetter", sagte sie, „ich bin Dir niemals mit meiner Cousinenzärtlichkeit lästig gewesen, aber wenn Du mich diesmal ruhig anhören wolltest, weiter verlange ich ja nichts, konnte ich Dir um den

Digitized

Hals fallen. Du weißt es längst, daß ich an meine kleine Freundin Lucie denke, der ich Dich gestern auf der Spazierfahrt vorstellte. Sie ist das reizendste Kind von der Welt und sehr reich. Welch' glückliches Leben würde Dir werden mit ihr, wie glücklich würdest Du sie auch machen können. Du bist nun einmal von dem Holz, aus dem man vornehme und reiche Männer schneidet und sie steht Dir gar nicht, die jetzige Gêne Deiner Verhältnisse. Du hast dafür zu lange bessere genossen. Mit Lucie würdest Du noch einmal reich und wieder jung werden. Sage nicht gleich „Ja", das verlange ich nicht, aber sage auch nicht vorschnell „Nein". Lerne das Mädchen kennen; sie kommt heute Abend, aber sei dabei etwas liebenswürdig. Ueberlege es Dir in aller Ruhe, aber nicht zu lange, denn Lucie kann bei allen ihren Vorzügen nicht lange unbemerkt bleiben und der erste Bewerber ist immer im Vortheil. Entschließest Du Dich, wie ich hoffe, wie es große Thorheit wäre, nicht zu thun, so überlaß mir alles Weitere. Lucie liebt mich und ich habe den Weg zu ihrem Vertrauen."

Angelica hatte Thränen in den Augen, sie meinte es wirklich gut, und dann rührte sie auch die Ueberzeugung, nicht ohne Mühe ein gutes Werk gethan zu haben. Da hörte sie Gäste im Nebenzimmer eintreten, strich schnell noch mit der Hand über Constantin's Stirn, warf ihm im Forteilen eine Kußhand zu und ließ ihn allein.

Constantin wollte erst lächeln über den Eifer der kleinen Frau, denn soweit hatte ihre Herzlichkeit seine Verstimmung entwaffnet, daß er dem etwas aufdringlichen Beglückungsbestreben nicht zürnen konnte; aber er wurde unwillkürlich ernst. Lucien's Erscheinung hatte ihm gestern doch einen Eindruck gemacht und er dachte, freilich wie an eine Unmöglichkeit, dem Project nach, das Angelica so plötzlich vorgeworfen hatte. „Wenn ich nicht „Ich" wäre", sagte er vor sich hin, „der ausgebrannte Krater, so wäre Angelica's Plan keine so arge Thorheit. Aber man schreibt nichts mehr auf ein Blatt, von dem man eine ganz andere Schrift fortradirte. Es ist leer, aber nicht mehr empfänglich für neue Schrift."

Er hätte sich am liebsten fortgeschlichen, unbemerkt, ohne zur Gesellschaft zu gehen, aber das Zimmer hatte nur einen Ausgang und der führte in den Salon. Da kam auch schon Angelica, die ihn hineinrief. So blieb keine Wahl. Der Kreis, den er vorfand, war nicht groß, wenigstens vertheilte er sich ungezwungen in dem geschmackvoll arrangirten Raum. Der General verließ kaum seinen Posten an der Thür und sorgte mit Höflichkeit dafür, daß hier oder da ein Stuhl herangeschoben, dort eine Tasse abgenommen oder ein Glas gefüllt wurde. Angelica war in fast zu auffallender Beweglichkeit überall und heute besonders, denn sie bemühte sich immer wieder, Lucie bekannt zu machen, auf sie hinzuweisen, sie in ein Gespräch zu verwickeln, dabei suchte sie durch Preisen ihrer Liebenswürdigkeit, ihres Geistes, ihrer Talente durch kleine Bemerkungen über ihr Leben, ihre lange Krankheit, das Interesse im Voraus zu wecken. Das arme Kind hätte sich besser befunden ohne

Digitized by Google

diese etwas gewaltsamen Bemühungen, die sie auf einmal zum Mittelpunkt der allgemeinen Beachtung machten. Lucie, von Kindheit auf an Gesellschaft gewöhnt, empfand zum ersten Mal im Leben ein Gefühl von Befangenheit, das ihr bis dahin fremd gewesen war. Daran war freilich Angelica nicht allein schuld. So völlig gekräftigt sich Lucie im eignen ruhigen Zimmer fühlte, so angegriffen erschien sie sich im entwohnten Gewirr vieler Stimmen und dann machte sie Constantin's Eintreten eigenthümlich verlegen. Nach dem flüchtigen Begegnen am vergangenen Nachmittag hatte sie dann in ihrem Gärtchen seine ganze Eröffnung an Meinard belauscht. Sie schämte sich dieser Indiscretion und doch vom ersten Wort hatten sie diese Mittheilungen so gefesselt, daß sie athemlos gebannt war auf dem epheuumrankten Bänkchen, auf dem sie durch das Gespräch der Männer überrascht wurde. Diese Lebensschilderung kam ihr den ganzen Tag nicht aus den Gedanken. Sie suchte sich das flüchtige Bild Constantin's in's Gedächtniß zurückzurufen, glaubte es gefunden zu haben und nun, als Constantin vor ihr stand, sah sie, daß es ein ganz Anderer war, und wußte doch nicht, welchem sie den Vorzug geben sollte. Sie wäre sicher nicht Angelica's Einladung gefolgt, und mehrmals den Tag über hatte sie den Entschluß gefaßt, fortzubleiben, aber der Wunsch, Constantin wiederzusehen, warf alle Entschlüsse um. Nun stand sie ihm gegenüber und hätte gewünscht, meilenweit fort zu sein, so verlegen, so beklommen fühlte sie sich. Sie wußte nicht, wie reizend sie war mit dem Erröthen auf den zarten Zügen, wie rührend im leisen Erzittern ihrer Haltung, wie anziehend durch das unsicher gehauchte Wort ihres Gesprächs. Selbst Meinard war dadurch betroffen und das neckende Wort, mit dem er sie hatte begrüßen wollen, erstarb auf seinen Lippen.

Angelica konnte zufrieden sein mit dem Eindruck, den ihr Schützling machte, aber mit Constantin war sie es gar nicht. So viel sie ihn in das Gespräch zu ziehen suchte, so wenig brachte sie aus seiner Wortkargheit heraus. So schroff, so sich selbst in falsches Licht stellend, hatte sie ihn niemals gesehen. Und doch war Alles, was er sagte, klug, charaktervoll, aber streng und bitter. „So, wie er sich heute zeigt, muß er jedem jungen Mädchen gründlich mißfallen", dachte sie. Bei allen Anderen wäre es ihr gleichgiltig gewesen, bei Lucie kreuzte es ihre so schön ausgesonnenen Pläne. Es war ihr fast lieb, als Meinard ihr zuraunte, er hielte es für seine junge Patientin rathsam, den ersten Versuch, zur Geselligkeit zurückzukehren, nicht über Gebühr auszudehnen. Sie mahnte selbst Lucie zum Aufbruch und der General war gleich da, sie in ihre Wohnung zurückzuführen.

Alle Welt war von dem jungen Mädchen eingenommen und dankte Angelica für die Bekanntschaft. Angelica wollte eben ein überschwängliches Lob anheben, als ihr Blick auf das spöttisch lächelnde Gesicht Meinard's fiel und den Strom ihrer Rede hemmte. Sie fühlte, sie durfte ihn nicht zum Widerspruch herausfordern, zu dem er schon in Anschlag lag. Der Doctor hielt übrigens, was er schon vorhergesagt

Digitized by Google

hatte: er blieb bis zum Letzten und nahm der liebenswürdigen Wirthin auch noch das Vergnügen, worauf sie den ganzen Abend brannte, ihrem Vetter Constantin eine tüchtige Strafpredigt zu halten. Flüchtig nur beim Abschiedsgruß flüsterte sie ihm zu: „Nun, Das kann ich Dich versichern, Constantin, so unausstehlich als heute Abend habe ich Dich noch niemals gesehen. Du machtest ja meinen Salon zum Bärenzwinger."

Die Freunde gingen zusammen fort. „Weißt Du", sagte der junge Arzt, „daß es einmal wieder gewitterschwer am politischen Horizont aufsteigt? Frankreich macht eine drohende Physiognomie —"

„Wie schon so oft", unterbrach ihn Constantin. „Die Machthaber in Berlin verstehen sich aber vortrefflich mit dem Machthaber an der Seine. Nachgerade schreckt uns dies Klirren der Waffen nicht mehr, das einen diplomatischen Puff maskiren soll, der schließlich wol gar auf Deutschland gemünzt ist. Lassen wir Das."

Sie gingen noch eine Weile schweigend, dann sagte Constantin wie aus einem Gedanken heraus, der ihn eben beschäftigt hatte: „Sie ist wie ein Frühlingsgedicht, wie das Aufathmen eines Lerchengesanges, angehaucht wie eine Knospe im Entfalten."

„Von wem sprichst Du?" rief lachend Meinard.

„Von dem Schützling meiner kleinen Cousine!" erwiederte Constantin, aber so unbefangen, so ruhig, als sprächen sie noch von den Kriegsdrohungen. „Armes Kind, alle Enttäuschungen des Lebens liegen noch vor ihr! Deshalb sind uns die Frühlingsblüthen so anziehend, weil wir wissen, daß ein Herbst kommt, der sie entblättert."

„Nein, nicht deshalb", sagte Meinard, „sondern weil sie dem kahlen Winter folgen. Man lernt genießen erst im Entbehren. Aber Du hast Recht, das Kind war heute Abend allerliebst. Wäre ich nicht seit fünf Monaten ihr Arzt, hätte ich mich schwerlich dem Eindruck entzogen. Du aber warst, Gott sei Dank, nicht ihr Arzt."

„Aber mein eigener", rief Constantin. „Ich bin gründlich geheilt von allen Gefahren des Herzens. Um so gefahrloser kann ich beobachten. Gute Nacht!"

VI.

Lucie war in großer Aufregung aus der Soirée der Generalin heimgekommen und Schwester Clara hatte es schon bereut, diesen ersten Schritt, der die Genesung bezeichnete, eigentlich im eigenen Interesse beschleunigt zu haben. Aber Lucie war auch, gegen ihre Gewohnheit, unmittheilsam. Clara fragte nicht, obgleich es ihr nicht entging, daß das junge Mädchen wenig schlief und mit halb verweinten Augen aufstand, und sie sich deshalb sorgsamer um dasselbe bemühte als sie in letzter Zeit gethan hatte. Lucie merkte es wol, daß sie auf einmal wieder als Kranke behandelt würde, und nun bat sie flehentlich, um Alles in der Welt nur dem Doctor nichts zu verrathen, gegen den ihre Antipathie am vergangenen Abend nur noch gewachsen sei, und den sie den fatalsten Rest ihrer Krankheit nannte. Schwester Clara lächelte, und wollte ihn

Digitized by Google

in Schutz nehmen, aber sie merkte schnell, daß das ihren Pflegling nur noch mehr reizte, und gab die Vertheidigung auf. Es war ihr lieb, daß Angelika schon früh herüber kam, und der Besuch war ihr zum erstenmal gelegen. Die Generalin hatte Schwester Clara bis dahin gar keiner Beachtung gewürdigt; so wenig, daß sie von ihr sprach und that, als sei überhaupt keine dritte Person im Zimmer. Lucie war das oft peinlich gewesen und sie hätte die Freundin so gern mit in die Unterhaltung gezogen; aber eine leise ablehnende Bewegung von Clara hatte sie immer verhindert. Angelika kam, wie gesagt, ungewöhnlich früh, im Morgenkleide, und erkundigte sich herzlich nach dem Befinden der Freundin. Sie wäre gar nicht zufrieden mit ihrer Soirée, sagte sie, vielleicht weil sie sich so sehr im Voraus darauf gefreut hätte. Es sei steif, langweilig gewesen, und Lucie, die durch die bewegten und geistig belebteren Kreise der großen Stadt verwöhnt sei, müsse einen traurigen Begriff von ihrer Geselligkeit erhalten haben. Sie wisse aber sehr wol, wem sie die Schuld beizumessen hätte und würde ihre Strafpredigt schon an den rechten Mann bringen.

Lucie hörte der ganzen Auseinandersetzung mit sichtlicher Zerstreutheit zu. Sie lag halb müde auf der Chaise longue und spielte mit den Quasten der Fenstervorhänge an ihrer Seite, während Angelika auf ein niedriges Stühlchen niedergekauert war und Schwester Clara, die unhörbar ruhig weiter arbeitete, den Rücken zukehrte.

Angelika schalt immer weiter auf ihren Abend, vielleicht so heftig, um Lucie widersprechen zu machen, aber Lucie hörte zu, wie im Traum und sagte kein Wort. Endlich rief Angelika: „Sie sollen doch noch einen andern Begriff bekommen von meinem Salon, liebes Kind, und das in den nächsten Tagen. Ich setze Alles in Bewegung, Musik, Vorlesen, pikante Ausländer, und müßte ich sie zusammen telegraphiren; Sie reisen mir sonst eines guten Tages ab und denken nur mit Gähnen an mein Haus. Ach, Kind, Sie werden nicht nöthig haben, wie ich, einen langweiligen Mann zu nehmen."

„Ich werde mich gar nicht verheirathen!" erwiederte Lucie, „das habe ich eben noch, und nach reiflicher Ueberlegung, fest und unwiderruflich beschlossen."

„Närrchen!" rief Angelika, plötzlich ganz heiter. „Sie sind entschlossen gar nicht zu heirathen? Wann ist denn die Hochzeit?"

Lucie wurde unwillig: „Wollen Sie auch anfangen, mich wie ein unverständiges, willenloses Kind zu behandeln?" sagte sie schmollend. „Ich spreche einen wolüberlegten Lebensentschluß aus, und Sie antworten mir, als würde ich das Gegentheil von Dem thun, was ich beschlossen habe. Das ist abscheulich, Angelika, und das hätte der Doctor nicht schlimmer sagen können."

Sie wandte sich verstimmt ab, aber Angelika rückte ihren Stuhl näher, küßte das zürnende Mädchen und sagte heiter und schmeichelnd: „Nicht böse sein, Herzchen, es war ja nicht bös gemeint und ich will mich rechtfertigen. Sehen Sie mich nur wieder freundlich an. So, nun ist

Digitized by Google

es gut. Sehen Sie, ein junges, schönes, viel umworbenes Mädchen, das sich entschließt nicht zu heirathen, muß das Heirathen, die Ehe überlegt haben. Man denkt aber an die Dinge nicht, ohne einen Bestimmten im Auge zu haben, und wenn ein Mädchen mit Ihren Vorzügen an einen Bestimmten denkt, so wird dieser Glückliche kein Thor sein, und Verlobung und Hochzeit hinausschieben. War also meine Frage auf Ihre Rede nicht ganz logisch und gerechtfertigt?"

Lucie wurde dunkelroth, und auch Clara hatte, freilich unbemerkt von den Andren, ihre Arbeit sinken lassen. Es war still geworden im Zimmerchen, endlich mußte Lucie aber doch lächeln und sagte: „Sie sind gefährlicher als ich dachte, Angelika, und ich sehe, daß man sich vor Ihnen hüten muß."

„Oder mir ganz Vertrauen schenken!" rief diese, „was meine Freundschaft wol verdient hätte."

„Auf diese Logik war ich nicht gefaßt", sagte das junge Mädchen, „und gegen so entschiedene Schlüsse bin ich nicht gewaffnet. Wenn ich nun wirklich — an einen Bestimmten —"

Sie brachte den Satz nicht zu Ende. Angelika schloß sie aber schon stürmisch in die Arme. „Erzählen Sie, Herzchen!" rief sie, „sagen Sie mir Alles. Weiß Gott, es kann Keiner herzlichern Antheil an Ihrem Geschick nehmen als ich." Die Thränen traten ihr in die Augen.

„Bitte!" sagte Lucie, „fragen Sie mich nicht. Ich brächte es nicht über die Lippen."

„So lassen Sie mich errathen", fuhr Angelika fort. „Kenne ich den Mann?"

Lucie nickte nach einigem Zaudern leise mit dem Kopf.

„Recht so!" rief die dringende Freundin, „nur Nicken mit dem Köpfchen oder Schütteln, weiter verlange ich nichts . ."

„Sie quälen mich, Angelika!" warf Lucie ein, aber jene ließ sich nicht abweisen.

„Ist er jung? — schön? — liebenswürdig? — reich? —"

Lucie schüttelte bei jeder Frage den Kopf, aber ganz ernsthaft und entschieden.

„Dann ist er alt, häßlich, unausstehlich und arm?" rief Angelika. „Das ist ja ein Ungeheuer. Auf Niemanden aus meiner Bekanntschaft paßt das Signalement, nicht einmal auf meinen Mann, der ihm noch am nächsten kommt. Da ich Ihnen den aber nicht überlassen kann und auch wirklich nicht überlassen will . . "

„Ich nahm Ihre Fragen ganz ernsthaft!" unterbrach sie Lucie.

„Nur in dem Falle", sagte Angelika, „rede ich Ihnen selbst ab. Aber lassen sie uns die Gegenprobe machen." „Ist er wirklich alt, häßlich, unausstehlich?"

Lucie schüttelte wieder und diesmal entschiedener den Kopf.

„Nun dann weiß ich in der That nicht, was er sein könnte!" rief Angelika lachend.

„Ich will es Ihnen sagen", sprach Lucie, fortgerissen von einem Eifer wider Willen. „Er ist männlich, klug und edel."

Digitized by Google

„Ach, Gott sei Dank!“ fuhr Angelika auf. „So ist er doch etwas, woran mein Scharfsinn anknüpfen kann. Lassen Sie mich überlegen.“ Sie war aufgesprungen und schritt im Zimmer auf und ab. „Ich habe ihn!“ sagte sie plötzlich und heftete einen forschenden Blick auf das junge Mädchen, das zusammenschrak und eben eine Bitte stammeln wollte, keinen Namen zu nennen, als Angelika aufrief: „Der kann kein anderer sein, als mein Vetter: Graf Constantin Horstaetten.“

Lucie bedeckte das Gesicht mit beiden kleinen, bleichen Händen. Im andern Fenster war Clara zusammengefahren bei dem Namen, ein Zittern ging durch ihre ganze Gestalt. Sie wollte aufstehen, sich entfernen, aber sie vermochte es nicht. Niemand bemerkte es.

Angelika brach zuerst das Schweigen. „Er ist zwar mein Vetter“, sagte sie, „mein leiblicher Vetter, aber unbegreiflich ist es mir doch, Herzchen, wie Ihre Gedanken an Den gerathen sind, besonders, da Sie ihn nur von gestern Abend kennen, wo er so unliebenswürdig war, als je. O, er war früher so charmant, aber das Schicksal hat ihm arg mitgespielt und jetzt ist er ein lebensmüder, menschenfeindlicher Sonderling. Aber er wird anders werden, denn für diese Schrullen ist er noch nicht alt genug.“

Lucie war auch aufgestanden. „Wenn Sie mich wirklich lieb haben, Angelika, und ich zweifle nicht daran“, sagte sie, „messen Sie den müssigen Gedanken meiner Krankenhaft keine Bedeutung bei. Nehmen Sie nicht ernsthaft, was fast ein Scherz war, den Sie selbst hervorriefen. Seien Sie nicht so grausam es für mehr anzusehen. Ich bin so müde und fühle mich wirklich angegriffen. Ich hätte noch nicht wieder in Gesellschaft gehen müssen.“

Angelika nahm ihren Burnus um. Sie war klug genug, um zu wissen, daß sie eigentlich zu weit gegangen war; aber alle ihre Pläne, die sie am vergangenen Abend fast aufgegeben hatte, arbeiteten wieder in voller Lebensfähigkeit in ihr. Es war ihr selbst genehm das Gespräch abzubrechen, aber sie umarmte doch die junge Freundin stürmischer als je beim Abschied. Als sie fort war, ging Lucie noch einmal sehr erregt im Zimmer auf und ab. Sie war verstimmt auf Angelika, unzufrieden mit sich selbst, beschämt und jetzt erst fiel ihr Blick auf Clara und dunkle Röthe überzog ihre Stirn, als ihr klar wurde, daß auch diese Zeugin ihres halben Herzensgeständnisses gewesen sei. Sie eilte in's Nebenzimmer und winkte Clara, ihr nicht zu folgen. Sie wolle versuchen, sagte sie, den versäumten Schlaf der Nacht nachzuholen, und wolle auch den Doctor nicht sehen, der jeden Augenblick kommen könne. Clara solle ihm nur sagen, daß es ihr vortrefflich ginge und ihn ja nicht aufhalten.

Als Clara sich allein sah, ließ sie das Gesicht in beide Hände sinken. „Er ist also noch immer unwiderstehlich“, flüsterte sie vor sich hin. Lange saß sie so, die Arme gestützt auf das Tischchen, auf dem ihre Arbeit lag. Als sie sich wieder aufrichtete, waren ihre Züge ganz ruhig, ihre Bewegungen sicher, wie immer. „Er ist hier!“ sagte sie leise, aber ihre Stimme bebte nicht, „ihm will ich nicht begegnen!“

Digitized by Google

Sie legte ihre Arbeit sorgsam zusammen und packte sie in eine kleine schlichte Handreisetasche von grauer Leinwand, die sie aus dem Fach eines Schrankes nahm, überlegte kurz, ob noch etwas vergessen sei. Nein! Da hing der schwarze Schnurenhut, der schmucklose Tuchmantel, weiter besaß sie ja nichts. Ihre Reisevorbereitungen waren fertig. Nur weniger Minuten hatte sie bedurft, den Entschluß zu fassen; nun, da er feststand, war sie wieder ganz ruhig. Ihr Gemüth war wie die klare Wasserfläche, über die ein leichter Windhauch geht, sie kräuselt, erzittern macht und die sich dann wieder spiegelglatt breitet, ohne eine Spur der Bewegung zurückzulassen. Nur Eins beschäftigte sie noch — der Abschied von Lucie. Leise öffnete sie die Thür des Nebenzimmers. Da lag das junge Mädchen in sanftem, ruhigem Schlaf. Ein glücklicher Ausdruck lag auf ihren Zügen. Schwester Clara sah sie lange an mit untergeschlagenen Armen, bewegungslos. Ihr war, als läge ein Stück ihres eigenen Lebens, die sonnigsten Stunden ihrer Vergangenheit vor ihr. Aber das Auge wurde ihr nicht feucht, das Herz schlug ihr nicht höher. Sie beugte sich nieder zur Schläferin und berührte leise die blasse Stirn mit den Lippen. Zum ersten Mal. Bis dahin hatte sie niemals Lucien's oft stürmische Liebkosungen erwiedert. Sie erschrak selbst, daß sie sich soweit hatte hinreißen lassen, und freute sich, daß die Schläferin nicht erwacht sei. Lautlos schritt sie zurück und zog die Thür hinter sich zu. Ein Blick auf die Uhr sagte ihr, daß sie keine Zeit zu verlieren hatte, wollte sie den nächsten Eisenbahnzug noch benutzen, und so setzte sie den Hut auf, nahm den Mantel um und ging eben an den Schreibtisch, um ein Abschiedswort für Lucie zu schreiben, als Meinard eintrat. Er stand verwundert still in der Thür, denn der erste Blick auf Schwester Claras Anzug zeigte ihm die lange gefürchtete Absicht, abzureisen. Sie schritt ihm ruhig, mit der Reisetasche in der Hand, entgegen. „Seien Sie leise, Doctor", sagte sie, „Lucie schläft im Nebenzimmer und es liegt mir daran, sie nicht zu wecken. Gut aber, daß Sie kommen, Sie ersparen mir einen Brief an Lucie und werden ihr besser mündlich sagen können, was sie aus meinen knappen Zeilen kaum verstanden hätte."

„Ist's denn wahr, Schwester Clara?" rief Meinard, mit dem Ton aufrichtigster Betrübniß. „Sie wollten uns wirklich verlassen?"

„Wollen Sie recht freundlich sein, so begleiten Sie mich zum Bahnhof, lieber Herr Doctor!" erwiederte Clara. „Ich habe Ihnen noch ein paar Bitten vorzutragen und erwarte die Gewährung von Ihrer Theilnahme. Wir haben aber keine Zeit zu verlieren."

Sie warf noch einen flüchtigen Blick in den kleinen Garten und schritt zur Thür hinaus. Meinard's Wagen wartete vor der Thür. Der junge Arzt fühlte so sehr, daß er es hier mit einem unumstößlichen Entschluß zu thun hätte, daß es vergebens sein würde, ihn erschüttern zu wollen, und Clara's ganzes Wesen trug so den Ausdruck der Selbstständigkeit, daß er ihrer Bitte gehorchte, wie einem Befehl, den man ohne Einrede hinzunehmen pflegt. Er half ihr in den Wagen, setzte sich zu ihr und befahl dem Kutscher, nach dem Bahnhof zu lenken.

Digitized by Google

Schwester Clara dankte ihm mit einem Händedruck. Meinard fragte nun endlich: „Aber woher auf einmal dieser Entschluß?"

„Das dürften Sie mich am wenigsten fragen!" erwiederte Clara, „Sie, den ich längst darauf vorbereitete, der meine Gründe kennt. Darüber kein Wort mehr! Glauben Sie mir, daß ich nur meine Pflicht erfülle, indem ich so handle. Eins werden Sie vielleicht nicht verstehen, daß ich nämlich von Lucie ohne Abschied scheide und mein Lebewohl für sie in Ihre Hand lege. Lassen Sie auch dafür eine Bitte eintreten anstatt einer Erklärung. Ich glaube, dem jungen Mädchen, das mit Herzlichkeit an mir hängt, eine unnütze Aufregung, die sie noch nicht vertragen kann, und uns Beiden eine peinliche Stunde zu ersparen. Sagen Sie ihr, daß mich plötzlich die Pflicht abgerufen hätte. Das ist die Wahrheit, das können Sie mir glauben. Gestern schon habe ich ihrem Vormunde geschrieben, daß er sie abholen möchte. Er kann in wenig Tagen hier sein und wenn ich seine Ankunft nicht abwarte, so zwingt mich dazu eine Rücksicht, die gebietend ist. Ich sehe kein Bedenken für die kurze Zeit, Lucie mit ihrem zuverlässigen Mädchen allein zu lassen, überdies unter der Obhut der freundlichen Wirthin des Hauses Sprechen Sie auch mit dieser deshalb!"

Meinard sah betrübt vor sich hin. „Es klingt Alles so wol überlegt, so klar, was Sie sagen", erwiederte er, „ich wage so wenig nach Erklärungen zu fragen, die Ihr Geheimniß sind, daß ich mich füge und thun werde, was Sie von mir wünschen. Aber ersparen Sie es mir, Ihr Fortgehen zu billigen. Man erkennt so schwer für recht, was einem Kummer macht, und ich sehe Sie mit Kummer scheiden, nicht allein für Fräulein Lucie, die Ihrer noch immer bedurft hätte, sondern auch für mich selbst."

Schwester Clara sah ihn erstaunt an. Er fuhr fort: „Es sind nur wenig Worte gewesen, die wir über das gemeinsame Interesse an unserer Kranken gewechselt haben und doch kann ich behaupten, daß Sie einen Einfluß auf mich ausübten, der mir zur freundlichen Gewohnheit geworden war, den ich schwer vermissen werde. Sie sind mir ein Räthsel geblieben, aber ein Räthsel, das meine Gedanken vielfach und freundlich beschäftigte, und so wenig es mir gelang, die Lösung zu finden, so läuternd und beruhigend war mir das Suchen danach."

„Ich will für Niemand ein Räthsel sein!" sagte Clara schnell. „Mein Leben zerfällt in zwei Abschnitte. Den ersten habe ich für mich abgethan, wie man die Pforte eines Hauses schließt, in dem man lebte und aus dem man nichts mit herausnimmt. Dort habe ich Namen und Vergangenheit zurückgelassen. Was ich jetzt bin und will, ist so klar, so einfach, daß es keiner Erklärung bedarf, so offen, daß es schon mein Kleid ausspricht. Auf den ersten Blick erkennt man meinen Beruf. Wenn er ein wohlthätiger ist, wenn meine Kräfte ausreichen ihn zu erfüllen, was ich glaube, so ist jeder Zweifel an mir und über mich gelöst. Eine Bitte aber habe ich noch an Sie. Schon gestern sprach ich sie aus und wiederhole sie nur. Forschen Sie mir nicht nach. Wer weiß, ob

Digitized by Google

wir uns nicht wieder begegnen und ich würde mich darüber freuen. Ihr Beruf und der meinige haben ja den gleichen Zweck und gehen zusammen. Lassen Sie mich dann wieder Schwester Clara sein und nichts weiter. Aber nun genug! wir sind am Ziel und ich fühle, daß ich schon weiterging als ich sollte. Lassen Sie uns nicht Abschied nehmen unter den fremden Menschen. Ich finde meinen Weg allein."

Sie hielten am Bahnhofe. Clara ging aus dem Wagen, reichte Meinard die Hand und schritt, ohne sich noch einmal umzusehen, die Stufen hinauf. Der Arzt hieß seinen Kutscher umwenden und fuhr fort. Er lehnte zurück in den Kissen und es war ihm, als sei ihm das Auge feucht. Er war nicht zufrieden mit sich. Ganz anders hätte er zu dem Mädchen reden müssen, meinte er, und doch — es war etwas Gebietendes in ihrem ganzen Wesen, dem er sich gebeugt hatte, und dem er sich immer wieder beugen würde. Er fuhr zurück zu Lucie. Sie schlief noch und er setzte sich in's Zimmer, um sie zu erwarten. Keine Spur mehr war im Zimmer zu finden von Clara's Walten. Der Platz, an dem sie zu sitzen pflegte, war leer; das war Alles. Meinard war betrübter als er sich selbst gestand, denn er wollte sich einreden, daß er eigentlich dem Mädchen zürne, das so unberathen und doch so sicher ihren Weg ging, an dem jedes Zeichen der Theilnahme, jedes herzliche Nähertreten abglitt, und doch erstarb jeder Versuch zu zürnen in der schmerzlichen Empfindung, daß ihm dies eigenthümliche Wesen entschwunden war. Er fragte sich vergebens, welche Empfindung ihn für Clara erfülle. Freundschaft wies sie zurück, Mitleid konnte man nicht haben, war doch Zufriedenheit, ja offene Heiterkeit das Gepräge ihrer ganzen Erscheinung. Wahrheit, Offenheit, freilich auf dem Boden eines fest verschlossenen Räthsels bezeichneten ihr ganzes Thun und Wirken. Zuerst hatten ihm die Selbstbeherrschung, das Ueberwinden aller Leidenschaft, die selbstlose Aufopferungsfähigkeit imponirt, aber das war Alles so selbstverständlich erschienen, daß er sich daran gewöhnt hatte und eine andere Empfindung, die über die bewundernde Anerkennung hinausging, war geblieben.

Lucie trat ein, verwundert, den Arzt zu finden, noch verwunderter, daß Clara, die sie mehrere Male gerufen hatte und die sonst bei der leisesten Bewegung, wenn sie kaum ihren Namen aussprach, an ihrer Seite war, ihr fehlte. Der Arzt hatte schonend Clara's Abreise mittheilen wollen, so hatte er es auch versprochen; als aber Lucie ihm so deutlich zeigte, daß seine Anwesenheit ihr unerwünscht sei, als sie verstimmt fragte, ob denn Schwester Clara ihm nicht mitgetheilt hätte, daß sie für heute seines Rathes nicht bedürfe, stand er gar nicht auf vom Stuhl und sagte ganz trocken: „Schwester Clara, vielleicht in der Annahme, daß, wer keinen Arzt mehr gebraucht, auch keiner Pflegerin mehr bedarf, ist abgereist und hat mich gebeten Ihnen das, mit ihrem Lebewohl, mitzutheilen!"

Lucie stand wie versteinert. Sie hätte so gern der Nachricht keinen Glauben geschenkt, hätte sie am liebsten für die malitiöse Erfindung des

Digitized by Google

Doctors gehalten; aber Clara's Platz war leer, ihre Arbeit fort. Sie stand eine Weile unbeweglich, starr, dann brach sie in einen Strom von Thränen aus. Nun wollte Meinard sie doch beruhigen, er stand auf und setzte, so gut er konnte, auseinander, daß Clara, auf welche neue Pflichten harrten, ihr den Abschied hätte ersparen wollen und daß sie ohnehin sich hätten trennen müssen, da Clara so oft ausgesprochen habe, daß sie nach vollendeter Aufgabe nicht bleiben dürfe.

Lucie hörte gar nicht auf seine Worte, und warf sich, laut schluchzend, in einen Stuhl. Die Verstimmung des ganzen Morgens, die Beschämung über ihr unüberlegtes Geständniß an Angelika, der Schmerz über Clara's unerwartete, abschiedslose Abreise, Alles stürmte gewaltsam auf sie ein. Sie fühlte sich gekränkt, beschämt und plötzlich machte sie all' diesen Stimmungen in einem Zornausbruch gegen den Doctor Luft. Er sei an Allem Schuld! rief sie. Er hätte ihr verbieten müssen auf die unglückliche Soirée zu gehen, eine Aufregung, der ihre Kräfte noch nicht gewachsen wären! Er hätte Clara zurückhalten müssen anstatt ihr zur Reise behülflich zu sein und hätte ihr klar machen können, wie unentbehrlich sie noch sei. Nun würde der Vormund kommen, um sie abzuholen und sie wolle noch nicht fort. Sie brauche Luft, Garten, Land, und die kahlen Häuser, das Geräusch der großen Stadt würden sie wieder krank machen, das hätte er wissen müssen, als Arzt. Er hätte sich rücksichtslos, gewissenlos und boshaft bewiesen und sie würde ihn am liebsten gar nicht wieder sehen.

Meinard versuchte vergebens ihren Zorn zu besänftigen, sich zu rechtfertigen; das machte das junge Mädchen nur noch heftiger und weckte ihre Thränen immer auf's Neue. Endlich gab es der Arzt auf, die Zürnende zu beschwichtigen; er zuckte, selbst gereizt, nur noch, halb verächtlich über die Unvernunft, die sich gegen ihn ausließ, die Achsel und schloß damit, daß er es für's Beste hielte, seine Cur auch als vollendet anzusehen und Lucie zu bitten, falls sie irgend noch eines ärztlichen Rathes bedürfen solle, sich an einen seiner Collegen zu wenden. Lucie erwiederte nur, er möge thun, was ihm gut dünke, sie ihrerseits hätte nichts einzuwenden. Er nahm den Hut und ging, kehrte doch aber in der Thür noch einmal um und wollte dem jungen Mädchen die Hand reichen zum Abschied.

„Trotz alledem", sagte er, „müssen wir so nicht scheiden!"

Lucie, wie ein ungezogenes Kind, war noch nicht Herrin ihrer Laune und wandte sich ab, ohne die Hand zu ergreifen. Meinard verließ das Zimmer, deren Thür er ziemlich unsanft in's Schloß fallen ließ. Als er fort war, that Lucien ihre Heftigkeit doch leid, sie hätte ihn gern zurückgerufen, vielleicht um Verzeihung gebeten, aber als sie kaum dazu entschlossen war, rollte auch sein Wagen schon fort. Das arme Kind war ganz rathlos und fühlte sich so verlassen, als sei sie grausam ausgesetzt auf einer einsamen umstürmten Insel. Clara war fort, den Freund hatte sie selbst fortgeschickt, der Vormund war noch nicht da. Wieder brachen heftige Thränen aus, dann fiel ihr Angelika ein, sie mußte doch

einen Berather haben und schnell schellte sie nach ihrem Mädchen und schickte sie fort zur Generalin mit der Bitte, so bald als möglich herüber zu kommen. Das Mädchen hatte den lauten Zornausbruch gegen Meinard, seine scharfe Gegenrede im Nebenzimmer gehört, wenn auch nicht verstanden, sie sah die Herrin in Thränen und brachte ihre Botschaft vor mit dem Bemerken, es müsse ein großes Unglück geschehen sein. Angelika nahm sich nicht die Zeit den Hut aufzusetzen; sie stürzte, wie sie war, etwas aus Neugierde, entschieden aber mehr aus Theilnahme hinüber.

„Herzchen, was ist denn passirt?" rief sie schon in der Thür.

Lucie hatte sich wieder insoweit beruhigt, daß sie die Freundin bat Platz zu nehmen, und ihr nun, mit getrockneten Thränen erzählte, Schwester Clara sei fort und mit Doctor Meinard sei es zum offenen Bruch gekommen.

„Mein Gott, weiter ist es nichts!" rief Angelika, halb enttäuscht, halb beruhigt; „das ist ja nicht der Rede werth. Seien wir froh, daß Sie keines Arztes und keiner Pflegerin mehr bedürfen. Es war doch die Person, die immer da im Fenster saß, nichts that und mich lange genirte, bis ich einsah, sie höre und sehe nichts und sei nicht mehr als eine stumme Pflegemaschine. Ich kann diese scheinheiligen Amphibien nicht leiden, und wir wollen froh sein, daß sie fort ist."

Lucie wollte die Freundin in Schutz nehmen, aber Angelika ließ sie gar nicht zu Worte kommen. Sie hatte schon ihren Plan gemacht und setzte ihn, in ihrer schnellen Weise, sofort in's Werk. „Hier allein können Sie nicht bleiben, Herzchen!" sagte sie, „es schickt sich nicht und Sie würden mir auch melancholisch. Mein Mann giebt Ihnen mit Freuden sein Zimmer und zieht in's Gartenstübchen, das wir nur im Winter nicht gebrauchen können, weil es unheizbar ist. Wir schicken den Vormund, wenn er ja kommen sollte, wieder fort und sie bleiben bei uns."

Sie schien wirklich glückselig über die Aussicht, umarmte Lucie wieder und wieder und hörte auf keine Einwendung. Gleich wollte sie Alles in Gang setzen und in einer halben Stunde würde sie ihren lieben Gast abholen. Sie rief das Mädchen und gab ihr Befehle, Alles zusammenzupacken, wenigstens was dem Fräulein im ersten Augenblick nothwendig sei, setzte zerstreut Lucien's Hut auf, der über der Stuhllehne hing und eilte fort. Lucie war kaum zur Besinnung gekommen; es war einmal wieder über sie verfügt worden, ohne ihren eigenen Willen nur anzuhören. Aber sie konnte kaum auch etwas einwenden, wenngleich sie nicht in der Stimmung war, freudig auf die Veränderung einzugehen. Sie ließ Alles geduldig geschehen, sah dem Einpacken zu, ohne ein Wort einzureden, und als Angelika, diesmal mit ihrem Gatten, zurückkehrte, um sie abzuholen, folgte sie still und schweigend. Angelika's Herzlichkeit hatte aber wirklich etwas Wohlthuendes und dabei das Bequeme, daß sie im Zuvielthun dem Andern nur die Pflicht des Sichgefallenlassens auflegte. So war Lucie, kaum wissend wie, die Hausge-

Digitized by Google

nossin, der Gast der Freundin geworden. Angelika war von halb mütterlicher, halb schwesterlicher Zärtlichkeit und auch ihr Verhältniß zum Gatten zeigte sich im Hause viel liebenswürdiger als in Gesellschaft. Der General war ein vortrefflicher, eigentlich gebildeter Mensch, wenn auch eine wenig ausgiebige Natur und in letzteren Beziehungen also der entschiedene Gegensatz zu seiner Frau; die etwas steifen Höflichkeitsformen hielt er auch im kleinen häuslichen Kreise fest, aber er genirte damit nur sich selbst, für die Anderen waren sie bequem. Gefällig bis zur Uebertreibung, practisch und umsichtig, war er den Freunden des Hauses in tausend Beziehungen nützlich und so kam es, daß alle Welt bei erster Bekanntschaft nur die Frau suchte und nach längerm Verkehr erstaunt war, auch den Mann zu finden. Lucie schloß sich ihm schnell an und oft war seine schweigende, steife Manier ihr wohlthuender als die immer aufgeregte, nach tausend Dingen zugleich greifende Geschäftigkeit der Frau.

Ein Brief des Vormundes kam an Lucie. Er stellte sein Kommen für die nächste Zeit in Aussicht, schrieb aber, daß er nicht ganz über seine Zeit zu verfügen vermöge, da gerade drohende Wolken am politischen Horizont, die das Ministerium, bei dem er arbeitete, sehr in Anspruch nähmen, einen Urlaub für die Beamten unmöglich mache. Angelika antwortete sogleich, sein Mündel wäre vortrefflich aufgehoben und für die nächsten Wochen würde sie ihren Gast ohnehin nicht fortgelassen haben.

Lucie war ganz zufrieden damit, denn sie fühlte sich wohl bei den Freunden.

Meinard vermied es, das Haus der Generalin zu besuchen. Er war wirklich gekränkt durch Lucie. So sah sie ihn nicht wieder seit dem brüsken Abschied, den sie genommen hatten. Auch Constantin kam nicht. Hätte Angelika ihm nichts gesagt von den Plänen, die sie für ihn und Lucie eigentlich aus der Luft gegriffen hatte, so hätte er unbefangen mit dem jungen Mädchen verkehren können. Jetzt war er nicht sicher, ob die Cousine nicht gegen Lucie ebenso indiscret gewesen war, als gegen ihn, und eine flüchtige Begegnung mit den Damen auf der Promenade machte ihm das mehr als wahrscheinlich. Das junge Mädchen war sichtlich verlegen geworden, als er es begrüßte, und zu einem unbefangenen Gespräch hatte es nicht kommen wollen.

Inzwischen fuhr ein Schrecken in die ganze Gesellschaft. Die eben glänzend begonnene Saison des vielbesuchten Weltbades hatte Gäste aller Nationen zusammengeführt, die sich harmlos der Cur und dem Vergnügen hingaben. Plötzlich ein drohender Krieg, den in diesem Augenblick wenigstens Niemand erwartete. Die Lesezimmer füllten sich und die Vergnügungssäle wurden leer. Man belagerte die Zeitungen, die Herren debattirten eifrig und die Damen dachten an ihre Abreise. Noch glaubte aber Niemand ernstlich an einen Krieg, dessen Vorwand einen blutigen Conflict so wenig zu bedingen schien, der kaum aufgetaucht, beseitigt war und doch fing man schon an einzusehen, daß es wirk-

Digitized by Google

lich nur Vorwand gewesen war, hinter dem eine ernste, lang aufgethürmte, politische Nothwendigkeit lag, die immer drohender offenbar wurde. Es war das Werk weniger Tage, das von der harmlosesten Ruhe der Gesellschaft zu der aufgeregtesten Erhitzung aller Gemüther führte. Wenige Tage weiter und Niemand zweifelte mehr an dem Krieg.

Doctor Meinard war Feuer und Flamme, Constantin zweifelte noch immer. Die Freunde hatten sich eines Abends im Lesezimmer getroffen. Alle Zeitungen waren in fremden Händen und so gaben sie das Warten auf, verließen zusammen den heißen Raum und suchten das Dunkel der Alleen auf der Promenade.

„Endlich!" rief Meinard. „Endlich der lang erwartete Nationalkrieg, der den Schäden unserer vaterländischen Zustände auf einmal ein Ende machen wird."

„Schwärmer!" erwiederte Constantin. „Du siehst einen heilsamen Nationalkrieg und ich könnte höchstens einen preußischen Cabinetskrieg erkennen. Im besten Fall beweist Preußen einmal wieder die treffliche Organisation seines Heeres, die Intelligenz in Waffen, und daran zweifelt Niemand. Eine Niederlage würde ganz Deutschland vernichten, ein Sieg käme nur Preußen zugut und würde den Bruch mit dem übrigen Deutschland, den nun einmal das Uebergewicht dieses Landes bedingt, noch unheilbarer machen."

„Hast Du so alle Sympathieen für das Land verloren", warf Meinard ein, „das doch die Heimat Deiner Eltern, Deiner Kindheit war?"

„Erinnere mich nicht daran!" rief Constantin heftig. „Ich habe genug unter dem Zwiespalt dieser Empfindungen gelitten, da ich ihm als Feind gegenüber stehen mußte. Vielleicht glimmen noch die Funken des alten Heimwehs unter der Asche hoffnungsloser Enttäuschung, aber wir wollen sie nicht wecken. Habe ich doch noch einen andern Kampf mit meinen Erinnerungen zu bestehen. „Krieg!" Du glaubst nicht wie das Wort den alten Soldaten elektrisirt. Müssig bleiben, wenn es wieder hinausgeht in das lustige, muthige Treiben der Kameradschaft, von Kämpfen hören, die man nicht miterlebt, von Gefahren, die man nicht theilt! Man kommt sich vor wie ein Gefangener, wie ein Siecher, dem das männliche Mark verdorrte. Lieber! ich will es Dir gestehen, daß ich immer noch hoffe, der Kriegslärm wird nichts weiter als eine elende diplomatische Reclame, nur um nicht erleben zu müssen, daß ich, der ich keiner Armee mehr angehöre, zurückbleiben muß, wenn Alles hinauszieht."

„Und wer zwingt Dich dazu?" fiel Meinard ein. „Willst Du nicht in Preußen dienen, wofür ich übrigens auch keinen Grund sehe, so wird man Dich im bayrischen, sächsischen, württembergischen Heere, wo Du willst, mit Freuden aufnehmen. Ueberall braucht man Männer und Du würdest gesund werden in mehr als einer Beziehung, wenn Du wieder den Boden unter den Füßen hättest, auf den Dich Geburt, Neigung und die Verhältnisse hinweisen. Ich sehe den deutschen Adel, der

Digitized by Google

nach vielen Richtungen seine Bedeutung verloren, seine Aufgabe verkannt und verfehlt hat, immer mit Freuden in den Reihen der Armee, deren Kern er bildet."

Constantin schwieg eine Weile. „Du hältst mich also in mehr als einer Beziehung für krank?" sagte er mit einem bittern Lächeln, fast als wolle er ablenken.

„Ja! das läugne ich nicht, als Arzt und noch mehr als Freund!" antwortete Meinard. „Ist krank sein ein Vorwurf, so ist er es nur für Den, der sich einbildet, sein Selbstarzt sein zu können und insofern mag er Dich treffen. Ich, als Arzt muß von dem Grundsatz ausgehen, daß nichts ganz gesund ist auf der Welt; aber jede Krankheit, körperliche, physische und ebenso staatliche, ist Consequenz und somit Nothwendigkeit. Selten wird sie überwunden, meist nur zurückgedrängt und wenn eine Heilung gelingt, so danken wir sie zu neun Zehnteln der Natur, die wieder Nothwendigkeit ist und aus denselben Voraussetzungen, in denen sie ablenkte von dem Wege der Gesundheit, wieder hineindrängt in denselben. Wie unsere guten und schlechten Eigenschaften meist eine Wurzel haben, die beide bedingt, so wächst auch Gesundheit und Krankheit auf einem Boden. Du verzweifelst an den Zuständen Deutschlands, ich hoffe auf dieselben und wir gehen von einer Prämisse aus, haben ein Ziel im Auge. Zugegeben also, die Zustände sind krank, so sehe ich in dem gewaltsamen Mittel des Krieges die Hoffnung der Heilung, Du den Untergang."

„Du hast nur als Preuße in Süddeutschland, sagen wir außerhalb Preußens, gelebt", sagte Constantin, „und konntest nicht erkennen, wie ich, bis zu welchem Grade von ausnahmslosem Haß sich der Widerwille gegen diesen Staat gesteigert hat. Du sprichst von einem deutschen Nationalkrieg, ich sehe nur eine preußische Rüstung. Die nächsten Tage schon werden uns ein beschämendes Feilschen um die Theilnahme an einem Kampf zeigen, der, das meine ich selbst, ganz Deutschland und seine Ehre bedroht, einen Kampf gegen das große, lange unterdrückte und doch so reine, lebenskräftige Germanenthum."

„Du sprichst es aus, was Deine Befürchtung selbst widerlegt, ja unmöglich macht", rief Meinard.

„Wer viel getäuscht ist im Leben, sieht nur voraus, was er fürchtet!" erwiederte der Freund

Sie waren wieder vor dem Curhause angekommen, wo sich doch eine große Gesellschaft versammelt hatte. Angelica in größter Aufregung war der Mittelpunkt eines Damenkreises, dem sie heftig gesticulirend Vortrag hielt. Kaum aber hatte sie Constantin gesehen als sie ihre Zuhörerinnen plötzlich verließ und auf ihn zueilte.

„Gott sei Dank!" rief sie schon von Weitem, „daß ich Dich endlich finde, Vetter! Du mußt mir helfen, meinen Mann zur Raison zu bringen, was ich allein nicht mehr vermag. Er hält große Stücke auf Dein Urtheil und als Verwandter kannst Du deutlicher reden, als jeder Andere."

Digitized by Google

„Was hat denn der gute Vetter?“ fragte Constantin.

„Du wirst es schon sehen!“ rief Angelica, „er ist ganz aus seiner Natur herausgetreten und spricht seit heute Morgen unaufhörlich, so daß ich gar nicht zu Worte gekommen bin.“

„Das wäre ich begierig zu beobachten“, warf Meinard hin.

„Sie können wir aber gar nicht gebrauchen, Doctor“, fuhr Angelica auf. „Alle Welt erzählt sich, daß Sie so politisch geworden sind, solcher Kriegsenthusiast, daß Sie alle Ihre Patienten und Ihre ganze Wissenschaft darüber vergessen. Niemand möchte sich auch nur ein Brausepulver jetzt von Ihnen verschreiben lassen.“

„Weil wir anderes Pulver 'genug verbrauchen werden“, sagte Meinard.

„Die Leute haben Recht“, warf Angelica hin. „Er denkt nur noch Krieg. Ach lieber Gott, diese Krankheit ist jetzt epidemisch und wenn der Arzt zuerst davon befallen ist, was sollen dann die Patienten anfangen? Aber komm, Vetter, wir haben keine Zeit zum Plaudern und wenn ich andern Rath gewußt hätte, hätte ich Dich nicht zu Hülfe geholt.“

Sie nahm Constantin unter den Arm und zog ihn mit eilenden Schritten fort. Vergebens fragte er, was es denn sei mit ihrem Manne, sie jammerte nur im Allgemeinen über die Schrecken der Zeit und erwiederte: „Du wirst es ja sehen. Er ist im Paroxismus!“

Sie führte den Vetter auch direct in ihren Salon. Da sah es denn in der That wunderlich aus. Der General hatte Bücher, Album, Nippes, mit denen die Tische bedeckt zu sein pflegten, fortgeräumt, und zum Theil auf den Stühlen, zum Theil auf dem Boden, wenn auch sauber und ordentlich aufgeschichtet. Dafür waren überall Karten ausgebreitet, besteckt mit Markirnadeln und kleinen Fähnchen. Ein Kriegsschauplatz im Kleinen, vor den Tischen saß Lucie, und der General ging, heftig Vortrag haltend, mit lebhaften Schritten im Zimmer auf und ab. Er entwickelte nach den Combinationen aller Eventualitäten den ganzen Kriegsplan, heftig und eifrig, wenn ihn das junge Mädchen nicht sofort verstand, das aber mehr aus Gefälligkeit als aus Interesse zu folgen schien. Auf dem Sopha waren Uniformstücke und Waffen durcheinander ausgebreitet und der General machte sich mit ihnen, aber immer weiter redend, zu schaffen, indem er die Brauchbarkeit eines Stückes nach dem andern untersuchte, sofort aber wieder fallen ließ, wenn er meinte, Lucie hätte ihn nicht verstanden und er müsse ihr seine Meinung auf der Karte klar machen. Er war so im Eifer, daß er die Eintretenden gar nicht bemerkte, oder doch nicht bemerken wollte und unbeirrt in seinen Auseinandersetzungen fortfuhr.

„Da siehst Du es!“ rief Angelica. „So tobt er nun schon den zweiten Tag.“

„Angelica“, sagte der General, „bitte, störe uns nicht, ich habe Mühe genug Lucie alle möglichen Rheinübergänge klar zu machen. Sie kann immer noch nicht einsehen, daß man eine Armee nicht an jedem

Digitized by Google

beliebigen Uferplatz mit Kähnen übersetzen kann. Aber da ist der Vetter, auch Militair, der wird mir beistehen."

Lucie wurde dunkelroth in der Aussicht auf diesen neuen strategischen Lehrmeister und betheuerte, sie sei vollkommen überführt und verlange keine weiteren Beweise.

„Ich habe mich bereits zum Wiedereintritt in die Armee gemeldet", sagte der General. „Man braucht neben den jungen Kräften die Erfahrungen erprobter Führer und wer könnte zurückbleiben bei solchem Krieg?"

Er war dabei wieder mit seiner Uniform beschäftigt.

„Da siehst Du nun den Unfug und hörst die Thorheiten!" rief Angelica in voller Verzweifelung. „Er will wieder eintreten und seine Jahre und seine Gesundheit haben es ihm schon seit sechs Jahren nothwendig gemacht, den Abschied zu nehmen. Ich hätte ihn ja nicht pensioniren lassen, hätte er auch nur dem Dienst im Frieden noch vorstehen können. Setze ihm doch das vernünftig auseinander, Constantin, auf mich hört er seit gestern nicht mehr."

Der General bewies es, daß sie recht hatte, wenigstens im letzten Punkt; denn er sprach unbeirrt weiter, ohne auf ihre Worte zu achten. Constantin war in einiger Verlegenheit, wie er dem Wunsch der Cousine nachkommen solle, ohne den alten, würdigen Mann zu kränken. Er mahnte leise an seine Jahre, aber der General rief: „Denken Sie an Radetzky, der mit vierundachtzig Jahren noch der Armee, der auch Sie angehörten, den Sieg errang. Von Blücher will ich gar nicht reden; das würde anmaßend klingen."

Constantin sagte, er hätte bereits seine Pflicht dem Staate als Soldat erfüllt, er solle jüngeren Kräften überlassen es jetzt zu thun, solle an seine Gesundheit denken.

„Jetzt", rief der General, „denkt der Mann nur an Eins, an den Ruf des Vaterlandes, dessen Ehre man schmäht. Die große Zeit verjüngt. Wer wollte noch die Hände in den Schooß legen?"

Constantin reichte ihm die Hand. Er hatte vergessen, in welcher Absicht ihn Angelica hergeführt hatte. Die beiden Männer trafen sich in ihren Ansichten und wurden warm in der gemeinsamen Empfindung. Sie waren ganz Soldaten.

Lucie hörte begeistert den männlichen Worten zu, die die Männer tauschten, aber Angelica schlug entsetzt die Hände zusammen. „Habe ich Dich dazu hergebracht, Constantin!" rief sie, „um ihn nur noch zu bestärken in seiner Thorheit, ihn nur noch toller zu machen? Und nun sage ich Dir auch ein entschiedenes Wort, Schatz. Mache, was Du willst, ich lasse Dich nicht fort, ich, Deine Frau, habe auch mitzureden. Ja, um Gotteswillen, was sollte denn aus mir werden?"

„Du wirst Dich entscheiden müssen, Angelica", sagte der General, und richtete sich noch gerader auf als sonst, „ob Du hier bleiben willst, wo Du allerdings dem präsumtiven Kriegsschauplatz sehr nahe sein würdest, oder ob Du es vorziehst weiter ab die Ereignisse zu erwarten."

Digitized by Google

„Ja, das wollen wir überlegen! rief Angelica, „ich bin für weiter ab; aber komm in mein Zimmer, Schatz, das sind häusliche Besprechungen und die müssen wir allein vornehmen.“ Sie beugte sich zu Lucie und flüsterte: „Ich muß ihn fortbringen. Constantin regt ihn nur noch mehr auf. Wenn den Männern einmal die Funken in die Pulverfässer fliegen, ist man seines Lebens nicht sicher.“

Sie führte den General fort, der aber erst einen Theil seiner Waffen zusammennahm, ehe er ging und dieselben mitführte. Er wollte keine Zeit von seinen Kriegsvorbereitungen verlieren.

Constantin und Lucie blieben allein.

„Wie konnten Sie den armen alten Mann in seinem unüberlegten Thatendrang bestärken, Herr Graf?“ sagte Lucie. „Angelica hat Recht, vollkommen Recht, er ist keiner Kriegsstrapaze mehr gewachsen.“

„Das habe ich auch nicht behauptet“, sagte Constantin, „seine Empfindung aber konnte ich nicht bekämpfen. Sie ist die natürliche, denn er war Soldat, der alte Geist regte sich wieder und ließ ihn sich selbst vergessen. Ich habe schließlich mehr an mich gedacht als an ihn. Mich lockt das Soldatsein und der Krieg hat für mich einen unwiderstehlichen Reiz.“

„Und Sie kennen ihn doch mit allen seinen Schrecken!“ sagte Lucie.

„Sie könnten hinzufügen, mit allem seinen Unglück!“ ergänzte Constantin. „Gerade deshalb vielleicht; das blutige Würfelspiel der Schlachten ist ein Spiel mit glücklichen und verhängnißvollen Chancen und der leidenschaftliche Spieler wird heißer im Verlust als im Gewinnen. Und was hätte ich einzusetzen, als ein Leben, das wirklich für mich keinen großen Werth hat? Keinen Abschied habe ich zu nehmen, keine Heimat zu verlassen, Niemand würde mich vermissen, wenn ich nicht heim käme.“

Lucie sah ihn an. Die Thränen stürzten ihr aus den Augen. Sie wollte etwas erwiedern, aber das Wort stockte ihr auf den Lippen.

„Was ist Ihnen, Fräulein Lucie?“ fragte Constantin verwundert.

Sie faßte sich und versuchte zu lächeln. „Lachen Sie mich nicht aus!“ stotterte sie. „Die Aufregung dieser Tage hat etwas mächtig Ergreifendes. Vielleicht dachte ich auch an meine eigene verwaiste Stellung in der Welt.“

Constantin ergriff ihre Hand. „Vor Ihnen liegt das Leben mit allen seinen Hoffnungen und ich wünsche es von Herzen, mit allem seinen Glück! Vielleicht soll Ihre Jugend eine große Zeit erleben. Ich glaube noch nicht daran, aber ich wünsche es.“

Sie entzog ihm leise ihre Hand. „Auch in Ihr Geschick wird sie eingreifen!“ flüsterte sie. — Sie hielt ein. So gern hätte sie es ausgesprochen, daß sie diesem Geschick mit der vollen Theilnahme des Herzens folgen würde; aber was sollte der fremde Mann von dem Geständniß denken? Constantin ahnte es; er fühlte die unausgesprochene Theilnahme und sie rührte ihn tief in diesem Augenblicke.

Sein Herz war wieder warm geworden in der Erhebung der Zeit.

Digitized by Google

Er ging mit erregten Schritten im Zimmer auf und ab und fand das Wort nicht, Lucie wieder anzureden, die still in einen Stuhl gesunken war und die Hand über die Augen legte.

Da stürzte Meinard in's Zimmer. „Der Krieg ist erklärt!" rief er. „Bayern, Württemberg, Baden, alle deutschen Stämme treten rückhaltslos zu Preußen, die Telegramme verkünden aller Orten Jubel, Begeisterung, Eintracht. Deutschland ist einig geworden, über Nacht!"

Angelica und ihr Gatte waren wieder eingetreten, als sie Meinard's Stimme hörten. Eine Weile waren Alle still, tiefe Rührung ergriff die Gemüther.

„Also giebt es noch ein Deutschland!" sagte Constantin feierlich. „So wird es auch wieder einen Platz für mich geben!"

Lucie stand auf. Thränen überströmten ihr Gesicht, aber Thränen der freudigsten Rührung. Sie ging auf Meinard zu und reichte ihm die Hand. „Haben Sie Dank für die Nachricht!" sagte sie.

„Ah! da wäre es wol Zeit, daß auch wir wieder Freundschaft schlössen bei der allgemeinen Verbindung?" rief Meinard und drückte herzlich die gereichte Hand.

Angelica wischte sich die Augen. „Erzählen Sie doch, Doctor", sagte sie, noch halb schluchzend, „erzählen Sie Alles, was Sie gehört haben."

„Mein Gott, gnädige Frau", erwiederte Meinard, „ist denn das noch nicht genug, und was wollen Sie mehr?"

Constantin reichte Allen mit einer Herzlichkeit, als gälte es einen langen Abschied, die Hand und ging. Lucie warf sich schluchzend in Angelica's Arme. Meinard wollte sich entfernen, aber der General bat ihn zu warten, bis er Hut und Handschuhe geholt hätte, um ihn zu begleiten. Als er zur Thür hinaus war, ergriff Angelica den Arm des Arztes und sagte mit kläglicher Bitte: „Verlassen Sie uns nicht, Doctor. Reden Sie es meinem Mann aus mit in den Krieg zu gehen."

„Der General in den Krieg? Warum nicht gar?" rief Meinard lachend.

„Sehen Sie wohl", jubelte Angelica, „Sie sind meiner Meinung. Nun, ich baue ganz auf Sie. Im äußersten Falle verbieten Sie es, als Arzt!"

Der General trat ein; die Herren gingen, Lucie war in wunderbarer Stimmung und Angelica konnte sich nicht zurecht finden in dieser Mischung von Wehmuth und Jubel, von Thränen und freudiger Erregung.

VII.

Der Badeort war leer geworden, die Curgäste hatten sich nach allen Himmelsgegenden zerstreut, die Vergnügungssäle waren geschlossen. Das war das Werk weniger Tage gewesen. Auch Angelica's Salon war vereinsamt, der General saß schweigend vor seinen Karten, die er aber in seinem eigenen Gartenzimmerchen ausgebreitet hatte, die Uniform

Digitized by Google

und Waffen waren im Schrank untergebracht. Der alte Herr war auf sein Wiederanstellungsgesuch abschläglich beschieden worden. Das hatte ihn in den ersten Tagen sehr gekränkt, aber Meinard's vernünftigen Vorstellungen war es gelungen diese Stimmung zu überwinden und nun schmeichelte es ihm, daß er von verschiedenen Seiten zu Rath gezogen wurde und daß man ihn an die Spitze der Vereine zur Pflege der Verwundeten stellte. Er instruirte sich auch wirklich sehr fleißig über alle militairischen Actionen und wußte das Resultat dieser Informationen klar mit knappen Worten darzulegen.

In Angelica's Salon sah es bunt aus. Haufen alter und neuer Leinwand lagen übereinander, mit rastloser Thätigkeit wurde Charpie gezupft, Binden gewickelt, Verbandtücher geschnitten. Lucie half unermüdlich und Meinard wurde immer wieder dabei um sein ärztliches Gutachten gebeten. So war er dem General und Angelica unentbehrlich geworden und auch Lucie freute sich jedesmal seines Kommens, denn immer brachte er eine ganze Menge von Neuigkeiten, die er emsig einsammelte. Seine Patienten waren fast alle fort und er selbst wartete nur darauf, seine ärztliche Wissenschaft zum Besten des Vaterlandes in Waffen verwerthen zu können. Inzwischen studirte er die Zeitungen aller Sprachen und Nationen, versäumte keinen durchgehenden Eisenbahnzug, der immer Bekannte brachte, machte auch Ausflüge in die nahe liegenden größeren Städte und stürmte dann oft mehrmals des Tages in frühester oder spätester Stunde in Angelica's Zimmer, um auszukramen, was er erfahren hatte. Alle begrüßten sein Kommen mit freudiger Aufregung und herzlichstem Gruß, er wurde fast Hausgenosse und kam er einmal zufällig zur Stunde einer Mahlzeit, wurde sein Stuhl herangeschoben, als wenn er zur Familie gehöre. Die Zeit rückte alle Menschen einander näher und die gemeinsame Begeisterung, der eine große Gedanke, in dem sich Alle fanden, ließ jede sonstige Meinungsverschiedenheit verschwinden.

Auch zwischen Lucie und Meinard war nicht mehr die Rede gewesen von dem Zerwürfniß, das sie einst trennte; alle Empfindlichkeit war verwischt, und Beide hatten die Verstimmung, mit der sie auseinander gegangen waren, vollkommen vergessen.

Constantin hatte man nicht wiedergesehen, er war abgereist, gleich am andern Tage, nachdem wir ihm in Angelica's Salon begegneten. Meinard hatte ihn auf den Bahnhof begleitet und brachte der Cousine den letzten Gruß. Jeder wußte, daß er wieder als Officier eingetreten sei, ohne daß er selbst eine Mittheilung darüber gemacht hatte. Meinard erwähnte ihn wohl zuweilen, aber Angelica brach ab, mit einem verlegenen Blick auf Lucie und diese schien die Erwähnung zu überhören. Angelica war bald so in Anspruch genommen, von Damen, Vereinen, Conferenzen, Sammlungen an Geld und Verbandstücken und Arbeiten, daß sie oft schon früh ihr Haus verließ und immer so erschöpft und ermüdet zurückkehrte, daß der gute General, so anspruchslos er für sich war, weder pünktlich, worauf er hielt, noch irgend ausreichend seine

Digitized by Google

Mahlzeiten erhalten haben würde, hätte nicht Lucie den Hausstand in die Hand genommen. Das war ihr zwar auch eine ungewohnte Sorge, aber sie fand sich schnell hinein und diese Thätigkeit bewies sich als ihr durchaus wohlthuend. Sie mußte sich mitunter tüchtig tummeln und selbst mit Hand anlegen, namentlich, da der zuverlässige Diener mit eingezogen war beim Militair und seine ganze Arbeit von den Dienstmädchen hatte mit übernommen werden müssen. In der Thätigkeit stärkten sich ihre Kräfte, manche kleine Bequemlichkeit und Verwöhnung fiel von selbst fort und zu der Eigenwilligkeit und Reizbarkeit, mit der sie sich sonst manche Stunde verdorben hatte, fehlte ihr die Zeit. Oft traf es sich bei Angelica's Abwesenheit, bei des Generals Vertieftsein in seine Kriegskarten, daß Meinard Lucie allein fand und immermehr war er von ihrer einfachen Tüchtigkeit, von der liebenswürdigen Gleichmäßigkeit ihrer Stimmung angezogen und überrascht. Die Veränderung gegen früher war zu auffallend. Mit kindlicher Hingabe sorgte sie für den General und oft holte sie mit heiterster Geschäftigkeit den beiden Herren das Frühstück oder Abendbrod zusammen, schlicht, mit der Hausschürze über dem einfachen Kleide und selbst heranschleppend und zugreifend mit einer Unermüdlichkeit, die man dem zarten jungen Wesen nicht zugetraut hätte. Meinard fragte sich immer wieder: „Ist das dies schwache, verwöhnte Kind, das nur gelernt hatte, bedient, gepflegt zu werden, für sich sorgen zu lassen? Ist das die launische, egoistische Lucie?“ So sehr er Arzt war, wußte er doch noch nicht, daß man den Charakter der Menschen nicht aus den Tagen der Krankheit beurtheilen soll; und wie mächtig eine Zeit wie die gegenwärtige, die reine heilige Begeisterung, die sie durchwehte, in allen Herzen eingriff und alles Kleinliche verwischte, allen Tand der Unklarheit, der Eitelkeit überwand und ganz neue geistige und körperliche Kräfte gab, das mußte er mit vielen Anderen erst erfahren.

Eines Morgens traf er wieder einmal Lucie allein, diesmal fast mit Absicht, denn er wußte, daß Angelica nicht bei ihr war; hatte er diese doch in einem großen Damenverein verlassen, in dem sie beschäftigt war, Lazarethhemden zuzuschneiden. Er schilderte die aufgeregte Geschäftigkeit der unermüdlichen Frau mit den komischsten Farben und mußte doch gestehen, daß sie mit ihrer herzlichen Freundlichkeit ganz am Platze sei, die verschiedenen Elemente aus bis dahin oft schroff geschiedenen Kreisen vermittelnd zusammenzuhalten. Aber er ließ oft seiner Laune unerbittlich die Zügel schießen und sah überhaupt auf die Frauenthätigkeit mit einiger Geringschätzung herab.

Lucie lachte zwar von Herzen mit über diese und jene komische Seite, aber sie nahm doch die Frauen in Schutz. „Gerade in solchen Fällen zeigt sich die Wirksamkeit und Nothwendigkeit der Frauen am deutlichsten, weil sie einmal mit ihrer Tüchtigkeit, Geschicklichkeit und opferfreudigen Ausdauer in die Oeffentlichkeit hinaustreten aus dem verborgenen Kreise des Hauses“, sagte sie. „Wenn der Staat eine große Familie wird, die ein gemeinsamer Gedanke erfüllt und zusammenhält,

wird das Zusammenwirken der Frauen zur sorgenden, schaffenden, pflegenden Hausfrau des Staates und Ihr Männer solltet dies Frauenwerk mit der Scheu und Pietät betrachten, mit der Ihr das Schaffen und Walten Eurer Mütter angesehen habt, nicht mit dem Spott Eurer eingebildeten Ueberlegenheit. Ich meinentheils bewundere Angelica mit Allem, was sie zu Wege bringt und bin aufrichtig beschämt, daß ich selbst die Hände in den Schooß legen muß und nichts thun kann für die gemeinsame Sache."

„Was wollten Sie denn zum Beispiel thun?" fragte Meinard, nicht ohne einen spöttischen Accent des Tones.

„Ach!" rief Lucie, „ich habe ja nichts gelernt, was man jetzt verwerthen kann. Mit Tapisseriesticken, Blumenmalen, Clavierspielen, mit Französisch-Sprechen und Englisch-Schwatzen kann man in dieser Zeit nichts helfen. Ich bin gar ungeschickt mit Nadel und Scheere, und das ist auch der Grund, weshalb ich Angelica nicht begleite in ihre Nähereien. Man würde mich dort auslachen und in ganz anderer Weise und mit vielmehr Grund als Sie jetzt über die geschickten, fleißigen Frauen spotten. Ich will mir aber die Jahre zu Nutz machen und hoffe, es ist noch nicht zu spät zum Lernen. So denke ich denn, wenn der Krieg vorüber, an dessen Schwelle wir stehen, in dem Ernst der Zeit fähig zu werden —"

Sie hielt ein. Meinard sah sie fragend an, um den Schluß der Rede zu erwarten, als sie aber schwieg und verlegen die Augen niederschlug, ergänzte er: „fähig zu werden, eine echte, deutsche Hausfrau zu sein."

Lucie zögerte eine Weile, dann sah sie ihm unbefangen, lächelnd in's Gesicht und sagte: „Nun wol, ich weiß nicht, weshalb ich mich scheute es auszusprechen. Vielleicht hätte ich das Wort nicht so gut gefunden als Sie. Jedenfalls ist es das schönste Ziel eines Mädchenlebens, eine „echte, deutsche Hausfrau" zu werden in der vollsten Bedeutung des Wortes."

Meinard schwieg. So liebenswürdig war ihm Lucie noch nicht erschienen, als in diesem Augenblick. Mit diesem Wunsch im Herzen, mit diesem Wort auf den Lippen, trat ihm ihre ganze Zukunft im sonnigsten Lichte vor die Seele. Und wie anmuthig war sie in dieser jungfräulichen Verlegenheit und im Muth, mit dem sie offen ihre Empfindung aussprach.

Angelica's etwas geräuschvolles Eintreten unterbrach das Gespräch. Sie warf sich erschöpft auf den Divan und schilderte in komischen Farben die Strapazen ihrer Thätigkeit in der Gluth dieser Sommertage, dabei packte sie große Bündel Leinwand aller Art, alte und neu zugeschnittene Wäsche aus und hatte damit bald alle Stühle und Tische bedeckt. Ein Dienstmann brachte von Zeit zu Zeit neuen Vorrath.

„Aber um Himmels Willen, gnädige Frau!" rief Meinard, „wie wollen Sie nur all' den Plunder bewältigen, den sie da zusammenschleppen lassen?"

„Ich erwarte dreißig Landwehrfrauen, die ich in einer Stunde hier-

Digitized by Google

herbestellte An die wird die Arbeit vertheilt", erwiederte Angelica, indem sie die Gegenstände zu sondern versuchte, dabei aber in ihrem Eifer immer wieder durcheinander warf.

Meinard zog Einzelnes heraus und musterte es lächelnd. Angelica schlug ihm mit der Elle, die sie ergriffen hatte, scherzend auf die Hand. „Bleiben Sie mir davon, Doctor!" rief sie. „Sie verstehen das nicht und Ihren Spott verdient es in keiner Weise. O, Sie glauben nicht, wie rührend die allgemeine Opferwilligkeit ist, selbst wo sie in ihrem Eifer oft Unbrauchbares darbietet. Da schickt eine unbemittelte Familie ihre letzten drei silbernen Löffel, ein alter Krieger von Anno 13 die Binde, die er in der Tasche hatte, als er Anno 14 in Paris einzog, und sein letztes, geflicktes Hemd. Mir sind die Thränen aus den Augen gestürzt, als ich das in der Hand hielt! Und dann die Freude der gemeinsamen Arbeit aller Stände. Kinder, es hat etwas Herzerquickendes, ich möchte immer abwechselnd jubeln und weinen, und ich gehöre doch nicht zu den empfindsamen Naturen."

Meinard wurde ernst und Lucie stand dabei, die Hände über einander geschlagen und nickte ihm zu. Es trat ihr warm an's Herz, daß so wenig Worte den Spott auf seinen Lippen verstummen machten und ihre Vertheidigung der Frauenthätigkeit so schön unterstützten. Er sah wol die Genugthuung in ihren Zügen, den halb triumphirenden Blick, aber er kam aus feuchtem Auge und freute ihn, ohne ihn zu reizen.

„Lucie!" rief Angelica, indem sie ihr Häubchen vom Kopfe riß, „bitte, schaffe mir etwas zum Trinken und ein wenig Frühstück, ich verschmachte."

Lucie ging. „Wenn ich Die jetzt nicht hätte", fuhr Angelica fort, „und mein Mann erst, um den ich mich gar nicht mehr bekümmern kann. Das Vaterland geht vor!"

„Ich kenne Lucie nicht wieder", sagte Meinard, „und frage mich immer auf's Neue, was mit dem Mädchen vorgegangen sein kann. Soll man die Wandlung allein der Erregung dieser großen Zeit zuschreiben?"

Angelica sah ihn von der Seite mit einem schlauen, prüfenden Blick an. „Das wissen Sie wirklich nicht, Doctor?" sagte sie, „das merkten Sie nicht? Ich sehe wol, daß wir Euch Männer immer noch für zu klug halten. Wir Frauen sehen so etwas auf den ersten Blick. Lucie liebt, vielleicht ohne es sich selbst klar zu machen. Wer wird sich auch klar über den ersten Liebestraum eines jungen Herzens, der den Gegenstand der schüchternen Gedanken so schön idealisirt?"

„Wie meinen Sie Das?" sagte Meinard schnell, halb erschreckt, halb dringend. „Sie liebt? Und Das sagen Sie so ernst, so überzeugt? " —

„Weshalb denn nicht?" unterbrach ihn Angelica, „und aus welchem Grunde sollte ich Ihnen, dem Freunde, Das verschweigen? Unbegreiflich ist es mir freilich, aber sicher ist es auch: sie liebt meinen Vetter Constantin, Ihren Freund, und, weiß Gott, er hat nichts gethan die Neigung dieses liebenswürdigen Kindes zu verdienen. Erst zeigt er sich ihr

Digitized by Google

so unausstehlich als möglich, dann behandelt er sie fast grob, beachtet sie gar nicht und dann, als eine kleine leise Annäherung, sicher wider seinen Willen, sich gestalten will, reist er Knall und Fall ab, ohne Abschied und läßt auch nichts wieder von sich hören. O, ich bin so böse auf ihn."

Meinard schwieg einen Augenblick. „Und Constantin?" fragte er endlich, halb vor sich hin.

„Ja, das möchte ich Sie fragen!" rief Angelica. „Sie sind ja sein Intimus und liefen immer abseits mit ihm auf einsamen Wegen. Hat er niemals von Lucie zu Ihnen gesprochen?"

Meinard sann nach. „Ich dächte nicht. Und doch!"

„Es wäre eine so vernünftige Partie!" fuhr Angelica fort „und ich habe ihm Das so klar, so schwesterlich auseinander gesetzt. Sagen Sie selbst, Doctor. Mein Bedenken war nur, ob Lucie darauf eingehen würde, aber seit Das gehoben, vollständig gehoben ist, bin ich doppelt ärgerlich auf Constantin, daß er so versteckt sein kann, den vernünftigsten Gründen nicht Gehör zu geben."

„Es ist freilich ein großes Verbrechen so unvernünftig zu sein, keine Vernunftheirath zu schließen!" rief Meinard bitter, fast heftig.

„Gott sei Dank, daß er nicht hier ist!" sagte Angelica, „Sie wären im Stande ihn noch zu bestärken, wenn Sie es nicht schon gethan haben. In Eurem gereiften Junggesellenneigensinn macht Euch nichts zorniger, als wenn einmal Einer die Fahne der Thorheit verläßt, und ausnahmsweise einen gescheidten Streich macht. Mit zwanzig Jahren will jeder Mann heirathen, mit fünfzig läßt er sich schwer abreden. Immer zu früh oder zu spät, denn die rechte Zeit findet Euch immer als Zauderer."

„Ich dachte, es käme nicht auf die Zeit an", sagte Meinard, „sondern auf die Stimme des Herzens und die braucht keine Vernunftgründe, am wenigsten Vernunftgründe Anderer."

Angelica lachte hell auf. „Das klingt ja recht sentimental", rief sie, „für Ihre Jahre und die Erfahrungen, die Sie doch schon gemacht haben müssen! Mich wundert nur, daß Sie der Stimme des Herzens so fest vertrauen, da sie bei Ihnen doch schon ungebührlich lange geschwiegen zu haben scheint. Da ist bei Constantin fast noch mehr Raison. Er ist einmal halb und halb verlobt gewesen, hat man mir erzählt, aber die Sache ging unglücklich auseinander. Nun bildet er sich ein, er kann nicht wieder lieben und vielleicht hat er Recht. Ich verlange ja aber auch nur, daß er sich verheirathet."

Lucie trat ein mit dem Frühstück und machte dem Gespräch ein Ende. Meinard war ernst, verstimmt, gereizt, schützte Geschäfte vor und nahm schnellen Abschied.

„Was hatte der Doctor, Angelica?" fragte Lucie erstaunt.

„Nichts, Kind! Was haben die Männer zuweilen?" war die Antwort. „Der Doctor, den ich sonst recht gern habe und der namentlich in letzter Zeit recht nett war, ist einer von der empfindsamen und empfindlichen Sorte. Die sind schlimm. Man soll ihnen immer mit

Digitized by Google

Freundschaft und Herzlichkeit dreiviertel des Weges entgegenkommen, sonst bekümmern sie sich gar nicht um uns und wenn wir es thun, nennen sie uns aufdringlich und ziehen sich deshalb zurück. Man muß sie von Zeit zu Zeit laufen lassen, dann kommen sie von selbst wieder. Der brauchte eine Frau, aber eine, die weiß, was sie will und sich nicht an seine Launen kehrte. Das wäre ein Segen für ihn und für alle seine Patienten. Dann könnte er seine Verdrießlichkeiten zu Hause auslassen und trüge sie Einem nicht in die Krankenstuben."

Meinard kam aber mehrere Tage nicht wieder, und wer am lautesten aussprach, daß sie ihn vermisse, war Angelica.

Der General traf ihn im Lesezimmer, nur Lucie erwähnte ihn nicht.

Inzwischen waren die ersten Siegesnachrichten des deutschen Heeres angekommen und von Allen mit unbeschreiblichem Jubel aufgenommen worden. Wir brauchen die Stimmungen nicht zu schildern, die diese Nachrichten weckten. Welcher Deutsche, und wo auch diese Kunde ihm wurde, hätte nicht das Glück, die Begeisterung mit erlebt? Unsere Freunde vermißten in der Freude dieser Stunden Meinard schmerzlich, der die ersten Aufregungen so treu freundschaftlich mit ihnen getheilt hatte. Der General ging, auf Angelica's Wunsch, zu ihm, hörte aber, der junge Arzt sei in Geschäften verreist, ohne daß man in seiner Wohnung den Tag der Rückkehr angeben konnte.

So war es fast eine Ueberraschung, als der sonst so gewohnte Gast des Hauses plötzlich einmal wieder und ungemeldet in's Zimmer stürzte. Er fand Angelica allein und fragte nach kurzem Gruß hastig nach Lucie. Angelica sah ihn erstaunt an und rief die junge Freundin aus dem Nebenzimmer. Lucie erröthete leicht, als sie Meinard sah, ging ihm aber freudig entgegen und reichte ihm unbefangen die Hand, die er mit Zurückhaltung ergriff. „Denken Sie, Fräulein Lucie, wen ich eben in einem durchfahrenden Eisenbahnzuge wiedersah? Schwester Clara, Ihre treue Pflegerin!"

„Schwester Clara?" rief Lucie. „Sie war mir so nah und fragte nicht einmal bei mir vor?"

„Ich habe nur flüchtige Worte wechseln können mit ihr!" erwiederte Meinard. „Sie geht als Pflegerin auf den Kriegsschauplatz. Das muthige Mädchen scheut nicht Schwierigkeiten noch Gefahr und nahm das so natürlich, so selbstverständlich, so ohne alle Erregung, daß mir das wunderbare Wesen wieder unglaublich imponirte."

„Wie gern hätte ich sie gesehen, gesprochen, ihr gedankt, sie bewundert wie Sie!" rief Lucie.

„Das habe ich vermuthet", sagte Meinard, „und deshalb bringe ich Ihnen gleich die Nachricht. In einer halben Stunde geht ein anderer Zug, der jenen auf einer der nächsten Stationen noch treffen wird. Wenn ich Sie begleiten darf, können wir Clara wiedersehen."

Lucie sah fragend auf Angelica, aber diese, froh, den oft vermißten Freund wieder zu haben, war schnell bereit zur Fahrt und so saßen die

Drei eine halbe Stunde später zusammen im Eisenbahncoupé. Lucie hatte noch mit Angelica's Hülfe alles Mögliche zusammengerafft, was sie Schwester Clara auf die Reise mitgeben wollte.

Als der Zug sich in Bewegung setzte fiel Angelica zum ersten Mal das Abenteuerliche der Fahrt ein, deren Zweck sie eigentlich gar nicht verstand. „Kinder", sagte sie, „nun erzählt mir endlich einmal, wer denn diese Schwester Clara ist, die Euch Beide so in Feuer und Flamme setzt und der wir auf's Gerathewohl nachfahren, jetzt, wo man sich gar nicht auf die Eisenbahnen begeben sollte, die von Soldaten, Verwundeten und Gefangenen so überfüllt sind, daß man nicht weiß, wann, ob überhaupt man zurückkommen kann. Mein armer Mann, der im Lesezimmer zwischen seinen Zeitungen steckt, wird den Tod haben vor Verwunderung, wenn er zu Haus kommt und wir einfach verschwunden sind."

„Du hast sie ja gesehen, Angelika, oft gesehen!" sagte Lucie. „Meine Freundin, meine Pflegerin!"

„Ach, die Person im schwarzen Kleide, mit der weißen Mütze, Kragen und Schürze", fuhr Angelika fort. „Hätte ich doch nie geglaubt, daß ich der noch einmal in die weite Welt hinein nachjagen würde, so fatal war sie mir immer, wenn sie stumm und stumpf lautlos im Fenster saß, wie ein Automat, als starrgewordenes empfindungsloses Pflichtgefühl."

Meinard fuhr auf: „Wie ungerecht Sie sind, gnädige Frau, trotz Ihres guten Herzens. Es beweist mir nur wieder, wie das Außergewöhnliche schwer verstanden wird und immer das härteste Vorurtheil herausfordert."

Er erzählte nun warm und eifrig, wie ihn das Mädchen beschäftigt hätte, theilte die Unterredungen mit, die er mit ihr gehabt hatte, entwickelte, wie er sie in einer Beziehung bewundern müsse und wie sie ihm doch in anderer ein Räthsel geblieben sei.

Lucie stimmte herzlich ein, obgleich ihr Clara in Meinard's Schilderung in ganz neuem Lichte erschien. Angelika warf ihre scherzhaften Zweifel dazwischen und weckte bei den andern Beiden nur immer lautere Theilnahme und Anerkennung, und namentlich Meinard wurde so ernst, fast feierlich, daß Angelika verstummte, aus Furcht den eben wiedergewonnenen Freund zu verletzen.

Auf der nächsten Station schon waren sie mitten im kriegerischen Treiben und bald ging der Zug an den breiten Festungsgräben entlang, zwischen die grünen Wälle hindurch. Da öffnete sich der Blick in die lachende Ebene, umkränzt von den grünen Weingeländen der sommerfrischen Höhen, durchschlängelt von dem echten deutschen Strom, um dessen Ufer die ehernen Würfel des blutigen Krieges hatten rollen sollen. Sonnbeglänzt lachte er weithin, als jubele er auf, daß der Muth, die Treue der Heimat die Hand des Feindes gelähmt hatte, die sich nach ihm ausstreckte.

Der Zug hielt. — „Hier müssen wir Schwester Clara finden!"

rief Meinard, „und täusche ich mich nicht, dort steht sie, gelehnt an den Pfeiler.“

Lucie stieg schnell aus, eilte auf Schwester Clara zu und fiel der Ueberraschten um den Hals. „Ich müßte Ihnen böse sein“, sagte sie schmeichelnd, „und ich kann es doch nicht. Wie konnten Sie mich so plötzlich, so ohne Abschied verlassen?“

Clara erwiederte die Liebkosungen des jungen Mädchens mit freundlicher Ruhe, aber ohne auf die Frage Antwort zu geben. „Wie wohl Sie aussehen, wie kräftig Sie gehen, Lucie!“ sagte sie.

Angelika trat heran, hinter ihr Meinard mit den Packeten, die Lucie für Clara bereitet hatte.

„Sie haben mich verrathen“, sagte Clara, „aber ich danke Ihnen, Doctor, das Wiedersehen so lieber Freunde macht mir doppelten Muth zu der schweren Aufgabe, die mir bevorsteht.“

Schwester Clara hatte sich mit den Freunden losgelöst aus dem lauten Treiben. Sie waren weiter hinuntergegangen an dem prächtigen Strom und hatten einen stillen Platz gefunden, wo sie Niemand störte. Lucie hatte sich mit Clara auf ein Bänkchen gesetzt, Meinard stand vor ihnen. Das junge Mädchen lehnte mit dem Kopf auf der Schulter der Freundin, deren Hand sie in der ihrigen hielt. Da sah sie der junge Arzt wieder, Beide vereinigt, die er zusammen, aber in ganz anderen Verhältnissen kennen gelernt hatte. Wie viel bange Stunden hatten sie damals mit und um einander zugebracht. Damals rang Lucie mit dem jungen Leben und die anderen Beiden theilten Sorge und Hoffnung. Jetzt ruhte sie frisch zwischen ihnen. Damals das kleine, verhängte Krankenzimmer, heute unter lichtem Sonnenhimmel das schönste Fleckchen deutscher Erde, das so erhebende, begeisterte Tage noch nicht gesehen hatte. Dazu die Freude des Wiedersehens und die Wehmuth des Abschieds gemischt in einer Stunde. Sie waren lange still und der junge Mann wußte nicht, welche von den beiden Frauengestalten seinem Herzen am anziehendsten war. Vor wenig Wochen noch hätte er es gewußt, aber seitdem war ihm Lucie eine ganz andere geworden. Doch auch Clara schien ihm verändert. Sie trat frischer und freier aus sich heraus und zum ersten Mal hörte er sie ihre eigenen Empfindungen aussprechen.

„Ich habe nicht einen Augenblick gezaudert“, sagte sie, „der Aufforderung zu folgen, die mich mitten in das muthige Werk der Männer ruft. Erfülle ich doch nur den Beruf, dem ich mein Leben widmete. Aber es ist nicht mehr die stille Krankenzelle, die bis dahin der Boden meines Wirkens war, es ist das weite Schlachtfeld und die Welt; das Leben schlägt wieder an mein Ohr.“

„O! wie beneide ich den Beruf“, rief Lucie, „wie beglückend muß er sein in dieser großen Zeit, wie scheint er mir ganz der heiligste, würdigste der deutschen Frau. Laß mich mit Dir ziehen, Clara, und mit Dir, von Dir lernen Wunden heilen, Schmerzen lindern; wenn es sein muß brechende Augen zudrücken.“

Clara schüttelte leise den Kopf und streichelte die Wange, die auf

ihrer Schulter lehnte. „Nein, Lucie", sagte sie, „nur die Frau, die abschloß mit dem Leben, die nicht wieder zurückkehren kann noch will zu den Freuden der Welt, darf diese Aufgabe übernehmen. Glauben Sie mir Das, ohne nach Gründen zu fragen. Ich schätze meinen Beruf deshalb nur um so höher. Eine priesterliche Weihe liegt über ihm und ich danke Gott, daß er mir ihn gab und die Kraft ihn zu erfüllen. Aber wer dem Tode so oft in's Auge sieht, dem verblaßt das Leben und Ihnen soll es noch frisch und farbenreich erblühen. Ich bin auch jung gewesen, wie Sie, habe der Welt angehört mit reicher Freude der Gegenwart, mit allen Hoffnungen auf kommende Zeiten. Ich bin so glücklich gewesen als ein Mensch nur sein kann, kurze Tage freilich nur, aber mit ganzer Seele. Ich glaube, ich bin jetzt glücklicher als damals, aber ich bin es ohne Wunsch."

„Und wie haben Sie sich das Glück errungen, diese Zufriedenheit erworben?" fragte Meinard.

„Nicht ohne Kampf", erwiederte sie, „und es freut mich, Ihnen Das aussprechen zu können. Ich erinnere mich, daß Sie mich einmal fragten, wie ich meinen Beruf ertrüge? Ich habe Ihnen geantwortet: dadurch, daß ich mein Herz an nichts mehr hänge, was die Welt böte, und ich bildete mir damals wirklich ein, daß ich stumpf geworden sei gegen alle Empfindung. Die letzten Tage, fast kann ich sagen, diese Stunde haben es mich anders gelehrt. Mir ist das Herz wieder aufgegangen und ich freue mich Eurer Freundschaft, die ich damals fürchtete und zurückdrängte, freue mich der Erde, die so schön vor mir liegt in diesem Augenblick, der Ehre und des Ruhms meines Vaterlandes, die nie so hell, so rein leuchteten, als in dieser Zeit. Und doch habe ich nichts von meinem wunschlosen Glück verloren und ich möchte aufjubeln im Bewußtsein noch empfinden zu können."

Still lauschte Meinard. In diesem Augenblick erschien ihm Clara schön und bewunderungswürdiger als je. „Ihr Beruf ist erst der richtige" rief er, „wenn der warme Herzschlag ihn begleitet."

Die Glocke der Eisenbahn ertönte. Clara sprang auf. Ihre Züge lächelten, als sie dahinschritt, ihr Gang war erhobener, der leise Schritt sicher und fest geworden. Der Zug, der sie fortführen sollte, stand bereit: die Soldaten drängten sich in die Wagen, die sie schön mit grünen Zweigen, Blumen und Kränzen und manch' launiger Inschrift geschmückt hatten. Schwester Clara suchte sich ein bescheidenes Plätzchen, Jeder wich ihr ehrerbietig und schweigend aus. So hatte sie bald ihre Ecke gefunden, und lächelnd nahm sie die Packete, die Meinard und Lucie ihr hineinreichten, als Ausrüstung für die Reise.

Nun noch ein lautes Hoch der Soldaten und der Zug setzte sich in Bewegung. Lucie und Meinard standen winkend von Weitem. Dann stimmten die Soldaten die „Wacht am Rhein" an und das Lied aus vielen kräftigen Kehlen übertönte noch weithin das Brausen des Zuges, der hineinrollte in das weinbekränzte Thal. (Schluß folgt im nächsten Heft.)

Erinnerungen an St. Cloud.

Von **Adolf Strodtmann.**

Im ſechzehnten Jahrhundert ſtand auf dem Platze, wo nachmals das Schloß Saint-Cloud ſich erhob, eine hübſche Villa in italieniſchem Style, von der aus Florenz ſtammenden Familie Gondi erbaut, welche mit Catharina von Medicis an den franzöſiſchen Hof gekommen war. In dieſem Hauſe ward am 1. Auguſt 1589 der König Heinrich III. ermordet. Der fanatiſche Mönch Jacob Clément, welcher durch ſeine meuchleriſche That der Sache des Katholicismus einen Dienſt zu erweiſen gedachte und wenig ahnen mochte, daß ein proteſtantiſcher Fürſt die Früchte des ſchändlichen Attentats ernten ſollte, überreichte dem Könige einen Brief, und während der unglückliche Monarch denſelben las, rannte er ihm ein Meſſer, das er im Aermel verborgen gehalten, mit ſolcher Gewalt in den Leib, daß mit dem Blute die Eingeweide hervorquollen.

„Unſeliger!“ ſchrie der König, „was hab' ich Dir gethan, daß Du mich mordeſt!“ Und das Meſſer aus der Wunde reißend, ſtieß er es dem Mönch in die Stirn. Die herbeieilenden Wachen durchbohrten den Königsmörder mit ihren Klingen und warfen ſeinen Leichnam durch das Fenſter auf den Hofplatz hinab und der Leichnam ward in der Folge geviertheilt, verbrannt und die Aſche in die Seine geſtreut. Andererſeits aber wurde das Bild des Königsmörders an vielen Orten auf den Kirchenaltären zur Verehrung der Gläubigen ausgeſtellt und der Papſt Sixtus V. hielt ihm vor verſammeltem Conſiſtorium eine Lobrede.

Am 4. Auguſt 1589 wurde Heinrich von Bourbon in dem anſtoßenden Hauſe des Herrn Jillet von der Elite des franzöſiſchen Adels als Heinrich IV. zum Könige proclamirt. Dies Haus bildet, wie die Villa Gondi, einen Theil des nachmaligen Schloſſes von St.-Cloud, deſſen Räumen es alſo beſchieden war, die Erhebung des erſten, wie die Erniedrigung des letzten der Bourbonen, die feige Flucht Karl's X., zu ſehen.

Die Villa Gondi gelangte aus den Händen der florentiniſchen Familie in den Beſitz des reichen und verſchwenderiſchen Generalcontroleurs der Finanzen unter Ludwig XIV., des Sieur Barthélemy Hervard, der ſie für eine Million Francs erſtand. Er verwandte das Doppelte auf Verſchönerungen, und in ſeiner thörichten Eitelkeit ließ er nicht ab, den Cardinal Mazarin mit Bitten zu beſtürmen, bis der allmächtige Miniſter ihm endlich die Ehre eines königlichen Beſuches verſchaffte. Dieſer Beſuch ſollte ihm theuer zu ſtehen kommen. Am 24. October 1658 führte Mazarin ihm den König und ſeinen Bruder Philipp, den Herzog von Orleans, zu, welche den Tag in ſeinem Hauſe verbrachten. Hervard ſetzte ihnen ein auserleſenes Mahl vor, ließ ſeine berühmten Waſſerkünſte vor ihnen ſpielen und ein Feuerwerk ſchloß das Feſt. Als die letzte Raketengarbe erloſchen war, entfernten ſich Ludwig XIV. und ſein Bruder mit ihren Höflingen und Trabanten; aber Mazarin blieb.

Er machte seinem Wirth Complimente über das Fest und rühmte den Reichthum Hervards mit jenem feinen, halb spöttischen Tone, hinter welchem sich seine Arglist so gern verbarg.

Nun war das Gewissen des Generalcontroleurs in Finanzsachen nicht ganz rein. Hervard sah in jenem Lächeln Mazarin's, das er von Alters her so gut kannte, schon Rechtsverfolgungen, Ersatzklagen, vielleicht noch Schlimmeres. Er hielt es für gerathen, sein Vermögen als recht unbedeutend zu schildern.

„Hm, hm! Wie viel kann Ihnen dies Schloß eigentlich kosten?" frug der Cardinal. „Zwölf- oder fünfzehnhunderttausend Livres? Und das Volk beklagt sich . . ."

„O, viel weniger!" rief der erschrockene Generalcontroleur.

„Sagen wir eine Million."

„Weniger, viel weniger!"

„Gut, also zweihunderttausend Thaler? . . . Und die Finanzen des Königs sind arg verschuldet!"

„Monseigneur, ich wäre nicht im Stande, eine so große Ausgabe zu machen", sagte Hervard in äußerster Verwirrung.

„Aber, kurz und gut, wie viel kostet Ihnen denn dies Besitzthum?"

„Hunderttausend Thaler", stammelte der unvorsichtige Thor.

„Gut, sehr gut", sagte der Minister, sich erhebend. „Hunderttausend Thaler, nicht wahr?"

„Jawohl, Monseigneur."

Die Carosse Mazarin's war schon über die Brücke von Saint-Cloud gerollt, als der betroffene Hervard immer noch nachgrübelte:

„Hunderttausend Thaler! . . . Warum hat er durchaus den Preis wissen wollen? . . . Pah, er weiß wenigstens nicht, daß das Ganze mich mehr als zwei Millionen gekostet hat."

Am folgenden Morgen schickte der Cardinalminister dem Finanzmann eine Cassette und ein Pergament.

Die Cassette enthielt hunderttausend Thaler.

Das Pergament war ein Contract über ein Verkaufsgeschäft, welches der Sieur Hervard mit dem Könige abgeschlossen, der die Villa Gondi für Monsieur, seinen Bruder, zu erwerben wünschte.

Die Ueberbringer waren der königliche Notar Mouffle und sein College Lefoin. Dem Generalcontroleur blieb keine andere Wahl, als in stiller Resignation den Contract zu nuterzeichnen; aber er lud wahrscheinlich Mazarin nicht wieder zum Essen ein.

Außer den genannten beiden Häusern wurden bald noch mehrere andere Grundstücke durch Kauf und durch königliche Schenkungen zu dem Besitzthum von Saint-Cloud hinzugefügt, so daß dasselbe mit all' seinen Dependenzen seit dem Jahre 1736 nicht weniger als 1156 Morgen Landes umfaßte. Monsieur, Philipp von Frankreich, Herzog von Orleans, legte den Grund zu der kostbaren Gemäldegalerie, welche die Zimmer des Palastes schmücken sollte. Während sein Bruder Ludwig XIV. die großen Gemächer des Schlosses von Versailles durch seinen Hofmaler Le Brun decoriren ließ, erhielt der in Rom verweilende Maler Pierre Mignard den ehrenvollen Auftrag, sich nach Saint-Cloud zu begeben, um dort eine ähnliche Galerie bewundernswerther Gemälde zu erschaffen. Philipp von Frankreich war so

Digitized by Google

eifersüchtig auf den Ruhm seines Bruders als Protector der schönen Künste, daß er die Vollendung der Decken- und Wandmalereien Mignard's nicht erwarten konnte und mehrmals die Gerüste wegnehmen ließ, um sich an dem Anblick der halbfertigen Bilder zu erfreuen. Diese Ungeduld seines fürstlichen Mäcens hätte dem Künstler eines Tages fast das Leben gekostet. Mignard stieg, als derselbe wieder einmal den Fortschritt der Arbeiten im Marssaale betrachten wollte, zu eilfertig von dem Gerüste hinab, und that, mit Palette und Pinseln in den Händen, einen gefährlichen Sturz, der ihn sechs Wochen lang an's Bett fesselte. Am 10. October 1677 fand die Einweihung des großen Hauptsaales, der Apollogalerie, statt, und Ludwig XIV. wurde eingeladen, derselben beizuwohnen. Mit Bewunderung betrachtete er die Schöpfungen Mignard's und sagte endlich, zu seinen Höflingen gewandt: „Meine Herren, ich wünsche sehr, daß die Gemälde meiner Galerien in Versailles der Schönheit dieser Bilder entsprechen.“ Mignard, der mit Recht auf dies königliche Lob stolz sein durfte, das ihn dem gefeiertsten Maler des Hofes gleichstellte, erhielt später den Auftrag, die sogenannten kleinen Appartements und die nach ihm benannte Galerie im Schlosse zu Versailles zu decoriren. Alle diese Bilder behandelten, nach damaligem Geschmacke, mythologische Stoffe, die später zu mancherlei Scherzen Anlaß gaben. So nannten die jungen Officiere des ersten Kaiserreiches den Marssalon, in welchem Venus züchtig die Augen vor ihrem hinkenden Gemahle niederschlägt, den Saal der Ehewirthschaft zu Dreien, la salle du ménage à trois.

Philipp von Frankreich, Monsieur, Herzog von Orleans, geb. 1640, gest. 1701, der einzige Bruder Ludwig's XIV., war, bevor er sich 1671 mit der geistvollen Prinzessin Elisabeth Charlotte von Bayern vermählte, in erster Ehe mit der Enkelin Heinrich's IV. und Tochter des hingerichteten Karl's I., der schönen Henrietta von England, verheirathet, die mit ihrer Mutter nach Frankreich geflüchtet war, um in deren Vaterlande ein Asyl zu suchen. Der harte Mazarin wies der unglücklichen Königswittwe eine Dachkammer im alten Louvre an, wo sie mit ihren Kindern die bitterste Noth litt und sich endlich selbst genöthigt sah, von dem Mitleid Cromwell's die Auszahlung ihres Leibgedinges zu erflehen — eine Bitte, die jedoch bei dem Protector keine Berücksichtigung fand. Endlich schien das Glück ihr wieder zu lächeln, als Anna von Oesterreich die Hand der jungen Henrietta für ihren zweiten Sohn, den Herzog von Anjou, nachmaligen Herzog von Orleans, annahm. Ein großer Ball in Saint-Cloud, der von Monsieur mit seiner Verlobten eröffnet ward, war das Vorspiel ihrer Trauung, welche am 30. März 1661 im Palais-Royal zu Paris stattfand. Glückliche Tage und Feste auf Feste folgten jetzt in dem Schlosse von Saint-Cloud, bis plötzlich die Schreckensnachricht erscholl, daß die liebenswürdige Prinzessin, erst sechsundzwanzig Jahre alt, eines gewaltsamen Todes verblichen sei. Ein junger, ehrgeiziger Höfling, der Chevalier de Lorraine, hatte es verstanden, eine unbedingte Herrschaft über den schwachen Geist des Herzogs von Orleans zu gewinnen, und bald ließ er auch die Herzogin fühlen, daß er in Saint-Cloud wie im Palais-Royal der unumschränkte Gebieter sei. Als sie bei ihrem Gemahl keinen Schutz fand, beklagte sich Henrietta beim Könige und der unverschämte Günstling wurde nach Rom verbannt. Vergebens warf sich der Herzog von Orleans unter Thränen dem Könige zu Füßen; er konnte nicht die Aufhebung des Verbannungsdecretes erlangen und zog sich grollend nach dem kleinen alten Schlosse Villers-Cotterets zurück. Der Chevalier de Lorraine

Digitized by Google

begriff, daß sein Herr ihm selbst ein Verbrechen verzeihen würde, wenn er sich nur bald wieder seiner Gesellschaft erfreute. Das Verbrechen wurde also beschlossen und ausgeführt.

Eines Tages empfingen seine beiden intimsten Freunde, zwei ruchlose Schurken — d'Effiat, der erste Stallmeister Monsieur's, und Graf de Beuvron, Capitain seiner Garden in Sain-Cloud, ein sorgfältig versiegeltes Packet.

Dies Packet enthielt den Tod der Herzogin: einen Brief und ein Schächtelchen mit Gift.

Der Brief wurde, nachdem man ihn gelesen hatte, verbrannt; das Schächtelchen steckte d'Effiat ein und übergab es Morel-Simon, dem Haushofmeister der Herzogin.

Henrietta hatte die Gewohnheit, tagtäglich frisches Cichorienwasser zu trinken. Dies Getränk war damals Mode; die Frauen betrachteten es als ein Mittel, die Schönheit ihres Teints zu erhalten.

Das Glas, in welches man dies Wasser für die Herzogin goß, stand in einem Schranke, zu welchem nur Morel-Simon den Schlüssel besaß.

Es ist unaufgeklärt, wie d'Effiat zu diesem Schlüssel gekommen war. Sicher aber ist es, daß ein Diener im Vorübergehen zu seinem Erstaunen bemerkte, wie der erste Stallmeister vor dem geöffneten Schranke das Glas der Herzogin in Händen hielt.

Es war ein Sonntag, den 29. Juni 1670. Die Herzogin hatte die Messe gehört und ihre Tochter, die schöne Marie Louise, besucht, welche kurze Zeit darauf an der Seite eines schwachsinnigen Fürsten auf dem Throne Spaniens glänzen und dann eines ebenso tragischen Todes wie ihre Mutter sterben sollte.

Das Mittagsmahl wurde aufgetragen, Henrietta aß wie gewöhnlich und streckte sich nach der Tafel zur Ruhe auf ein Sopha.

Bald darauf verlangte sie ihr Cichorienwasser; Morel-Simon überbrachte auf einem Präsentirteller die Caraffe und das Glas.

Da es sehr heiß war, begehrte auch eine der anwesenden Hofdamen, die Gräfin von Soissons, ein Glas.

Henrietta bot ihr das ihrige an.

Morel-Simon zitterte und erbleichte; aber die Gräfin, welche am entferntesten Ende des Zimmers saß, hatte schon aus einem andern Glase getrunken.

Henrietta leerte ihr Glas und schlief gleich darauf ein.

Die Gräfin von Soissons bemerkte mit Erstaunen, daß ihre Gesichtszüge sich veränderten.

Plötzlich fährt Henrietta aus dem Schlummer empor. Sie ist todtenbleich; sie klagt über heftige Schmerzen im Magen und auf der Seite; sie will sich erheben, aber die Beine versagen ihr den Dienst: man trägt sie in ihr Bett.

Ihre Schmerzen nehmen so zu, daß sie laut aufschreit. Dr. Esprit, ihr Leibarzt, eilt herbei; er fürchtet für ihr Leben.

Ihr Gemahl tritt ein.

„Umarme mich", sagt die Herzogin.

Er bedeckt ihr Antlitz mit Thränen und Küssen.

„Ich sterbe an Gift!" stöhnte Henrietta.

Man holt die Caraffe mit dem Cichorienwasser, man kostet dasselbe, es

Digitized by Google

ist unschädlich; außerdem hat ja die Gräfin von Soissons ebenfalls davon getrunken.

Man untersucht das Glas der Herzogin: aber es ist schon sorgfältig gespült und gereinigt worden! Keine Spur, kein Verdachtszeichen ist zu entdecken.

Henrietta hatte den Beistand eines Geistlichen verlangt; Abbé Feuillet, der Pfarrer von Saint-Cloud, stellt sich ein. Es ist derselbe Abbé, welcher eines Tages dem Herzoge von Orleans in Betreff des Haltens der Fasttage die bekannte Antwort gab: „Pah, Monseigneur, essen Sie einen Ochsen, aber sein Sie ein Christ!“ Leider erwies sich der Geistliche am Sterbebette der unglücklichen Herzogin nicht so nachsichtig; er sagte ihr die grausamen Worte: „Du bist nur eine elende Sünderin, ein Erdenwurm, der zerfallen und in Staub vergehen wird, und von all' dieser Größe wird keine Spur übrig bleiben. Lasse die Aerzte, denke nicht mehr an Deinen Leib, retten wir nur Deine Seele!“

Da die Herzogin während dieser entsetzlichen Beichtfolter zu ersticken drohte, ließ der aus Paris herbeigerufene Arzt Guessin ihr am Fuße zur Ader.

Gegen elf Uhr Abends erschien der König. Er konnte nicht ohne schmerzliche Erregung die Verwüstung sehen, welche das Gift schon auf diesem schönen Antlitz angerichtet hatte.

„Weinen Sie nicht, Sire“, sagte ihm Henrietta; „Ihre Thränen schwächen meinen Muth, und ich bedarf seiner zum Sterben. Die erste Nachricht, welche Sie morgen in Versailles erfahren werden, wird die meines Todes sein.“

Ludwig XIV. entfernte sich. Die Herzogin empfing den englischen Gesandten und sprach mit ihm eine Weile von ihrem Bruder, dem König.

In diesem Augenblicke trat Bossuet ein und richtete an sie ein paar jener tröstlichen, milden Worte, wie sie jener echte Mann Gottes stets in seinem edlen Gemüthe zu finden wußte.

„Wenn ich todt sein werde“, sprach Henrietta zu ihrer ersten Kammerfrau, „so gieb Herrn de Condom den Smaragd, welchen ich für ihn habe fassen lassen.“

Bossuet hielt ihr das Crucifix entgegen. Sie führte es an ihre Lippen, und verhauchte um $2^1/_2$ Uhr in der Frühe des Morgens ihren Geist.

Bald verbreitete sich das Gerücht einer Vergiftung. Der englische Gesandte verlangte eine Oeffnung der Leiche und eine ärztliche Todtenschau, der er selber mit beiwohnte. Die Aerzte erklärten, daß Madame an der Cholera gestorben sei.

Voltaire und Andere haben die Vergiftung in Abrede gestellt; die Briefe der bayrischen Prinzessin, der zweiten Frau des Herzogs, lassen aber keinen Zweifel an der Thatsache übrig. „Nicht in das Cichorienwasser“, sagt sie, „sondern in das Glas war das Gift geschüttet.“ Und dann bringt sie, unter Anführung ihrer Quellen, die unumstößlichsten Beweise für die Wahrheit ihrer Angaben bei. Wir erfahren aus ihren Briefen weiter, daß Ludwig XIV. den Haushofmeister Henrietten's, jenen Morel-Simon, in sein Cabinet bringen ließ und ihm Straflosigkeit versprach, wenn er ein offenes Geständniß über alle Umstände der Vergiftung ablege und seine Mitschuldigen nenne. Mit dreister Stirn beantwortete der Schurke alle Fragen des Königs, und verhehlte auch nicht das geringste Detail. „Und mein Bruder“, frug zuletzt der

Digitized by Google

König, „wußte er darum?“ — „Nein, Sire, keiner von uns Dreien war so dumm, ihm was davon zu sagen; er kann ja kein Geheimniß bewahren, er hätte uns in's Verderben gebracht.“ Bei dieser Antwort schien der König, wie von einem schweren Alpdrucke erlöst, aufzuathmen, und winkte dem Manne, sich zu entfernen. Keiner der Mörder wurde zur Verantwortung gezogen, der Chevalier de Lorraine nahm kurz nachher wieder seinen Günstlingsplatz bei dem Herzoge von Orleans ein; ja, Ludwig XIV., welcher die Schuld des Elenden kannte, ließ sich sogar herab, zuweilen bei ihm in seinem Schlosse Frémont zu diniren, wenn er von Fontainebleau heimkehrte!

Bald nachdem die bayrische Prinzessin den Platz der unglücklichen Henrietta von England eingenommen hatte, verbreitete sich das Gerücht, daß die verstorbene Herzogin Nachts als Gespenst in ihrem einstigen Lieblingsbosquet des großen Parkes umgehe. Ein Diener hatte sie dort erblickt und war vor Schreck gestorben, nachdem er die Thatsache der Erscheinung berichtet. Niemand wagte sich fortan nach Anbruch der Dunkelheit in jenen Theil des Gartens. Die aufgeklärte Elisabeth Charlotte glaubte jedoch nicht an Gespenster und wollte der Sache auf den Grund kommen. Sie ließ sich eines Abends von einem Capitain der Garde begleiten und nach kurzem Harren erschien das Gespenst. Es war eine unglückliche alte Frau, die sich, wie sie sagte, für den Spott der Höflinge bei Tage dadurch rächte, daß sie ihnen Nachts Schrecken einjagte. Die Prinzessin lachte sehr über das Abenteuer und duldete nicht, daß man die Alte bestrafe.

Während der Regentschaft empfing das Schloß von Saint-Cloud am 23. Mai 1717 einen ungewöhnlichen Besuch. Der russische Czar Peter der Große nahm dasselbe an jenem Tage in Augenschein und dinirte dort mit dem Regenten und mit den vornehmsten Hofherren. Bei Tafel unterhielt er sich in deutscher Sprache mit Elisabeth Charlotte, deren geistvolle Conversation ihm sehr zu gefallen schien. „Freilich“, sagte er lächelnd beim Abschied, „Madame ist sehr neugierig und hat mich allzusehr ausgefragt; sie hat aber doch nichts von mir erfahren, als was sie wissen sollte.“

Am 24. October 1784 wurde Saint-Cloud von dem Herzog Ludwig Philipp von Orleans für die Summe von sechs Millionen Francs an Marie Antoinette verkauft. Die junge Königin, welche gern der steifen Hofetikette zu entschlüpfen suchte, richtete dort jene niedlichen Boudoirs mit den koketten Möbeln ein, die so wenig zu dem ernsten Style der großen Gemächer paßten. Eine Anecdote, welche sich an ihren Aufenthalt in dem Schlosse knüpft, mag als Beispiel der harmlosen Scherze dienen, mit denen Marie Antoinette sich und ihren Hofdamen damals die Zeit zu vertreiben pflegte. Sie ließ eines Tages den König bitten, ihr seinen Besuch zu machen. Als er eintrat, zeigte seine Gemahlin, die von ihren Lieblingsdamen umringt war, ihm die Costüme einer kleinen Hofkomödie, welche man zu spielen gedachte. Ludwig XVI. bewunderte dieselben und schlug diese oder jene Verbesserung vor. Plötzlich bat ihn die Königin, ihr einen kleinen Schmuck von Zechinen zu reichen, den die Prinzessin von Lamballe mit anderen Putzsachen auf das Kaminsims gelegt hatte, über welchem sich ein großer Spiegel befand. Der König beeilt sich, ihren Wunsch zu erfüllen, aber die Zechinen haben sich in die seidenen Franzen eines Kopfputzes verwickelt, die Königin wird ungeduldig, der König schüttelt Kopfputz und Zechinenhalsband, die mit unsichtbaren Fäden verknüpft scheinen, er wirft das Ganze ärgerlich hin, just gegen den Spiegel, der in Stücke zerbricht.

Digitized by Google

Da — o Wunder! — erblickt er mit einem Mal an Stelle des schönen Spiegels durch eine Fensterscheibe die reizendste Fernsicht auf den Park, auf die Laterne des Demosthenes und auf ein weites Bassin. Erstaunt dreht er sich um und begegnet lauter lächelnden Gesichtern — es ist eine Ueberraschung, die Marie Antoinette ihm bereitet hat. Sie steht auf, eilt an den Kamin, drückt auf eine Feder und sofort schiebt sich wieder ein Spiegel vor die Fensterscheibe.

Ludwig XVI., der ein geschickter Mechaniker war — die kunstvoll ciselirten Schlösser an den Thüren dieses Gemaches, das später der Kaiserin Eugenie als Empfangszimmer diente, rühren u. A. von ihm her — bewunderte diese sinnreiche Erfindung und im folgenden Jahre suchte er seiner Gemahlin Ueberraschung auf Ueberraschung zurückzuspenden. So ließ er hinter dem Spiegel und der Fensterscheibe in der Mauer ein Zifferblatt mit den vier Weltgegenden anbringen. Der Zeiger dieses Zifferblattes stand mit der Wetterfahne auf dem Dach in Verbindung und gab die Richtung des Windes an, ohne daß man das Zimmer zu verlassen brauchte.

In den bewegten Tagen der Revolution war Saint-Cloud verödet, bis zu der Stunde, wo der General Bonaparte dort die Wiege seiner Dynastie erschuf. Die düstere Physiognomie des Schlosses während der Schreckenszeit ändert sich plötzlich nach den Ereignissen des 18. und 19. Brumaire 1797. Wir können die letzteren nicht übergehen, soweit sie sich in Saint-Cloud vollzogen. Der Rath der Alten hielt zur Zeit des Directoriums seine Sitzungen in der Apollogalerie, der Rath des Fünfhundert tagte in der Orangerie des Schlosses. Beide waren hier am 19. Brumaire in höchster Aufregung versammelt. Eine neue Umwälzung drohte heran. Wie sollte der Conflict sich lösen? Durfte man annehmen, daß die Directoren nach der kühnen Art Bonaparte's ohne Kampf zurücktreten würden? Moulins und Gobier protestirten; Barras verbannte sich nach Grosbois und begleitete den Brief, in welchem er seinen Rücktritt vom höchsten Staatsamte angezeigt, mit Worten der Anerkennung und Bewunderung für den lorbeergekrönten Krieger, dem er selber die Laufbahn des Ruhmes geöffnet. Eine nichtssagende Discussion erhob sich im Rathe der Alten über diesen Entlassungsbrief. „Genug der Parteiungen!" murmelte Bonaparte, der mit großen Schritten im anstoßenden Marssalon auf und nieder ging. Er sah ein, daß vielleicht Alles verloren sei, wenn nicht augenblicklich gehandelt würde. Es wurde ihm berichtet, daß die Mitglieder des Rathes der Fünfhundert in stürmischer Aufregung seien, und Augereau, einer seiner Anhänger, rief aus: „Da sind wir in einer hübschen Lage!"

„Augereau", antwortete der General, „denke an Arcole, wo die Sachen weit schlimmer standen. Sei ruhig, in einer Stunde wird Alles verändert sein."

Und Bonaparte dringt in dem Augenblick in die Apollogalerie, wo der Präsident Lemercier mittheilt, daß das Directorium, mindestens de facto, nicht mehr existire.

Der General Bonaparte ergreift sogleich das Wort. „Volksvertreter", ruft er aus, „Ihr steht auf einem Vulcan! Meine Absichten sind rein, und schon überschüttet man mich mit Verleumdungen; man spricht von einem neuen Cäsar, von einem neuen Cromwell! Das Vaterland besitzt keinen eifrigern Vertheidiger als mich; ich will ihm die Freiheit und Gleichheit erhalten!"

„Und die Verfassung?" schreit Linglet.

Digitized by Google

„Die Verfassung? Ihr habt sie am 18. Fructidor verletzt, Ihr habt sie am 22. Floreal verletzt, Ihr habt sie am 30. Prairial verletzt. Die Verfassung! Alle Parteien rufen sie an, und alle Parteien mißachten sie. Man verschwört sich . . ."

„Nennen Sie die Verschwörer!"

„Wenn ich die Leute nennen muß, so sage ich, daß Barras und Moulins mir vorgeschlagen haben, mich an die Spitze einer Partei zu stellen, um alle freisinnigen Männer zu stürzen (Bewegung in der Versammlung); aber ich habe den Vorschlag verächtlich zurückgewiesen. Mein Arm, den Ihr mit außergewöhnlichen Vollmachten bewehrt habt, wird nur die Aufrührer treffen; und wenn irgend ein vom Ausland bezahlter Redner davon spräche, mich außer dem Gesetz zu erklären, so würde ich an Euch, meine braven Waffengefährten, appelliren, die ich so oftmals zum Siege geführt; an Euch, tapfere Vertheidiger der Republik; ich würde an Euren Muth appelliren und wir würden triumphiren, denn mich geleitet auf meinem Wege der Gott des Glücks und der Gott des Krieges!"

Der Rath der Alten hörte diese freche Provocation mit Ruhe an.

Um Mittag trat der General Bonaparte, nur von einigen Grenadieren begleitet, in demselben Augenblick in die Orangerie, wo der Rath der Fünfhundert den neuen Eid auf die Verfassung ablegen wollte.

Eine stürmische Scene erfolgte. „Nieder mit dem Tyrannen!" schrieen Einige. „Erklären wir den neuen Cromwell außer dem Gesetz!" riefen Andere.

Der Deputirte Destrene klopfte ihm auf die Schulter und sagte: „Also deshalb haben Sie so viel Siege erfochten!" Bigonnet packte ihn am Arm und schrie: „Fort von hier, Tollkühner! Sie verletzen das Heiligthum der Gesetze!"

Einige der Deputirten pflanzten sich drohend vor ihm auf; die Gefahr erschien so groß, daß der General Lefèvre mit einer Rotte von Grenadieren in den Saal drang.

„Rettet Euren General!" rief er ihnen zu, und Bonaparte wurde aus den Saal hinausgezogen.

Kaum war er fort, als der Tumult mit verdoppelter Gewalt losbrach, trotz aller Anstrengungen Lucian's, der den Abgeordneten vergeblich die großen Dienste, welche sein Bruder dem Vaterland erwiesen, seinen Ruhm und seine Siege, in's Gedächtniß rief.

Man verlangte, daß Bonaparte außer dem Gesetz erklärt werde, und Lucian wurde aufgefordert, diesen Antrag in seiner Eigenschaft als Präsident zur Abstimmung zu bringen. Er weigerte sich energisch und warf die Insignien seiner Präsidentenwürde auf den Tisch. Eine von seinem Bruder hereingesandte Rotte von Grenadieren sicherte ihm den Ausgang.

Lucian stieg dann zu Pferde und haranguirte die Truppen.

„Ihr werdet", sagte er ihnen, „nur Diejenigen als Gesetzgeber Frankreichs anerkennen, welche sich um mich schaaren. Die, welche in der Orangerie bleiben, möge die Gewalt verjagen!"

Und während die Deputirten, unter dem Vorsitz Chazal's, gegen die ihnen angethane Gewalt protestiren, räumen die Truppen den Saal.

Lucian begiebt sich sofort in die Apollogalerie und schlägt die Vereinigung der beiden Versammlungen vor.

Die vereinigte Sitzung findet in der Orangerie statt. Der Ausschluß

Digitized by Google

von sechzig Mitgliedern wird beschlossen; an die Stelle des abgeschafften Directoriums tritt eine consularische Executivbehörde, die aus Siéyès, Roger-Ducos und Bonaparte besteht. Alle Drei leisten den gewöhnlichen Eid „auf die Souverainetät des Volkes, auf die Freiheit, auf die Gleichheit und auf das Repräsentativsystem!“ Man erklärt, daß die Generale und die Truppen sich um das Vaterland wolverdient gemacht haben.

„Wer von uns wird präsidiren?“ fragt Siéyès bei der ersten Sitzung der Consularbehörde im Luxemburgpalast.

„Sie sehen wol, daß der General präsidirt“, antwortet Roger-Ducos.

„Jetzt“, sagt Siéyès zu einigen seiner Bekannten, „habt Ihr einen Herrn. Er weiß Alles, er thut Alles, er kann Alles.“

So endigte die Brumairerevolution, ohne daß ein Blutstropfen vergossen ward.

Der Palast von Saint-Cloud war fortan die Lieblingsresidenz des ersten Consuls, die zierlichen Boudoirs Marie Antoinette's verschwanden und am Ende der Orangerie wurde ein neuer großer Theatersaal erbaut. Am 18. Mai 1804 wurde der erste Consul hier in der Apollogalerie durch den Mund von Cambacérès feierlich zum Kaiser der Franzosen erklärt.

„Ich nehme den Titel an, welchen der Senat für den Ruhm der Nation nützlich findet“, erwiederte der neue Cäsar mit heuchlerischer Bescheidenheit.

Das Kaiserthum strahlte seinen hehrsten Glanz über das schicksalsvolle Schloß; in den Kanzleien Europa's sprach man von dem Cabinet von Saint-Cloud, wie man einst von dem Cabinet von Versailles gesprochen.

Jeden Abend, wenn Napoleon I. sich in Saint-Cloud aufhielt, wurde jene Laterne des Demosthenes angezündet, die nun auch von den Geschossen des Mont-Valérien zerschmettert worden ist. Dieselbe ragte an dem höchsten Punkt des Gartens auf einer schlanken weißen Säule empor, deren Original sich in Athen befindet. Herr de Choiseul-Gouffier hatte dasselbe während seines Aufenthaltes in der Türkei nachbilden lassen und die Gypsplatten nach Paris geschickt. Das Modell wurde für die Kunstausstellung des Jahres 1802 von den Brüdern Trabuchi in Terra Cotta nachgeformt, und Bonaparte ließ als Sockel für das elegante Kunstwerk jenen Obelisken errichten, der aus weiter Ferne einen so malerischen Anblick gewährte. Im Volksmund wurde das Monument in der Regel die Diogeneslaterne genannt.

Kurz nachdem Bonaparte sich den Kaisermantel hatte umhängen lassen, wurden Georges Cadoudal und seine Genossen, die ein Complott wider das Leben des Imperators geschmiedet, zum Tode verurtheilt. Unter den Schuldigen befand sich auch der Fürst Armand de Polignac. Es wurden von einflußreicher Seite viele Anstrengungen gemacht, eine Begnadigung für ihn zu erwirken und Josephine, deren gutes Herz bereitwillig jede Hülfe zugesagt, machte es möglich, für die Gattin des Verurtheilten eine Audienz beim Kaiser zu erlangen. Die Fürstin Polignac fiel in dem sogenannten Vernetsalon, der mit acht schönen Landschaftsbildern des berühmten Claude Joseph Vernet decorirt war, dem Mann zu Füßen, den ihr Gemahl hatte umbringen wollen. Napoleon hob sie sanft empor und sprach die großmüthigen Worte:

„Madame, es ist mein Leben, das durch Ihren Gemahl bedroht wurde; ich kann ihm also verzeihen.“

Auch noch sieben andere der Verschworenen wurden auf Verwendung der Madame Murat begnadigt.

Digitized by Google

In einem andern Zimmer des Schlosses — dem Venussalon, wo Napoleon I. seine Minister zu empfangen pflegte — fand jene geheime Conseilssitzung statt, in welcher man, nach Aufhebung der ersten Ehe des Kaisers, am 12. Januar 1810 über die für Frankreich vortheilhafteste neue Heirathsverbindung berieth.

Dies Conseil, welchem Napoleon I. präsidirte, bestand aus Joseph, König von Spanien; Ludwig, König von Holland; Murat, König von Neapel; dem Fürst-Erzkanzler Cambacérès, dem Fürsten von Talleyrand und dem Herzog von Bassano.

Drei Prinzessinnen standen zur Wahl: eine Schwester des Czaren von Rußland, eine Erzherzogin von Oesterreich und die Tochter des Königs von Sachsen.

Man wußte, daß dieser Heirathsantrag bei allen drei fremden Höfen gleich gut aufgenommen werden würde. Murat sprach sich für Sachsen aus, Talleyrand erklärte sich für Oesterreich, Cambacérès für Rußland. Napoleon gab bald den Ausschlag zu Gunsten Marie Louisen's

Der Contract wurde nach dem Muster des Heirathsvertrags zwischen Ludwig XVI. und Marie Antoinette abgefaßt und die Civiltrauung wurde am 1. April desselben Jahres in der Apollogalerie des Schlosses von Saint-Cloud durch den Fürsten-Erzkanzler des Kaiserreiches in Gegenwart zahlreicher erlauchter Gäste nach einem bis in's kleinste Detail vorgeschriebenen Hofceremoniell vollzogen. Nach Tische fand eine Theatervorstellung im Schauspielhause statt; Abends war der Park feenhaft illuminirt und alle Wasserkünste sprangen unter Beleuchtung mit bengalischen Flammen.

Von den unzähligen Festen, die in den Gärten von Saint-Cloud gefeiert worden sind, wollen wir nur desjenigen gedenken, welches bei Gelegenheit der Taufe des Königs von Rom stattfand.

Den ganzen Tag über hatte das schönste Wetter geherrscht; aber gegen Abend, in dem Augenblick, als man vor der großen Cascade ein Modell des Palastes erleuchtete, der für den jungen König erbaut werden sollte, brach plötzlich ein Gewittersturm, der langsam herangezogen war, mit voller Gewalt über den Häuptern der in allen Alleen des Parks versammelten Menge von Gästen los.

Es waren Deputationen aus allen Städten des Kaiserreichs erschienen, das sich damals von Rom bis zur Elbmündung erstreckte; die Herren trugen reiche Sammetuniformen, die Damen Mäntel von gestickter Seide. Der Kaiser plauderte in diesem Augenblick auf der Schwelle des Salons, welcher in den Garten führte, mit dem Maire von Lyon.

„Herr Maire", sagte er ihm lächelnd, „ich werde Ihren Fabriken reichen Gewinn verschaffen."

Nach diesen Worten blieb er kerzengerade mitten im Thüreingang stehen, und da Niemand wagte, sich an ihm vorbei zu drängen, wurden Sammet- und Seidenstoffe im Werthe von Millionen durch den Regen ruinirt. Selbst die Kaiserin mußte im Unwetter aushalten und nur mit großer Mühe vermochte der Fürst Aldobrandini, welcher ihr den Arm gereicht hatte, ihr einen Regenschirm zu verschaffen.

Wenige Jahre nur, und es zeigt sich uns ein anderes Bild. Die siegreichen deutschen Heere wälzen sich über Frankreich heran, der Fürst Schwarzenberg schlägt sein Hauptquartier im kaiserlichen Schlosse auf, nach ihm kommt der grimme Blücher, der tapfere Marschall Vorwärts, der Schreck der

Digitized by Google

Franzoſen. Sie können's ihm noch heute nicht vergeſſen, daß er als Sieger in dieſen Räumen gehauſt, ſie erzählen noch Kindern und Kindeskindern die ſchauerliche Mähr, wie reſpectwidrig er ſich all' dieſer Herrlichkeit gegenüber benommen, wie er mit Kleidern und Stiefeln in dem Bett Napoleon's ſchlief, wie er mit ſeinen ſtählernen Sporen die ſeidenen Spitzenvorhänge des Lagers zerriß, wie ſeine großen Hunde auf dem Divan der Kaiſerin lagen und die koſtbaren Bücher der Bibliothek auf dem getäfelten Eſtrich zerfetzten, und was der Anſchuldigungen mehr ſind, in denen Wahrheit und Lüge nach Art der franzöſiſchen Geſchichtsſchreibung ſich zu einem melodramatiſchen Senſationsbrei vermengen.

Dann folgt die Reſtaurationsperiode. „Die dicken Bourbonen", wie Heine ſagt, „kommen wieder herangewatſchelt", Ludwig XVIII. und Karl X., die verblendeten Thoren, die in der Schule des Unglücks Nichts gelernt und Nichts vergeſſen haben. Karl X. unterzeichnete in dem Schloſſe von Saint-Cloud die berüchtigten Preßordonnanzen, welche die Julirevolution heraufbeſchworen. Die Miniſter waren bleich und ſorgenvoll, als ſie nach Unterzeichnung des verhängnißvollen Documents den König verließen. Am Morgen des 26. Juli 1830 birſchte Karl X., der ein leidenſchaftlicher Jäger war, zum letzten Mal in den benachbarten Wäldern von Marly. Am Abend des 27. Juli ſaß er in jenem nach dem Hof blickenden Mittelzimmer des Schloſſes Saint-Cloud, deſſen Plafond mit dem von Coypel gemalten „Triumphe der Wahrheit" geziert war, ruhig beim Whiſtſpiel, als ein Diener, aus dem Fenſter blickend, eine heftige Feuersbrunſt in der Richtung von Paris bemerkte. Es war die Caſerne des Gardecorps auf dem Börſenplatz, welche das Volk in Brand geſteckt. Der Diener machte einen der anweſenden Höflinge auf das Flammenmeer aufmerkſam und dieſer näherte ſich dem König. Da jedoch Karl X., welcher von dem Ausbruch der Unruhen in Paris ſchon benachrichtigt war, ſein Spiel gelaſſen fortſetzte, wagte der Höfling nicht, ihn anzureden; die Etikette verbot es ihm. Erſt der Herzog von Mortemart, welcher gegen Mitternacht eintraf, ſcheuchte den alten Monarchen aus ſeiner ſtumpfen Ruhe empor. Bald erſchienen auch die Herren de Sémonville und d'Argout.

„Sire!" rief Herr de Sémonville, nachdem er ein flüchtiges Bild der Ereigniſſe entworfen hatte, die ſich in Paris vollzogen; „Sire, wenn Ew. Majeſtät nicht die Ordonnanzen widerruft und ein neues Miniſterium wählt, ſo wird es morgen vielleicht keinen König, keinen Dauphin und keinen Herzog von Bordeaux mehr geben!"

„Das glaube ich nicht, mein Herr", antwortete König Karl. „Mein Bruder Ludwig XVI. fiel nur durch ſeine Schwäche. In allen Fällen bin ich bereit, vor Gott zu erſcheinen.

Die Bourbonenmonarchie bereitete ſich ſelbſt den Untergang. Das „Zu ſpät" des Herrn de Sémonville verhallte wirkungslos an ihrem Ohr. Sie beendete phlegmatiſch ihr Whiſtſpiel, während ihre Garden für ſie in den Tod gingen.

Am Abend des 29. Juli ſetzte der Dauphin im Schloſſe von Saint-Cloud für den folgenden Tag einen Tagesbefehl an die letzten noch treu gebliebenen Truppen auf, um ſie zu fernerm Widerſtand zu ermuntern. Im ſelben Augenblick jedoch veröffentlichte der Herzog von Raguſa, welcher die Nutzloſigkeit fernern Widerſtandes einſah, einen andern Tagesbefehl, worin er den Truppen ſagte, daß der König auf den Kampf verzichte und ihrer Dienſte nur noch zum Schutze ſeiner Perſon bedürfe.

Digitized by Google

„Monseigneur, sind wir denn verrathen?“ frugen die Generale Talon und Saint-Chamons, als sie, ganz erstaunt, dem Prinzen diesen Tagesbefehl überbrachten.

„Sagen Sie dem Herzog von Ragusa, daß er herkommen soll“, erwiederte barsch der Dauphin.

„Herr Marschall!“ schrie er ihm heftig entgegen, „was bedeutet dieser Tagesbefehl? Hatte ich Ihnen Das aufgetragen? Es ist ein Verrath, ja, ein Verrath!“

Außer sich über dies beschimpfende Wort, zieht der Herzog von Ragusa seinen Degen halb aus der Scheide; der Dauphin, welcher glaubt, daß man ihn anfallen will, packt den Arm des Herzogs; bei dieser Bewegung verwundet er sich zwei Finger der rechten Hand, und das Blut quillt hervor. Aber seine Linke ist frei, er umkrampft mit derselben den Hals seines Gegners, schleudert ihn zur Erde, fällt gleichfalls hin und schreit: „Zu Hülfe!“ Der Herzog von Guiche, der erste Stallmeister und Freund des Prinzen, und dessen Adjutant, der Herzog von Ventadour, eilen aus dem Nebenzimmer herbei. Der Prinz steht auf und befiehlt der Leibwache, den Herzog von Ragusa als Arrestanten auf sein Zimmer zu führen.

Als Karl X. den Vorfall erfährt, läßt er den Herzog von Guiche rufen.

„Nun, was sagst Du dazu? Ein schöner Feldzug!“

„Ach, Sire, es wäre zu wünschen, daß die Prinzen, noch mehr als die anderen Menschen, sich immer selbst zu beherrschen wüßten. Uebrigens hat der Herzog von Ragusa zuerst Unrecht gehabt.“

„Das ist wahr. Sag' ihm, daß ich ihn sprechen will, und führe ihn her.“

Der Marschall trat ein und nachdem der König ihn wegen seines Tagesbefehls und wegen seiner provocirenden Geberde gegen den Dauphin streng getadelt hatte, fügte er hinzu:

„Kurz und gut, Sie müssen zu meinem Sohne gehen und sich mit ihm versöhnen.“

Der Herzog von Ragusa zögerte; der Herzog von Guiche redete ihm zu und begleitete ihn.

Der Marschall war so aufgeregt, daß er, ehe er das Zimmer des Dauphins betrat, sich ein Glas Wasser geben ließ. Dann wurde er hineingeführt, und ohne ein Wort zu reden, beugte er das Knie vor dem Prinzen, der ihn aufhob und ihm freundlich sagte:

„Nein, nicht so! kommen Sie in meine Arme!“

Andere Scenen sollten dieser folgen.

Am Abend des 30. Juli hatte die Herzogin von Berry, welche um das Schicksal ihrer Kinder beunruhigt war, den Dauphin gebeten, daß er den König bewegen möge, Saint-Cloud zu verlassen. Auf den Rath der Generale, welche sämmtlich erklärten, für die Sicherheit der königlichen Familie einstehen zu können, ließ der Dauphin seinen Vater wecken, der in tiefstem Schlummer lag. Zwei Stunden später kam der flüchtige Hof in Trianon an.

Der Dauphin blieb zuletzt in Saint-Cloud, glücklich, wie er sagte, endlich allein inmitten seiner Soldaten zu sein; aber bei einem Besuche, welchen er den in Sèvres stehenden Truppen machte, bemerkte er den Oberst Pocque, der an der Spitze von zweitausend Parisern die Brücke besetzt hielt. Gleich darauf weigerte sich ein Gardebataillon zu gehorchen; der Prinz schlug wieder den Weg nach Saint-Cloud ein und bog dann nach Versailles ab.

Während die Bourbonen solchermaßen zum zweiten Mal in die Ver-

bannung zogen, eilte der Herzog von Orleans heran, dem diese Revolution einen Thron schenken sollte. Er war zu Pferde bis nach Nancy gekommen und ritt mit seinem Adjutanten über die Ebene von Aubervilliers.

„Sagt, Ihr da!“ rief ein Bauer ihnen zu, „sucht Ihr wol le petit bonhomme? Ich wette, Ihr seid für Napoleon II. und die dreifarbige Cocarde?“

„Diese Cocarde gefällt mir sehr“, antwortete der künftige Bürgerkönig; aber er schwieg wolweislich über le petit bonhomme.

Als Ludwig Philipp zwei Jahre später nach Unterdrückung des Aufstandes von 1832 von Paris nach Saint-Cloud zurückkehrte, sagte er wohlgefällig: „Die Republik und die Contrerevolution sind besiegt.“

Der 24. Februar 1848 hat dies Wort zu Schanden gemacht.

Es versteht sich fast von selbst, daß Ludwig Philipp seine bekannte Bauwuth auch an dem Schlosse von Saint-Cloud befriedigte. Unter Anderm ließ er in der letzten Zeit seiner Regierung einen geschmacklosen Schlupfgang bauen, der den Speisesaal mit der Anrichtestube verbinden sollte, und der zu einer drolligen Scene mit seinem Architekten Fontaine Anlaß gab.

Der Bürgerkönig liebte die Maurerkelle und haßte den Widerspruch. Von seinem Architekten konnte man das Gleiche sagen; so war es denn natürlich, daß bei der Aehnlichkeit der Neigungen und Charaktere Beide oft in Streit mit einander geriethen. Beide waren alt und halsstarrig und ließen nicht leicht eine Gelegenheit entschlüpfen, sich an einander zu reiben, wobei sie im Grunde doch stets gute Freunde blieben.

Auf alle Vorschläge des Königs antwortete Fontaine gewöhnlich: „Das ist unmöglich.“

„Pah!“ replicirte Ludwig Philipp, „Nichts ist unmöglich.“

„Vielleicht in der Politik“, erwiederte der Künstler; „aber in der Baukunst ist das etwas Anderes. Ja, ja, Sire, Sie sind ein großer König, aber . . .“

„Aber ich bin ein kläglicher Baumeister, wollten Sie sagen, nicht wahr? Thun Sie sich keinen Zwang an, Fontaine, sagen Sie, was Sie wollen, aber führen Sie meine Pläne aus.“

„Nein, Sire, verlangen Sie alles Andere von mir; sonst muß ich Sie bitten, mir zu verzeihen, wenn ich Ihnen ungehorsam bin.“

Der König wurde es endlich müde, seinen Corridorplan dem Architekten gegenüber, der ihn als einen Unsinn, eine Albernheit, eine Geschmacklosigkeit bezeichnete, mit Gründen zu vertheidigen; er befahl kurz und bündig die Ausführung seines Willens.

„Sire“, sagte der verzweiflungsvolle Künstler mit letzter Entschlossenheit, „Sie verlangen da eine wahrhafte Monstrosität in architektonischer Hinsicht. Auf Ihren Befehl haben Percier und ich schon einmal einen Act des Vandalismus in Ihrem Tuileriengarten verübt. Ich mache mir noch heute Gewissensbisse darüber und ich schwöre Ihnen, daß ich so Etwas nicht wieder thun werde.“

„Pah!“ versetzte der König ungeduldig, „Sie übertreiben Alles, Sie machen aus der Mücke einen Elephanten. Sie werden die Güte haben, mir den Corridor in Saint-Cloud zu bauen, wie Sie mir den reizenden Tuileriengraben ausgeführt haben.“

Fontaine erhob die Hände gen Himmel, gleich als habe er eine schändliche Lästerung vernommen.

Digitized by Google

„Niemals, Sire!“ rief er aus; „lieber reiche ich meine Entlassung ein. Begreifen Sie doch, dieser Corridor würde mir ewig zu Schimpf und Schande gereichen.“

„Wolan“, sagte der Monarch mit der Miene eines Menschen, der entzückt ist, einen glücklichen Ausweg gefunden zu haben, „bauen Sie ihn dennoch, und um Ihre Eigenliebe vor jeder Gefahr zu sichern, machen wir überall bekannt, daß ich es gethan habe.“

„Sehr wohl, Sire“, replicirte der auf's Aeußerste verletzte Künstler. „Ihrerseits aber erklären Sie den Krieg an England, und um Ihren Ruhm vor jeder Gefahr zu sichern, machen wir überall bekannt, daß ich es gethan habe.“

Diese Antwort verblüffte den König; man schwamm damals mit vollen Segeln im Fahrwasser der Entente cordiale. Ludwig Philipp lächelte, ließ sich aber nicht entwaffnen. Er bestand auf den Corridor, welcher ausgeführt wurde und welcher auch unter Napoleon III. blieb. Wir wissen jedoch nicht, ob der Baumeister die Bezahlung für diese Arbeit ausschlug, wie er früher jedes Honorar für den Tuileriengarten abgelehnt hatte.

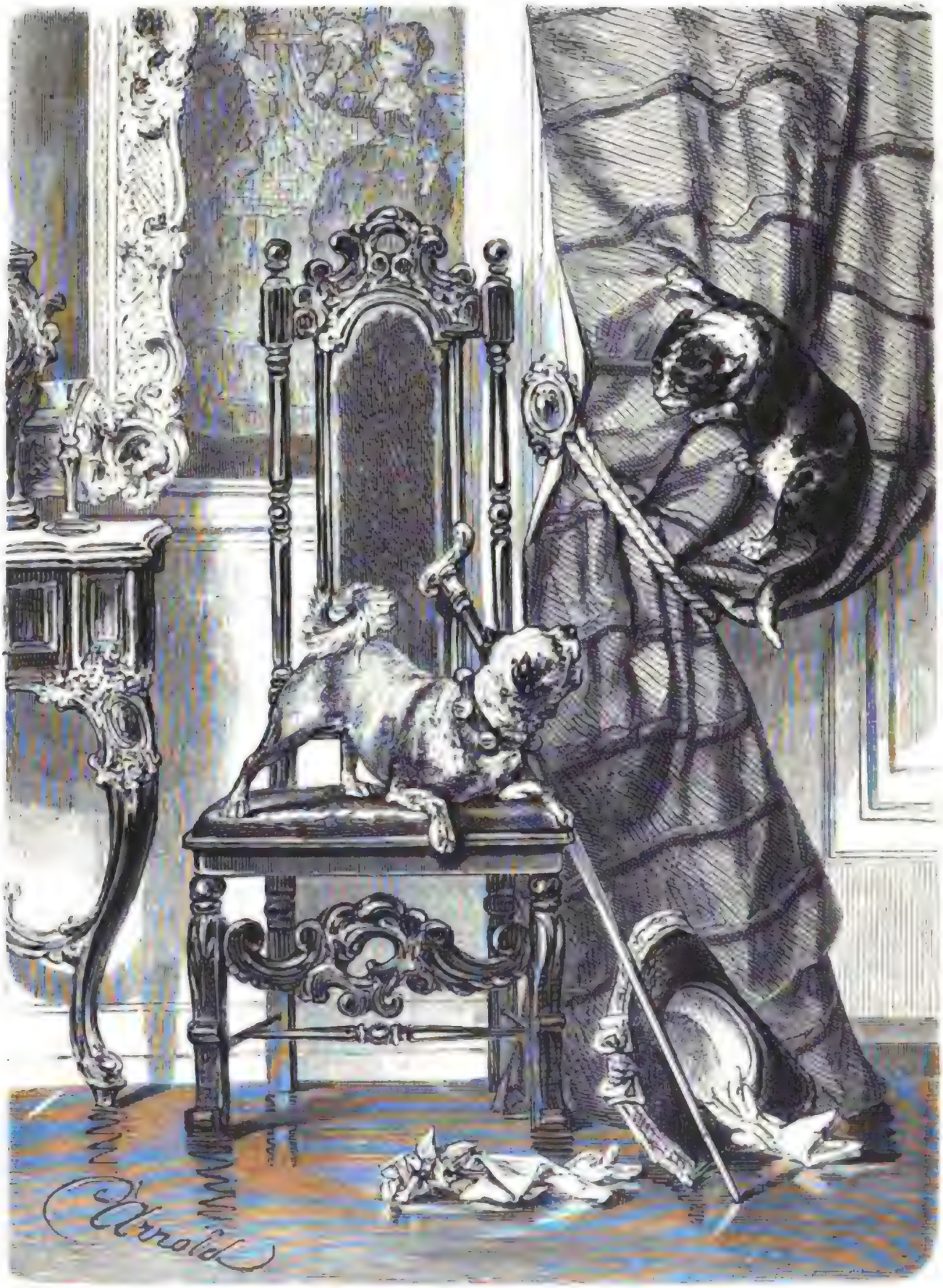
Dem zweiten Kaiserreiche verdankt das Schloß von Saint-Cloud mancherlei Verschönerungen. Napoleon III. verweilte zwar alljährlich auch eine Zeitlang in Compiègne und Fontainebleau, in Plombières und Biarritz; sein Lieblingsaufenthalt war jedoch immer Saint-Cloud, und viele der wichtigsten Ereignisse seiner Regierung vollzogen sich in diesen Räumen.

Nachdem der Prinz-Präsident der französischen Republik dem in der Festung Amboise widerrechtlich gefangen gehaltenen Emir Abdelkader die Freiheit geschenkt hatte, eilte der moderne Jugurta nach Saint-Cloud, um seinem Befreier mit herzlichen Worten zu danken. Er wurde dort am 30. October 1852 empfangen und man war allgemein erstaunt über den Adel und die Würde seines Benehmens. Er richtete, unter Ueberreichung eines Dankschreibens, eine schwungvolle Anrede an den Prinzen und sagte ihm später, als derselbe ihn im Schlosse herumführte: „Meine Knochen sind alt; aber mein übriger Leib ist durch ihre Wohlthaten verjüngt worden.“ In der That erfüllte er treu das freiwillig erneuerte Versprechen, keine Feindseligkeiten mehr wider die französische Regierung anzuzetteln, und seine edle Haltung bei den Unruhen in Damascus im Jahre 1860 rechtfertigte es zur Genüge, daß der Kaiser ihm als Zeichen der Anerkennung seiner freundlichen Gesinnung das Großkreuz der Ehrenlegion verlieh.

In derselben Apollogalerie, wo der erste Consul achtundvierzig Jahre vorher zum Kaiser der Franzosen proclamirt worden war, empfing der Prinzpräsident der zweiten Republik am 7. November 1852 den Senat, welcher ihm unter ähnlichen Umständen die Kaiserkrone antrug; ein Beschluß, welcher später durch die allgemeine Volksabstimmung vom 21. und 22. November bestätigt ward.

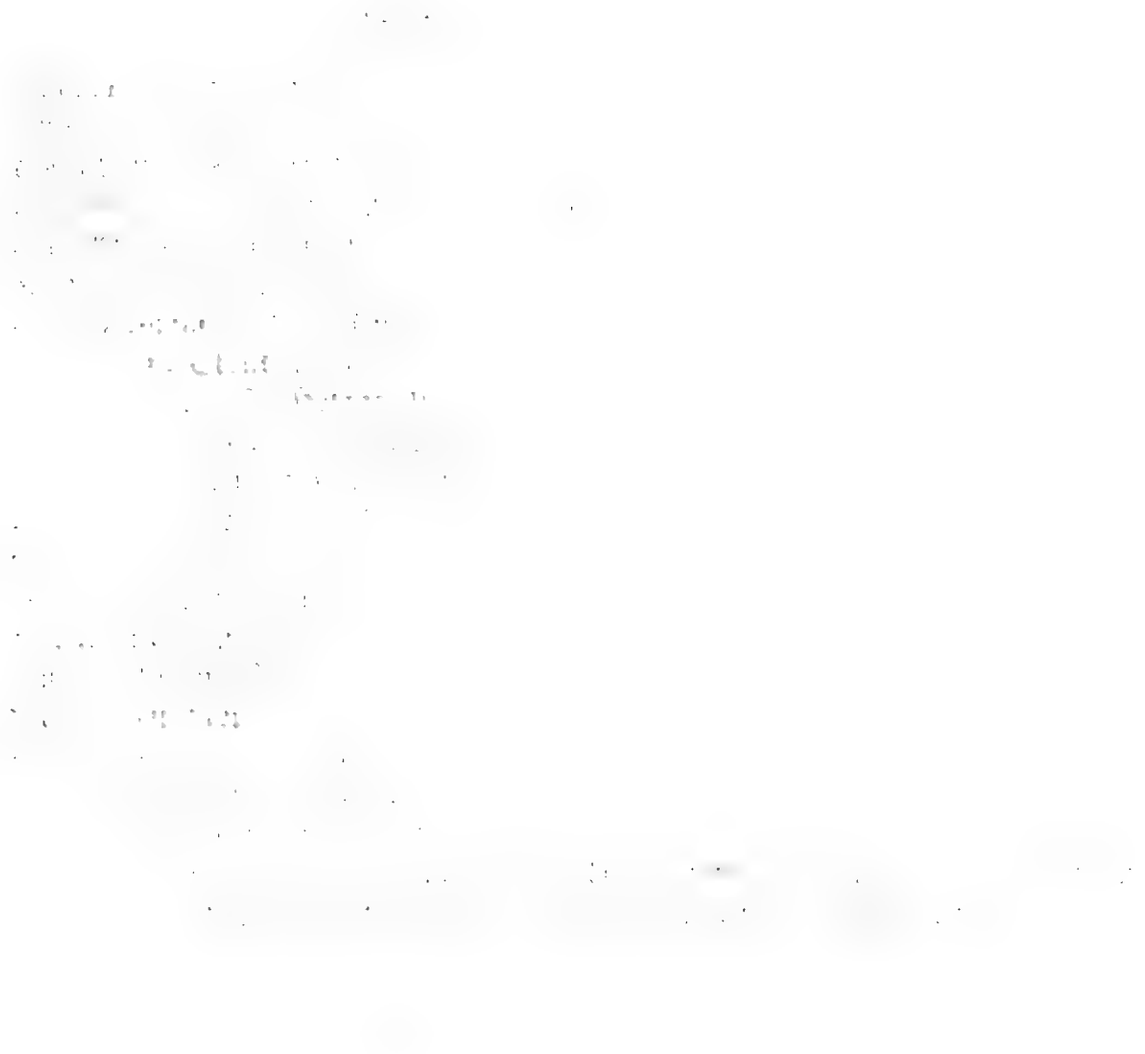
Am 12. September 1855 empfing Napoleon III. in Saint-Cloud die aus Varna vom 9. September datirte telegraphische Nachricht von der Einnahme des Malakoff durch die französische Krimarmee, deren Chef, den Divisionsgeneral Pélissier, er, in Anerkennung dieser glänzenden Waffenthat, sofort zum Marschall von Frankreich ernannte. Zwei Monate später besuchte einer der Verbündeten der Westmächte im russischen Feldzuge, der König Victor Emanuel, bei seiner Anwesenheit in Paris auch das Schloß von Saint-Cloud, und es wurden dort vielleicht die ersten geheimen Fäden zu dem

Digitized by Google



Fataler Besuch.

Digitized by Google



Digitized by Goo

nachmaligen italieniſchen Feldzuge geſponnen. In der Kapelle neben der Apollogalerie, wo einſt die feierliche Taufe des Prinzen Napoleon Louis, des älteſten Sohnes des Königs von Holland und der Königin Hortenſe, ſtattgefunden, welchem Napoleon I. die Kaiſerkrone zugedacht hatte, wurde am 20. Juni 1856 von dem päpſtlichen Legaten Cardinal Patrizzi der Kaiſerin Eugenie jene goldene Roſe überreicht, welche ſpäter, zum Scandal aller Frommen, der Königin Iſabella von Spanien in den Schooß fiel. Aus Saint-Cloud iſt auch das Decret vom 12. Auguſt 1857 datirt, welches die berüchtigte St Helena-Medaille ſtiftete. Während des italieniſchen Feldzuges von 1859 bewohnte die zur Regentin ernannte Kaiſerin mit dem kaiſerlichen Prinzen faſt ununterbrochen das Schloß, und nach Unterzeichnung des Friedens empfing Napoleon III. dort am 18. Juli im Marsſaale die Glückwünſche des Staatsrathes, des Senats und des Geſetzgebenden Körpers. Zur Zeit der Weltausſtellung von 1867 verweilten der König und der Kronprinz von Preußen als Gäſte des Kaiſers mehrere Stunden lang in den herrlichen Räumen, die nun durch den Vandalismus der Artilleriſten der dritten Republik in einen Schutthaufen verwandelt worden ſind. Erſcheint es nicht faſt wie ein Verhängniß, daß dies feenhafte Schloß, welches die Wiege der Herrſchaft des erſten Napoleon war, nun, wie die im Arbeitszimmer des Kaiſers vorgefundenen Documente beweiſen, denen blind vertrauend er ſich zu einem ungerechten Kriege fortreißen ließ, auch das Grab der trugvollen Herrſchaft des letzten Napoleoniden geworden iſt?

Fataler Beſuch.

Thürſteher hat ſich juſt entfernt,
Sein Stellvertreter wacht
Bei Hut und Stock, wie er's gelernt,
Und hat des Amtes Acht.
Da ſchleicht herein nach Katzenart
Ein Horcher an der Thür;
Der Wächter, der ihn gleich gewahrt,
Empfängt ihn nach Gebühr:
„Halloh! Was ſoll's? Hinaus! Hinaus
„Mit Dir, fataler Gaſt!
„Du weißt ja, daß in unſer Haus
„Solch ein Beſuch nicht paßt."

Da weiß der Wicht nicht aus noch ein,
Er ſpringt mit Einem Satz
In die Gardinenſtickerei'n,
Und nimmt da Sitz und Platz.
Doch immer lauter bellt der Hund
Und poltert Fluch auf Fluch,
Ihn ärgert ſchwer bis auf den Grund
Der Seele ſolch Beſuch.
Thürſteher eilt zurück in Haſt —
Er iſt der Mann dafür —
Und wirft, mit raſchem Griff erfaßt,
Den Kater vor die Thür.

H. G.

Digitized by Google

Franz Grillparzer.

Man sagt den Deutschen nach, daß sie ihre Dichter erst dann ehren, wenn diese gestorben sind. Zuweilen trifft die üble Nachrede auch zu und man wartet mit der Anerkennung und Verehrung für manches bedeutende Talent richtig so lange, bis es Niemand mehr im Wege ist und der Tod auch dem Neid und der Mißgunst eine objective Beurtheilung ermöglicht. Das Wort: „Stirb, wenn Du gelobt sein willst!" hat nirgends mehr Geltung, als der literarischen Kritik gegenüber. Hohes Alter bringt indeß auf letztere eine ähnliche besänftigende Wirkung hervor. Mancher Poet, der vergebens um Bewunderung gerungen und mit dem schmerzlichen Lächeln der Entsagung auf den Lippen gestorben, wäre reichlich für alle Kümmerniß entschädigt worden, wenn er nur die Geduld gehabt hätte, siebzig oder achtzig Jahre alt zu werden. Dann würde er wol die Freude und Genugthuung erlebt haben, unter die Besten seines Volkes gezählt zu werden, statt erst nach seinem Tode ein Denkmal zu erhalten. Denn die Welt ist nun einmal so. Sie hofmeistert den strebenden Jüngling, sie zuckt die Achseln über den schaffenden Mann, aber sie huldigt gern dem müden Greise. Weniger aus Pietät als aus Eitelkeit. Sie will sich selbst ein gutes Zeugniß ausstellen und auf wohlfeile Art ihren Gerechtigkeitssinn beweisen. Nichts ist weniger beschwerlich, als eine Ovation; das Ding ist fast so bequem, wie die Sammlung für ein Monument, und Jeder, der mitwirkt, sorgt dafür, daß sein eigener Name hübsch im Vordergrund erscheint. Da werden Comités gebildet, Aufrufe erlassen, Sitzungen gehalten, Prologe gedichtet, alle Kleinigkeiten durchgesprochen und wohlerwogen. Ob der Gefeierte nicht von der ganzen Kundgebung mehr Plage als Vergnügen hat, daran denkt so ziemlich Niemand. Die Gesellschaft ist unbarmherzig, in ihren Vorurtheilen, in ihrem Hasse wie in ihrer Liebe. Indem sie eine verspätete Schuld abträgt, dünkt sie sich so liebenswürdig, daß sie nicht frägt, ob der alte Herr, dessen Berühmtheit sie geräuschvoll anerkennt, ihr sonderlich dankbar ist, sondern einfach voraussetzt, er müsse sich außerordentlich freuen.

Ob Grillparzer wirklich in frohe Stimmung versetzt wird, wenn er alle die Zurüstungen sieht, die man zur Feier seines achtzigsten Geburtstags macht? Ich möchte es bezweifeln. Zwar über Mangel an Ruhm und Beifall darf er sich nicht besonders beklagen. Er hatte schon als junger Mann Erfolg und sein Lebensweg war kein dorniger. Es gab allerdings eine Zeit, in der er zurückgedrängt, fast vergessen unter seinen Mitbürgern lebte. Aber das geschah nicht ohne sein Verschulden. Er hatte nach allen jenen Tragödien, welche ihm einen großen Ruf erworben, den Einfall, ein Lustspiel zu schreiben. Dies Lustspiel („Wehe Dem, der lügt") widersprach durch seinen Inhalt der Bezeichnung, es war fein und in poetischem Geiste gehalten, aber es war weder lustig, noch unterhaltend. Die enttäuschten Zuhörer, die mit

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Franz Grillparzer

Digitized by Google

großen Erwartungen in das Theater gekommen waren, langweilten sich; das Stück fiel durch. Darüber ergrimmte Grillparzer so sehr, daß er erklärte, nie mehr ein Werk veröffentlichen zu wollen. Er grollte Jahre, Jahrzehnte lang, verschloß seine Arbeiten im Pult und zog sich fast ganz auf sich selbst zurück. Das mußte er entgelten, in der engern Heimat sowol als in Deutschland überhaupt. Das Burgtheater, für das er nichts Neues schrieb, vernachlässigte allmälig seine älteren Stücke; die Kritik behandelte ihn kühler und kühler. In der ersten Auflage seiner Literaturgeschichte sagt Julian Schmidt von Grillparzer kurz und gleichgiltig: Er sei im Norden wenig bekannt. Man vergleiche damit das Urtheil der fünften Auflage! Diese Zeit der Unterschätzung Grillparzer's währte aber nicht lange. Als Laube nach Wien kam und die Leitung des Burgtheaters übernahm, lenkte er seine Aufmerksamkeit auf Grillparzer. Er suchte alle seine Stücke hervor, setzte sie neu in Scene, betonte die Bedeutung des Dichters. Die Berücksichtigung Grillparzer's, die sich bis zum Cultus steigerte, war für Laube während seiner achtzehnjährigen Directionsführung der Schild, mit dem er sich gegen den Vorwurf zu decken suchte, er setze die heimischen österreichischen Dramatiker zurück. In Laube's Vorliebe für Grillparzer lag daher neben der gerechten Würdigung auch ein gut Stück Absichtlichkeit. Aber die Wirkung auf das Publicum ward dadurch nicht beeinträchtigt. Grillparzer's Tragödien, immer wieder gegeben, drangen nun erst tief in alle Kreise, es mehrten sich die Zeichen der Anerkennung und Bewunderung. Gleichwol blieb der Dichter verstimmt und war nicht zu bewegen, seine späteren Productionen der Oeffentlichkeit zu übergeben. Alter und zunehmende Kränklichkeit mögen dazu beigetragen haben, die üble Laune zu fördern. Es kostete schwere Mühe, Grillparzer das „Esther"-Fragment zu entreißen, und selbst der glänzende Erfolg dieses Bruchstücks veranlaßte ihn nicht, seine anderen Manuscripte aus der Haft zu erlösen.

Wie stark und eingewurzelt Grillparzer's Verdruß über die unangenehme Erfahrung mit seinem Lustspiel ist, das hat er vor zehn Jahren durch eine kleine Aeußerung bewiesen, die Fr. Kaiser im vorigen Jahrgang des Concordiakalenders mittheilte. Die Künstler- und Schriftstellergesellschaft „Grüne Insel", ein seiner großen Harmlosigkeit wegen bekannter Verein, veranstaltete zu Ehren Grillparzer's an dessen siebzigstem Geburtstag ein Fest, zu welchem der Gefeierte trotz seiner beginnenden Gebrechlichkeit erschien. Zu einem Fest gehört eine Festrede und diese ward an jenem Abend von Dr. Laube gehalten. Die Pointe der Rede lag darin, daß Laube behauptete, andere bedeutende Männer könnten das Fehlschlagen ihrer Pläne und Entwürfe nicht ertragen, der wahre Dichter aber schaffe selbst dann, wenn er nicht nach Verdienst gewürdigt würde, unverdrossen und aus Liebe zu der Poesie weiter. Um eine Bekräftigung aus Grillparzer's Munde zu erhalten, wandte sich der Redner zum Schluß an diesen mit der Frage: „Habe ich die Wahrheit gesprochen?" Aus Rücksichten der Höflichkeit konnte er wol eine Bejahung erwarten; aber Grillparzer entgegnete ein lautes, zürnendes: „Nein!" — und die ganze Gesellschaft saß mit verblüfften Gesichtern eine geraume Weile schweigend.

Dieselbe ärgerliche Stimmung fand auch ich bei dem großen Dichter, als ich vor drei Jahren bei ihm war, um einen Beitrag aus seiner Feder für den ersten Jahrgang des „Concordia-Kalenders" zu erbitten. Da kurz zuvor einige Epigramme von ihm — allerdings ohne sein Zuthun — gedruckt

Digitized by Google

worden waren, so rechnete das Redactionscomité beinahe sicher auf Grillparzer. Aber da war nichts zu machen. So sehr ich mich auf's Bitten verlegte, er blieb unerschütterlich. „Ich begreife nicht, daß Sie zu mir kommen", murrte er, „ich thue ja nichts mehr, um unter die Lebenden gezählt zu werden, und verlange es gar nicht. Es ist mir am liebsten, wenn Sie mich als todten Mann betrachten und in Ruhe lassen."

Kann ein Mann mit dieser Stimmung, ein Mann, den Alter und körperliche Leiden drücken, viel Freude über die Feier seines achtzigsten Geburtstages empfinden? Die Frage beantwortet sich von selbst. Dennoch möchten wir Die, welche die Feier angeregt, nicht schelten. Es liegt ihr ein hübscher Gedanke zu Grunde und die wiener Gesellschaft ehrt sich selbst, indem sie Grillparzer ehrt. Ein Schalk oder heimlicher Feind des Dichters hätte freilich beinahe die ganze Feier verdorben. Er hatte den muthwilligen Einfall, dem Festcomité als theatralische Huldigung für Grillparzer am 15. Januar die Aufführung der „Ahnfrau" vorzuschlagen — und diese mephistophelische Idee ward sofort angenommen. Schlimmeres hätte Grillparzer nicht begegnen können, als daß man die „Ahnfrau", die längst nach Hause gegangen, wieder aus der stillen Klause der Vergessenheit hervorholte. Es wäre gerade so klug gewesen, als ob man einem siegreichen Feldherrn zu Ehren die hölzernen Waffen ausstellen wollte, mit denen er als Kind spielte. Das sah denn auch das Festcomité rechtzeitig ein und vertauschte die „Ahnfrau" mit der „Sappho".

Als Grillparzer vor vierundfünfzig Jahren die „Ahnfrau" schrieb, da wandelte er in den Fußstapfen der unglücklichsten Romantiker. Mochte sein Trauerspiel durch Schönheit der Sprache und poetische Kraft auch Müllner's „Schuld" und Werner's „Vierundzwanzigsten Februar" hinter sich lassen — an Schrecken und Grauen, an Fatalismus und Unwahrscheinlichkeit übertraf es selbst die beiden berüchtigten Schicksalstragödien. Diese haben doch wenigstens kein Gespenst als Mittelpunkt und Kern der Handlung. In jener Zeit des verdorbenen Geschmacks, aus welcher die „Ahnfrau" stammt, war es erklärlich, daß selbst ein großes Talent, durch die herrschenden Muster verführt, auf einen solchen Abweg gerieth. Die Romantiker waren ja obenauf in allen Zweigen der Literatur und wurden gepriesen, als lebte nicht Goethe noch in Weimar, als wäre nicht Schiller erst zwölf Jahre früher zu den Todten gegangen. Das Publicum berauschte sich am Gräßlichen, an dem unabwendbaren Verhängniß, das ein ganzes Geschlecht vernichtet. Es nahm die „Ahnfrau" mit Jubel auf; keines der späteren, um so Vieles bedeutenderen Stücke Grillparzer's ist so populär geworden. Bertha und Jaromir waren Gestalten, die sich selbst im Herzen verliebter Nähmamsellen und Schneidergehülfen einbürgerten. Aber literarisch hat die „Ahnfrau" nachmals Grillparzer großen Schaden gethan. Als die romantische Dunstwolke sich verzog und ein kritischeres Geschlecht die Fahne des Realismus erhob, als die letzten Romantiker vor den Spottpfeilen Heinrich Heine's fielen wie die Kinder Niobe's vor den Geschossen des Sonnengottes, da war es mit der Schicksalstragödie auf der deutschen Bühne aus, rein aus. Grillparzer hatte der „Ahnfrau" kein ähnliches Stück mehr folgen lassen, sondern war schon zwei Jahre nachher hinaufgestiegen in das hellenische Alterthum, in reinere und freiere Luft, als sie in den verfallenen Gewölben der Burg Borotin wehte. Aber die Ahnfrau, die er heraufbeschworen, verfolgte ihn unablässig und er ward um ihretwillen viel verspottet. Noch in Literaturgeschichten der

Digitized by Google

neueſten Zeit kann man Grillparzer als Ausläufer der romantiſchen Schule behandelt und herb beurtheilt finden. Noch heute ſteht ſeiner allgemeinen Anerkennung als erſter lebender Dramatiker Deutſchlands die unglückſelige Ahnfrau entgegen, die auf der jetzigen Bühne unmöglich iſt. Es hätte eine wunderbare Naivetät darin gelegen, zu Ehren des großen Dichters ihm dieſe Jugendſünde vorzurücken *).

Grillparzer fiel nie wieder in den Fatalismus ſeiner erſten Tragödie zurück. In dem leichtlebigen Oeſterreich, dem fröhlichen Wien jener Zeit, hatte das Düſtere, Grauenhafte ohnedies keinen Boden. Doch blieb dem Dichter auch ſpäter noch ein romantiſcher Zug und er übertrug ihn auf die Helden und Heldinnen des claſſiſchen Alterthums. Seine Sappho, ſeine Hero und Medea haben nur wenig mit der marmornen Ruhe der Goethe'ſchen Iphigenie gemein. Es fließt heißeres Blut in ihnen, ihre Weltanſchauung iſt mehr ſentimental als naiv. Trotzdem hat Grillparzer in den griechiſchen Stücken nicht nur das Beſte und Schönſte ſeiner Dichtungen gegeben, ſondern er erweiſt ſich in ihnen auch als ein wahrhaft großer und genialer Dichter und gewandter Dramatiker. Darin liegt Grillparzer's Bedeutung, daß er, ungleich ſo vielen anderen hervorragenden Talenten der neueſten Zeit, niemals für Leſer, ſondern ſtets mit Rückſicht auf die Bühne und mit großer Kenntniß derſelben geſchrieben. Seine Dramen wollen nicht geleſen, ſie wollen gegeben und geſehen ſein. Er hat nicht blos der Literatur, ſondern auch dem deutſchen Theater viel genützt. Die Perſonen, die er in den Mittelpunkt der Handlung ſtellt, ſind keine abſtracten poetiſchen Schatten, ſondern Menſchen von Fleiſch und Blut; wir fühlen und leiden, lieben und haſſen mit ihnen. Um dieſes lebendigen Eindrucks willen, den Grillparzer's Geſtalten hervorbringen, verzeiht man leicht den modernen Geiſt, den er in die Welt des Alterthums hinüberträgt. Wer kann ſich auch von den Gedanken und Anſchauungen ſeines Jahrhunderts ſo vollſtändig losreißen, daß es ihm gelingt, den Pulsſchlag der Homeriſchen Zeit zu belauſchen? Sind nicht Shakeſpeare's Römer gute Engländer des ſechzehnten Jahrhunderts? Die Hauptſache für den dramatiſchen Dichter bleibt immer das allgemein Menſchliche, welches, unbeirrt und unverändert von allem Wechſel der Geſchichte, des Glaubens und der Sitten, den Fixſtern der Tragödie bildet. Grillparzer hat es ſtets feſtgehalten und in großen Zügen geſchildert.

Dies Lob gilt gleichmäßig für die drei antiken Dramen, die ſich auf der Bühne behaupten, für „Sappho", „Medea" und „Des Meeres und der Liebe Wellen". Das letztgenannte Stück hat einen ſo geſuchten Titel, daß er nur einer Schrulle entſprungen ſein kann. Warum nicht einfach und natürlich: „Hero und Leander"? Das Trauerſpiel „Medea" iſt bekanntlich die dritte Abtheilung einer Trilogie: „Das goldene Vließ", deren erſter und zweiter Theil die Vorgeſchichte Jaſon's, deſſen Beſuch in Kolchis und die Abenteuer der verwegenen Seefahrt ſchildern. Dieſe beiden erſten Theile, genannt „Der Gaſtfreund" und „Die Argonauten", haben auf der Bühne kein Glück gemacht; irre ich nicht, ſo ſind ſie außerhalb Wiens gar nicht aufgeführt worden. Ihre poetiſchen Vorzüge ſtehen außer Zweifel, aber ſie haben keine beſondere theatraliſche Wirkung. Dem heutigen Publicum fehlt auch die nöthige Pietät und Geduld, um einer Trilogie Theilnahme zu ſchenken. Selbſt bei einem

*) In einer Nachfeier am 31. Januar ſoll dies dennoch „zu einem wohlthätigen Zwecke" geſchehen. Unglaublich!

Digitized by Google

vaterländiſchen Stoffe wäre eine ſo breite Behandlung gefährlich, um wie viel mehr muß ſie es bei einer altgriechiſchen Sage ſein, für die doch immer nur der kleinſte Theil der Theaterbeſucher Verſtändniß und Intereſſe mitbringt.

Die Wahl antiker Stoffe hat es zumeiſt verhindert, daß Grillparzer populär im gewöhnlichen Sinn des Wortes geworden. Im Hinblick auf ſo manches kleine und untergeordnete Talent, das in die weiteſten Kreiſe gedrungen, mochte er das verſchmerzen. Aber die helleniſchen Sagenfiguren, mit denen er ſich fortwährend beſchäftigte, haben auch manches herbe und ſcharfe Urtheil über ihn verſchuldet. Wer moderne Verhältniſſe auf das Theater bringt und die Menſchen unterhält, der wird natürlich milder und nachſichtiger behandelt, als wer ſtrengen Tones die höchſten ſittlichen Fragen der alten Tragödie neu aufwirft. Für ihn nimmt man den höchſten Maßſtab zur Hand und wehe ihm, wenn er nur eine Linie zu kurz befunden wird. Darum ſind über Grillparzer auch manche harte und abſprechende Anſichten laut geworden, die ſich nicht rechtfertigen laſſen. Seine Dramen, auch die griechiſchen, ſind nicht fehlerfrei, und ihre Gebrechen ſpringen ſogar ziemlich ſtark in die Augen. In „Sappho“ z. B. macht es einen ſchlimmen Eindruck, daß die gefeierte Dichterin ſich aus Leidenſchaft für einen jungen Menſchen den Tod giebt, der gar nichts weiter als ſchön iſt. „Des Meeres und der Liebe Wellen“ leiden unter der ſtarken Beimiſchung von Sentimentalität in den Charakteren der beiden Liebenden. „Medea“ hat den Fehler, daß das Stück in zwei Theile auseinanderbricht und mit dem zweiten Acte die eigentliche Handlung beendet iſt, der dritte und vierte nur wie ein Nachſpiel erſcheinen. Aber dieſe Schwächen verſchwinden gegen das viele Schöne und Wahre in Grillparzer's antiken Dramen, die zu den beſten unſerer Literatur gehören und ſeinen Namen erhalten werden.

Zweimal hat Grillparzer aus der öſterreichiſchen Geſchichte den Stoff für eine Tragödie geholt, jedesmal, ſo viel mir ſcheint, in einer ganz beſtimmten loyalen Abſicht. Das erſte dieſer Stücke: „König Ottokar's Glück und Ende“, gehört noch der Jugend des Dichters an. Es theilt mit Shakeſpeare's „Richard II.“ den Fehler zweier Helden, davon Einer dem Andern im Wege iſt. Die dichteriſche Hauptfigur iſt Ottokar, die politiſche Rudolf von Habsburg. Aber es iſt ein markiges Stück mit kräftig gezeichneten Figuren und weitem hiſtoriſchen Hintergrund, auf Belebung des öſterreichiſchen Patriotismus berechnet. Das zweite vaterländiſche Drama, „Der treue Diener ſeines Herrn“, halte ich für eine große Verirrung. Das Stück iſt reich an erſchütternden Scenen, es faßt den Hörer gewaltig und weiß ihn zu rühren, aber es führt einen gänzlich verfehlten Grundgedanken aus. Die Idee, auf welcher das Stück ſich aufbaut, iſt die der unbedingten, grenzenloſen Pflichttreue des Unterthans gegen ſeinen Monarchen. Was Letzterer und ſeine Anverwandten auch begehen mögen, dieſe Pflichttreue darf nicht wanken. Dem alten Bankban wird das Glück des Familienlebens, die Ehre des Hauſes zerſtört und zu all' dem Leid noch Schmach zugefügt, er aber bleibt unerſchütterlich in ſeiner Loyalität und Ergebenheit für den König. Das iſt unnatürlich und widerlich und keine Virtuoſität der Behandlung kann uns mit einem ſolchen Stoffe ausſöhnen. Durch dieſes Stück weht in der That die Luft des Laibacher Congreſſes, und je mehr man Grillparzer's Genius bewundert, deſto betrübter wendet man ſich von dem „Treuen Diener ſeines Herrn“ ab. Selbſt ein alter Conſervativer, wie Wolfgang Menzel,

Digitized by Google

dem wahrlich niemals demokratische Parteirücksichten das literarische Urtheil getrübt haben, spricht mit Unwillen über die „Mißhandlung eines edlen historischen Stoffes", die sich Grillparzer zu Schulden kommen ließ, und nennt den Bankban das Ideal der Servilität.

Zwei andere Dramen Grillparzer's sind gleichfalls der österreichischen Geschichte entnommen. Sie heißen „Libussa" und „Ein Bruderzwist im Hause Habsburg". Von beiden kennt man, obwol sie seit Jahren vollendet im Schreibtisch des Dichters liegen, nur einzelne Bruchstücke voll poetischer Schönheit und geistigen Adels. Zu einer vollständigen Veröffentlichung, sei es durch den Druck oder auf der Bühne, war Grillparzer nie zu bewegen. Dafür gelang es Laube, ihm das Fragment „Esther" zu entreißen und dem Repertoir des Burgtheaters einzuverleiben. Es sind zwei Acte, deren Fortsetzung der Dichter meines Wissens nicht versuchte, ein Bruchstück und doch ein Ganzes, lebensfähig und in sich abgeschlossen. So rein und echt wie in dieser Spätfrucht hat Grillparzer's Poesie sich nie gezeigt; die Strahlen der Leidenschaft, die in der Liebe des Königs zu der schönen Jüdin aufflammen, beleuchten die Weisheit, die tiefen Gedanken des Dialogs. In seiner durchsichtigen Klarheit ist dies herrliche Fragment nur mit Goethe zu vergleichen, und ein wahres Juwel unserer modernen Bühnendichtung.

Hochpoetisch, wenngleich etwas traumhaft, war auch jenes viel ältere, von den deutschen Theatern außerhalb Wiens nicht viel beachtete Drama: „Der Traum ein Leben", das Grillparzer als Gegenstück zu Calderon's: „Das Leben ein Traum" dichtete. Hier wie in fast allen Werken des nun achtzigjährigen Poeten waltet ein mildes, wohlthuendes Licht, das durchdringt und erwärmt, das von innen ausstrahlt und dem Zuseher alle Personen und Dinge in einem hellern und schönern Glanze zeigt. Wie jeder bedeutende Dichter ist Grillparzer in hohem Grade unmittelbar; von Reflexion läßt sich bei ihm kaum eine Spur entdecken. Seine Personen reden häufig weise, niemals geistreich; sie sind natürlich, ungezwungen, alles Gesuchte und Geschraubte war ihm stets verhaßt. — —

Bei Gelegenheit der Feier, die Wien für Grillparzer veranstaltet, wird Mancher Mittheilungen über den Lebensgang des Gefeierten erwarten. Die Neugier ist so verzeihlich. Der Mensch wächst ja mit seinen Werken zusammen und man kann letztere unmöglich ganz von der Person trennen. Unter den Lesern des „Salon" sind gewiß Viele, die Grillparzer's Biographie genau kennen lernen möchten. Sie ist noch nicht geschrieben worden und es wird auch sehr schwer sein, sie zu schreiben. Denn Grillparzer hat rein innerlich gelebt und seine Schicksale sind so einfach, so gewöhnlich, daß der Erzähler derselben nur kurzen Athem nöthig hat. Es war ein stilles Beamtendasein, das Grillparzer seit seiner Jugend führte. Abgeschlossen gegen das Treiben der Welt, nur mit wenigen Freunden verkehrend, fleißig schaffend und arbeitend, sah er die Zeit dahinfließen. Sein allmälig wachsender Ruhm brachte ihn in der Beamtenlaufbahn nicht eben schneller vorwärts. Er war längst ergraut, als man ihm den Titel eines Hofraths verlieh, und die einzige Auszeichnung, die ihm in Gestalt eines Ordens zu Theil ward, verdankt er nicht seinen schönen Dramen, sondern einer gereimten Loyalitätskundgebung.

Grillparzer's äußere Erscheinung verrieth auch in seiner Jugend, wie mir erzählt wird, nichts von dem hohen Geist, den die bescheidene Hülle verbarg. Alter und Kränklichkeit haben sie noch mehr herabgedrückt. Er ist ein

Digitized by Google

kleiner, schmächtiger Mann mit schmalem Kopf und hagerm Gesicht, das den Stempel des Leidens und der üblen Laune trägt. Seine Augen haben noch viel Lebendigkeit und blicken forschend und scharf. Obwol die Jahre seine Beweglichkeit etwas beeinträchtigen und er vor einigen Sommern durch einen Fall im Römerbade Tüffer den Fuß gebrochen, geht er doch noch häufig aus und erklimmt ohne fremde Beihülfe den vierten Stock, den er bewohnt. Auch empfängt er Besuche von Bekannten nicht ungern und weiß, wenn er sich leidlich wohl fühlt, ein anregendes Gespräch im Fluß zu erhalten; gegen Fremde ist er sehr zurückhaltend und scheu, zeigt auch zuweilen unverhohlen, daß sie ihm lästig sind. Obwol er nie verheirathet war, steht er doch nicht allein. Die Hand einer treuen Freundin, die einst als gefeierte Schönheit galt und an seiner Seite alt geworden, pflegt und hegt ihn auf das Beste. So hat er die Bitterkeit, die das Leben eines alten Hagestolzen mit sich bringt, kaum kennen gelernt.

Grillparzer's reicher und feiner Dichternatur fehlte nur Eins: die Liebe zur Freiheit. Selbst bei seiner Jubelfeier darf das nicht verschwiegen werden, wenn man nicht unwahr sein will. Zwar im Vormärz klagte auch er, heimlich und verstohlen natürlich, unter guten Freunden, über den unerträglichen Geistesdruck, der auf Oesterreich lastete. Als jedoch der Stoß kam und im Frühling 1848 die starre Eisrinde barst, die das öffentliche Leben überzogen hatte, da erschrak er und mahnte sofort zur Besonnenheit, zur Ruhe und Mäßigung.

Die Gleichgiltigkeit gegen die Freiheit ist freilich bei einem Dichter, der Bankban's Loyalität im Widerspruch mit der historischen Wahrheit so rührend schilderte, nur allzu begreiflich. Grillparzer ist ein Oesterreicher von altem Schlage, seine politische Denkweise stammt aus der Vergangenheit und gehört ihr auch an.

Aus dieser rückwärts gewendeten Richtung erklärt sich auch Grillparzer's Haltung gegenüber den deutschen Einheitsbestrebungen. In seiner Jugend, in seinem Mannesalter — was war damals Deutschland? Sein erstes Drama erschien während des Wiener Congresses, auf dem die französische und russische Politik den Ton angaben und Deutschland um den Lohn für alle Blutopfer, um die Früchte seiner Siege betrogen. Oesterreich hatte bei dieser schmähligen Intrigue seine Hand im Spiel; Metternich war mit Kaiser Alexander und Fürst Talleyrand vollkommen einverstanden. Wer ein guter Oesterreicher war — und Grillparzer stand stets im Rufe eines österreichischen Patrioten — der betrachtete Deutschland in jenen Tagen als einen geographischen Begriff. Diese Anschauung behielt Grillparzer bis heute. Für das heiße Ringen des deutschen Volks um ein gemeinsames Vaterland, für den Kampf, den die Besten der Nation durch ein halbes Jahrhundert geführt, hatte er weder Theilnahme noch Verständiß.

Das deutsche Volk läßt ihn das nicht entgelten, er ist heute anerkannt und als Dichter hochgeachtet! Nicht nur in Wien, sondern auch in anderen deutschen Städten erinnert man sich seiner in dankbarer Huldigung. Die Poesie schwebt über der Politik; der Gedanke an die politischen Grundsätze Grillparzer's soll die Verehrung nicht verkümmern, die wir dem großen Poeten schulden.

Karl von Thaler.

Digitized by Google

Vierzehn Tage im Elsaß.

Blätter aus meinem Reisetagebuche.

(1869.)

Von **Adolf Stahr.**

II. Der Teufel a. D.

Barr, 27. October 69.

Heute schüttete mir der würdige alte Herr sein Herz aus über die Nöthen des Protestantismus und der protestantischen Kirche im Elsaß. Nicht genug, daß dieselbe unter dem gegenwärtigen Regimente und durch den Einfluß der bigottkatholischen Spanierin, in der das heutige Frankreich seine Kaiserin und gelegentlich sogar seine factische „Regentin" zu besitzen und zu wahren die Auszeichnung genießt, gar viele Anfechtungen zu erleiden habe, erhebe in ihrem eignen Schooße seit einiger Zeit ein sectirerisches hyperorthodoxes Lutherthum (gerade wie bei uns!) verwirrend, Unheil und Zerwürfniß stiftend gegen jede rationelle Richtung, drohend das Haupt, wie es ihm dann selber in seiner eigenen Umgebung schwer zu schaffen mache. Die an der Spitze dieses mittelalterlich orthodoxen Wesens stehenden streitsüchtigen und intriguanten Geistlichen, welche sich sogar gelegentlich auch mit Teufelaustreibung und dergleichen zu schaffen machten, erfreuten sich des heimlichen und offenen Vorschubs in den höheren Regionen; und wenn das so weiter fortgehe, so sei kaum abzusehen, bis zu welchem Unheil diese Bestrebungen das Volk im Elsaß führen möchten. „Sind es doch", rief er aus, „noch keine zweihundert Jahre her, daß auch hier bei uns der Glaube an den Teufel und was darum und daran hängt zu den entsetzlichen Gräueln der Hexenprocesse und Scheiterhaufen geführt hat!"

Und so ist es in der That. Auf meinem Tische liegt ein Heft von des Pfarrers Hand geschrieben, enthaltend Auszüge aus den Acten des Schloßarchivs der weiland Herren von Landsberg, die ihren Herrschersitz auf der oberhalb Barr jetzt in Trümmern liegenden Dynastenburg hatten, und noch vor anderhalbhundert Jahren die hohe Gerichtsbarkeit über ihre Eingesessenen in ihren unterthänigen Ortschaften ausübten, Acten über Hexenprocesse, die vor hundertachtzig bis neunzig Jahren hier stattgefunden hatten. Aus diesen sogenannten Malefizprotocollen, die jedoch nur sehr unvollständig erhalten sind, ersehe ich mit Schaudern, daß in der Mitte des siebenzehnten Jahrhunderts während eines einzigen Jahres in der kleinen Dorfgemeinde des nahebelegenen Oertchens Niederehnheim zwölf Personen, und im Laufe der nächsten drei Jahre sechsundzwanzig Personen, meist Ehefrauen und Wittwen, wegen Verführung durch den Teufel als Hexen processirt, zum Scheiterhaufen verurtheilt und den gräßlichen Feuertod gestorben sind! Neben den Namen der unglücklichen Opfer steht in dem „Malefizbuche" das confiscirte Vermögen derselben in Gelde verzeichnet, von dem der vierte Theil „der Herrschaft", d. h. den Herren von Landsberg, zufiel, die also in diesen Processen nebenbei eine nicht unbedeutende Einnahmequelle besaßen.

Alle diese Unglücklichen haben, wie die Protocolle besagen, das ihnen zur Last gelegte Verbrechen: „Verkehr mit dem Teufel", letztlich eingestanden — aber alle erst dann, nachdem sie ein oder mehrere Male die „peinliche

Digitized by Google

Frage" der Folter erlitten hatten, oder, wie es in dem Malefizprotocolle mit schauerlicher Naivetät heißt: „nachdem Meister Hans (der Henker) sie ein weniges uffzogen, mit oder ohne Gewichte!" Was es mit diesem „Aufziehen" für eine Bewandniß hatte, darüber kann man sich in der Sammlung der Folterwerkzeuge im bayrischen Nationalmuseum zu München mit Grauen belehren. Der Hergang des Proceßverfahrens ist bei allen Angeklagten ziemlich derselbe. Sämmtliche in Haft Genommene werden zuerst „gütlich" examinirt, und da sie nicht gestehen, mit Anderen, die schon auf der Tortur gewesen und „von Meister Hans mit oder ohne Gewicht, Steinen u. s. w. uffzogen worden", confrontirt; oder es werde ihnen die gegen sie gerichteten Aussagen der bereits Hingerichteten vorgelesen, und wenn sie trotzdem „hartnäckig beim Leugnen verblieben", werden sie selber schließlich zur Folterbank geführt." Die meisten halten die Folterqualen nur ein- bis zweimal aus, dann gestehen sie, was die die Untersuchung führenden Herren eben gestanden haben wollen: nämlich, daß ihnen der Teufel (aber meistens in der Gestalt des Mannes oder des Geliebten) zum erstenmale erschienen sei, daß sie „seines Willens lebten" und daß sie erst beim Verschwinden merkten, daß er einen „Hundsdotzen"(Hundefuß) oder einen Gänsefuß habe. Bei den folgenden Erscheinungen werden sie von ihm angemuthet und gezwungen: Gott und die lieben Heiligen zu verleugnen, an ihn (den Teufel) zu glauben und ihm zu folgen. Dann wird ihnen in der Regel angekündigt, daß sie Hochzeit mit ihm halten müßten, unter einem Eichbaume, auf irgend einem nahegelegenen Berge oder im Walde. Bei diesen teuflischen Hochzeiten giebt sich der Teufel verschiedene Namen, so auch der Hochzeit selbst. Die Teufelsbräute tragen Kränze von Laub oder Stroh, es wird geschmaust „Gesottnes und Gebratnes", aber immer, wie ausdrücklich bemerkt wird, ohne Salz und Brod! Es sind „Spielleute" dabei, es wird „getanzt und gesprungen", und dann auf Gabeln, Stöcken, Hunden, Geisböcken wieder heimwärts geritten. Die armen Frauen bekennen dann, vom Teufel ein verzaubertes Stabel, oder ein Pulver von dunkler oder weißer Farbe erhalten zu haben, mit dem sie Menschen und Vieh beschädigen, siech machen oder tödten. Manche gestehen vierzehn bis zwanzig Morde, schandbaren Mißbrauch des heiligen Abendmahles, Beschädigung oder Tödtung von Hausthieren und andere oft noch tollere Dinge: wie sie Nebel machen, um die Eicheln, Trauben und Früchte zu verderben, wie sie Hagelunwetter brauen in Häfen, die sodann umgestoßen werden, wie das Geld, das ihnen der Teufel gegeben, sich oft in Laub und Stroh verwandelt u. s. w. Und alle diese wahnsinnigen Geständnisse entreißt den Unglücklichen immer nur erst der entsetzliche Folterschmerz. Genauer sind diese Foltern in den Malefizprotocollen nicht beschrieben; es heißt in denselben, wie schon bemerkt, nur lakonisch: „Meister Hans habe sie ein weniges uffzogen!" Beim zweiten Male werden ihnen schwere Gewichte an die Füße gehängt und bei fortwährendem Nichtbekennenwollen werden sie auf einen Stuhl gesetzt und ein Kranz von Nagelknöpfen ihnen um den Hals gelegt. Dieser letzten Folterqual widersteht Keine.

Ich kann es mir nicht versagen, aus dem Malefizbuche eine Copie eines „Urtheils" herzusetzen, welches nach vollendetem Proceßverfahren, Zeugenverhör und bestandener Folter wider eine solche Unglückliche schließlich gefällt worden ist. Es lautet wie folgt:

„In peinlichen Malefizsachen zwischen dem wohledlen und gestrengen Herrn des wohllöblichen Namens und Stammes von Landsberg und den

Digitized by Google

wohlverordneten Herrn Anwälden, als Klägern an einem; Entgegen und wider Margredt, Mattheiß Cuntzmanns, Bürgers zu Meistratzheim Hausfrauen, Beklagte, anderntheils — Wegen ihrer bekannten mannigfaltig begangenen Zauberei und Hexerei sind die sieben vorgestellten Zeugen, vor welchen sie, Margredt, der ihr vorgelesenen Missethaten geständig gewesen, von einem ehrsamen Malefizrichter für gut und genugsam erkannt und angenommen. Anlangend ihre vielfältig geübte und begangene Zauberei und Hexerei, indem sie Gott den Allmächtigen und alle Heiligen verleugnet, mit dem Teufel sich vermischet, auch vielfältige Mordthaten an Menschen und Vieh und andere mehr mannigfaltig begangene Zauberei und Hexerei: ist, ihrer Inredt' (Einrede) unverhindert durch einen Ehrsamen Malefizrichter mit Urtheil zu Recht erkannt:

„Daß, weil sie, Margredt, mit ihrem Leibe gesündigt, sie auf den heutigen Tag mit demselben auch zu büßen schuldig sein sollte.

Soll deswegen, weil sie wider die Gebote Gottes vielfältig ungöttlich und unchristlich gehandelt, mit Leib und Leben büßen, Nemlich dem Nachrichter alsobald übergeben und an die Hand befohlen und geliefert werden, der sie an die gewöhnliche Richtstatt führen, mit einer eisernen Kette an einen Pfahl gebunden, mit lebendig schwebendem Feuer vom Leben zum Tode richten und zu Pulver und Asche verbrennen soll; auch folgends die Aschen davon unter das Hochgericht verdolben (verscharren), daß weder Menschen noch Vieh davon mehr Schaden geschehe; ihre zu wohlverdiente Strafe anderen bösen Menschen zu einer Verwahrung sich zu bessern und von dem Bösen abzustehen, den Frommen zu einem guten Exempel, im Guten zu verharren."

„Kann sie bei der Obrigkeit Gnad erlangen, mag's ihr ein ehrsamer Richter wol gönnen. Der allmächtige Gott wolle ihrer armen Seele gnädig sein, uns Allen gnädiglich verzeihen, seine Barmherzigkeit uns verleihen und mittheilen! Amen!"

Worin die bei der Obrigkeit zu erlangende „Gnade" bestand, sagt uns eine Nachbemerkung zu dem vorstehenden Urtheil, in welcher es heißt:

„Hat auf ihr bittliches Anhalten bei der Obrigkeit Gnad erlangt, daß sie mit dem Schwerdt gerichtet werde und hernach verbrannt werden soll, welches geschehen ist Montags den 8. Februar Anno 1670."

Der letzte in den erhaltenen Resten des erwähnten Malefizbuchs verzeichnete Teufels- und Hexenproceß ist aus dem Jahre 1672; — die übrigen Blätter sind im Original ausgeschnitten. Er ist vielleicht von allen der jammervollste, und das ausführlich erhaltene Protocoll gewährt ein grausenhaftes Bild des damals herrschenden Wahnsinns.

Das Opfer war diesmal die Ehefrau eines Bürgers zu Niederehnheim. Eine kurz zuvor als Hexe verurtheilte und hingerichtete Bürgerfrau desselben Orts, hatte sie unter den Qualen der Tortur, bei der Frage nach ihren Mitschuldigen, als solche „angegeben". Sie wurde in Haft genommen und nicht weniger als achtzehn Zeugen gegen sie abgehört, deren Aussagen, alle sorgsam in dem Protocoll verzeichnet, ein Gemisch von so handgreiflichem kindischen Unsinn enthalten, daß es Einem schwindelt bei dem Gedanken, wie auf solche Albernheiten hin nur halbwegs verständige Menschen ein verurtheilendes Verdict zu sprechen vermochten. Rührend ist es zu lesen, wie das unglückliche Weib fortwährend ihre Unschuld behauptet und einmal ausruft unter Thränen: „Ach, wenn nur unser Herr Gott ein Wort reden könnte, er

Digitized by Google

würde sagen, daß sie nichts Böses gethan habe!" — Als eins der am meisten gravirenden Beweise für ihren Zusammenhang mit dem Teufel wird von einem Zeugen geltend gemacht: daß sie mehrmals bei eigenen und fremden Unglücksfällen in Lachen ausgebrochen sei." Vergebens beruft sie sich dagegen auf den Umstand, daß dieses Uebel des Lachkrampfs erblich in ihrer Familie sei. Sie findet keinen Glauben. Ihre Mutter, ihr Vater, der eigene Ehemann, mit denen Allen sie im besten Einvernehmen bis dahin gelebt, wagen kein Wort für sie zu sprechen, aus Furcht in ihren Proceß mit verwickelt zu werden! So von Allen verlassen behauptet sie in den Verhören fort und fort ihre Schuldlosigkeit in der rührendsten Weise. Einmal lautet ihre Betheuerung in dem Protocolle: „Wenn ich bei irgend einem Hexentanz oder Zauberwerk gewesen bin, so will ich gleich auf der Stelle untergehen!" „Dabei" — so heißt es weiter — „lamentirte sie viel wegen ihren Kindern und hat dann, den Rosenkranz in der Hand haltend, in der Stille gebetet. Auf Befragen: was sie bete? geantwortet „das Vater unser!" Ferner, heißt es, sagte sie zu ihren Richtern und Anklägern: „Ihr lieben Herren, wenn mich Jemand an den Tanz oder jenen Tanz (mit dem Teufel) *gesehen* hat, so" — und schwieg dann stille. Man sieht leicht, daß die Arme ihr sehr logisches Raisonnement mit den Worten „so müßte er doch auch dabei gewesen sein" voll auszusprechen sich scheute, weil sie ihre Richter und Zeugen zu beleidigen fürchtete!

Als Beweis ihrer Eigenschaft einer Teufelsverbündeten findet sich sogar ihre ruhige Fassung bei Unglücksfällen geltend gemacht. Es heißt nämlich in dem Protocolle: „Da ihr vorgehalten wurde, daß sie ein so großes Unglück mit ihrem Vieh gehabt, indem ihr da eine Kuh und dort eine gefallen sei, habe sie es nicht geachtet, sondern darüber gelacht — sagte sie: „Was schadet es denn! man muß das Vieh ziehen im Glück und im Unglück." Daß sie aber darüber gelacht, dafür könne sie nichts; das Lachen wäre so in ihrer Freundschaft (Familie), ihr Vater lache auch also."

So vertheidigt sie mit eben so viel Klugheit und gesundem Verstand als offener Ehrlichkeit und rührender Zuversicht auf ihre Unschuld durch das ganze Protocoll der verschiedenen Verhöre hindurch ihre Sache. Ihr Fall muß wichtig gewesen sein, denn „der hochedle und gestrenge Junker Georg Ludwig von Landsberg und der Junker von Duttling" wohnten den Verhören bei, und ein Doctor Juris, Herr Weylandt, examinirte sie. In allen diesen gütlichen Verhören stand der Scharfrichter neben ihr und zeigte ihr von Zeit zu Zeit die verschiedenen Folterwerkzeuge vor, um sie durch die Angst zum gütlichen Geständnisse zu bringen. Allein, sie gestand Nichts, und als ihr von dem Inquirenten vorgehalten wurde: „Ob sie so viele ehrliche Leute, die geschworen hatten, zu Meineidigen machen wolle?" da lautet ihre Antwort: „Es hätten schon Manche falsche Eide geschworen, sie müßten es einmal in der Hölle büßen, und auch diese (die Zeugen) würden ihren Lohn dafür schon empfangen. Sie selber aber wolle das *heilige Abendmahl darauf empfangen, daß sie ein frommes Herz habe und ein gutes Gewissen.*" Daß man sie schon früher verklagt habe, wisse sie wol: der verstorbene Junker „wäre ihr nie hold gewesen. Aber Gott wird mich nicht verlassen; aber ich gebe es Denen auf ihr Gewissen und ihre Seele, die mich hierher gebracht haben!"

Auf die lächerlich elenden Beschuldigungen: daß sie auf einem Geisbock geritten, daß sie dem Pfarrer von Gutzwiller Butter verkauft habe, die zum

Kamin hinausgeflogen sei, sagte sie: „O mein Jesus, wer hat denn solches gesehen? Wer kann es sagen? Wenn etwas zu Straßburg geschehen ist, muß ich es gethan haben! Sie wäre unschuldig, sie wisse nichts, sie kenne nichts Böses, und zum Zeichen ihrer Unschuld wolle sie nach ihrem Tode ihrem Manne in weißen Kleidern erscheinen."

Als man ihr endlich wegen ihrer großen Hartnäckigkeit mit der Folter droht, ruft sie aus: „Reißet mir eine Ader nach der andern aus, ich muß es leiden, aber gestehen kann ich nichts! Ich kann nur einmal sterben. O, die Leute müssen einmal Rechenschaft geben am jüngsten Gericht!"

Auf die Anschuldigung, daß sie geäußert habe: „sie wolle wol ein Stück Geld zulegen, wenn ihr Ehemann etwas für sie zahlen wolle", und auf die verfängliche Frage: wie viel sie wolle zahlen helfen? erwiedert sie ebenso verständig als richtig: „wenn sie was zahlen wollte, so würden die Leute sagen, sie wäre also, wie man ihr nachrede, das heißt eine Hexe. Sie könne nichts versprechen und wolle lieber sterben."

Das arme Weib stand da vor ihren unbarmherzigen Peinigern, allein gestützt von dem Bewußtsein ihrer Unschuld; denn ihr Mann, ihre Eltern, alle Freunde hatten sie verlassen. Das Protocoll sagt ausdrücklich: „sie begehrten nicht zu ihr." Die Ursache liegt am Tage. Vielleicht konnten auch sie verdächtigt, in Haft genommen, gütlichem Verhör unterworfen und später gefoltert werden! Aus dem ganzen Protocoll geht hervor, daß die Angeklagte ihren Richtern überlegen war, und daß die letzteren eine Art beschämender Empfindung davon hatten. Blieb also nur noch die Folter übrig, die ja letztlich immer zum Siege über „die Verstocktheit" und „Hartnäckigkeit" der Angeklagten führte. Da warf die Arme den letzten Hoffnungsanker, der Tortur zu entgehen, durch die Erklärung aus: daß sie seit zwei Monaten schwangeren Leibes sei.

„Darauf", heißt es in dem Protocoll, „ist von hochlöblicher Obrigkeit (d. h. von dem Junker von Landsberg) erkannt worden: noch etliche Wochen zuzusehen, ob dem also sei? inmittelst aber sie in gefänglicher Haft zu behalten und ein summarisches Extractum und Bericht aus den Acten aufzusetzen *), und der löblichen Juristenfacultät in Freyburg Gutachten zu erfordern, ob man auf die vorliegenden Inzichten (Aussagen der Ankläger und Zeugen) trotz des Zustandes der Angeklagten ad torturam gehen möge oder nicht."

Und die „löbliche Juristenfacultät von Freyburg hat ihr „erfordertes" Gutachten gegeben. Es liegt vor uns im Original, ist datirt vom 9. August 1672 und enthält auf siebenundfünzig Folioseiten eine im Juristenlatein geschriebene Consultation, in deren Eingange die löbliche Facultät bittet: daß Gott sie erleuchten und ihren Geist auf den Weg der Gerechtigkeit und Billigkeit leiten möge (Deus illuminet intellectum nostrum et ducat eum in fiam justitiae et aequitatis!)! Und diese Erleuchtung läuft darauf hinaus, daß das Gutachten es recht und billig erkennt: daß die Martha „ahn (an) die Folter zu spannen sei."

Wozu ich Euch diese Dinge erzähle? Weil diese Gräuel in ihren letzten Ausläufern noch fortgedauert haben in dem Jahrhunderte, welches bereits Lessing und Herder, Goethe und Schiller als Apostel der Aufklärung

*) Dieser summarische Bericht ist erhalten und die Quelle der obigen Darstellung.

Digitized by Google

und Erleuchtung der armen blinden Menschheit zu besitzen das Glück hatte; und weil es jetzt im Jahre 1869 in und außerhalb der „hochaufgeklärten" Intelligenz-Hauptstadt eine Menge Pfaffen und Pfaffengenossen giebt, welche schlechterdings den Teufel und den Glauben an den Teufel als nothwendig zum wahren Christenthum und zum Seelenheil der Menschheit zu stempeln und wieder einzuführen bestrebt sind. „Lächerlich!" — sagen die Indifferentisten und Superklugen, die nirgends Reaction sehen. Nein! sage ich. Jene Bestrebungen à la Knaak und Consorten sind nichts weniger als lächerlich. Ihr Treiben ist entsetzlich, ist bedrohlich, ist furchtbar. Denn es muß — wenn es gelänge — wieder ähnliche Gräuelzustände wie die eben geschilderten über die Menschheit bringen. Ist die leibliche Existenz des Teufels und der Glaube an ihn wieder officiell, nun, so ist das auch der Fall mit des Teufels Activität und mit dem Glauben an dieselbe. Denn ein Teufel ohne alle Wirksamkeit, ohne Function und Thätigkeit zur Verführung der Menschen, ein Teufel a. D. so zu sagen, ist sicherlich nicht im Sinne der eifrigen Orthodoxen, wie das obenerwähnte Beispiel der Elsasser Zeloten der Teufelsorthodoxie genugsam beweist. Folglich ständen wir mit der weitern Ausbreitung derselben und ihres Teufelsglaubens wieder ziemlich dicht an Hexerei, Zauberei und Teufelskünsten und an Hexenprocessen mit obligater Folter und Scheiterhaufen!

Berichtigung.

In der von Herrn Director F. Kreyßig im vorhergehenden Hefte des „Salon" gegebenen freundlichen Uebersicht der schriftstellerischen Arbeiten des Unterzeichneten ist es auf S. 440 dem Herrn Verfasser begegnet, meine unter dem Titel: **Torso.** „Kunst, Künstler und Kunstwerke des Alterthums", zu Braunschweig bei Vieweg 1854 und 1855 erschienene Geschichte der antiken Bildkunst mit einem Buche ähnlichen Titels zu verwechseln. Das dort von Herrn Kreyßig mir zugeschriebene Buch: „Torso und Korso" (erschienen Berlin 1859) hat zum Verfasser Herrn Hermann Lessing und zum Inhalte dessen Beobachtungen und Bemerkungen über das alte und neue Rom während eines Winteraufenthaltes daselbst.

Berlin, im Januar 1871.

Adolf Stahr.

Digitized by Google

Schloss Boursault.

Digitized by Google

Schloß Bourſault.

10. September 1870.

Die Schlacht von Sedan war geſchlagen,
Ein Kaiſerthron in Staub zerkracht.
Doch weiter ſtob mit Roß und Wagen
Einher das tolle Kriegesjagen,
Wie Stürme ſauſen durch die Nacht.

Im Rücken blieben die Ardennen
Und Rheims mit ſeinem Wunderdom.
Der Gaumen lechzt, die Sohlen brennen —
Nicht Ruh', nicht Raſt im Vorwärtsrennen,
Es hemmt uns weder Berg noch Strom.

Hinan die ſteilen Felſenwände,
Durch ſchattenloſe Rebenreih'n!
Da — an der Tageswandrung Ende —
Welch' paradieſiſches Gelände
Enthüllt ſich uns im Abendſchein?

Ein Grafenſchloß mit ſtolzen Zinnen
Schaut von der Bergwaldshöh' in's Land.
Aus Grotten Schaumkaskaden rinnen,
Und mondbeſtrahlte Wellen ſpinnen
Der Marne glitzernd Silberband.

O hartes Loos, das uns beſchieden,
Zu ſtören ſolche Götterflur!
O hehre Stille, weltgemieden!
Wie Liebesmahnung zog dein Frieden
In's Herz uns, heilige Natur.

Gelagert an des Waldes Säumen,
Wo ſich der Menſch ein Eden ſchuf,
Umrauſcht von hohen Ulmenbäumen,
Vergaßen wir in holden Träumen
Des Kriegers ſchrecklichen Beruf.

Es ging wie eine leiſe Klage
Ein Sehnſuchtsgruß durch unſre Schaar;
Auf allen Lippen lag die Frage:
Wann endlich wird die ſchöne Sage
Von einem Menſchheitsfrühling wahr?

Wann werden die bethörten Maſſen
Sich auf dem weiten Erdenrund
Nicht mehr durch Ruhmſucht, Neid und Haſſen
Zu Krieg und Mord verhetzen laſſen,
Ein freier, ſtarker Völkerbund?

Wann endlich? ... Ach, dies Bild der Wonne,
Das uns ein Zaubereiland wies,
Erbleicht im Licht der Morgenſonne!
Zum Marſch formirt ſich die Kolonne —
„Vorwärts! Gen Weſten! Nach Paris!"

Adolf Strodtmann.

Digitized by Google

Harmlose Briefe eines deutschen Kleinstädters.

An den Herausgeber des „Salon".

Aus Deutschland im Januar 1871.

Es ist Ihnen nicht unbekannt, lieber Freund, daß ich mir einbilde, von Zeit zu Zeit gute Ideen zu haben. Ich weiß nicht, ob ich Ihnen schon früher von meinem Projecte gesprochen habe, mit Benutzung des Georg Hesekiel'schen Kochbuchs ein literarisches Receptbuch herauszugeben. Ich habe Beiträge von den bedeutendsten zeitgenössischen Schriftstellern gesammelt, und einige Abschnitte sind bereits fix und fertig und werden zur Lösung des Problems: ohne irgend etwas gelernt zu haben und ohne auch nur eine Spur von Talent zu besitzen, dennoch ein gelesener Schriftsteller zu werden, wesentlich beitragen.

Das einleitende Capitel, „Wie man einen Leitartikel schreibt, ohne sich etwas dabei zu denken", stammt aus der Feder eines unserer gediegensten Publicisten.

Für das Capitel, „Die Kunst von sich reden zu machen", haben mir Robert Hamerling (Specialität für Erzielung von Auflagen), A. Mels (Specialität für literarisches Remorqueursystem), der Verfasser des „Schuldbuch Napoleon's" (Specialität für Widmungen) und sonstige ausgezeichnete Schriftsteller werthvolle Winke gegeben.

Mit besonderer Sorgfalt ist das Capitel „Die Kunst in patriotische Wallung zu gerathen, oder: wie man ein Kriegsgedicht schreibt", behandelt worden. Da das Thema noch zeitgemäß ist, will ich Ihnen hier einige Mittheilungen aus diesem Abschnitte geben.

Die Kriegspoesie zerfällt in vier verschiedene Perioden. Erste Periode: Aufruf zum Kampf. In dieser Periode ist der Feind mit äußerster Mißachtung zu behandeln. Man nenne den Franzosen nie anders als Welschen oder Franzmann, den Russen Kosacke, den Engländer falschen Briten; man spreche stets von einem deutschen Flusse oder von mehreren deutschen Flüssen; man reime stets Sieg mit Krieg. Dies für die äußere Form. Inhalt: Man muntere das Volk auf, zu den Waffen zu eilen, obgleich dies eigentlich sehr überflüssig ist, da bei der vorzüglichen Armeeorganisation des norddeutschen Bundes die wehrfähigen Mannschaften so wie so ausgehoben, Freiwilligencorps aber gar nicht geduldet werden. Beispiel:

„Auf, deutsches Volk, zum Kriege!
Was stehst und zauderst Du?
Zum Kampfe oder Siege,
Sonst giebt es nimmer Ruh'.

Der Welsche steht am Rheine!
Das Schwert zur Hand! Hurrah!
Auf, mach' Dich auf die Beine,
Stolze Germania!"

Zweite Periode: Nach den ersten Siegen, wenn gar kein Grund vorhanden ist, entmuthigt zu sein, muß es der rechtschaffene patriotische Dichter

Digitized by Google

für seine Aufgabe halten, vor Entmuthigung zu warnen; denn als allgemeine Regel bei den patriotischen Gedichten ist hinzustellen, daß diese überhaupt ganz und gar überflüssig sind. In dieser zweiten Periode ist zunächst der elegische Ton anzuschlagen. Man weise auf die Schlachtfelder hin und mache dann einen kühnen Sprung, um von Neuem den Ton der ersten Periode wieder anzuschlagen. Beispiel:

„Zerfetzte Fahnen, Todeswunden,
Sedan und Metz, o grause Stunden,
Das Herzblut floß, es sinkt der Muth,
Das ew'ge Siegen thut nicht gut.

Doch haltet fest, wie's Loos auch falle,
Nur vorwärts zu des Ruhmes Höh'n!
Wir könnten doch auf keinem Falle
Zur Heimat jetzt nach Hause gehn."

Dritte Periode: Warnung vor faulem Frieden. Wiederum, wenn gar kein Grund vorhanden ist, einen faulen Frieden zu besorgen. In dieser Periode ist stets das Wort zu citiren, daß die Feder der Diplomaten nicht verderben möchte, was das Schwert des Kriegers gut gemacht. Außerdem ist der neutralen Mächte in dieser Periode stets mit einiger Mißachtung zu gedenken. Beispiel:

„Kein fauler Friede! Was das Schwert gethan,
Nicht fasse es die feile Feder an.
Was will der Schwächling an der Donau Strand?
Was will das Krämerpack von Engelland?

Halt fest, o König! Was das Schwert gewann,
Das geht ja die Neutralen gar nichts an.
Noch halten wir das Schwert in nerv'ger Hand;
O, schwanke nicht, mein starkes Vaterland!"

Vierte Periode: Dieselbe läßt sich in das eine Wort: Zurück! zusammenfassen. Grundcharakter: schmerzlich bewegt. Der Krieg hat nun lange genug gedauert. Die Sehnsucht nach dem Frieden sucht nun ihren poetischen Ausdruck. In dieser Periode ist von den Neutralen nicht mehr die Rede, auch nicht mehr von faulem Frieden. Jetzt ist es an der Zeit, einige stille Besorgniß darüber durchblicken zu lassen, ob denn auch das Ergebniß der gebrachten Opfer werth sei, ob die Freiheit des Volkes durch die Siege vermehrt werden wird. Die Heerführer, die ihre Schuldigkeit gethan haben, können jetzt gehen, ja, es ist sogar gestattet, sie Attila, oder Geiserich, oder Nero zu nennen. Beispiel:

„O, grauser Krieg, willst Du denn niemals enden?
Wo ist der Gott, der endlich Friede spricht,
Und aus den blutgetränkten Händen
Die Blume Freiheit für die Völker bricht?

Genug des Mordens und genug der Qualen,
Reizt, König, Dich der Ruhm des Geiserich?
Und sollen unsre Brüder gleich Schakalen
Auf ihre Beute würgend stürzen sich?

Sehnt sich der Gatte nicht zur Gattin wieder?
Sehnt sich zur Mutter nicht der treue Sohn?
O, senktest Du Dich, goldner Friede nieder
Und sprächen wir zu Dir erst: hat ihm schon!"

Diese vier Perioden reichen für den Bedarf während des Krieges vollkommen aus.

Digitized by Google

Das nächste Capitel giebt die nöthigen Anweisungen über „Die Kunst, in vierundzwanzig Stunden ein Buch über den Geist des neunzehnten Jahrhunderts und besonders über Geist, Gemüth und Publicität in Paris“ zu schreiben. Die Anweisung ist sehr einfach: man nehme das Werk eines beliebten französischen Schriftstellers, das große Erfolge errungen hat, suche aus diesem diejenigen Capitel heraus, welche sich zur Uebersetzung am meisten eignen, übersetze dieselben so ungeschickt wie irgend möglich; nehme ein zweites Buch von einem andern beliebten Schriftsteller und verfahre mit diesem ebenso; nehme ein drittes Buch von einem dritten und verfahre damit ebenso; nehme verschiedene Zeitungsartikel und übersetze sie desgleichen; schreibe die verschiedenen Titel auf kleine Zettelchen, werfe diese in einen Hut, schüttle sie tüchtig durcheinander und lasse von einer Jungfrau — oder in Ermangelung einer solchen — von einem Waisenknaben einen Zettel nach dem andern herausnehmen; darauf nehme man in derselben Reihenfolge die den Zettelchen entsprechenden Aufsätze, paginire sie nach dieser Bestimmung des Looses und biete sie dem Dr. Langmann zum Verlag an. Ist dies geschehen, so schreibe man Titel und Einleitung, damit das Buch auch Originalbeiträge enthalte, und erzähle, daß die folgenden Schilderungen theils „eigene Beobachtungen und Bearbeitungen“, theils „Darstellungen nach französischen Schriftstellern“ seien. Diese zwei Zeilen genügen, um den ganzen folgenden Inhalt vor dem Vorwurfe, ein jämmerliches Plagiat zu sein, zu schützen.

Ein nach diesem Recept verfertigtes Buch existirt bereits, und ich habe mit vielem Vergnügen gesehen, daß sich das Recept wunderbar bewährt hat. Das Buch führt den Titel: „Paris: Haus, Frau, Familie im Babel an der Seine“ von Albert Wittstock. Zwei Bände. „Das Recht der Uebersetzung ist vorbehalten“, wie's auf dem Titel ausdrücklich geschrieben steht.

In diesen beiden Bändchen, die zusammen ungefähr dreihundert Seiten stark sind und zweiundvierzig verschiedene Aufsätze enthalten, sind vierzehn Aufsätze (ungefähr hundert Druckseiten) — also gerade ein Drittel des ganzen Buches, aus einem und demselben französischen Werke übersetzt. Die anderen zwei Drittel kommen mir auch zum großen Theil sehr bekannt vor; ich habe aber noch keine Nachforschungen gehalten, um mich zu vergewissern, woher diese genommen sind.

Die folgenden Aufsätze: Die Familie. Auf dem Stadthaus und in der Kirche; Eindrücke der Braut. Ich soupire bei meiner Frau. Mein Erstgeborener. Er würde jetzt vierzig sein. Das Kind mausert sich. Pariser Herbst. Plaudereien. Ein wenig Plauderei — im ersten Bande; im zweiten: Die Büßerinnen. Die Predigt. Ein Traum. Die Seele in Noth. Briefe einer jungen Mutter an ihre Freundin — alle diese Aufsätze sind aus dem bekannten Buche: „Monsieur, Madame et Bébé von Gustav Droz wörtlich übersetzt und natürlich ohne Quellenangabe. Der erste Satz des Vorwortes: „Die beifolgenden Schilderungen sind theils eigene Beobachtungen und Bearbeitungen, theils Darstellungen nach französischen Schriftstellern“, hat augenscheinlich den Zweck, die Ladung von Schmuggelwaare als gute Fracht zu decken. Nach meiner Meinung genügt so ein verblümtes Sätzchen auch vollkommen, um den Autor von dem Vorwurf der etwas weit getriebenen Aneignung geistigen Besitzthums freizusprechen. Es liegt mir daher sehr fern, dem Verfasser, Herrn Dr. Albert Wittstock böse zu sein, daß er von den dreiunddreißig Aufsätzen des Droz'schen Buches blos vierzehn, und von

Digitized by Google

den 390 Seiten, welche dasselbe enthält, die Kleinigkeit von 153 Seiten wörtlich übersetzt hat, ohne die Quelle anzugeben und unter Vorbehalt des Uebersetzungsrechts! Dergleichen kann in der Eile passiren.

Was mir an dem Buche weniger gefällt, ist die Uebersetzung selbst und die Wahl einiger der Aufsätze, deren Uebersetzung er sich vorbehält. Das Buch von Droz ist für Paris und in reinstem Pariserisch geschrieben. Und wer Paris kennt, weiß, wie namentlich das wunderliche Gemisch von Frivolität und Sentimentalität, von Patchouli und Myrrhen, Kloake und Weihrauch dem Pariser Publicum behagt. Gerade diesem Gemisch hat das Droz'sche Buch seinen ungeheuren Erfolg (mehr als dreißig Auflagen in kurzer Zeit) zu verdanken.

Ganz in diesem Sinne ist z. B. der Aufsatz geschrieben, welcher die Trauung auf dem Rathhaus und in der Kirche schildert. Droz giebt da ein sehr lebendiges Bild von der Verschiedenheit der beiden Trauungen, der geschäftlich trockenen bürgerlichen und der poetisch weihevollen kirchlichen. In einem Lande wie Frankreich, wo die Civilehe obligatorisch und die kirchliche Trauung facultativ, kann ein Feuilletonist, der sich um die Weisheit der Gesetzgebung nicht sonderlich zu kümmern hat, mit vollem Rechte das geschäftsmäßige Notarielle der Civilehe lächerlich machen und die ideale Symbolik der kirchlichen Trauung mit begeisterten Worten preisen. In dem leichtfertigen Paris macht sich das der Abwechselung halber sogar sehr gut. Uebersetzt man aber ein solches Capitel in's Deutsche, so bekommt es einen wesentlich anderen Charakter. Es wird geradezu reactionair. Und eine Verherrlichung der kirchlichen Trauung auf Kosten der Civilehe in derselben Sprache, welche Frau Adelheid spricht, ist wesentlich anders als dasselbe Thema in der Sprache Voltaire's und Rousseau's. Das hat Herr Wittstock unberücksichtigt gelassen und ruhig das Droz'sche Capitel übersetzt, als wäre das darin geistreich entwickelte Paradoxon der Ausdruck der Pariser Stimmung, als wäre es in der That beklagenswerth, daß die Franzosen die Civilehe haben. Ich meine, es zeugt nicht von sonderlichem Judicium, als Deutscher die folgende Phrase eines französischen Spaßvogels ruhig in sein Werk zu übernehmen, wenn man nicht etwa beabsichtigt, unter Herrn von Mühler Carrière zu machen: „O, ihr Narren, die ihr euch von den Altären entfernt und nicht die Entzückung eines Herzens kennt, welches sich in Gott vertieft." Ja, ja, mangelnder Kirchenbesuch — da liegt's, das war, was den Parisern fehlte, nur das!

Aber von der Wahl der Stoffe will ich nicht weiter sprechen; und vielleicht sind auch die folgenden Bemerkungen über die Uebersetzung etwas zu scharf. Ich gehöre nämlich zu den eigenthümlichen Menschen, welche verlangen, daß ein Uebersetzer die Sprache, aus welcher er übersetzt, und die Sprache, in welche er übersetzt, ungefähr kennt. Ich weiß, das ist viel verlangt. Herr Dr. Albert Wittstock kennt weder die eine noch die andere Sprache; und das ist am Ende doch wol ein bischen zu wenig für einen Uebersetzer. Daß ihm einzelne sprachliche Feinheiten entgehen, will ich nur nebenbei erwähnen. Sprachgefühl ist eben ein ganz eigenthümliches Ding, welches nicht Jedermann besitzt. Drum mach' ich ihm keinen Vorwurf daraus, daß er den Unterschied zwischen gewissen Worten im Französischen und Deutschen, welche denselben Begriff ausdrücken, nicht herausfühlt. So ist zum Exempel das Wort „narine" im Französischen bei Schilderung einer Person sehr wohl zu gebrauchen; es hat keinen unangeneh-

Digitized by Google

men Klang, es thut nicht wehe. Das deutſche Wort: „Naſenloch“ aber klingt, wie mir ſcheint, immer etwas häßlich; und wenn ich meine Geliebte ſchildern wollte, würde ich von allen möglichen Einzelheiten ihres Geſichts lieber ſprechen, als von ihren „Naſenlöchern“, und wenn dieſe auch entzückend ſind. Herrn Wittſtock genirt das nicht weiter; er läßt die Braut während des Actes der Trauung von ihrem Bräutigam folgende Schilderung entwerfen: „Georg ſchien verwirrt (ſoll „ärgerlich“ heißen, irrité), die Naſenlöcher ſtanden ihm weit offen und er biß ſich auf die Lippen.“ Wenn ich der „Georg“ geweſen wäre, und wenn meine Frau bemerkt hätte, daß mir während der Trauung die „Naſenlöcher“ weit offen ſtanden, ſo hätte ich mich in der Sacriſtei auf der Stelle wieder entehelichen laſſen.

Etwas bedenklicher erſcheint es mir, wenn Dr. A. Wittſtock: „chut! fit-elle“, was, wie jeder Quartaner weiß: „ſtill! ſagte ſie“ heißt, mit „ſtille! machte ſie“ überſetzt. Als ich das las, fragte ich mich erſtaunt: was machte ſie? „ſtille! machte ſie“, erwiederte Wittſtock (I. Bd., S. 48).

Die ſcherzhaft ſchmollende Anwendung des „Monsieur“ und „Madame“ im Franzöſiſchen, die ſich im Deutſchen etwa durch das Wörtchen „man“ wiedergeben ließe — wie z. B. in dem Dialog zwiſchen Mann und Frau: „Monsier s'excuse?“ etwa mit „will man ſich entſchuldigen?“ zu überſetzen wäre; denn das Wort „Monsieur“ iſt hier eben nichts als eine kokette Umgehung des beſtimmten perſönlichen Fürwortes, die durch das unbeſtimmte Fürwort „man“ ebenfalls erreicht wird — dieſes „Monsieur“ überſetzt Wittſtock ganz ſtramm mit „mein Herr“. Ich bin verheirathet und ſpreche aus Erfahrung, und bei der Ehrlichkeit aller Verfaſſer von Pariſer Skizzen kann ich ſchwören, daß meine Frau niemals zu mir geſagt hat: „Mein Herr entſchuldigt ſich?“

Herr Dr. Wittſtock befleißigt ſich in ſeiner Ueberſetzung, deren Ueberſetzung vorbehalten iſt, überhaupt des engſten Anſchluſſes an das Original; und aus dieſer Aengſtlichkeit entſtehen oft curioſe Dinge. Das franzöſiſche „embrasser“, deutſch: „küſſen“, überſetzt Herr Wittſtock beſtändig mit „umarmen“; er läßt das „gute Weibchen große Schreie ausſtoßen“ (de grands cris), er übernimmt Redensarten aus dem Pariſer Jargon, die im Deutſchen gar nicht zu verſtehen ſind, z. B.: „c'est ce cri! ah, je connais cela, c'est une aiguille à tricoter dans le coeur“ und überſetzt Wort für Wort in's Deutſche; woraus denn bei ihm (I. Bd., S. 62) Folgendes entſteht: „Der Schrei! oh, ich kenne das, es iſt mir eine Stricknadel im Herzen!“ Als ich dieſen Paſſus im Franzöſiſchen las, verſtand ich ihn nicht vollkommen, nachdem ich die Ueberſetzung geleſen habe, verſtehe ich ihn gar nicht mehr. Wittſtock ſagt auch: „ich habe ſechsundzwanzig Jahre“ („j'ai vingt-six ans“), wofür ich das weniger originelle: „ich bin ſechsundzwanzig Jahr alt“, lieber wählen würde. Er ſpricht auch von einem „etwas getrennt ſtehenden Handwerker“ (I. Bd., S. 80); er ſchreibt S. 84: „die Leyer des blonden Jünglings war geſtiegen“; das bekannte „dites donc“, „hören Sie 'mal“, überſetzt Wittſtock: „ſagen Sie doch“; „enfin“, im Sinne von „kurz und gut“ als recapitulirendes Nebenwort, überſetzt Wittſtock ganz fidel mit „endlich“, wodurch der Satz ganz unverſtändlich wird; das familiäre „mais oui“, was wir mit „verſteht ſich“, oder „natürlich“, oder „freilich“ ausdrücken, überſetzt Wittſtock ganz wörtlich und ebenſo unverſtändlich mit: „aber ja!“ Faſt jeder Satz ſeines Buchs enthält eine unverſtändliche Wendung, oder mehrere; ganz polizeiwidrige Gallicismen, Ausdrücke wie „ein gar nichts“, ein „Mann

Digitized by Google

von Geist und Welt" (homme d'esprit et du monde"), der sich mit der „Frau von Welt" (II. Bd., S. 42) gut verträgt; „ein Geist von oben, welcher unter uns herniedersteigt" (II. Bd., S. 48) — ein curioser Geist, der es fertig bringt, von oben unter uns zu steigen! Und dergleichen Scherze findet man beinahe auf jeder Seite.

Am hübschesten aber ist die folgende Stelle: Wittstock schreibt unter dem Titel „Plaudereien":

„Madame (ihre kleinen Finger in der Luft bewegend): „Rings umher Liebschaften; es schwärmt wie um Bienenkörbe."

„Freundin: Das hat Art, meine Beste."

„Madame: Ja, ich glaube, daß es Art haben wird; und über diesem Schaum, diesem Schnee fallen die großen Schöße in blauer Seide zurück wie der Leib . . ."

Fünfhundert Thaler Demjenigen, der diese Sätze versteht. „Rings umher Liebschaften?" Liebschaften, die „Art" haben? Schöße in blauer Seide, die über einem Schaum im Dativ zurückfallen? Und zurückfallen „wie der Leib"? Wird wol gar eine obscöne Geschichte werden? Um des Himmels Willen, was bedeutet das Alles, was bedeuten die „Bienenkörbe?" Habe ich das bischen Deutsch, das ich mit heißem Bemühen erlernt habe, gänzlich vergessen?

Die Sache wird vielleicht etwas klarer werden, wenn wir, ohne auf das dem Wittstock'schen Buche vorgedruckte Verbot: „das Recht der Uebersetzung ist vorbehalten" zu achten, diese Sätze aus dem geliebten Deutsch in's Französische übertragen, oder der Einfachheit halber das Droz'sche Buch zur Hand nehmen und Folgendes abschreiben:

Madame, agitant en l'air ses doigts mignons. — „C'est ruché, ruché, ruche, des amours de ruches garnies de blondes tout autour."

„L'amie. — Ça a du genre, ma belle.

„Madame. — Oui, je crois que cela aura du genre; et par-dessus cette mousse, cette neige, retombent les grandes basques en soie bleue comme le corsage . . ."

Ich begreife, daß der Uebersetzer einige Schwierigkeiten empfunden hat, die ersten Sätze im Deutschen wiederzugeben. Wenn er das Wörterbuch nimmt und „ruché" nachschlägt, wird er leider keine Aufklärung erhalten, denn ein Verbum „rucher", Participium „ruché" giebt's im Französischen nicht; das Wort ist eben für das augenblickliche Bedürfniß der kleinen Dame, die Droz sprechend einführt, gebildet worden. Aber es giebt ein Hauptwort rucher und das heißt „Bienenhaus", und es giebt auch ein Wort ruche, welches „Bienenkorb" bedeutet. Somit wäre also für den Uebersetzer die Aufklärung gegeben: ruche-Bienenkorb, amours-Liebschaften, tout-autour-ringsherum — das sind die Worte, die man versteht; „blondes" wird wol „Blondinen" bedeuten und so ergiebt sich denn mit einer kleinen Anleihe bei der Phantasie die schöne Uebersetzung: „ringsumher Liebschaften" (des amours tout-autour) „es schwärmt wie um Bienenkörbe" (ruches), Blondinen (blondes), wohnen in Chambresgarnies (garnies).

So wären wir also aus der Verlegenheit. Nun stimmt allerdings die Fortsetzung nicht recht; denn ein feiner Kopf würde vielleicht durch einen der folgenden Sätze, wo von „Schößchen von blauer Seide" die Rede ist, auf die gewagte Vermuthung kommen dürfen, daß es sich hier möglicherweise um Toilettengegenstände handle; und dann würde sich ein noch gründlicherer

Digitized by Google

Kenner der französischen Sprache, als Herr Dr. Wittstock es ist, vielleicht gar zu der kühnen Auffassung emporschwingen, daß „ruches" mit „Rüschen" zu übersetzen wäre. So viel ich weiß, bezeichnen nämlich die Damen den Besatz auf ihren Kleidern, die Tüllkrausen, oder wie das Zeug heißt, mit diesem der französischen Toilettensprache entlehnten Ausdruck: „Rüsche". Man würde dann ferner die Freiheit in der Uebersetzung so weit treiben, daß man das in der Umgangssprache namentlich von Damen tausendmal gebrauchte „amours de . . ." einfach als einen Ausdruck der Zärtlichkeit auffaßt und nicht mit „Liebschaften", sondern mit irgend einem zärtlichen, liebevollen Prädicat, z. B. „allerliebst", „reizend", „himmlisch" übersetzt. Dann würde der Satz allerdings ganz anders lauten. Man würde, da sich das Verbum rucher im Deutschen nicht nachbilden läßt, ganz einfach übersetzen: „Das nenn' ich mir aber Rüschen, Rüschen, Rüschen! — himmlische Rüschen, die ringsherum mit Blonden besetzt sind" — wobei ich nur noch zu bemerken habe, daß der Uebersetzer sich wiederum die Freiheit nehmen müßte: „blondes" nicht mit „Blondinen" sondern mit „Blonden" zu übersetzen. Und so entsteht denn aus dem sehr verfänglichen Wittstock'schen Satze ganz harmloses Toilettengeschwätz; allerdings müssen wir da auf „Liebschaften" und „Bienenkörbe" gänzlich verzichten, müssen auch nicht sagen, daß „die Schöße zurückfallen wie der Leib" sondern daß die „Schöße, wie das Leibchen" des Costümes „von blauer Seide" sind. Dann werden wir den Sinn des französischen Orginials ungefähr wiedergegeben haben.

Ich mache Herrn Dr. Wittstock wahrhaftig keinen Vorwurf aus diesem kleinen Versehen, finde es im Gegentheil vollkommen begreiflich; aber unverantwortlich finde ich es von Gustav Droz, daß er in seinem Buche Ausdrücke gebraucht, welche mehr als eine Bedeutung im französisch-deutschen Wörterbuch haben. Wenn so ein Franzos das Wort „ruché" gebraucht, so soll er doch hübsch hinzusetzen, ob er Bienenkörbe oder Rüschen meint, das ist doch wirklich nicht zu viel verlangt.

Findet man vielleicht, daß ich bei einer Kleinigkeit zu lange verweilt habe? Findet man, daß es gar nicht der Mühe verlohne, ein erbarmungswürdig zusammengestoppeltes Buch zu besprechen, und noch dazu eingehend zu besprechen?

Nun, ich habe es nicht ohne Grund gethan. De multis minimum. An dem einen Beispiele habe ich zeigen wollen, was man ungestraft dem gründlichen, soliden deutschen Leser bieten darf, ohne daß die Kritik es für nöthig befindet, den Verfertigern derartiger Bücher auf die Finger zu sehen. Ein Buch, das sich dem Titelblatte nach als Originalwerk aufspielt, das in der Einleitung mit einem glücklichen Euphemismus über die gewaltsame Annexion lächelnd hinwegschlüpft, das nachweislich zu einem Drittel aus einem und demselben französischen Buche abgeschrieben ist, das in undeutschen Wendungen das Mögliche leistet und Uebersetzungsfehler enthält, die einfach haarsträubend sind — ein solches Buch wird in dem gründlich gebildeten, soliden Deutschland gedruckt, verlegt, und am Ende gar gekauft. Es wird vielleicht auch als interessanter Beitrag zur Sittengeschichte des verkommenen pariser Geschlechts hingestellt. Und unsere aufmerksame Kritik, die sich königlich freut, wenn sie bei einem französischen Schriftsteller eine menschliche Schwäche entdeckt, unsere gediegenen Zeitungen, die ohne Ausnahme jeden französischen Blödsinn zur Belustigung ihrer soliden Leser wohlgefällig mittheilen, die über die Unwissenheit der französischen Gefangenen täglich selbst-

Digitized by Google

befriedigte Notizen bringen — sie sagen über ein solches Buch kein unglimpfliches Wort. Nun meine ich, wäre es nicht ganz unrichtig, wenn wir mit der Reinigung unseres Hauses den Anfang machten, vor unserer eigenen Thür fegten und uns dann, nachdem dieses Geschäft gründlich besorgt ist, darum kümmerten, wie es in und vor dem Hause des leichtsinnigen Nachbars bestellt ist.

Und glaubt man etwa, daß Thorheiten, wie sie in dem Wittstock'schen Buche vorkommen, in Deutschland selten sind oder allein dastehen, so irrt man sich sehr. Ich könnte Beispiele von Unkenntniß der französischen Sprache bei sehr bedeutenden deutschen Schriftstellern, welche aus ihren französischen Studien eine Specialität gemacht haben, anführen, über die man staunen würde. Ich könnte daran erinnern, daß noch vor gar nicht langer Zeit eines der größten und deswegen auch dünkelhaftesten deutschen Blätter die französische volksthümliche Umschreibung für „feste Erde" „plancher des vaches" — also der Fußboden, auf dem die Kühe gehen; ein hübsches, echt volksthümliches Bild für den bloßen Erdboden — ganz gemächlich mit „Kuhdiele" übersetzte. Dieser Ausdruck kam in einer Napoleon zugeschriebenen Aeußerung vor, die in Folge dessen die Runde durch die meisten deutschen Blätter machte. Hunderttausende von Lesern haben diesen Satz mit der „Kuhdiele" gelesen — wer mag sich dabei wol etwas gedacht haben?

Und daraufhin, lieber Freund, sage ich Ihnen für heute freundlich Lebewohl!

Ihr ergebenster

Kleinstädter.

Digitized by Google

Im Bivouak.

(Neue Schnurren und Reiterstücklein des Veteranen von der Cavallerie.)

I. Wie die Preußen es machen.

Am 19. October, bei dem Sturm auf Leipzig, als die Bülowsche Infanterie in der Grimmaer Vorstadt gegen die Arrièregarden-Corps von Macdonald und Poniatowsky blutig kämpfte und die Cavallerie, auf der letzten freien Höhe abgesessen, ihre Pferde verschnaufen ließ, trat der Kronprinz von Schweden als Führer der Nordarmee auf und befahl, daß das Thor aus der Flanke angegriffen werden müsse. — Die Bülowschen Reserven waren aber alle schon im Gefecht und nichts mehr disponibel als die hinten stehenden Schweden.

Da sauste Lord Steward, der Bewacher der englischen Subsidien, auf seinem unlenksamen Vollblut, Bernadotte fast überreitend heran, und forderte diesen auf, durch die Nordarmee seinen Befehl ausführen zu lassen.

„Ould Blutscher", sprach er mit dicker Zunge, „der uird uohl am Uasserthor von Schönfeld stürmen; uas uollen ueiter die Schueden da hinten uirken?"

Bernadotte hatte zu viel Rücksicht vor dem vielvermögenden Geldmann, als daß er jetzt noch Einwendungen erheben konnte. Er ertheilte Befehl zum Angriff und ritt selber muthig voran. — Die Schweden schritten entschlossen zum Sturm in der Flanke vor. Jedoch, noch wenig ans Feuer gewöhnt, verloren sie so viele Leute, daß Bernadotte glaubte vor dem gefürchteten Reichsrath zu Stockholm es nicht verantworten zu können, er zog deswegen die vorgegangenen drei Bataillone zurück.

Ein pommersches Bataillon hatte noch als Reserve sich herangezogen. Die Leute verlangten vorgesendet zu werden, um den Schweden zu zeigen, wie die Preußen es machen.

Als ich Bernadotte das meldete machte er eine bedauerliche Miene, die deutlich zeigte, welch' geringes Vertrauen er zu den preußischen Landwehren hatte; doch gab er dem lauten Verlangen nach.

Es folgte nun jener merkwürdige Sturm, in welchem zunächst siebenzehn Mann, deren Namen historisch festgestellt sind, das Thor nach allen Seiten hin behaupteten, und hierdurch die ganze feindliche Arrièregarde von mehreren Tausend Mann mit fünf Generälen abschnitten.

Nach dem Kampf, den Bernadotte beobachtet hatte, rief er Bülow entgegen: „Wahrlich, mit solchen Truppen kann man den Teufel vom Fegefeuer jagen", und Lord Steward sagte: „Yes!"

II. Die Schatzkammer der Kosacken.

Im November, als Bülow selbstständig zur Eroberung der Niederlande zog, wurden mehrere kleine Partisanen-Detachements, gefolgt von unterstützenden Escadronen, zur Ueberrumpelung der schwach besetzten Issel-Festungen abgesendet, wobei einige zum Patrouillendienst vortreffliche Kosacken bei uns eingereiht waren. Zu einem dieser Detachements wurde der Stabsritt-

meiſter v. Haas commandirt, welcher meine Perſon als Dolmetſcher ſich erbat, während der Escadronchef v. Chartron unſerm Zuge folgte.

Es war ſchwer die „ſchlitzäugigen Stülpnaſen“ von Privatpatrouillen zurückzuhalten; Haas aber hatte die unermüdlichen „Spürhunde“ gern, beſonders ſchätzte er den befehligenden Uradnik (Unterofficier), weil dieſer mit dem Kantſchuh ſeine fünfzehn Donier zu maßregeln wußte. Auf dem Anmarſch ſchon folgten mehrere Klagen der Einwohner über verſchwundene Uhren und ſilberne Crucifixe, vor denen die gläubigen Krieger fromm gebetet hatten. Der Uradnik hielt in meinem Beiſein die befohlene Viſitation der hochangeſchwollenen Sättel. Es war wunderbar, daß nur wenig gefunden wurde; aber noch wunderbarer war es, daß dieſe wenigen Gegenſtände bei der Ocularinſpection der Eigenthümer wieder ſpurlos verſchwanden.

Da bemerkte ich endlich, daß der würdige Uradnik bei dieſer Escamotirung nicht ganz unbetheiligt ſein müßte und meldete dies meinem Stabsrittmeiſter, welcher zur Wiederherſtellung der Ehre des Koſackenvorgeſetzten die Unterſuchung ſelber leiten wollte.

Durch mannigfache Verzögerungen hatte Chartron uns eingeholt und übernahm, da ich als Ankläger, Haas als Beſchützer auftrat, nun ſelber die Inquiſition.

Zunächſt wurden die uns umringenden Koſacken zurückbeordert, und einer unſerer Unterofficiere commandirt, zur Viſitation die Hand anzulegen. Beim Abpacken des Sattels wurden zwar ſeidene Damenkleider, Betttücher u. dgl. aber weder die fragliche Uhr noch das Crucifix ſelbſt gefunden, als ſchon das Pferd ganz nackt daſtand.

„Das zottige Steppenroß muß die Uhr gefreſſen haben“, brummte der Officier, als er die Uhr deutlich repetiren hörte, obgleich der Uradnik durch die laute Verſicherung „Schasni nima“ den verrätheriſchen Ton zu dämpfen ſuchte. Da entdeckte ich vorn an der Bruſt in der Fontanelle, welche die Koſackenpferde zum Schutz gegen Erkältung, nach Durchſetzung beeiſter Ströme, zu ſchützen pflegt, anſtatt des Stückchens ruſſiſchen Juchten, ein Bändchen, an welchem ein Uhrſchlüſſel hervorblickte.

Das wilde Thier, welches nur ſeinem Herrn, wie ein abgerichteter Hund gehorcht und von Fremden ſich nicht berühren läßt, ſchnob mit den geſchlitzten Nüſtern, klappte mit den Zähnen, rollte mit dem Weiß der Augen und drohte mit den Vorderfüßen zu ſchlagen und zu treten, daß Niemand ſich zu nahen wagte.

Ein Baſchkir, der freiwillig ſich uns angeſchloſſen hatte und von den gebildeten Koſacken verachtet wurde, legte Köcher, Pfeil und Bogen ab, nahte ſich dem Hintertheil des Pferdes, wo ſie nie ſchlagen, krabbelte in den Zotten der Flanke nach vorn, langte von der Seite nach der Bruſt herum und richtig — da war die Uhr. — Als das Thier unwillig ſich ſchüttelte, da fiel auch aus dem aufgeſchürzten, langen Mähnengeflechte das darin verborgene Crucifix zur Erde.

Haas ſtand ſtumm vor Staunen.

„Alter Freund! und Du ſagſt nichts dazu?“ fragte Chartron.

„Herr Bruder!“ entgegnete Haas, „ich denke eben nur daran, was der Kerl Alles zuſammen geſtohlen haben würde, wenn er franzöſiſcher Marſchall geweſen wäre!“

Digitized by Google

III. Das heißt: Deutsche!

Am achten März 1814 war Blücher zu Laon angekommen, wo am neunten und zehnten die große nach jener Stadt genannte Schlacht geschlagen werden sollte. Nach den ungeheuern Anstrengungen des Feldzuges, in welchem er sich allen Beschwerden mit starkem Willen unterzog, lag er bedenklich erkrankt, in einem Hause auf dem laoner Bergabhange, von wo er aus einem Thurme die Straße nach Soissons übersehen konnte, während der ihm zu Hülfe geeilte Bülow unter der Hand die Dispositionen ordnete und dann auch andren Tags die Schlacht leitete.

Die Aerzte hatten für Blücher eine strenge Isolirung von allen Geschäften und Besuchen geboten und wünschten eine ruhige Zerstreuung. Gneisenau wußte, daß der alte Herr mich gern hatte und meine Erzählungen ihn amüsirten. Er sendete den Registrator des Büreaus ab, um mich aufzusuchen.

Die Auszeichnung, den kranken, verdrießlichen, alten Herrn unterhalten zu sollen, kam mir etwas ungelegen; allein ich mußte folgen.

Er lag angekleidet auf einem Ruhebett mit einem großen grünen Augenschirm, welcher schon auf dem Marsche, als Blücher in seinem Wagen fuhr und durch einen Schleier gegen die rauhe Märzluft geschützt war, komische Irrthümer und eigenthümliche Gerüchte veranlaßt hatte.

Ich war noch nicht lange anwesend und fast allein im Hause, die Adjutanten hatten sich zur Aufstellung der Schlachtordnung zu Bülow begeben, weil sie den Kranken in guter Obhut wußten: da drang plötzlich eine Gesellschaft von sieben Personen ein. Die Schildwachen hatten sie passiren lassen, weil sie gewohnt waren zu sehen, wie Jeder bei Blücher freien Zutritt hatte.

Dieser fuhr wie Jupiter mit einem Donnerwetter vom Ruhebett empor, als er in den Eingetretenen gefangene französische Officiere erkannte.

Sie beklagten sich in gewohntem übermüthigen Tone über das angewiesene schlechte Quartier und verlangten andere Apartements.

„Wie?" rief Blücher, „andere Apartements? — Die sollt Ihr haben; das heißt deutsche!"

Sie wurden für ihr freches Eindringen in das Quartier des Höchstcommandirenden und ihre ungebührliche Manier, mit demselben zu reden, nicht gerade an dem Orte eingesperrt, den Blücher meinte, aber doch auch nicht weit davon und später nach Sibirien gebracht, wo sie bis zur Auswechslung der Gefangenen blieben.

IV. Blüchers Krankheit und Wiedergenesung.

Auch am Morgen des neunten März, am Tage der Schlacht von Laon, war ich bei Blücher, um an seinem Krankenlager zu wachen. Der alte Held war so leidend, daß an seine Betheiligung bei der Schlacht nicht zu denken war; und er hatte sich bisher auch so apathisch gezeigt, daß Niemand befürchtete, er werde danach verlangen. Aber kaum hatte der Donner der Kanonen begonnen, so erhob er sich.

„Mache, daß Du zu Pferde kommst!" rief er mir zu. Dann forderte er, daß man ihm seinen Streithengst vorführe und seinen „Marschgottfried", den scharfen Husarensäbel bringe. Doch weder ein Stallknecht noch sein

Digitized by Google

bekannter „Piepenmeiſter" ließ ſich blicken. — Ich entfernte mich, um Gneiſenau die Begebenheit zu melden; und dieſer wollte mich zum heftig Erkrankten zurückſenden.

Ich war indeſſen noch nicht gegangen und es war elf Uhr geworden. Der Nebelathem der ſtillen Thäler hatte ſich zur Bergeshöhe geſchwungen, um dem aufſteigenden Pulverdampf das Feld zu räumen.

Der heranziehende Ney war von Napoleon vorgeſendet, Stellung und Abſicht des Feindes zu prüfen. Bülow ließ die ſtürmenden Colonnen nahe an ſeine Felſenabhänge herankommen und zu Fuß auf ſeinem Vorſprunge ſtehend, beobachtete er mit Falkenblicken die Bewegungen.

„Bin ich mit Ney bei Dennewitz fertig geworden, ſo kann der Bravſte der Braven auch hier zum zweiten Mal mir kommen", ſprach Bülow ruhig.

Plötzlich war es, als ob der Felſenberg von Laon in einen Vulkan ſich verwandelte und nach mehreren vergeblichen Verſuchen zogen die bluttriefenden Stürmer aus dem verheerenden Kugelregen ſich zurück.

Napoleon verſtärkte Ney mit neuen Truppen, damit dieſer verſuche, Bülow aus ſeiner feſten Stellung hervorzulocken; aber Bülow ſtand feſter als der zitternde Felſen und verbot jede Verfolgung.

Da ſtörte ein unerwartetes Ereigniß die allgemeine Aufmerkſamkeit.

„Vorwärts! immer vorwärts!" rief die Stimme eines Herbeieilenden, „kalaſcht die ſpringenden Tanzmeiſter des Nebukadnezar bis nach ihrem Babel hinein!"

Aus dem ſich verziehenden Pulverdampf trat eine eigenthümliche Geſtalt hervor, die, nur in einen umgeſchlagenen Mantel gehüllt, mit grünem Augenſchirm in der Luft um ſich hieb.

Es war der erkrankte Blücher, der in der Fieberhitze ſein „Vorwärts" wiederholte. —

Er wurde durch die herbeieilenden Aerzte, den Piepenmeiſter und Reitknecht, während auch ich von Gneiſenau herbeigerufen wurde, durch allerlei Vorſpiegelungen beruhigt und glücklich zurückgeführt, bevor Jemand ihn bemerkt hatte.

Ich erhielt den Befehl, bei dem Kranken zu bleiben. Der Erſchöpfte ſank auf ſein Ruhebett und in einen tiefen Schlaf.

Indeß hatte Napoleon, ſchon als er durch Soiſſons zog, Marmont mit deſſen Corps über die obere Aisne, nach Laon dirigirt, wo York in der niedern Vorſtadt den linken Flügel hatte, der geſchlagen und dann ſammt der ganzen Armee der Preußen aufgerollt werden ſollte.

Wer kennt aber nicht den Ueberfall York's in der Nacht zum zehnten, wo Marmont's 40,000 Mann vernichtet wurden und er ſelber mit knapper Noth der Gefangenſchaft entkam? Am Morgen des zehnten eilte ich zu Blücher, der, wie ich vermuthete, vom Kanonendonner erwacht war und auf ſeinem Ruhebett unter der Sorge zweier Aerzte ſaß.

„Gut, daß Du kommſt, mein Junge!" rief er mir entgegen, „Du ſollſt mir die Wahrheit ſagen. Man will mir vorreden, es ſei nur ein Gewitter am Himmel vorübergezogen; aber ich habe an dem Schlag auf Schlag die Kanonen meines alten Schlachtengenerals York erkannt."

Die Aerzte winkten mir heimlich zu; ich wußte aber nicht, was ich ſagen ſollte.

Ich konnte glücklicher Weiſe gute Nachricht bringen und die Erzählung

Digitized by Google

vom glänzenden Siege ſchien den merkwürdigſten Einfluß auf die Klarheit ſeiner Geiſtes- und körperlichen Kräfte zu haben.

York für ſeine Perſon ſei angekommen, hieß es und Blücher zog ſeinen alten „Gottfried" an: die Aerzte waren aber gegen ein Verlaſſen des Zimmers und ich wurde abgeſendet, um York zu Blücher zu entbieten.

Ich traf ihn bei Bülow auf dem Felsvorſprunge, wo er nach Napoleon ſpähte, der trotz erhaltener Schlappe, eigenſinnig noch ſtehen geblieben war. Wintzingerode war auch wieder da und ich wartete, um die Unterhaltung nicht zu unterbrechen.

„Die Herren ſcheinen nicht einer Meinung zu ſein", bemerkte eben der Letztere, um anzudeuten, daß York als der Aeltere, Bülow's Anordnungen gefolgt ſei.

„Wir preußiſchen Generäle ſind immer einig, wo es dem Heile des Königs und des Vaterlandes gilt", erwiderte ſcharf der Mann mit dem ſtreng zugeknöpften Rock und rothem viereckigen Geſicht. — „Gut", ſagte dieſer nach meiner Beſtellung kurz und folgte mir. Als wir bei Blücher ankamen und ich mit eintreten wollte, blickte er ſich um und ſein flammender Blick ſagte mir, daß ich zurückzubleiben hätte. — Nur die Aerzte, auf ihre Machtvollkommenheit im Krankendienſt fußend, blieben anweſend und konnten ſpäter mir erſt mittheilen, wie Blücher, die alte Widerſpenſtigkeit vergeſſend, York freundlich entgegenkam und dieſer in ſtreng dienſtlicher Haltung fragte: ob der Krankgemeldete einen Rapport annähme? Worauf er dann, nachdem er eingetreten war, kurzen Bericht abſtattete und das ganze Verdienſt des Sieges nur den einzelnen Führern und der Tapferkeit der Truppen zuſchrieb.

York empfahl ſich ernſt und kalt, um zu ſeinen Truppen zurückzukehren, da Napoleon ſich nicht zum Rückzuge entſchließen konnte und auch am elften noch feſtſtand; bis er am zwölften ſtill abzog, da er der Nachſicht der Oeſterreicher, die bei Troyes nur zwei Marſchälle gegen ſich hatten, nicht länger traute.

Blüchers kernige Natur hatte ſeit dem Siege Yorks wieder ihre alte Spannkraft gewonnen. Als er Napoleon fern genug wußte, brach er am ſechszehnten auf zur großen Heerfahrt nach Paris.

„Auf denn!" rief er, „auf denn nach dem Babel, zur Entkaiſerung des Nebukadnezar!"

Druck von A. H. Payne in Reudnitz bei Leipzig. — Nachdruck und Ueberſetzungsrecht ſind vorbehalten.

Der Salon.

Ein neuer Weg, alte Schulden einzucaſſiren.

Nordamerikaniſches Charakterbild von **Friedrich Gerſtäcker.**

Boonville, im weſtlichen Teneſſee, war eines jener kleinen, auf Speculation gebauten, oder beſſer geſagt, beabſichtigten Städtchen, von denen man ſich in ſpäterer Zeit einen großen Erfolg verſprach. Dort ließen ſich dann vor der Hand einige Leute nieder und man legte, oft noch mitten im Wald, eine weitgedehnte Stadt — allerdings nur auf dem Papier und durch angehauene Bäume — an, in der man aber trotzdem ſchon ſorgfältig die Plätze für Rathhaus, Poſtoffice, Muſeum, Theater und was ſonſt noch, verzeichnete. Allerdings war vom Staat projectirt worden, gerade hindurch eine Eiſenbahn zu legen, und dann hatte man die Ausſicht, daß eine andere, nach Memphis führende, ſie an der nämlichen Stelle kreuzen würde. Aber das Project zerſchlug ſich — man fand für die Eiſenbahn eine beſſer gelegene Route, und jetzt wollte Niemand mehr anbeißen, um auf einem abgelegenen Punkt Bauſtellen für einen Preis zu kaufen, für den man dicht daneben halbe Sectionen bekommen konnte.

Das erſte Haus in einer ſolchen neuen oder beabſichtigten Stadt iſt natürlich jedesmal eine ſogenannte grocery, d. h. ein Platz, wo man Alles bekommt, was man in ſo abgelegener Gegend nöthig hat, von Medicinen bis Nadel und Zwirn, wie Nägel, Werkzeuge, Gewürze ꝛc ꝛc, beſonders aber auch Whiskey, der nicht fehlen darf. Im fernen Weſten bezahlen dabei die Käufer faſt nur in Naturalien, in Vieh, entweder in Hirſchhäuten und Pelzen, oder auch in Mais, Eiern und Hühnern — hier in Teneſſee dagegen, das dort ſchon zum Oſten gerechnet wird, da es öſtlich vom Miſſiſſippi liegt, gab es, weil hier ſchon viel Baumwolle gezogen wurde, meiſt baar Geld, und die kleinen Händler in belebten Plätzen hatten einen nicht unbedeutenden Umſatz.

In Boonville betrieb ein Yankee das Geſchäft und war zugleich mit ein Hauptunternehmer der ganzen Stadt, aber auch viel zu klug, um ſich lange an einen Ort zu bannen, dem für die nächſten Jahre der Lebensnerv durch die Verlegung der Eiſenbahn abgeſchnitten worden. Es konnte vielleicht ſpäter noch einmal etwas daraus werden und das angekaufte Land lief ihm ja nicht fort; augenblicklich aber ließ ſich mit etwas baar Geld an anderen Orten mehr verdienen und er beſchloß deshalb einfach auszuverkaufen, oder doch wenigſtens vor allen Dingen die ausſtehenden Schulden einzuziehen — aber das hatte ſeine Schwierigkeiten.

Nicht daß es gerade an Geld fehlte, denn beſondere Ereigniſſe

Digitized by Google

waren nicht vorgefallen; aber die Amerikaner sind mit ihrem Geldbeutel genau so zäh wie andere Leute — ja vielleicht noch ein klein wenig zäher, und drücken sich so lange herum, ihre Verbindlichkeiten zu erfüllen, wie nur irgend möglich.

Der Yankee, der Slocum hieß, hatte sich, da ihm die Zeit anfing zu lange zu dauern, einen jungen Mann genommen, der seine Rechnungen austragen und das Geld eincassiren sollte; aber dieser brachte kaum so viel nach Hause, als er täglich für seinen eigenen Unterhalt, wie den seines Pferdes zahlen mußte, und Slocum entließ ihn wieder als völlig unbrauchbar. Genau so ging es einem Zweiten, und Slocum saß heute, sein rechtes Knie mit beiden Händen gefaßt, finster brütend auf seinem Ladentisch und überlegte sich eben, ob er nicht vielleicht am besten thäte, die ganze Summe, die etwa sechshundert Dollars betragen mochte, im Stich zu lassen, als hier noch länger seine Zeit zu versäumen. Da hielt ein Reiter vor seinem Hause, sprang aus dem Sattel, warf den Zaum seines Thieres über ein dort zu dem Zweck angebrachtes, sogenanntes Reck und trat dann ohne Weiteres in den Laden.

Es war eine der Gestalten, wie sie sich zu Hunderten im Westen herumtreiben, ein richtiger Backwoodsman, nur ohne Büchse und Kugeltasche, in einem blauen Frack aus selbstgewebtem, wollenem, grobem Landstoff, den man dort Jeanes nennt, „pfeffer- und salzfarbenen" ähnlichen Hosen, groben Schuhen, keiner Weste, weißem, vorn offenem Hemd und einem alten, zerdrückten Filzhut auf dem lockigen, braunen Haar — aber mit einem gutmüthigen Gesicht und klaren blauen Augen, sonst auch, wie es schien, vollkommen guter Laune, denn er grüßte den Yankeehändler freundlich mit einem gemüthlichen: „How do you do, old fellow?" (Wie geht's, alter Bursch?)

Slocum sah ihn etwas überrascht von der Seite an, denn er vermuthete im ersten Augenblick einen alten Bekannten; das Gesicht war ihm aber vollkommen fremd, und ohne seine Stellung auch nur im Geringsten zu verändern, nickte er ihm nur ruhig zu und erwiederte:

„How do you do, Fremder?"

„Dank Euch — mittelmäßig — irgend noch ein Schnaps im Haus?"

„Denke so", sagte der Händler, indem er sein rechtes Bein losließ und beide dann so herumschwenkte, daß er hinter den Ladentisch zu stehen kam. — „Was wollt Ihr? Whiskey oder Brandy?" frug er dann, sich halb nach dem Käufer umdrehend.

„Hm", sagte der Fremde, „sehe mehr auf Quantität als auf Qualität — denke mir, daß Brandy einen ganzen Haufen theurer ist als Whiskey und Einer brennt so gut wie der Andere"

„Knapp an Geld, wie?" meinte Slocum, indem er die Whiskeyflasche aus einem der Gefache nahm und mit einem Glas auf den Ladentisch stellte, „da — helft Euch selber!"

„Dank' Euch — ja — Geld ist knapp in dieser Zeit!" sagte der Fremde, schenkte sich dabei ein Glas halb voll und leerte es auf einen Zug, griff dann in die Tasche und frug:

Digitized by Google

„What is the dammage?“ (Wie viel Schaden hab' ich gethan?)

„Zehn Cents — wo kommt Ihr her?“

„Von Naſhville.“

„Und wohin?“

„Der Teufel weiß es — hatte Luſt, wieder nach Arkanſas zu gehen, wo ich zu Hauſe bin, müßte aber erſt eine ordentliche Büchſe und Kugeltaſche haben. — Doch, was ich Euch fragen wollte — kauft Ihr keinen Revolver? Sollt ihn billig haben. Die Feder iſt geſprungen und muß erſt wieder gemacht werden, ſchießt aber ſonſt auf den Knopf!“

Der Yankee betrachtete ſich den Revolver, den ihm Jener entgegenhielt, ſteckte aber zu gleicher Zeit beide Hände in die Taſchen und ſagte kopfſchüttelnd:

„Denke nicht — die Dinger können wir hier nicht gebrauchen und baar Geld iſt ſchmählich rar.“

„Hm“, brummte der Fremde, indem er den Revolver in die Taſche zurückſchob, „dachte nur etwa ſo — will ihn kein Menſch haben — Und Arbeit hier auch nicht zu bekommen?“

Der Yankee ſchüttelte mit dem Kopf. „Wir haben hier ſelber nichts zu thun“, meinte er trocken, „wenn Ihr uns darin Geſellſchaft leiſten wollt?“

„Leben theuer hier?“ frug der Mann.

„Whiskey zehn Cents — Brandy zwanzig.“

„Damn it“, brummte der Fremde zwiſchen den Zähnen durch, indem er ſeine zehn Cents für den Whiskey auf den Tiſch warf — „das ſind ſchlechte Ausſichten und ich ſäße demnach ſo ziemlich auf dem Trocknen. — Was zum Henker treibt Ihr eigentlich hier? — Von den zehn Häuſern, die hier gebaut ſind, ſtehen ſechs vollſtändig leer und in den anderen ſieht man ebenfalls keinen Menſchen. Etwa Cholera?“

Der Händler, der ihn eine Weile ſchweigend betrachtet hatte, ſchüttelte langſam mit dem Kopf. „Sehr geſundes Klima“, ſagte er endlich, „und wunderhübſche Lage, aber — wißt Ihr was, Fremder? Ich — hätte vielleicht eine Beſchäftigung für Euch, wenn wir die Gefahr dabei theilen wollten.“

„Gefahr?“ lachte der junge Burſche verächtlich, „wer macht ſich was aus Gefahr — aber was iſt's? Bären giebt's doch hier nicht in der Nachbarſchaft.“

„Angebundene“, ſagte der Händler trocken; „ſo iſt's aber auch nicht gemeint — Lebensgefahr wäre nicht dabei — nur wegen dem Geld.“

„Das wäre das Wenigſte“, lachte der Fremde, „denn dabei kann ich nichts riskiren — ich habe keins mehr; wenigſtens kaum noch einen Dollar in der Taſche.“

„Aber Ihr habt ein ziemlich gutes Pferd, auf dem Ihr umherreiten könnt, und für Nachtquartier werdet Ihr nichts zu zahlen brauchen.“

„Den Henker auch“, rief der Fremde, „fünfzig Cents iſt das Wenigſte, was ſie Einem abfordern.“

„Ich könnte Euch vielleicht einen Vorſchlag machen“, ſagte der

Digitized by Google

Yankee, ohne den Einwurf zu beachten, „kommt, trinkt noch ein Glas mit mir — es ſpricht ſich beſſer, und dann wollen wir ſehen, ob wir die Sache nicht zuſammenbringen.“

Der junge Fremde hatte nichts dagegen, die Gläſer wurden geleert und der Yankeehändler wiſchte ſich den Mund, ſchien aber noch unentſchloſſen und ſah ſich den jungen Mann bedeutend von der Seite an.

„Gefall' ich Euch?“ ſagte dieſer endlich lachend.

„Hm“, meinte der Yankee, „Ihr habt ein ehrliches Geſicht. — Wo ſtammt Ihr her?“

„Aus Illinois“, ſagte der junge Mann. „Vater ſiedelte aber ſchon vor zehn Jahren nach Peoryville, Arkanſas, über.“

„Euer Name?“

„Jack Brown.“

„Jack Brown? — Von welchem Ort in Illinois?“

„Von Elmwood — Vater richtete dort in der Nachbarſchaft Mühlen ein, bekam das Leben aber ſatt und zog nach dem Weſten. Ich war damals noch jung.“

„Segne meine Seele“, ſagte der Yankee kopfſchüttelnd, „ich kenne Euren Vater Jack — ich habe einmal acht Tage krank in ſeinem Hauſe gelegen, als ich mit einem Uhrenhandel durch das Land zog. Gebt mir Eure Hand, Jack — Euer Vater hat mich damals wie ein Bruder gepflegt, und wenn ich Euch in etwas nützen kann, ſoll's mit Freuden geſchehen.“

„Das iſt wunderbar“, ſagte Jack Brown, „und ich dank' Euch vielmals für das Anerbieten — aber Almoſen nehme ich nicht und wenn ich mir mein Brod nicht verdienen kann, ei, dann hungere ich auch einmal ein paar Tage und hol's nachher wieder nach. Aber Ihr hattet mir ja einen Vorſchlag zu machen?“

„Ja, Jack“, ſagte der Yankee, raſch darauf eingehend, „wenn Ihr des alten Jack braver Sohn ſeid, gewiß — aber — ich muß Euch von vornherein bemerken, es wird nicht viel dabei herauskommen. Die Sache iſt nämlich einfach ſo: Mit dem Neſt hier iſt's nichts; ſeit ſie die Eiſenbahn — wie ſie das ſehr häufig thun — durch die möglichſt ungeſchickte Strecke gelegt haben, iſt keine Ausſicht mehr auf einen Verkehr hier durch und wir ſitzen da ungefähr ſo, wie auf einer wüſten Inſel. Ich ſelber möchte ebenfalls fort — einen Ranzen hab' ich, auf den ich meine Siebenſachen packen kann, und ein Platz zum Geldverdienen findet ſich überall. Die Sache iſt nur die, daß mir noch eine Menge Leute hier in der Nachbarſchaft Geld ſchuldig ſind und nicht bezahlen wollen, und das möchte ich doch vorher noch zuſammenbringen.“

„Und weigern ſie ſich denn zu zahlen?“ frug Jack.

„Sie weigern ſich gerade nicht, aber ſie ziehen die Sache hinaus.“

„Vielleicht haben ſie nichts.“

„Bah, es ſind keine großen Summen, und ſo viel hat ein Jeder baar liegen, aber da nichts Schriftliches darüber ausgeſtellt iſt, denken

Digitized by Google

vielleicht Viele, ſie kämen noch ſo drum herum, oder wollen auch das Geld nur nicht gleich hergeben."

„Und was ſoll ich dabei thun?"

„Das will ich Euch ſagen, Jack — Ihr ſollt es für mich einkaſſiren und für Eure Arbeit; da ich das Meiſte überhaupt ſchon aufgegeben habe, fünfundzwanzig Procent bekommen; ſeid Ihr das zufrieden?"

„Hm", ſagte der junge Burſch, „wenn die Leute wirklich zahlten, wär' das ein brillantes Geſchäft, aber wenn ſie nun nicht zahlen? Fünfundzwanzig Procent von gar nichts iſt verflucht wenig."

„Da habt Ihr Recht, Jack", lachte der Händler, „aber verſuchen könnt Ihr's doch einmal, und auf ein paar Tage wird's Euch nicht ankommen. Ihr liefert dabei Euer Pferd und ich die Koſt — wie iſt's?"

„Bah, kommt eben auf einen Verſuch an — aber ich weiß eigentlich gar nicht einmal, wie ich die Geſchichte anzufangen habe."

„Dann kommt nur mit herein zu meiner Alten — gegeſſen habt Ihr doch noch nichts und nachher ſetz' ich Euch Alles auseinander und mache Euch auch mit der Lage der verſchiedenen Plätze bekannt. Die Anderen, die ich dafür engagirt hatte, waren Schlafmützen. Ihr werdet ſchon beſſer mit den Leuten fertig werden, Jack"

Dabei blieb es vor der Hand; Jack wurde an dem Tag von den beiden Eheleuten in die Geheimniſſe der Buchführung und Rechnungsausziehung richtig eingeweiht, mit den Verhältniſſen und dem Charakter der Hauptſchuldner genau bekannt gemacht, und zog am nächſten Morgen in aller Frühe aus, um ſeine etwas beſchwerliche und, wie es ſich bald zeigen ſollte, undankbare Rundreiſe anzutreten. Er blieb auch wirklich zwei Tage aus, kam wenigſtens erſt am zweiten Tag ziemlich ſpät und todtmüde zurück, und ſchien eben nicht bei beſonderer Laune zu ſein.

„Nun, Jack, wie iſt es?" rief ihm der Händler entgegen, „gute Geſchäfte gemacht?"

„Damn it!" knurrte Jack in den Bart, „wenn ich auch nur einen Cent baar Geld geſehen habe — aber beantwortet mir zwei Fragen, Mr. Slocum, und nachher wollen wir ſehen, was ſich thun läßt, denn ich kenne jetzt die range." (range heißt im Weſten gewöhnlich der Diſtrict, die Umgegend, auch die Weide.)

„Und das wäre?"

„Sind Euch die Leute das Geld wirklich und geſetzlich für erhaltene Waaren ſchuldig?"

„Das ſind ſie in der That."

„Und Ihr wollt überhaupt keinen Laden mehr in der Nachbarſchaft halten?"

„Nein — denke nicht daran — aber weshalb fragt Ihr das?"

„'S iſt eine verfluchte Geſchichte", ſagte Jack, ſich den Kopf kratzend, „und wenn Ihr die Geſellſchaft nun verklagtet?"

„Bah, geht nicht, Jack", ſagte der Händler, „ja, wenn ich was Schriftliches von ihnen hätte, eine „Note", dann ließ ſich die Sache leicht machen und ich würde ſie ſchon lange beim Ohr gekriegt haben. So

aber iſt's nichts, und wenn ſie mich nicht gutwillig bezahlen, muß ich das Geld richtig im Stich laſſen, bis ich einmal ſpäter hier wieder vorſpreche."

„Und wo ſind Die nachher!" ſagte Jack.

„Ja, das iſt freilich wahr", ſeufzte der Händler, „aber was läßt ſich machen?"

„Na", meinte Jack, der ſich jetzt ſelber anfing für die Sache zu intereſſiren, „gebt mir nur bis morgen früh Zeit, daß ich einmal ordentlich darüber nachdenken kann — nachher findet ſich vielleicht was — Never say die iſt ein altes gutes Sprüchwort, und wenn ich's angefangen habe, führ' ich es auch vielleicht durch."

Damit war das Geſpräch für heute abgebrochen, als aber Slocum am nächſten Morgen aufſtand und mit Jack noch einmal Rückſprache nehmen wollte, war dieſer ſchon mit Tagesanbruch auf und fort und ließ ſich auch an dem ganzen und ſelbſt am nächſten Tag nicht wieder ſehen.

Jack war an der Arbeit und hatte es ſich diesmal ſo eingerichtet, daß er den am entfernteſten wohnenden Schuldner zuerſt aufſuchte, um ſolcher Art auf dem Rückweg nach Boonville die verſchiedenen Schulden einzukaſſiren — denn dazu war er diesmal feſt entſchloſſen.

Das erſte Haus alſo, das er aufſuchte, gehörte einem dort wohnenden und ebenfalls von Illinois herübergeſiedelten Franzoſen, der eine ziemlich große Farm hatte und ſich auch in vortrefflichen Umſtänden befand. Dieſer ſchuldete an Slocum fünfundſechzig Dollars, hatte Jack aber ſchon vorgeſtern erklärt, daß er keinen Cent im Hauſe habe. Allerdings erbot er ſich augenblicklich, ſeine Note — ſo gut wie ein Wechſel — für die ganze Summe auszuſtellen; Jack war aber darüber ſchon von Slocum unterrichtet worden, Notes über fünfzig Dollars nicht anzunehmen, da dieſe einen regelrechten Proceß erforderten, der viermal den Betrag der Summe koſten konnte. Notes unter fünfzig Dollars konnten aber bei jedem Friedensrichter eingeklagt werden, und zwei Notes, die eine zu dreißig, die andere zu fünfunddreißig, weigerte ſich Mr. Girardin, wie der Burſche hieß, zu geben, denn derartige Sachen wurden vor dem Richter raſch erledigt.

Wie der Franzoſe den Mahner von vorgeſtern wieder ſah, zogen ſich ſeine Brauen finſter zuſammen und er ſagte in ſeinem gebrochenen Engliſch:

„Eh bien, monsieur, und was verſchafft mir die Honneur, Sie ſo bald wieder zu ſehen?"

„Oh nichts, Mr. Girardin", ſagte Jack unbefangen, indem er abſtieg, ſein Pferd anhing und dann ohne Weiteres in das Haus trat.

„Bitte, Monſieur", ſagte der alte Franzoſe etwas gereizt, da Jack ohne Weiteres in das Wohnzimmer treten wollte. „Hier wohne ick — da drüben wohnt ma femme, verſtanden?"

Da Jack „Ma femme" gar nicht kannte und gar nicht wußte, wer es war, hatte er nicht das geringſte Intereſſe, darnach zu ſuchen. Ihm

lag daran, den alten Geizhals unter vier Augen zu ſprechen, und das erreichte er jetzt vollkommen.

„Und was wünſchen Sie?“ frug ihn Girardin, als Jack ziemlich unbefangen die Thür hinter ſich zudrückte, die von Slocum ſchon quittirte Rechnung aus der Taſche nahm und ſie auf den Tiſch breitete — Girardin erkannte ſie auf den erſten Blick — „habe ich Ihnen nicht vorgeſtern ſchon geſagt, daß ich jetzt kein Geld habe und Monſieur Slocum ſpäter bezahlen werde?“

„Ja, Meiſter“, nickte Jack ſehr bereitwillig mit dem Kopf, „das haben Sie allerdings, aber die Sache iſt nur die, daß Mr. Slocum das Geld braucht und ich gar nicht daran denke, noch einmal eine ſolche wilde Gänſejagd durchzumachen wie neulich, und von allen Leuten das Nämliche zu hören. Wollen Sie mich jetzt bezahlen oder nicht?“

„Ich kann Ihnen nur wiederholen, daß ich kein Geld habe!“ rief der Franzoſe ärgerlich.

„Sehr ſchön“, ſagte Jack, indem er jetzt in die Taſche griff und ſeinen Revolver vorzog, bei deſſen Anblick der Franzoſe doch einen Schritt zurück that.

Jack ließ ſich aber nicht aus der Faſſung bringen — „ich frage Sie jetzt, Miſter Girardin“, ſagte er mit ruhiger Stimme, aber ſein Blick bohrte ſich dabei feſt in den kleinen Mann, „ob Sie die Rechnung bezahlen wollen oder nicht. Mr. Slocum *muß* das Geld haben und ich will verdammt ſein, wenn ich mich länger zum Narren halten laſſe. Da — die Uhr dort wird gleich ſchlagen — ſie hat ſchon ausgehoben — wenn beim letzten Schlag das Geld nicht hier auf dem Tiſch liegt, ſo will ich elend verderben, wenn ich nicht — Sie verſtehen mich, denk' ich, alſo raſch!“ — Und damit hob er ihm den Revolver gegen die Stirn.

„Aber, Monſieur!“ ſchrie der Franzoſe, jetzt wirklich erſchreckt — „Sie wollen mich zwingen, meine Rechnung zu bezahlen, mit der Piſtole in der Hand?“

„Getroffen, alter Burſche!“ lachte der junge Backwoodsman trotzig, „das will ich allerdings, und mehr noch als Das, ich drücke dies Ding hier auf Jeden ab, der ſich weigert Das herauszurücken, was er ſchuldig iſt. Ich verlange nicht mehr, aber bei jedem Cent, was hier auf dem Papier ſteht. Habt Ihr mich verſtanden?“

„Ich werde meine Leute rufen!“ rief Girardin, halb in Wuth, halb in Angſt.

„Zu ſpät!“ rief der junge Burſch und ſein Auge blitzte Wieder hob ſich der Revolver und nahm ſeine drohende Richtung, „da fängt die Uhr an zu ſchlagen — wenn Ihr nicht im Augenblick —“

Der Franzoſe griff zitternd in die Taſche und nahm ſein Taſchenbuch heraus. Was half es ihm, wenn ſie den jungen tollen Menſchen nachher einfingen und aufhingen, ſobald er *ihn* vorher todtgeſchoſſen hatte — und der ſeltſame Kaſſirer ſah aus, als ob er deſſen fähig wäre. Er zählte das Geld auf den Tiſch, das aber Jack mißtrauiſch betrachtete, denn es circulirten damals ſehr viel falſche Banknoten. Dieſes

Digitized by Google

kannte er aber genau — es war gutes Teneſſeepapier, und den Revolver noch immer ſchußfertig in der Hand, nahm er mit der Linken das Geld, ſchob dann den Revolver ruhig wieder in die Taſche und ſagte, dem Franzoſen die Quittung hinreichend:

„So, Freund — das Geſchäft wäre, dächte ich, zu beiderſeitiger Zufriedenheit abgemacht, wie die Advocaten ſagen. Ihr hättet es freilich bequemer haben und mir ebenfalls viel Mühe erſparen können — alſo wenn Ihr wieder etwas braucht, ſo ſeid ſo gut und fragt bei Mr. Slocum vor!"

„Verdammt will ich ſein, wenn ich je wieder einen Fuß über deſſen Schwelle ſetze!" rief der Franzoſe wüthend, „und wir, lieber Freund, ſprechen uns wieder vor Gericht. Ich will doch einmal ſehen, ob das hier in Teneſſee Sitte iſt, den Leuten das Geld mit dem Revolver in der Hand abzufordern!"

„Er iſt gar nicht geladen, Nachbar", lachte Jack, indem er die Waffe wieder aus der Taſche holte — „geht auch nicht los, denn die Feder iſt gebrochen und ſchnappt nicht einmal — da — wollt Ihr ihn ſelber verſuchen?"

„Geht zum Teufel!" ſchrie Girardin, und Jack verließ lachend das Haus, ſchwang ſich draußen in den Sattel und trabte, den Yankee doodle pfeifend, die Straße hinab, ſeinem nächſten Ziel entgegen.

Dieſes war das Haus einer Wittwe, einer Mrs. Witherſpoon, von der man ſagte, daß ſie ſchon vier Männer unter die Erde gebracht, ja, die letzten ſogar vergiftet haben ſollte, obgleich ſich das hier in dieſen wenig beſiedelten Diſtricten und ohne tüchtige Aerzte ſchwer beweiſen ließ. Sie hielt ſelber einen kleinen Laden und ſchuldete Slocum etwa vierzig Dollars, hatte aber bei dem neulichen Beſuch Jack's weder Geld herauszahlen, noch ſich dazu verſtehen wollen, eine Note für den Betrag zu geben, außerdem war ſie ſo grob geworden, daß ſie dem jungen Burſchen drohte, ſie würde die Hunde auf ihn hetzen, wenn er nicht augenblicklich mache, daß er fortkomme

Jack ritt ganz unbefangen heute wieder vor, ſprang aus dem Sattel, hing ſein Pferd an und betrat den Laden, wo ihn die alte und ſehr reſolute Dame ſo erſtaunt über die Unverſchämtheit betrachtete, daß ſie gar nicht gleich zu Worte kommen konnte. Jack aber ließ ihr auch keine Zeit dazu und mit der größten Freundlichkeit ſagte er:

„O, Mrs. Witherſpoon — ich habe Ihnen etwas Wichtiges mitzutheilen — freue mich ungemein, Sie ſo bald wieder zu ſehen."

„Ihr habt mir etwas Wichtiges mitzutheilen?" ſagte die alte Dame, indem ſich in ihre überdies nicht hübſchen Züge ein verächtlicher Ausdruck legte, und ihn durch die große, meſſinggefaßte Brille mit den kleinen grauen Augen tückiſch anſehend, rief ſie: „wäre neugierig, das zu hören. Was iſt es? — Macht's kurz; ich habe weder Zeit noch Luſt, mich lange mit Euch abzugeben. So viel rath' ich Euch aber, fangt Ihr noch einmal mit dem Gelde an, ſo hetz' ich die Hunde auf Euch."

„Sehr gütig", lachte Jack, dadurch nicht im Mindeſten eingeſchüch-

Digitized by Google

tert, „aber hören Sie nur zu. Ich bin eben auf meiner zweiten Rundreiſe, Mr. Slocum will auswandern und hat mich mit einem Antheil an ſeinen ausſtehenden Schulden bedacht.“

„Und was geht das mich an?“ frug die Alte trotzig.

„Das will ich Ihnen ſagen, Madame“, erwiederte Jack, indem er in die Taſche griff, den Revolver herausnahm und ſo auf den Ladentiſch legte, daß die Mündung direct gegen ſie zeigte, „ich bin nämlich feſt entſchloſſen, das Geld oder die Note heute zu holen und — ich verſichere Sie, ich kriege es auch, denn verdammt will ich ſein, wenn ich mich länger an der Naſe herumführen laſſe.“

Mrs. Witherſpoon war todtenbleich geworden, wie ſie die Waffe ſah.

„Wollt Ihr eine alleinſtehende Frau umbringen?“ rief ſie, indem ſie der Mündung der Waffe ſcheu auswich, „einen Mord begehen?“

„Es wäre der erſte nicht“, ſagte Jack mit der größten Kaltblütigkeit. „Ich frage Sie alſo, haben Sie das Geld bei der Hand, oder —“ Er legte unbefangen die Hand auf den Revolver und ſchob ihn ſo, daß er ſich wieder auf die alte Dame richtete.

„Hülfe!“ wollte die Alte ſchreien, aber ſie kam nicht dazu, denn im Nu hatte Jack die Waffe aufgegriffen und mit einem furchtbaren Blick auf ſie gerichtet.

„Mrs. Witherſpoon“, ſagte er dabei mit tiefer Grabesſtimme, „zwingen Sie mich nicht ſchon wieder zu einem Mord — aus Mitleid für mich, denn ich bin noch jung — aber ich weiß, wo Ihr Geld liegt — ich verlange nicht mehr als den Betrag der Rechnung — ich bin kein Räuber, doch was Sie ſchuldig ſind, das müſſen Sie jetzt herausgeben, oder bei dem hölliſchen Beelzebub da unten —“

„So nehmen Sie doch nur die ſchreckliche Piſtole fort“, ſtöhnte die Alte und hob abwehrend die Hände vor.

„Wollen Sie mich jetzt, in dieſem Augenblick bezahlen? Hier iſt die quittirte Rechnung.“

„— — — Ja —“, hauchte die Frau in Todesangſt, „aber ich muß das Geld erſt holen.“ Und damit wandte ſie ſich der Seitenſtube zu. Jack aber wußte recht gut, daß ſie dort augenblicklich die Thür zuwerfen und um Hülfe ſchreien würde. Mit einem Sprung über den Ladentiſch ſetzend, ſagte er freundlich:

„Ich gehe mit Ihnen, Mrs. Witherſpoon — möchte Ihnen gern ſo wenig als möglich Unbequemlichkeit bereiten — ſo — ſehen Sie, das war ja ganz raſch und prächtig in Ordnung gebracht und ich bin Ihnen wirklich dankbar dafür. Nur noch eine Bitte hätte ich an Sie: halten Sie ihre beiden großen, wunderhübſchen Hunde zurück, denn wie mich auch nur einer von ihnen anknurrt, ſchieße ich ihm ſofort eine Kugel durch den Leib. — So — wünſche Ihnen einen recht angenehmen Morgen!“ — Und ruhig ſchritt er hinaus, machte ſein Pferd los, ſtieg in den Sattel und trabte luſtig von dannen.

Digitized by Google

Slocum indeſſen, deſſen Geſchäfte hier draußen Jack in ſo eigenthümlicher Weiſe arrangirte, konnte ſich nicht denken, was aus dem jungen Burſchen geworden ſei, denn zwei volle Tage waren jetzt ſchon vergangen. Hatte er die Hoffnung aufgegeben, hier noch etwas einzukaſſiren und ſich einer andern Gegend zugewandt?

Die Sonne tauchte ſchon wieder hinter die Wipfel der Bäume, Slocum ſtand, beide Hände in den Taſchen und ſah nachdenklich auf die Straße hinaus, als plötzlich Jack Brown ſehr vergnügt auf ſeinem Fuchs angetrabt kam und vor dem Haus aus dem Sattel ſprang.

„Segne meine Seele, Jack!“ rief Slocum, „wo habt Ihr die ganze Zeit geſteckt?“

„Bſt“, ſagte Jack mit einem pfiffigen Augenzwinkern, indem er an Slocum vorbei in den Laden ſchritt, dort am Ladentiſch ſtehen blieb und ſein dickes Taſchenbuch, das er der Sicherheit wegen mit einem Bindfaden umwunden hatte, aus der Taſche zog; „wie viel machte die ganze Summe?“

„Für meine Rechnungen?“ rief Slocum erſtaunt.

„Gewiß. Wie viel war's im Ganzen?“

„562 Dollars 15 Cents.“

„Hm — ſtimmt!“ ſagte Jack, indem er ſein Taſchenbuch aufknüpfte und dann eine ganze Menge Banknoten auf den Tiſch ſchüttete, „hier ſind alſo 498 Dollars baar Geld —“

„Aber Jack!“ rief Slocum in vollem Erſtaunen aus, „woher habt Ihr das viele Geld?“

„Nun, für Eure Rechnungen, verſteht ſich — alſo 498 Dollars baar und 43 Dollars in kleinen Noten — die Leute hatten wirklich kein baar Geld im Haus, ſonſt hätt' ich's gekriegt. Fehlen nur 19 Dollars, aber Bucks, der Euch 11 Dollars ſchuldig iſt — hier habt Ihr ſeine Rechnung — iſt geſtern erſt nach dem Norden gezogen, und Huſſels war nach Memphis gegangen und nicht zu Hauſe, was ihm 8 Dollars eingebracht hat.“

„Ja, aber Jack!“ rief Slocum, der ſich von ſeinem Erſtaunen noch immer nicht erholen konnte — „wie in aller Welt habt Ihr denn die Leute nur zum Zahlen gebracht? Ich hätte es nie für möglich gehalten.“

Jack lächelte, zog ſeinen alten Revolver aus der Taſche und legte ihn neben das Geld auf den Ladentiſch.

„Das war mein Kaſſirer“, ſagte er, „und ein Glück, daß Ihr mir ihn neulich nicht für fünf Dollars abkauftet, denn er hat mir jetzt bedeutend mehr eingebracht.“

Slocum wollte ſich ausſchütten vor Lachen, daß Jack ſeine Rechnungen mit dem Revolver einkaſſirt — aber ſeine Geſchäfte waren dadurch auch in dieſer Nachbarſchaft vollkommen erledigt, da er die paar Notes oder Wechſel zu den geringen Beträgen überall mit einem kleinen Verluſt verkaufen konnte.

Einige der alſo „Geprellten“, wie ſie meinten, hatten nun allerdings nicht übel Luſt, Jack für „Gelderpreſſung“ zu verklagen, aber die

Digitized by Google

Originalzeichnung v. C. Arnold. *Gest. v. L. Ruff.*

Erziehungsresultate.

Digitized by Google

Digitized by Google

Geſchichte mit ihrem wahren Thatbeſtand war raſch genug in der ganzen Nachbarſchaft bekannt geworden und der Advocat, an den ſie ſich wandten, ſchien ſelber keine Luſt zu haben, ſich lächerlich zu machen. Jack hatte nur das Geld genommen, was die Leute ſchuldeten — nicht einen Cent mehr, der Revolver war ebenfalls, wie nachgewieſen werden konnte, gefahrlos geweſen und der Advocat wußte recht gut, daß in dieſem noch wilden Landſtrich keine nur denkbare Jury, kein einziger Geſchworener ſelbſt, über Jack das „Schuldig" ausgeſprochen hätte.

Jack aber zog drei Tage ſpäter mit einer guten Büchſe und Kugeltaſche und außerdem noch mit achtzig Dollars baar Geld in der Taſche — den Revolver hatte er Slocum zum Andenken gelaſſen — gen Weſten und über den Miſſiſſippi hinüber nach Arkanſas.

Erziehungsreſultate.

So willſt Du, daß ich Dir dies Bild
Mit einem Wort verziere,
So wie's mir aus der Feder quillt,
Sei's Lyrik, ſei's Satire.

Iſt noch ein Zweifel, was ich thu'?
Das iſt ja nur zum Lachen,
Wenn Affe, Hund und Kakadu
So wüſte Streiche machen.

Wer ſolche Beſtien ſich erzieht,
Der darf ſich auch nicht wundern,
Daß, wie's im Bilde hier geſchieht,
Sie Alles ihm zerplundern.

Bei dem Erziehungsreſultat
Gilt immer, heut wie morgen,
Das Sprüchlein: Wer den Schaden hat,
Braucht nicht für Spott zu ſorgen.

H. G.

Digitized by Google

Goethe und der Krieg.

Gerade hundert Jahre sind jetzt abgelaufen, seit der junge Goethe auf seinen Streifereien im Elsaß an das Pfarrhaus des alten Brion zu Sesenheim pochte, wo das Idyll seines Lebens sich anspinnen sollte. Wie er selber damals innerlich auf der Wegscheide stand, welche die tastende und die sich besinnende Jugend von einander trennt, so war auch der Volksgeist jenes Landes an der Stelle angekommen, wo französisches und deutsches Wesen sich noch anmuthig kreuzen. Schon regte sich in dem einundzwanzigjährigen Menschen die füllige Kraft, die den Weltereignissen gleichsam zum Trotz gelassen und schön sich entwickelte, schon deutete die Art der ersten Entfaltung die künftige Form seiner Natur ahnungsvoll an: die sanfte Schwebung zwischen Drang und Zurückhaltung, Ueberlegenheit und Einfalt, Begierde und Entsagung.

Indessen rüstete sich das unruhige und glänzende Volk Europas zum Kampfe gegen die Grundsätze und Ueberlieferungen einer morsch gewordenen Gesellschaft und schickte bereits in Schrift und Lehre ihre Sendboten über den Rhein zu uns herüber. Aber so sehr uns auch die nämliche Last drückte, an der das Nachbarvolk zu rütteln begann, so sehr wir auch begründete Ursache hatten, seinen Widerstand zu theilen: die Mahnung an unser angeborenes Recht traf dennoch ein zaghaftes, ja verzagtes Geschlecht und nur auf literarischen Umwegen und Schleichwegen machte sich zuweilen das Gefühl des Unwillens und nicht ohne Besorgniß Luft. Das Aeußerste, wozu wir es vorläufig bringen konnten, waren allgemeine Angriffe auf sociale Gebrechen, auf religiöse Vorurtheile; mächtige Personen jedoch, bestimmte politische Einrichtungen wurden lange Zeit hindurch nicht einmal von verwegenen Federn ereilt. Schriftsteller, hin und wieder ein aufgeklärter Fürst, stachelten das träge Bewußtsein der Deutschen auf, der Bürger aber betheiligte sich nicht an dieser bedenklichen Arbeit. Der Bürger begnügte sich zu seufzen und die Mehrzahl der Regenten wie die bevorzugten Classen in ihrer dem französischen Despotismus und Uebermuth abgelauschten Nichtswürdigkeit ruhig gewähren zu lassen. Und wenn er nicht seufzte, so vergoß er Thränen der Rührung über die Gesänge des Messias oder gerieth er in linde Entzückung über die erweckliche Ode eines Musenalmanachs. Das entzündete Schiller'sche Feuer ergriff zwar auch die politische Empfindung, jedoch nur insofern als sie dem Weltbürgerthum diente, und dieses selbst wieder ward durch die Beschwichtigungsversuche Iffands vor gefährlicher Verbreitung behütet. Als endlich die Franzosen vom beißenden Epigramm und der giftigen Streitschrift rasch zum offenen Protest gegen die herrschende Gewalt, zur erzürnten Parlamentsrede und zum Bastillesturm aufgestiegen waren, da schlugen wir unsere philosophischen Schlachten, furchtbarer freilich in ihren späteren Wirkungen, aber gegen das Bedürfniß des Tages gehalten und mit den Augenblicksstößen der Revolution verglichen, harmlos genug. Der Jüngstgeborene der Revolution schien dazu ausersehen, nicht nur sie selbst, sondern auch Deutschland zu zermalmen, und wenn dem erobernden Kaiser auch nur das Erstere vollständig gelang, so spürten doch auch wir die Folgen seiner

Digitized by Google

zeitweiligen Unterdrückung ſchmerzlich und auf Jahrzehnte hinaus. Denn mit den franzöſiſchen Heeresmaſſen Napoleons hatten wir nicht zugleich die brutale Ueberwinderkunſt aus Deutſchland vertrieben, mit der Beugung franzöſiſcher Ueberhebung auf heimatlichem Boden nicht auch die deutſche Uneinigkeit gebrochen. Der deutſche Heroencultus trug nur zu lange die Farben Bonaparte's und Napoleon's diplomatiſche Ränke wurden von gelehrigen deutſchen Schülern gegen unſere eigene Freiheit angewendet. Sogar die Juliſonne brütete neben den liberalen Beſtrebungen Deutſchlands eine gewiſſe patriotiſch angehauchte Bewunderung für die Franzoſen aus, eine Bewunderung, welche in Börne ihren ehrlichſten, aber auch ihren gefährlichſten Ausdruck gewann. Mußte doch auch die Liebe und Dankbarkeit, die wir Goethe ſchuldig ſind, zum Stoffe der Anklage herhalten: daß wir ein politiſch unreifes, ein in Bücklingen gewandtes, ein wohldieneriſches Volk geblieben ſeien. Der zupfende, nörgelnde, polternde Liberalismus ſetzte ſich nun in Deutſchland feſt und behauptete ſich bis zu dem Moment, da Preußen anfing, ein Bündniß mit nationalen Ideen einzugehen. Jetzt ſprang der Contraſt zwiſchen den Einheits- und den Freiheitswünſchen Deutſchlands mit einem Male deutlich hervor und ſchärfte ſich vor und nach Königgrätz in den Unterſchieden des Südens und Nordens zum ausgeprägten Conflict.

Der Auguſt des Jahres 1870 hat die ganze Situation Deutſchlands blitzſchnell verändert; nach Innen wie nach Außen. Die erſehnte politiſche Einheit, zwar nicht im Sinne Börne's, iſt geſchaffen, und wie immer auch die wechſelvolle Laune des Krieges Vortheile und Nachtheile auf den Seiten der beiden Kämpfer noch verſtreuen wird: die Mainlinie iſt ausgelöſcht, Klima, Sitte und Religion werden den Norden und den Süden Deutſchlands nicht mehr in zwei Staatenhälften abgrenzen. Ob märkiſch kühl, ob ſchwäbiſch warm, ob im Höhenrauch Weſtphalens aufgewachſen, ob am Weingeländer der Rheinpfalz, ob gefirmt, ob confirmirt: das Einheitsband iſt nun um alle Stämme (die Deutſch-Oeſterreicher leider ausgenommen) eng geſchlungen und ein gemeinſames Trotz- und Machtgefühl iſt im gemeinſam verſpritzten Blute aufgegangen. Dem Romanen aber iſt eingeſchärft worden, daß unſere Kräfte weder im langen ſchweigſamen Ertragen lateiniſcher Selbſtüberhebung verdorrt, noch auf den unſere Schreibewuth bezeugenden Leipziger Büchermeſſen erſchöpft worden ſind.

Wir haben nicht nur Goethe ausgeſpielt, wir haben auch den Ruhm eines wehrhaften, zu politiſcher Führerrolle berufenen Volkes an uns geriſſen.

Ein Jahrhundert nachdem Goethe die Lieder an Friederike geſungen, die Hymne auf den Straßburger Münſter angeſtimmt, hat das deutſche Belagerungsgeſchütz gegen die Wälle der uns geraubten alten Reichsſtadt gedonnert, haben deutſche Heeresſäulen im Elſaß und in Lothringen die Feldzeichen des Sieges aufgepflanzt.

Dürfen wir aber auch Goethe's in gehobener Stimmung, wie ſonſt, gedenken? des Dichters, der angeblich theilnahmlos oder froſtig ſeitwärts ſtand, wenn die nationale Begeiſterung aufflammte, wenn die deutſche Unabhängigkeit vertheidigt wurde? Hat die eiſerne Zeit der Helden von Wörth etwas mit Goethe's goldenen Tagen gemein? Wer möchte Nein antworten und ein Deutſcher heißen wollen! Dem Kriege freilich bietet Goethe keine Berührungspunkte dar; aber die ewigen Güter, um deretwillen der Krieg unternommen worden, ſind untrennbar mit ſeinem Andenken verknüpft. Still und emſig wie die Triebkraft der Erde hat das Erhaltende des deut-

Digitized by Google

schen Volkes seine Gebilde durchströmt, und was den ringenden Völkern an das Ziel ihrer Arbeit gesetzt ist: die edelste Frucht der Gesittung, hat er in göttlicher Ungeduld für sich selbst und dabei uns Allen zum Segen gezeitigt. Wir brauchen nicht zu wissen, was einer der besten deutschen Männer, was Jakob Grimm ausgesprochen, der ihn unseren Befreier nennt, nicht, was Karl Immermann gesagt hat, der ihn als den Dichter der deutschen Familienempfindung feiert, wir wissen aus Goethe's Werken längst, wie tief ihm die Nation verschuldet ist, welche Strecke er uns vorangeleitet und vorangeleuchtet hat, als es noch finster in uns und trübselig um uns aussah. Als die fremden Völker verlernt hatten, den deutschen Namen zu ehren, geschweige zu fürchten, da war es Goethe vorbehalten, beinahe Goethe allein, ihm bei unseren Neidern und Widersachern wenn auch zu flüchtigem Ansehen zu verhelfen.

„Der Brite nimmt von Shakespeare's Haupt die ewig grünen Reiser
Und bringt sie Deutschlands Goethe dar als nachgeborenem Kaiser;
Der Franke, der von Alters her zu unserm Splitterrichter
Bestellt sich dünkt, verspottet uns, doch preist er unsern Dichter."

So klang zum Goethejubiläum ein ernstes Dichterwort. Nun hat der Franke sicherlich aufgehört unsern Splitterrichter zu spielen und auch der Spott wird wol auf den Leichenfeldern zu Gorce und Mars-la-Tour verendet sein. Die Franzosen haben jetzt einen Wahn zu begraben, den Wahn vom auserwählten Volke; aber auch wir haben einen Wahn einzuscharren, den Wahn: daß im politischen Enthusiasmus allein das Hohe und Treffliche gedeihe, daß in der Idee des national aufgebauten Staates alles Menschenwürdige begonnen und beschlossen sei. Namentlich haben wir uns in dieser Hinsicht an Goethe versündigt, den die Einen grimmig oder höhnisch anfielen, weil seine Hand nie den Schwertgriff erfaßt hat, dem die Andern nachsichtsvoll, großmüthig verziehen, daß er neben dem Dichter und Denker nicht auch der Freiheits- und Fortschrittsmann gewesen ist.

Auch dahin wird der opferschwere Krieg, den wir jetzt gegen die Franzosen kämpfen, einen wohlthätigen Rückschlag bewirken. Mit den Beweisen unserer Soldatentugenden und mit der Verwirklichung unserer Einheitswünsche ist der krankhafte, übel angebrachte, politische Eifer unnütz geworden und darum wird er bald aus unseren Gedanken und Worten verschwinden. Insolange wir noch ein in sich gefestigtes Staatsganze suchten, insolange wir noch auf Schritt und Tritt die Hemmungen empfanden, die ein solches unmöglich zu machen schienen, klammerten wir uns nach dem Gesetz der Bedürftigkeit an jedes Mittel, das uns die Erreichung unserer Zwecke vorspiegelte. Um dem Vorwurfe der innern Zerklüftung zu begegnen, dem eigenen wie dem fremden, trugen wir die politische Forderung überall hin, auch dorthin, wo sie unpassend, unberechtigt oder thöricht war. Sie lenkte nicht selten unsere Neigung, sie bestimmte nur zu oft unsere Abneigung. Sie hatte Einfluß auf das Entwerthen wie auf das Ueberschätzen der Personen und Gegenstände des geistigen Lebens. Nicht nur der Staatsmann, auch der Denker sollte das politische Ziel der Nation im Auge haben, nicht nur der Volkstribun den Secundenzeiger der öffentlichen Angelegenheiten prüfen, auch der Dichter und Künstler. Erträgliche Schriftsteller, mittelmäßige Poeten genossen von Zeit zu Zeit unsere Achtung, weil sie mit politischen Tendenzen einen Handstreich ausgeführt hatten, welcher ihre geistige oder dichterische Unfähigkeit im Großen verdeckte; Autoren, denen das Gute gelang,

Digitized by Google

entbehrten unſeres Beifalls, falls ſie den Intereſſen nicht dienten, um welche die politiſche Stimmung des Tages kreiſte. Die Geſinnung, wie man es nennt, ſtieg und der ſtolz in ſich ruhende Geiſt ſank im Preiſe. Wir haben nicht nöthig, Beiſpiele zu bringen, da die Thatſache Niemand leugnen wird. Wer kein Hemd beſitzt, dem wird das Verlangen danach ausſchließend erfüllen, bis es die Gewalt des Pathos annimmt, und wer einen koſtbaren Stab im unwegſamen Gebirge findet, der wird ihn ohne Weiters als Stütze und Hülfe brauchen und ſich des Mißbrauchs dabei gewiß nicht bewußt werden. Jetzt freilich rufen wir: es war gut, daß die Uneinigkeit des deutſchen Volkes, ſein politiſcher Jammer und ſeine nationale Ohnmacht dieſes Pathos gereift haben! Denn ohne dieſes oft bis zum Mißbrauch getriebene Pathos hätten vielleicht die Hunderttauſende, welche vor wenigen Wochen zuverſichtlich an den Rhein zogen, nie und nimmer die Heiligkeit dieſes Krieges erkannt, nie und nimmer mit ſo freudiger Tapferkeit ihr Leben hingeworfen, dieſe Hand voll Bluts, wie Paul Flemming ſo ergreifend ſagt. Nun aber iſt das Staatsganze einmal gekittet, nun hat das politiſche Ideal des deutſchen Volkes endlich Geſtalt angenommen! Und unaufhaltſam wird das noch Unfertige in den Geſammtbau hineinwachſen. Eben darum wird allmälig das hochgeſpannte und übertriebene Pathos dem natürlichen Gefühl errungenen Beſitzes, behaglicher Gewohnheit weichen, und der Moment iſt nicht allzu fern, da wir dem großen betrachtenden Menſchen die nämliche Gerechtigkeit widerfahren laſſen, wie dem großen handelnden Menſchen, von dem eine nur ſelten zu überbrückende Kluft ihn ſcheidet. Iſt dies aber dereinſt geſchehen, dann wird uns das traurige Schauſpiel erſpart bleiben: wie unberufene Späher das Atelier Goethe's durchforſchen, ob nicht doch zu deſſen „Rechtfertigung" eine Waffe darin zu entdecken ſei, womit man ſeinen Antheil an den Kämpfen der Zeit darthun könne. Die den frommen Goethegläubigen abgenöthigten Verſicherungen werden dann verſtummen: daß auch unſer erſter Dichter das Wohl und Wehe der Nation mitempfunden, daß ſein innigſtes Lied die Königin Louiſe in den Tagen der Fremdherrſchaft getröſtet habe, daß er kein Höfling und kein Hofpoet, kein Gnadenbrodſänger und keine Parkettſeele geweſen ſei. Einem belletriſtiſchen Volke mag es anſtehen, dem Dichter und dem Denker das politiſche Glaubensbekenntniß abzufragen; einem männlichen Volke aber fällt es gar nicht ein, von dem hell geſchliffenen Spiegel ſeiner Cultur die Eigenſchaften des Schwertes zu verlangen. Und wir ſtehen heute ſo gewiß als ein männliches Volk da, wie Goethe den ſchönſten Spiegel unſeres Culturlebens vorſtellt.

„Die Welt iſt innerlich ruhig und ſtill", lautet ein Wunderwort Gottfried Keller's, und ſo muß es auch der Mann ſein, der ſie verſtehen und als ein wirkender Theil von ihr ſie wiederſpiegeln will. Ruhe zieht das Leben an, Unruhe verſcheucht es; Gott hält ſich mäuschenſtill, darum bewegt ſich die Welt um ihn. „Für den künſtleriſchen Menſchen nun", fährt Keller fort, „wäre dies ſo anzuwenden, daß er ſich eher leidend und zuſehend verhalten und die Dinge an ſich vorüberziehen laſſen, als ihnen nachjagen ſoll; denn wer in einem feſtlichen Zuge mitzieht, kann denſelben nicht ſo beſchreiben, wie der, welcher am Wege ſteht. Dieſer iſt darum nicht überflüſſig oder müſſig, und der Seher iſt erſt das ganze Leben des Geſehenen, und wenn er ein rechter Seher iſt, ſo kommt der Augenblick, wo er ſich dem Zuge anſchließt mit ſeinem goldenen Spiegel, gleich dem echten Könige im Macbeth, der in ſeinem Spiegel noch viele Könige ſehen ließ."

Digitized by Google

Wol war es eine rücksichtslose Kraft, welche in Goethe alle Elemente seiner Natur zum Einklange gesammelt, jede Faser in ihr zu betrachtendem Leben gezwungen hat; wol war es eine rücksichtslose Kraft, welche auf einen einzigen Punkt gerichtet alles Ungehörige ausgeschieden, alles Störende beseitigt hat; und daß die politischen Fragen in der Sphäre des ihm Ungehörigen und ihn Störenden lagen, ist uns an Goethe bekannt. Aber nicht minder rücksichtslos ist die Kraft, welche ein sich bildender Staat entwickelt, welche ein sich entrollender Krieg aufwendet. Die dem Nordbund sich entgegenstemmenden Parteien, die Unzähligen, welche verwundet in die Lazarethe getragen worden und welche die Todten der letzten Kämpfe beweinen, wissen davon zu erzählen. Die noch heute rauchenden Trümmer Straßburgs sind beredte Zeugen dieser rücksichtslosen Kraft. Und dennoch werden wir nicht Barbaren schelten, die das verehrte Denkmal deutscher Herrlichkeit und deutscher Kunst in die Schrecken des Krieges hineinzogen. Staaten bilden sich eben nicht und Feldzüge werden nicht gewonnen ohne diese rücksichtslose Kraft, aber ebensowenig Iphigenien gedichtet und Geister wie Goethe zur Reife gebracht. „Mir thun die zwanzig Generationen von Deutschen, die geopfert wurden, um es zu einem Goethe zu bringen, gar nicht leid!“ sagte ein großer russischer Schriftsteller, sagte Alexander Herzen. Und er sagte dies nicht als Russe, sondern als großer Schriftsteller. Er stellte sich die im Gange der Jahrhunderte unablässig ringende, ächzende, duldende deutsche Nation vor, wie sie durch Naturell, Eigenart und Umstände dazu bestimmt schien, auf Alles, was politische Selbstständigkeit, sociales Glück heißt, zu verzichten und dafür jeden ihrer Vorzüge mühselig herauszuarbeiten, damit diese dann ein begnadet Einzelner empfange, der sie zu dauernden Gebilden umgeschaffen der Nation zurückgab. Heute, da ein hochaufgerichtetes Deutschland dem erstaunten Europa sich zeigt, heute kann das Wort Herzens von uns selber nachgesprochen werden, ohne daß wir uns dadurch den Stachel nationaler Demüthigung in's Herz treiben.

Die allernächste Zeit wird uns vermuthlich Zündnadellieder bringen, wie der Winter 66 solche geschneit hat, den mehr oder minder erfreulichen Nachhall des deutschen Krieges nach der geläufigen Tonart der Trompeterstückchen und geharnischten Sonette. Die Friedenspoesie bricht später an. Diese jedoch wird einen reinern Sinn, eine kräftigere Empfindung als bisher im deutschen Volke finden. Dann erst ist Goethe's reichste Ernte gekommen, die Zeit des vollendeten Goethe in dem sich vollendenden Deutschland.

Emil Kuh.

Digitized by Google

Aus meiner Praxis.

Erzählungen eines Arztes.

Von Dr. **Jul. Buchheister.**

I.

„In Gemeinheit tief versunken
Liegt der Thor, vom Rausch bemeistert,
Wenn er trinkt, wird er betrunken —"

Ein wahreres Wort, als Bodenstedt in diesen drei Versen sagt, ist nie gesprochen worden. Besonders als Arzt hat man tausendfach Gelegenheit in allen Schichten der Bevölkerung die Beobachtung zu machen, wie durch das Gewohnheitstrinken so unsägliches Elend in den sonst nach allen Bedingungen glücklich erscheinenden Familien verursacht wird. Man sehe sie nur an, diese aufgedunsenen, rothen, schwammigen Gesichter, auf denen in halb nüchternem Zustande fades Lächeln den deutlichsten Ausdruck mangelnder Geistesthätigkeit bekundet; man höre diese biedermännlichen Gespräche, diese Versicherungen ewiger Freundschaft, diese Menschen, im Rausche polternd, die unsäglichsten Heldenthaten ihres Lebens ihren ebenfalls halb lallenden Genossen vorweinend, vorlügend, und so oft vorlügend, daß sie zuletzt selbst daran glauben; wie sie dann, nach Hause gestolpert, ihre unglückliche Familie mißhandeln, nicht immer thätlich, aber doch dadurch quälend, daß sie sich Mühe geben, ihnen zu zeigen, sie seien die Herren und das arme Weib und die armen Kinder von ihnen abhängig. Ich glaube, diese so häufigen Mißhandlungen ihrer Familienmitglieder haben nicht allein ihren Grund in einer Einbildung des betrunkenen Mannes, als ob die Nüchternen ihn verhöhnen oder Worte sagen, die er in seiner Trunkenheit für eine Beleidigung nimmt, sondern vielmehr darin, daß der Elende selbst noch in seiner Trunkenheit herausfühlt, wie erbärmlich er sich seiner Familie gegenüber beträgt, und gleichsam als psychologische Ausgleichung darnach strebt, sich, wenn auch nur durch seine überlegene Körperkraft, bei den Seinen in Respect zu setzen. Bisweilen allerdings gelingt ihm dies auch nicht. Ich erinnere mich sehr deutlich einer stürmischen Decembernacht, als mit aller Macht an meiner Hausthür geläutet wurde und auf mein Oeffnen mir eine mir wohlbekannte stämmige Frau mit der Bitte entgegen trat:

„Ach! bitte Herr Doctor! kommen Sie doch gleich mit mir, ick helf minen mann so bannig aftagelt, dat he kuum noch jäppen kann!"

Diese Frau war mir als eine sehr arbeitsame, rechtschaffene Person bekannt, welche sich und ihre Kinder hauptsächlich dadurch ernährte, daß sie dem Geschäfte des Reinmachens, Waschens und Scheuerns oblag, mit unermüdlicher Ausdauer von früh Morgens bis spät Abends die Insignien ihrer Würde, Seife, Lauwagen und Schrupper schwang und von allen Hausfrauen als Muster einer Verherrlicherin großartiger Scheuerfeste hochgeschätzt wurde. Ihren Mann hatte ich nie gesehen, wußte nur von Nachbarn, daß er trank, sich dann und wann betrank und das meistens bis zu

Digitized by Google

einem solchen Grade, daß die kräftige Frau ihn auf ihrem Rücken nach Hause tragen mußte. Niemals jedoch hatte sie sich gegen mich über ihren Mann beklagt, ich wußte nur das noch, daß sie nach einem Handgemenge, welches sie mit ein paar Nachbarinnen bestanden hatte, der Beschuldigung halber: ihr Mann sei ein versoffener Taugenichts, einst meine Hülfe wegen eines arg verletzten Ohrzipfels in Anspruch genommen hatte.

Da mir diese ihre Weinsbergische Weiberthat zur Ehrenrettung ihres Mannes noch deutlich im Gedächtniß war, so überraschte mich dieser ihr Nachtbesuch mit ihrer Selbstanklage ganz außerordentlich.

„Wie ist denn das gekommen, Frau Quacksen?" fragte ich die kräftige Scheuerkönigin, als ich mit ihr nach ihrer Wohnung ging.

„Ja, sehen Sie, Herr Doctor! Sie wissen ja das Leiden mit meinem Mann; er vertrinkt jetzt Alles, was er verdient. Früher gab er mir noch Etwas von seinem Wochenlohn; jetzt aber geht Alles drauf und dann kommt er jeden Abend in einem Zustand nach Hause, daß ich ihn die Treppe hinauftragen muß, denn er schläft oben auf dem Boden, zu mir und den Kindern darf er nicht mehr, er weckt sie auf; und was sollen die Kinder von ihrem Vater denken, wenn sie sehen, daß er so nach Hause kommt? Jeden Abend macht er Scandal, er will nicht allein hinauf, aber dann krieg' ich ihn zu fassen und er muß hinauf. Er hat es einmal mit Gewalt versucht und wollte mich schlagen; da habe ich ihn aber genommen und so an die Wand gedrückt, daß ich dachte, er hätte genug; aber er erholte sich wieder und von der Zeit an schimpft er wohl, aber er geht hinauf. Heute Abend bringt ihn nun aber sein Cumpan, der Herr Doctor kennen ihn auch, es ist der versoffene Hartmann, nach Hause und hat ihn zum Narren und sagt ihm: na du hahn, go du man op dien Höhnerstieg hinnop!" und das macht meinen Mann so wüthend, daß er sich Muth faßt und zu mir in's Zimmer dringt und fängt an zu fluchen, er wolle einmal sehen, ob er nicht Herr im Hause sei, und so ein alter Scheuerdeubel, wie ich sei, ihm was zu sagen hätte. Herr Doctor! Ich lass' es mir, weiß Gott, gewiß und wahrhaftig sauer genug werden und bin noch niemals einem Menschen das Geringste schuldig geblieben, aber daß so ein nichtsnutziger Mensch, und wenn er auch mein Mann ist, mir meinen ehrlichen Broderwerb vorwerfen will und mich einen Scheuerdeubel nennt — und dabei roch er so nach Branntwein — das war mir zu viel und da fass' ich ihn vor die Brust und drück' ihn auf den Stuhl nieder und hab' ihn so mit meiner großen Wichsbürste, mit der ich gerade meiner Kinder Stiefel putzte, rechts und links um die Ohren geschlagen, daß er vom Stuhl gefallen ist, und da bin ich in der Angst zu Ihnen gelaufen. Denn wenn ich auch wirklich sagen kann, ich würde mir die Augen nicht ausweinen, wenn er einmal hinausgetragen wird, er hat mich und die Kinder zu schlecht behandelt, so ist es doch immer mein Mann und da muß ihm doch nun geholfen werden."

Wir kamen in ihrer Wohnung an. Auf der Erde lag ein Mensch, der mir sofort bekannt vorkam; ich hatte ihn oft total betrunken in dieser Gegend umhertaumeln sehen, aber nie gewußt, daß es der Mann der ehrenwerthen Frau Quacksen war. Sein Gesicht trug die deutlichsten Spuren einer gewiß sehr kräftigen Behandlung mit der Wichsbürste und beide Backen waren in Folge des Schlagens noch mehr geröthet als gewöhnlich. Die Frau richtete ihn auf, sah mich mit ängstlichem Gesicht an und that die Schleusen ihrer Beredsamkeit erst wieder auf, als ich ihr sagte, daß die

Digitized by Google

durch sie verursachten Verletzungen durchaus nichts zu bedeuten hätten, daß ihr Mann sich aber in einem Zustande der Trunkenheit befände, der das Schlimmste für ihn befürchten lasse.

„Na! und wenn Gott ihn zu sich nimmt, so thut er ein gutes Werk; denn das muß er mir lassen, daß ich, so lange wir verheirathet sind, mehr für ihn gethan habe, als ein rechtschaffenes Mensch für ihren Mann zu thun nöthig hat. Ich hätte ja längst von ihm gehen können; aber er ist doch einmal mein Mann und schlafen muß er doch auch irgendwo. Ach! Herr Doctor — versuchen Sie für ihn, was möglich ist; ich mag ihn doch nicht so daliegen lassen —"

„Vor Allem, bringen Sie jetzt ihn in's Bett."

„Komm Hannes! Komm mein Jung'! Du sollst nach oben gehen."

Das Weib nahm ihn unter die Arme und schleifte ihn mit großer Anstrengung, aber mit so gewandten Handgriffen die Treppe hinauf, daß man sah, es war diese eheliche Hülfsleistung für sie durchaus keine ungewohnte mehr. Die Betheiligung des Mannes bei dieser Beförderung treppauf war eine durchaus passive. Er war kaum im Stande, die Füße anzusetzen und wenn einmal die Frau nach einigen Stufen Athem schöpfte und den Mann aufforderte: „sich auf seine Füße zu stellen und einen Augenblick zu halten", so gebrauchte er gewöhnlich nur seine Kniee, da seine Füße nicht im Stande waren, ihn zu tragen und er sofort bei dem Versuche, seinen Körper selbst tragen zu wollen, in die Kniee knickte. Endlich hatte die Frau ihn nach oben geschafft nnd warf ihn mit dem Ausdrucke eines gewiß gerechtfertigten Widerwillens auf sein Bett hin. Ich verordnete das Nöthige und sagte der Frau: „Lassen Sie ihn nur seinen Rausch ausschlafen und beunruhigen Sie sich über die thätlichen Beweise Ihrer ehelichen Zuneigung weiter nicht; sie werden ihm nichts schaden."

Am nächsten Morgen stellte sich Frau Quacksen wieder bei mir ein und bat mich, recht bald zu ihrem Manne kommen zu wollen, er wäre so gewaltig unruhig, habe auch die ganze Nacht fast nicht geschlafen; er käme ihr ganz verändert vor.

Ich ging mit großem Eifer, den Kranken zu sehen, da ich mich wol nicht in meiner Annahme täuschen konnte, daß ich nun Herrn Quacks im Säuferwahnsinn vor mir sehen würde. Ich kann sagen, ich habe mich jedes Mal über die Fälle von Delirium tremens, die ich zu behandeln hatte — gefreut. Man verzeihe dem Arzt dieses grausame Wort. Aber es ist dies Delirium eine so interessante und in ihrer Form, ihrer Erscheinung und besonders in den Phantasien des Kranken so ewig wechselnde Krankheit, daß ich jedes Mal mir Mühe geben muß, mir in's Gedächtniß zu rufen, daß ich einen kranken Menschen vor mir habe, und nicht einen Phantasten, einen Gespensterseher, oder wie man es nennen wolle. Fast allen Fällen gemeinsam ist die außerordentliche Rastlosigkeit, das stete Gefühl, daß der Kranke an einem und demselben Orte auch nicht eine Minute ruhig verweilen kann; fortwährend dringen die verschiedensten Thiere, besonders häßliche kleine Mäuse, Ratten, Wanzen, aber auch Männer mit geschwärzten Gesichtern, mit feuerrothen Köpfen auf ihn ein, rufen ihn, lassen ihm keine Ruhe, jagen ihn, ärgern ihn und wenn er sie erwischen will, laufen sie weg. Ebenso charakteristisch ist aber auch die Poltronerie, die dem Wesen der Delirium tremens-Kranken aufgedrückt ist. Wenn sie sich auch noch so wüthend geberden, genügt meistens ein befehlendes, festes Wort, daß sie das thun, was man von ihnen verlangt. Ich er-

Digitized by Google

innere mich eines Schlachters, der in einem solchen Zustand seiner Frau gedroht hatte, daß, wenn der Doctor wiederkäme, er ihn mit seinem Schlachterbeile auf den Kopf hauen werde. Als ich des Morgens kam, sagte mir die Frau: „Gehen Sie um Gotteswillen nicht hinein, ich will erst den Gesellen herauf rufen; mein Mann hat gedroht, Sie niederzuschlagen."

Ich öffnete die Thür des Wohnzimmers und sah den Schlachter mit seinem Beile bewaffnet, an seinen Tisch gelehnt, dastehen, und mir, als ich hineintrat, mit der zitternden, beilbewaffneten Hand drohen.

„Legen Sie sogleich das Beil hin, auf der Stelle!" herrschte ich ihn an.

„Ne, das will ich nich."

Ich ging rasch auf ihn zu und sagte noch einmal: „Augenblicklich das Beil hingelegt!"

„Na, na! was brauchen Sie denn gleich so heftig zu werden, ich thu' es ja schon", und damit legte er das Beil auf den Tisch. Ich sprach dann mit ihm über seinen Zustand und plötzlich wollte er das Beil wieder ergreifen. „Was wollen Sie damit?"

„Bleiben Sie ruhig sitzen, Herr Doctor! Da kriecht der Kerl schon wieder unter dem Sopha hervor, ich will ihn auf den Kopf schlagen", fiel er plötzlich in seine Phantasieen zurück, gehorchte aber sofort, als ich ihm befahl, das Beil hinzulegen, ich würde den „Kerl schon wegjagen".

Doch nun zurück zu Herrn Quacksen.

Dieser Ehrenmann stand in der Mitte seines kleinen Zimmers, um seine jämmerliche Gestalt einen alten Schlafrock geschlungen, sonst fast ohne jede Bekleidung, den Oberkörper wie beobachtend und lauschend vorgebeugt, den einen Fuß vorgestreckt und mit der Miene der immensen Befriedigung genau auf einen Punkt des Fußbodens starrend, auf dem durchaus nicht das Mindeste zu bemerken war. Mit rothem Gesichte, glänzenden, blutunterlaufenen Augen stand er da, die ausgestreckte Hand zitternd in dem bekannten Deliriumtacte. Als ich die Thür öffnete, erkannte er mich und rief: „Herrlich! ausgezeichnet! daß Sie gerade jetzt kommen, edelster Herr Doctor! Sehen Sie 'mal da, da ist die ganze Bande in Bewegung. Treten Sie rasch auf die Seite, Sie stören ja sonst den schönen Zug, ha! alle meine Freunde, die Maikäfer! Sehen Sie, sehen Sie, was der Kerl, der vorderste, der Kanonenkutscher sich wichtig macht, wie er die Anderen in Ordnung hält; sie feiern heute Hochzeit, sehen Sie, da kommt das junge Paar, aber pfui! schämt Euch doch, Ihr liederliches Gesindel, wollt Ihr Euch wol geniren, so auf offener Straße Euch um den Hals zu fallen!" . . . .

„Nun, Quacks! Wie haben Sie denn geschlafen?" unterbrach ich ihn.

„Geschlafen hab' ich gar nicht. Was geht denn das aber Sie an? Sie wissen ja, ich kann nicht schlafen; die verwünschten Ratten und Mäuse haben mich nicht einen Augenblick schlafen lassen, besonders die grauweißen Mäuse, die da unter dem Ofen herauskommen und dann immer — was! kommt Ihr schon wieder!" — unterbrach er sich und sprang wie toll nach dem Ofen hin, wüthend mit den Füßen zutretend — „da sind sie wieder weg!"

„So, nun setzen Sie sich einmal ruhig hin, Quacks. Waren denn nur Mäuse heute Nacht da?"

„Mein guter Junge, was bist Du neugierig! bruukst Du denn alles to weeten?" fuhr er mich an, indem er mich auf die Schulter klopfte, „aber sieh 'mal, da kommen sie schon wieder, sieh 'mal zu, ob Du sie wegjagen kannst."

Digitized by Google

Um zu sehen, was für einen Eindruck es auf ihn machen würde, wenn ich seine Einbildungsmäuse verjagen wollte, ging ich nach dem Ofen hin und that, als ob ich zutrete — „hahaha", fing er an zu lachen, „kann nicht enmol de Müüs dropen, un will'n Doctor sien! — Aber, was soll denn das, was will der Mensch hier! Bleib draußen mit Deinem rothen Gesicht, — so, das ist Recht, da laufen ihm die Mäuse zwischen die Beine, jagt ihn hinaus! Die ganze Nacht hat der alte Mensch da in der Ecke gestanden und mich angegrinst. Wo seid Ihr denn so lange gewesen, Ihr netten Thiere, Ihr guten Maikäfer? Wenn Ihr Euch ordentlich aufführen wollt, könnt Ihr hier bleiben."

Plötzlich sprang er wieder auf und suchte eifrig in allen Ecken mit rastlosem Umherlaufen.

„Hannis! was suchst Du denn da in der Ecke?" fragte ihn seine Frau.

„Bst! ruhig, ganz ruhig! Da singen sie schon wieder und rufen mir zu, ich soll hinauskommen, und nun kann ich meine Mütze nicht finden. Ja, ja! wartet man, ich komme gleich, und nun komm' ich schon, ich will mit Euch gehen — da! Dich hätte ich endlich erwischt, warte Du — Du! Du kommst mir nicht wieder!" rief er wüthend und warf sein jämmerliches Kopfkissen in eine Ecke, „ja, pfeif' nur noch, das Pfeifen wird Dir bald vergehen: das war die Hauptratte, die alle anderen commandirt und auf mich losgehetzt hat — was?! bist Du noch nicht todt, wahrhaftig! sie ist mir wieder entwischt, da! da! da läuft sie an der Wand in die Höhe, na warte! (erneuter Wurf) sieh! nun ist sie weg! Ach! war das gestern schön in der Kirche, als die Fahnen hingestellt wurden, mit all' den Soldaten und so feierlich zum letzten Mal, und was sprach der Pastor für 'ne schöne Rede; aber war doch ein verrückter Kerl, hatte auf seiner Halskrause lauter kleine Käfer krabbeln und dann wollt' er auch nicht singen, ist nicht mein Mann! Man soll im Leben lustig sein! — was! bist Du schon wieder da?!" In voller Wuth sprang er auf und eilte drohend an sein Dachfenster, „wahre Dein Gesicht, oder Du kriegst einen auf den Kopf"!

In diesem Tone dauerten seine Phantasieen volle zwei Tage, bis er nach langem Umherwüthen und völliger Schlaflosigkeit endlich in einen sechsundzwanzig Stunden andauernden Schlaf verfiel, aus welchem er geheilt erwachte. Einige Wochen war er der abgesagteste Feind aller Spirituosen, fing aber nach einiger Zeit darauf wieder an zu trinken und that endlich nach einigen Jahren in einem erneuten, heftigen Anfalle von Delirium tremens seiner Frau den Gefallen, sie zu seiner aufathmenden — Wittwe zu machen.

II.

Ewig unvergeßlich wird mir der folgende Fall bleiben, weil sich in diesem die Trunksucht von einem tragischen Momente her entwickelte und vor vielen Jahren Geschehenes in den Phantasieen des Kranken vor seinem Tode wieder mit genauer Erinnerung auftrat.

Es war an einem regnerischen Abende in den letzten Tagen des October, als so gegen neun Uhr ein ganz durchnäßter, ältlicher Bauer in mein Zimmer kam, den ich seiner Kleidung nach sofort als einen jener überelbischen Milchleute erkannte, die jeden Morgen von den Elbinseln her ihre Milch nach Hamburg bringen.

„Wollen Sie nicht so gut sein und mit mir kommen? Mein Vetter,

Digitized by Google

der bei mir im Hause wohnt, ist seit einigen Tagen schwer erkrankt und phantasirt jetzt sehr lebhaft."

Ich fragte den Mann, wo er wohne und erfuhr, daß seine Wohnung auf einer der gegenüberliegenden Elbinseln sei und daß wir wenigstens anderthalb Stunden zu gehen hätten, nachdem wir über die Elbe gefahren, um sein Haus zu erreichen. Der Weg zu dieser Elbinsel besteht aus einem ungefähr vier Fuß breiten Deiche, welcher, zwischen Wiesen und Sumpfland hindurch gelegt, die einzige Passage bietet. Bei jeder hohen Fluth, welche nur vier Fuß höher als die normale steigt, reicht das Wasser bis an die obere Kuppe des Deiches und alle die rechts und links daneben liegenden Wiesen und Schilfanpflanzungen sind dann vollkommen unter Wasser.

An dem Abende vorher war eine solche Fluth gewesen und da an diesem Abende gerade ungefähr um neun Uhr wieder höchstes Wasser sein mußte und es noch sehr schwer aus derselben Richtung, aus Westen wehte, so war meine Frage wohl gerechtfertigt, ob es denn heute Abend überhaupt möglich sei, den Deich ohne Gefahr zu passiren?

„Ja, Herr! Das Wasser steht jetzt am höchsten und wir haben jedenfalls noch immer einen halben Fuß darüber."

Wir traten die Wanderung an; der Regen fiel dicht, bindfadendicht, der Wind heulte und riß durch das Takelwerk der Schiffe, wie wenn er probiren wollte, ob die straffen Taue wirklich im Stande seien, fest und gerade zu stehen, und sang dabei in dem eigenthümlich hohen, schrillen Tone, welcher nur entsteht, wenn die Schnelligkeit und Wucht des Luftzuges eine bedeutende ist.

Jenseits der Elbe nun fing der oben beschriebene Deich an. Nachdem ich mich einigermaßen an die Dunkelheit gewöhnt hatte, da hier von Laternen natürlich keine Rede mehr war, ging es munter auf dem Anfangs sehr breiten und rechts und links mit Häusern begrenzten Deiche weiter. Bald lag das letzte Haus hinter uns und nun kam der schmale Deich, der sich wie ein schwarzer, dunkler Faden durch ein scheinbares Meer hindurch zog. Rechts und links Wasser, soweit das Auge in der Dunkelheit sehen konnte, der Weg etwa nur vier Zoll höher als das Wasser und dabei so glatt, so glitscherig, daß man nur mit Mühe gerade stehen konnte und alle Augenblicke einen Schritt rechts oder links seitwärts rutschte. Der Deich besteht ganz aus Lehm, war nun durch das vor zwölf Stunden eingetretene hohe Wasser so durchweicht, daß es mir bisweilen zweifelhaft war, ob ich meinen Stiefel glücklich mit meinem Fuße aus dem tiefen Schlamm herausgezogen oder ob er darin sitzen geblieben sei. Die Zeit wurde mir unsäglich lang, bis endlich nach anderthalb Stunden wir das Haus des Bauern erreicht hatten.

Wir traten ein. In einem niedrigen, von einer jämmerlichen Oellampe in Dämmerlicht versetzten Zimmer lag auf einem ärmlichen Bette ein alter Mann, dessen Haupthaar, fast weiß, seltsam contrastirte mit dem unheimlich rothen Gesichte und den blutunterlaufenen Augen. In fieberhafter Unruhe wälzte er sich umher; plötzlich fuhr er auf, stierte auf einen Punkt des Zimmers und rief aus: „Da! da! sie kommt noch einmal empor, sieh! sieh! wie sie die Arme ausstreckt, da geht sie unter — die Wellen drüber weg — warte nur! ich komme, ich will Dich holen — hu! Trina! starr' mich nicht so an! — ich kann ja nichts dafür, ich will Dich retten! — Weg! weg! Trina, Trina! wo bist Du? — Da, Jungens, greift zu, sie kommt noch einmal nach oben, faßt das Haar! — ha! sie ist weg! o weh! sie ist weg!"

Digitized by Google

Mit dem Ausdrucke der größten Verzweiflung sank der arme Mensch wieder auf sein Kissen zurück, im nächsten Augenblicke fuhr er wieder auf und phantasirte in demselben Tone weiter. Immer wollte er ein Mädchen retten aus den Wasserfluthen, immer war er nahe dabei und immer gerade in demselben Augenblicke, wenn er es fassen wollte, ging es für immer unter. Er war für jedes Zureden, für jede Frage taub, er antwortete durchaus nicht und ließ nicht ab, unaufhörlich die Augen auf denselben Punkt des Zimmers zu richten und immer dieselbe quälende Wahnvorstellung fast mit denselben Worten wieder und wieder zu äußern.

Schauerlich heulte der Sturmwind um das einsam stehende Haus, warf die schweren Regentropfen klatschend an die Fensterscheiben und riß und zerrte an der Hausthür und den nicht ganz fest gemachten hölzernen Luken des Daches, als wenn er jeden Augenblick das Haus in seine einzelnen Theile zerreißen wollte. Bei einem besonders heftigen Windstoße, bei welchem der Regen so prasselnd an die Fenster anschlug, als wenn man muthwillig einen vollen Eimer Wasser gegen sie gegossen, fuhr der Kranke plötzlich auf und ängstlich nach dem Fenster hinstierend, rief er: „Ja! ja! der Wind wird zu stark! ja! ja! Hans Behrmann, dreh' bei! herum mit dem Steuer! siehst Du nicht das Stag? Das Wasser rauscht darüber hin, — wir müssen kentern — hu! — da geht sie hin! faßt sie an den Haaren! Hülfe! rettet sie!"

Die wunderbare Beharrlichkeit in den Phantasieen dieses Kranken, der in seinem sonstigen ganzen Wesen, in dem Zittern seiner Hände, in seinem ängstlichen, unruhigen Hin- und Herwerfen und Aufspringen ganz das Bild eines am Säuferwahnsinn Leidenden darbot, veranlaßte mich, den Bauern, der mich geholt hatte, zu fragen: „Ist ihm denn irgend etwas Aehnliches in seinem Leben passirt — hat er Jemanden retten wollen, oder hat er irgend Etwas begangen, was auf seiner Seele lastet?"

„Ach Herr! das ist eine lange traurige Geschichte. Ja, das ist Alles wahr, was er da sagt; er spricht auch nicht irre, er erinnert sich nur."

„Was ist es denn?"

„Sei der Herr so gut, und schreiben Sie ihm Etwas zur Beruhigung auf; ich erzähle Ihnen die Geschichte auf dem Heimwege, sie reicht gerade, bis wir wieder an der Stadt sind."

Ich verschrieb eine beruhigende Mixtur und trat mit meinem Begleiter den mühsamen Rückweg an. Wir hatten jetzt den Wind im Rücken, und wenn auch der Regen und Sturm mit gleicher Heftigkeit noch fortdauerten, so war ich doch so sehr auf die Aufklärung des mir höchst interessanten Falles begierig, daß ich sofort den Bauern aufforderte, mir die Geschichte des Unglücklichen mitzutheilen.

„Ja, sehen Sie Herr", begann dieser, nachdem er nahe an mich herangegangen war, „das war vor ungefähr vierzig Jahren. Da war der Hans Behrmann ein junger, kräftiger Mensch von siebenundzwanzig, achtundzwanzig Jahren, ein fixer, arbeitsamer Mann. Damals gab es noch keine Dampfschiffe auf der Elbe und der Verkehr zwischen unseren Inseln und der Stadt fand nur mit unseren großen Ewern*) statt. Jeden Tag einmal hin und zurück war eine regelmäßige Verbindung; da nahmen wir Passagiere und leichte Güter mit und das Wetter mochte so schlecht sein, wie es wollte, gefahren mußte werden, so war einmal der Contract. Sie wissen es ja, was

*) Große Fährschiffe zum Uebersetzen.

Digitized by Google

es heißt, wenn es schwer stürmt und der Strom gegen ist, wenn Sprühregen herunterfällt, daß man die Augen nicht offen halten kann und oft keine zwanzig Schritte zu sehen im Stande ist, was es heißt, dann sein Fahrzeug sicher und wohlbehalten den Strom hinunter zu steuern und unsere Inseln zu erreichen. Dazu gehört ein festes Auge, dazu eine ruhige, sichere Hand, und vor Allem, daß der Mann, der am Steuer sitzt, nichts im Kopfe hat, daß er nicht, um sich zu stärken, einen über den Durst nimmt und anfängt, zu wagen, wo es heißt, aufzupassen und vorsichtig zu sein. Solch' ein Mensch war Hans Behrmann. Er war schon wenigstens fünf Jahre, ehe sein Unglückstag kam, Steuermann gewesen, so jung er auch war; Furcht kannte er nicht, aber er wagte auch nichts, die Elbe kannte er wie seine Tasche, und wenn er am Steuer saß und es noch so heftig wehte — Jeder setzte sich ruhig nieder, keiner außer dem Manne vorn an der Fal-Schoote *) kümmerte sich darum, wie er steuerte, Jeder wußte: er liefert Dich wohlbehalten zu Hause ab. Wie manchen schweren Südwester habe ich mit ihm erlebt, wo wir mit doppelt gerefftem Segelzeug uns mühsam durch die hochgehenden Wellen hindurch arbeiten mußten und naß wie die Hunde an's Land kamen; aber nie hat er auch nur einen Augenblick auf seinem Posten gewankt und immer hat er kaltblütig Denen, die ängstlich waren, zugerufen: „Seid ruhig Leute! es hat nichts zu bedeuten." Jedermann mochte ihn gern; gefällig, vergnügt und nüchtern, wie er war, immer am Platze, wenn es galt, Etwas zu arbeiten und Etwas zu verdienen. Fröhlich, wenn wir in fröhlicher Gesellschaft zusammen waren, hatte er doch nie mehr getrunken, als er vertragen konnte, denn er sagte immer: „Man muß trinken wie ein Mensch, und nie, daß man ein Vieh wird!"

Er hatte eine Braut, eine schmucke, aber etwas leichtsinnige Dirne, Trina Hacht, von der er sehr viel hielt und mit der er sich bald verheirathen wollte. Er wollte nur erst so viel zusammen sparen, daß er selbst sich einen Ewer kaufen konnte, um als sein eigner Herr das Fährgeschäft fortsetzen zu können. Da passirte es, daß Trina in der Stadt in einem Hause, in welches sie Milch brachte, einen jungen Herrn vom Comptoir kennen lernte, dem das hübsche Mädchen in die Augen stach und der ihr so viel vorzuschwatzen wußte, daß sie sich zuletzt bereden ließ, mit ihm zusammenzukommen und eine Liebschaft mit ihm anfing. Ich weiß nicht auf welche Weise, genug, Hans Behrmann bekam Wind von der Sache; wie — das hat nie Jemand erfahren.

Es war ein Tag wie heute, nur wehte es noch schwerer und der Regen war mehr zwischen Regen und Nebel, ein solch' unheimlicher Regen auf dem Wasser, bei dem das Wasser und der graue Himmel und der hin und her fliegende Regen Alles in eine öde, graue, einförmige Masse zusammenfließen.

Es war des Nachmittags um zwei Uhr, da sollte unser Fahrzeug abgehen; wir waren schon Alle darin, nur der Steuermann fehlte noch. Die Leute und Passagiere wurden unruhig; es war noch nie vorgekommen, daß Hans Behrmann, besonders wenn es schwer wehte, auf sich warten ließ.

„Wo mag Hans bleiben?" fragten mich Mehrere, „hast Du ihn nicht gesehen?"

„Ich weiß nicht, wo er bleibt, aber ich will einmal zum „Finkwärder

*) Fal-Schoote ist das Tau, mit welchem das dreieckige Segel an der Spitze des Ewers (die Fal) jedesmal beim Umlegen des Fahrzeuges, beim Laviren, von einem Bord an den andern befestigt wird.

Digitized by Google

Verkehr" (so hieß das Wirthshaus, in welchem wir immer vorsprachen) hingehen und sehen, ob er noch da ist; er kann ja auch Abhaltung bekommen haben."

Das Haus liegt dicht am Hafen. Ich komme in die Wirthsstube, richtig! da ist Hans und wüthet und schilt mit seiner Braut, die zitternd vor ihm steht: „Mit uns ist's aus, ich hab's heut' selbst gesehen, daß der Mensch, Gott soll ihn strafen! Dich geküßt hat und Du hast es geduldet — schweig still! mach' mich nicht rasend, scheer Dich hinaus, ich will Dich nicht vor Augen sehen — Pieper! (so hieß der Wirth) gieb mir mal 'nen steifen Grog, aber mehr Rum als Wasser!"

Sie wissen wol, Herr Doctor, im Aerger geistige Getränke zu sich nehmen, heißt ihre Kraft verdoppeln. Ich sah dem Hans mit Angst zu, als er das Glas heftig hinunterstürzte, noch ein zweites verlangte und gleichfalls austrank.

„Hans! Hans! bedenk' doch was Du thust, Hans! wir müssen segeln, noch ist es Fluth, noch können wir gut in den Köhlbrand*) hineinkommen; wenn aber die Ebbe einsetzt und der heftige Südsüdwestwind dagegen ist, dann können wir zwanzigmal umlegen und kreuzen und wir kommen doch nicht von der Stelle."

Er hörte mich gar nicht an, sondern stierte so vor sich hin; ja, es ist hart, Herr, wenn man so sein Glück und seine Hoffnung mit Füßen getreten sieht und einem Menschen nicht zu verargen, wenn er sich zu betäuben sucht. Aber Hans hatte die schwere Pflicht, uns Alle glücklich nach Hause zu bringen und fort mußten wir jetzt, es war wieder eine Viertelstunde verflossen, wir mußten gleich Ebbe haben, mehr als anderthalb Stunden konnten wir bei dem dicken Wetter auch nicht sehen, es war wirklich die höchste Zeit.

„Hans! Sei vernünftig; komm, steh' auf, oder wenn Du hier bleiben willst, meinetwegen! Dann nehm' ich das Steuer und fahr' ab, Du kannst dann sehen, wo Du bleibst."

„Was sagst Du? Ich sollte hier sitzen bleiben und ein Anderer wollte steuern! Da kennt Ihr mich! All' das Weibervolk kann eher zum Teufel gehen, als daß Hans Behrmann sein Steuer einem Andern überläßt!"

Wild sprang er auf und mit Schrecken sah ich, daß er Mühe hatte, gerade zu gehen. Als wir um die Ecke kamen, wo der Sturmwind so recht anprallte und uns in's Gesicht fuhr, lachte er laut auf: „Das ist ja eine herrliche Bries! Himmel! da wollen wir heute segeln, daß es nur so pfeifen soll!"

„Hans! lass' mir heut das Steuer", bat ich, „Du bist zu aufgeregt; es thut nicht gut, wenn man keinen kalten Kopf hat."

„Behalte Deine Weisheit für Dich; hast Du Angst, weil der Wind ein bischen bläst?"

Es war nichts mit ihm anzufangen, Wir saßen bald im Boot. Die Trina saß ganz vorn und bemühte sich trotzig auszusehen, obgleich ihr die Augen voll Thränen standen, und Hans gab sich alle Mühe lustig zu pfeifen und saß auf seinem Steuersitz so unruhig, daß Jeder bald besorgt ihn ansah und merkte, es wäre nicht so, wie gewöhnlich.

Als wir nun aus dem Hafen hinaus in den freien Strom kamen, sah Jeder gleich, daß mit Hans etwas vorgegangen sein müsse. Je heftiger der

*) Die Einmündung der Süderelbe in die Norderelbe, gerade Altona gegenüber.

Wind kam, um ſo voller hielt er hinein, anſtatt wie ſonſt vorſichtig aufzudrehen, um die Segel ſo wenig als möglich den Wind faſſen zu laſſen; und wenn das Ewer dann ſich auf die Seite legte und das Waſſer faſt hineinlief und mehr als einmal in hellem Strome überſprudelte, dann ſchien er ſich zu freuen und rief jedesmal: „Heut' iſt doch noch ein Wind, mit dem man ſegeln kann!"

Nun, naß wird man immer bei ſolchem Segeln, das wiſſen Sie ja auch, Herr, und das bischen Waſſer, das überlief, ſchöpften drei, vier Hände ebenſo raſch wieder aus. Die Anderen auch, die nicht wußten, was mit Hans vorgegangen war, vertrauten ihm viel zu ſehr, um ernſtlich unruhig zu ſein. Als wir nun bis an die Mündung des Köhlbrandes gekommen waren, da hatte, wie ich mit Schrecken bemerkte, ſchon die Ebbe eingeſetzt und nun hatten wir den Strom und den Sturm gegen uns. Indeſſen, unſere Ewer laviren gegen den Wind an, daß es eine Freude iſt und man manchmal meint, man könnte direct gegen ihn anlaufen — ja, es geht Alles gut, wenn der Wind nicht gar zu heftig iſt; aber bei ſolchem Winde, wie an dem Tage, da iſt die Abdrift zu ſtark und man gewinnt beim jedesmaligen Herüber- und Hinüberliegen kaum ſo viel, daß man auf derſelben Stelle bleibt.

So fuhren wir in den Köhlbrand hinein und da ging das Kreuzen an und alle Augenblicke mußten wir umlegen und alle Augenblicke waren wir bald an dieſem, bald an jenem Ufer und jedesmal gewannen wir nur ein paar Fuß. Sie wiſſen, ungefähr in der Mitte zwiſchen Hamburg und Harburg macht der Köhlbrand eine ſtarke Krümmung nach Südoſt und da läuft eine Landſpitze aus, die zu meiner Zeit noch mit einem weit in's Waſſer ragenden Stag geſchützt war, das ſich bei höchſter Fluthzeit und beginnender Ebbe noch eben unter Waſſer befand. Wenn wir erſt um die Krümmung herum waren, dann hatte alle Noth ein Ende, denn dann konnten wir in einem Strich, da der Wind ganz von der Seite kam, nach Hauſe hinlegen.

„Das geht ja heute gar nicht von der Stelle", ſagte Hans zu mir. „Wenn ich nur erſt das Stag zu faſſen habe, dann ſolls gut gehen — ich will ſo nah' als möglich hinan halten, dann haben wir nachher einen geraden Strich."

Es war mittlerweile Dämmerung geworden, der Wind noch heftiger und der feine Regen peitſchte Einem zum Blindwerden in die Augen.

Bei dem nächſten Umlegen mußten wir das Stag erreichen und ich glaubte ſchon deutlich über ihm die kurzen krauſen Wellen mit kleinen, weißen Schaumköpfchen zu ſehen, die da ſind, wo das Waſſer über eine Untiefe wegſtrömt. „Hans! Hans! geh' nicht näher heran, wir haben kaum Platz zum Wenden, da iſt ja ſchon das Stag — halt doch ab, Menſch! auf mit dem Ruder! dreh' bei!"

„Schweig' ſtill", entgegnete Hans, „meinſt Du, ich weiß nicht, wo wir ſind? Das Stag iſt noch weiter oben und ich will ein altes Weib ſein, wenn ich" — ein heftiger Stoß warf uns Alle gegen einander, ein markdurchdringender Aufſchrei folgte, denn der Ewer neigte ſich nach dem heftigen Aufſtoßen plötzlich auf die Seite und lief voll Waſſer. Wir waren mit aller Heftigkeit auf das Stag aufgefahren, der heftige Wind drückte die Segel ſeitwärts und raſcher, als ich Ihnen das erzählen kann, lagen Alle im Waſſer und wurden vom Strome fortgeriſſen. Ich hatte mich krampfhaft an eins unſerer großen Ruder angeklammert, das hielt mich oben. Da, dicht neben mir tauchte ein blonder Kopf auf; ich ſah, es war die Trina, ich

Digitized by Google

wollte nach ihr greifen, aber ich war zu weit ab. In demſelben Augenblicke griff eine andere Hand nach ihr, und ſo viel ich erkennen konnte, war es Hans, der ſie faßte. Er konnte prachtvoll ſchwimmen, und ſo hoffte ich, er werde ſie an's Land bringen. Er brachte ſie auch an's Land und trug ſie auf's Ufer hinauf, aber ſie rührte ſich nicht; er warf ſich über ſie und rief ihr zu, es ſollte Alles vergeben ſein — ſie hat ſich nie wieder gerührt, ſie war eben todt. Ich habe das nicht ſelbſt mit angeſehen, ich hab' es nur von Anderen gehört, denn ich ſchwamm noch über eine Stunde auf meinem Ruder herum und wurde endlich von einem Boote aufgenommen.

Es ertranken von den Zwanzig, die in dem Ewer waren, zwölf. Kein Menſch ſprach die nächſten Tage mit Hans ein Wort, denn er hatte ſelbſt eingeſtanden, daß er zu viel getrunken hatte. Mit ſeinem Poſten als Steuermann war es aus. Niemand wollte wieder in das Boot gehen, in welchem er das Steuer führte. Aber aus dem Boote und von der Elbe bleiben konnte er nicht; ſo lange die Ewer noch hin und her fuhren, und das dauerte wenigſtens noch zehn Jahre, ſaß er bei jeder Fahrt ſtumm und gebückt bei'm Steuer und ſah ängſtlich nach der Hand des Steuernden, ob ſie auch jede Gefahr ſorgſam vermeide. Er ſprach faſt mit Niemanden mehr, arbeitete auch faſt nichts mehr, dagegen fing er das Trinken an, beſonders wenn es Herbſt wurde und die Zeit des Unglückstags heranrückte, und wenn es heftig ſtürmte, wie damals, dann fing er an allein zu trinken und ſo lange, bis er beſinnungslos einſchlief. Das Bischen, was er verdiente, vertrank er und ſank immer tiefer und tiefer, und als die Ewer ihre Fahrten der Dampfſchiffe wegen einſtellen mußten, wurde er immer ſtumpfſinniger und verſchloſſener und ergab ſich immer mehr dem Trunke, dem er um ſo mehr nachgehen konnte, als ihm eine Erbſchaft zufiel, die ihm ſo viel abwarf, daß er nicht mehr zu arbeiten brauchte. Seit mehreren Jahren habe ich ihn zu mir in's Haus genommen. Er iſt jetzt faſt immer in halber Trunkenheit und wenn dann ſolche Abende wie heute kommen, dann wird ihm der Unglücksabend wieder deutlich vor die Seele gebracht, dann ſieht er die ertrinkende Trina, und dann will er ſie retten — aber ſo toll wie heute Abend hat er's noch nie gemacht und deshalb glaube ich, es iſt ſein Ende!"

Und es war ſein Ende. Als ich ihn am nächſten Tage wiederſah, war er ſterbend und ſtarb noch in derſelben Nacht.

Digitized by Google

Prinz Victor von Wied.

Eine Geschichte aus den napoleonischen Kriegen.

Von Karl Braun-Wiesbaden.

II.

Inzwischen hatten sich am Rhein die Geschicke des Fürstenthums Wied vollendet.

Die Fürsten von Wied und die von Nassau waren bisher gleichberechtigte Mitstände am Reich. Jetzt wurden die Ersteren Unterthanen und die Letzteren Herrscher. Das nannte man Mediatisiren. Es wurde von Napoleon im großartigsten Maßstabe betrieben zu Gunsten Derjenigen unter den kleinen Dynasten, welche sich ihm auf Gnade und Ungnade in die Arme geworfen hatten. Dem als Rheinbundsstaat neugebackenen Herzogthum Nassau wurden Stücke der geistlichen Kurfürstenthümer Trier, Köln und Mainz zugetheilt, und eine ganze Anzahl von reichsständigen und reichsritterschaftlichen Territorien (in Summa etwa zwanzig) wurden ihm einverleibt. Während Preußen die Debellirten von 1866 auf das Reichlichste dotirte, konnten sich die Mediatisirten von 1806 einer gleichen Gunst Seitens ihrer bisherigen Collegen und Mitfürsten nicht erfreuen. Die Regierungen der Rheinbundsstaaten, Napoleon gegenüber servil und demüthig bis zum Excess, nahmen für ihre neugebildeten Territorien die despotisch-autokratischen Manieren ihres Protectors an. Sie schafften die Stände, wo deren noch waren, ab und definirten die von ihnen erworbene „Souverainität" als unumschränkte Gewalt. Während Napoleon mit Stiefel und Sporen auf ihnen herumtrampelte und sie wie dumme Jungen behandelte, suchten sie sich nach der andern Seite hin dadurch schadlos zu halten, daß sie, den Busen geschwellt von dem Vollgefühl ihrer jungen Souverainität, die armen Mediatisirten ihre ganze Allgewalt fühlen ließen. Man reducirte deren politische Rechte auf das Aeußerste und schraubte sie furchtbar bei der finanziellen Auseinandersetzung. Da nun außerdem schon der Krieg ihre Finanzen erschüttert hatte, so gingen Mehrere von ihnen völlig zu Grunde und der Fürst von Nassau brachte dann schließlich deren Grundeigenthum durch Kauf an sich.

Auch zwischen Nassau und Wied handelte es sich darum, die landesherrlichen Gerechtsame, Einkünfte und Gefälle des Hauses Wied von den standesherrlichen zu scheiden. Die ersteren gingen dann auf den neuen Souverain Nassau über; die letzteren verblieben bei Wied. Nun stellte Nassau die Theorie auf, ursprünglich sei die Landeshoheit beim Kaiser gewesen, die Reichsbeamten, welche sich zu erblichen Territorialherren aufgeschwungen, hätten die Gerechtsame des Kaisers usurpirt, es müßte daher Alles für landesherrlich erklärt und auf den neuen Souverain übertragen werden. Diese Theorie ist ungerecht, denn jene Familien erhielten die Reichsämter und dann die Landeshoheit, weil sie die größten Grundeigenthümer waren. Manche mögen wol reich geworden sein, weil sie Fürsten waren. Die von Wied aber waren Fürsten geworden, weil sie reich waren. Die Theorie war aber auch practisch unbillig und für das Haus Nassau gefährlich, sowol 1813,

Digitized by Google

als ihm selbst die Mediatisirung drohte, als auch 1866, wo sie eintrat. Denn nach diesem System hätte der Herzog Adolf von Nassau statt der siebzehn Millionen Gulden, welche ihm bei seiner Mediatisirung von Preußen zugewandt wurden und sein bisheriges Einkommen verdoppelten, gar nichts erhalten.

Kurz, die Fürsten von Wied, von Solms-Braunfels und von Schaumburg, sowie die Grafen Leiningen, Bassenheim ꝛc., führten lebhafte Beschwerde über, wie sie sich ausdrückten, „das erbärmliche Benehmen, welches der Fürst von Nassau, zu dessen Gunsten sie mediatisirt wurden, in dieser trüben Periode ihnen gegenüber einzuhalten für gut befunden habe" (Joh. Gust. Droysen, York's Leben, Bd. III, S. 199, Note). Aber natürlich Alles ohne Erfolg. Auch die Briefe, welche Prinz Victor in der Zeit von 1806 bis 1812 von den Seinigen erhält, enthalten die bittersten Klagen. Victor tröstet sie, man möge alle diese Trübsal über sich ergehen lassen, wenn sie nur zur Aufrichtung des deutschen Nationalstaates führe, welchem sämmtliche Reichsfürsten die nöthigen Opfer bringen müßten; denn ohne ihn seien sie ganz verloren.

Als das Jahr 1813 kam, glaubte man allgemein, die Rheinbundsstaaten, welche 1806 so ausgedehnt und erfolgreich mediatisirt hatten, würden nun an die Reihe kommen, selbst mediatisirt zu werden. Denn alle die Gründe, welche sie 1806 für sich und ihr Verfahren angeführt hatten, paßten 1813 mit verdoppelter Gewalt gegen sie.

Das York'sche Corps war nach der Schlacht von Möckern bis nach Gießen vorgerückt, hatte dort etwas gerastet und marschirte dann am 7. November 1813 lahnabwärts. Der Fürst von Solms, 1806 ebenfalls mediatisirt, nahm auf seinem schönen Schloß Braunfels, das in prachtvoller Waldeinsamkeit zwischen Wetzlar und Weilburg thront, den General York als seinen Gast auf und machte aus seinen Gefühlen gegen Nassau kein Hehl. Dann marschirte das Corps über den Taunus nach Wiesbaden; am 14. November 1813 kam es dort an. Der Herzog von Nassau nahm keine Notiz von York. Der finstere Isegrimm stieg in einem Hotel ab. Diesem gegenüber sah er einen militairischen Posten in einer französelnden Uniform. „Was sind das für Leute?" — „Nassauer, Excellenz." — „Kenne keine Nassauer; der Posten soll sofort von meinen Truppen besetzt werden." Es geschah. Nun erschien ein Kammerherr des Herzogs von Nassau und bat, man möge doch den Posten den Truppen seines allerdurchlauchtigsten Herzogs und Herrn wieder zurückgeben. „Nein, es bleibt dabei." — „Aber diese Stadt gehört doch Seiner Durchlaucht dem Herzog von Nassau." — „Nassau? Habe einen solchen Namen, glaub' ich, schon gehört, aber unter den Rheinbundsleuten; unter den hohen Verbündeten wenigstens, für die ich marschire, giebt's keinen Herzog von Nassau, in deren Heer giebt's keine nassauischen Truppen. Kenne kein Nassau. Bleibt dabei." — „Aber Sie werden meinen allergnädigsten Herrn doch nicht absetzen wollen?" — „Leider habe ich noch keinen Befehl dazu, kann aber noch kommen." So York.

Am 30. November 1813 hielten die preußischen Officiere einen Ball im Kursaal in Wiesbaden. Auch König Friedrich Wilhelm III. erschien. Der sonst so ernste Herr sah lächelnd zu, wie der Prinz Wilhelm von Preußen, der eiserne Isegrimm York, der alte Haudegen Blücher und der tolle Husar und Wagehals Katzeler mit einander in einer Quadrille tanzten. Der greise König Wilhelm I. erinnerte sich freundlich dieses Vorgangs, als

Digitized by Google

ihm in diesem nämlichen Kursaal am 30. Juni 1867, mehr als ein halbes Säculum später, die neu erworbene Stadt Wiesbaden ihre enthusiastischen Huldigungen darbrachte.

Aus dem Mediatisiren aber wurde damals nichts. Oesterreich in Gemeinschaft mit den fremden Mächten widerstrebte einer jeden strammen verfassungmäßigen Consolidirung Deutschlands. Es verurtheilte auch Wied, das ihm so viel geopfert, nassauisch zu bleiben.

Dem Fürsten Wied aber gelang es wenigstens, 1815 vermöge eines Landaustausches zwischen Preußen und Nassau von dem ihm so sehr verhaßten Rheinbundsstaat los und unter die Krone Preußen zu kommen. König Friedrich Wilhelm III. hatte ihm dies ausdrücklich versprochen, und er hielt Wort; nur zwei kleine wiedische Aemter, Selters und Runkel, blieben unter nassauischer Hoheit, um 1866 mit dem Uebrigen vereinigt zu werden. Das fürstliche Haus Wied nimmt nunmehr in der preußischen Monarchie die seinem Besitze, seinen Tugenden und dem Alter seines erlauchten Geschlechts entsprechende hohe Stellung ein und befindet sich wohl dabei. Es ist zurückgekehrt in die Würde des Gaugrafen, die es schon im elften Jahrhundert im Engers-Gau bekleidete, wo es das Banner des Kaisers führte und Niemand über sich hatte, als diesen. Während ich diese Worte niederschreibe, reitet der junge Fürst Wilhelm von Wied zu Frankreich hinein zur Seite des greisen Heldenkönigs Wilhelm.

Doch kehren wir von diesem Rück- und Vorblick von hoher historischer Zinne aus wieder zurück zu den Zeiten der Fremdherrschaft, der Schmach und des Elends, zu dem erfolglosen Kriege, zu den Jahren 1808 und 1809, und vor Allem zu unserm unglücklichen Prinzen.

* * *

Prinz Victor harrte mit Sehnsucht auf eine neue Erhebung und wurde immer ungeduldiger bei seinem Preferanzlspiel in dem tiefeingeschneiten Rattennester Langenloys. Selbst auf einer Vergnügungsreise, welche er mit zwei Freunden (Colloredo und Löben) durch die steierischen und die Stub-Alpen, die Radstadter Tauren und das Salzburgische nach dem Königssee macht (letzterer hieß damals noch Bartholomäisee, nach dem Kloster, das an seinen Gestaden in der Mitte liegt), kann er die Politik nicht aus dem Kopfe kriegen. Er schreibt: „Ich habe am Bartholomäisee eine Lawine von der höchsten Alpe am Watzmann herabstürzen sehen. Mich schauderte, wie ich sie mit jedem Schritt wachsen und immer unwiderstehlicher werden sah; allein ich wurde getröstet, als sie durch einen kleinen senkrechten Sturz über Felsen auf einmal in unzählige Stücke zersplitterte, zerstäubte und alle Kraft verlor. Die französische Lawinenpolitik hat den Nachtheil, daß man von ihr sagen kann: wie gewonnen, so zerronnen. Ich fühle es wol, daß mein Gleichniß etwas hinkt; wenn wir uns aber nicht durch halbe Trostgründe aufrichten, wo würden wir ganze finden? . . . Es bleibt uns nichts weiter übrig, als uns ruhig im Stillen auf den Augenblick vorzubereiten, wo vielleicht durch nicht zu berechnende Wendungen des Schicksals unsere Erlösungsstunde herbeigeführt wird. Es ist tröstlich, zu sehen, wie das allgemeine Unglück in allen Gegenden von Deutschland den kleinlichen Provinzialgeist, den elenden Haß der Religionsparteien, sogar, wie mir scheint, die große Spaltung, die das nördliche vom südlichen Deutschland trennte, aufhebt. Oesterreich und Preußen lernen sich endlich als Brüder des alten Deutschlands kennen; sie

Digitized by Google

fangen an einzusehen, daß ihre bisherige Eifersucht die Ursache ihres Untergangs wird, die gemeinschaftliche Schmach tilgt jedes andere Gefühl, und ich glaube, daß große Resultate entstehen werden, wenn der aufgeblasene Uebermuth unserer Unterdrücker diese glückliche Stimmung erst wird zur Reife gebracht haben."

Er folgt mit Aufmerksamkeit den Dingen in Spanien. „Was sagen Sie zu unseren katholischen Spartanern auf der Pyrenäischen Halbinsel? — „Wir könnten es gerade so machen; allein seit Prinz Louis Ferdinand dahin ist, weiß ich nicht, wer das Signal geben soll." — „Das Beispiel von Spanien ist für Jedermann ein Beweis ad hominem, daß auch wir Deutsche, wenn wir Alle einig sind, es nicht zu dulden, gar nicht unterjocht werden können."

Prinz Victor bricht in Jubel aus, als am 2. Februar 1809 der französische Gesandte Wien verläßt und die Eröffnung des Kriegs bevorsteht. Allein bei dem System der Spionage und der handwerksmäßigen Verletzung des Briefgeheimnisses, das die Franzosen in Deutschland eingeführt haben, ist die äußerste Vorsicht geboten. Wenn man einen Buchhändler Palm erschießt, weil er ein patriotisches Buch (ohne es zu lesen) verkauft hat, warum soll man nicht eine deutsche Fürstin erschießen, deren Sohn in der feindlichen Armee dient und die mit diesem patriotische Briefe wechselt? Der Duc d'Enghien war ja auch ein Fürst und man ließ ihn doch erschießen.

Der schalkhafte Geist, mit welchem von nun an Victor in seinen Briefen Politik und Krieg in andere Formen, namentlich in Handels- und sonstige Geschäfte, einkleidet, ist wirklich bezaubernd.

So schreibt er am 8. März 1809 aus Böhmen: „Da unser Credit so sehr gesunken war und uns ein schrecklicher Bankerott drohte, so hat der Chef unserer Handelsgesellschaft (der Kaiser) eine Generalversammlung nach Böhmen ausgeschrieben, wohin sich denn auch alle Mitglieder (Armee) begeben haben. Ich bewohne mit meiner Familie (Compagnie) das Dorf Przozorsow. Wahrscheinlich wird mich unser Handelsgeschäft bald nach Frankfurt am Main führen, wo ich Sie zu sehen hoffe. Wir werden dann auch dort die bekannte Komödiantengesellschaft (der Rheinbundsfürsten) besuchen. Wehe ihnen, wenn sie ihre Rolle nicht gelernt haben."

Allein auch diese Hoffnung verwirklichte sich nicht. Der Prinz marschirt über Budweis, Linz nach Ebmühl. Dort verlieren am 22. April 1809 die Oesterreicher die Schlacht. Auf dem Rückzuge kämpfend wird der Prinz schwer verwundet und geräth in französische Gefangenschaft. Das „Oesterreichische Archiv für Staats- und Kriegskunst", Märzheft von 1811, erzählt den Hergang so:

„Bei dem unglücklichen Rückzug des österreichischen Heeres nach Regensburg im April 1809 erreichte die französische Reiterei das Infanterieregiment Erzherzog Karl, dessen Nachtrab die Compagnie des Prinzen von Wied-Neuwied bildete. Trotz der hundertfachen Uebermacht der Feinde widersetzte sich der Prinz mit einem Muth, der eines deutschen Prinzen würdig war. Von seiner Mannschaft in diesem hartnäckigen Kampfe getrennt, vertheidigte er sich allein gegen eine Schaar der ihn umgebenden Reiter. Die Feinde bieten ihm Pardon an; „kein Pardon!" ruft er ihnen entgegen, indem er sie durch Spott zu reizen und den Tod zu finden sucht. Sein Degen wird zersplittert, er greift nach einem auf der Erde liegenden Gewehr, doch — von einem gewaltigen Säbelhieb getroffen, sinkt er zu Boden. Kaum sieht der

Digitized by Google

Feldwebel Thomas Fenzel seinen Hauptmann fallen, als er sich wüthend unter die Feinde stürzt, zwei todtet, dem dritten das Bajonett in die Brust stößt, aber auch in demselben Augenblick durch einen heftigen Schwertschlag betäubt an der Seite des Prinzen niedersinkt. Als Fenzel nach einer Weile von seiner Betäubung sich erholte, war die Rettung seines geliebten Hauptmanns sein erster Gedanke. Die eigene Wunde nicht achtend, löste er sich sein Halstuch auf, verband die gefährliche Kopfwunde des Prinzen und brachte es durch seine rastlosen Bemühungen dahin, daß dieser aus seiner Ohnmacht wieder erwachte. Die erbitterten Feinde wollten nun beide Helden gewaltsam von einander trennen, aber Fenzel, seinen Hauptmann umfassend, rief den französischen Reitern zu: „Morden könnt Ihr mich, aber nicht trennen.“ Diese Entschlossenheit flößte auch den Feinden Ehrfurcht ein, und der Prinz, auf den Arm seines treuen Waffenbruders gestützt, wurde nach Egloffsheim zu dem Kronprinzen von Bayern gebracht, der ihn in seinem Wagen mitnahm und durch seinen Leibarzt verbinden ließ. Fenzel, der seinen Hauptmann nun gerettet wußte, ranzionirte sich selbst und erschien wieder beim Regiment, wenige Tage vor der Schlacht bei Aspern, um die Gefahren und Lorbeeren dieser merkwürdigen Tage mit seinen Waffenbrüdern zu theilen.“

Der Kronprinz von Bayern, welches während dieser ganzen Zeit, als Rheinbundsstaat, auf der Seite der Fremdherrschaft steht, brachte Victor nach Landshut, wo er ihn der Fürsorge des geschickten chirurgischen Professors Tiedemann übergab. Von da meldet der Prinz sein Mißgeschick am 29. April 1809 der Mutter. Der Herausgeber der Briefe macht zu diesem kurzen Schreiben vom 29. April die Anmerkung: „Man sieht es diesem Briefe an, daß der Prinz sich alle Mühe gegeben hat, die Schwere seiner Kopfwunde zu verhehlen; die Schrift unterscheidet sich sehr von der der anderen Briefe; sie zeigt eine langsamere, deutlichere und steifere Hand.“ Victor bemüht sich, die Verwundung als möglichst unbedeutend darzustellen. Sie war es nicht. Obgleich ihn Tiedemann trefflich behandelte und heilte, so erhielt doch die Nase eine wesentlich veränderte Form und

„Ehrenröslein purpurfarben
Prangten im Gesicht die Narben“,

in diesem bisher fast allzu zarten und feinen Gesicht. Mitte Mai meldet er seiner bekümmerten Mutter: „Die Eiterung hört auf. Die Kopfwunden beginnen zu heilen. Der Stich im Arm ist beinahe ganz geheilt. Wirklich habe ich oft daran gedacht, ob nicht bei diesem ganzen Vorfall eine unsichtbare Hand zu walten schien, die mir auf eine gewaltsame Art wider meinen Willen das Leben rettete. Das Schlimmste ist nur, daß Sie, beste Mutter, sich geängstigt haben.“

Victor ist Gefangener auf Ehrenwort in Landshut. Er ist unglücklich, daß ihm die fernere Theilnahme an dem Befreiungskampfe unmöglich gemacht ist, allein er tröstet sich mit dem Gedanken, bald ausgewechselt zu werden, mit seinen angenehmen Beziehungen zu dem von Savigny'schen Hause und mit wissenschaftlichen Beschäftigungen. Auf einmal wird er, ohne daß man ihm nur den geringsten Grund mittheilt, auf deutschem Boden von französischen Soldaten gepackt, drei Wochen lang eingesteckt und dann forttransportirt. Zunächst nach Augsburg, wo man ihn „gleich einem gemeinen Verbrecher in einen Thurm wirft und ihm eine Schildwache vor die verschlossene Thür stellt“, dann nach der Citadelle von Straßburg, wo er mit einem piemonte-

sischen General in einer engen Zelle gemeinschaftlich gefangen gehalten wird. Hier sitzt er vom 10. Juli bis zum 24. December 1809, ohne daß er verhört oder ihm nur die geringste Mittheilung über die Ursache dieser, bei einem kriegsgefangenen Officier so auffallenden Behandlung gemacht wird. Der Commandeur der Festung weiß selbst nichts und beruft sich auf „höhere Ordre". Glücklicherweise ist er wenigstens ein humaner Mann, er erlaubt dem Prinzen, sich, natürlich auf eigene Kosten, eine bessere Beköstigung in die Zelle kommen zu lassen und, worauf dieser mehr Werth legt, mit seiner Mutter zu correspondiren. Natürlich muß er in seinen Briefen in Betreff der Politik die äußerste Zurückhaltung beobachten, ohne jedoch seine Gefühle ganz unterdrücken zu können. Am 3. August 1809 schreibt er: „Schon ewig lang, theuerste Mutter, kommt mir die Zeit vor, in der ich kein Sterbenswörtchen mehr von Ihnen gelesen habe. Ich fürchte, daß mein letzter Brief, den ich gleich nach meiner Ankunft auf der Citadelle, am 18. Juli, an den Bruder August schrieb, nicht angekommen ist. Wann wird dieser elende Zustand, dies Lebendigbegrabensein, enden? Der schöne Sommer verstreicht und ich habe ihn nur durch eiserne Gitter gesehen. Vor meinem Fenster stehen ein paar hohe Platanen, die mir ihren duftigen Schatten zuwerfen. Aber dieser schöne Anblick macht mir mein Gefängniß nur noch peinlicher. Ach, es giebt kein höheres Gut, als die Freiheit. Leute, die uns trösten wollen, bringen uns öfters die Nachricht, daß der Friede zwischen Oesterreich und Frankreich geschlossen sei. Ein schöner Trost. Warum aber hält man mich, selbst nach geschlossenem Frieden, noch gefangen? Und wenn man mich frei läßt, wird man mich gefangen bis an die österreichische Grenze escortiren, oder mich gehen lassen, wohin ich will? Der Zug meines Herzens folgt dem Vater Rhein in seinem schönen Laufe zu Euch und zu der Heimat. Wie ganz anders müssen Sie diesen Sommer zugebracht haben, als ich. Unser Jägervolk (die Brüder) besonders, wenn es in stolzer Freiheit unsere herrlichen Wälder durchstreift, mag sich doch wol bisweilen des Eingemauerten erinnern, der in seinem öden, halb baufälligen Kerker dem Tanze der Ratten und der Mäuse traurig zusieht. An solcher Gesellschaft fehlt es mir nicht; und wenn ich nach ihrer Corpulenz urtheilen darf, so glaube ich, daß ihre Feistheit mit der unserer Hirsche zusammentrifft. Ich führe Journal über sie so gut wie jene Jäger über ihre Hirsche. Mein Leibgehege ist ein alter Schrank. Drin treiben sie ihr Unwesen toller, als in Buchsieb's Revier."

Endlich, gegen Ende September 1809, wird Victor der Haft entlassen. Man macht ihm nachträglich die kahle Ausrede vor, das Verfahren gegen ihn beruhe auf Verwechselung mit einer andern Person, welche die Bevölkerung des Vorarlberg (West-Tyrol) aufgewiegelt habe. In Wirklichkeit hat man aber wol an einem deutschen Prinzen, welcher mehr Ehrgefühl und activen Patriotismus zeigte, als damals mancher Andere seines Gleichen, ein abschreckendes Beispiel statuiren wollen. Als er endlich nach geschlossenem Frieden direct und persönlich von Oesterreich reclamirt wurde, konnte man ihn nicht länger festhalten.

Der Prinz eilte den Rhein hinunter. Am 27. September 1809 lag er in den Armen seiner Mutter, bleich, abgezehrt, das Gesicht noch entstellt durch die Narben; und als er nun Abends wieder, wie damals im September 1801, in dem grünen Eckstübchen am Fenster stand und die sich am Fuße des Schlosses brechende Welle des Rheins murmeln hörte, und das schöne alte Engers-Gau vor sich liegen sah, beleuchtet von den sanften Strahlen der

Digitized by Google

untergehenden Herbstsonne — da seufzte er: „Ach, das sind nun acht Jahre, daß ich hier meinen Schwur that; und die Sonne der Freiheit ist noch nicht wieder aufgegangen über den deutschen Landen.“ Aber er wurde nicht irre und nicht müde in ausharrendem Kampfe.

* * *

Es litt ihn jedoch nicht in dem Rheinbundsland, wo selbst auf dem lachendsten Gefilde der düstere Schatten der despotischen Fremdherrschaft lag, und wo er schon seiner Familie wegen allerlei Rücksichten nehmen mußte, welche ihm tief in sein stolzes und freies Herz hineinschnitten. Selbst die geliebte Mutter suchte ihn vergeblich an die Heimat zu fesseln. Er bestand darauf, er müsse nach Oesterreich, um dort seine Angelegenheiten zu ordnen. Auch könnte man am Ende wol Napoleon zutrauen, daß er ihn in Neuwied gefangen nehmen, oder gar à la Palm tractiren ließ. Es war an einem feuchten und kalten Decembermorgen (7. Dec. 1809), als die Fürstin ihr liebstes Kind zum Portal des Schloßhofes hinausreiten, als sie noch einmal den Zipfel seines Mantels um die Ecke flattern sah; da wollte ihr plötzlich das Mutterherz schier vor Weh zerspringen. Mit unwiderstehlicher Gewalt erfaßte sie in diesem Augenblicke die bange Ahnung: „Das war das letzte Mal, Du siehst ihn nicht wieder; o, daß Du ihn ziehen ließest.“

Der Wiener Friede am 14. October 1809 hatte für Oesterreich das Maß des Unglücks vollgemacht. Auch in der Verwaltung merkte man den Druck. „Jedermann“, so klagt der tapfere Prinz in seinem von Wien, 6. Januar 1810 datirten Briefe, „giebt mir die schmeichelhaftesten Beweise von Achtung und Theilnahme; allein, das Alles dient nur dazu, mich bei den Herren, welche jetzt regieren, gründlich verhaßt zu machen; ich werde nicht einmal Major!“

Da gedeiht denn der Plan, den er schon lange im Herzen trug (schon damals, als er in seinem frühern Briefe der Spanier gedachte) zur vollständigen Reife. Er schreibt seiner Mutter, er wolle seinen Abschied nehmen und eine Reise nach dem Orient machen: „Bei meiner Passion für schöne Gegenden, für Culturstudien, für das Reisen, ist das ja doch sehr natürlich.“

Allein das Mutterauge sieht scharf. Die Fürstin erkennt sofort, daß der Weg über den Orient nach Spanien führt. Sie schreibt ihm das, sie theilt ihm ihre Bedenken mit, vielleicht sei seine spanische Begleitung nicht zahlreich genug, oder er finde dort keine zuverlässigen Leute, jedenfalls möge er, wenn er gehe, den treuen Anton Buchsieb mitnehmen. Das ist der fürstliche Jäger, den wir in der Schmiede zu Marau kennen lernten. Er hat den Prinzen nach Wien begleitet und bleibt von nun an in Treuen bei ihm bis in den Tod.

Victor reicht seine Entlassung ein. Man sieht ihn ungern scheiden. Der Kaiser macht ihn zum Major und verabschiedet ihn sehr gnädig. Victor legte den Namen eines Prinzen von Wied ab und nennt sich von nun an Graf Braunsberg. Braunsberg ist eine Burgruine in der Nähe von Neuwied. Nach diesem Schlosse hatten sich früher seine Ahnen, die Grafen im Engersgau, benannt. Er durfte den Namen Wied nicht führen. Denn er war ja seit 1806 Untherthan eines Rheinbundstaates und im Rheinbund herrschte in Wirklichkeit nur Napoleon. Die sehr betonte „Souverainität“ der Rheinbundsfürsten war die reine Spiegelfechterei. Die Fürsten von Wied

Digitized by Google

waren Unterthanen der Fürsten von Nassau geworden. Letztere stellten ihr Contingent Napoleon I., der es auf allen Schlachtfeldern Europas bluten ließ. Augenblicklich hatte er es nach Spanien geschleppt, wo es blieb bis zum Untergang der napoleonischen Herrlichkeit. Gegen diese „nassauischen Landsleute" und anderweitige Rheinbundsdeutsche mußte Victor, wie schon 1809 in Süddeutschland, so nun auch in Spanien fechten. Erkannte man ihn in Spanien als Rheinbundunterthan, dann hängte man ihn, womit die Franzosen in Spanien überhaupt damals außerordentlich freigebig waren. Außerdem aber würde Napoleon seine Rache an dem ganzen Haus Wied ausgelassen haben. Mindestens hätte er dessen Vermögen confiscirt, wie er es ja auch mit dem Reichsfreiherrn Karl vom Stein that. Deshalb von nun: Graf Victor Braunsberg. Wie Stein nach Rußland, so ging Victor nach Spanien.

Braunsberg also reiste am 1. Februar 1810 von Wien ab. Es ging durch Ungarn, durch Bulgarien, über den hochbeschneiten und unwegsamen Balkan, durch Rumelien nach Stambul. Dann von Konstantinopel nach Smyrna und Malta. Endlich von Malta nach Cadix. Die Briefe, welche Victor von Orsowa, von Pera, von Smyrna und Malta nach Hause schreibt, verdienen gelesen zu werden. Sie zeigen ein bedeutendes Geschick zu Beobachtung und Schilderung und ein in der Schule des Lebens früh gereiftes Urtheil. Wir können uns jedoch hier bei diesen Reiseberichten nicht aufhalten.

Erst im Juli 1810 langt der Prinz in Cadix an. Seine Reise von Wien bis dahin hat fünf Monate gedauert: die Fahrt von Malta nach Cadix, mit Inbegriff der Quarantaine an dem erstgenannten Orte, dauerte neun bis zehn Wochen. Unterwegs entging man nur mit knapper Noth einem Berbereskenschiff, das die Reisenden nach Algier oder Tunis in die Sclaverei geführt haben würde.

In Cadix trifft er österreichische und preußische Officiere, welche in gleicher Absicht wie er das letzte Schlachfeld aufgesucht haben, wo die Freiheit noch gegen Napoleon kämpft; darunter zwei Herren von Hirschfeld, wovon der ältere in Spanien als Rittmeister gefallen, der jüngere, wenn ich nicht irre 1862, als hochgeachteter Commandeur des rheinpreußischen Armeecorps nach einem thatenreichen Leben gestorben ist.

Erst Ende 1810 erreichte Victor das Ziel seiner Wünsche. Er wurde als Obristlieutenant dem Generalstab des Obersten Sarsfield beigegeben. Sarsfield war von irischer Abkunft, aber in Spanien geboren. Er hat sich in dem spanischem Kriege als kühner Heerführer ausgezeichnet und ist, zum General und dann zum Feldmarschall avancirt, später im Bürgerkriege durch Karlisten meuchlings ermordet worden.

Der dem Lande aufgezwungene und fortgejagte corsische König Joseph sitzt wieder in Madrid und Napoleon I. hat Spanien seit October 1809 mit einer neuen Armee von 200,000 Mann überschwemmt. Gleichwol war es nicht gelungen, sich des Landes zu bemächtigen. Marschirten heute die Franzosen (mit inbegriffen die Rheinbunds-Deutschen) ab, so erhob sich morgen an diesem Orte wieder der Aufstand; und da sie nicht überall zugleich sein konnten, so machten sie im Ganzen keine sonderlichen Fortschritte; was sie hier gewonnen, verloren sie dort wieder.

Der Schauplatz der Heldenthaten des Generals Sarsfield und des Oberstlieutenants, später Oberst-Brigadiers Braunsberg während des Jahres 1811 war vorzugsweise Catalonien und dessen Festungen Tortosa, Taragona,

Digitized by Google

Figueras und der auch durch Alexander von Humboldt bekannten Monte ferrato. Zuweilen warf man sich auch in das Gebirge und einmal machte man sogar einen Ausfall über Dengettes in das französische Gebiet nach der Festung Mont Louis, und zwar von Puigcerda in den Pyrenäen aus. Große Feldschlachten kamen natürlich nicht vor. Aber der Krieg, bald in dem Schnee und Eis des Grenzgebirges, bald auf den heißen und wasserarmen Ebenen des Innern, war ebenso reich an Entbehrungen und Strapazen, wie an Gefahren. Die Franzosen, mißmuthig über den Mangel an Erfolg, wutherfüllt durch die ewigen Angriffe Seitens einzelner Abtheilungen der spanischen Truppen und der Guerillabanden, streiften auch die letzten menschlichen Rücksichten ab. Sie führten nicht mehr Krieg, sondern hielten Jagd auf Menschen, bei der sie tödteten, was ihnen in die Hände fiel. Die Guerilleros suchten mit ihnen an Unmenschlichkeit zu wetteifern. Wäre den Franzosen der Oberstlieutenant Braunsberg in die Hände gefallen und hätten sie erfahren, wer sich hinter diesem Namen verbarg, so würden sie sicherlich ein blutiges Exempel statuirt haben. Das Incognito wurde denn auch strengstens festgehalten. Außer dem treuen Anton kannte Niemand des Prinzen Namen und Herkunft, nicht einmal Sarsfield.

Der Prinz stieg immer höher in des Letztern Achtung. Der General vertraute ihm die Führung einer Brigade an, welche halb aus Wallonen und halb aus Schweizern zusammengesetzt war.

Victor schrieb öfters nach Hause, aber nur wenige Briefe kamen an. In diesen suchte er nach Möglichkeit das Gefahrvolle seiner Lage zu bemänteln und immer ist es, auch unter spanischem Himmel, das deutsche Vaterland, welches vorzugsweise den Gegenstand seiner Gedanken, Sorgen und Wünsche abgiebt.

Von dem Hause Habsburg, das so oft seine Erwartungen getäuscht, von einer Wiederaufrichtung des alten deutschen Reichs durch diese Dynastie will er nun nichts mehr wissen. „Können wir", so schreibt er aus Spanien, „dieses alte Haus denn nun einmal nicht mehr repariren, so reißen wir es lieber ein und bauen ein neues mit neuen Kräften und in einem bessern Geschmacke. Es ist ja natürlich, daß wir den Einsturz einer so alten Wohnung, unter deren schirmendem Dache wir aufgewachsen sind, betrauern. Allein, wenn wir es recht bedenken, dann war das Gebäude (des alten Reichs unter Habsburg) doch nachgerade zu eng und zu beschränkend für uns geworden Sie wundern sich vielleicht, theuerste Mutter, eine solche Phrase von mir zu hören; allein, ich war immer zuerst und vor Allem Deutscher, und dann erst Oesterreicher."

Von dem bereits genannten Puigcerda (in den Pyrenäen) schreibt er am 7. August 1811 folgenden Brief an die verwittwete Fürstin:

„Meine beste, theuerste Mutter!

„Ich habe zwar erst vor einigen Tagen an August (seinen ältern Bruder, den Fürsten) geschrieben, da sich aber jetzt gerade eine Gelegenheit findet, so benutze ich sie, um Ihnen gleich wieder Nachricht von mir zu geben. Wir haben einige beschwerliche Tage gehabt, hochmächtige Bergrücken überstiegen, im Monat August in diesen südlichen Gegenden vor Kälte geschnattert, und befinden uns jetzt gerade auf der Grenze beider Reiche, in einem breiten lachenden Thale voller Dörfer, wo die Berge zur Linken französisch, die zur Rechten spanisch sind. Hier stehen wir im Lager, eine Stunde vom Feinde

Digitized by Google

entfernt, und ich ſchreibe Ihnen in einem Bauernhauſe, wo Alles lärmt und brauſet, ſo gut ich kann, kurz, ſchlecht und confus. Der Krieg, den wir hier führen, iſt mehr mit großen Beſchwerden verknüpft, als gefährlich. Wir ziehen beſtändig in hohen Gebirgen umher und ſchlagen uns ziemlich ſelten, weil beide Theile nur wenig Leute haben und ökonomiſch mit ihnen ſind. Wenn man aber auf einander trifft, ſo wird erbittert und lebhaft gefochten, ganz nach dem Charakter der beiden kriegführenden Nationen; man hält dabei nicht ſo hartnäckig an, wie in unſeren nordiſchen Gefechten, macht auch bei unglücklichen Fällen keine ſo regelmäßigen Rückzüge, kurz, Alles iſt hier ſchnell und lebhaft, der Angriff wie der Rückzug. — Die Hitze iſt in den Thälern, wie Sie leicht denken können, ſehr groß, doch aber bin ich noch immer geſund dabei geblieben. Ueberhaupt waltete bis jetzt eine ſchützende Macht über mir, die mich ſchon öfters beinahe wunderbar vom ſichern Verderben gerettet hat. Das giebt mir denn die Hoffnung, daß ich noch einſt Sie, beſte, theuerſte Mutter, und alle Geſchwiſter und Freunde im theuren Vaterlande umarmen werde. Täglich wird meine Sehnſucht dorthin größer. Sie glauben nicht, was für ein Unterſchied zwiſchen Deutſchland und dieſer Gegend iſt. Natur, Menſchen, Sitten, Alles iſt verſchieden. Die hohen, kahlen Berge der Pyrenäen mit den fürchterlichen Felſenwänden, mit hier und dort zerſtreuten finſtern ſteinernen Häuſern machen einen melancholiſchen Eindruck, während die Thäler Treibhäuſern gleichen, wo die Natur ſich erſchöpft, um die ganze Fülle ihrer Kraft zu zeigen. Da iſt kein Fleck, der nicht dicht bewachſen wäre von unzähligen Pflanzen verſchiedener Art, an welchen ſich mächtige Weinſtöcke in die Höhe ranken und mit ihren Zweigen das ganze Berceau ſchließen, ſo daß man oft das Rauſchen eines Baches hört, ohne ihn vor Zweigen und Blättern ſehen zu können. Unabſehbare Maſſen von breitblätterigen Aloen, hoch überragt von den ſchlanken Palmen, die zum Theil wie ungeheure Büſche von Schwungfedern ausſehen, indiſche Feigen, zu großen Bäumen aufgewachſen, und zwiſchen ihnen zerſtreut grell weiße Häuſer, gewähren einen überraſchenden Anblick. Köſtliche Früchte bieten ſich überall dar, um den brennenden Durſt zu löſchen, der den Reiſenden quält. Das Alles hat man; und doch kann ich Sie verſichern, daß in meinen Augen dieſe ſo üppigen Reize der Natur gegen die ländlichen, maleriſchen Gegenden des Nordens nicht zu vergleichen ſind. Man vermißt unſere ehrwürdigen friſchen Eichen- und Buchenhaine, unſere lieblichen Wieſenthäler, unſere freundlichen Dörfer — das Alles fehlt. Die Menſchen harmoniren mit der Natur. Die heiße Sonne reift ſie ſchnell an Körper und Geiſt und vollendet alle ihre Formen bis zu einem wunderbaren Grade. Da ſieht man auch ſonderbare Trachten; die Weiber, von Körperbau meiſt zu dick, ſind alle ſchwarz gekleidet, etwas braun von Farbe, haben aber wunderſchöne Augen. Da ich nicht mit ihnen ſprechen kann, ſo kenne ich ſie wenig. Zu allen practiſchen Geſchäften haben ſie, wie die Männer, eine unglaubliche Geſchicklichkeit und Leichtigkeit; doch ſcheint dieſe ganze luſtige Race faſt ohne Vernunft und ohne Herz geboren zu ſein. Den Krieg führen ſie mit Eifer, weil er ſie amüſirt; doch muß man bei ihnen keine großen Motive ſuchen. Da iſt nicht Einer, der umfaſſende An- und Ausſichten hätte; Alles bewegt ſich nach elenden Zielen. Deſſenungeachtet findet man in Spanien noch ſehr viel Gothiſches, Altechtdeutſches. Ihre eiſerne Beharrlichkeit iſt den lateiniſchen Völkern nicht eigen; ſie iſt von germaniſcher Herkunft und die Stütze der ſpaniſchen Freiheit. — Es lebe Deutſchland! Täglich fühle ich mehr

Digitized by Google

die Vorzüge unserer Nation vor allen übrigen und werde immer stolzer, ein Deutscher zu sein. Wollte der Himmel, daß ich doch recht bald wieder zurückkommen könnte! Dann würde ich Ihnen ausführlich meine bunten Schicksale erzählen, vor Allem aber Ihnen und allen Freunden sagen, wie herzlich und innig Sie liebt Ihr ewig treuer Victor."

Das ist der letzte Brief, den die Fürstin-Wittwe von ihrem Sohne erhält. Das Jahr 1811 geht zu Ende. Das Jahr 1812 ist beinahe abgelaufen. Keine Nachricht. Man tröstet sich in Neuwied mit Möglichkeiten. Es sind auch bisher schon Briefe von beiden Seiten verloren gegangen, oder weggefangen worden; denn die geheime Polizei Napoleon's, die des Briefgeheimnisses spottet, hielt das continentale Europa umkrallt. Vielleicht auch ist der Prinz gefangen; und da im Osten, aus den Schneewüsten Rußlands her, die Freiheit zu tagen beginnt, so hofft man ein baldiges Ende der Gefangenschaft, in welcher ihn hoffentlich sein Incognito gegen unwürdige Behandlung und Standrecht schützt.

Da werden plötzlich — es mag im Anfang 1813 gewesen sein — diese Illusionen gestört durch ein Schreiben des Handlungshauses in Cadix, welches bisher die Correspondenz vermittelt hatte. Es meldete, der Prinz sei schon Anfangs 1812 in Catalonien gefallen; ein Engländer, Arthur Wavell, Obrist in der spanischen Armee, habe die Nachricht aus des General Sarsfield eigenem Munde; man habe sich weiter informirt, ehe man sich zur Meldung der Trauerbotschaft entschlossen, allein dieselbe sei leider nur zu wahr und werde von allen Seiten bestätigt.

Die Ahnung der Mutter hatte sich also als richtig erwiesen.

* * *

Zum Schluß finden wir uns wieder in der Schmiede zu Marau, von welcher wir ausgingen. Es ist Ende März 1814. In der „Obenauf-Stube" des Meisters Hann-Jost — so nannte man das im obern Stockwerk gelegene, für seltene Gelegenheiten reservirte Besuchzimmer des rheinisch-fränkischen Bauern — sitzen zwei ernsthafte Leute bei einem Glase Wein. Meister Hann-Jost ist noch dieselbe riesige Gestalt, nur ist er noch sehniger und knochiger, noch ernsthafter und schweigsamer geworden. Die buschigen Brauen über seinen tiefen grauen Augen sind weiß geworden seit den dreizehn Jahren. Man hat ihm inzwischen seinen einzigen Sohn weggenommen und unter die Rheinbunds-Truppen gesteckt. Er ist mit nach Rußland geschleppt worden. Seitdem hat man nichts mehr von ihm gehört. Unter Denen, welche zurückkehrten, war er nicht. Er war also wol geblieben. Ob er in den Schneefeldern erfroren, oder in der Beresina ertrunken war — man wußte es nicht. Ob er ein ehrliches Begräbniß gefunden, oder ob ihn die russischen Wölfe gefressen hatten, macht seinem Vater schwere Sorgen. Wenn es ein Trost wäre, Gefährten im Unglück zu haben, so durfte Meister Hann-Jost sich sagen, daß es seinem Bruder, der in einem andern Dorf wohnte, nicht besser ergangen. Dessen Sohn, auch ein einziger, war nach Spanien geschleppt worden; auch er war nicht wieder gekommen. Wenn die beiden Brüder zusammenkamen, dann sagten sie sich: Unsere Söhne sind todt, ja schlimmer als todt, sie sind „verschollen". Wenn wir zwei Alten die Augen zugethan haben, dann werden die sportel- und schreiblustigen Beamten kommen und unser Vermögen aufnehmen; sie werden das sogenannte „Verschollenheits-Verfahren" einleiten; sie werden unsere beiderseitigen einzigen Söhne öffentlich auffordern, sich zur

Digitized by Google

Erbschaft zu melden; aus der sonnverbrannten kahlen Hochebene Spaniens, aus der schneebedeckten Tiefebene Rußlands werden schwerlich Meldungen eingehen; man wird dann protocolliren, registriren, controliren, edictaliter citiren, rescribiren, interloquiren u. s. w., bis die schöne Schmiede des einen und das schöne Bauerngut des andern Bruders draufgegangen ist. Freilich hatte nun endlich das Geschick den Frevler Napoleon erreicht, der so viele Existenzen vernichtet. Es war in dem russischen Winter über ihn hereingebrochen, und in diesem Augenblicke — so hieß es — marschirten die hohen Alliirten auf Paris los, um ihm vollends den Garaus zu machen. Das war eine kleine Genugthuung für den trauernden Vater, allein, es konnte den Sohn nicht unter die Lebenden zurückrufen und seinen Kummer nicht stillen.

Meister Hann-Jost, welcher sich zur Ruhe gesetzt und das Geschäft an seinen Schwiegersohn abgegeben hatte, hörte, daß Anton Buchsieb, der ehemalige Förster in Schmitthahn, vor Kurzem erst aus Spanien zurückgekehrt sei und der Fürstin von Wied und deren Söhnen die Trauerbotschaft von dem Tode des Prinzen Victor überbracht habe. Er hatte den Förster gebeten, gelegentlich bei ihm vorzusprechen. Er wollte ihn befragen über das Schicksal seines Neffen, er wollte Trost suchen in der Erzählung von den tapferen Thaten und dem heldenmüthigen Ende des Prinzen Victor.

Nun saß Anton Buchsieb bei ihm „auf der Obenaufstube". Der fürstliche Jäger hatte sich nicht weniger verändert, als der Schmiedemeister. Er trug einen kurzgestutzten militairischen Schnurrbart. Sein vormals so volles Haupthaar war zwar schwarz geblieben, aber dünn geworden. Das ehedem so frische Gesicht, roth und weiß wie Milch und Blut, hatte einen dunkle fast bronceartige Färbung angenommen. Die frühere Fülle und Rundung war verschwunden. Der ganze Mann bestand nur noch aus Sehnen und Muskeln. Die lebhaften Augen waren von hundert Falten umgeben und das Haar an den Schläfen war weiß.

Ueber den Neffen des Meisters Hann-Jost hatte der Förster Buchsieb keine Auskunft zu geben vermocht, als höchstens die, daß wol kaum ein Zweifel darüber obwalten könne, er sei todt. Jetzt war er daran, dem Schmiedemeister von dem Hingang des Prinzen Victor von Wied, der sich in Spanien Graf Braunsberg nannte, zu erzählen, wie dieser sich bei einem Streifzug gegen die Franzosen zu weit vorgewagt, und sammt dem General gefangen genommen worden sei.

„Sie wurden durch französische Cavallerie abgeschnitten," berichtete der Jäger. Die Spitzbuben rissen sie von den Pferden, warfen sie zur Erde, durchsuchten ihre Schärpen und Gürtel nach Geld und entwaffneten sie. Sie waren Gefangene. Prinz Victor wollte nun unserm General was Tröstliches sagen. Nun müßt Ihr aber wissen, der General verstand kein Deutsch (oder nur sehr wenig) und der Prinz kein Spanisch. Sie mußten daher Französisch mit einander sprechen. Kaum aber hatte der Prinz ein paar Worte auf Französisch zu dem General gesagt, da springt einer von den gottverdammten Bösewichtern auf den Prinzen los, schreit auf Französisch: „Hund verfluchter, Du bist also doch ein Franzose; nimm Das, Verräther!" und schießt ihn durch die Brust. Die Kugel war mitten durch die Lunge gefahren.

„Wir Anderen aber waren unterdeß nicht faul gewesen. Wir stürmten wie wüthend auf die Franzosen, schlugen sie in die Flucht und machten die Gefangenen wieder frei. Ich stürzte mich über meinen guten Herrn.

Digitized by Google

Aber es war zu spät. Das Blut war ihm aus Mund und Nase geflossen und er lag da kalt und steif, wie todt. Aber der Puls ging noch. Einige Wallonen und ich trugen ihn in das nächste Haus von San Felio."

Buchsieb erzählte nun, wie zwischen Furcht und Hoffnung der Tag vergangen und wie es gegen Abend scheinbar etwas besser mit ihm geworden. Ich sagte: Courage, gnädigster Herr, es scheint sich wieder zu machen. Er faßte meine Hand mit seinen beiden Händen und sagte: Anton, laß das. Du weißt es so gut wie ich: ich muß sterben. Ich danke Dir für Deine Lieb' und Treue in Noth und Tod. Meine gute Mutter wird es Dir lohnen. Geh nach Hause zu meiner Mutter und zu meinen Geschwistern. Sag' ihnen, meine letzten Gedanken in diesem irdischen Leben seien bei ihnen gewesen. Bei ihnen und bei meinem Vaterlande, auf dessen Erlösung von der Knechtschaft ich hoffe, wie auf meine eigene Erlösung und ewige Glückseligkeit. Es lebe Deutschland! Dann wandte er leise den Kopf nach der andern Seite. Er hatte wol wieder schwere Schmerzen vom Sprechen. Oder wollte er damit sagen: Jetzt will ich Ruhe haben, jetzt geht es an's Sterben? Das war um elf Uhr Abends. Eine halbe Stunde später verlangte er etwas zu trinken. Ich richtete ihn im Bette ein wenig auf, hielt ihn mit dem rechten Arm und reichte ihm mit dem linken eine Schale mit Hühnerbrühe. Er schluckte ein wenig, dann wurde er mir so schwer im Arm und wie ich sah war er todt. Ich legte ihn leise wieder nieder. Da lag er wie ein Engel. Wenn das Gesicht nicht verhauen und verstochen gewesen wäre, hätte man ihn für einen zwanzigjährigen Burschen oder gar für ein Mädchen halten können, so zart und fein war sein gutes Gesicht. Die klugen und treuen blauen Augen waren nun glanzlos und über der bleichen Stirn lagen die blonden Locken ein wenig feucht von dem Fieber. Am andern Morgen mußte ich zum General, um Meldung zu machen. Er lag noch im Bette. Wie er hörte, daß der Prinz todt sei, zog er die Decke über das Gesicht und ich hörte ihn darunter leise weinen, so bitterlich, wie ein Kind, und das war sonst seine Art nicht. Ich sagte ihm nun auch, wer mein Herr eigentlich war und warum er sich hatte Braunsberg genannt. Und dem General rollten abermals die Thränen in den Bart. Am andern Tage haben wir meinen Herrn mit allen militairischen Ehren beigesetzt in der Gruft der Kirche zu Castello del Sole. Da ruht er noch. Seine Familie aber will seine Asche in die Heimat herüber holen.

„Der General Sarsfield sagte mir nun, ich solle bei ihm bleiben, in Spanien; er wolle mich gleich zum Wachtmeister machen und das Weitere werde sich finden; wenn ich mich jetzt durch Frankreich durchschlagen wolle, riskire ich jeden Tag dreimal meinen Hals, und über England gehe es nicht mehr von wegen der Sperre; wie mir's zu Haus in Deutschland ergehen werde, wo Napoleon die Gewalt habe, das wisse man auch nicht. Ich aber sagte ihm, ich habe es meinem todten Herrn in die Hand versprochen, der Fürstin seine letzten Grüße zu bringen und da müsse ich Wort halten und wenn es den Kopf koste. Das sah er denn auch ein. Er beschenkte mich reichlich mit Reisegeld und gab mir einen Passirschein, daß ich durch konnte durch die spanischen Truppen. Als ich aber in die Pyrenäen kam, sah ich ein, daß ich so nicht hinüber konnte nach Frankreich. Ich schloß mich zeitweise einzelnen spanischen Truppenkörpern an, weil es hieß, man wolle einfallen nach Frankreich. Aber das war auch nichts. Nachdem ich nun lange vergeblich da herum gelungert hatte und mein Geld drohte zu Ende zu gehen, da beschloß

Digitized by Google

ich um jeden Preis den Uebergang zu riskiren und zwar zwischen Puigcerda, Dengettes und Mont-Louis, wo ich mit meinem gnädigen Herrn selig schon gewesen war und die Gegend genau kannte. Kaum aber hatte ich das verwünschte Franzosenland betreten, da fingen sie mich auch schon. Denn ich wußte mir nicht zu helfen mit ihrer wälschen Sprache. Sie zwangen mich Dienste zu nehmen und steckten mich in ein fremdes Regiment, das Anfangs in Lille stand und später in Holland. So mußte ich nach dem Tode meines Herrn noch zwei Jahre lang in der Fremde umherirren und ich will lieber die nämliche Zeit noch einmal in der Hölle zubringen, als in einem solchen Hundeleben. Das Regiment bestand aus allerhand zusammengelaufenem Volk und die französischen Officiere behandelten uns schlimmer als Sclaven. Als es aber in Holland ruchtbar wurde, daß die Preußen im Anmarsche seien, da liefen unsere Officiere fort; und sie thaten wohl daran, denn hätten sie uns in's Gefecht geführt, wir hätten auf sie zuerst Feuer gegeben. Wir Soldaten gingen auseinander, ein Jeder wohin er wollte. Ich wäre am liebsten gleich zu den Preußen gegangen, weil sie mit Macht vorwärts marschirten nach Paris, wo ich mich hoffte an meinen Peinigern zu rächen. Aber wenn ich an meines seligen Herrn bleiches Gesicht, an seinen letzten Händedruck und seine letzten Worte dachte, dann sagte ich mir, wie damals in Castel del Sole: Vor Allem mußt Du thun, was Du ihm hast versprochen. So ging ich denn nach Neuwied. Den Jammer, den es da gab, den könnt Ihr Euch denken.

„Meister Hann-Jost, erinnert Ihr Euch noch, wie mein gnädiger Herr selig vor fast dreizehn Jahren als junges Blut in Eurer Schmiede war? Wir waren des Wolkenbruchs halber untergetreten, und Ihr gabt damals dem dicken Pfaffen die Antwort über den kalten Schlag, den man nicht um des eigenen Vortheils, sondern um des gemeinen Wesens willen thut. Da hat der Prinz Victor seinen Entschluß gefaßt, und er ist ihm treu geblieben bis zum letzten Hauche. Und als er nun in Spanien todt in meinen Armen lag, da war ich so traurig im Herzen und dachte: O, Du guter gnädiger Herr, so hast Du Dein jung' frisch' Leben lassen müssen im fremden Lande und unter fremden Menschen, fern von Mutter und Geschwistern und der schönen rheinischen Heimat. Du hast Alles geopfert und es hat Alles nichts geholfen. Was Du gethan und gelebt, ist nur ein kalter Schlag gewesen, und der böse Feind geht noch brüllend in der Welt herum.

„Aber heute ist es anders. Der Schlag hat gezündet; und wenn einmal das ganze Deutschland unter einem Oberhaupte geeinigt da steht, das starke Schwert in der Hand zum Schutze den Guten, zum Trutze den Schlechten, dann kann ich mit Stolz und Freude sagen: Da hat der Prinz Victor den Grund zu legen helfen; auch wir sind dabei gewesen, da man den ersten Schlag gethan, der den Feind unseres Vaterlands an die Kette gemetet. Und deshalb war sein Leben nicht verloren. Und das Eures Sohnes und Eures Neffen ist es auch nicht. Sie haben zwar die Morgensonne der Freiheit nicht mit eigenen Augen erblickt, aber sie sind gestorben in dem Glauben an die Unaufhaltbarkeit ihres Laufes."

„Ihr Andenken sei gesegnet", sagte Meister Hann-Jost und sie ließen die Gläser klingen zum Gedächtniß und zur Ehre der Todten.

Ein ungarischer Romanschriftsteller.

Vom Verfasser der „Spiegelbilder der Erinnerung", „Große Leute, kleine Schwächen", „Silhouetten und Reliquien".

„Denken Sie sich, auch in ungarischer Sprache giebt es bereits Romane!" — „Sie meinen in lateinischer? denn seit Maria Theresias Zeiten weiß man ja, daß in Ungarn sogar die Frauen echt Ciceronianisch sprechen!" — „Wie kommt es dann aber, daß ein englischer Jockey der Autor dieser Romane ist?" — „Sie irren sich; nicht ein Engländer, sondern ein Afrikaner. Der junge Mediciner, der bei uns wohnte, ließ dieses Schriftstellers Portrait bei uns zurück, unter dem, unbeschadet, daß es eine weiße Physiognomie aufweist, doch ungarisch deutlich gedruckt steht: „Jókai Mór" *). Es soll ein wirklicher Mohr sein, den der Fürst Esterházy als Jockey besitzt und der daneben auch Romane schreibt."

Man wird es mir gegenwärtig kaum noch glauben, daß ich zu meiner Zeit diese Aeußerungen wörtlich in einem Wiener Salon vernommen habe. Seitdem nun hat man allerdings Gelegenheit gehabt, sowol in Wien als „draußen im Reich" sich mehrfach mit Ungarn zu beschäftigen, und mag dabei wol auch Etwas mehr von ungarischer Literatur in Erfahrung gebracht haben. Es wird daher vielleicht nicht mehr so gewagt erscheinen, wenn wir als allgemein bekannt voraussetzen, daß Derjenige, welcher neben Jósika (sprich: Joschika) und dem unvergeßlichen Eötvös (sprich E-ötvösch) als der gefeierteste ungarische Romanschriftsteller gilt, weder ein Engländer noch ein Afrikaner, weder ein Jockey noch ein Mohr, sondern eben ein Ungar ist mit Namen Maurus (Moriz) Jokai (sprich Joh-ka-i), sowie sich auch, aus allgemeinen und besonderen Gründen, rechtfertigen wird, wenn wir die Persönlichkeit des Genannten als eines der vorzüglichsten Repräsentanten seiner heimischen Literatur, im Zusammenhang mit der jüngsten Geschichte seines Landes und Volkes, hier etwas näher zu charakterisiren versuchen.

Maurus Jókai, Edler von Asva, ward am 19. Februar 1825 zu Komorn, in der von jener uneinnehmbaren Festung umschlossnen Stadt geboren. Sein Vater war der Advocat und Gerichtstafelbeisitzer Samuel von Jókay, und seine Mutter Maria v. Pulay, beide aus altadeliger streng-reformirter Familie. In diesem calvinistischen Puritanismus wurde der Knabe mit seinem ältern Bruder Karl — jetzt Advocat — und mit seiner gleichfalls älteren Schwester Eßter — jetzt Frau v. Vály — erzogen. Er hörte bis in's Jünglingsalter hinein nie fluchen — was in Ungarn doppelt so viel sagen will, als anderwärts. In seinem zehnten Jahre brachte man die Brüder zu Professor Zsigmondy nach Preßburg, um Deutsch zu lernen; damals hatte Maurus aber schon ungarische Verse gemacht. Zurückgekehrt mit zwölf Jahren, fand er sich als vaterlose Waise. Das nicht sehr große Vermögen wurde nur durch Genialität des jungen Karl Jókai vor habgierigen Verwandten gerettet. Trotzdem mußte gearbeitet werden. Nach beendeter

---

*) Der Ungar setzt den Taufnamen stets hinter den Eigennamen.

Digitized by Google

Digitized by Google

M. Iokoi.

Digitized by Google

Digitized by Google

Gymnasialzeit sollte Maurus an die Hochschule nach Pest, wozu es an Mitteln fehlte. Sein nachheriger Schwager Váły eröffnete ihm daher die Schulbibliothek, und dort schrieb er sich autodidactisch aus lateinischen und deutschen Folianten sein Philosophieexamen zusammen und lernte bis 1839, auch auf sich allein angewiesen, Griechisch, Französisch, Italienisch und Englisch, sowie, um sich zu zerstreuen, Zeichnen. Von da ab hat Jókai während dreißig Jahren täglich sechzehn Stunden gearbeitet, und man wird sehen, mit welchem Erfolge!

An der Hochschule zu Pápa befand sich (1840) der künftige erste Romanschriftsteller Ungarns in merkwürdiger Schulgenossenschaft. Aus jener Classe gingen nämlich der jetzige Finanzminister Kerkápolyi, der jetzige Ministerialrath Gondol, und die jetzigen Reichstagdeputirten Paál, Bárány und Kozma hervor. Seine zwei liebsten Kameraden saßen aber auf der hintersten Bank. Der eine derselben wollte der berühmteste Schauspieler Ungarns, der andere der gefeiertste Dichter, und Jókai selbst weltbewunderter Maler werden. Sie erreichten alle Drei ihr Ziel — nur gerade in entgegengesetzten Genren. Der Erste wurde der größte Dichter Ungarns: Alexander Petöfi; der Zweite ist sehr geschätzter Historienmaler und heißt Samuel Orlay; und Maurus Jókai wurde der populärste Romanzier Ungarns. All die Genannten bildeten einen literarischen Club, und Jokai's Novelle „Gottesurtheil" gewann einen Ducaten Ehrenpreis.

Um den juridischen Cours zu absolviren ging er 1842 nach Kecskemét. Dort traf er abermals mit Petöfi zusammen, der schon in seinem neunzehnten Jahre literarischen Erfolg hatte, daher der siebzehnjährige Jókai auch nicht Ruhe fand und um so mehr angeeifert wurde, als die ungarische Akademie der Wissenschaften das von ihm eingeschickte Drama „Der Judenjunge" öffentlich belobte. Aber in Kecskemét gab's in den Freistunden auch Uebungen im Turnen, Fechten, Schießen, Tanzen, wie im Komödiespielen und Musik, in welchen Künsten der junge Komorner bald brillirte und heute noch für einen Meister gilt. Dagegen das Kneipen und Debauchiren war streng untersagt, und so kam denn der damals schon Erwachsene als Rechtspractikant unglaublich sittsam und unschuldig nach Komorn zurück und portraitirte bei allen Bekannten umher die schönen Landsmänninnen in Oel. Endlich, als Jurat des Notars der k. Tafel, mußte er zur Praxis nach der ungarischen Metropole, nach Budapest. Das war 1844. Er kam in die Kanzlei des Advocaten Josef Molnár. Tags schrieb er dort Repliken, Nachts Novellen. Trotzdem erhielt auch Jókai das Advocatendiplom, benutzte es aber nicht, sondern trieb sich in dem durch Petöfi gegründeten Club der „Jungungarn", genannt „Dezemviren", im Café Pillvax umher, wo er auch K. Beck, Kertbeny, Bakody kennen gelernt. Unterdeß war Molnár auf das Treiben seines Juraten aufmerksam geworden und durchstöberte seine Papiere. Dann warf er die Repliken in den Kamin, nahm aber die Novellen, ging zu einem Verleger und ließ sie ediren. So erschien 1846 Jókai's erste Sammlung im Druck. Diese verschaffte ihm die Redaction der einflußreichen Wochenschrift „Életképek" (Lebensbilder), welche er bis 1848 leitete. In den Märztagen war es Jókai, der auf dem Marktplatze die „Zwölf Pester Punkte" proclamirte. Und bald darauf vermählte er sich mit der ersten ungarischen Tragödin, mit Rosa Laborfalvi — deren Familienname von Benke lautet — und die, geboren 1823, gerade 1835, als Jókai zehnjährig sein erstes Gedicht veröffentlichte, zwölfjährig in Ofen die Bühne betreten hatte. Durch diese Ehe, welche ihn

Digitized by Google

seither so glücklich machte, überwarf er sich damals mit seiner Familie. Was kümmerte dies den Dreiundzwanzigjährigen, den bereits das Land feierte und der eben die große Zeit des Unabhängigkeitskampfes durchlebte! Er folgte der ungarischen Regierung nach Debreczin, wo er die „Esti Lapok" (Abendblätter) herausgab und gegen die Thronentsetzung des Hauses Habsburg schrieb, weil er dies als sicherstes Mittel erkannte, die Russen in's Land zu locken. So kam's auch. Jókai retirirte bis nach Világos, wo am 28. August 1849 die Waffenstreckung erfolgte. Dort traf er nicht nur mit dem Minister von Csányi und dem General E. von Kiß (die bekanntlich beide gehangen wurden), sondern auch mit seinem frühern Principal und Literaturbeförderer Josef Molnár zusammen. Man berathschlagte sich, ob man es riskiren sollte, in die Hände der Oesterreicher zu fallen und schmachvollen Tod zu erleiden? Molnár sagte, er wisse einen Ausweg — trat in's Nebenzimmer und erschoß sich. Jókai schickte sich eben an, ein Gleiches zu thun, als ein Freund hereinstürzte mit der Nachricht, Frau Jókai sei von Pest nach Gyula gekommen und erwarte dort zitternd ihren Mann. Dieser schlug sich, zu Fuße gehend, unbehelligt durch hunderttausend Russen und legte die zehn Meilen glücklich zurück. Die Gattin rettete ihn nach dem tiefen Wald von Bükk, verbarg ihn in einem Bauernhause und kehrte nach dem vierundzwanzig Meilen davon entlegenen Pest zurück, wo sie all' ihren Schmuck und ihre Möbel verkaufte, um weitere Mittel herbeizuschaffen. Unterdeß hatte die Festung Komorn capitulirt, und einem schlichten Soldaten, dem Bruder des Dramatikers Szigligeti, war es beigefallen, den Namen Jókai in die Liste der Honvedofficiere eintragen zu lassen, was freien Geleitschein einbrachte. Diesen übermittelte er Frau Jókai, die damit Ungarn seinen zukünftigen größten Dichter rettete. Jókai kehrte 1850 nach Pest zurück und begann von da ab einen schon total verlorenen Kampf von Neuem aufzunehmen.

Es gab kein nationales politisches Leben, keine ungarische Literatur mehr. Petöfi war auf dem Schlachtfelde gefallen, ohne daß man je wieder seinen Leichnam auffand; Graf Szécsenyi saß zu Döbling im Irrenhause; Kossuth, als Emigrant in der Türkei, durchzog dann Europa und Amerika haranguirend, während daheim 2127 seiner Landsleute hingerichtet wurden; Baron Wesselényi war physisch, Deák politisch todt; Baron Jósika wagte noch nicht, von Brüssel her unter seinem vollen Namen zu schreiben; Baron Eötvös grübelte über die Gleichberechtigung der Nationen; Arany verkroch sich als Notar in seinem Geburtsort; Graf Josef Teleki sammelte an seinem zehnbändigen Geschichtswerke über die Hunyaden; Szalay arbeitete am Bodensee seine Geschichte Ungarns aus und am Genfersee schrieb Bischof Horváth seine Geschichte der letzten fünfundzwanzig Jahre Ungarns. Die pester Akademie der Wissenschaften blieb bis 1860 geschlossen und durfte keine Mitglieder mehr annehmen; im Nationaltheater durfte man nur noch italienische Opern geben und dem prachtvollen reichen Nationalmuseum wurden alle Fonds confiscirt, so daß es nicht einmal mehr die Mittel hatte, Schränke für all' die Schätze machen zu lassen. In diesem Decennium völliger Stagnation, des passiven Widerstandes, der Sistirung alles geistigen Nationallebens, war es allein Maurus Jókai, der sich glücklicherweise bei Világos nicht erschoß, der dann noch glücklicherer Weise auch nicht erschossen wurde, welcher, unaufhörlich schaffend, den Geist seiner Nation aufrecht erhielt für bessere Tage, die da kommen sollten.

Digitized by Google

Alles zusammen veröffentlichte der jetzt erst fünfundvierzigjährige Verfasser in kaum mehr als zwanzig Jahren 140 Bände, welche 23 größere Romane, 7 Dramen und 310 Novellen enthalten. Und diese Werke fanden bei einer Nation von kaum sechs Millionen Magyaren bis jetzt in 513,000 Bänden Abnehmer und Leser, und warfen dem Autor Hunderttausende an Honorar ab! Jókai schrieb erst ohnlängst, und zwar Deutsch, einem Freunde in Deutschland: „Deutscher Schriftsteller kann ich nicht werden, erstens, weil ich wol den Unterschied zwischen Deutsch schreiben und Deutsch dichten kenne; zweitens aber, weil ich meine arme Nation so sehr liebe, daß ich ihr bereits diente, als ich von ihr blos trockenes Brod und von ihren Bütteln Prügel bekam, ich aber jetzt mit meinem Patriotismus nicht einmal groß zu thun brauche, indem das ungarische Publicum mich längst so glänzend lohnt, wie ich es noch nicht von vielen Schriftstellern des Auslandes hörte."

Dieser unglaubliche, wenn auch verdiente Erfolg beweist schon an sich wenigstens so viel, daß die ungarische Literatur kein künstlich aufgezogenes, nur aus patriotischer Eitelkeit erpflegtes Product ist, sondern wahres Volksbedürfniß voll organischen Lebens und im Bewußtsein der Nation wurzelnd. Sonst ist die Consumtion von einer halben Million Bänden eines einzigen Autors gar nicht erklärbar, neben dem noch so viele Andere gern gelesene Romane schreiben — Baron Podmaniczki, Baron Kemény, Szathmáry, Gyulay, Vas Gereben, Abonyi, Kvassay, Frau v. Vachot u. s. w. — und fünfzehn große ungarische, neben zehn großen deutschen Journalen auch ein Fünftel Million Abonnenten beanspruchen, unter, wie gesagt, sechs Millionen Magyaren, in einer weltisolirten Sprache, die außer Ungarn kein Fremder spricht oder nur versteht.

Im Jahre 1863 gründete Jókai sein großes politisches Tageblatt „Hon", dessen Eigenthümer und Redacteur er noch ist, das er fast täglich mit einem Leitartikel versieht, und das das Organ der ungarischen Reichstagslinken wurde. Er setzte dabei Anfangs sein ganzes Vermögen zu, erlitt alle Art Verfolgung, Einkerkerung, ward von Freunden in Stich gelassen und — siegte endlich doch glänzend. Sein Blatt zählt die meisten Abonnenten. Er plaidirt für „Erweichung des spröden ungarischen Stolzes", Versöhnung mit allen Nationalitäten, Bildung, Cultur, Künste, Handel und Industrie, Volksschulen und Gleichberechtigung aller Confessionen. Beim Ausbruch des französisch-deutschen Krieges setzte er strengste Neutralität durch und anerkannte Deutschlands gutes Recht. Natürlich ward er dafür heftig angegriffen, sogar von seinen eigenen Mitarbeitern. Jüngst ward ihm jedoch die Genugthuung, daß der Ministerpräsident, Graf Julius Andrássy, es laut aussprach, einzig das Oppositionsjournal „Hon" habe im gegenwärtigen Krieg die Politik der ungarischen Regierung richtig begriffen und ausgesprochen.

Jókai war auch bereits dreier Reichstage Mitglied, das zweite Mal sogar als Gegencandidat des Ministers Gorove in Pest selbst gewählt.

Was Jókai den Dichter betrifft, so ist — so merkwürdig vor Allem seine proteusartige Fruchtbarkeit erscheint — die Vielseitigkeit seines Talentes noch merkwürdiger, und vielleicht am merkwürdigsten sein nur dem Schaffen gewidmetes Stillleben. Er hat nie das Ausland bereist, schildert aber mit der Divinationsgabe des Dichters alle Volkszustände der Civilisation wie der fernsten Welttheile mit einer Sicherheit des Localtons, in dem er sich nur übertrifft, wenn er Ungarn schildert. Er kennt alle Forschungen der modernen Naturwissenschaften, experimentirt selbst in all' diesen Fächern, liest von

Digitized by Google

Morgen bis Abend, zeichnet, malt, ficht, turnt, musicirt, besucht Gesellschaften fast nie, Versammlungen nur, wenn es das Parteiinteresse erheischt, wobei er überall mit Ovation empfangen wird. So sitzt er denn des Winters in seinem großen Saale in Pest, der voll von exotischen Blumen, Bücherschränken und Bildern, während all' die rothen Saffianmöbel bedeckt von Zeichnungen und Karten sind, und schreibt — täglich sechszehn Stunden — an dem großen runden Tisch, dem zur Seite ein Riesenteleskop steht. Des Sommers haust er auf seiner Villa auf dem „Schwabenberge" bei Ofen, treibt Obstbaumzucht und füttert mit seiner Frau Geflügel. „Zwanzig Jahre lang", schreibt er, „habe ich den gewaltigen Kampf gewagt, bei dem mich Niemand schützte, als Gott, und Niemand liebte, als mein Weib. Jetzt habe ich gesiegt und weiß, daß mich unsere Nation weit über mein Verdienst achtet."

Sein reiches Talent macht den Zauber begreiflich, den er auf seine Landsleute ausübt und den er wol auch auf's Ausland ausüben wird, wenn erst einmal eine Auswahl seiner Werke in guter deutscher Uebersetzung vorliegt.

Paul Gyulai, als Kritiker Ungarns Julian Schmidt, daneben selbst vorzüglicher Romanschriftsteller, schrieb über Jókai: „Er ist nicht blos Schriftsteller, er ist wahrhafter Dichter. Im Humor weicht er in nichts den besten englischen, in der Leichtigkeit in nichts den graziösesten französischen Schriftstellern, und an humaner Weltanschauung in nichts den deutschen. Sein Genie schlüpft überall durch und bricht sich überall Bahn, gleich dem Sonnenstrahle. Jedes Werk ist so sehr sein eigen, von einer so besondern Individualität, die kaum nachahmbar, von Niemandem übertreffbar, und durch Andere durchaus nicht ablernbar ist. Er schreibt viel und leider oft sehr flüchtig; aber auch das Flüchtige ist in einem oder anderem Bezuge höchst interessant, oft sogar hinreißend. Seine der ungarischen Welt entnommenen Typen sind außerordentlich wahr, Fleisch und Blut, ja noch mehr, ungarisch an Seele und Gemüth. Als Naturschilderer, stets kurz, doch geborener Maler, zaubert er mit künstlerischen Strichen im Nu ein Tableau hin, das auch in Erinnerung Dessen, der jene Gegend nie sah, fortlebt und sinnlich begreifbar ist."

Charles Sealsfield — dem Kertbeny, wie dieser in seinen Erinnerungen an den großen Deutschamerikaner erzählt, Jókai's „Ein ungarischer Nabob" in deutscher Uebersetzung geschickt hatte — schrieb darüber: Jókai's Roman ist ein eigenthümliches Buch, ein köstliches, wirklich charakteristisch magyarisch, mit Lichtblitzen, wie sie selten in der Romanliteratur auftauchen. Ich weiß mich seit Jahren keines Werkes zu entsinnen, das mich also bezauberte."

Der „Salon" wird in einem der nächsten Hefte eine Novelle Deutsch bringen, deren Original Jókai am 5. December in der ungarischen Akademie der Wissenschaften zu Pest als ihr ordentliches Mitglied vorlas, und die erst nach der Uebersetzung auch Ungarisch im Drucke erscheint. Deutsche Leser werden dann in der Lage sein zu beurtheilen, ob es sich nicht der Mühe lohnt, die Bekanntschaft dieses ungarischen Romanschriftstellers zu machen.

Digitized by Google

Funken unter der Asche.

Novelle von **G. zu Putlitz.**

(Schluß.)

VIII.

Clara's Reise war beschwerlich. Ein paar Stationen weit ging es zwar rasch genug vorwärts, dann aber hielt der Zug, stundenlang; dann, nach kurzer Fahrt, wieder Aufenthalt, die ganze Nacht hindurch an einem kleinen Halteplatz, fast auf freiem Felde. Aber es war eine schöne, milde Sommernacht, und noch hielt die Geduld der Soldaten Stand, noch verließ sie der Humor nicht, der auch aus diesen Hindernissen Nahrung schöpfte. Gesang, Feuer auf den Höhen des lieblichen Thals, in dem der Zug hielt, improvisirter Fackelzug zwischen den Weinbergen währten noch lange in die Nacht hinein. Jugendmuth und Soldatenlust! Es war kein Eisenbahnzug mehr, es war eine Karavane, bei der sich alle Mitreisende näher traten und bald wie alte Bekannte unterhielten. Das gemeinsame Ziel und die gleiche Erhebung hatte alle Schranken gelöst. Da waren neben den Soldaten und ihren Officieren, Genossenschaften von Künstlern, Studenten, Kaufleuten, die, mit dem rothen Kreuz am Arm, hinauszogen, auf dem Schlachtfeld und im Lazareth ihre Hülfe zu bringen; einige Berichterstatter auswärtiger Zeitungen und Angehörige, die die Sorge um verwundete oder vermißte Verwandte hinaustrieb. Man erzählte sich seine Hoffnungen, seine Freude auf den Kampf, seine Sorge um die Gefallenen. Frische Lust, banges Zagen, Alles mischte sich in das Glück der Brüderlichkeit, in dem die Nation sich einte.

Schwester Clara, das Bild der Geduld, saß ruhig in der Ecke ihres Coupés, das sie mit noch neun Soldaten theilte. Freundlich bei jeder Anrede, eingehend auf den Humor, helfend und Rath ertheilend, hatte sie schnell sich ihre Stellung gemacht. Die Soldaten nannten sie bald nur „unsere Schwester" und Jeder beeiferte sich ihr etwas zuzubringen, sei es einen Trank, selbstgekochten Kaffee, sei es Obst oder Brod, das er sich in einem Häuschen an der Bahn verschafft hatte, sei es eine Blume, die er am Bergabhange pflückte. Dann bemühten sich Alle ihr den Platz möglichst bequem zu machen; Dieser rollte seinen Mantel auf, um ihn ihr unterzubreiten, Jener schob ihr seinen Tornister unter den Fuß. Schwester Clara nahm alle die freundlichen Bemühungen heiter dankend an.

Tief in der Nacht erst wurde es still. Jeder suchte, so gut er konnte, einige Stunden zu ruhen. Schwester Clara schlief nicht. Alle die wechselnden Bilder der letzten Tage zogen vor ihrer Seele vorüber. Das Begegnen mit Lucie hatte sie besonders bewegt. Sie hatte ihren Pflegling nicht gesehen seit dem Tage, an dem das unwillkürliche Geständniß gegen Angelika ihr klar machte, daß das junge Herz für Constantin, fast ohne es zu wissen, eine tiefere Neigung empfand. Wie hatte

Digitized by Google

schon die Erwähnung dieses Namens Clara um ihre ganze Fassung zu bringen gedroht! Und ihn liebte Lucie. Für sich hatte sie längst mit der Empfindung abgethan, aber sie dachte sich ganz in Lucie's Lage. Deshalb hatte das Wiedersehen sie so tief bewegt. Und nun in der nächtlichen Stille, in der wunderbaren Aufregung, die durch den großen Moment des Vaterlandes rauschte, mischte sich, halb träumend, die Rückerinnerung eigener Gefühle mit dem Nachempfinden der Liebe jenes jungen Mädchens, das ihr dadurch mehr als ein einst anvertrauter Pflegling fast ein Theil ihres Selbst wurde. Sie glaubte nur Lucie's Neigung zu verstehen, nachzudenken, nachzufühlen und unbemerkt war es wieder die Frühlingssonnenzeit des eigenen Lebens, die vor ihrer Seele vorüberzog. Sie suchte Lucie's Bild und sah in den Spiegel ihres eigenen Herzens. Dann schreckte sie auf, wie aus dem Traum und nun war es wieder Lucie, sie mußte es sein und mit Gewalt dachte sie sich hinein in das Geschick dieses lieblichen Geschöpfes. Hatte sich Constantin ihr genähert, hatte Angelika's Vermittelung ein Band geschlossen, das so natürlich erschien? Sie wußte es nicht. Aber Lucie war anders geworden. In das ganze Wesen des Kindes war eine Veränderung getreten, die nicht der Verkehr, die Freundschaft der oberflächlichen Angelika bewirkt haben konnte, deren Grund tiefer wurzeln mußte im eigenen Herzen. Ja, Lucie liebte; und wen konnte sie lieben als Constantin?

Unter diesem Sinnen und Träumen sah Schwester Clara den Tag herandämmern über die Berge. Um sie her war Alles noch im tiefen Schlaf. Leise stieg sie aus dem Coupé und schritt auf und ab, um sich nach der Frische der Nacht zu erwärmen. Als ein Schläfer nach dem Andern erwachte und sie freundlich heiter begrüßte, war Alles Licht geworden in ihr und um sie und im jungen Tage beruhigten sich die Gedanken der Nacht.

Die Reise ging weiter, viel gehemmt und die jugendliche Ungeduld der Soldaten wurde auf harte Probe gesetzt. Unzählige Züge leicht Verwundeter kamen ihnen entgegen und doch gaben ihr Anblick, ihre Erzählungen ein furchtbares Bild der jüngsten Schlachten. Das steigerte nur die Ungeduld der Nachfolgenden, die mächtig auf den Schauplatz des Kampfes drängten. Und je näher man ihm kam, desto langsamer wurde die Fahrt, desto unüberwindlicher die Schwierigkeiten, die sich dem Vorrücken entgegenstellten. Wieder wurde es Nacht. Diesmal hielt der Zug an einem Städtchen, das schon Zeuge gewesen war eines Kampfes und dessen Häuser die Spuren der Kriegsverheerung trugen. Schwester Clara verließ das Coupé. Sie wollte nicht wieder eine Nacht hinträumen und hatte sich gewöhnt die Nächte zu durchwachen. Sie schritt durch die nächtlich stillen Straßen, in denen doch Alles einen ernst kriegerischen Charakter trug. Wachtfeuer leuchteten überall. Auf eine Bank vor einem der Häuser setzte sie sich nieder und wickelte sich fest in den Mantel. Der Anblick, das Gespräch mit den Verwundeten hatte sie wieder ganz auf ihren Lebensberuf hingewiesen, alle andere Gedanken waren zurückgetreten. Aber sie sehnte sich nach der schweren, segenvollen Thä-

tigkeit, die sie hinaustrieb aus dem stillen Krankenzimmer in die laute Schlacht. Die Kühle, die den herannahenden Tag verkündete, schreckte sie wieder auf, und es lockte sie, die erstarrten Glieder an dem lustigen Feuer des Bivouaks zu erwärmen. Ruhig und unbeirrt trat sie an das lodernde Feuer heran. Im Kreise umher lagen die Schläfer, weiter aber, rauchend, erzählend, kochend eine kleine Vereinigung zusammen, die das Gespräch, den Austausch der Hoffnungen des Kampfesmuthes der Ruhe vorzogen. Freundlich forderte man die Schwester auf, heranzurücken und bereitete ihr einen Platz. Ein Officier reichte ihr ein kleines, aus einer Zeitung ausgerissenes Blättchen, auf dem der jüngste, freilich blutige Sieg verkündet war. Sie las den Bericht beim flackernden Schein des Bivouakfeuers. „Sie werden zu thun bekommen, Schwester!" sagte der Officier und fügte traurig hinzu, „und wir kommen vielleicht zu spät. Unsere Kameraden haben so wacker geschafft, daß für uns keine Arbeit mehr bleibt."

„Wo Jeder für Alle, Alle für Eins kämpfen, darf Keiner die That des Andern beneiden", erwiederte Clara.

Der Officier sah sie erstaunt an. Das Wort klang so anders, als das schlichte Kleid es erwarten ließ, und nun rückte er näher und ließ das Herz überfließen. Halb flüsternd erzählte er von der Heimat, von der Gattin, den kleinen Kindern, von der Wehmuth des Abschiedes und wie es doch der Ruf des Vaterlandes jubelnd übertönt hatte. Clara ergriff die dargereichte Hand und hörte zu mit feuchtem Auge. Sie hatte ja keine Heimat mehr und flatterte, ein losgelöstes Blatt, hinaus in den Sturm der Zeit. Was Alles setzte der Soldat an ihrer Seite ein mit seinem Leben, und wie freudig, wie muthig überlegt that er es.

Die Beiden saßen da, wie alte Bekannte, alte Freunde, und sie wußten nicht einmal ihre Namen, hatten nur in der Dämmerung und im Streiflicht des rauchumhüllten Feuers ihre Züge gesehen. Clara nahm Abschied, als es Tag wurde, herzlich mit heißen Wünschen. Der Officier begleitete sie noch bis aus dem Kreis des Bivouaks hinaus. Ihm war, als hätte er wieder ein Stündchen am Herde der Heimat zugebracht, und er dankte Clara dafür mit schlichten Worten. Sie wußte nicht, wie sie den Dank verdient hätte, aber sie nahm ihn an mit freundlichem Händedruck. Es war ihr, als schied sie von einem Bruder. Und nun empfand sie die Einsamkeit ihres Lebens wie seit langer Zeit nicht, und setzte sich still am Wege auf einen Stein und weinte bitterlich. Dann plötzlich raffte sie sich auf und schritt zum Bahnhof zurück. Der Zug wurde schon rangirt und sie suchte die Packete, die ihr Lucie mitgegeben hatte und die schon anfingen ihr eine Last zu werden. Auf dem Bahnhof war Alles zerstört, ungeordnet wüst durcheinander, das Bild plötzlicher Vernichtung, noch nicht wieder geregelten Aufbaus. Endlich setzte sich der Zug aus dem Chaos in Bewegung, und nun ging es über die feindliche Grenze, die von Seiten der Soldaten mit Jubel überschritten wurde. Aber wieder und wieder Aufenthalt des immer länger werdenden Zuges, wieder eine Reihe unabsehbarer Verwundeten- und Kranken-

Digitized by Google

züge. Dazu verlassene Häuser längs der ganzen Strecke. Ein Tag, eine Nacht und wieder ein Tag vergingen. Man fing bereits an, sich, abgestumpft gegen das Warten, an dies Zaudern zu gewöhnen. Da fuhr der Zug ein in das volle Treiben des Feldlagers. Der Bahnhof war halb vernichtet. Gesprengte Thüren und zertrümmerte Fensterscheiben überall. Zwischen dem erhöhten Perron und dem weiter abliegenden Oertchen ein militairisches Drängen durcheinander. Hier lagen zu hohen Haufen zerbrochene Waffen, zerrissene Montirungsstücke über einander, dort hatten die Fleischer ihre Stätten eingerichtet, da wurden Pferde getummelt, Fuhrwerke aufgefahren und in Stand gesetzt und rings im Kreise flammten die Feuer der Bivouaks auf. In der nächsten Nähe des Eisenbahngebäudes zeigte sich das trübste Bild. Weithin, meist ohne schützendes Dach über dem Haupte, lagen auf spärlichem Stroh die Verwundeten und fortwährend mehrte sich ihre Zahl. Wagen auf Wagen fuhr langsam heran und von dem elenden Strohlager wurden die Hülfelosen herabgehoben.

Schwester Clara, alles Andere vergessend, war sofort helfend geschäftig, und die Thätigkeit brachte sie am Besten über das Schmerzliche des Eindruckes fort.

Nun brach die Nacht herein, hemmte das Werk der Barmherzigkeit und dämpfte den wirren Lärm des Tages. Clara sank erschöpft zusammen, gelehnt an die Wand eines umgestürzten Waggons, aber nur kurze Zeit der Ruhe gönnte sie sich. Leises Wimmern tönte zu ihr herüber von den Verwundeten. Der Himmel war dicht bewölkt, leiser Regen fiel nieder. Sie raffte sich auf und schritt durch die Reihe der Hartgebetteten, die sich eingehüllt hatten so gut es, ging in das spärliche, halb verdorbene Stroh. Der unruhige Fieberschlaf der Erschöpfung lag über den Meisten. Einige wälzten sich schmerzvoll von einer Seite zur andern und rissen in der Angst die Verbände auf, und fieberheiße Lippen wimmerten nach einem erquickenden Trank. Clara hatte nichts, sie konnte keinen Brunnen finden in der dunklen Nacht und Niemand war da, ihr Auskunft zu geben. Da fielen ihr die schon vergessenen Packete ein, die ihr Lucie mitgab. Schnellen Schrittes eilte sie die Bahn hinunter und, nicht ohne Mühe, fand sie, geschoben zwischen unzählige Wagen voll Proviant, voll Fourage, voll Schlachtvieh, den Zug, der sie selbst hergeführt hatte. Lange suchend fand sie auch ihren Platz und da lagen noch die Packete. Sie riß sie heraus. Schon zeichnete ein fahler Streif auf den fernen Höhen den kommenden Tag, schon brach die Dämmerung herein und kam ihr zu Hülfe. Da war Wein, und begieriger hätte sie ihn nicht ergriffen, wenn sie selbst verschmachtet gewesen. Sie eilte zurück, den gefundenen Schatz im Arm. Ein verbogenes Blechgeschirr, über das ihr Fuß stolperte, nahm sie auf, säuberte es so gut wie möglich, und füllte es mit dem kräftigen Wein. Und nun ging sie durch die Reihen der Schlafenden und wo ein Wimmern ihr Ohr traf, ein Kopf sich aufrichtete, eine matte Hand sich entgegenstreckte, reichte sie den Trank den durstigen Lippen. Da lagen Freund und Feind zusammen auf dem ge-

Digitized by Google

meinsamen Lager des Schmerzes unter dem freien Gotteshimmel, an dem der Tag heranzubrechen begann. Weithin im Kreise zeichneten sich hell gegen den noch düstern Grund die Feuer des Bivouaks, aber hier und da fing es an lebendig zu werden und schon grüßten aus einzelnen Stimmen kecke Soldatenlieder den nahenden Morgen. Das war das Soldatenleben mit allen seinen Contrasten. Frisches Leben und Flügelrauschen des Todes, Jugendlust und Fieberschmerzen; aber das muthige Lied jubelte darüber auf, wie der sonnige Tag, der leuchtend emporstieg über die feuchtkalte düstere Nacht.

Schwester Clara hatte bald ihren kleinen Weinvorrath erschöpft, denn nach und nach erwachten auch die Schläfer. Matt schlugen sie die Augen auf, halb verwundert, halb bittend sahen sie die Helferin an, die sich mit der Erquickung zu ihnen niederbeugte; manch' dankbarer Blick lohnte ihr, um so rührender, als er oft aus schmerzverzweifelnden, fast brechenden Augen fiel.

Aber die Helferin mußte sich klar machen, daß sie das Ziel ihrer Reise noch nicht erreicht hätte, und doch wußte sie nicht, wie sie weiter kommen sollte. Nach und nach wurde es aber lebendig um sie her, die Reisegefährten der letzten Tage begrüßten sie und von allen Seiten bot man ihr Rath und Unterstützung. Bald hatte sich ein kleiner Kreis zusammengefunden, der Clara aufforderte mit ihm das gemeinsame Ziel aufzusuchen. Dankbar nahm sie das Anerbieten an und eine Stunde später saß sie auf dem von den Reisegenossen mühsam und eigentlich mit Gewalt und Drohungen erlangten ärmlichen Gefährt, das in der Nacht Verwundete gebracht hatte. Langsam, zwischen unabsehbare Proviantcolonnen gedrängt, auf den ausgefahrenen Wegen ging es dahin.

Es war ein sonniger Tag, an dem sie dahinfuhren, ein wunderbarer Contrast der feindlichen Natur mit dem kriegerischen Treiben auf der Straße. Auf allen Höhen standen Vedetten, Geschütztrains zogen an ihnen vorbei, marschirende Truppen kreuzten den Weg und Reiter sprengten in flüchtiger Eile über die Felder, den Weg vermeidend, den die Fahrzeuge sperrten. In den überfüllten Ortschaften war das Gedränge noch fühlbarer, der Aufenthalt des unentwirrbaren Wagenknäuels noch länger. Dann, nach allerlei Fährlichkeiten gings wieder weiter über schnell improvisirte Brücken entlang an dem lieblichen Strom, den anmuthige, rebenumsponnene Höhen umschlossen. Die malerischen Bögen einer altrömischen Wasserleitung rahmten freundliche Durchblicke ein auf die liebliche Landschaft. Aber zwischen Fluß und Bergen hatten sich weithin gestreckte Zeltlager gebaut, aus denen die Militairmusik lustig herüberklang. Immer wieder, immer bunter Kriegslust und Sonnenschein, kriegerischer Klang in die Ruhe der Natur hinein. Immer näher kamen die Reisenden dem Boden, auf dem die Schlacht so heiß, so mörderisch gerungen hatte. Noch einen engen steilen Waldweg hinauf und das Schlachtfeld lag weit mit allen seinen Schrecken vor ihren Blicken. Der kleine Wagen hatte die Colonne verlassen, die unten im Oertchen blieb, der Weg war einsamer geworden, der Tag hatte sich

Digitized by Google

gesenkt. Unten im Thal schimmerte die letzte Tagesgluth blutroth durch die Baumwipfel der Höhen, im Hohlweg wurde es Nacht, und oben glänzte der Mond. Weithin erleuchtete er die Schauer der weiten Hochebene. Hier und da lagen Todte auf der blutigen Erde, gefallene Pferde, zerstreute oder wirr aufgeschichtete Waffen. Alle wurden still. Das heitere Lied war längst verstummt, aber auch das Wort stockte auf den Lippen. Es war, als kauere der Tod, ermattet von dem Werk der jüngsten Tage, stumm und schaurig auf dem Felde seiner Ernte. Die müden Pferde vor dem Wagen scheuten auf und schleppten sich und das Gefährt dann mühsam weiter auf dem ausgefahrenen, zerstampften Wege. Ein Theil der Reisegesellschaft war schon unten im Ort geblieben, ein Arzt nur hatte Clara nicht verlassen wollen, ehe ihr Ziel erreicht war. Gewölk zog über den Mond und im tiefen Dunkel hielten sie an in einem kleinen Ort. Licht schimmerte durch die trüben Fenster der Häuser, aber Niemand war auf der Straße zu sehen. Eine flatternde, weiße Fahne mit rothem Kreuz, die sich unheimlich gespenstig gegen den Nachthimmel erhob, zeigte ihnen den Weg. Schwester Clara stieg ab, reichte dem letzten Gefährten die Hand und trat in das Haus. „Gott segne Ihr Werk!“ flüsterte ihr der junge Freund nach und ging dann auch seines Wegs.

Eine Weile stand Clara still, erschöpft, überwältigt von den Eindrücken der letzten Stunden. „Werde ich die Kraft haben?“ fragte sie sich, aber schnell entschlossen schritt sie weiter und öffnete leise die nächste Thür. Der Schein eines ärmlichen Lichtes erhellte dürftig einen größern kahlen Raum. Es schien das Schulzimmer zu sein. Eine Reihe von Lagern war hergerichtet, theils auf dem Boden, theils auf eilig beschafften Bettstellen. Ein Arzt und zwei Gehülfen waren mit dem Verbinden der Verwundeten beschäftigt. Clara war so leise hinzugetreten, daß sie ihr Kommen gar nicht bemerkt hatten. Erst als sie zugriff und gleich das Richtige reichte, sahen sie auf. Der Arzt grüßte nicht erst, sondern nahm die Hülfe schweigend an. So gings von Lager zu Lager und auch die Verwundeten blickten theilnahmlos auf die neue Erscheinung. Der Arzt sah schnell, daß es bei Clara keiner Unterweisung bedürfe, und bald, erschöpft, wie er war, ließ er sie allein gewähren. Es war wunderbar, mit wie kaum merklicher Anordnung, mit unfühlbarem Zusammenrücken oder Unterschieben, sie Jedem die Lage bequemer, ordentlicher, angenehmer bereitet hatte. Die Hand der Frau war sofort sichtbar.

Der Arzt hatte nur kurze Zeit, gelehnt in's Fenster, sein Werk gehemmt, um die eigenen erschöpften Kräfte wieder zu sammeln, da raffte er sich auf, nahm das einzige Licht, ließ dem Gehülfen die Laterne, indem er ihn bedeutete bei den Verwundeten zu bleiben, winkte Clara und schritt mit ihr über den Flur des Hauses in ein kleines Zimmer, in dem kaum für das eine dort aufgeschlagene Bett Raum war. „Leise“, sagte er in der Thür, „ich hoffe, er schläft.“ Dann sich besinnend, fügte er hinzu, „aber das brauchte ich Ihnen nicht zu empfehlen. Eine schwere

Digitized by Google

Wunde durch die Brust, noch weiß ich nicht, ob edle Theile verletzt sind. Sie müssen von Zeit zu Zeit das Blut aus dem Munde entfernen. Er hob vorsichtig das Licht, um zu sehen, ob der Verwundete schlief. Clara stand am Fußende des Lagers. Ein matter schnell zurückgezogener Schein nur fiel auf die bleichen Züge, die blutgerötheten Lippen. Es war Constantin.

Clara drohte zusammenzusinken, aber es war nur ein Augenblick. Der Arzt wollte ihr Anweisung geben, aber leise flüsterte sie: „Ich weiß Alles. Verlassen Sie sich auf mich!"

Der Arzt nickte mit dem Kopf und verließ das Zimmer. Ohne sich zu regen von dem Fleck, an dem sie stand, faltete sie krampfhaft die Hände. Ein Gebet, unausgesprochen, zuckte durch ihre Seele, ein Gebet um Kraft. Dann öffnete sie geräuschlos das Fenster und ließ den frischen Nachthauch einströmen und nun saß sie wieder an dem Lager, unbeweglich, keinen Blick von dem Kranken wendend. Kein Athemzug entging ihrem Ohr. Von Zeit zu Zeit löste sie das Blut aus den Lippen, dann saß sie wieder regungslos. Als die Morgenluft feucht und frisch hereindrang, schloß sie das Fenster. Das Licht hatte sie längst gelöscht. Und so wurde es Dämmerung und Tag. Ihr Gebet war erhört, sie hatte ihre ganze Kraft wieder. Sie sah die bleichen, einst so theuren Züge, jetzt mit dem flüchtigen Roth des Fiebers überhaucht, so ruhig, so unerschüttert in sich. Sie betete nicht mehr für sich, nicht für Constantin, sie betete nur für das Menschenleben vor ihr, nach dem der Tod die Hand ausstreckte.

IX.

Die Rückfahrt unserer Freunde an dem Tage, an welchem sie Clara aufgesucht hatten, war still gewesen. Die Abspannung nach außergewöhnlicher Aufregung machte sich geltend. Angelika erzählte freilich in heiterster Weise von ihrem Verkehr mit den Soldaten, der sie das Wirthschaftsgeld eines Monats gekostet hätte, aber es zeigte sich dabei nur wieder, daß ihre ganze Natur nicht den Ernst der Sache, nur die lustige äußere Seite, die Emotion nach Neuigkeiten in vollem Maße aufzufassen vermochte. Lucie war in sich gekehrt. Sie beneidete Clara um ihren Beruf und Meinard hatte sich in seine Wagenecke zurückgelehnt, ohne ein Wort zu sprechen. Das Wiedersehen des eigenthümlichen Wesens, das ihn so sehr beschäftigt hatte, das ein anderer Eindruck dann zurückdrängte, hatte die erste Empfindung wieder in ihr volles Recht eingesetzt. Dazu kam, daß er durch Angelika's Mittheilung annehmen mußte, Lucie's Herz sei nicht mehr frei, und wenn es auch seiner edlen Natur durchaus unmöglich gewesen wäre, dem Freunde in seinem Glück im Wege zu stehen, so kostete es ihm doch einen Kampf vor der Anziehungskraft, die Lucie übte, vor dem Reiz einer herzlichen Annäherung zurückzutreten. Lucie war also für ihn nicht mehr frei, Clara unnahbar. Das beschäftigte seine Gedanken und Empfindungen so sehr, daß er Angelika's oberflächlichem Geplauder kaum ein flüchtiges Ohr lieh.

Digitized by Google

Der General empfing die Reisenden mit einer neuen Siegesdepesche in der Hand. Sie verkündete den ersten blutigen Tag vor Metz. Ein großer Kreis von Bekannten drängte sich herzu, lebhaft discutirend. Aber es war nicht mehr der Jubel, der die ersten Siegesberichte begrüßte; schon zog der düstere Trauerflor sich leise über den hellen Glanz der Siegesfreude und Schmerz und Wehmuth mischten sich in Stolz und Glück. Der liebenswürdigste Zug deutschen Wesens zeigte sich in dieser Stimmung, Freude ohne Prahlen, Trauer ohne Verzweiflung, und bei Jenen, die mit eingegriffen in die Geschicke der Schlachten, Todessicherheit ohne Zagen, Heldenmuth, der offenen Auges der Gefahr gegenübertrat. Hier, wie oft, im eigenen Todeskampf ein Aufjubeln über den Sieg des Vaterlandes; dort, wie viel Mutterherzen, die brechen wollten im Schmerz das Liebste verloren zu haben und die sich kühn aufrichteten an dem Trost, daß es hergegeben sei für die heiligste Pflicht, zur Ehre der Heimat! Deutschland ist ebenso bewunderungswürdig in der Art, wie es seine Siegesnachrichten empfing, als in der, wie es seine Siege errang.

Meinard trennte sich mit kurzem Gruß von den Damen. Seine ernste, schweigsame Stimmung mußte auffallen und Lucie sprach ihr Befremden darüber beim Heimgehen gegen Angelika aus. Diese lachte auf: „Hast Du denn den Grund nicht gemerkt, Lucie", sagte sie. „Du hättest es längst wissen müssen und mir fiel es heute wie Schuppen von den Augen. Er ist bis über die Ohren verliebt in diese Schwester Clara, und während mir früher der Gedanke absurd vorgekommen wäre, halte ich ihn heute für möglich, wenn auch immer noch für toll genug. Das Mädchen, als es in der Fensternische Deines Krankenzimmers saß, erschien mir so unschön, so automatenhaft, daß ich erstaunt war, wie es Dir freundschaftliche Empfindungen abgewinnen konnte. Daß ein Mann es lieben könne, hätte ich für absolut unmöglich gehalten; aber welche Thorheit giebt es, die man den Männern nicht zutrauen könnte? Diese Unnahbarkeit war aber eine Coquetterie, wie jede andere."

Lucie fuhr auf. „Du kennst Clara nicht, Du hast ein Vorurtheil."

„Still, Herzchen", unterbrach sie Angelika, „ich weiß, daß man einem Gesicht, das nicht schön genug ist, um Aufmerksamkeit zu erregen, nachläuft, wenn man ihm fast verschleiert begegnet. Neugierig ist Jeder auf seine Weise. Der langweiligste Mensch, wenn er sich hinter Geheimnißschleier vermummt, wird eine Weile interessant. Das war nun absichtlich oder unabsichtlich, das lasse ich dahingestellt sein, der Reiz Deiner Schwester Clara. Heute habe ich aber noch eine andere Ansicht von ihr gewonnen. Sie schritt einher wie eine Fürstin, trotz ihres nonnenhaften Costüms. Die ist auf dem Parquet gewandelt, das kannst Du mir glauben und sahst ja, wie ihre Vornehmheit allen meinen lustigen Soldatensöhnen imponirte. Sie war fast eine Schönheit, wenn auch in zweiter Blüthe. Vom Doctor habe ich nur einen Blick erhascht, aber der sagte mir genug. Glaube mir, der ist verliebt, und deshalb war er auch so still unterwegs, und so zerstreut und kurz angebunden beim Abschied."

Digitized by Google

Lucie wurde dunkelroth, sie wußte nicht weshalb. Als sich die Freundinnen getrennt hatten, stand sie noch lange am Fenster ihres Schlafzimmers und sah über die leis wogenden Wipfel der Bäume zum Sternhimmel hinauf. Unten schimmerten noch Lichter in allen Häusern und eine aufgeregte Menge zog singend durch die Straßen. Muthige, frische Kriegslieder einer vergangenen, ähnlichen Zeit waren es, wie Grüße gefallener Helden in die Siege der letzten Tage hinein. Lucie hörte ihnen unter strömenden Thränen zu. Constantin kam ihr in den Sinn und sie sah ihn in Gedanken umdrängt von den Gefahren der Schlacht. Wie prächtig erschien ihr sein Bild im vollen Glanze muthiger Männlichkeit. Dann verweilten ihre Gedanken bei Clara, die jetzt gerade so einsam hinauszog in die Nacht und dann wurde ihr wunderbar ums Herz, wenn ihr Meinard vor die Seele trat. Ja, Angelika mußte Recht haben; und nun wurde ihr Manches klar, was ihr in der Erschöpfung des Krankenzimmers kaum aufgefallen war. Er liebte Clara. Lucie wurde sich selbst nicht bewußt, welche Empfindungen ihr diese Ueberzeugung weckte, halb freudige Theilnahme, halb schmerzliche Kränkung. Das hätte er ihr sagen müssen, meinte sie. In dem Falle hätte er ihre Freundschaft mißbraucht, indem er sie heute zum Vorwand nahm, Clara wiederzusehen. Alle ihre gereizten Empfindungen gegen den Arzt traten wieder scharf hervor, nachdem sie dieselben ganz überwunden und vergessen hatte. Jedenfalls erschien ihr sein Betragen unaufrichtig und unfreundschaftlich, und sie nahm sich vor, ihn das empfinden zu lassen. Das arme Kind schlief wenig, als es sich endlich zur Ruhe gelegt, erwachte verstimmt und wortkarg, und als Angelika nach der Ursache fragte, erhielt sie zur Antwort:

„Ich habe Kopfweh und fühle mich überhaupt angegriffen und matt.“ Angelika ging leicht darüber hin, sie hatte ja keine Zeit, sich mit der jungen Freundin lange zu beschäftigen, denn zu ihrer frühern Thätigkeit war nun neue gekommen. Lazarethe mußten eingerichtet werden, und Angelika war natürlich an der Spitze der leitenden Damen. Sie fuhr den ganzen Tag umher, und nachdem sie freilich ihre eigene Wohnung, Speisekammer, Weinkeller halb ausgeräumt hatte, bettelte sie und plünderte bei allen Freunden, ja, schließlich bei ganz fremden Menschen. Man schalt wol auf sie, aber man gab ihr doch, was man konnte, und so schleppte sie, mit manchem Unnützen, eine Masse zusammen, die dem Zweck zugute kam. Komisch genug sah sie aus in ihrem offenen Wagen, umpackt mit allerlei Gegenständen, von denen sonst viele den Augen der Oeffentlichkeit nicht gezeigt wurden. Sie lachte selbst am meisten und rief jeden Vorübergehenden zu Hülfe, wenn ihr, was alle Augenblicke geschah, das ganze Chaos durcheinander polterte und sie völlig zu verschütten drohte; aber sie hatte doch aufrichtige Freude an ihrem Erfolg.

Lucie war allein, denn auch den General hatte sie fortgeschickt, der versuchen wollte, ihr die letzten Schlachten, über die nur spärliche Telegramme vorlagen, nach seinen Annahmen zu erklären. Da er eine ganze

Reihe von Combinationen entworfen hatte, mußte diese Auseinandersetzung den vollen Vormittag hinnehmen; denn der General war gründlich und weitläufig. Lucie kannte dies und bat ihn um Gottes Willen, erst damit vorzurücken, wenn er Bestimmteres erfahren hätte, ihr Kopf wäre überdies nicht in der Verfassung, seinem Vortrag zu folgen. Der General ging ganz erstaunt. So abweisend war sie noch nie gewesen.

Eben hatte sie sich auf der chaise longue etablirt, froh, allein zu sein und ihrer Stimmung oder vielmehr Mißstimmung freien Lauf zu lassen, als Dr. Meinard sich melden ließ. „Sagen Sie dem Doctor", rief Lucie dem Mädchen entgegen, „ich sei nicht wohl und könne ihn nicht annehmen."

Das war nun nicht gerade das Motiv, mit dem man den Arzt abzuweisen pflegt und Meinard, in ganz unbefangener Theilnahme, ließ es auch nicht gelten. Er trat ohne Weiteres ein. Lucie richtete sich übellaunig auf und ehe er einen Gruß, eine Frage nach ihrem Befinden hervorbringen konnte, sagte sie schon: „Hat man Ihnen nicht gesagt, Herr Doctor, daß ich keine Besuche annehme? Angelika ist fort und der General in seinem Zimmer. Da können Sie ganz genau ein Dutzend Schlachtpläne erfahren, von denen, möglicherweise, einer der richtige ist."

Sie wollte aufstehen und in's Nebenzimmer gehen. Meinard sah sie befremdet an. So förmlich, so bitter war sie seit langer Zeit nicht gewesen und er suchte vergebens nach einem Grund zu dieser Veränderung, oder vielmehr zu dieser Umkehr, die ihn lebhaft an das Krankenzimmer erinnerte.

„Sie fühlen sich nicht wohl, Lucie", sagte er und trat ihr in den Weg.

„Um Gottes Willen!" rief das junge Mädchen. „Sie wollen mir etwas verschreiben, ich sehe es Ihnen an. Ich bin aber wirklich nicht wohl genug, Ihre Mixturen vertragen zu können."

Meinard mußte unwillkürlich lachen, aber das reizte Lucie noch mehr. „Wenn Sie herkommen, mich zu verspotten," rief sie, „so haben Sie den schlechten Moment gewählt. Ich bin weder zum Scherzen aufgelegt, noch überhaupt in der Stimmung, mich länger zum Gegenstand Ihrer Heiterkeit herzugeben. In soweit ist mir Ihr Kommen lieb, da es mir Gelegenheit giebt, Ihnen das auszusprechen. Das ist aber auch ziemlich Alles, was ich Ihnen zu sagen hätte." Sie wandte sich ab, aber Meinard wurde ganz ernst.

„Glauben Sie mir", sagte er, „daß ich in keinerlei Absicht kam, Spott zu treiben, sondern Ernstes mit Ihnen freundschaftlich zu besprechen. Wenn mir Ihre, entschuldigen Sie den Ausdruck, kindliche, wenigstens unerklärliche Gereiztheit ein Lächeln abzwang, so haben Sie sich das selbst zuzuschreiben." Er wollte gehen, kehrte aber in der Thür um.

Lucie kämpfte mit den Thränen. „Ich dächte", sagte sie bitter, „weiter hätten wir uns nichts zu sagen."

„Doch, Lucie", erwiederte Meinard, „denn was wir uns bis jetzt gesagt haben, war weder vernünftig, noch kam es aus dem Herzen. Ver-

Digitized by Google

zeihen Sie meine Empfindlichkeit und sagen Sie mir offen, was Ihnen ist."

Lucie setzte sich wieder.

„Ich wüßte nicht, was ich hätte, aber noch weniger, was Sie zu der Vertraulichkeit berechtigt, darnach zu fragen", sagte sie.

Meinard schien den Sinn der Worte zu überhören und rückte sich einen Stuhl heran. „Sie haben Recht", sagte er, „ich darf das nicht verlangen und wollte auch nur von mir reden. Seit langer Zeit quält mich eine Ueberlegung. Wollte ich dem Zug meines Wunsches folgen, würde ich nicht eine Stunde länger hier am Ort bleiben, sondern mich dorthin begeben, wo meine ärztliche Hülfe gebraucht werden kann. Weniger zusagend, vielleicht aber nützlicher wäre mein Hierbleiben; die Lazarethe füllen sich und viele meiner Collegen haben uns verlassen. Rathen Sie mir, Fräulein Lucie!"

„Ich?" sagte sie. „Ich dächte seit gestern wären Sie nicht mehr im Zweifel. Sie werden dorthin gehen, wohin das Herz sie zieht. Clara ist Ihnen vorangegangen. Sie werden folgen und dazu bedarf es meines Rathes nicht mehr."

„Clara?" rief Meinard und sprang auf. „Was hat das mit meinem Entschluß zu thun? Sie wurde dorthin gerufen und das wunderbare Mädchen folgte einfach ihrer Pflicht. Ich kann die meinige dort und hier erfüllen und kämpfe nur mit dem jetzt jedem Mann natürlichen Gefühl, das ihn auf die Stätte der Gefahr zieht, selbst wenn er darüber Pflichten versäumt, die gefahrloser, aber ebenso heilig sind. Wie bringen Sie meine Zweifel mit Schwester Clara's Beruf in Verbindung?"

Lucie zauderte eine Weile mit der Antwort; dann sagte sie, aber ohne Verstimmung noch Bitterkeit: „Sie lieben Clara, ich verstehe Das, und mir konnte Das nicht entgehen."

Meinard wurde dunkelroth und stand still. „Das glauben Sie?" sagte er, „und sprechen es aus so sicher und einfach? Ich habe mir wol oft in früheren Tagen dieselbe Frage vorgelegt, aber ich bin mir stets die Antwort schuldig geblieben. Das Mädchen beschäftigt meine Gedanken, aber wie ein kaltes, herzloses, verschleiertes Marmorbild und die Empfindung wurde kalt."

„Wenn Sie ihr Unrecht thäten?" rief Lucie warm und herzlich. „Ist Der empfindungslos, der seine Empfindung nicht zur Schau trägt? Sie mußte sich einsam wähnen in der Welt. Zeigen Sie ihr, daß sie es nicht ist."

Meinard schwieg lange.

„Nein, Lucie", sagte er dann, „ich kann das Mädchen bewundern anerkennen, lieben nicht. Ich bin vollkommen klar darüber geworden. Und doch will ich es nicht leugnen, daß sie nicht ohne Einfluß war auf meine Entschlüsse, wenn auch in ganz anderer Weise als Sie annehmen. Ich möchte ihr nicht wieder begegnen. Man wird es müde, sich immer wieder mit der Lösung eines Räthsels zu mühen, das sich immer mehr verschließt, vielleicht, weil die Lösung überhaupt fehlt."

Digitized by Google

„Täuschen Sie sich da nicht über sich selbst und über Clara?“ sagte Lucie. „Nehmen Sie sie nicht als Räthsel, sondern einfach wie sie ist. So wie wir sie kennen, ist sie der Liebe eines ernsten Mannes werth.“

„Sprechen Sie nicht von Liebe“, rief Meinard, „das hieße ein Räthsel zum andern fügen. Was ist denn Liebe?“

Lucie mußte lachen. „Ja, das weiß ich auch nicht!“ sagte sie.

„Das wissen Sie nicht?“ fuhr Meinard heraus.

„Ja, aber um Gotteswillen, wie sollte ich zu der Wissenschaft kommen?“ sagte das junge Mädchen ganz heiter und unbefangen.

„Lucie!“ rief Meinard fast feierlich, „ich habe kein Recht auf Ihr Vertrauen, wenn Sie es nicht der doppelten Freundschaft einräumen, die ich für Sie und für ihn habe.“

Lucie wurde verlegen, aber nur für einen Augenblick. „Von wem reden Sie?“ fragte sie.

Meinard wandte sich unwillig ab. „Ich will nicht ein Geständniß Ihrer Geheimnisse, um so weniger als sie längst kein Geheimniß mehr für mich sind. Ich weiß, daß Sie Constantin lieben und begreife Ihre Wahl.“

Lucie überlegte. „Da bin ich Ihnen in der That ein Geständniß schuldig, das mir längst schwer auf dem Herzen liegt. Entsinnen Sie sich jenes Abends als Constantin Ihnen in Angelika's Garten sein Leben erzählte? Ich war nicht gekommen, Sie zu belauschen; aber ich saß schon auf dem Bänkchen in der Epheunische, die die Gärten trennt. Ich mußte jedes Wort hören und durfte mich nicht regen, sonst hätte ich Ihre Unterhaltung gestört. Die Erzählung fesselte meine Gedanken, regte meine Phantasie auf. Vielleicht hätte mein Herz sich hineingemischt, ohne Angelika's übereiltes Hinzutreten. Ich merkte schnell, daß sie den Plan hatte mich mit ihrem Vetter zu verheirathen. Vielleicht hat sie ihn noch nicht aufgegeben, obgleich sie klug genug ist, ihn nicht mehr zu erwähnen. Ich denke zu gut von dem Mann, um zu glauben, daß er eine Heirath aus kalter Ueberlegung, aus Berechnung schließen würde, zu gering von mir, als daß er mich lieben könnte. Die momentane Spielerei eines träumenden jungen Mädchenherzens ist längst vorüber. Ich glaube, ich werde mich niemals verheirathen, aber das weiß ich, daß ich im Augenblick mehr als je außer Stande bin, Ihnen zu beantworten, was Liebe ist.“

Sie hatte schlicht und aufrichtig gesprochen und mit einem Lächeln geschlossen. Meinard stand im Fenster und sah sinnend in den Garten. Das Laub fing an sich zu lichten und er konnte das Bänkchen sehen, auf dem ihm Constantin damals seine Eröffnungen gemacht hatte. Er erwiederte nichts auf Lucien's Worte, aber sie beschäftigten ihn eigenthümlich. Lucie trat heran, sie hatte seine Blicke verfolgt und legte ihm die Hand auf die Schulter.

„Ja, da war es“, sagte sie. „Der Zufall jenes Abends hätte möglicherweise über mein Leben entscheiden können. Ich habe oft daran gedacht. Ich hätte dem Manne damals ohne Ueberlegung meine Hand

Digitized by Google

gereicht. Wäre ich glücklich geworden an seiner Seite? Ich wage nicht es zu glauben, noch zu bestreiten."

„Sie wären es!" rief Meinard. „Constantin ist ein Mann in der vollsten und edelsten Bedeutung des Wortes. Er verdient Ihre Liebe."

„Wie oft soll ich Ihnen denn wiederholen, daß ich ihn nicht liebe!" sagte Lucie. „Wenn Ihr Männer Euch einmal etwas in den Kopf gesetzt habt, seid Ihr nicht abzubringen. Und ich fürchte, Sie sind gar nicht selbst auf den Gedanken gekommen, sondern eine Indiscretion Angelikas steckt dahinter. Richtig, jetzt wird es mir klar, und deshalb haben Sie uns auch unnützer Weise eine ganze Zeit schmählich vernachlässigt. Ja, aber, um Alles in der Welt, mußte es Ihnen denn nicht gleichgiltig sein, ob ich Constantin liebte, oder nicht? Konnten Sie es denn übel nehmen, daß ich Ihnen das nicht ungefragt anvertraute, was ich mir doch selbst kaum eingestand? Nun aber lassen Sie nicht wieder durch Angelikas Plaudern etwas zwischen unser Vertrauen kommen und vergessen Sie auch meine ungezogene Verstimmung von vorhin."

Sie reichte ihm unbefangen herzlich die Hand, aber der junge Mann zögerte dieselbe zu ergreifen. Erstaunt sah ihn Lucie an. Sie sah es wohl, daß es nicht Unfreundlichkeit war, oder noch Verstimmung, sondern daß er etwas Anderes auf dem Herzen hätte, wofür er nur den Ausdruck nicht zu finden vermochte. Sie sann und kam zuletzt auf ganz Verkehrtes. „Lieber Freund", fing sie an, „ich sehe wol, daß Sie eigentlich mit der Absicht kamen, Abschied zu nehmen. Es treibt Sie hinaus zum blutigen Ehrenfelde unseres Heeres. Folgen Sie denn Ihrer Empfindung, sie ist die natürliche und edle."

Meinard wandte sich als schrecke er auf aus tiefem Sinnen. Er ergriff hastig den Gedanken und spann ihn aus zu festem Entschluß. Noch an demselben Tage wollte er fort, damit aber auch seine hiesige Stellung ganz aufgeben. „Ein Badearzt", sagte er, „verflacht so leicht unter seinen Halbkranken und wird einseitig, ohne die Tüchtigkeit anderer Specialisten zu gewinnen. Wenn der Krieg vorbei, und ich sein Ende erlebe, will ich einige Jahre reisen zu wissenschaftlichen Studien und mich dann an einer Universität zu habilitiren suchen."

„Das wird ja ein Abschied für's Leben!" sagte Lucie, aber ganz heiter. „Wer weiß, wo Sie mich dann finden, oder nicht finden. Ich will auch reisen, sobald wir wieder Frieden haben. Zunächst nach Rom, wo meine Eltern sich kennen lernten, dann in den Orient. Man sagt mir, daß ich reich bin. Nun, so will ich wenigstens den Vortheil daraus ziehen, die Welt kennen zu lernen und mir Erinnerungen sammeln für spätere Jahre."

Meinard lachte. „Ist es nicht wunderbar", sagte er, „daß wir im Augenblick, in dem wir zum ersten Mal uns einer „deutschen Heimat" bewußt werden, Pläne machen, sie zu verlassen, daß man überhaupt in Tagen, wie die jetzigen, Pläne auf die Zukunft macht, während es natürlicher wäre, nur an das Nächste zu denken?"

Digitized by Google

„Sie haben Recht!“ sagte Lucie, die sich wieder gesetzt hatte, „und es kommt mir auch wieder vor, als seien alle diese Pläne nur aufgeworfen, um Worte darüber zu machen.“ Sie erschrak selbst, als sie Das ausgesprochen hatte, aber Meinard trat heran.

„Ja Lucie“, sagte er, „lassen Sie uns an das Nächste denken und an die nächste Stunde. Was wir da eben planten, ist so gar nicht deutsch und deshalb in diesem Augenblick gewiß doppelt falsch. Sie wollen sich nicht verheirathen, wollen reisen, wollen sich also nach allen Richtungen heimatlos machen. Fast habe ich Dasselbe ausgesprochen. Wenn aber dieser große opferschwere Krieg glorreich für Deutschland sich mit dem Frieden krönte, wäre es dann nicht die Aufgabe, rein und fest das deutsche Haus wieder herzustellen, das der verderbliche Einfluß französischer Unsitte zu zerstören drohte? Ich habe immer die Nothwendigkeit dieses gewaltigsten Kampfes in der Völkerentwickelung auch darin erkannt, daß wir Deutschen endlich einmal frei werden sollen von Nachäffung ausländischer Aeußerlichkeit.“

„Ach, Sie wollen gegen Chignon und Crinoline zu Felde ziehen!“ rief Lucie.

„Nein“, sagte Meinard. „Das ist das Gleichgiltige. Ich will nur die einfache, schlichte, deutsche Familie wieder in ihr Recht einsetzen, die Wurzel unseres echten, germanischen Wesens. Daran muß jeder bauen und die Frauen zumeist. Wenn uns das Blut unserer Brüder als Siegespreis errang, daß wir wieder deutsch werden im vollen, edelsten Sinne des Wortes, im großen Allgemeinen und im engen Heim, so ist es nicht vergebens vergossen; aber an diesem Bau müssen wir Alle redlich und mit allen Kräften mitarbeiten, und in diesem Sinne ziehe ich aus als Mitkämpfer des großen Kampfes, der nicht allein nur Waffenkampf ist und sich nur zum Theil auf dem Felde der Schlacht vollendet. Was kann dem heimkehrenden Krieger die prunkendste Ehrenpforte sein gegen den Moment, in dem er leise die Thür seines Hauses öffnet, dessen Heiligthum er vertheidigte und das sein Weib ihm bewahrte; das glänzendste Siegesfest gegen den Gruß, dessen Jubelruf Freudenthränen ersticken, gegen das bescheidene Mahl, bereitet an der Flamme des eigenen Herdes? Ganz Deutschland ist ein Krieger geworden, einig hinausgezogen auf Feindeserde, hat geblutet aus tausend Wunden und gesiegt in Todesdrang und Entbehrungen. Wenn er heimkehrt, soll Deutschland ihn empfangen wie der eigene Herd, schlicht, demüthig, rein und deutsch.“

Lucie sah vor sich hin und scheute sich nicht der Thränen, die über ihre Wangen fielen. Meinard ergriff ihre Hand und lange saßen sie still neben einander. Sie fühlten es wohl, daß ihnen das Herz aufgegangen war und daß der gottgesegnete Hauch, der das Haus baut, leise durch diese Stunde wehte. Es war gekommen, was sie nicht suchten, und was doch keines Wortes mehr bedurfte, um klar zu werden.

„Ist's denn wahr, Lucie?“ flüsterte Meinard, „kann ich's denn glauben?“

Digitized by Google

Sie lehnte leise, wie gebeugt unter einer heiligen Macht, den Kopf an seine Schulter und weinte selig vor sich hin.

Angelika's laute Stimme im Vorzimmer schreckte sie auf. Die kleine Frau riß die Thür auf, aber dabei polterte ihr ein Chaos von Binden, Betttüchern, Kissen von den Armen auf den Boden. „Hier stecken Sie, Doctor", rief sie, „und ich suche Sie seit zwei Stunden wie eine Stecknadel. Wir bekommen Verwundete, mehrere Hundert und die verschiedenen Lazarethe schlagen sich darum. Was für Noth habe ich gehabt, meine Betten alle voll zu bekommen. Aber ich habe mich nicht abweisen lassen. Ich habe mir hübsche ausgesucht und auch sechs Turcos. Nun aber geht Ihr Geschäft an, denn daß Sie mein Lazareth übernehmen, versteht sich von selbst. Ich habe gleich gesagt, Sie hätten es mir seit Wochen versprochen, fest und feierlich."

Lucie faßte sich mit Mühe, und Meinard blieb an ihrer Seite stehen ohne ein Wort zu erwiedern. Angelika, immer beschäftigt die zu Boden gestürzten Packete wieder aufzusammeln, sah sie verwundert an. „Ja, was ist Euch denn?" rief sie. „Habt Ihr Euch gezankt, Kinder, oder ist ein Unglück passirt? Sprecht um's Himmelswillen, denn wir haben keine Zeit Heimlichkeiten zu errathen."

Lucie eilte auf sie zu, wollte reden und konnte doch kein Wort finden. „Ach, Angelika!" flüsterte sie, und fiel der Freundin um den Hals. Angelika sah sie an, sah dann auf den Arzt und ehe Dieser den Mund öffnen konnte, rief sie schon: „Herr Gott, Ihr habt Euch verlobt! Aber um Alles in der Welt, wie seid Ihr denn darauf gekommen?" Ganz erschöpft von der Entdeckung sank sie in einen Stuhl. Und nun liebkoste sie Lucie unter einem Strom von Thränen und lachte dann wieder und sagte: „Nun, Ihr Beide, wenn Ihr Euch zankt, bei mir sollt Ihr Euch nicht beklagen. Ihr habt ja schon vorher nichts Anderes gethan und ich möchte wetten Eure Verlobung hat auch mit einem Zank angefangen." Dann reichte sie wieder Meinard die Hand und wäre ihm beinahe um den Hals gefallen, schalt aber dazwischen und rief: „Ihr zerstört mir meine liebsten Pläne. Sie sollten sie gar nicht haben, Doctor. Ist das freundschaftlich, sie so dem Freunde hinter dem Rücken fortzunehmen? Aber lassen Sie's gut sein, ich gönne sie Ihnen und Constantin ist's ganz gesund. Sie sind doch eigentlich ein guter Mensch, das habe ich im höchsten Zorn noch gesagt, aber ändern müssen Sie sich gewaltig."

Meinard wurde ganz ausgelassen und versprach Besserung in jeder Hinsicht.

„Und nun", sagte Angelika, „gleich an den Vormund geschrieben, ich lege auch meine Meinung in meinen beliebten Krähenfüßen bei. Die Hochzeit ist hier bei uns und das sobald als möglich. Jetzt ist keine Zeit zu langem Brautstand, denn wer weiß, was die nächste Stunde bringt. Wohnungen giebt's jetzt die Hülle und Fülle und die Ausstattung haben wir in acht Tagen zusammen."

Sie entwarf sofort ihre Disposition und entwickelte sie in einem

Digitized by Google

Strom von Worten, so sehr auch Lucie versuchte ihn zu hemmen. Meinard kam ihr zu Hülfe. „Und Ihre Turcos, gnädige Frau?“ sagte er.

„Herr Gott! Sie haben Recht!“ rief Angelika. „Wenn ich nicht da bin, nehmen sie sie mir alle wieder fort. Kommen Sie, Doctor, wir haben keine Zeit mehr zu verlieren. Dabei packte sie ihm ihre Packete auf, nahm ihn unter den Arm und stürmte mit ihm fort.

Lucie stand wie im Traume. Sie konnte es noch nicht fassen, was in der letzten Stunde über sie gekommen war, wie der Schleier sich löste von der Empfindung für den Mann, die längst geschlummert, der sie so verschiedene Deutungen gegeben hatte. Und nun hatte Angelika's etwas gewaltsame Manier Alles so prosaisch practisch mitten in das helle Tageslicht gestellt. Lucie erschien das wie eine Entweihung und doch war ihr die Freundschaft dieser Frau gerade in diesem Augenblick so nothwendig. Die ganze Schwere der Entscheidung über ihre Zukunft, über ihr Geschick, die sie scheinbar so übereilt getroffen hatte, fiel ihr auf's Herz und doch kam kein Zweifel, nur ein Zagen ihrer eigenen Kraft gegenüber. „Werde ich ihn glücklich machen können?“ fragte sie sich immer wieder. Aber sie selbst fühlte sich auf einmal so reich, so überfließend beglückt, daß auch dieser Zweifel schwand. Sie versuchte es, dem Vormund zu schreiben, aber es wollte ihr nicht gelingen. Den ersten Brief zerriß sie, weil er ihr zu überschwänglich erschien, den zweiten, weil er ihr zu kalt vorkam, alle Anläufe ungerechnet, mit denen sie nicht über die erste Zeile fortkam. So verging der Vormittag. Sie wartete ungeduldig auf Meinard, sehnte sich sogar nach Angelika und fuhr doch zusammen, wenn sie einen Wagen heranrollen, oder die Thür öffnen hörte. Endlich kamen die Beiden zurück, Lucie eilte ihnen entgegen, fuhr aber zurück, als ihr Angelika mit Thränen in den Augen, Meinard sichtlich bestürzt entgegentraten.

„Constantin ist gefallen!“ rief Angelika unter Schluchzen, „ein Verwundeter seines Regiments hat es uns erzählt und Andere bestätigen es.“

Lucie erbleichte. Meinard sah sie mit schmerzlichem, prüfendem Blick an. Es war nur ein Moment. Lucie warf sich an seine Brust. „Trauer, schmerzlichste Trauer in die Stunden so höchsten Glücks hinein!“ sagte er.

„Laß mich mit Dir weinen um Deinen Freund!“ flüsterte Lucie.

Meinard schloß sie fest an sein Herz. Und nun erzählte er von ihm und konnte nicht aufhören ihn zu preisen. Angelika schluchzte laut, aber sie warf doch dazwischen: „Ihm ist wohl, er hatte sein Leben verpfuscht und wäre nie wieder auf einen grünen Zweig gekommen.“

Meinard stritt heftig dagegen. „Vor ihm lag noch ein reiches Leben“, sagte er, „ob er selbst auch meinte fertig zu sein mit demselben. Schon hatte der mächtige Ruf des Vaterlandes ihn wieder zur Thatkraft geweckt und aus der Asche der gescheiterten Jünglingshoffnungen flammte der gestählte Mannesmuth auf. Was hätte er dem Vaterlande nicht werden können!“

Digitized by Google

So liebenswerth war Meinard Lucie nie erschienen als in dieser warmen Freundschaftsbegeisterung.

X.

Constantin lag tagelang still und theilnahmlos auf seinem Lager. Das Fieber war heftig und der Arzt hatte dem Kranken sowol als den Pflegern zur besondern Pflicht gemacht, kein Wort zu sprechen. Schwester Clara theilte ihre Pflege zwischen ihm und den anderen Verwundeten, aber sie wußte es so einzurichten, daß Constantin kaum auf sie aufmerksam werden konnte. Sie war eigentlich nur bei ihm, wenn er schlief, oder im Halbdunkel, und hatte es dann übernommen, die Nacht über an seinem Lager zu wachen. Der Arzt hatte ihr bald überlassen, die Pflege nach ihrer eigenen Einsicht zu ordnen und zu üben Kaum zehn Worte hatte sie mit diesem gewechselt; es war ja eben nicht Ort noch Zeit, über Anderes zu reden, als über das Nächste und die gemeinsame Aufgabe. Nothdürftig hatte man zusammengebracht, was für die Leidenden das Unentbehrlichste war. Im Uebrigen war der Ort tief einsam, abgeschlossen, wie vergessen von dem Leben der Welt, dessen Sturm noch brauste in nächster Nähe.

Clara hatte nicht Zeit, über sich und ihre eigenen Empfindungen nachzudenken. Das Wachen forderte alle ihre Kräfte und wenn sie einmal auf kurze Zeit das Auge schloß, legte sich der bleierne Schlaf der Erschöpfung so schwer über ihre Gedanken, daß kein Hinträumen ihn störte. Der Arzt war zufrieden mit Constantin's Zustand und eine Besorgniß nach der andern schwand. Er brauchte auch Das Schwester Clara nicht zu sagen, ja ihre kurzen Mittheilungen über den Zustand des Kranken waren es besonders, auf die er seine erst so geringe Zuversicht auf Wiedergenesung baute. Constantin fühlte selbst, wie der Schleier der Fieberphantasien, der über seinen Gedanken und Sinnen gelegen hatte, sich mehr und mehr hob, und da ihm das Wort noch immer verboten war, träumte er still vor sich hin; aber der Funke des Lebens und der Lebenshoffnung glimmte wieder auf in der Brust. Er überdachte die letzten Monate und alle ihre Erlebnisse. Wie eine Wiedergeburt erschienen sie ihm. Plötzlich wieder in den Kreis der gewohnten männlichen Thätigkeit gezogen, umweht von der Luft des Krieges, von dem Rausch der Siege, war er auf's Neue jung geworden in der lustigen Kameradschaft, aus der ihn nun so plötzlich die feindliche Kugel gerissen hatte. Aber des Sieges seiner Kameraden war er doch noch im eigenen Zusammenbrechen bewußt geworden, und er freute sich des leise wieder aufflackernden Lebens, das neuen Reiz für ihn gewonnen hatte. Er dachte an die Freunde, an Meinard, Angelika und Lucie, und hätte ihnen gern ein Zeichen des Andenkens, eine Nachricht gegeben, aber noch erlaubte ihm das sein Zustand nicht. Er flüsterte dem Arzt diesen Wunsch zu und dieser zeigte auf Schwester Clara, die abgewandt im Fenster stand. Der Arzt brachte Postkarte und Bleifeder, so gut er sie hatte, Clara setzte sich gegen das schon matter werdende Tageslicht, denn dunkle

Digitized by Google

Regenwolken zogen über den Himmel und der Abend brach an. Der Arzt war gegangen, nachdem er befohlen, es bei wenig Worten bewenden zu lassen. Still war es im Zimmerchen, daß man den Hauch hätte hören können, und Constantin flüsterte dictirend:

„Ich lebe. Aber mein Herzschlag war an seiner Grenze angekommen. Ich habe tagelang den Tod durchempfunden und fange jetzt an, an das Leben zu denken. Dir, Angelika und Lucie, Euch Einzigen, die Ihr Theil nehmt, daß ich lebe, den ersten Morgengruß des erwachenden Daseins! Du hattest Recht: Man ist nicht todt, so lange man athmet, und innen glimmen die Funken unter der Asche!

Constantin."

Er sank erschöpft zurück und schloß die Augen. Schwester Clara's Hand hatte gebebt, als sie schrieb, aber die Züge waren fest und klar.

„Die Adresse!" flüsterte Constantin. „Ich weiß sie!" antwortete Clara, fügte schnell Meinard's Namen hinzu und ging leise zur Thür hinaus, die Karte abzugeben. Constantin sah ihr erstaunt nach. Sie wußte die Adresse, die er ihr nicht genannt hatte. Zum ersten Mal wurde er aufmerksam auf die Pflegerin, die er bis dahin kaum beachtet hatte. Sie kam lange nicht wieder und als sie eintrat war es finster geworden. „Woher wußten Sie, an wen ich meine Zeilen richten wollte?" fragte er lauter, als er bis dahin gesprochen hatte.

„Still!" sagte Clara. „Sie haben schon zu viel gesprochen." Sie setzte sich tief in das Dunkel an den gewohnten Platz, an dem sie die Nächte zuzubringen pflegte. Kein Wort wurde mehr gewechselt. Clara fühlte, daß sie alle ihre Kraft hatte zusammennehmen müssen, um die wenigen Reihen zu schreiben. An Lucie der erste Gruß des neuen Lebens! Sie wußte es ja, sie glaubte sich dessen zu freuen, aber als sie es schreiben mußte, die Worte von seinen Lippen gesprochen, wollte es ihr das Herz brechen. „Es glimmen die Funken unter der Asche!" So hatte er seinen Gruß geschlossen. Die Worte flogen Clara beständig durch die Gedanken.

Waren auch in ihrer Brust die Funken noch nicht erloschen? glühte noch etwas wie die alte Liebe? tönte ein Klang der Vergangenheit hinüber in ihre jetzigen Tage? Man darf sich nicht täuschen. Wandeln kann die Zeit, was einmal tief Wurzel schlug in unserm Herzen, Liebe in Groll, vielleicht in Haß; verwischen kann sie nichts und jene Empfindungen, in anderm Licht betrachtet und in anderer Erkenntniß, bleiben doch in gewisser Beziehung dieselben. Man überwindet nie ganz. Clara lauschte den Athemzügen des Kranken. Sie hatte ihn einst geliebt mit der ganzen Hingebung eines jungen Herzens, sie grollte ihm nicht; aber gleichgiltig war er ihr auch nicht geworden. Keine Hoffnung, keinen Wunsch knüpfte sie mehr an die Empfindung, weil sie meinte, für sich selbst nichts mehr zu hoffen, zu wünschen; aber Das fühlte sie, ihren letzten Blutstropfen würde sie für ihn hingeben, sein Leben, und wie gern, erkaufen mit dem ihrigen. Sie versuchte es, für ihn zu beten, nicht allein daß er lebe, auch daß er glücklich würde; aber die Gedanken ver-

Digitized by Google

mischten Vergangenheit und Gegenwart und scheuten vor dem Klarmachen der Zukunft zurück. Zum ersten Mal fühlte sie sich müde werden, nicht von der körperlichen Anstrengung ihres schweren Berufs, nein, vom Denken, vom Beherrschen und Besänftigen des Empfindens. Sie lehnte das schwere Haupt gegen die Wand, der kühle Stein that ihrer heißen Stirn wohl, sie schloß die Augen und schlief ein.

Constantin schlief nicht. Die behaglichen Schauer der Genesung, das Gefühl des wiedergeschenkten Lebens brachten freundliche Bilder vor seine Seele. Er versuchte es nicht, sich ihrer zu erwehren. In eine Laufbahn war er wieder eingetreten, die ihm zusagte, in der er auf's Neue Kraft und Befähigung bethätigt hatte; Kameradschaft, fast konnte er sagen Freundschaft, hatte er von vielen Seiten gewonnen, die Wurzel einer neuen Stellung in der Gesellschaft geschlagen. Er dachte auch an Lucie, aber er mußte lächeln bei dem Gedanken. Er dachte an die Vergangenheit — und schob die Gedanken zurück.

So dämmerte der Tag heran. Licht und freundlich brach er herein nach den stürmischen Regentagen der vergangenen Woche. Leise, allmählich erhellte sich das kleine Gemach. Constantin war erstaunt, die Pflegerin nicht an seiner Seite zu sehen und richtete sich auf, mühsam, allein, aber die Kraft fing an ihm zurückzukehren. Als er den Kopf wandte — sah er die Pflegerin. Der erste Schein des Tages fiel auf ihre Züge. Constantin fuhr zusammen. War es ein Traum? Bleich, verändert zwar, aber friedlich trat ihm das Bild vergangener Tage entgegen. Er glaubte sich zu täuschen, es konnte ja nicht sein. Aber je heller es wurde, je mehr das Auge sich anstrengte, desto mehr schwanden die Zweifel — es war Cornelia. Kaum hielt er den Ausruf zurück und schon hatte eine schnelle Bewegung sie geweckt. Sie sah erschreckt, daß der Schlaf sie übermannt hatte, daß es heller Tag war. Sie stand auf und ihr Auge fiel auf den Kranken.

„Cornelia!" rief Constantin, „Du hier? Du meine Pflegerin?"

Schwester Clara hatte sich schnell gefaßt, ruhig hielt sie den Blick aus und war leise herangetreten. „Sprechen Sie nicht, Constantin", sagte sie mild, „und zerstören Sie nicht das Werk der Genesung durch voreilige Aufregung. Nehmen Sie es als eine freundliche Fügung des Geschicks, daß mein Beruf gerade mich an Ihr Schmerzenslager führte. Aber nennen Sie nicht wieder jenen Namen, der mir nicht mehr gehört. Wir wollen Vergangenes vergangen sein lassen und uns freuen des neuen Tages und des neuen Lebens." Ruhig schritt sie zur Thür hinaus.

Am andern Tag rief der Arzt Clara bei Seite. „Ich kann mir nicht erklären, Schwester", sagte er, „welch' eigenthümlicher Umschwung in dem Befinden unseres Kranken eingetreten ist, der den normalen Fortschritt der Genesung unterbricht. Fast sollte man denken, daß eine Gemüthsbewegung der Grund ist und doch konnte in unserer Abgeschlossenheit nichts zu dem Kranken herantreten und diese günstige Vermeidung aller Eindrücke von außen war es doch besonders, wegen der ich

mich seiner Evacuirung noch immer widersetzte, da man sie immerhin schon hätte wagen können. Noch ist er aber nicht gekräftigt genug, beunruhigende Gemüthsbewegungen ertragen zu können und jeder Rückfall in das kaum bekämpfte Fieber würde mich wieder für das Leben besorgt machen."

Schwester Clara schwieg eine Weile, dann sagte sie ganz ruhig: „Ueberlassen Sie mir das, Herr Doctor, wie Sie mir die leibliche Pflege so rückhaltlos anvertraut haben. Ich hoffe, mit Gottes Hülfe, auch hier den rechten Weg zu finden."

Der Arzt sah sie erstaunt an, aber er hatte nicht Zeit, über Dinge zu grübeln, die nicht unmittelbar zu seiner Aufgabe gehörten. „Ich verlasse mich auf Sie, Schwester", sagte er, „und heiße Alles gut, was Sie anordnen."

Clara überlegte. Der Grundzug ihres Wesens war so wahr, daß sie auch nicht der geringsten Entstellung fähig gewesen wäre. Wenn sie überhaupt sich entschloß, eine Erklärung über sich zu geben, konnte sie das nur in voller Offenheit thun, und sie fühlte, daß das Constantin gegenüber nothwendig war, wollte man ihn nicht peinigenden Grübeleien, aufregendem Nachsinnen überlassen. Schnell war ihr Entschluß gefaßt. Sie trat in das Zimmerchen und der erste Blick mußte sie überzeugen, daß der Arzt Recht gehabt hatte. Ueber Constantin's bleiche Wangen hatte sich Fieberröthe gezogen, das Auge glänzte unsicher und der Athem flog.

Clara legte leise die Hand auf die heiße Stirn, beugte sich nieder und flüsterte: „Versprechen Sie mir, ruhig zu sein, Constantin. Sie haben das Recht, ein aufklärendes Wort von mir zu verlangen, ich verspreche, es Ihnen zu geben, Ihnen, dem einzigen Menschen auf der Welt, dem ich es schulde. Aber ich fordere dagegen ihre ganze Willenskraft, Erregungen zu bezwingen, die Ihnen trübe Erinnerungen, die ich berühren muß, vielleicht zurückrufen."

Constantin sah sie lange an, als wolle er in den veränderten Zügen das Bild wiederfinden, dem er einst sein ganzes Vertrauen schenkte. Leise nickte er mit dem Kopf und ein hastiger Händedruck gab das Versprechen, das sie verlangte.

Es war ein prächtiger Spätsommertag, durch den Herbstahnung milde wehte. Schwester Clara hatte mit dem Arzt verabredet, daß man Constantin in der Mittagsstunde zum ersten Mal an die Luft bringen wolle Sie hatte dazu selbst einen Platz ausgesucht und hergerichtet im Gärtchen hinter dem Hause. Da war freilich Alles vernachlässigt seit Wochen, zertreten, zerstampft. Die Weinranken hingen wild und ungebunden an der Mauer, das Unkraut war aufgeschossen auf den Beeten; aber als trotzten sie der Verheerung hing hier und da eine Traube, die dem Herbst entgegenreifte, und manch' Blümchen schoß heiter auf und behauptete sein Recht an dem zugewiesenen Platz mit Blühen und Farbenglanz. Clara hatte, so gut es ging, ein Lager hergerichtet, auf dem der Kranke halb sitzend, halb liegend, geschützt vor Zugluft durch die Mauer, vor Sonnenlicht durch den Schatten eines Apfelbaums,

Digitized by Google

ruhen konnte. Man hatte ihn hinausgetragen und so athmete er wieder die frische Luft, die lange entbehrte. Sie machte ihn müde und er schloß die Augen. Clara schlich sich leise fort und mit größter Anstrengung brachte sie das Krankenzimmerchen in Ordnung. Alles ging ihr leicht von der Hand, weil sie nichts unnütz that, gleich das Richtige ergriff und keine Sache zurückthun mußte. Der Arzt trat ein, als sie eben fertig war Erschöpft durch ununterbrochene Anstrengung setzte er sich nieder und freute sich der Ordnung, der zweckmäßigen Aufstellung, der frischen Luft und der Sauberkeit des eigentlich ungünstigen Raums.

„Schwester", sagte er, „wir arbeiten nun seit Wochen hier zusammen und ich muß, neben der körperlichen Kraft und Ausdauer, die Sie Ihrem Werke der Barmherzigkeit widmen, ganz besonders bewundern, mit welchem Tact Sie Alles so zu ordnen wissen, wie es den Kranken gerade zuträglich ist, noch dazu hier, wo es uns meist an dem Nothwendigsten fehlt"

Clara lächelte. „Man muß sich eben nicht aufhalten mit Klagen um das, was nicht erlangt werden kann, man darf sich das nicht als unentbehrlich hinstellen und man muß suchen das auszunutzen, was erreichbar ist. Nun aber, Herr Doctor, beantworten Sie mir eine Frage. Sie hatten richtig geschlossen, Gemüthsbewegungen waren die Ursache des Umschwungs in der Genesung unseres Kranken, aber die Besorgniß, mit der Sie diesen Umschwung wahrnahmen, hat sich, Gott sei Dank, nicht erfüllt, vielmehr hat sich ein Fortschritt in der Genesung gezeigt, eine Kräftigung, wie wir sie kaum erhoffen konnten. Wir horchen nicht mehr ängstlich nur auf den Athem, beobachten nicht ausschließlich den Pulsschlag, auch Denken und Empfinden belebt sich wieder und wir müssen es in den Kreis unserer Beobachtung ziehen. Halten Sie es danach für gefährlich oder möglicherweise für heilsam, den Kranken über Zweifel, die ihn im Augenblick noch beunruhigen, Zweifel, die in die Vergangenheit zurückgreifen und einst seinem Leben eine andere, eine schmerzlichere Wendung gaben, Aufklärungen zu machen, die zwar Räthsel lösen, aber ohne Erregungen nicht empfangen werden können?"

Der Arzt sah vor sich hin. „Liebes Kind", sagte er, „die Frage kann nur der Erfolg beantworten. Wenn ich Sie recht verstehe, überlegen Sie, ob beunruhigende Zweifel nachtheiliger sind für den Kranken, als eine schmerzliche Gewißheit. Um eine bestimmte Meinung auszusprechen, müßte ich den Charakter des Patienten genauer kennen. Das scheint bei Ihnen der Fall zu sein. Entscheiden Sie also selbst. Ich kann Ihnen das um so ruhiger überlassen, als Sie mir mehr als einmal den Beweis gaben, daß Sie in der Behandlung der Kranken immer den richtigen Weg finden."

Der Arzt ging. „Ich muß den Kranken evacuiren und das so bald als möglich", sagte er vor sich hin. „Die Pflege könnte doch auf die Länge nicht gut thun."

Er setzte sich an den Tisch und schrieb eine Verfügung, die an die nächste Behörde abgeschickt wurde.

Digitized by Google

Clara hatte keine Entscheidung bekommen, die Verantwortung blieb ihr allein, aber ihr Entschluß stand fest. Sie trat in den Garten und fand Constantin erwacht von dem leisen Schlummer der Ermattung nach einer ersten Anstrengung. Clara setzte sich auf einen Stein zur Seite seines Lagers und nahm die bleiche, abgemagerte Hand zwischen ihre beiden. „Constantin", fing sie an, „ich mahne Sie an Ihr Versprechen. Wollen Sie mich ruhig anhören, ruhig nicht allein in der äußern Form, sondern mit der männlichen Willenskraft, die die Erregung zwingt?"

Constantin nickte ihr freundlich zu. „Gut", sagte das Mädchen, „hören Sie mich an, als erzählte ich von einem Dritten, einem Freunde, und das ist auch richtig. In den Tagen, zu denen ich zurückgreife, waren wir Andere als jetzt und ich erzähle Ihnen wirklich das Märchen vom knospenden Lenz im starren Winter. Wir trennten uns damals mit allem blühenden Glück im Herzen, mit Vertrauen, mit Hoffnungen. Mir wurden sie schneller, rücksichtsloser gebrochen als Ihnen. Kaum waren Sie fort, als mein Vater mir eröffnete, daß sein Vermögen vernichtet sei, daß er unbefugt und unüberlegt sogar in den Credit seiner Regierung gegriffen hätte, daß ihn Schande und Strafe erwarte. Nur meine Verbindung mit Ihrem Oheim, der mit seinem Reichthum einträte, könne ihn retten."

Eine plötzliche Röthe flog über Constantin's Gesicht, er hob den Kopf, aber Schwester Clara legte ihm leise die Hand auf die Stirn. „Vergessen Sie nicht, was Sie versprochen", sagte sie, „und brechen Sie nicht den Stab über den alten, unglücklichen Mann. Wie der Gemsjäger, getrieben von der Leidenschaft des Waidwerks, der Gefahr nicht achtet und sein Leben tausendmal einsetzt um nichtigen Preis, so stürmte Jener, nichts achtend, nichts sehend, weiter, in der Sucht des äußern Glanzes, der vornehmen Repräsentation, die sein Element, seine Lebensluft war und merkte es nicht, daß es ihn immer weiter riß an den Abgrund, von dem kein Pfad ihn zurückführte auf die geebnete Straße. Als ihm plötzlich die Augen aufgingen ergriff ihn der Schwindel und er dachte nur an Rettung. Es waren entsetzliche Tage, in denen mir das geheiligte Bild des Vaters verzerrt, getrübt, fast vernichtet wurde. Wie hat die kindliche Liebe gerungen, gekämpft, um sich selbst nicht zu verlieren; aber sie siegte, wenn ich auch nicht eine Secunde darüber in Zweifel war, welchen Entschluß ich zu fassen hätte. Das Vermögen meiner Mutter, meinen Schmuck, alle kleinen Kunstschätze, mit denen ich mich umgeben hatte, gab ich hin, und wie leicht; war das doch werthlos geworden. Wir gingen in die Schweiz. Ich versuchte mir zu verdienen, was der Tag bedurfte. Ich malte, stickte, gab Unterricht. Ach, es reichte kaum für das Nothwendigste, und mein armer Vater merkte nicht einmal, wie schwer es verdient war. Fast kindisch geworden, fragte er niemals, woher ich die Mittel nähme, seinen Tisch zu decken. Er nahm so wenig, aber er brauchte noch immer den Schein der eleganten, vornehmen Tafel, den Aufputz, den er freilich niemals berührte. Meinen entschiedenen Entschluß, meine Hand nicht zum Opfer zu bringen, ehrte

Digitized by Google

er zwar und warf es mir auch niemals vor, daß ich ihm in dieser Beziehung ungehorsam war, aber er verlangte auch, daß ich wenigstens alle Verbindung mit Dir abbräche. Ich hätte das ohnehin gethan. Damals hätte ich ein Geständniß nicht machen können, das den guten Namen meines Vaters Preis gab, hätte Dein Schicksal nicht mit dem einer — entehrten Familie verknüpft. Ich schwieg, das war nicht recht. Ich hoffte, Du würdest mich finden, mir vertrauen. Das war Thorheit. Ich habe gekrankt an der bittern Empfindung, daß auch Du Dich von uns gewandt hättest, wie alle Welt; ich habe Dir gezürnt, Dein Andenken aus dem Herzen zu reißen versucht. Vergieb mir das. Mein Vater starb plötzlich, ohne Krankheit und ich habe ihn beweint, denn ich habe ihn geliebt bis an's Ende und ich danke Gott für die Gnade, daß ich das konnte. Für ihn hatte ich arbeiten können, um den Schein eines Wohlstandes aufrecht zu erhalten, der längst nicht mehr da war, aber dieser Schein, früher gleichgiltig, war mir dadurch unerträglich geworden. Ich warf ihn von mir mit dem Namen, der mir eine Last geworden war. Ich mußte abschließen mit der Vergangenheit und auch mit der Erinnerung an Dich. Du siehst, welchen Weg ich einschlug, und es war der richtige. Jetzt ist Frieden in meinem Herzen und Befriedigung. Glaube mir das und rühre nicht daran. Ich habe Dir wirklich die Geschichte einer Andern erzählt, Schwester Clara hat von jener Cornelia berichtet, die Du einst kanntest, vielleicht liebtest. Beweine sie nicht, wie ich sie nie beweint habe. Ich bin zu Ende. Dir gehört noch das Leben und Du wirst noch glücklich werden, wie ich es bin auf meine Weise."

Sie schwieg. Was hätte sie noch hinzufügen sollen? Auch Constantin fand kein Wort für seine Empfindung, aber sein Auge, seine ganze Seele hing an dem Mädchen, das gesenkten Blickes ruhig neben ihm saß. Die früheren, theuren Züge traten wieder hervor, als fiele ein Schleier der Erinnerung nach dem andern, als bräche jede Scheidewand, die ihn mit bitterm Groll von der einst so Geliebten geschieden hatte. Er streckte die schmale, bleiche Hand aus und flüsterte: „Ich danke Dir! Du hast mir das Zutrauen zur Menschheit wieder gegeben. Ich weiß jetzt, daß ich nicht allein athme; weiß, daß ich wieder leben kann, leben werde."

Schwester Clara stand auf. „Nichts weiter, Constantin", sagte sie. „Ich wollte die Vergangenheit nicht aufklären, um die Gegenwart zu verlieren. Geschehenes, Gelebtes ist nicht ungeschehen zu machen, nicht zurückzuleben."

Sie ging. Ueber Constantin's Züge zog ein Lächeln des Glückes, wie ein Sonnenblick, der rückleuchtend seine ganze Vergangenheit umglänzte. So vergaß er die Gegenwart, sein Siechthum, seine Schwäche. Mit der Gewohnheit früherer Kraft richtete er sich auf und versuchte einige Schritte zu gehen. In dem Augenblick trat der Arzt in das Gärtchen, erstaunt sah er den Kranken, der gerade, in Ueberschätzung seiner Kraft, vorwärts zu schreiten versuchte, aber schwankend, wie im

Schwindel, zusammenzubrechen drohte Der Arzt fing ihn in seinen Armen auf. „Welche unzeitigen Kraftversuche, Graf", sagte er, „so weit sind wir noch nicht. Wo ist Schwester Clara?"

„Schwester Clara?" fragte Constantin verwundert, dann lächelte er und strich sich mit der Hand über die Stirn. „Ach, Sie meinen Cornelien!"

„Gleichviel, wen ich meine", sagte der Arzt. „Sie müssen solche Anstrengungen noch unterwegs lassen." Dann sich anders besinnend, fuhr er fort: „Aber immerhin sehe ich, daß Sie kräftiger sind, als ich hoffte. Die Reise kann Ihnen nicht mehr schaden, weniger als hier die Luft. Der Generalarzt hält mit seinem Wagen vor der Thür, Sie können mit ihm fort, das ist das Beste."

Ehe Constantin einen Einwand machen konnte, war er in den Wagen getragen, dem ältern, sorgsamen Arzt übergeben und fuhr unter der vorsichtigen Obhut langsam dahin. Vergebens versuchte er Einspruch zu thun, Fragen an den Begleiter zu richten. Freundlich, aber ernst wurde ihm jedes Wort verboten. So, nach kaum zweistündiger Fahrt, kamen sie an die Eisenbahnstation, Constantin wurde mit aller Sorgfalt im Coupé gebettet und fort ging es, der Heimat zu.

Clara hatte indessen die Verwundeten verbunden. Die Beschäftigung war ihr wie eine Beruhigung der eigenen Aufregung. Ihre Hand zitterte nicht und als sie den letzten Verband angelegt hatte, war sie wieder vollkommen Herrin ihrer selbst. Ja, sie dachte jetzt erst wieder an Constantin und ging in das Gärtchen, um ihn nun in sein frisch gelüftetes Zimmer zurückzubringen. Die Stelle, auf der sie den Freund verlassen hatte, war leer. Sie eilte in das Zimmer und fand ihn auch dort nicht. Sie sollte nicht lange in Zweifel bleiben, der Arzt trat herein und erklärte ganz geschäftlich, daß er den Patienten so wohl gefunden hätte und eine vortreffliche Gelegenheit, ihn zu evacuiren und aus der unheilvollen Luft der Schlachtfelder zu bringen, nicht hätte vorübergehen lassen wollen.

„Er ist fort?" rief Clara heftig, fast entsetzt.

Der Arzt sah sie fragend an, aber schon war sie wieder ruhig und ganz kalt setzte sie hinzu: „Sie hatten Recht. Er kann jetzt die Reise vertragen und wird in der Heimat schneller genesen als hier."

Sie wartete keine weitere Auseinandersetzung ab und fing sofort eine Besprechung an über die anderen Verwundeten und so ruhig, daß der Arzt glaubte, sich getäuscht zu haben und nicht wagte, die Frage auszusprechen, die ihm auf den Lippen schwebte, ob die Schwester den abgereisten Patienten früher gekannt hätte.

Alles ging in gewohnter Weise weiter. Nichts verrieth an Clara, wie tief sie innerlich erschüttert war. Constantin's geschah nie wieder Erwähnung. Die ganze Begegnung mit ihm erschien Clara wie ein Traum, dessen Bilder aber nachklangen in ihren einsamen Gedanken. Was sie sich ausmalte wurde ihr mehr und mehr zur Gewißheit. Er mußte jetzt genesen sein, mußte Lucie aufgesucht haben, ein neues Leben

Digitized by Google

beginnen. Es waren ihr das freundliche Gedanken, und sie dachte nicht an sich und wurde sich keiner eignen Empfindung bewußt. Dazu ließ ihr der mühevolle Beruf auch kaum Zeit.

So verging eine Woche nach der andern. Der Tod hielt seine Nachlese in dem Krankensaal. Clara mußte manch' brechendes Auge zudrücken, manch' junges geknicktes Leben betten lassen in fremder Erde. Wenige schickte sie hinaus in die Heimat, der Hoffnung zum Leben entgegen. Es wurde leer. Da endlich kam das lange erwartete Ereigniß: die stolze Festung, um die so viel edles Blut geflossen war, fiel. Auch in das halb vergessene Haus, in dem Clara schaffte, kam die Kunde. Die letzten Kranken führte man fort. Da brach auch ihre Kraft zusammen, die sich an der anstrengenden Arbeit, durch alle Entbehrungen ihres Berufs und der Verhältnisse aufrecht gehalten hatte.

Der Arzt begleitete seine letzten Kranken in die Heimat, und er mußte auch Clara zu ihnen zählen. Krank, fast stumpf, fragte sie nichts und ließ Alles geschehen. Aber er wußte, wohin er sie zu bringen hatte. Ein Brief von einem Freund und Collegen war ihm zugekommen und hatte ihm frühere Vermuthungen bestätigt, wenn auch nicht erklärt. So ging es in die Heimat.

XI.

An dem Ort, an dem unsere Erzählung begann, führen wir den Leser in ein anmuthiges, mit aller Behaglichkeit des Reichthums, mit allem Geschmack der Bildung eingerichtes Haus. Dabei macht es doch den wohlthuenden Eindruck schlichter Bürgerlichkeit. Nur in einem Parterrezimmer, gleich an der Hausthür, sieht es bunt aus. Es ist das Arbeitszimmer des Hausherrn, und der erste Blick zeigt uns, daß wir bei einem Arzt sind. Auf den Schränken stehen allerlei anatomische Präparate, auf allen Tischen Instrumente, theils chirurgische, theils die dem Laien räthselhaften Glocken und Pumpen und Gummiballons mit Schläuchen. Ein buntes, scheinbar ungeordnetes Durcheinander herrscht in dem Zimmer. Doctor Meinard, denn wir brauchen es nicht auszusprechen, daß wir bei ihm sind, sitzt behaglich, im Hauskleide mit der glimmenden Cigarre im Munde, am Schreibtisch, als es leise an die Thür klopft. Er erräth welche Hand das Zeichen giebt, lächelt — und schreibt weiter. Ein wiederholtes stärkeres, fast ungeduldiges Klopfen, das ebenso ohne Antwort bleibt. Da öffnet sich halb die Thür, ein freundliches Gesichtchen unter einer zierlichen Morgenhaube sieht herein und eine auch uns bekannte Stimme fragt: „Darf man denn eintreten?"

Meinard lacht laut: „Weshalb solltest Du nicht in das Zimmer Deines Mannes kommen dürfen?"

„Weil man nie weiß, was hier Schreckliches vorgeht in Deiner Marterkammer!" erwiedert Lucie und steht mitten im Zimmer. „Weshalb antwortest Du eigentlich nicht auf mein Klopfen?"

„Weil ich Deine Hand erkannte und ich es Dir abgewöhnen möchte, mein Zimmer noch immer wie ein fremdes anzusehen. Wenn

Jemand hier ist und Du nicht eintreten dürftest, schöbe ich den Riegel vor."

„So", sagte Lucie, „und zog schmollend die Oberlippe in die Höhe, „Du willst mir etwas abgewöhnen? Gut wenigstens, daß Du das gerade heraussagst. Aber eine Aufrichtigkeit ist der andern werth. Ich werde anklopfen so lange Dein Freund im Hause ist, denn wenn ich Dir einmal etwas sagen möchte und ihn wie fast immer bei Dir finde, stirbt mir das Wort auf den Lippen, und so ziehe ich es vor, Dich herauszurufen."

„Hast Du mir jetzt etwas zu sagen?" fragte Meinard und schob freundlich einen Sessel heran.

„Ja!" erwiederte Lucie. „Ich möchte ein ernstes Wort mit Dir reden." Sie setzte sich aber nicht, sondern blieb vor dem Gatten stehen, und schlug die Arme über einander.

„Wie bin ich begierig!" sagte Meinard lächelnd.

„Bitte, lache nicht, Lieber!" rief Lucie. „Ich will Dir nicht verschweigen, daß Du unerträglich bist, das aber nebenbei. Gerade heraus, liebes Herz, ich bin krank; aber seit wir verheirathet sind habe ich gründliche Zweifel an Deiner Wissenschaft bekommen, und in diesem Fall bin ich überzeugt, daß Du mir nicht helfen kannst. Ich gehe aber darüber zu Grunde!" Sie hatte mit halb scherzhaft schmollendem Ton angefangen, aber gegen das Ende ihrer Worte zitterte ein so ernster Klang durch ihre Stimme, daß Meinard den Scherz verschluckte, mit dem er ihr antworten wollte, fast erschreckt seinen Sessel näher rückte und auch wirklich Thränen in den Augen der jungen Frau schimmern sah.

„Um Gottes Willen, Lucie!" rief er, „was ist Dir?"

Lucie lachte. „Nun so gar ernst brauchst Du es doch nicht zu nehmen", sagte sie. „Mit einem Worte — ich bin eifersüchtig — furchtbar eifersüchtig."

„Närrchen!" rief Meinard, sprang auf und drückte die kleine Frau stürmisch an seine Brust. „Du eifersüchtig? Und auf wen?"

Lucie ließ sich die Liebkosung ruhig gefallen ohne sie aber zu erwiedern. Sie konnte noch das rechte Wort der Erwiederung nicht finden, dann aber machte sie sich leise aus des Gatten Arm frei und warf sich in den Sessel.

„Das Wort war vielleicht ein falsches", sagte sie, „aber ich finde kein anderes. Ich bin eifersüchtig auf Deinen Beruf, auf Deine Wissenschaft, die Dich mir immer wieder entziehen —"

„Das Schicksal aller Doctorfrauen!" warf Meinard lachend ein.

„O", fuhr Lucie eifrig fort, „ich bin nicht so albern, daß ich Deine ganze Zeit für mich haben wollte, im Gegentheil, ich bin stolz auf Deinen Ruf, obgleich ich den Verdacht habe, daß er, wie der Ruf aller Aerzte, ein vollkommen unverdienter ist. Aber in der Zeit, in der ich Dich sehe, möchte ich Dich haben, nämlich unzerstreut, mit den Gedanken nicht bei irgend einem interessanten Fall, sondern bei Deiner Frau. Siehst Du, das ist unerträglich, das halb Hinhören, wenn ich Dir etwas sage, das

Digitized by Google

Abspringen, wenn ich erzähle, das Aufwachen aus dem Traum, wenn ich fertig bin; drei Viertel von Dem, was ich mit Dir spreche und bespreche, ist in den Wind geredet, und das ärgert mich, kränkt mich, macht mich wüthend, am meisten wenn ich es mir hinterher klar mache, wenn Du längst nicht mehr da bist."

„Ich will mich bessern!" sagte Meinard und rückte seinen Stuhl schmeichelnd näher.

„Sehe Einer den Fuchs!" rief Lucie, „er will sich bessern und weiß recht gut, daß er es nicht kann, ja eigentlich will er es auch gar nicht. Zu alle dem kommt nun die Hauptsache, und das ist es eigentlich weshalb ich kam." Sie rückte ihren Sessel ganz nahe hinan und sah Meinard scharf und fest in's Auge. „Wer seiner Frau überhaupt nur eine so getheilte, zerstückelte Existenz zu bieten hat, müßte mehr als jeder Andere mit dem kleinen, disponiblen Rest zu Rathe gehen, denn er ist fremdes Eigenthum. In eine Ehe, eine glückliche richtige Ehe, mit einem Wort, in eine deutsche Ehe, gehört kein Dritter, noch eine Dritte. Das ist mir ganz klar geworden seit ich — nun seit ich eifersüchtig bin."

Meinard wollte lächeln, wollte in einen Scherz einlenken, aber es gelang ihm nicht und, mit niedergeschlagenem Blick, sagte er: „Ach, Du willst von Constantin sprechen?"

„Ja!" sagte Lucie, „und heute einmal ganz gründlich."

Meinard legte ihr die Hand auf den Arm. „Vergiß nicht, Lucie", unterbrach er sie, „daß Constantin unser Hausgenosse wurde mit Deiner Zustimmung."

„Das will gar nichts sagen!" rief Lucie. „Wenn Ihr Männer kommt und uns um Rath fragt, so thut Ihr es nur um unseren Entschluß zu bestechen und Euch gegen spätern Einwand zu decken. Was sollen wir armen Frauen am Ende machen, wenn Ihr, wie dies in diesem Falle, ankommt mit den Worten: Du sollst entscheiden; ich werde nichts thun, was Du nicht billigst. Kann ich den liebsten Freund, dem psychische Pflege fast nothwendiger ist als physische, dem überfüllten Lazareth anvertrauen, in dem man ihm kaum beachten würde? Dabei warst Du obendrein so liebenswürdig als ich Dich nie gesehen habe, so edel, so liebevoll, daß mir die Thränen in die Augen traten, und damit ist man immer verloren. Halte mir noch vor, daß ich einwilligte, Constantin in's Haus zu nehmen! Was sollte ich denn machen?"

Meinard nahm ihre Hand und führte sie an die Lippen. „Du, Lucie, konntest nichts Anderes thun als Du thatest, weil Du eben Du selbst bist, mit dem klugen Sinn und dem weichen Herzen. Du nahmst den Freund in Dein Haus, Du sannst nur, wie Du ihn pflegen könntest, Du scheutest keine Unbequemlichkeit, um ihm zu helfen; Du brachtest Deinen Frohsinn ihn aufzuheitern, Deinen Geist ihn zu zerstreuen, Deine Liebenswürdigkeit ihm den Aufenthalt behaglich zu machen —"

„Halt!" unterbrach ihn Lucie, „wenn das Alles nicht hinterlistige Schmeichelei ist, um mich still zu machen, so beweist es mir nur, daß ich in diesem Augenblick durchaus nicht dies liebenswürdige „Ich selbst" bin,

Digitized by Google

das Du so warm schilderst. Jetzt verlange ich meinen Mann zurück und deshalb den Dritten aus dem Hause, denn ich bin eifersüchtig auf Deine Freundschaft und wir sind noch nicht lange genug verheirathet, um immer einen Dritten neben uns zu haben, der jedes aufrichtige, intime Wort unmöglich macht."

Meinard stand auf und schritt durch das Zimmer. „Constantin", sagte er, „wird uns, denke ich, bald verlassen."

„Er kann das ohne Schaden", warf Lucie ein, „denn ich halte ihn für vollkommen hergestellt."

„In der Beziehung", sagte der Gatte, „muß ich mein Urtheil über das Deinige stellen. Noch ist meine Cur nicht vollendet, aber ich hoffe mit Bestimmtheit auf den Erfolg. Diesmal rede ich nicht von der physischen."

Lucie stand gleichfalls auf und hing ihren Arm in den des Gatten. „Man kann die psychische Cur verstehen, ohne gelehrter Arzt zu sein?" fragte sie, fuhr aber, ohne eine Antwort abzuwarten, fort: „Habe ich mir ein Recht erworben an derselben Theil zu nehmen?"

Statt aller Antwort schloß Meinard die junge Frau stürmisch in seine Arme. „Ja, Lucie!" rief er, „das sollst Du und Du kommst meiner Bitte zuvor. Setze Dich still zu mir und höre mich an."

Und nun erinnerte er sie an die Erzählung Constantin's, die sie damals an dem friedlichen Frühlingsabend im Garten belauschte.

„Einen Augenblick, Lieber", unterbrach ihn Lucie, „da muß ich Dir ein Geständniß machen. Damals erschien mir Constantin mit seinem tragischen Geschick so anziehend, so interessant. Ich glaube, ich war nahe daran mich in ihn zu verlieben. Nun ich Dich liebe, mit Deinem offenen, natürlichen Herzen, ist mir Constantin antipathisch geworden, und ich begreife nicht wie ich mich auch nur einen Augenblick durch ihn habe angezogen fühlen können. Du hast mir oft gesagt, er sei Dir das Ideal eines Mannes, aber ich finde das gar nicht. Er hat sein Schicksal mehr ertragen, als daß er damit gekämpft hätte. Ist das männlich? Um dieser Cornelia willen, die vielleicht seiner Liebe nicht einmal werth war, entschloß er sich, die Menschheit zu verachten. Ist das gerecht? Liebte er sie wirklich, mußte er ihr vertrauen, trotz Allem sie wiederfinden, klar werden über sich selbst und über die Geliebte. Liebte er sie nicht, nun so war sein ganzer Lebensüberdruß unnöthig."

„Wie schnell, wie einfach man findet, was für den Andern das Richtige wäre!" rief Meinard, „und wie schwer sieht das Jeder für sich selbst. Aerzte sind doch nothwendig in der Welt, denn Niemand kann sich selbst curiren."

„Weil alle Krankheiten des Charakters chronisch sind!" lachte Lucie.

„Sieh einmal Einer meine kleine, kluge, gelehrte Frau!" rief Meinard.

„Und deshalb wird aus Deinem männlichen Constantin auch nichts weiter, als ein hochmüthiger, verstimmter, herzloser, unwiderstehlicher Sonderling!" warf Lucie hin.

„Keins dieser Epitetha gebe ich ganz zu", sagte der Gatte ruhig. „Noch weniger gebe ich aber Constantin auf. Wie ich bei der physischen Krankheit bis zum letzten Augenblick auf die Natur rechne, so bei den Krankheiten des Charakters auf das Schicksal. Ich weiß, wie Constantin war und bleibe dabei, daß noch die Funken seiner alten Empfindungen unter der Asche glimmen. Wir brauchen nur den Hauch des Schicksals, der sie anfacht."

„Du stöberst schon so lange vergebens zwischen den Kohlen!" rief Lucie spöttisch.

„Und Du sollst mir helfen!" sagte der Gatte, „denn ich fühle den Hauch des Schicksals für Constantin und sehe die Funken schon glimmen."

Lucie richtete den Kopf auf. „Erzähle mir das!" rief sie.

„Cornelia ist gefunden!" sagte Meinard. „Constantin fand sie wieder und im vollen Sinne des Wortes."

Lucie schwieg eine Weile, dann sagte sie: „Lieber, dann versprich mir die Beiden ihre Angelegenheit allein zu Ende bringen zu lassen. Schleppe mir die dann nicht auch noch in's Haus. Ich habe es Dir ja gesagt, daß ich einst nicht fern war von der Thorheit mir ein ernstes Interesse für Constantin einzubilden. Damals haßte ich diese Cornelia und ihr gegenüber ist mir eine fatale Empfindung geblieben. Ich sehe sie vor mir, nach Constantin's Schilderung und mich haben diese sogenannten vornehmen Leute mit ihrer unverschämten Sicherheit und Beherrschung der Form immer geärgert und verlegen gemacht. Nenne es meinetwegen Hochmuth, ich verlange keine beschönigende Bezeichnung. Ich weiß im Voraus, daß die Dame eine verdrehte Person ist und will kein Charakterlazareth in meinem Hause."

Die Thür öffnete sich leise und Constantin stand in derselben. Bleich noch, aber sonst fast unverändert war sein Aussehen. Er begrüßte Lucie mit einem Händedruck und erbat sich von Meinard die Zeitung. Lucie rückte ihm einen Sessel heran, aber er wies ihn zurück. „Nein, gnädige Frau", sagte er, „ich kam nicht, um Ihnen die wenigen behaglichen Augenblicke, die Sie mit dem Freund haben, zu kürzen. Ich gehe auf mein Zimmer zurück."

„Und wenn Sie nun Meinard allein gefunden hätten?" fragte Lucie.

Constantin erwiederte ganz ruhig: „Dann wäre ich geblieben."

„Dann wissen Sie nicht", sagte Lucie, „daß in der guten Ehe Mann und Frau so sehr Eins sind, daß es fast gleich ist, ob man das Ehepaar zusammen oder einzeln findet. Der Mann da allein darf Ihnen nicht lieber sein, als wir Beide zusammen."

Constantin, ohne darauf zu erwiedern, setzte sich auf den Platz, den Lucie ihm angewiesen hatte.

„Ich habe zwar bis dahin wenig von der Ehe gewußt", sagte er, „aber ich habe in den letzten Wochen viel gelernt und in mir überdenken müssen, da ich sonst nichts zu thun hatte und mein gestrenger Arzt mir das Reden verboten hatte. Ich muß Ihnen recht langweilig, recht verschlossen vorgekommen sein, gnädige Frau."

„Zuweilen wol", lachte Lucie, „da wir einmal an der Aufrichtigkeit sind. Aber Sie haben mit Meinard zu reden!"

Constantin ergriff ihre Hand und hielt sie fest. „Das Ehepaar zusammen ist mir lieber, als der Mann da allein", sagte er.

„Constantin!" sagte Meinard nicht ohne Erröthen, „wir sprachen von Dir als Du eintratest. Lucie weiß Alles."

„Natürlich!" rief Constantin, „das wäre eine schlechte Ehe, die Geheimnisse vor sich hätte, und der Freund, mit Allem, was ihn erklärt, durfte auch kein Geheimniß sein; desto besser also." Er stand auf und reichte Beiden die Hände. „Meine lieben, einzigen Freunde, ich habe viel nachgedacht über mich selbst, über unsere Zeit, über das ganze neugewonnene Vaterland in diesen letzten Wochen. Dort, im blutigen Kampf, lernte ich erfahren, was das Vaterland ist, hier lernte ich erkennen, was das deutsche Haus sein muß, daß ich außerdem, lange den Tod im Auge, das Leben neu schätzen lernte, nebenbei. Der Krieg wäre zu theuer, hätte er uns nicht Wahrheit, Reinheit, deutsche Sitte wieder errungen. Was jetzt geschehen wird im Vaterland, wie man auch versuchen mag es zu gestalten, wird sich selbst ausbilden, ausleben und werden. Eins hat Jeder in sich zu werden, und Euch brauche ich es nicht zu nennen. Ich aber erkenne jetzt, wie verkehrt ich die Welt ansah. All' die kleinen und großen Unwahrheiten der Gesellschaft, in der ich groß wurde, brechen mir zusammen. All' die Empfindlichkeiten und Selbstquälereien des Hochmuths, durch die ich die Unnatur meiner Existenz aufbaute, fallen über den Haufen. Die Erkenntniß danke ich der großen Zeit, in der wir leben. Aber wie die Welt sich nach Frieden sehnt, so sehne ich mich nach der Heimat — nach der Heimat eines eigenen Hauses, mag es noch so schlicht sein."

Lucie hatte Thränen in den Augen. „Sprechen Sie das letzte Wort aus, lieber Freund", sagte sie, „denken Sie an Cornelia?"

Constantin's bleiche Züge überzog ein flüchtiges Roth. Er schwieg lange, ehe er antwortete, dann sagte er klar und sicher: „Ich kann nur an sie denken. Was ich lange in der Brust todt und begraben glaubte, flammt wieder auf."

Meinard warf einen fragenden Blick auf Lucie, die zuerst das Auge niederschlug, dann aber, als schäme sie sich die bessere Empfindung zu verleugnen, hob sie es und Thränen schimmerten in demselben. „Wo ist Cornelia?" fragte sie schnell.

Constantin wollte antworten, aber Meinard fiel ihm in's Wort. „Bis hierher", sagte er, „habe ich nicht eingreifen wollen, jetzt aber zwingt mich die Pflicht als Arzt und als Freund —"

„Er hätte gern hinzugefügt: „als Gatte"!" schaltete Lucie ein.

„Du überhebst mich der Mühe", lächelte Meinard, „jede weitere Erklärung zu verbieten. Dich, Constantin, darf ich noch nicht aus dem Krankenzimmer entlassen, aber wir sind vollkommen klar. Gebt mir noch wenig Tage der Geduld und des Vertrauens."

Constantin reichte ihm die Hand. „Nun ich sicher weiß, was ge-

Digitized by Google

schehen muß, will ich ausharren wie es der Freund verlangt." Er reichte auch Lucie die Hand und ging.

Die Gatten schwiegen lange. Endlich fing Lucie an. „Lieber, ich bin wider krank, noch weiß ich sicher, was geschehen muß. Ich verlange also, daß Du mir das Letztere sagst, damit ich das Meinige dazu thun kann."

„Um Alles in der Welt", lachte Meinard, „Du wärest im Stande, mir diese Cornelia in's Haus zu schleppen, und ich will kein Charakterlazareth."

„Ungezogener, böser Mann!" schalt Lucie, „was für ein schlechter Arzt Du bist. Du giebst noch Deine Arzenei, wenn die Krankheit längst vorüber.

„Gut", sagte Meinard, „Du sollst Alles erfahren!"

„Und das auf der Stelle!" rief Lucie, „ich vergehe vor Ungeduld.

Meinard zögerte. „Ich könnte Deine Ungeduld sofort befriedigen, aber ich lasse Dir die Wahl. Jetzt volles Geständniß, aber dann brauche ich Deine Hülfe nicht, oder eine kurze Frist Geduld und Du sollst mit eingreifen. Wähle!"

Er streckte die Hand aus. Lucie zauderte eine Weile ehe sie einschlug. Dann that sie es und rief: „Ich will Geduld haben, um mit helfen zu können!"

XII.

Meinard hatte an jenem Tage, als wir ihn zuerst in seiner Ehe kennen lernten, geschickt vermieden mit Lucie allein zu sein. Er hatte sogar Angelika und ihren Gatten eingeladen, was er sonst nur auf Lucien's bestimmten Wunsch zu thun pflegte. Angelika hatte unermüdlich von ihrem Lazareth gesprochen, dessen Seele sie in der That war, wenn sie auch mit Meinard, dem dirigirenden Arzt, in unaufhörlichem Conflict lebte. Immer überschritt sie seine Anordnungen und es war darüber zu den allerheftigsten Scenen gekommen, so daß Lucie zuweilen begütigend und versöhnend eingreifen mußte. Daß unter diesen Umständen Meinard die Generalin für den ganzen Nachmittag und Abend mit in's Haus brachte, war so auffallend, daß Lucie die Absicht sofort durchschauen mußte und mehrere Male nahe daran war dem Gatten ernstlich zu schmollen, dann aber sah er sie so freundlich, so zuversichtlich an, daß der Zorn sofort gebrochen war. Sie wartete sehnlichst auf Angelika's Aufbruch, um in einem einsamen Augenblick ihrer Verstimmung Ausdruck zu geben; aber auch diese Genugthuung sollte ihr nicht werden. Noch in später Abendstunde kam die Nachricht von der Eisenbahn, daß ein Zug mit Verwundeten signalisirt sei, und das sprengte sofort den kleinen Kreis um Lucien's Theetisch. Meinard hatte die für die Lazarethe des Ortes bestimmten Kranken in Empfang zu nehmen, Angelica, als Vorsteherin der Verpflegungscommission für durchfahrende Verwundete, mußte auf den Bahnhof, Constantin zog sich in sein Schlafzimmer zurück und der General öffnete zum ersten Mal den Mund, um zu seiner

Digitized by Google

Statistik der Kampfunfähigen ungefähr sechshundert Mann hinzuzurechnen. Lucie wollte nicht allein bleiben und ließ sich leicht von Angelika anwerben, ihr beim Schmieren der Butterbrode behülflich zu sein. Man mußte noch lange auf die Ankunft des Zuges warten, und selbst Angelika hatte alle Zeit, mit ihren Vorbereitungen fertig zu werden. So schritten die Drei auf dem Bahnhofsperron in der kalten Herbstnacht auf und ab. Mehrere Male versuchte Lucie dem Gatten eine Frage zuzuflüstern, aber statt aller Antwort deutete er nur auf Angelika, und die junge Frau war wirklich nahe daran zornig zu werden, als endlich der Zug einfuhr. Angelika war sofort in voller Thätigkeit, indeß Meinard in dem begleitenden Arzt einen Freund begrüßte, Lucie hatte sich hinter eine Säule zurückgezogen. Schnell waren die Anordnungen getroffen, und nun suchte Meinard sehr hastig seine Frau. „Lucie!“ rief er ihr schon von Weitem zu, „diesmal wird auch Dir eine Sorge, die ich Dir sogar für die ersten Stunden allein überlassen muß Schwester Clara ist mit dem Zuge gekommen, erschöpft von monatelanger Anstrengung und selbst der Pflege bedürftig!“

Lucie vergaß alles Andere. Gleich hatte sie die Freundin gefunden, es verstand sich ja von selbst daß sie dieselbe in ihr Haus nehmen wolle, und während Meinard das Unterbringen der Verwundeten besorgte, führte sie Clara in den Wagen und fuhr mit ihr nach ihrer Wohnung. Schwester Clara ließ sich Alles fast willenlos gefallen, so erschöpft war sie. Sie nahm Lucien's Liebkosungen freundlich an, kaum dankend, aber als selbstverständlich. Lucie ließ sofort ein Zimmer herrichten, brachte selbst warmen Thee und nun hatten die Beiden die Rollen getauscht. Lucie war die Pflegende, Clara empfing die Sorge und Bedienung. Clara sah mit freundlichem Lächeln, durch das nur zuweilen ein tiefschmerzlicher Zug zuckte, der liebevollen Geschäftigkeit zu. „Das ist Wohlthat!“ sagte sie, „ein warmes, behagliches Zimmer, ein Bett nach den bitter kalten Nächten in den Eisenbahnwagen. Aber ich brauche nichts mehr, Lucie. Ich bin nicht krank, nur der Ruhe bedürftig, müde an Körper und Geist. Schlaf wird beide wieder in die gewohnte Bahn bringen.“

Lucie brachte die Freundin in's Bett, umarmte sie schmeichelnd noch einmal und verließ das Zimmer.

Eben war auch Meinard zurückgekommen, Lucie eilte zu ihm und ehe er noch nach Clara fragen konnte, hatte sie ihm schon Alles erzählt. „Es war die höchste Zeit, daß sie kam“, sagte Meinard, „und hätte mein Freund sie verstanden wie ich es thue, hätte er nicht so lange zögern dürfen sie heimzuschicken.“

„Um Gotteswillen, Lieber!“ rief Lucie. „Hältst Du sie wirklich für krank?“

Meinard antwortete nicht auf die Frage, sondern fuhr fort: „Komm, Lucie, setze Dich zu mir und laß uns überlegen, Du hast heute unzählige Male eine Aufklärung von mir verlangen wollen und ich bin jetzt bereit sie Dir zu geben.“

Lucie sprang auf und rief diesmal wirklich in aufrichtigem Zorn: „Bin ich denn so kindisch, daß ich es verdiene nur immer wie ein Spielzeug Deiner Launen behandelt zu werden? Du siehst mich in Todesangst um ein Wesen, das ich liebe wie eine Schwester, beantwortest mir nicht meine sorgende Frage, lenkst zu Anderm über, an das ich nicht mehr denke und verstehst nicht, daß ich in diesem Augenblick überhaupt für Anderes keinen Sinn habe."

Meinard lächelte und reizte dadurch Lucien's Zorn nur noch mehr. „Und ich muß Dir doch von Constantin, von Cornelia reden."

„Kein Wort will ich hören!" fiel Lucie ein. „Haben sie so lange ohne einander fertig werden können, mögen sie sich auch noch länger gedulden. Meine Zeit, meine Gedanken, meine Sorgen gehören jetzt Clara. Ich sehe wol, worauf Du hinzieltest. Ich sollte Eure stolze, hochmüthige Cornelia in's Haus nehmen und ich war in meiner Gutmüthigkeit auch schon nahe daran auf den Plan einzugehen. Daraus kann jetzt nichts mehr werden. Ich habe Clara hier, die meiner Pflege noch lange bedürfen wird, und Du kannst sehen, wo Du mit Deiner Cornelia bleibst, von der ich überhaupt nichts wissen will. Heute Mittag hätte ich Dir vielleicht Alles versprochen und dann auch sicher gehalten. In Deiner Weisheit schien ich Dir doch sicher und es machte Dir Spaß mich hinzuziehen. Jetzt ist es Dir ganz gesund, daß Du Dich verrechnet hast!"

Sie hatte die Hand auf die Thürklinke gelegt und war im Begriff das Zimmer zu verlassen. Meinard hatte sie ruhig ausreden lassen, aber er lächelte nicht mehr und hatte den Blick ernst gesenkt. Er fühlte es, daß doch etwas Grund da war für den Zorn der liebenswürdigen Frau, so falsch sie übrigens die Verhältnisse auffaßte. Er mußte sich gestehen, daß er wirklich mit Lucie gespielt hatte, daß ihre zürnende Ungeduld zu reizen ihm ein eigenthümliches Vergnügen bereitet hatte. Ernst hob er den Kopf und rief: „Wenn nun Cornelia schon hier wäre!"

„Hier?" fragte Lucie, und kehrte zurück.

„Hier im Hause, unter Deiner Obhut, im vollen Besitz Deiner Liebe!" antwortete Meinard.

Lucie stand wie versteinert. Sie konnte es noch nicht fassen und doch combinirte sie sich schnell den Zusammenhang. „Ist es wahr?" rief sie! „Clara — Cornelia?" Sie sank Meinard gegenüber in einen Sessel und die Thränen der Erregung, der Theilnahme rollten über ihre Wangen. Mit wenig Worten hatte ihr Meinard Alles erklärt, hatte ihr erzählt, wie Constantin und Cornelia sich wiederfanden, wie ihre Vergangenheit, die Motive ihrer Trennung klar gelegt wurden, und wie es nur eines Wortes noch bedürfe, um, was Constantin sehnlichst wünsche, einen Bund zu schließen, den so wunderliche Verhältnisse getrennt und wieder zusammengebracht hätten. Lucie hörte ruhig, ohne zu unterbrechen, zu, dann sprang sie auf und sagte: „Wunderliche Verhältnisse nennst Du, was ich nur für Eigensinn, Hochmuth, Verkehrtheit ansehe. Suche nur keine Entschuldigung in den Verhältnissen, wo die Beiden

Digitized by Google

nur Alles selbst verschuldeten. Cornelia mußte dem Geliebten gegenüber offen sein und nicht davor zurückbeben, ihm die Schuld des Vaters zu gestehen, Constantin mußte sie suchen durch die ganze Welt und es wäre so leicht gewesen sie zu finden. Damals wäre es natürlich gewesen einen Bund zu schließen, der gar nicht hätte getrennt werden müssen. Jetzt ist's Unnatur und ich bin überzeugt, daß Clara niemals darauf eingeht."

„Wie Cornelia zur Schwester Clara wurde, muß Schwester Clara wieder zur Cornelia werden, das ist Alles!" sagte Meinard.

„Und Du meinst, das ginge nur so?" rief Lucie.

Meinard war aufgestanden, und legte den Arm um den Nacken seiner Frau.

„Es wird gehen, wenn Du uns beistehst!" sagte er.

Am andern Morgen, zu ungewohnt früher Stunde waren die Gatten schon auf. Lucie hatte nicht schlafen können, so beschäftigten sie die Entdeckungen des vergangenen Tages. Eine Todesangst um Clara's Gesundheit hatte aber alles Andere zurückgedrängt. Sie führte Meinard in Clara's Zimmer. In tiefem, ruhigen Schlummer lag sie da, und leise, um sie nicht zu wecken, traten die Gatten zurück. „Schlaf", sagte Meinard, „das ist die Arzenei der Natur und die beste, die ihr hätte gegeben werden können." Er mußte fort, um die in der Nacht übereilt getroffenen Anordnungen in den Lazarethen zu prüfen. Lucie blieb allein und sann über Clara's Geschick. „Hat sie sich nicht ein Glück errungen in dem Segen ihres Berufes und wäre es nicht sündlich sie darin erschüttern, wohl gar es ihr rauben zu wollen?" Sie konnte sich Clara nicht vorstellen wieder in das Treiben der Welt gestellt, und doch wie sie sann und sann wurde Clara ihr mehr und mehr zur Cornelia und nicht mehr die, die sie gekannt und der sie mit solcher Ehrfurcht ihre Neigung entgegengetragen hatte. Damals war sie so unnahbar gewesen, selbst für die schüchterne Freundschaft; jene Stunden an den Ufern des Rheins, ehe Clara auf das Schlachtfeld ging, hatten sie ihr schon näher gerückt und jetzt wurde ihre Empfindung eine ganz andere, gleichstellende, ja fast unterordnende. Vom kindlichen Gefühl war es ein schwesterliches geworden, fast das der ältern Schwester.

Clara erwachte. Schwer wie Blei hatte der Schlaf auf ihren Sinnen gelegen, und lag noch auf den Gedanken. Mühsam konnte sie sich klar machen, wo sie sei, langsam auf die Begegnung der vergangenen Nacht besinnen. Als es ihr klar war, stand sie schnell auf, aber sie hatte ihre Kräfte noch überschätzt. Mit Anstrengung kam sie mit dem einfachen Anzug zu Stande, und schleppte sich dann, fast tastend, zur Thür. Sie führte in Lucien's Wohnzimmer. Erstaunt sah sich Clara um. Kunstschätze, das Erbtheil der Eltern, bedeckten die Wände. Clara glaubte in einer andern Welt zu sein und ließ sich matt auf einem Sessel am Kamin nieder, in dem behaglich wärmendes Feuer flammte. Sie fühlte sich nicht krank, Wärme und Ruhe waren ihr so wohlthuend. Der Contrast dieser Umgebung mit der der letzten Monate war so ge-

Digitized by Google

waltig, daß er jeden Vergleich ausschloß. Halb träumend, aber mit dem wohlthuendsten Gefühl der Behaglichkeit ließ Clara den Blick über den freundlichen Raum streifen, in dem sie sich so unerwartet fand. Wie eine fata morgana tauchte ihre eigene versunkene Vergangenheit vor ihrer Seele wieder auf, die Zeit, in der sie in ähnlichen Räumen gelebt, sich wohl gefühlt hatte. Allmälig machte sie sich klar, daß sie bei Lucie sei. Sie hatte sich also das Haus gegründet, mußte verheirathet sein. Mit wem anders, als mit Constantin? Clara schreckte zusammen bei dem Gedanken. Würde sie es ertragen, hier zu verweilen? Sie sah der Frage muthig und sicher in's Auge und lächelte. Ja, sie würde es können; hatte sie sich doch längst entwöhnt, für sich noch einen Wunsch zu hegen. Sie fühlte, es war die letzte Prüfung; aber sie wußte es, sie würde sie bestehen.

Da öffnete sich leise die Thür und Constantin trat herein. Hätte Clara noch einen Zweifel haben können, jetzt mußte er gehoben sein. Sie zuckte zusammen, aber nur einen Augenblick, dann war sie gleich wieder gefaßt. Constantin aber starrte sie an, als traue er seinen Sinnen nicht, und es dauerte eine ganze Weile, ehe er, halb erschreckt, halb erfreut: „Cornelia, Du hier, Cornelia?" über die Lippen brachte.

Cornelia wollte aufstehen, aber sie vermochte es nicht und reichte ihm nur freundlich die Hand entgegen. „Ein unerwarteter Gast in Deinem Hause, Constantin", sagte sie, „aber, nicht wahr, kein unerwünschter?" Sie lächelte dabei und in diesem Augenblick hätte Niemand im Zweifel sein können, ob sie schön sei. Die ganze Verklärung unselbstsüchtiger Neigung glänzte über ihre Züge.

Constantin konnte kein Wort finden, nur Cornelia fuhr fort: „Gott sei gedankt, der mein Gebet erhörte, ich sehe Dich genesen und glücklich!"

„Glücklich?" fragte Constantin, aber der schmerzliche Ausdruck, mit dem er die Frage aussprach, wich schnell einem freudigen, in dem die Ahnung kommenden Glückes aufleuchtete.

„Komm näher, Constantin", flüsterte Cornelia, „setze Dich mir gegenüber. Das Sprechen wird mir noch schwer und ich habe Dir so viel zu sagen, mehr noch zu fragen. Ich habe nichts gehört von der Welt seit Monaten, nichts gehört von Dir, und Du mußt mir Alles erzählen."

„Ja, Cornelia!" sagte Constantin, „die Welt ist eine andere geworden und wir Alle stehen anders in derselben. Das Vaterland, wenn auch noch ringend in dem blutigen Kampfe, ist neu verjüngt und neu im Werden. Müßten wir uns nicht mit ihm verjüngen, und abwerfen alle Schlacken der vergangenen Zeit?"

Cornelia schwieg eine Weile, dann fing sie an. „Wieder verjüngen, wandeln und werden? sagtest Du nicht so? Meine Wandlung liegt hinter mir. Dir hat Gott den rechten Weg gezeigt. Du hast das Haus gegründet und es wird Dir gesegnet sein."

„Ich verstehe Dich nicht, Cornelia!" sagte Constantin.

„Bitte, nenne mich nicht so", flüsterte sie. „Nenne mich Schwester

Digitized by Google

Clara, wie Lucie mich nennt, und wie mir von Euch zukommt in doppelter Bedeutung. Denn eine Schwester will ich Euch sein und bleiben. Hier hast Du meine Hand darauf."

Constantin wollte sie unterbrechen, aber sie wehrte ihm mit einer Bewegung der Hand.

„Laß mich gleich ganz aufrichtig sein in der ersten Stunde", fuhr sie fort. „Seit ich Dich wiedersah, seit Alles klar wurde zwischen uns, habe ich Augenblicke gehabt, in denen es mir schien, als wollten die Funken alter Neigung wieder aufglimmen unter der Asche der Entsagung, als könnte ich es nicht ertragen, daß Du einer Andern gehören solltest. Vergieb mir das, Du kannst es, denn es ist überwunden und die Freundschaft ist geblieben. Ich danke Gott dafür, denn es war eine Zeit, in der ich das Herz für todt hielt und nicht mehr fähig des warmen Schlages für Freundschaft. Aber laß Cornelia vergessen sein, und nimm Clara auf in Deiner Theilnahme, wie Du sie schon in Deinem Hause aufnahmst als willkommenen Gast."

Die Thür hatte sich leise geöffnet, Lucie stand in derselben. Sie wollte sich unbemerkt zurückziehen, aber Constantin war aufgestanden, ergriff ihre Hand, und führte sie zu Cornelia. „Lucie, erklären Sie ihr Alles!" rief er, „ich vermag es nicht, mir ist das Herz zu voll von Bangen und Glück!" Er preßte Cornelia's Hand stürmisch an die Lippen, und ging. Lucie wußte nicht, was sie erklären sollte und sah fragend auf Cornelia. „Bin ich denn nicht bei Dir, Lucie?" fragte Diese. „Ist dies denn nicht Dein Haus?"

Lucie schloß sie, statt aller Erwiederung, zärtlich in die Arme.

„Und ist er, Constantin, denn nicht Dein Gatte?" fuhr Cornelia mit bebender Stimme fort.

Lucie lachte hell auf unter strömenden Thränen. Abgebrochen, unzusammenhängend fing sie dann an zu erzählen, immer heiterer, immer freier werdend. „Ach nein", schloß sie, „ich habe den besten, ungezogensten, unerträglichsten und geliebtesten Mann von der Welt bekommen, kaum weiß ich selbst wie ich dazu kam, zu dem Unhold, und zu dem Glück ihn mein zu nennen."

Cornelia erröthete tief. Was hatte sie ausgesprochen, was empfand sie nicht in diesem Augenblick? Lucie fragte, erzählte, weinte und jubelte, Cornelia konnte nicht zu Wort kommen. Stumm, gesenkten Hauptes saß sie da, aber ihre Brust wogte und ein Leuchten des Glückes lag auf ihren Zügen.

Meinard und Constantin traten herein.

„Nun?" fragte Constantin Lucien mit dem Ausdruck angstvollster Spannung.

„Kannst Du noch fragen?" rief Meinard. „Siehst Du nicht, wie es hier steht? Ja, es glühten noch die Funken alter Liebe unter der Asche, und im Sturmeshauch der großen Zeit sind sie aufgeflammt zu jungem Glück!"

Digitized by Google

Die Dichterin der Haide.

Von **F. von Hohenhausen.**

Auf den Haiden des Münsterlandes, wo einzelne weiße Birken an einem zerfallenen Steinkreuz säuseln, einige dunkle Tannen am sandigen Wege stehen, friedlich grasendes Vieh zwischen grünen Wallhecken auf dem „Kamp" weidet, fruchtbares Ackerland und ein „Busch" von jungen Eichen die ärmliche Staffage der Landschaft bilden, wird ein ungeübtes Auge gewiß nicht die Stelle zu finden vermögen, auf welcher die Wunderblume der Poesie wächst.

Die westfälischen Dichter wußten sie zu finden auf ihrer einsamen Haidegegend, wo sie ein glückliches Idyllenleben führten und ihre Eigenartigkeit und Naturwüchsigkeit fern von Cultur und Mode ausbildeten. Die Haide erschien ihnen bei Mondenlicht wie ein Zauberreich von Elfen und Gnomen bevölkert. Wenn sie am verfallenen steinernen Kreuze beteten, so dichteten sie. Die harzigen Tannen dufteten ihnen nach heißen Tagen wie Weihrauch dazu und der kleine Eichbusch ward ihnen zum großen Märchenwald, wo sie am Teich voll Wasserlilien von lauter Feen und versunkenen Schätzen träumten.

„Die Haide so weit, die Haide so still,
Ist klar wie am Tag; der Mond scheint nur still.
Die Haid' hat ihr silbernes Kleid angethan,
So wallend und weit; — wer mißt ihre Bahn?

„Sie allein lebt auf Erden, sie feiert die Nacht;
Die Vöglein vergaßen der Morgen-Wacht,
Das Haidekraut flüstert einander zu,
Die Bäume, der Weg sind in tiefster Ruh! . . . . ."

So beginnt ein so köstliches Gespensterlied, wie es nur in dieser Haidegegend gedacht werden kann. Es ist von Wilhelm Junkmann, einem der interessantesten Charakterköpfe aus dem Kreise der westfälischen Dichter, deren Haupt Annette von Droste-Hülshoff war. Indem ich ihren Namen nenne, verleihe ich der kleinen Schaar ihrer Anhänger einen so großen literarischen Nimbus wie ihre Bescheidenheit ihn nie erträumt hat, denn diese Dichterin der Haide ist eine Celebrität, die einen reichen Abglanz auf ihre Umgebung zu werfen vermag.

Wie einst die berühmte Dichtergesellschaft in England, die Seeschule, in der Coleridge und Wordsworth die Häupter waren, so hätte sich der Kreis der Droste die Haide-Dichter nennen können. Es waren lauter Originale, an denen Westfalen, ihr Heimatland, ja überhaupt so fruchtbar ist; sie dachten nicht daran berühmt zu werden und hatten weder Verlangen noch Geschick sich geltend zu machen. Sie bebten vor der Außenwelt zurück und führten in tiefster Verborgenheit und Bescheidenheit ein poetisches Stillleben, die Wettläufe des Ehrgeizes und das Getriebe der Welt waren ihnen völlig unbekannt.

Annette von Droste, die eigentliche Dichterin der Haide, trug das originelle Gepräge des Münsterlandes, des Kerns von Westfalen, am deutlichsten in ihrer Eigenthümlichkeit ausgedrückt. Eingesponnen in die tiefe Einsamkeit ihres Landlebens, war sie ein weiblicher Anachoret geworden. Sie bekümmerte sich so wenig um die Außenwelt, daß es fast unmöglich war, ihr begreiflich zu machen, in welchem hohen Grade ihre Gedichte die allgemeine Aufmerk-

Digitized by Google

samkeit erregt hatten und ihr Name berühmt geworden war. Sie blieb völlig gleichgültig für Lob wie für Tadel und nahm Beides nur humoristisch auf, ihren Stolz darein setzend sich nicht im Mindesten davon beeinflussen zu lassen.

Fern von allem geselligen Verkehr, lebte sie mit ihren Studien beschäftigt, denn obwol eine Dichterin, war sie doch keine Träumerin, sondern besaß einen hellen Kopf und streng geordnetes Wissen; sie war sogar eine feste Lateinerin, die mit Horaz und Tacitus täglich umging; Letztern liebte sie besonders, weil er ihr vaterländisches Westfalen so treu geschildert hatte. Mit männlichem Ernst betrieb sie die Studien, welche sie für ihre reichen wissenschaftlichen Sammlungen benutzte. Numismatik bedurfte sie für ihre Münzen, Mineralogie für ihre Steinsammlungen und Muscheln, Archäologie für ihre alten Manuscripte und Klosterminiaturen. Sie besaß ein förmliches kleines Museum und opferte unglaublich viel Zeit und Geld dafür. Wegen einer alten seltenen Uhr, einer Elfenbein-Schnitzerei oder eines Kupferstichs konnte sie momentan alles Andere vergessen.

Die Gelehrsamkeit, welche sie durch ihren Sammelgeist erlangt hatte, sowie ihr übriges tiefes Wissen trug sie nie zur Schau, sie vermied es fast ängstlich für eine gelehrte Dame zu gelten. Nur zuweilen liebte sie es wie ein neckischer Kobold, einen gelehrten Herrenbesuch zu überraschen durch Beweise ihres Studiums, oder sie theilte auch wol einmal einem wißbegierigen Gemüthe freundlich davon etwas mit als geistige Unterstützung, sonst verbarg sie mit echt weiblicher Zurückhaltung ihre Kenntnisse, nur zu ihrem eignen Gebrauch sie bereit haltend, wovon ihre Gedichte ein so glänzendes Zeugniß geben. Der echt weibliche Grundzug ihres Wesens trat überhaupt stets deutlich hervor neben ihrer so männlichen Geistesrichtung; wie hätte sie sonst dichten können! Nach der alten tiefsinnigen Lehre des göttlichen Plato gab es einst Doppelnaturen, die in höchster Vollendung den männlichen Geist und die weibliche Seele vereinigt in sich darstellten. Der Genius der Poesie ist gewissermaßen die Verkörperung dieser platonischen Idee. Kein Mann wird etwas Großes leisten als Dichter, wenn nicht die weibliche Empfänglichkeit ihm gegeben ist und kein Weib kann dichten, wenn die männliche Gestaltungskraft ihm fehlt. Schon Goethe hat das Ewig-Weibliche als die Krone des Genius bezeichnet. Darum sind Dichterinnen so selten wahrhaft originell und plastisch in ihren Productionen, weil ihren poetischen weiblichen Empfindungen die nothwendige Beimischung des männlichen Geistes versagt ist, Annette von Droste war im Besitz desselben wie keine andere deutsche Dichterin, ja sie wurde auch von keiner weiblichen Größe des Auslandes erreicht, denn sogar Frankreich, das so reich an berühmten Frauen ist, hat nur Schriftstellerinnen, keine Dichterin in des Wortes höchster Bedeutung aufzuweisen.

Annette von Droste besaß neben der Geistesrichtung eines Mannes den naiven Sinn eines Kindes für die Träume der Märchenwelt und die geheimnißvollen Reize der Naturpoesie, wie sie in Gegenden so besonders reich gedeiht, die von der Phantasie verschönert und bevölkert werden müssen, um die Einförmigkeit zu überwinden.

Die Dichterin und ihre Freunde erhoben diese Neigung für die Poesie der einfachsten, schmucklosesten Natur wie die Gegenden des flachen Münsterlandes sie darbieten, fast zu einen Cultus, dem sie jedoch in maßvoller, zurückhaltender Weise huldigten, ohne alle Exaltation oder Ostentation, denn diese sind dem westfälischen Blut fremd und zuwider.

Die Sammlung von Haidebildern unter den Gedichten von Annette von

Digitized by Google

Droste enthält die echteste Feier der Naturpoesie; sie sind so eigenartig, so mysteriös, so überraschend neu, daß man im ersten Augenblick glaubt, nie etwas Aehnliches gehört zu haben, und doch erinnert man sich, daß in grauen Regentagen oder in stillen Vollmondsnächten schon alle diese Nebelbilder und Geistertöne durch unsere Seele gezogen sind und daß vor Zeiten die gälischen Lieder Ossian's einzelne Anklänge davon enthalten haben.

Annette von Droste dichtete ihre Haidebilder aus der unmittelbarsten Anschauung; in Sturm und Regen war sie am liebsten im Freien, wo sie förmliche Zwiegespräche mit den entfesselten Elementen hielt und voll kecken Muths gleich einer altdeutschen Norne das Haar und Gewand in dem Winde flattern ließ. Bei Sonnenschein lagerte sie sich in's duftende Haidekraut und beobachtete die bunten Käfer oder farbloses Gewürm mit dem Interesse eines Naturforschers. Zuweilen nahm sie auch einen Hammer zur Hand, um auf der Haide Entdeckungen urweltlicher Steine zu machen. Dabei sank sie oft in einen poetischen Halbschlaf, aus dem sie mit einem langen Gedicht erwachte, das sich unter dem Titel: „Die Mergelgrube", „Im Grase", „Der Hünenstein" in ihrer Sammlung vorfindet.

Der idyllische Landsitz der Dichterin war ganz dazu geeignet ein solches poetisches Traumleben zu führen; er war nach altgermanischer Eintheilung, wie Tacitus sie noch beschreibt, zwischen eingefriedigten Feldern, „Kämpe" genannt und zwischen „Busch", kleinen Wäldern, von Haide, Sandboden und Teichen umgeben. Es war ein kleiner Edelsitz, Rüschhaus, von einem großen Rittergut abgezweigt, wie es in Westfalen oft vorkommt, um ein Witthum zu bilden, wenn der „regierende" Besitzer der Güter wechselt. Ursprünglich war Rüschhaus nur ein westfälisches Bauernhaus gewesen, mit dem Eingang durch die Scheune, Tenne, wo zu beiden Seiten die Kühe und Pferde aus ihren abgetheilten Ställen hineinschauten. Diese Tenne ist zugleich Küche, wo an niedriger Feuerstelle eine ewige Holzflamme in den schwarzen hohen Schlot emporlodert, den hängenden Kessel zum Dampfen, aber keinerlei Wärme in den Raum bringend. Das Gesinde hauset mit seinen winterlichen Geschäften hier friedlich neben dem Viehstand. Es ist durchaus nicht unwohnlich oder ungesund in solcher westfälischen Tenne, es duftet nach Heu und nach geräuchertem Schinken. Die Luft ist im Sommer wie im Winter fast immer gleichmäßig, weder kalt noch warm.

An der Giebelseite dieses bescheidenen Hauses war eine hübsche kleine Herrschaftswohnung angebaut, die wie ein Jagdschlößchen mit Hirschgeweihen verziert, noch einen großen Garten, eine Freitreppe und einen schönen Saal mit Glasthüren besaß. Einige Zimmer mit seltenen alten Gemälden und echten Rococogeräthschaften, so wie eine kleine Hauskapelle, deren Weihrauchduft das braune Holzgetäfel der Wände durchzog, füllten das untere Geschoß des Hauses aus. Oben war die Einrichtung ganz ähnlich; die Räume wurden für Gäste benutzt, die auf dem Lande häufig die Nacht zubringen. Die verblichenen Ahnenbilder und die dunklen schweren Eichenholzthüren eigneten sich besonders zur Staffage für die Schauergeschichten, die Annette von Droste so meisterhaft zu erzählen verstand. Sie fesselte ihren Zuhörerkreis oft bis nach Mitternacht, entweder im Garten oder weit von Dach und Fach im freien Felde, bei einem Teiche, an dem die Weiden geisterhaft flüsterten und Nebelbilder aufstiegen. Es gehörten starke Nerven dazu den übernächtigen Frost und die unheimlichen Umgebungen zu ertragen. Wenn man endlich zur Ruhe gehen wollte und mit flackernder Kerze durch die hohen Zimmer

Digitized by Google

eilte, wo die Nachteulen an die hellen Scheiben mit ihren dunklen Flügeln schlugen, fühlte man ein Grauen, wie kaum in der Kinderzeit. Zuweilen steigerte sich dasselbe noch, indem man plötzlich eine tastende Hand an der Tapetenthür rascheln hörte. Mit gelöstem Blondhaar, das fast zur Erde herabfloß, erschien wie eine Nachtwandlerin, aber lachend vor Vergnügen über den Schrecken, den sie einflößte, die Dichterin und setzte sich an's Bett der bevorzugten Freundin. Dann wurde noch so lange geplaudert, daß nicht selten gefragt werden mußte: „war es die Lerche oder die Nachtigall", die endlich zum Aufbruch mahnte. Natürlich wurde ein solcher Vorzug nur den vertrautesten Freundinnen zu Theil, zu denen die Verfasserin dieser Zeilen gehörte und die eigentlich die einzige treue Chronik ist, welche das originelle, edle Bildniß der Dichterin zur Darstellung bringen kann. Schon so oft ausgebeutet*) und nachgedruckt, findet sich doch immer wieder eine neue Seite, die zur Ergänzung des reichhaltigen Charakterbildes nothwendig ist.

Dazu gehört der Schattenriß des Freundeskreises, der sich um die Dichterin geschaart und unter ihrem Einflusse gedichtet hatte. Obenan steht Wilhelm Junkmann, eine echt poetische Natur oder vielmehr selbst latente Poesie; am treffendsten schildert ihn Annette von Droste in folgenden Worten:

„Er selbst ein wunderlich Gedicht,
Begriffen schwer, doch leicht gefühlt — — —
Und wie er sitzt so vorgebeugt,
Die hohe Stirn von Schein umflossen,
Das Ohr sich fernen Tönen neigt
Und lächelt geistigen Genossen;
Ein lichter Blitz in seinem Aug'
Wie ein verirrter Strahl aus Eden,
Da möcht' ich leise, leise auch
Als Aeolsharfe zu ihm reden."

Nicht nur als Dichter, auch als Mensch ist W. Junkmann eine ebenso eigenartige als liebenswürdige Erscheinung, scheu und stolz, von der zartesten Empfindung und dem festesten Charakter. Hätte er zu einer Zeit gelebt, wo noch nicht so viel lärmende Concurrenz wie jetzt den Platz auf dem Felde der Literatur beengte, er würde wenigstens den Rang von Hölty oder Novalis erlangt haben, mit denen er viel Aehnlichkeit hat. Jetzt sind seine Gedichte kaum über sein engeres Vaterland, Westfalen, hinaus bekannt geworden, obwol sie in zwei Auflagen (Münster bei Deiters) erschienen sind. Junkmann lebt als Professor der Geschichte in Breslau.

Eine andere hervorragende Persönlichkeit des westfälischen Dichterkreises ist der Professor Christoph Schlüter in Münster. Eine Sammlung von Sonetten im Sinne Calderon's, so wie vortreffliche Uebersetzungen aus dem Spanischen haben ihm einen geachteten Autornamen erworben, doch blieb auch er dem literarischen Treiben fern. Des Augenlichtes beraubt seit seiner frühsten Jugend, wendete sich seine ohnehin contemplative Natur gänzlich der übersinnlichen Welt zu. Sein wahrhaft seraphisches Gemüth wurde vom Irdischen nie verdüstert, es umrankte wie eine Passionsblume die höchsten Ideale der Menschheit. Dem reinen Christusglauben auf dem Goldgrunde des Katholicismus weihte er seine schwärmerische Poesie, die wie Harfenklänge die Freundeskreise zur Andacht stimmte.

*) Ich könnte wol verlangen, daß die Aufsätze, die mit meinen Federn geschrieben wurden, wenigstens einmal ihre Quelle angäben; aber sowol „Daheim" wie „Kreuz-Zeitung" verschweigen sie stets. F. von Hohenhausen.

Digitized by Google

Das mächtigste Echo davon tönte in der Seele unserer Dichterin wieder; die Sammlung ihrer religiösen Lieder „Das geistliche Jahr" entstand größtentheils aus diesen Anregungen und ihr Freund Schlüter war auch allein der Vertraute dieses frommen Schaffens. Erst nach ihrem Tode erfuhren die übrigen Genossen von diesen Dichtungen, die auch dann erst im Druck erschienen.

Den meisten literarischen Einfluß hat der jüngste ihrer Freunde auf die Dichterin der Haide ausgeübt, Levin Schücking. Er war das frischeste Reis in dem Kranze jugendlicher Elemente, mit denen sie sich in ihren späteren Lebensjahren umgeben hatte. Ihre Sympathie für die Jugend erleichterte ihr das Altwerden, welches dem weiblichen Herzen sonst gewöhnlich so schwer fällt; ihr Verhältniß zu Levin Schücking enthält die vollkommenste Lösung des schönen Räthsels von der Freundschaft zwischen der Männerseele und dem Frauengeist.

In gleicher Vollkommenheit ist ein ähnliches in den Lebensläufen der Dichter und Frauen wol selten vorgekommen, denn ein so außerordentlicher Frauengeist wie Annette von Droste erscheint nicht in allen Jahrhunderten.

Ihrer echt weiblichen Natur gemäß war ihr Interesse für den jungen Schücking ein durchaus mütterliches, sorgendes. Sein Vater, der als hannoverscher Amtmann mit fürstlichem Aufwande gelebt hatte, mußte Schulden halber plötzlich nach Amerika fliehen und der Sohn sah sich aus dem Schooß des Ueberflusses in wirkliches Elend gestoßen.

In seinen Studien unterbrochen, zu der kostspieligen juristischen Laufbahn ohne alle Geldmittel, blieb ihm nichts Anderes übrig als durch geistige Taglöhnerei, Stundengeben, seine Existenz zu fristen. Aber die Poesie liebt es, sich zur Prosa der Armuth herabzulassen; die Musen halfen ihrem Jünger zu unverhofftem Glück. Schücking flüchtete aus der Werkeltagsarbeit der Gegenwart zu der Romantik der Vergangenheit und schwärmte mit einer Art Leidenschaft für die schöne alte Zeit, wo noch um Dichterruhm gekämpft wurde. Er studirte die bunten Bilder des Mittelalters, malte Wappenschilder und dichtete Heldensagen. Mit dem Jugendmuth eines echten Minnesängers kämpfte er gegen die Widerwärtigkeiten des Lebens an. Die ebenbürtige Enkelin eines Rittergeschlechtes, wie Annette von Droste es war, gewann sehr bald seine Sympathie und aus den spielenden Anfängen gleicher Lieblingsstudien gestaltete sich eine ernste Seelenübereinstimmung für's ganze Leben. Schücking lebte damals in Münster, die Dichterin eine Meile davon entfernt auf dem schon erwähnten Jagdschlößchen Rüschhaus; allwöchentlich wanderte er wie ein fahrender Schüler im schwarzen Sammetrock, ein Barret auf die Locken gedrückt, den weiten Weg durch die Haide, die, in Abendroth und Mondenschein getaucht, so oft von den westfälischen Dichtern besungen worden ist. Diese Besuche bei seiner mütterlichen Freundin waren ein Stückchen Poesie, wie es nicht eigenthümlicher und schöner gedacht werden konnte. Er war ungefähr vierundzwanzig, sie vierzig Jahre alt; sie glichen sich im Aeußern wie im Innern, namentlich waren Profil, Mund, Augen und Gesichtsfarbe bei Beiden sehr ähnlich, jedoch war Schücking durch dunkles Haar und hübschere Züge auch wieder sehr verschieden von ihr. Man konnte die Dichterin dagegen niemals hübsch nennen, die Stirn war zu hoch und die hellblauen Augen schielten zuweilen. Das Schönste an ihr waren die Hände, die unglaublich klein, weiß und zartgliederig waren; sie trug an jeder Hand einen werthvollen Ring, einen Rubin und einen Saphir mit Diaman-

Digitized by Google

ten besetzt, der einzige Schmuck, den sie jemals anlegte. Dafür trug sie aber auch niemals Handschuh, und zeigte sich überhaupt in einer so einfachen Kleidung, daß man sie auf Reisen kaum für eine Dame halten mochte und nur an den prächtigen Ringen und zierlichen Händen es merken konnte. In der westfälischen Heimat that der schlechte Anzug ihrer Geltung keinen Abbruch, man kannte sie weit und breit als Original, auch zeichneten sich ihre Landsmänninnen stets durch große Schlichtheit der Kleidung aus. Die vornehmsten Damen sah man damals in Münster mit schwarzer Taffetschürze auf der Promenade und die Witwe eines der reichsten westfälischen Magnaten wurde einmal für eine Trödlerfrau gehalten, während ihre Enkelin eben in vierspänniger Caroſſe vorüberbrauste. Solche Originale werden indessen leider immer seltener; man fängt auch in Westfalen jetzt an mehr Werth auf das Aeußere als auf das Innere zu legen.

Die Dichterin der Haide, die im Sturm und Regen gern draußen war, konnte sich wol ein graues Nornengewand erlauben. Mit dem Hammer in der kleinen weißen Hand, um vorweltliches Gestein zu suchen und zu zerklopfen, wanderte sie hinaus in die einsame weite Haide, wo ihr dann ihr junger Dichterfreund oft entgegenkam und mit ihr Natur forschte oder Phantasiebilder in den Wolken entdeckte. Heimgekehrt trockneten sie dann am Kamin die nassen Kleider und kramten gemeinschaftlich in den Sammlungen von Kunstschätzen und Curiositäten. Unter Wappenschildern und Ahnenbildern entspann sich in den Reden der beiden Poeten oft die erste Idee zu ihren köstlichsten Gedichten und Schücking hat später oft zugestanden, daß die meisten seiner Schöpfungen der damaligen Zeit aus dem überquellenden Stoffreichthum entnommen sind, den seine Freundin bei ihrem Zusammensein vor ihm ausbreitete. Sie selbst sagte zwar in ihrer schalkhaften Weise: „Er ruinirt mir alle meine Geschichten“, weil ihrem strengen Maßstabe seine Ausführungen und Abänderungen nicht immer genügten.

Diese kleinen humoristischen Zweikämpfe trugen indessen nur dazu bei, den Verkehr der beiden poetischen Naturen noch reizvoller zu machen. Sie hatten sich als Schwesterseelen erkannt, die durch nichts zu entzweien waren, wie Annette von Droste dies in einigen ihrer schönsten Gedichte ausspricht.

Bei ihrer warmherzigen Anlage zur Freundschaft ist es natürlich, daß die Dichterin auch mit Frauen in herzlichem Verkehr stand. Es ist eine pessimistische Annahme, daß der Neid die weibliche Freundschaft selten bestehen lasse; Annette von Droste kannte die kleinliche Regung des Neides nicht, die übrigens leider in der männlichen Seele ebenso oft vorkommt wie in der weiblichen!

Unter den Damen, welche in enger Beziehung zu dem westfälischen Dichterkreis gestanden haben, ist Louise von Bornstedt in erster Linie zu nennen. Sie war eine katholische Convertitin und als solche der Unterstützung des westfälischen Adels empfohlen durch die Gräfin Stollberg, die damals in Münster lebte. Aus diesem Grunde kam sie auf einige Zeit nach Rüschhaus. Sie besaß eine glühende Religionsschwärmerei neben beweglichster Phantasie und rastlosester Sehnsucht nach Glück und paßte durchaus nicht zu dem ruhigen, harmonischen Wesen unserer Dichterin. Dennoch befreundeten sich Beide und bildeten durch ihre so verschiedene Eigenartigkeit einen höchst interessanten Contrast. In Louise von Bornstedt war das tragische Element bei weitem vorherrschend, jedoch besaß sie auch eine reiche Ader des komischen und trug dadurch wesentlich zu dem Geistessprudel bei, der in dem kleinen Dichterkreise

Digitized by Google

der Haide so mächtig emporquoll. Sie war aber auch zugleich das einzige böse Element in demselben; die Erisäpfel rollten zahlreich aus ihren weißen Händen! Sie hatte ein wirkliches Bedürfniß ihren besten Freunden Grobheiten zu sagen, die die sanfteste Eigenliebe wild machen konnten. Hatte sie sich dadurch Kälte und Abneigung der Betroffenen zugezogen, so verfiel sie in die leidenschaftlichsten Klagen über ihr Mißgeschick, dessen eigene Verschuldung sie nie einsehen wollte, die guten Herzen der Beleidigten brachten jedoch immer wieder eine Versöhnung zu Stande, sie wurde geduldet und beinahe geachtet als ein stets neu anregendes Princip, der ewige Kampf zwischen Liebe und Haß machte sie interessant. Ihr bedeutendes poetisches Talent spricht sich in der Sammlung ihrer Gedichte aus, die mehr Anerkennung verdienten als ihnen zu Theil geworden ist.

Auch Adele Schopenhauer gehörte zu dem Freundeskreise in Rüschhaus, wo sie eine Zeitlang zum Besuch verweilte und sich heimisch zu machen wußte in der westfälischen Idyllenwelt, obwol sie eigentlich verwöhnt war durch das glänzendste literarische Leben in Weimar, wo sie mit ihrer Mutter unter Goethe's Scepter viel Ansehen genossen hatte. Die Verfasserin der „Gabriele" und anderer Schönheiten, die gute, einst so gefeierte Schriftstellerin Johanna Schopenhauer hatte ihren beiden Kindern sehr romantische Namen beigelegt, die sie nicht durch ihr Aeußeres rechtfertigten. Adele und Arthur Schopenhauer besaßen die auffallendste Häßlichkeit, die man sich erdenken kann, jedoch bestätigten sie die Erfahrung, daß häßliche Leute meist klüger sind als andere. Als ich vor mehreren Jahren in Frankfurt am Main im „Englischen Hof" an der Wirthstafel den kleinen grauen Philosophen sah, dessen Gesichtsbildung „halb Sokrates, halb Affe" war, trat das ebenso unschöne Bild seiner Schwester Adele lebhaft vor meine Erinnerung und ich bedaure es noch jetzt, daß für solche Originale es damals noch keine Photographen gab. Adele hatte in ihrer Jugend durch ihre Häßlichkeit viel gelitten, im Alter wurde sie nicht mehr davon gequält, sie war sogar mit Hülfe derselben sehr liebenswürdig geworden; denn häßliche Leute sind stets amüsant, weil sie meistens so klug sind. Der Besuch einer literarischen Weltdame in dem stillen Rüschhaus war Anfangs ein sehr gefürchteter Moment. Annetten's Mutter, die Freifrau von Droste geb. Freiin von Haxthausen hatte eine offenkundige Abneigung gegen alle irgendwie auffallende Erscheinungen; sie war eine echte Aristokratin und was in dieser Hinsicht noch mehr sagen will, Münsterländerin. Sie haßte die Literatur und die sogenannte elegante Welt, wie überhaupt Alles, was nur an Ostentation und Scheinwesen streifte. Aber sie besaß ein redliches Herz und ihre Vorurtheile waren nicht unüberwindlich. Adele Schopenhauer erlangte bald ihre Gunst und wurde sogar ein Liebling des ganzen Hauses.

Ein anderer Besuch erregte indessen größere Besorgniß in Rüschhaus; die Dichterin hatte eine Zeitlang am Rhein gelebt und dort innige Freundschaftsbande mit einer der reichsten Patrizierinnen Kölns angeknüpft. Frau Sibylle Mertens-Schaafhausen kam nach Münster und wollte mit dem ganzen Hofstaat ihres Reichthums, vier Pferden, Kutschern, Kammerzofen und Koffern voll Kunstschätzen aus Italien, woher sie gerade heimkehrte, nach dem bescheidenen stillen Rüschhaus übersiedeln.

Die verwöhnte reiche Kaufmannsfrau, mit allen Launen einer Weltdame und allen Wunderlichkeiten einer Gelehrten behaftet, auf dem adeligen, aber über alle Begriffe einfachen Jagdschlößchen ankommen zu sehen, Stolz gegen Stolz kämpfend, war ein Schreckbild für die Dichterin, die ihre Mutter sehr

Digitized by Google

liebte und ängstlich besorgt ihr jede Unannehmlichkeit fern zu halten strebte. Sie beauftragte deshalb eine jüngere Freundin, auf diplomatische Weise dahin zu wirken, daß Frau Mertens wenigstens möglichst bescheiden und unscheinbar in Rüschhaus auftreten möchte.

Die junge Frau eilt in den Gasthof, wird in das Zimmer der Dame gewiesen und steht erschrocken und erstaunt vor einer Erscheinung, die sie für einen genial aussehenden Mann hält. Ein Profil womöglich noch schärfer wie das von Franz Liszt, kurze, wilde Locken um's Haupt und ein Anzug, der mehr männlich als weiblich, jedenfalls höchst seltsam war. So sah Frau Sibylle aus, die eben aus Rom und Paris kam, wo sie mit George Sand und Daniel Stern, den beiden männlichsten Frauen der literarischen Welt, verkehrt hatte; sie floß von deren Lob über. Jedes Wort würde die strengen Ansichten der Freifrau von Droste verletzt haben! Das Komische der Situation überwältigte die Abgesandte, sie erzählte unter Lachen ohne Umschweife den Stand der Dinge in Rüschhaus. Aber die kluge Frau Mertens lachte mit ohne die geringste Empfindlichkeit zu zeigen und versprach, ganz in vorgeschriebener Weise, gleichsam incognito dort aufzutreten.

Indem ich nur auf die Zeichnung des Freundeskreises, der sich in Rüschhaus versammelte, mich beschränke, muß ich eine große Zahl berühmter, edler Persönlichkeiten unerwähnt lassen, die außerdem in freundschaftlichen Beziehungen zu der Dichterin standen. Andeutungsweise nenne ich hier nur Simrock, Albert Schott, Reuchlin, Uhland, Freiherr von Perglaß, Fürstbischof Diepenbrock, Baron Cotta u. s. w.

Das echte Rüschhauser Leben entfaltete sich übrigens erst, wenn die Rücksicht auf die Antipathien der Mutter bei Annetten aufhören durfte. Die Freifrau ging nämlich oft auf längere Zeit zu ihrer andern Tochter, welche an den bekannten Bibliographen Freiherrn von Laßberg auf der Meersburg am Bodensee verheirathet war. Dann hauste die Dichterin ganz allein den langen Winter auf dem einsamen Jagdschlößchen und die Freunde aus Münster wanderten durch Schnee und Regen, dem Wind entgegen, zu dem Glück voll Ruh, das ihnen in Rüschhaus winkte. Die Wohnräume der Dichterin waren die bescheidensten des Hauses; sie lagen im Entresol, die niedrigen Fenster hatten die Aussicht in den verwilderten Garten und darüber hinaus in die einsame Haide. Ein altes großes Sopha und ein noch älteres ganz kleines Clavier mit leise schwirrendem Harfenton, ein unpolirter Tisch, auf dem stets Feldblumen oder Gräser in kostbaren Majolikagefäßen neben einem zerbrochenen schlechten Tintefaß standen, machten die Einrichtung ihres Wohnzimmers aus. Auf dem Sopha lagen stets Papierschnitzel, alte Couverts, welche die Dichterin mit den herrlichsten Liedern vollgekritzelt hatte; andere Concepte besaß sie nicht und sie waren oft nicht zu entziffern, denn die Handschrift zeichnete sich durch Unleserlichkeit aus, da sie so klein und zierlich war, als hätte eine Spinne sie gewebt. Es ist dadurch manche köstliche Strophe verloren gegangen, denn sie konnte sie zuweilen selbst nicht mehr lesen. Im anstoßenden Schlafzimmer standen die Kisten und Kommoden, welche mit ihren Sammlungen gefüllt waren. Die kostbaren Sachen hatten keinen Hüter als den blinden Hofhund, aber in Westfalen giebt es keine Diebe; es wäre sonst eine ansehnliche Beute gewesen, die vielen Edelsteine unter ihren Mineralien, die Gold- und Silbersachen in getriebener Arbeit, die werthvollen Uhren, Elfenbeinschnitzereien, alte Münzen und Gemmen zu rauben!

Eine alte Magd und ein Knecht im classischen blauen Leinwandkittel

Digitized by Google

bedienten das Edelfräulein, wenn die Mutter abwesend war. Die patriarchalische Einfachheit ihres Hausstandes machte ihr Vergnügen und ihre Gäste mußten sich oft mit altgermanischer Kost begnügen. Einmal war die Magd nach dem fernen Kirchdorf gegangen und wir hatten eine ziemlich hoffnungslose Aussicht auf den Mittagstisch. Dennoch war er über Erwarten gut besetzt und der aufwartende Knecht rühmte sich, die Bereitung übernommen zu haben. Da die Dichterin nach der Sitte des Münsterlandes immer plattdeutsch mit ihren Dienstboten sprach, drückte sie ihm auch in dieser Sprache ihre Bewunderung seines weiblichen Küchentalentes aus. Er antwortete geschmeichelt: „oh ick sin jo seven Johre Wicht wesen" (oh, ich bin ja sieben Jahre Mädchen gewesen). Der ehrliche Westfale wollte damit sagen, daß er einige Zeit die Dienste einer Magd verrichtet und dabei das Kochen gelernt hatte.

Die Dichterin benutzte später diesen komischen Ausspruch bei der Schilderung münsterländischer Zustände, die sie in ihrem originellen Werke: „Auf dem Lande bei uns zu Lande" gab und in diesem kleinen Meisterstück bewies, daß sie das Talent besaß in Prosa ebenso viel zu leisten wie in gebundener Rede, daß sie eigentlich ein Walter Scott für ihre westfälische Heimat hätte werden können. Sie besaß dieselbe Liebe und dasselbe Darstellungstalent für Land und Menschen wie der schottische Dichter, aber es fehlte ihr an Körperkraft, um in größeren Compositionen etwas zu leisten. Das mechanische Schreiben wurde durch ihre Kurzsichtigkeit und ein Herzleiden ihr zu sehr erschwert. Wie ernstlich das letztere war, zeigte erst ihr Tod, denn sie starb daran ganz plötzlich. Man hatte sie immer für brustkrank gehalten, obwol sie ohne Ermüdung sprechen und singen konnte.

Die letzten Jahre ihres Lebens brachte sie fern von ihrer geliebten Haide, am Bodensee zu, wo sie ihre Lebensidylle jedoch in der unveränderten einfachen und einsamen Weise ganz wie in Westfalen fortführte. Der treue Freundeskreis versammelte sich zwar nur noch brieflich bei ihr, mir war es indessen vergönnt sie in ihrem verzauberten Schlosse, der alten Meersburg, aufzusuchen und herrliche Tage mit ihr zu verleben. Sie bewohnte einen hohen Thurm, dessen graues Gemäuer die Adler umschwärmten.

Sie war dort glücklich und heiter; trotz momentanen Heimwehs nach dem Flachlande hatte sie viel Gefallen an der herrlichen Berglandschaft und dem romantischen alten Schlosse, wo ihre poetischen Träumereien so reiche Nahrung fanden. Mit dem frühern Humor suchte sie mein Grauen zu erregen, wenn Abends der Sturmwind heulte und in dem Burgverließ unter den Wendeltreppen unheimliches Geräusch vernehmbar wurde. Stundenlang hielt sie mich auf ihrem gefährlichen Lieblingsplätzchen am Bodensee fest, wo die Wellen haushoch brausten und die wilde Wassermasse ihre Phantasie erregte.

Auch auf dem kleinen Gottesacker zu Meersburg saßen wir oft, der mit seinen eingesunkenen Kreuzen und einer verfallenen Kapelle einen der malerischsten Punkte am See bildet. Der einst weltberühmte Schwärmer Mesmer liegt hier begraben, wir pflückten Blumen und plauderten auf seinem vergessenen Grabhügel. Ach ich ahnte nicht, daß die Dichterin wenige Monate später dicht neben ihm ruhen würde! Sie starb schmerzlos und ganz unerwartet am 24. Mai 1848 und fand fern von der Heimat ihr Grab am Bodensee.

Der Franctireur.

Was versteht man eigentlich unter einem Franctireur?

Die einfache Uebersetzung „Freischütz" ist nicht bezeichnend; wir Deutschen sind zu sehr gewöhnt, dabei an einen hübschen jungen Mann, mit engen hechtgrauen Hosen, braunledernen Stulpenstiefeln, grünem Wamms, Federhut, Stutzbärtchen und

la la — la, la la — la . . .

mit einem Wort: an den Helden der Weber'schen Oper zu denken.

Unser Franctireur dagegen hatte vom Helden sehr wenig, wiewol er in aller Bescheidenheit desto mehr von sich hielt, und sich z. B. dem spießbürgerlichen Garde-mobile weit überlegen dünkte, sei es nun, daß er als einfacher Franctireur, oder als „Vengeur", „Enfant-perdu" und Partisan auftrat.

Alles in Allem bildeten die Franctireurs eine gar bunte Musterkarte der Söhne Frankreichs, verschieden in Herkommen, Bildung, Bekleidung und Bewaffnung, in Alter und Courage, sogar in ihren Zwecken und Absichten. Dennoch konnte man sie zuletzt in zwei große Hälften theilen und zwar

1) in perennirende und
2) in vorübergehend thätige Franctireurs.

Der perennirende Franctireur recrutirte sich vorherrschend aus den Städtern und dem Adel. Er fand sich in Bataillons und Compagnien formirt, gehorchte mehr oder weniger bestimmten, selbst gewählten Führern, trug gewisse Abzeichen und hatte pro forma eine Einberufungsordre in der Tasche, als Schutzmittel gegen Kugel oder Strang bei vorkommender Gefangennehmung.

Diese Gattung der Franctireurs gewann, je länger der Krieg dauerte, um so mehr an militairischem Werth, hatte mit der Zeit ziemlich gleichmäßige und gute Gewehre erhalten und schlug sich einige Male mit großer Bravour.

Ihre Heimat war vorherrschend das nördliche Frankreich, der Elsaß, die Ardennen, Paris, die Bretagne und die Vendée, sie fochten als eine Art freiwilliger, leichter Infanterie in allen Armeen, welche bis zuletzt gegen uns das Feld hielten.

Ihre Disciplin war namentlich im Anfange eine höchst mangelhafte und machte sie zur wahren Landplage, namentlich in den ersten Frühlingstagen der jungen Republik; man frage nur die Leute in Meaux, wie dort verfahren wurde, so daß diese froh waren, als endlich die Preußen einrückten.

Später jedoch griff man zu den energischsten Maßregeln, um sie zu discipliniren, und die häufigen Erschießungen in allen französischen Lagern bezeugen, zu welchen Hülfsmitteln man sich verstehen mußte.

Ein Theil dieser Franctireurs, etwa zwanzig Procent, waren anständige Leute, ihre Anführer namentlich stammten zum Theil aus den besten Familien des Landes, ihre Beweggründe waren edel, sie meldeten sich freiwillig zum Dienst, Edelleute, Forstleute und alte Militairs, als es hieß: La patrie est en danger! Fünfzig Procent jedoch waren Canaille, Leute die im Trüben fischen wollten, um zu stehlen, um zu leben auf Kosten Anderer, und die

Digitized by Google

übrigen dreißig Procent waren Hitzköpfe, jugendliche Renommisten, welche sich ein billiges Relief geben, Banquerotteure, schlecht behandelte Eheleute, jugendliche Commis mit Kneifer und Lackstiefel, et hoc genus omne.

Allmälig hatte sich diese lose, aus den homogensten Elementen zusammengesetzte Masse verdichtet, das Fechten und Marschiren, dazu die Strenge von oben herab, lehrten sie den Ernst des Krieges kennen und machten aus diesen Banden wirkliche Truppen. — Sie bildeten zuletzt, wie z. B. gerade jene Pariser Franctireurs — welche Chateaudun heldenmüthig vertheidigten — beinahe den besten Theil der neuentstandenen Armeen. Der Theaterflitter war heruntergeputzt; was nun noch glänzte, war echtes Metall, die schlechtesten Elemente waren erschossen oder ausgestoßen, der Rest war brauchbar.

Wenn sie auch an der großen allgemeinen Kriegslage wenig zu ändern vermochten, so waren ihre Mückenstiche für die deutschen Truppen eine sehr lästige Zugabe. Es war keineswegs angenehm, hinter einer Hecke hervor beim Patrouilliren oder Ordonnanzritt erschossen zu werden, seine Briefe geraubt und seine Kranken und Commandos belästigt zu sehen. Sie haben durch diese hinterlistige Kriegführung eine große Erbitterung bei unseren Truppen erzeugt. Der Haß war mit der Dauer dieses Unwesens gewachsen und Repressalien aus reiner Nothwehr waren die unausbleiblichen Folgen.

Fast noch schlimmer stand es mit den Franctireurs der zweiten Gattung. Ueberall, seit dem Beginn der Republik, schossen sie, wohin die Prussiens kamen, wie die Pilze aus der Erde, wuchsen über Nacht und verschwanden ebenso schnell wieder — es waren dies die unwissenden Bauern, welche, von religiösen oder politischen Fanatikern aufgehetzt, uns feindlich-tückisch entgegentraten und in den Betten ermordeten, theils aber auch solche Leute, welche die endlosen Requisitionen zur Verzweiflung getrieben hatten. Sie feuerten meist ohne Plan und Leitung gelegentlich hinter Hecken, aus Häusern und Wäldern hervor einige Schüsse auf Patrouillen oder Traineurs, plünderten und mißhandelten je nach Umständen Verwundete und Gefangene und waren dann spurlos allemal verschwunden, wenn größere feindliche Truppenmassen nahten. Sie trugen alle dieselbe Uniform: blaue Kittel, Schlafmützen und Holzpantoffeln, bisweilen mischte sich auch wol einmal ein schwarzer langer Rock nebst Schnallenschuhen unter sie, sie feuerten mit Schrot und Rehposten aus alten und neuen Jagdgewehren, die sie schnell versteckten, wenn der „Pruß" kam.

In Gegenden, wo starke Truppendurchmärsche gewesen, wo das Land durch Requisitionen ganz ausgesogen war, ward der aufsässige verzweifelnde Bauer aus dem gelegentlichen leicht der regelrechte Franctireur. Wenn er sah, wie ihm das letzte Stück Vieh, der letzte Sack mit Korn genommen ward, Weib und Kind dem Hunger Preis gegeben waren, dann ergriff er ingrimmig das verborgen gehaltene Gewehr und mit einem Fluche, finstere Rachegedanken brütend, schlug er sich unter die Banden der benachbarten Wälder. Häufig hetzte auch der Curé des Dorfes seine leichtgläubige Gemeinde durch die haarsträubendsten Schilderungen von den blutgierigen Ketzern zum wildesten Fanatismus auf. Er erzählte ihnen, daß sie Klöster stürmen, Nonnen schänden, nicht Weib noch Kind schonen und gewaltsam Alles calvinistisch machen wollten. Hatte er die Gemüther genugsam erhitzt, dann rief er: „Aux armes!" und die Folgen liegen in den zahlreichen gegen unsere Truppen begangenen Missethaten nur zu deutlich vor Augen. Wenn dann am andern Morgen das Dorf in Asche verwandelt, ein Theil der Männer todt, ein Theil gefangen war, wenn die jammernden Weiber, ihrer

Digitized by Google

Männer, ihrer Brüder beraubt, die Hände zum Himmel emporstreckten: was konnte ihnen dann wol der Pfarrer zum Troste sagen?

Aber der Krieg zog sich auf diese Weise in die Länge und die Franctireurs mehrten sich, die Ritterlichkeit schwand und ließ der Grausamkeit die Thür auf, welche zu eisernen Repressalien nöthigte, das Land entsittlichte und verarmte. Der Franctireur war vogelfrei und ward erschossen, die Gemeinden wurden für ihn verantwortlich gemacht, man schrieb Contributionen als Strafen aus und brannte Gehöfte nieder. — Aber welch' ein grausiges Gesicht hatte damit der Krieg bekommen!

Wißt Ihr, was es heißen wollte für einen anständigen Mann, für einen deutschen Soldaten, Bauern zu füsiliren und Häuser niederzubrennen? Das Herz drehte sich Einem im Leibe um dabei und nur das Bewußtsein: die strenge Pflicht der Selbsterhaltung geübt zu haben, ließ Einen ruhig wieder schlafen nach solchen Scenen.

Den ersten erschossenen Bauer sah ich bei Weißenburg am Wege nach Metz neben einer stehengebliebenen französischen Feldschmiede im Graben liegen. Die Kugel hatte ihm die Stirn durchbohrt und sein Anblick bereitete mir ein Gefühl tiefen Bedauerns. Aber schon zwei Tage darauf zog ich selbst den Revolver; so wollte es die Nothwehr.

In der Schlacht bei Wörth nämlich schossen die Bauern im Dorfe Gunstett aus allen Häusern auf uns, lange nachdem der Ort bereits in unserm Besitze und voller Verbandplätze war. Wer erinnert sich nicht noch jenes traurigen Zuges am Abend nach der Schlacht, jenes Wagens voll todter, sterbender und gefangener Bauern, welcher durch Wörth kam? Darunter waren ein alter Kerl mit grauem Haar, welcher einem Verwundeten einen Dolch heimtückisch in die Brust gestoßen hatte, und ein Schlingel von fünfzehn Jahren, der rittlings auf einem sterbenden Husaren sitzend getroffen ward, den er mit seinem Brodmesser bearbeitete.

Damals ging ein Schrei der Entrüstung durch alle deutsche Gauen. Scharfe Befehle folgten: jeder Soldat hatte das Recht, bewaffnete und in flagranti ergriffene Einwohner zu verhaften und nöthigenfalls sogleich niederzustoßen, auf unbefugtem Tragen von Waffen und Verheimlichung derselben stand Todesstrafe. Aber wie selten kam damals diese Sentenz zur Vollstreckung; höchstens schickte man einmal einen Uebertreter nach Deutschland, um ihn beim Friedensschlusse wieder laufen zu lassen.

Nach den großen Schlägen bei Wörth und Metz war es einige Zeit still von den Franctireurs, erst in den Fabrikdistricten an der Marne, bei Joinville und in der Umgegend von Chalons spürte man sie wieder, so bei Snippes, wo sie einen Theil der Proviantcolonne Nr. 6 gefangen nahmen.

Diese hatte sich ohne Bedeckung zu weit vorgewagt und nach einem anstrengenden Marsche in einem großen Gehöfte Quartier genommen. Einige Soldaten, welche, aus dem Lazareth kommend, sich zufällig dieser Colonne angeschlossen hatten, gingen in's nahe Dorf, sechs an der Zahl, um zu requiriren. Man hatte ihnen auch gutwillig zu essen gegeben, späterhin aber fiel es ihnen auf, daß sich die Bauern auf der Straße immer mehr zusammenrotteten. Es wurde ihnen unheimlich und sie machten sich in Folge dessen wieder auf den Weg zu ihrer Colonne. Wer beschreibt aber ihren Schrecken! Wenige hundert Schritte vor dem Dorfe sahen sie den Proviantamts-Assistenten todt im Felde liegen, von zwei Kugeln getroffen, das Gehöft fanden sie verlassen, in den Scheunen die Spuren einer eiligen Flucht,

Digitized by Google

Säbel, Taschen und Kleidungsstücke. In ihrer Abwesenheit war die Colonne von einer starken Bande Franctireurs überfallen und zum großen Theil gefangen genommen worden. Ein Rest hatte sich gerettet, ein anderer machte sich später wieder frei und stieß zu seiner Division.

Auch hinter St. Menehould wimmelte es von Franctireurs; vier Mann wurden in einem Busche umzingelt und erschossen, einige Gehöfte wurden niedergebrannt.

Ein Fall war von erschütternder Wirkung. Wir hielten vor Souziers neben einer großen Wiese, einige Weiber und Kinder kamen aus der Stadt und erregten die allgemeine Aufmerksamkeit durch ihre Thränen und ihren Jammer.

„Was wollen jene Weiber?" fragte ich einen Einwohner. Er zuckte mit den Achseln; „der Frau mit dem Kinde auf den Arm hat man ihren Mann erschossen, sie sucht ihn nun, wagt sich aber nicht heran."

Es war ein junges blasses Weib mit einem Säugling.

„Arme Frau — war ihr Mann Soldat?"

„Nein! Die Preußen sagen, er hätte geschossen als sie einrückten."

Ich verstand. Kaum aber hatte ich noch Zeit gehabt ein Wort zu erwiedern, als das Weib aufkreischte, das Kind auf die Erde setzte und wie wahnsinnig eine kleine Böschung hinablief.

Im Chausséegraben lag etwas Heu — ein Artillerist schob es bei Seite. Ein blauer Kittel kam zum Vorschein, eine Hand und ein blasses blutübergossenes Gesicht mit verglasten Augen, über welches sich die Unglückliche niederwarf, welches sie mit Thränen und Küssen bedeckte . . . es war ihr Mann! Er hatte mit Schrot auf unsere Truppen geschossen und eine Kugel dafür erhalten.

Bei Paris operirten zahlreiche Banden in unserm Rücken. Während das Hauptquartier in Ferrières lag, wurde ein starkes Detachement zum Schutze desselben nach Corbeil gelegt. . . Dies hinderte Jene indessen nicht, etwa fünfhundert Mann stark, ein Convoi unter Rittmeister Jachmann anzufallen. An diesem bekamen sie übrigens eine bittere Nuß zu knacken. Schnell entschlossen warf sich derselbe in ein alleinstehendes Gehöft und vertheidigte sich hier drei Stunden lang auf das Tapferste. Endlich gelang es ihm den Anführer der Bande zu tödten und nun erst, und zwar mit großen Verlusten, trat diese ihren Rückzug an.

Mittlerweile waren die sogenannten „Vengeurs" und „Partisans" an allen Enden Frankreichs aufgetaucht, um mit den Erinnerungen aus den neunziger Jahren die junge Republik zu retten.

Auf dem Vorposten gegen die Loire-Armee am 9. October trafen wir bei dem kleinen Städtchen Angerville auf eine solche Schaar, auf die famosen „Partisans de Gers". Niemals trat uns der Contrast zwischen hochtönender Phrase und kühler Wirklichkeit schlagender entgegen als in dieser Gruppe von zwanzig bis dreißig Gefangenen. Bleich vor Furcht, schlotternd vor Kälte und Angst stand das Häuflein am Wege unter bayrischer Bedeckung, Knaben von sechszehn Jahren neben Männern mit weißen Haaren. Sie hatten weder Waffen noch Gepäck, dafür aber trugen sie rießengroße Hüte und ihr Anführer trug noch einen größern Hut, und so sahen sie mit ihren dunklen Jacken aus wie schwarze Pilze. Vom Fuße der Pyrenäen kamen sie her und auf einem schmalen Bändchen an den Rieſenhüten stand geschrieben: „Partisans de Gers". Gleich Trappisten, hatten sie sich zu einem unverbrüchlichen

Digitized by Google

Schweigen verpflichtet, gaben alle Commandos nur durch Winke und Zeichen, hatten eine schwarze Fahne mit einem Todtenkopf darauf und geschworen, Pardon weder zu geben noch zu nehmen. — Und nun standen sie da, zitternd, frierend, mit dem Fluche der Lächerlichkeit beladen. Echte Gascogner hatten sie die Gewehre beim ersten feindlichen Schuß fortgeworfen und sich kläglich ergeben.

Am 18. October bei Chateaudun stießen wir auf die Pariser Franctireurs, ein starkes Corps unter einem gewissen Grafen Lipowski. Unterstützt von Mobilgarden und den Gutsbesitzern aus der Umgegend, nebst Förstern und Pächtern, vertheidigten sie das über alle Maßen stark verbarricadirte Städtchen von 10,000 Einwohnern mit einer geradezu bewundernswerthen Zähigkeit über zwölf Stunden lang und trotz eines überwältigenden Artilleriefeuers. Erst das Bajonnet und die Flammen, welche ganze Straßen verzehrten, vermochten sie zu vertreiben, nachdem Graf Lipowski gefallen und drei Ambulancen verbrannt waren. Dreißig Gefangene standen am andern Morgen auf dem verwüsteten Marktplatze, eine bunte Gesellschaft: Kerle in Kitteln und Holzschuhen mit blutigen, pulvergeschwärzten Fäusten neben fein gekleideten Gentlemen mit ebenso blutigen und geschwärzten Glacehandschuhen. Einer von den Letzteren, ein großer stattlicher Mann in einem Havelock und hohen Gamaschen, bat sehr höflich, man möge ihn doch entlassen, er sei Anwalt beim Gericht und hätte nothwendig zu Hause zu thun . . .

In ihrer Bagage fanden wir Conserven, candirte Früchte, Weine und ganze Wagen voll seidener Steppdecken. Daß eine jede nur einigermaßen anständige Franctireurcompagnie auch eine oder mehrere einigermaßen anständige Franctireusen in ihrem Gefolge hatte, welche dem rauhen Krieger das Lagerleben verschönerten, versteht sich von selbst. Das kurze Röckchen, das Hütchen, das Füßchen, das kleine (schmutzige) Händchen waren ihre regelmäßigen Attribute, und wenn ich die Wahrheit sagen soll — c'est la sauce qui fait passer le poisson.

Einer unter diesen Erscheinungen will ich nicht vergessen: der reizenden Madame Lefebre, der schönen, angebeteten Vivandière der Pariser Franctireurs. Sie fiel bei Chateaudun in ihrem Beruf, im Begriff einem der Wackeren ein „petit verre" zu reichen. Ueber ihr herrliches goldblondes Haar waren alle französischen Journale in Entzücken und der Petit-Moniteur erhob sie, eine zweite Berenice, zu den Sternen.

Zum Schluß — ich bin gewiß der Letzte, welcher jene Männer tadeln will, die zu den Waffen griffen, um ihren Herd und ihr Vaterland zu vertheidigen. Wir in Deutschland würden uns unter ähnlichen Verhältnissen nicht weniger als sie bis auf den letzten Blutstropfen gewehrt haben, aber ganz gewiß in anderer, offnerer Weise, Mann gegen Mann im ehrlichen Kampfe. Der Friede wird uns vergessen und vergeben lassen; er wird sie zu den Hütten und Höfen, zu den Dörfern und Städten, zu dem Pflug und der Werkstatt zurückführen, die sie besser niemals verlassen hätten. Möge dann der Anblick dieses unglücklichen, ringsum verwüsteten Landes ihnen die Lehre strenger Selbsterziehung predigen. Dann wäre das Gericht dieses furchtbaren Krieges nicht umsonst an Frankreich vorübergegangen!

Van Dewall.

Digitized by Google

Auf vulkaniſchem Boden.

Von **Hermann Leſſing.**

Obgleich die Zeit ſchon ziemlich vorgerückt war und die Excurſion auf den Veſuv, die wir für heute unwiderruflich angeſetzt hatten, einen halben Tag in Anſpruch nimmt, konnten wir uns doch nicht ſo ſchnell von den Reizen der Villa nazionale trennen. Wenn die Sonne ſo heiß brennt und für das Schattenreich in Italien lange nicht ſo viel gethan iſt wie in nördlichen Ländern, wo die Menſchen wie Schatten einherſchleichen, dann wirkt die Nähe des Meeres und die Meeresluft wie ein erfriſchendes Bad. Um beide recht genießen zu können, hat man den Wellen einen kleinen Spielraum entriſſen, den Platz eingedämmt, mit einer Baluſtrade umfaßt, Marmorbänke hingeſetzt und nun vedi Napoli e poi muori! Das Paradies iſt fertig, ſieh Neapel und ſtirb! Alle Bedenken über die Todesſtrafe verſchwinden hier, hier kann man zum Tode begnadigt werden. Das iſt das berühmte Belvedere, wo man ſtundenlang ſpazieren ſitzen kann, halb zu Waſſer, halb zu Lande iſt, daſſelbe ſchöne Schauſpiel wie die Fiſche hat, ohne ſich weder den Ober- noch Unterkiefer zu benetzen. In feinen geſchwungenen Linien dehnt ſich die Küſte vor uns aus und bis zu den Höhen von St. Elmo ſtrahlen die emporklimmenden Häuſer umkränzt mit Kirchen, blitzenden Thürmen und den weiten Gärten des Capo di Monte, während das Meer mit ſeinen Reflexen und der wolkenloſe Himmel die lachendſten Farben über die Steinmaſſen ausgießt. Schweift das Auge weiter, ſo erholt es ſich bei dem Anblick des dunklen Veſuv, von dem Glanz der Lichter, und wendet ſich neugeſtärkt zu dem anmuthigſten Bilde menſchlicher Behaglichkeit, das in den zahlreichen Häuſern und Villen, die am Meere wie weiße Lichtpunkte aneinandergereiht ſind, die Anziehungskraft des vulkaniſchen Bodens in lieblichſter Weiſe repräſentirt. Und vor uns im Meere wie ein Marmorbild liegt Capri, roſig angehaucht, von den Sirenen umſpielt und doch unberückt ſein ſchönes Profil zu uns wendend. Wir können mit dieſer Fülle landſchaftlicher Genüſſe, wie ſie das Belvedere der Villa nazionale vor uns ausbreitet, vollkommen zufrieden ſein und brauchen hier nicht nach localen Einzelheiten zu ſpähen, über die dieſer einzige Fleck der Erde erhaben iſt. Zwar ſagt K. A. Mayer, der vor Jahren „Neapel und die Neapolitaner“ treu geſchildert hat, man könne von hier aus in der durchſichtigen Luft nicht blos die Wohnung des Eremiten auf dem Veſuv erkennen; ja ſelbſt das Haus Taſſo's auf der Felswand Sorrents, und über den Klippen Capris das Kaſtell des Barbaroſſa. Aber trotzdem wir vier bewaffnete Augen hatten, ſo weit ging unſer Scharfblick nicht. Wir tröſten uns damit, daß auch Adolf Stahr, der eine ſo wahre, wie poetiſche Beſchreibung Neapels geliefert hat, doch den Taſſo nicht bis hierher verſetzen konnte, ſo wenig wie der neueſte Touriſt Roßmann, der an den Geſtaden der Cyklopen ſo gern der Erinnerung ſich hingiebt, und von den leiſen Lüften ſich tragen läßt, die von der Vergangenheit nach der Gegenwart hinüberwehen.

Doch jetzt hatte unſere Stunde geſchlagen. Nach einem ſchnellen Imbiß in unſerm Hotel, wobei die nationalen Mollusken nicht fehlen dürfen, und nachdem wir mit dem nöthigen Proviant von Plaids, Sonnen- und Regenſchirmen und einigen erfriſchenden Comeſtibilien uns verſehen hatten, prüfen wir das Material der Wagenlenker, die in langer Reihe vor unſerm Hauſe aufgeſtellt ſtehen. Al Vesuvio, au Vesuve, Signorio, Mossiu! ſchreien ſie uns ſchon entgegen, wir ſind umdrängt von einem ganzen Haufen von Peitſchenträgern, jeder hat die bellissimi magnifici cavalli, aber obgleich jeder ſich anpreiſt, und das iſt bezeichnend, vertragen ſie ſich doch untereinander ſehr gut und Keiner tritt mit Gewalt ſeinem Collegen in den Weg. Ein Lärm, dem bei uns eine Prügelei folgen würde, oder der zweite Act der Meiſterſinger, iſt hier weiter nichts als die lebhafteſte Aeußerung der momentanen, individuellen Empfindungen ohne die Gleichberechtigung des Mitmenſchen zu ſtören; wo ſo viel geſprochen wird, hat das Wort ſeinen Stachel verloren, während bei uns ein lebhafter Wortwechſel oft nur ein Euphemismus für eine innige Handgemeinſchaft iſt. Endlich finden wir einen Zweiſpänner, der in ſeiner Geſammterſcheinung unſeren Wünſchen entſpricht; der Kutſcher ſcheint ein galantuomo zu ſein, da er nicht mehr als die Hälfte vorſchlägt und ſich für den halben Tag bis in die ſinkende Nacht mit fünfzehn Frcs. begnügen will. Sobald wir handelseinig ſind, ſchwingt ſich natürlich ein ganz zerlumpter Kerl in ſchwarzer Lederkappe mit Blitzesſchnelle auf den Bock, und nimmt mit den lebhafteſten Geſten ſeinen Platz neben den Wagenlenker ein. Die Theilung der Arbeit und des Müßiggangs iſt in Italien ſtreng durchgeführt, ſie nimmt im Orient noch größere Dimenſionen an und jeder Diener hat wieder ſeine dienenden Gehülfen. Nur wenn der Kutſcher erſt ſeinen Begleiter hat, geht es ſchnell vorwärts, denn man fährt nirgends ſo ſchnell als in Neapel und Vereine gegen Thierquälerei ſind noch nicht conceſſionirt. Man kommt daher faſt in kürzerer Zeit auf den Veſuv, wenn man direct bis nach Reſina an den Fuß des Berges fährt, als wenn man die Eiſenbahn bis Portici benutzt, wobei immer bei den Stationen ein unvermeidlicher Zeitverluſt iſt. Trotzdem die Straßen ſo belebt ſind, da ein großer Theil der Handwerker alle ihre Geſchäfte vor den Thüren abmachen, wiſſen Menſchen und Pferde ſich mit großer Geſchicklichkeit den Weg zu bahnen; am großen und kleinen Hafen, der von einem eiſernen Gitter eingefaßt iſt, und neben unzähligen Barken uns die Flaggen aller Nationen erblicken läßt, iſt das Gewühl und das Treiben zu Fuß und zu Wagen lebhafter als in den Straßen der londoner City. Landleute und Meerbewohner bieten hier ihre Producte von Feld- und Gartenfrüchten, Fiſchen und Schaalthieren aus, die ſofort gleich zubereitet und in den fliegenden Reſtaurants, deren Salons nur Bretterbuden, verzehrt werden. Land- und Meergerüche vereinigen ſich hier in penetranter Weiſe und dabei iſt noch neben den Eßwaaren ein Markt von Manufacturen, Putzſachen, Kleidungsſtücken, Stiefeln und alten Coſtümen. Nicht immer ſind die Töne, die Angebot und Nachfrage begleiten, ſo lieblich wie in der Stummen von Portici, nicht immer ſind die einzelnen Geſchäfte, wenn man ſie näher betrachtet, ſehr einladend und appetitlich, aber eine unverwüſtliche Heiterkeit belebt das Wogen der Maſſen, und wenn auch der Knoten manchmal unauflöslich ſcheint, es löſt ſich Alles in Wohlgefallen auf, die Gruppen machen Platz, Widerſpenſtige ſind nicht vorhanden und die Polizei findet unter den höflichen Leuten kein Feld für ihre Thätigkeit. Lazzaronis und Bettler ſind ſeit 1860, ſeit Victor Emanuel's

Herrſchaft, der dieſer früheren Stützen der Regierung nicht mehr bedarf, wie aus den Straßen weggefegt, und während der Fremde in Rom in zudringlicher Weiſe beläſtigt wird, gehört in Neapel ein Bettler jetzt zu den Seltenheiten. Nachdem wir die Porta del Carmine, wo es endlich ſtiller wird, paſſirt haben und den ausgetrockneten Fluß Sebeto auf der Ponte della Maddalena überſchreiten, fahren wir immer entlang der Meeresküſte, aber ſie iſt ſo angebaut, mit Villen und Landhäuſern ſo beſetzt, daß ſie einer nordiſchen lebhaften Landſtraße gleicht, und kein Blick auf's Meer die Eintönigkeit unterbricht. Portici, das wie Reſina auf der Aſche des alten Herculanum liegt, iſt über eine deutſche Meile von Neapel entfernt, und durch eine fortlaufende Häuſerreihe mit ihm verbunden, erſt hier lichtet ſich etwas die ſteinerne Mauer. Um frühere Erinnerungen wieder zu beleben, laſſen wir den Wagen am Eingang von Reſina vor dem königlichen Luſtſchloß „la Favorita" halten. Es iſt ein mächtiges, zweiſtöckiges Gebäude mit ſtattlichem Portal, aber die Säle ſind öde und verlaſſen und der Caſtellan iſt gar nicht mehr darauf eingerichtet, Fremde herumzuführen. Er erzählt uns, daß die Bilder, Sculpturen und Alterthümer aus dem nahen Pompeji jetzt alle in dem Muſeo nazionale untergebracht ſind, da die neue Herrſchaft, wenn ſie einmal in Neapel anweſend iſt, nur das Schloß in der Stadt bewohnt. Aber der Garten konnte in keiner Sammlung untergebracht werden; wenn er auch nicht mehr ſo gut gepflegt iſt wie unter den Bourbonen, ſo iſt doch im Schatten der immergrünen Eichen, der Akazien, der Lorbeeren, der Platanen und der Pinien kein Wechſel der Dynaſtie wahrzunehmen. Die Natur iſt eben kein Parteigänger und Ferdinand II. konnte hier ungeſtraft unter Palmen wandeln, bis erſt ſein mehr unſchuldiger Sohn von der vergeltenden Nemeſis getroffen wurde. Aber wir waren ſelbſt Zeuge — und daran erinnert uns la Favorita — wie dieſer Sohn ſelbſt von den kindlichſten Freuden in der freien Natur fern gehalten wurde und ganz in den Händen der Jeſuiten die ſtrengſte klöſterliche Erziehung empfing, die ihm Furcht und Abſcheu vor den Menſchen beibringen ſollte. Damals war nur einmal in der Woche, am Donnerſtag, der Eintritt in den Garten dem Publicum geſtattet; eine unabſehbare Reihe von Wagen bewegte ſich dann von Neapel nach Portici und Reſina, und der Corſo, der ſonſt an der Südſeite nach dem Poſilipp zu ſtattfindet, war regelmäßig für dieſen Tag nach dem königlichen Schloß verlegt worden. Auf der Terraſſe am Meere ergingen ſich Tauſende von Luſtwandelnden und genoſſen den herrlichen Anblick über den Golf, den Hafen, die Stadt und die Inſeln. Im Garten ſelbſt waren eine Menge Spielplätze mit ſehr eleganten Schaukeln, Kegelbahnen, gymnaſtiſchen Vorrichtungen, Alles für die königlichen Sprößlinge eingerichtet, aber am Donnerſtag herrſchte kein Standesunterſchied, und das jubelnde kleine und große Volk der Neapolitaner nahm Beſitz von den fürſtlichen Herrlichkeiten. Die Prinzen und Prinzeſſinnen waren ſichtbar und ſchauten der heitern Menge mit Vergnügen zu, aber niemals ließ ſich der damals zwölfjährige Kronprinz Franz blicken; er war der einzige Neapolitaner, der am Donnerſtag die königliche Villa nicht betreten durfte, damit er ja nicht mit eignen Augen das Volk kennen lernen ſollte, zu deſſen Regierung er ſpäter berufen war. Es macht heut' einen rührenden Eindruck dieſe jetzt mit hohem Gras bewachſenen Spielplätze wieder zu ſehen. Die Apparate des Vergnügens ragen noch daraus hervor, aber ſie haben ein etwas verwildertes Anſehen bekommen; denn die Neapolitaner haben ſeit der Zeit die Herrſchaft ſelbſt in die Hand ge-

Digitized by Google

nommen, ſie ſpielen und tummeln ſich jetzt wo es ihnen beliebt, ja ſie fangen ſogar früh an ſelbſtſtändig zu leſen und zu ſchreiben und mit Schießgewehren zu ſpielen, lauter Dinge, die ſonſt auf das Strengſte verboten waren; da iſt es denn kein Wunder, daß ſie der bourboniſchen Freiheit, ſich einmal in der Woche auf den Bänken der königlichen Prinzen zu ſchaukeln, überdrüſſig geworden und die Favorite ſo wüſt, ausgeſtorben und verödet uns anblickt.

Nach dieſem kurzen Intermezzo erreichen wir, immer dieſelbe Straße verfolgend, die letzten Häuſer des Städtchens Reſina, das ganz auf vulkaniſchem Boden am Fuße des Veſuv liegt und durch den immer mächtigern Donner des Berges an die einſtige Kataſtrophe Herculanums uns erinnert, das mit allen ſeinen Schätzen und Herrlichkeiten unter der Aſche von achtzehn Jahrhunderten hier zu einem ewigen Schlafe verurtheilt zu ſein ſcheint. Wenn nicht eine Actiengeſellſchaft ganz Reſina kauft, um es wie ein Bergwerk auszubeuten, ſo muß man den Glauben an ein Wiederſehen aufgeben. Aber wenn der Glaube auch Berge verſetzen kann, ſo iſt ihm mit ganzen Städten dieſe Expropriation noch nicht gelungen, und die Reſineſen, unter denen manche hartherzige Kapitaliſten, wollen von ihrem Terrain nicht weichen. Und gewöhnlich ſind die Philologen und Alterthumsforſcher, die ſchon lange nach den unterirdiſchen Schätzen Reſina's trachten, keine Kapitaliſten, während die Kapitaliſten ſich mehr für die Dinge dieſer Welt intereſſiren und gewöhnlich keine Alterthumsforſcher ſind. Wer aber einmal das Glück hatte, das freigelegte antike Theater von Herculanum zu ſehen mit ſeinen amphitheatraliſch emporſteigenden Sitzen, den ergreift die Luſt, auch die Wohnungen der Theaterbeſucher kennen zu lernen und bei dem jetzt herrſchenden Gründungsfieber großartiger Unternehmungen wäre es wohl an der Zeit, eine antiquariſche Actiengeſellſchaft „Reſina" zu gründen, zu deren Director der um die Ausgrabungen Pompeji's ſo hoch verdiente Profeſſor und Senator Fiorelli von Neapel zu ernennen wäre. Der Verwaltungsrath, halb aus Banquiers, halb aus Archäologen beſtehend, müßte ſich erſt mit einzelnen Bürgern Reſina's in Verbindung ſetzen, um einige Stimmen für den Anfang zu gewinnen, dann mit Magiſtrat und Stadtverordneten eine reichliche Entſchädigung durch Herkulanum-Actien feſtſetzen; wir glauben gewiß, daß alle dieſe Hauseigenthümer ſich ſelbſt und ihre Miether exmittiren, wenn man ihnen einen hohen Zinsfuß und eine bedeutende Dividende in Ausſicht ſtellt. Wer gegenwärtig Pompeji beſucht, zahlt am Eingangsthor ohne Unterſchied des Geſchlechts und des Alters zwei Frcs. Entrée; Herkulanum war eine weit größere und wohlhabendere Stadt als Pompeji, wie einzelne Funde beweiſen; das Eintrittsgeld, der baare Gewinn der Actionaire nach Abzug der Koſten, könnte daher mindeſtens auf vier Frcs. normirt werden für die Wochentage, wogegen an Sonntagen im Intereſſe der Wiſſenſchaft eine Preisermäßigung ſtattfinden könnte. Werden dieſe Präliminarien und Stipulationen zu einer Zeit getroffen, wo der Veſuv ſeinen Zorn in ſo drohenden Tönen laut werden läßt wie jetzt, ſo glauben wir gewiß, daß die ehrbaren Bürger von Reſina ſich zu angemeſſenen Bedingungen verſtehen werden; denn wenn man die Alternative hat, entweder lebendig begraben zu werden mit der Ausſicht, ſich nach Jahrhunderten in einem Muſeum mit Frau und Kindern betaſten zu laſſen, oder als exmittirter Rentier ſich in müheloſem Behagen ſeine Herculanum-Coupons abzuſchneiden, ſo kann einem denkenden Weſen die Wahl nicht ſchwer werden. Wir ſetzen dieſe Vorſchläge dem Signor Antonio auseinander, dem Chef der Führer in Reſina und einem der angeſehenſten

Digitized by Google

Leute, da er die meisten Pferde, Maulesel und Esel in und außer seinem Hôtel besitzt und sie den Touristen des Vesuv zu dem tarifmäßigen Preise von fünf Frcs. an und darunter zur Verfügung stellt. Obgleich auf dem Grabstein von Herculanum ein ganzes Heer von Vierfüßern lebt und außerdem, wie Signor Antonio hinzufügt, noch 14,000 zweifüßige Seelen, so ist doch seit dem Ausbruch des Vesuv Stadt und Berg so überfüllt, daß kaum die Menschen- und Thierkräfte zur Bedienung ausreichen, und wirklich strömen immer neue Gäste hinzu, die soeben mit der Eisenbahn nach Portici gekommen waren und den kurzen Weg nach Resina zu Fuß zurückgelegt haben. Um allen diesen Anforderungen zu genügen, bittet uns der Pferde- und Hôtelbesitzer nur um eine Viertelstunde Geduld; dann soll Alles bereit sein, wegen der Frage der Actien-Gesellschaft bedürfe es aber einer längern Bedenkzeit und hoffe er bei unserer Rückkehr, wie er unter Lachen sagte, d'aver preso partito, einen Entschluß gefaßt zu haben. Endlich ertönt das geflügelte Wort: „Die Pferde sind gesattelt". Zwei Rosse und Reiter, ein Führer und ein Stallknecht mit Fackeln für den Abend in der Hand, so klimmen wir um vier Uhr Nachmittags beim herrlichsten Wetter, Sonnenschein und wolkenlosem Himmel hinauf, begleitet von den dröhnenden Kanonenschlägen und Steinwürfen des Vulcans, in dessen Innern die Berggeister auf gespannten Lüften, im Dampfbade sich tummelnd, ihr höllisches Wesen treiben. Der Vesuv ist zwar nicht höher als unser vaterländischer Brocken, nämlich 3600 F., er ist dreimal niedriger als der 13,000 Fuß hohe Pic von Teneriffa; aber der Aschenkegel des Vesuv erhebt sich zu $^1/_3$ der ganzen Höhe des Berges, während der des Pic nur $^1/_{22}$ der Höhe beträgt. Das Temperament des Vesuv und die Ausbrüche seiner Leidenschaft sind daher bei weitem heftiger, bei seiner hohen Reizbarkeit und seinem rasenden Ingrimm platzen ihm nicht blos die Eingeweide, sondern auch die äußere Haut, so daß in der That seit der nachhaltigen Eruption vom Juni 1858 der obere Krater sich um 190 Fuß gesenkt hat. Uns, die wir die erste Bekanntschaft des Berges kurz vor diesem Datum gemacht hatten, erschien daher der speiende Löwe bei weitem kleiner als früher, während die nordöstliche Seite des Berges, der sogenannte Monte Somma, der durch ein tiefes Thal, Atrio del cavallo, d. h. die Antichambre der Pferde, vom Aschenkegel getrennt ist, den Eindruck eines Bergriesen auf uns, die Bewohner des Flachlandes machte. Bis zum meteorologischen Observatorium, in dem der Director Palmieri seine Beobachtungen macht, und das auf halber Höhe sich befindet, hat man sogar einen bequemen Fahrweg gebahnt, aber wir können ihn nicht benutzen, da die Zeit schon sehr vorgerückt, und wählen daher den kürzern, der sich zwischen Weinbergen, auf denen der Lacrymae Christi wächst, emporwindet. Aber die Adjacenten, die hier das beste Getränk haben und im Schatten herrlicher und eßbarer Kastanien schwelgen können, die sich das Haupt wie Bacchanten mit feuerrothen, hier wild wachsenden Granatblüthen bekränzen mögen, sie haben in ihrem Rausche nicht an die Fremdlinge und noch weniger an ihre Pferde gedacht; ein Knüppeldamm mit entsprechender Steigung, so führt der Weg hinauf und die armen Thiere suchen sich die brauchbaren Stellen vorsichtig aus, um nicht sich und ihrem Reiter den Hals zu brechen. Ein Holländer, der mit seiner Tochter sich uns angeschlossen hatte, ist ganz verzweifelt über diese Nachlässigkeit, die mit geringer Arbeit zu beseitigen wäre; die Tochter selbst, ein zartes durchsichtiges Gebilde aus Mondschein und Rosenduft, scheint sehr nervös und ängstlich zu sein und nichts mehr zu scheuen

Digitized by Google

als den Fehltritt eines Pferdes. Der Führer Signor Felice, aus Portici gebürtig, der nur während der Eruption hier Gaſtrollen giebt und ſich ſelbſt mechaniſch vom Pferde am Zügel führen läßt, beruhigt die Schöne, indem er, wenn Ettore, ſo hieß das Roß, ſtrauchelt und die Amazone das Gleichgewicht verliert, ihr nur zuruft: „Non avete paùra, non fa niente, haben Sie keine Angſt, es thut nichts“! Da die Pferde faſt auffallend ſchwarze Naſen hatten und aus der Hippologie bekannt iſt, daß echte Araber, die von der Stute des Propheten ſtammen, dies Merkmal an ſich tragen, während die Naſeweißheit bei den Orientalen ein Zeichen niedriger Abkunft iſt, ſo frage ich den Cavaliere Felice nach der Stammrolle ſeiner Roſinanten, aber auch hier erwiedert er: „Non fa niente“, bis wir denn endlich entdecken, daß Ettore und ſeine Geſchwiſter wahrſcheinlich ſeit Wochen keine gründliche Toilette gemacht haben, ſo daß ſich ſelbſt auf der feuchten Hülle des ſchnaubenden Organs eine dunkle Lavakruſte bilden konnte. Bei dieſer Entdeckung wird der reinliche Holländer ganz verzweifelt, ja, er behauptet, daß gebildete Leute ſich ſchämen müßten, bei zwanzig Grad Wärme und glühenden Sonnenſtrahlen ſich hier mühſelig heraufzuwinden. Was ſei überhaupt der Veſuv? nur noch ein Ueberreſt der Rohheit und Barbarei, die von dem drückenden Joch der Natur ſich nicht befreien könne. Wäre Neapel ſtatt einer griechiſchen gleich von Anfang an eine holländiſche Colonie geworden, ſo wäre der Veſuv ſchon längſt ausgegraben und unſchädlich gemacht. Mynheer ſetzte nun in geiſtreicher Weiſe auseinander, daß überhaupt ein feuriger Vulcan mit unvorhergeſehenem Erdbeben für die Gegenwart eine Anomalie ſei, da die Hypothekengeſetzgebungen civiliſirter Nationen die Belaſtung des Grund und Bodens unmöglich mit ſolchen unberechenbaren Factoren einer teufliſchen Naturgewalt zu vereinigen ſeien. In dem Augenblick, als der Holländer ſeine gelungene Philippika hielt, begegnet uns eine zahlreiche engliſche Familiencaravane halb zu Pferde und halb zu Fuß mit Töchtern, Gouvernanten, Führern und gekerbten Alpenſtöcken, die bereits auf dem Rückweg begriffen war. Wie England und Holland ſich immer auf dem Erdball den Weg verſperren, ward uns hier recht deutlich, und wir begriffen den Zorn des Lord Cheſterfield, der in ſeinen Briefen über die rivaliſirenden Kaufleute von Amſterdam die Schale ſeines Spottes ausgießt und ſogar behauptet, daß ein Holländer nur geiſtreich ſein könne, wenn ein toller Hund ihn gebiſſen habe. Von ſolcher Concurrenz und Brodneid hat eine verſchwenderiſche Natur die glücklichen Nachkommen der Sirene Parthenope ferngehalten; bei uns gilt ein ſchnelles Fortkommen für Ruhm und Ehre, während der reichbegnadigte Sohn des Südens die herrlichen Dinge laſſen kann wie ſie ſind und weniger auf der kürzeſten Linie als auf der Wellenlinie der Schönheit ſich bewegt. Und weil im Norden Jeder ſeinen Weg machen muß, deshalb iſt er hier nicht gemacht, und die Zerſtörungen der Lava von 1859, die ganze ſteinerne Blöcke mitten auf die Straße gelegt hat, wie auf eine Rennbahn mit Hinderniſſen, ſind ſo gut conſervirt, weil der Wanderer ſie zugleich als Ruhepunkte benutzt, um an den ſtrahlenden Reizen der Umgebung ſein Auge zu weiden. Endlich können wir in die bequeme breite Fahrſtraße einbiegen und gelangen bald zu dem beſcheidenen Bauernhäuschen des Eremiten, das mit ſeinem kleinen anſtoßenden Kirchthurm einen idylliſchen Eindruck macht; einige Schritte davon iſt das meteorologiſche Oberſatorium, 2080 Fuß hoch, ein freundliches, mit Lavaſchlacken belegtes, mit Lavapfeilern eingefaßtes Gebäude; es liegt mitten auf dem Felde der Zerſtörung, aber durch eine

Thalsenkung gegen den Zorn der Elemente geschützt. Uralte Lindenbäume im üppigsten Blätterschmuck umgeben die Fronten des Hauses, und wie es sich für einen Palast der Wissenschaft ziemt, sind die Bäume, was sonst in Italien so selten, in richtig abgemessenen mathematischen Entfernungen gepflanzt. Hier müssen wir die Pferde verlassen, da der Weg von hoch aufgethürmten Lavaschollen zerrissen, für Quadrupeden nicht mehr zugänglich ist. Die Vegetation hat aufgehört und der donnernde Berg, dessen Spitze in dichten Rauch eingehüllt ist, zeigt jetzt seine schwarzen Thaten, er senkt seine Fackel und das blühendste Leben ist vernichtet. Wie eine ungeheure Reliefkarte, die mit einem schwarzgrauen Firniß bezogen ist, so tritt das in wellenförmige Schichten gespaltene Terrain heraus, wir treten auf Lavaquadern, die noch so erhitzt sind, daß das Feuer durch die Sohlen brennt. Der Führer kocht sofort ein Ei auf dieser Kochmaschine, während andere seiner Collegen, die hier zu Dutzenden vagabondiren, Münzen in die Gluth stecken, die sich sofort mit dem Lavateig überziehen. Ein Stück Papier in die Spalten geklemmt, lodert gleich in helle Flammen auf, und der Papst, der so lange fluchen wird bis er das Zeitliche segnet, hätte hier noch ein einfacheres Mittel als der Khalif Omar, um die Bibliotheken aller Welttheile zu verbrennen. Dazu wirft der Vesuv wie ein geschickter Artillerist in Parabeln seine Bomben, glücklicherweise fallen sie auf den andern Schenkel der Parabel und nicht auf unsere eignen. Ein Brand- und Schwefelgeruch, der das Athmen erschwert, erfüllt die Luft und der Lavastrom, der gleich geschmolzenem Metall wie ein Bach hoch über uns herabfließt, schlängelte sich in Windungen um die Bergkuppe wie eine gelbe Riesenschlange. Obgleich einige verwegene Reisende noch weiter kletterten und selbst der Schußlinie sich näherten, hielt es doch der Führer für rathsamer umzukehren und unter dem gastlichen Dach des Eremiten, dessen ländliche Küche er mit Beredsamkeit zu schildern wußte, einige Minuten zu verweilen. Diese hölzerne Bank im Garten des Einsiedlers von San Salvatore, hat die beneidenswertheste Existenz, sie sieht nur Glückliche und wer sie einmal gesehen, vergißt sie nicht wieder. Denn hier vor unseren Blicken enthüllte sich jetzt bei sinkender Sonne ein unvergeichliches Panorama. Wie in einem Purpurbett gelagert lag Neapel vor uns und die zahlreichen Ortschaften des glücklichen Campaniens mit ihren Villen und Weinbergen erschienen in dem scharfen Glanze der letzten Strahlen wie in rosiges Licht getaucht; das weite Meer zu unsern Füßen war wie mit einem krystallenen Schleier belegt und die fernen Inseln schwebten darüber wie zarte durchsichtige Luftgebilde.

Aber die Natur will nach den Strapazen des Vesuv nicht blos mit den Augen genossen werden: das weiß der fromme Eremit, der sich nur die Einsiedlerkutte im Interesse romantischer Reisenden übergezogen, sonst aber ein schlauer Fuchs ist. Obgleich der Lacrymae Christi in seiner Nähe wächst und auf seiner Weinkarte mit hohen Preisen verzeichnet ist, so kann dieses rothe Getränk nur Crocodillsthränen über die Täuschung entlocken. Ach, der Götter ungemischte Freude ward keinem Sterblichen zu Theil! und so gießen wir den Saft mit Ergebung hinunter, der wenigstens die lechzende Kehle etwas benetzte. Sonst wird der Wein in Italien weit weniger gefälscht als im Norden, aber unser Eremit hat weit ausgedehnte Verbindungen mit der nördlichen Zone; denn wir finden merkwürdiger Weise über der Eingangsthür ein schwarzes Schild mit gelben Metallbuchstaben und diese Inschrift lautet: „Magdeburger Feuerversicherungs-Gesellschaft". So hat die

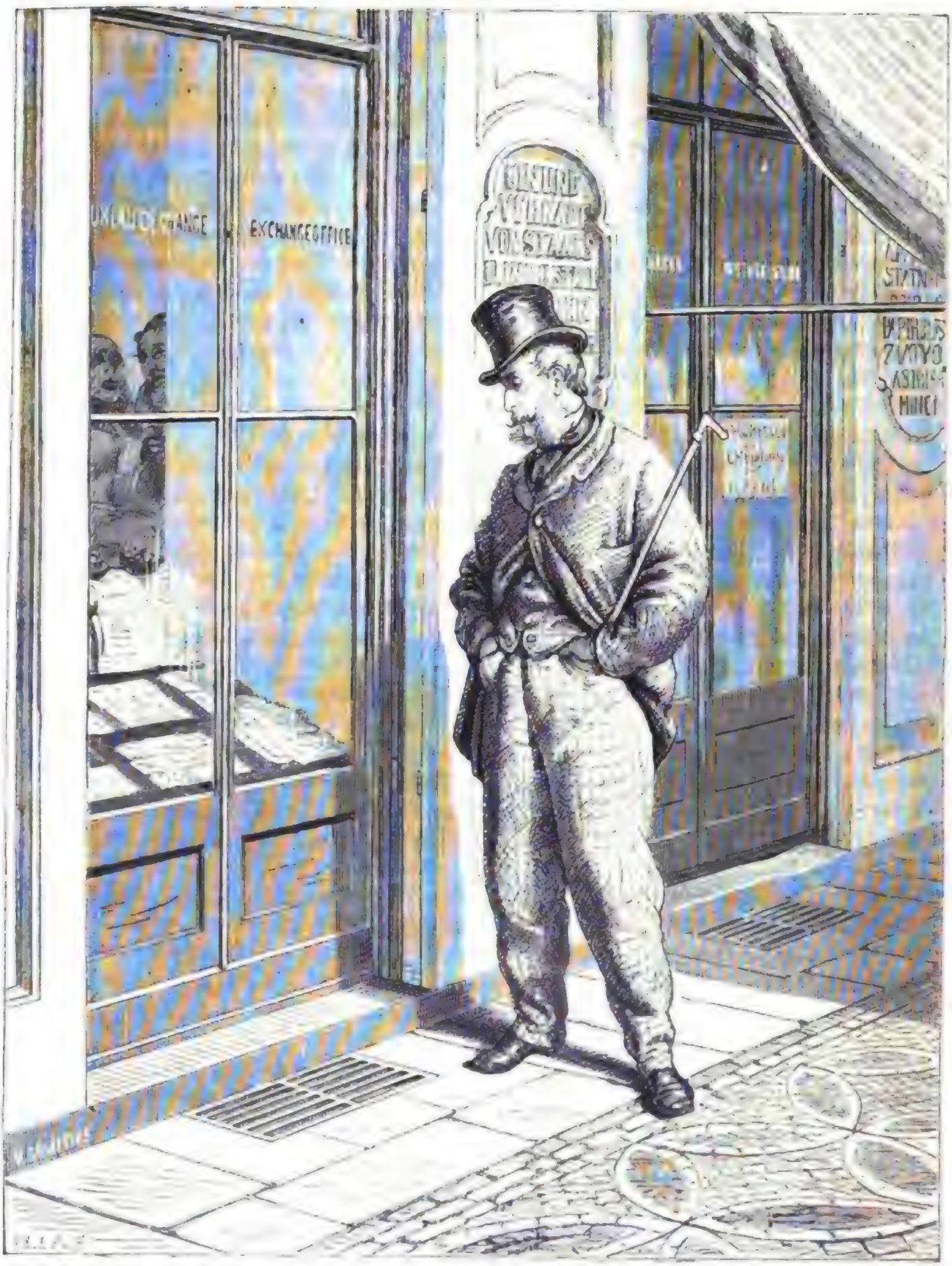
Digitized by Google

preußiſche Societät ſelbſt den Vulcan in ſeine Netze gezogen und der Schade, den ſeine Blitze beim Golf von Neapel anrichten, wird im Lande der Cichorien an der Elbe bei Heller und Pfennig vergütigt.

Die ſinkende Nacht mahnt jetzt zur ſchleunigen Rückkehr. Wir beſteigen wieder unſere Roſſe, mehrere Cavalcaden von Engländern und Amerikanern ſchließen ſich an und nun zeigt uns das Gorgonenhaupt des Berges ſein feuriges Antlitz. Die emporwirbelnden Flammen, die am Tage mit dem Sonnenlicht nicht rivaliſiren konnten, ſind jetzt glühend roth gefärbt, wie ein flammender Cataract ſtürzt in einer Breite von hundert Fuß die feurige Maſſe herunter und wirft einen hellen Schein auf die Felder. Er beleuchtet auch unſere Pfade und erſt als wir den Engpäſſen von Reſina uns nähern, zünden die Führer die Fackeln an. Bei dieſem magiſchen Schein und in dem Schweigen der Nacht, das nur von den Tritten der Pferde und den Zurufen der Führer unterbrochen iſt, geben wir die beſte Staffage zu einem modernen nächtlichen Genrebild mit ſtark aufgeſetzten Lichtern, und wie Rubens Blut unter ſeine Farben miſchte, ſo konnte hier der Künſtler in den Feuerſchein jeder Qualität, ſelbſt dampfender Cigarren, ſeine Palette tauchen. Endlich ſind wir wieder am primo albergo di Resina angelangt und der Wirth, Signor Antonio, ſeine Kappe lüftend, ſetzt uns nach einigen Begrüßungsformen von ſeiner ſchmerzlichen Sehnſucht in Kenntniß, mit der er auf ſeine Pferde gewartet habe. Und wirklich ſind noch immer Nachtſchwärmer aus fernen Landen da, die unſere vierfüßigen Märtyrer ſofort in Beſchlag nehmen; nur ein flüchtiges Deſſert von Johannisbrod iſt den Arabern gegönnt, und mit orientaliſchem Gleichmuth beginnen ſie wieder ihr nächtliches Tagewerk. Durch dieſe überhäuften Geſchäfte war es dem wackern Signor Antonio unmöglich unſere Frage wegen der Actiengeſellſchaft zu beantworten, er läßt gleich unſern Kutſcher vorfahren und ruft uns buon viaggio zu, und um ſeine Bildung zu zeigen ſogar ein bon voyage! Im ſauſenden Galopp, daß die Funken ſtieben, jagen Kutſcher und Stallknecht, auf kein piano hörend, mit uns nach der Heimat zurück; Jupiter, Orion und die Plejaden leuchten gnädig auf uns herab und in weniger als einer Stunde ſind wir wieder in Santa Lucia angelangt. So war die Land- und Bergpartie vom beſten Erfolg gekrönt geweſen und wir gedenken dankbar in mitternächtlicher Stunde eines gefeierten Fürſten, der durch improviſirte italieniſche Ausflüge ſtets ſeine poetiſche Kraft bis zu einer zweifelhaften Höhe geſtärkt hat. Er, der Vielgeliebte und Vielliebende, den die Könige einen Dichter und die Dichter einen König nannten, deſſen zweite Heimat Heſperien, König Ludwig von Bayern, empfiehlt angelegentlichſt als die höchſten Reize von Neapel das Wunderland der Umgebungen, und bei einer ähnlichen Gelegenheit beſchenkt ihn ſein ſchnaubender Pegaſus mit folgendem mehr wahren als poetiſch empfundenen Diſtichon:

„Willſt Du Neapel genießen, ſo darfſt Du darin nicht verweilen,
Fliehend genießeſt Du nur, ſo wie die Stadt, ſo die Welt.“

Digitized by Google



Nach einem Bilde von Barbitius. *Orst v. L. Ruff.*

Vor der Wechselstube.

Digitized by Google

Digitized by Google

Vor der Wechſelſtube.

Arthurs Monolog.

Arthur. Ja, ja, es gab eine Zeit, da man noch ein verfluchter Kerl war! Mit welcher Gleichgiltigkeit ging man damals an dieſen Lockvögeln zum Diebſtahl vorüber; man würdigte ſie kaum eines Blickes, dieſe aufgehäuften Goldſtücke aus aller Herren Ländern, dieſe Werthpapiere, Obligationen und Wechſel — und jetzt! — Wechſel, Wechſel! In dem einen Worte liegt mein ganzes Schickſal. Hätte ich nicht eine ſo verhängnißvolle Vorliebe für Wechſel gehabt, ſo wäre auch in meinem ganzen Leben kein ſo vollſtändiger Wechſel eingetreten. Aber der alte Lateiner ſagt ſchon: tempora mutantur et nos mutamur in illis! die Zeiten wechſeln und wir ziehen Wechſel in ihnen. Und mit all der Wechſelreiterei bin ich ſchließlich dahin gekommen, jetzt das ſchöne Lied:

„O Jerum, Jerum, Jerum
O quae mutatio rerum"

als das einzig berechtigte deutſche Nationallied anzuerkennen.

Aber iſt es ſchließlich mein Fehler? Nein. Der Wechſel iſt Naturgeſetz. Alles wechſelt: die Jahreszeiten, die Moden, die Liebe — wie hätte ich mich da den Wechſeln ganz entziehen können? Und ſie machten es Einem ſo bequem, die Hallunken, ſo lange man noch einige alte Tanten und Onkel zu beerben hatte! Der einfache Namenszug, quer geſchrieben, genügte, um die leere Börſe zu füllen, um alle koſtſpieligen Bedürfniſſe meiner Laura zu befriedigen. Ich geſtehe, daß ich von dieſen kalligraphiſchen Studien den umfaſſendſten Gebrauch machte.

Laura war wirklich ein liebenswürdiges Mädchen. Sie hatte das kleinſte Füßchen — nicht nur im Corps de ballet, das würde nicht viel zu bedeuten haben — die niedlichſten Händchen von der Welt; und wie allerliebſt verſtand ſie einen getrüffelten Faſan zu tranchiren und das beſte Stück ſtets für ſich zu behalten. Ja, es war ein ſeltenes Mädchen! Und ſie liebte mich ſehr, ſo lange ich bei Kaſſe war. Ja, ihre Liebe war in der That uneigennützig. „Arthur", hauchte ſie, als ich ihr mein erſtes Geſtändniß machte, „ich liebe Dich ſehr, aber ich habe kein klein Geld bei mir. Schenke mir doch die dummen Dinger, die ich vorhin in Deiner großen Brieftaſche geſehen habe." O, über dieſe Augen! Ein Luchs iſt kurzſichtig im Vergleich zur Sehkraft meiner Laura. Die dummen Dinger — himmliſche Naivetät! — die ſie erſpäht hatte, als ich unbedachter Weiſe meine Brieftaſche öffnete, waren vier bergiſch-märkiſche Stammactien, Nummer 3291, 3292, 3293 und 3294; ſie waren noch unverſehrt und ich freute mich darauf, die fälligen Coupons loslöſen zu können. „Kind", ſagte ich, „Dir iſt das Papier nichts nütze, und ich muß einige Thaler in der Taſche haben." Laura wußte Beſcheid. „Ich will Dir einen Coupon von jeder Actie leihen, Du kannſt mir's ja ſpäter einmal wiedergeben." Die Uneigennützigkeit rührte mich, ich trennte einen Coupon von jeder Actie und die Actien ſelbſt ſah ich verſchwinden auf Nimmerwiederſehen.

Damals war ich der reiche Herr Baron und meine Pferde hatten Ruf; als aber die Kataſtrophe hereinbrach, nannten mich die Leute einen leichtſinnigen Lump, und Laura ließ mich durch ihren Portier abweiſen, als ich mich bei ihr meldete. Und dieſer Lümmel, dem ich ſo manches Goldſtück zugeſteckt hatte, der bis zum Tage zuvor nie anders vor mir erſchienen war

Digitized by Google

als mit gekrümmtem Rückgrat, der Lümmel richtete die Bestellung auch mit aller erforderlichen Insolenz aus. Es war hart. Aber das Peinliche meiner Lage verhinderte mich nicht, den alten Calembourg zu machen: Laure est une chimère.

Scribe konnte allerdings sagen: „l'or est une chimère", und Meyerbeer konnte es in Musik setzen; Beide besaßen so und so viele Millionen; da läßt man sich eine solche Philosophie gefallen. Aber für uns arme Teufel steht die Sache doch anders.

Es war wirklich widerwärtig, als ich mit ansehen mußte, wie meine schönen Pferde für ein Spottgeld verkauft, meine Möbel und Bilder, Alles was ich hatte, unter dem Hammer an den Meistbietenden abgelassen wurden, und wie man mich dem betrübenden Anblicke blos dadurch entzog, daß man mich auf acht Wochen in das Schuldgefängniß sperrte. Meine Gläubiger merkten aber schließlich, daß es doch wol am gescheidtesten sei, wenn sie mich laufen ließen. Es war eben kein Pfennig mehr aus mir herauszuschlagen. Und so hatte ich denn die holde Freiheit wieder. Aber was nun? Meine Bekannten, die sich früher Freunde nannten und mir auch freundschaftlich gesinnt gewesen waren, so lange sie ihre Beine unter meinen Tisch ausstrecken konnten und meinen Sect tranken, ließen sich sammt und sonders verleugnen; und Einer derselben, dessen ich auf Straße habhaft werden konnte, pumpte mir einen österreichischen Gulden. Er begleite diese Spende mit sehr weisen Worten, erzählte mir, daß Lafitte und Rothschild mit viel weniger angefangen hätten, und versicherte, daß es ihn herzlich freuen würde, wenn er den Grundstein zu meinem künftigen Glücke gelegt hätte. Es war ein recht anständiger Mensch. Ich nahm den Gulden, wechselte ihn gegen 16 Silbergroschen preußisch Courant, kaufte mir drei Cigarren, aß ein Beefsteak, trank zwei Seidel und war damit fertig. Es war leider kein Winterabend, sonst hätte ich mich vermuthlich in die Spree gestürzt; aber es war sehr warm, und da ich schwimmen kann, mußte ich befürchten, daß der Versuch des Selbstmords durch Ertrinken höchstens den Charakter einer angenehmen Schwimmstudie annehmen würde, und deswegen verzichtete ich darauf.

In allen Schauerdramen erscheint im Momente der höchsten Noth irgend ein Retter. Man findet in diesen tragischen Situationen entweder das Ordenskreuz des Vaters, das man verkaufen kann, oder ein altes Familienandenken, welches noch Werth hat, oder sonst dergleichen. Ich fand nichts von alledem. Ich nahm meine Brieftasche, die ich schon hundertmal durchsucht hatte, in der Hoffnung, daß sich in irgend einer Tasche doch noch ein Thaler verirrt haben möchte, ich durchsuchte alle Taschen, ich fand nichts; einige nicht bezahlte Schneiderrechnungen, einige Briefe von meiner Laura — das war Alles.

Die Briefe zeichneten sich durch seltene Einfachheit aus. „Theuerster Arthur! Meine Mutter ist erkrankt. Ich gebrauche nothwendig einige Thaler. Der Dienstmann ist angewiesen, auf Deine Antwort zu warten. Stets Deine Laura. Nachschrift: Ich wollte den Dienstmann bezahlen, aber er war mit dem Briefe schon fort, und ich habe ihn nicht einholen können." Ja, meine Laura war in der französischen Literatur bewandert und kannte den alten Witz aus dem Palais Royal.

Ich setzte mich auf eine Bank „Unter den Linden" und versuchte, mich in die besseren Zeiten zurückzuversetzen, mich elegisch zu stimmen. Ich nahm einen Brief von Laura, entfaltete ihn und — wer beschreibt meine freudige

Ueberraschung — in demselben entdeckte ich vier fällige Coupons von bergisch-märkischen Stammactien. Ich las den Brief nicht mehr. Ich erinnerte mich jetzt dunkel, daß ich diese vier Coupons an dem Tage, als ich Laura's Herz gewann, von den Actien, die sie sich zum Andenken an mich ausgebeten, losgetrennt hatte. Wie diese Papiere in den Brief meiner Laura gekommen sind, begreife ich bis zur Stunde noch nicht. Ich nahm die vier Papierchen, drückte sie zärtlich an meine Brust und die Nummern, die sie trugen, 3291, 3292, 3293, 3294 gruben sich für ewig in mein dankbares Herz. Ich sah damals noch anständig aus, und es hatte nichts Auffälliges, als ich dieselben beim Bankier präsentirte und den Betrag mit nonchalanter Miene in die Westentasche steckte. Ich schickte meinem Wohlthäter die sechzehn Silbergroschen zurück und beschloß, von Stund' ab ein anderer Mensch zu werden. Ach, die verwünschten guten Vorsätze! Ich rechnete mir schon aus, daß sich Alles das ganz glatt machen würde. Da begegnete mir Laura. Sie kam aus dem Theater und mußte mich wol auf den ersten Blick erkannt haben, denn sie ließ den Wagen halten. O, über den Instinct des weiblichen Geschlechts! Sie ahnte es, die Falsche, daß ich noch Geld hatte. Na — darüber wollen wir nicht weiter sprechen. Drei Tage darauf befand ich mich in derselben Situation, in der ich mich drei Tage vorher befunden hatte. Ich besaß noch als den Rest meines einst nicht unbeträchtlichen Vermögens zwei preußische Silbergroschen, und dafür kaufte ich mir eine Cigarre. Ich rauchte die Cigarre im vollen Bewußtsein alles dessen, was mit ihr zu Ende ging, und ich fühlte: dies ist das Letzte Deines Eigenthums, das Du verzehrst. Ich war wirklich in weihevoller Stimmung. Ach, und die Cigarre hatte Nebenluft.

Vier Jahre sind seitdem vergangen. Ich habe mich redlich geplagt. Ich war Photograph, Schreiber bei einem Assessor, Volksanwalt, Theateragent, Annoncensammler, Colporteur und — ich darf es mir gegenüber gestehen — sogar Recommandeur bei einem Stereoskopencabinet, kurzum, ich habe die ganze Scala zweifelhafter Berufe erklommen, und da stehe ich nun, ich armer Thor. Wenn ich wenigstens noch einen reinen Papierkragen hätte! Es ist jämmerlich .... Es muß mindestens drei Uhr Nachmittags sein. Der unerbittliche Chronometer, den man nicht versetzen kann, weist wenigstens bei mir auf diese Stunde. Es sind glückliche Sterbliche, die Nachmittage haben. — Und eins von diesen jämmerlichen Papieren da würde genügen, um mich auf Gott weiß wie lange Zeit über Wasser zu halten. Ach, ich kenne diese Papiere. (Er beugt sich, um die im Schaufenster ausgelegten Werthpapiere näher zu mustern; plötzlich prallt er zurück).

Was ist das?! Entsetzliche Ironie des Schicksals! Ist es eine optische Täuschung? Nein! Nein! Wahrhaftig! (Er liest) „Bergisch-märkische Stammactie 3291, 3292, 3293, 3294!" Auch dieser Stamm ist bald entblättert; Laura, welche Macht war im Stande, ihn von Deinem Herzen zu reißen! Hast auch Du den bitteren Kelch der Leiden getrunken? — Bei alledem weiß ich immer noch nicht, wo ich heute zu Mittag essen werde. .... Eine Idee! Ich werde Laura's Portier anpumpen.

Eine weibliche Stimme. Extrablatt! meine Herren! Extrablatt! Einen Groschen!

Arthur. Hilf Himmel, die Stimme kommt mir sehr bekannt vor! (Dumpf und tonlos.) Wahrhaftig, es ist Laura! (Er drückt den Hut in's Gesicht und geht schnell ab.)

Paul Lindau.

Digitized by Google

Der Geist der Mutter.

Eine Gespenstergeschichte von **Meta Wellmer.**

Die Güter des Grafen U. in Schlesien waren durch den Siebenjährigen Krieg verwüstet worden und zu Ende desselben um einen Spottpreis in andere Hände übergegangen. Der älteste und einzige Sohn des Grafen, welcher noch vier jüngere Schwestern hatte, mußte darnach trachten, daß ihm eine reiche Heirath die Mittel zu einer standesgemäßen Existenz sichere, und es wurde sogar von ihm erwartet, daß er auch noch seine Schwestern durch den neuen Glanz und Reichthum seines Hauses zu ebenbürtigen, guten Partieen verhelfe. Doch ehe noch dieser Ernst des Lebens an den jungen Grafen trat, hatte er bereits sein Herz an die damals siebzehnjährige Freundin seiner jüngern Schwester, ein gleichfalls armes sächsisches Fräulein verloren. Julie von S. war ein blondes, blauäugiges, sanftes, liebenswürdiges und liebefähiges Mädchen, das im dunklen, blassen, jungen Grafen Georg den Inbegriff aller männlichen Tugenden und ritterlichen Schönheit erblickte und seine Neigung erwiederte. Kaum tauchte indeß in dem Kopfe des alten Grafen U. eine schwache Vermuthung von diesem lange geheim gehaltenen Liebesverhältniß seines Sohnes auf, als er die nächste, beste Gelegenheit — es war wieder ein harter Geldverlust — benutzte, um feierlich seinem Sohne zu eröffnen, daß die letzte Hoffnung seiner verarmten Familie sich auf eine reiche Heirath gründe, welche er für ihn ausersehen. Wirklich hatte der alte Graf bisher im Stillen schon Berg und Thal in weitem Umkreise nach einer reichen Partie für seinen Sohn durchforscht und endlich gefunden, was er suchte. Es war dies eine polnische Erbtochter, Baronesse Wanda von B., eine zwanzigjährige Waise von schier unermeßlichem Reichthum. Dieser Vorschlag traf Graf Georg wie ein Blitz aus heiterm Himmel. Alsobald erklärte er seinem Vater aufrichtig, sein Herz gehöre bereits einem andern Mädchen, welches ihn ebenso innig liebe wie er sie, und daß er Liebe in einer Hütte dem Reichthum mit Gewissensbissen und Herzweh vorziehe. Da tobte und stürmte der Vater, er drohte mit Verstoßung des Sohnes, falls er nicht diese thörichte Chimäre aufgebe. Dies Wüthen machte indeß keinen Eindruck auf das Herz des Jünglings, seine Liebe gab ihm die Kraft, dem väterlichen Zorn zu trotzen. Doch als sein Vater plötzlich wie gebrochen und überwältigt ihn beschwor und mit Thränen in den Augen anflehte, diese kindische Neigung dem Glück und Trost seiner alten Tage, so wie der Zukunft seiner Schwestern zu opfern, da fühlte sich Graf Georg zu schwach zum Widerstande. Mit unendlichem Weh faßte er den Entschluß, mit seines Herzens Vergangenheit zu brechen und gab den Bitten und Thränen seines Vaters Gehör. In seinem Innern aber sah es aus wie in Coriolan's Seele, als er seiner Mutter zurief: „O Mutter, Rom hast Du gerettet, aber Deinen Sohn hast Du verloren!" Wer hätte den Muth Georg zu tadeln, daß er ein gehorsamer Sohn war, daß er seine erste Liebe dem Glück und Trost seiner Familie opferte? Und doch — ein

Digitized by Google

Mann giebt nie ungeſtraft ſeine erſte reine Liebe auf, er zerreißt hierbei ſchmerzlich und krankhaft eine himmliſch tönende Saite ſeines innern Menſchen, ein Mißton entſteht, die Harmonie des Weſens fehlt für's Leben. Die blaſirten Leute der Jetztzeit ſagen freilich, das kommt täglich vor! Allein, dies ändert nichts am Reſultate. Täglich auch werden harmoniſche Exiſtenzen ſeltener. Im vergangenen Jahrhundert war es noch anders in Deutſchland, das damals in der Werther-Periode lebte und fühlte.

Graf Georg ließ ſich im Hauſe des Vormundes, bei welchem Wanda von B., lebte, vorſtellen. Sein Vater, ein liebenswürdiger Geſellſchafter, gewann noch eher als er ſelbſt die Freundſchaft des Vormundes und die Gunſt der Erbtochter, doch als er für ſeinen Sohn, den ſchönen Grafen Georg, um die Hand Wanda's anhielt, da war auch dieſe mit dem ſie intereſſirenden ernſten und ſchönen Graf Georg als Bräutigam und Gemahl einverſtanden. Der beſorgte und erfreute Vater fixirte hierauf mit ſolcher Haſt den Hochzeittag, daß kaum der Mond zweimal gewechſelt hatte ſeit der Scene mit ſeinem Sohne und dieſer Feierlichkeit. Die Freiin Wanda ſchien leiblich wie geiſtig faſt das Gegentheil der ſanften, blonden, weißen Julie v. S. Sie war eine lebhafte, nicht unintereſſante Brünette, gebildet, talentvoll, allein ein etwas vom Glück verzogenes Kind, dem Alles im Leben nach Wunſch gegangen, und die auch ſehr wol wußte, wie viel ſie ſelbſt und ihre goldene Hand werth war. Sie hatte ſich natürlich eingebildet, ihr Gemahl werde ſich durch ihren Beſitz überglücklich fühlen und ihr als Sclave zu Füßen liegen. Dem war aber nicht ſo und dieſe erſte herbe Täuſchung ihres Lebens und Herzens machte ſich der geſcheidten jungen Frau gar bald bemerklich. Als Graf Georg nach den erſten Sturm- und Drangwochen ſeines neuen Standes, der neuen glänzenden Exiſtenz, die er führte, und des ungewohnten Reichthums, der ihn umgab, gewiſſermaßen wieder zur Beſinnung kam, ward er von Tag zu Tag kälter gegen ſeine Frau, noch ſchweigſamer, ernſter, trüber als zuvor. Wie auf Verabredung ſuchten indeß beide Ehegatten ihr geſpanntes Verhältniß ihren Verwandten und der Welt zu verbergen. Die feurige Polin, welche bald die Urſache von ihres Mannes düſtrem Sinnen ergründet hatte, gab ſich Mühe aus Stolz gleichgiltig zu ſcheinen, der Graf überwand ſich aus Rückſicht gegen ſeinen Vater und ſeine Schweſtern. Noch vor Jahresfriſt hielt indeß Gräfin Wanda ihren Erſtgeborenen in ihren Armen und alle Liebe ihres reichen Herzens concentrirte ſich nun auf dies Kind in einem Grade, der ſie ſcheinbar vergeſſen ließ, daß ihr kleiner Addas eben doch auch ſeines Vaters Sohn ſei. Sie wollte ihm offenbar durch ihr gehäuftes Maß von Liebe die fehlende Vaterliebe mit erſetzen. Doch ihre Zärtlichkeit und Sorge für dies Kind nahm mit den Jahren einen krankhaften Charakter an. Sie wußte ihren Liebling nirgends ſicherer als in ihrer Nähe, trennte ſich daher Tag und Nacht nicht von ihm, litt ſeine kleinen Leiden, als Zahnen, Huſten, an ihrem eigenen Körper mit; ſie glaubte ihn von eingebildeten Gefahren umſtellt, kurz, ſie ward zur hektiſch-aufgeregt nervöſen kranken Frau, während ihr Söhnchen roſig und geſund aufwuchs. Dieſer Zuſtand dauerte fünf lange Jahre, da endlich brach die unglückliche, ſo ängſtlich liebende Mutter ob dieſer beſtändigen Spannung leiblich wie geiſtig zuſammen. Für alles Andere als ihr Kind von normal klarem Bewußtſein fühlte ſie ihr Ende nahen. Leidenſchaftlich preßte ſie oft den braunlockigen Knaben an ſich und rief: „Komm' mit mir, Du biſt allein und ungeliebt auf der Welt, wenn ich ſterbe", ja in ihrem Paroxismus dachte

sie oft daran ihr Kind lieber zu ermorden, als mutterlieblos zurückzulassen. Endlich raffte sie die ihr noch gebliebenen Kräfte zusammen und schrieb einen flehenden Brief an ihren Vormund, sie — die Sterbende — zu besuchen und ihren letzten Willen entgegenzunehmen. Ihr väterlicher Freund kam; sie öffnete ihm ihr Herz, sie klagte ihm, wie sie von ihrem Manne wegen einer Jugendliebe vernachlässigt worden sei, schilderte ihre unglückliche Ehe, ihre Angst und Sorge für ihres Sohnes Leben und Ergehen, und sagte, daß sie nicht ruhig sterben könne, ehe sie über das Schicksal ihres Sohnes verfügt und dessen Leitung und Erziehung seinen treuen Händen anvertraut wisse. Da jedoch Addas bald sieben Jahre zählte und dies der Zeitpunkt ist, an welchem ein Vater, selbst wenn er von seiner Frau geschieden lebt, sein und ihr Kind gerichtlich reclamiren kann, so war die Einwilligung Graf Georg's zu Addas Erziehung außer seinem Hause bei seinen mütterlichen Verwandten nothwendig. Auch durch Graf Georg's Brust hatten während dieser letzten Jahre Stürme getobt, die ihn den Zustand seiner Frau übersehen ließen. Julie von S. siechte allmälig aber unaufhaltsam dahin. Die Nachricht von der Verheirathung Graf Georg's hatte diese Blume geknickt; sie brach ohne einen Vorwurf, ohne eine Klage die Correspondenz mit seiner Schwester ab, reiste zu Verwandten nach Dresden, schlug dort einen ihr bald gestellten vortheilhaften Heirathsantrag aus und erwartete mit bereits halb gebrochenem Herzen den Tod. Graf Georg wußte sich indeß von Monat zu Monat, wie zur Selbstpeinigung und Buße durch Freunde Kunde von Julien's Zustand zu verschaffen und sein Herz pochte fieberhaft aufgeregt, wenn er von dem schleichenden Fieber des ihrigen hörte. So waren drei Menschen, ein schuldiger und zwei schuldlose, tief unglücklich durch diese Geldheirath geworden, statt daß zwei derselben durch eine Neigungsehe hätten zufrieden werden können. Es bleibt einer spätern Periode der Menschheit aufbehalten zu untersuchen, welche Einbuße an wahrer innerer Befriedigung der Reichthum mit sich führt. Unser Zeitalter ist zu hitzig im Jagen nach Geld und Gut, um diese Berechnung unparteiisch vornehmen zu können.

Als Wanda's Vormund, Graf Georg, eröffnete, daß seine Gattin dem Tode nahe sei, frappirte ihn diese Nachricht als eine völlig unerwartete, so wenig hatte er sich um das Wohl und Wehe dieses Wesens bekümmert. In seine düstere Seele fiel indeß — schaurig ist es zu sagen — aus dieser Todesankündigung ein Lichtstrahl. Er erhob gegen die letzten Verfügungen seiner Frau keinerlei Einsprüche, suchte in keiner Weise seine väterlichen Rechte geltend zu machen und willigte selbst mit Hintansetzung seines eigenen Vortheils in alle ihre Bestimmungen. Sein Geist sah in diesen Stunden und Tagen ein anderes Glück als Reichthum für sich in der Zukunft. Die Bestimmungen Wanda's gingen dahin, daß Addas bei seinen Verwandten in Polen erzogen werden und leben sollte, daß sein Vater nur bis zum Zeitpunkt der Majorennität seines Sohnes die Nutznießung der mütterlichen Güter haben solle, deren alleiniger Besitzer indeß Addas zu jenem Zeitpunkte werden würde. Eine jährliche Summe zur Erziehung wurde gleichfalls festgesetzt. Als Wanda mit glühenden Augen und gespannten Zügen dies ihr Testament von der Gerichtsperson und vor den Zeugen vorlesen hörte und vom Vater ihres Sohnes unterzeichnet sah, nachdem sie es in Breslau bei der Regierung niedergelegt wußte, da ward sie ruhiger aber auch schwächer und stiller. Sie lebte nach diesem Acte noch neun Tage und verschied mit

Digitized by Google

segnend auf ihres Kindes Haupt gelegten Händen. Ihre letzten Worte waren: „Werde glücklich, glücklicher als ich!“ doch die letzten drei Tage ihres Lebens lag sie sprachlos, und nur ihre Blicke und Bewegungen suchten noch das geliebte Kind.

Vierzehn Tage nach Wanda's Tode fuhren zwei Reisewagen aus des Grafen Georg Schloß ab. Am frühen Morgen reiste in einem derselben Wanda's Vormund mit Addas und dessen Bonne östlich nach Polen. Nachmittags verließ Graf Georg im andern den Schloßhof, er eilte westwärts nach Dresden an Julien's Krankenbett.

Wir überspringen nun einen Zeitraum von fast fünfzehn Jahren und sehen uns im Jahre 1788 wieder in des Grafen Georg Schloß in Schlesien um. Dort waltet als Herrin eine mildblickende zarte Matrone, eine zufriedene Mutter, es ist die Gräfin U., ehemals Julie v. S. Der Zweig, welcher schon geknickt schien, war durch der Liebe Pflege und Sorge wieder aufgerichtet worden, er hatte geblüht und Früchte getragen. Sechs Söhne und drei Töchter erfüllten mit ihren hellen Stimmen und fröhlichen Spielen die geräumigen Hallen und den schönen Park des Schlosses. Solch' eine muntere gesunde Kinderschaar mag wol auch das Herz der Eltern froh stimmen. Und dennoch war Graf Georg, der Vater dieser Söhne und Töchter, seit mehreren Jahren schon still, in sich gekehrt, traurig, und seine schwarzen Haare färbten sich ungewöhnlich rasch grau, gerade als trüge er einen tiefen Gram im Herzen. Er trug ihn auch wirklich und allein und ungetheilt. All' diese geliebten Kinder, welche ihm das Weib seines Herzens geboren, sind arm — obgleich im sorgenfreisten Wohlstande aufgewachsen — wenn der ungeliebte Sohn der Fremden kommt und sein reiches mütterliches Erbe begehrt. Graf Georg hatte es nie über sich vermocht, seiner Julie diesen Thatbestand zu enthüllen, sie wußte nichts von jenem Testamente, sie glaubte ihren Stiefsohn mit Geld und irgend einem Gute in Polen abgefunden. Vor sieben Jahren hatte Addas mit seinem Vormunde einen Besuch bei seinem Vater gemacht und sich unbefangen der kleinen Brüder und Schwestern gefreut, denn auch er kannte damals noch nicht den Inhalt des mütterlichen Testamentes, doch seither war ihm derselbe von seinem Vormunde mitgetheilt worden, und es waren nun abermals fast sieben Jahre verflossen und die Zeit seiner Majorennität rückte heran. Er kehrte gerade mit seinem Hofmeister von der grand tour der jungen Edelleute jener Zeit, zunächst von dem im letzten Königsglanze schimmernden Versailles zurück. In kühl respectvoller Weise hatte er stets mit seinem Vater correspondirt und war dessen Wünschen und Rathschlägen immer nachgekommen. In Dresden erhielt er einen Brief seines Vaters, der ihm rieth sich von seinem Hofmeister dort zu trennen und auch seinen Bedienten zu verabschieden, da sein Hausstand in Schlesien schon ernannt sei, wenn er als Herr seine Güter übernehme. „Du triffst mich“, fügte sein Vater hinzu, „gegen Ende October auf dem Jagdschlößchen M., ich denke, es wird Dir besser gefallen, dort in eine größere Jagdgesellschaft meiner Freunde eingeführt zu werden, als in die Kinder- und Schulstuben meiner zahlreichen Familie auf Schloß B. Dein Vormund wird auch von mir eingeladen werden.“

An einem nebeligen Herbstabend, es war der 29. October, fuhr Graf Addas mit Extrapost bei dem Jagdschlößchen M. vor. Es lag so einsam zwischen Wäldern und Seen, daß, ohne eine dunkle Erinnerung Addas', der

Digitized by Google

Postillon kaum den richtigen Weg dahin gefunden hätte. Beim Anblick des Jägerhauses oder Schlößchens klopfte indeß Addas' Herz, denn nicht nur sollte er jetzt seinen Vater nach sieben Jahren wieder sehen, sondern auch dessen Freunde, die vielleicht seine Mutter oder ihn als Kind gekannt hatten. Zudem tauchte jetzt sehr lebhaft ein kurzer Aufenthalt hier mit seiner seligen Mutter in seiner Erinnerung auf. Als er vorfuhr, kam Niemand aus dem ziemlich verfallen aussehenden Schlößchen, um ihn zu empfangen; er trat daher in die offene Thür desselben, dann in ein Zimmerchen rechts an der Hausthür, das gleichfalls offen stand. In diesem wohnte die alte Wittwe eines frühern gräflichen Revierjägers, die hier ihren Ruhesitz hatte, und bei ihr lebten nur die zwei Kinder ihrer verstorbenen Tochter, ein Mädchen von zehn und ein Knabe von sieben Jahren. Addas gab sich der Alten zu erkennen und fragte nach seinem Vater und der erwarteten Jagdgesellschaft. Es dauerte lange ehe er sich ihr verständlich machen konnte, denn sie war schwerhörig, dann aber bezeigte sie ihm ihre Freude den Sohn der gnädigen ersten Gräfin zu sehen, versicherte aber, es seien ihr keine Jagdgäste angekündigt; der Herr Graf U. habe so viele Jagdschlößchen, da müsse wol eine Verwechselung oder ein Irrthum des Namens stattgefunden haben, zwei Stunden von M. sei ja das Revier und Schlößchen, wo alljährlich die Jagden abgehalten zu werden pflegen, hier haben schon lange Jahre keine mehr stattgefunden, denn es sei gar wenig Einrichtung Gäste zu empfangen u. s. w. Im Ganzen war Graf Addas froh noch einige Tage der Ruhe vor sich zu haben, ehe er in seine neue Lebensstellung eingeführt werden sollte und freute sich, die Alte von seiner Mutter erzählen zu hören. Es dunkelte schon, der Postillon fuhr zurück, die Kinder der Großmutter schliefen bereits und sie selbst führte nun ihren jungen Herrn in das einzige zur Nachtherberge eingerichtete Zimmer, in welchem manchmal der Oberförster von des Grafen sämmtlichen Waldungen schlief, wie sie sagte, wenn ihn seine Inspectionsreisen hierher führten. Auch eine warme Suppe und kalten Hasenbraten wußte sie rasch dem müden Reisenden aufzustellen. Das große, nothdürftig meublirte Gemach des ersten Stockwerks, in welches Addas geführt wurde, enthielt jedoch eine Zierde, wodurch es in seinen Augen schöner ward, als die Prachtgemächer in Versailles. Es war das lebensgroße Bildniß seiner Mutter. Aber wie kam dies herrliche Bild hierher in dies verlassene Jagdschlößchen? Mit Wehmuth dachte Addas daran, daß dessen Anblick vielleicht der zweiten Frau seines Vaters peinlich sei; doch wie Unrecht that er ihr in dieser Vermuthung! Julie wußte nicht einmal, daß ein solches Portrait existire. — Gedanken, die in die Zukunft flogen, und Erinnerungen, die in der Vergangenheit weilten, durchzogen seinen Kopf und nur die jugendlich unabweisbaren Ansprüche nach Schlaf ließen ihn gegen zehn Uhr Ruhe finden. Er hatte schon einige Stunden erquickenden Schlafes genossen, als er erwachte. Die Nacht war stockfinster und er mußte sich ordentlich darauf besinnen, wo er sei. Nachdem er indeß einige Zeit mit offenen Augen gelegen, unterschied er die Gegenstände im Zimmer besser, ja allmälig ward es gar sonderbar und unerklärlich hell darin. Vom Bilde seiner Mutter her schien sich Licht im Zimmer zu verbreiten. So war es in der That. Die Gestalt seiner Mutter allein stand wie strahlend durchsichtig dort an der Wand. Addas glaubte in Fieberträumen zu liegen, er richtete sich im Bette auf und heftete seine Blicke starr auf das Bild — da, o Wunder! — scheint sich das Bild zu beleben, er sieht ganz deutlich, wie die Züge seiner Mutter den Ausdruck großen Schreckens,

Digitized by Google

tiefen Grams annehmen, er sieht sie die Hände ringen, verzweifelte Geberden machen. Addas sagt sich verwirrt: „Was hat dies zu bedeuten? Gewiß, ich bin dem Wahnsinne nahe!“ denn plötzlich wird noch ein anderer seiner Sinne, das Gehör, mit in den Bereich dieser Gespensterwelt hineingezogen, er hört sehr deutlich, wie vorsichtige Schritte seinem Zimmer sich nahen. Jetzt springt er aus dem Bett, doch in demselben Augenblick ist auch seine Mutter leibhaftig aus dem Bilde herausgetreten und zur Thür hingestürzt. Wie beschützend hält sie die Geisterarme ihm zugewendet, daß er fern bleibe. Nun wird wirklich die Thür behutsam geöffnet und, o Grauen! das Licht, welches von der Gestalt seiner Mutter ausströmt, läßt ihn die wild verstörten Züge seines Vaters erkennen, er hört dessen entsetzten Aufschrei beim Anblick von seiner Mutter Gestalt, ein Geräusch, wie den Fall eines Gegenstandes und die eilige Flucht eines Menschen den Corridor entlang. Nun ist Alles wieder stockfinster im Zimmer, doch er eilt dem Entfliehenden nach, der indeß schon unten im Erdgeschoß läuft, er hört dann eine Thür zuschlagen und nach außerhalb des Hauses das Geräusch des Laufenden . . . Der kalte Schweiß rinnt ihm von der Stirn, seine Kniee wanken, er stützt sich auf das Gesims eines zerbrochenen Fensters im Gange und starrt in die Nacht hinaus, seine Sinne schwinden ihm — als er wieder zu sich kommt, beginnt der Morgen zu grauen, er sucht sein Schlafzimmer auf — o, es ist leicht kenntlich! — an der Schwelle desselben liegt seines Vaters Hirschfänger mit dem schön verzierten Griff — den er aus der Hand des Mörders vor einigen Stunden fallen hörte. — Er weiß genug.

Knieend, betend nimmt er von dem Bilde seiner Mutter, deren dunkle Augen ihn geheimnißvoll, aber regungslos anblicken, Abschied, rafft sein Reisegepäck auf seine Schultern, steckt auch das Mordinstrument zu sich und verläßt in der Morgendämmerung das Haus, ein zweites Leben zu beginnen. Im nächsten Waldsee entledigt er sich seines entbehrlichen Gepäcks — mag man glauben, er habe in demselben seinen Tod gesucht oder gefunden, wenn man einst Stücke desselben wieder auffinden sollte — auch das Mordmesser schleudert er mit einer Verwünschung des Reichthums hinein. Er zieht durch die Wälder des Riesengebirges nach Prag, dort verkauft er, was er an Pretiosen besitzt, seine Uhr, seinen Siegelring u. s. w. und reist über Straßburg nach Paris zurück.

Wir können uns nun kurz fassen. In Paris nahm er einen andern Namen an und bildete sein bedeutendes Talent zum Zeichnen, das er als Dilettant bisher ausgeübt, weiter aus, um sich dadurch seinen Lebensunterhalt zu erwerben. Manch' schönes Werk, das nachmals in Paris erschien, hat er illustrirt. Dort lebte er bis in die zwanziger Jahre dieses Jahrhunderts; er hat während der Revolutionsstürme ein armes verlassenes Mädchen aus Neigung geheirathet und ist in seiner bescheidenen künstlerischen Wirksamkeit, so wie in seiner Ehe zufrieden gewesen. Kinder hat er nicht hinterlassen. Seiner Gattin mag er wol seine dunkle Geschichte anvertraut haben, denn sie ist in Frankreich bekannter geworden als in Deutschland. So hatte z. B. der deutsch-französische Dichter Chamisso sie dort gehört und in deutsche Verse gebracht unter dem Titel: „Der Geist der Mutter“, welchen Titel, als den passendsten, auch ich gewählt habe, obgleich mir die vorstehende Erzählung aus französischen und deutschen Quellen zukam, und daher von der Darstellung Cha. isso's (das in Terzinen verfaßte Gedicht findet sich in der Kurz'schen Ausgabe, Bd. I. S. 388) in einigen Einzelheiten abweicht.

Digitized by Google

Die alte Jägersfrau ward mit ihrer Geschichte, daß der junge Graf Addas eines Abends bei ihr angekommen und am nächsten Morgen verschwunden gewesen sei, für verrückt gehalten, und sie ist es auch wirklich fast darüber geworden, daß Niemand ihr glauben wollte. Alle factischen Nachforschungen nach Graf Addas von Seiten des polnischen Vormundes, so wie alle fictiven seines Vaters blieben erfolglos. Nach einer Reihe von Jahren ward Graf Addas als verschollen und gestorben erklärt und seine Güter gingen nun rechtmäßig in den Besitz von seines Vaters Familie über, dessen Geschlecht noch heute zahlreich in Schlesien blüht. Graf U. starb, von seiner Familie geliebt, von seinen Standesgenossen geachtet, von seinen Untergebenen geehrt, scheinbar ruhig nach kurzer Krankheit in hohem Alter. Ein halbes Jahrhundert früher aber ward in Frankreich ein unschuldiger, tugendhafter Mann, Jean Calas, als angeblicher Mörder seines Sohnes ungerechter Weise schimpflich und qualvoll durch das Rad hingerichtet. Wir schließen seufzend: o Unfehlbarkeit der irdischen, menschlichen Justiz!

Digitized by Google

Büchertisch des Salon.

Der Krieg hat Alles, was uns in Friedenszeiten beschäftigte, für eine Weile gänzlich zurücktreten lassen. Doch es war unseres Volkes und der von ihm errungenen Siege würdig, daß der Zusammenhang in der literarischen Arbeit durch keine Stockung zerrissen ward; und es ist vielleicht die schönste Huldigung, die wir unseren von Schlacht zu Schlacht glorreich fortschreitenden Heeren darbringen können, daß wir jetzt, wo der Krieg seinem Ende naht, den Faden genau da wieder aufnehmen, wo wir ihn bei Beginn desselben fallen ließen. Denn, Dank der Heldenthaten unserer Armee auf fernen Ruhmesfeldern, sind die stillen Poetenstübchen daheim unberührt geblieben, standen die Pressen keinen Augenblick still, konnte das Publicum nach angestrengter Tagesarbeit in den Schöpfungen unserer Dichter Sammlung und Ruhe finden.

Wenn wir unsere Rückschau mit Gutzkow's letztem Roman „Die Söhne Pestalozzi's" (Berlin, Janke, 1870) beginnen, so werden wir freilich nicht mehr in der Lage sein, etwas Neues über dieses Buch zu sagen, welches bereits seit längerer Zeit Eigenthum der Lesewelt ist. Jedermann, der sich mit deutscher Literatur beschäftigt, kennt es; es ist verdientermaßen von den hervorragendsten unserer Kritiker gewürdigt worden. Man weiß, daß den Mittelpunkt des Romans die Erziehungsfrage bildet, und es soll kein Tadel sein, wenn hinzugefügt wird, daß Gutzkow sie vorwiegend negativ beantwortet hat. Es ist eigentlich mit allen großen Problemen nicht anders. Der Philosoph mag uns zeigen, wie das Leben sein sollte; der Romanschriftsteller hat die Pflicht, uns zu zeigen, wie es ist. Nun aber ist es das Schicksal der Ideen, daß sie der menschlichen Hand bedürfen, um in's Leben eingeführt zu werden: ihre Gestalt ist nicht nur den menschlichen Irrthümern, sondern sogar allen menschlichen edlen und unedlen Leidenschaften preisgegeben. Wie richtig ist der Gedanke, der dem Pestalozzi'schen System zu Grunde liegt, indem er, nicht auf das Individuelle, sondern auf das allgemein Menschliche gerichtet, die Erziehung aus der Sphäre des Experiments und der Willkür in die des Gesetzes und der festen Ordnung erhebt. Allein wenn schon im eigenen Leben des Reformators ein klaffender Widerspruch sich öffnet zwischen Pestalozzi, dem Denker, und Pestalozzi, dem Schulmann; wenn seine nach dem Plane harmonischer Haushaltung gegründeten Institute zuletzt in Zerrbilder der Unwirthschaftlichkeit ausarteten: was konnte da viel von seinen Nachfolgern, die sich seine „Söhne" nannten, erwartet werden? Wenn daher die leitenden Vertreter der Pestalozzi'schen Ideen in Gutzkow's Roman Schwächlinge sind, wie Lienhard Nesselborn, der Abtrünnige, wie Schulrath Vögendorf: so zeigt er uns in der Figur von Gertrud, daß der eigentliche Sohn Pestalozzi's — eine Tochter ist! Wir halten dies für einen feinen und beherzigenswerthen Wink des Dichters, welcher vor Allen die Frau für berufen erklärt, an der Lösung

Digitized by Google

der Erziehungsfrage mitzuwirken. Geleitet von einem natürlichen Instinct, ist die Frau viel weniger als der Mann jenen Verirrungen ausgesetzt, zu welchen das starre Festhalten an der Theorie sogar die Aufrichtigen hinreißt; und hier, in diesem Roman, wo der „Ur- und Naturmensch", welchen Pestalozzi nur geträumt, in der Wirklichkeit gefunden ist, würden die Söhne Pestalozzi's ein Unding, eine Carricatur aus ihm gemacht haben, hätte Gertrud's Einfluß ihn nicht gerettet. Dieser Urmensch, welcher bis an die Grenze des Jünglingsalters durch ein Verbrechen in vollständiger Isolirung erhalten worden ist, trägt die wesentlichen Züge von Kaspar Hauser; allein es war eine eminent geistreiche Combination des Dichters, mit der Geschichte seines Findlings, Theodor Waldner, Etwas von der Geschichte Richard Savage's, jenes unglücklichen Sohnes der Gräfin Macclesfield, zu verbinden, welchen Gutzkow bereits in einem seiner früheren Werke zum Helden eines Trauerspiels gemacht hat. Wir erhalten auf diese Weise statt des räthselhaften Troglodyten, welcher in die Welt kam, man weiß nicht wie, und aus der Welt ging, man weiß nicht wie, das Verhältniß der verbrecherischen Mutter zu ihrem verleugneten Sohn, die Motive des Verbrechens und zuletzt die Sühne desselben. Dieses allein, und nicht das ungelöste Abenteuer im Dasein Kaspar Hauser's konnte den Dichter anziehen; und hier in der That beginnt sein Roman. Mehr als die Söhne Pestalozzi's nimmt der bedauernswerthe Gegenstand ihrer pädagogischen Versuche, Theodor Waldner, unsere Theilnahme in Anspruch; und sie Alle werden überragt von der düstern und energischen Gestalt seiner unnatürlichen Mutter, der Gräfin Wildenschwerdt. Es würde der Intention des Dichters nicht entsprechen, wenn man sie die Heldin des Romans nennen wollte; doch sie beherrscht denselben kraft des Rechts ihrer Superiorität. Wenn es eine Hoheit des Verbrechens gäbe, so würde man sie ihr zuerkennen dürfen. Mit vollendeter Kunst hat Gutzkow diesen Charakter ausgemalt; es ist kein angenehmer, kein sympathischer Charakter, das muß zugegeben werden; aber die Ganzheit und Logik ihres Wesens versöhnt den Widerwillen, den man gegen sie empfinden möchte. Wenn man den Roman als ein Ganzes überschaut, so bildet sie die Centralfigur desselben; und die pädagogischen Partien treten als nebensächlich zurück. Zwar sind diese mit der Entwickelung des Romans auf das Engste verknüpft; aber sie sind reflectirend gehalten und wirken daher retardirend, während Alles, was zur eigentlichen Fabel gehört, im raschesten Tempo der Bewegung fortschreitet, voll Leben und Farbe. Ganz besonders reich ausgestattet und sorgfältig durchgeführt sind die Nebenfiguren, in denen sich als Contrast zu den überwiegend düster oder pathetisch gehaltenen Hauptträgern der Handlung der Humor auf das Allererquicklichste ausspricht, und zwar in einer sprudelnden Fülle, wie wir ihn bei Gutzkow selten glücklicher gefunden haben. Der alte Bartel, der Doctor Staudtner, der Fürst Porphyrogenitus sind die verschiedenen Incarnationen dieses Humors, wie sie sich in der gegebenen Mannigfaltigkeit nur in dem bewegten Leben der deutschen Stadt finden mögen, in welcher der größte Theil des Romans spielt. Die bunte Menge der auf- und niedertauchenden Erscheinungen, die Blicke, die man in die heterogensten Gesellschaftsclassen wirft, die Wahrheit, mit der alle diese Gruppen behandelt, und die Kunst, mit der sie dem Ganzen untergeordnet sind, hinterlassen dem Leser einen Eindruck, als ob er nicht von der Lectüre eines Buches aufstände, sondern aus dem Salon und von der Straße zurückkehrte, wo sich Alles vor seinen Augen begeben, was darin er-

zählt und geschildert worden. — Außer seinem großen Roman liegt uns noch eine Sammlung „Novellen und Skizzen“ von Karl Gutzkow (Stuttgart, Eduard Hallberger) vor. Wir finden in derselben jene geistreiche Reminiscenz aus dem gelehrten und literarischen Berlin vom Anfang der dreißiger Jahre: „Das Kastanienwäldchen bei Berlin“, welche zuerst im „Salon“ veröffentlicht worden ist; ferner die höchst pikanten Mittheilungen „Aus Empfangszimmern“, die den Autor uns in weißer Halsbinde vis-à-vis von Excellenzen aller Art, von Ministerresidenten und Hoftheaterintendanten, zuweilen in den ergötzlichsten Situationen zeigen. Diese kleinen Erlebnisse sind in einem behaglich angenehmen Ton vorgetragen, durchaus ohne Prätention mit einem Anflug feinen Humors; Gesellschaftsbilder, die neben dem Reiz der Darstellung bereits ein gewisses historisches Interesse besitzen. — Die beiden Novellen des Bandes sind: „Das Opfer“ und „Die Wittwe von Bologna“. —

Zu den liebenswürdigsten novellistischen Gaben gehören die „Neuen Novellen“ von Adolf Wilbrandt (Berlin, bei Wilhelm Hertz, 1870). Der Dichter des „Graf Hammerstein“ und des reizenden Lustspiels „Unerreichbar“ ist den Lesern des „Salon“ ein werther Freund: die beiden Novellen des vorliegenden Bandes „Narciß“ und „Die Reise nach Freienwalde“ sind zuerst in unserer Zeitschrift erschienen; diesen schließen sich „Die Geschwister von Portovenere“ und „Johann Ohlerich“ an. Was bei Wilbrandt, sowol in seinen Dramen als seinen Novellen, immer zunächst anzieht, ist das künstlerische Gleichmaß; nirgends ein Zuviel oder ein Zuwenig. Er besitzt Phantasie, Leidenschaft, Humor; doch diese Kräfte wirken überall in reiner Harmonie zusammen, und niemals wird sich ein Ueberschreiten der Schönheitslinie bemerklich machen. Die Wirkung auf den Leser ist daher eine befriedigende, glücklich stimmende; man hat es durchaus mit Kunstwerken zu thun. — Ein Gleiches können wir nicht von den Novellen Sacher-Masoch's sagen, deren erster Cyclus uns in zwei Bänden „Das Vermächtniß Kain's“ (Stuttgart, J. G. Cotta) vorliegt. Eine ganz anders geartete Natur tritt uns hier entgegen, eine starke Sinnlichkeit, ein leidenschaftliches Auflehnen gegen die Außenwelt, ein zuweilen in Schwermuth sich verlierendes, zuweilen in Frivolität sich betäubendes Brüten über der Frage, die man die sociale nennt. Nach ihm ist das Leben ein Krieg — ein Krieg des Mannes gegen das Weib, des Besitzenden gegen den Nichtbesitzenden, des Einzelnen gegen die Gesammtheit, der Theile gegen das Ganze, des Genusses gegen die Arbeit, des Todes gegen das Leben. Das ist das Vermächtniß Kain's, „der seinen Bruder erschlug und seines Bruders Blut schrie gegen Himmel und der Herr sprach zu Kain: Du sollst verflucht sein auf der Erde, und unstät und flüchtig“. Demgemäß verspricht der Autor in nacheinanderfolgenden Cyclen die Liebe, das Eigenthum, den Staat, den Krieg, die Arbeit und den Tod zu behandeln, und er beginnt in der vorliegenden Sammlung mit der Liebe. Zwei Novellen aus derselben sind unseren Lesern bekannt: „Die Mondnacht“ und „Der Capitulant“; wir veröffentlichten sie zuerst im „Salon“ und sie haben, wenn wir uns nicht täuschen, einen sehr tiefen Eindruck hervorgebracht. Diese beiden zusammen mit einer dritten, „Don Juan von Kolomea“, zeigen uns den Dichter von seiner besten Seite und auf der Höhe seines Talentes. Man darf sagen, daß sie zu dem Bedeutsamsten gehören, was die Novellistik des letzten Decenniums zu Tage gefördert, und daß Sacher-Masoch durch sie sich als einen unserer besten Novellisten legitimirt

Digitized by Google

hat. Namentlich ist es der Zauber des Colorits, welcher den Leser eigenthümlich gefangen hält und gleich jener „mondbeglänzten Zaubernacht" über die Schwächen der Composition einen silbernen Schleier deckt. Die Wirkung hat, wenn man, um eine Kunst zu bezeichnen, ein Bild aus einer andern entlehnen darf, Etwas von dem süß und schwermüthig Berauschenden der Chopin'schen Musik — ein Vergleich übrigens, der auch weiterhin zusammentrifft, da in beiden, in Sacher-Masoch's Novellen und Chopin's Musik, die Grundmelodie eine slavische ist. Allein wir wüßten kaum ein Beispiel, wo der Unterschied zwischen dem Künstler und dem Naturalisten frappanter hervorträte, als in dem Sacher-Masochs. Er steht niemals über seinem Stoff, sondern immer unter der Herrschaft desselben. Er ist ein Talent von außerordentlicher Begabung; allein um künstlerisch zu wirken, fehlt es ihm bis jetzt durchaus an — Kritik. Wo er eine solche Wirkung erzielt, geschieht es fast unbewußt; dieselbe Hand, die uns einige der reizvollsten Novellendichtungen gegeben, hat Blatt an Blatt mit denselben eine solche Mißgestalt als „Venus im Pelz" setzen mögen. Häßlich, widerwärtig, unnatürlich, unwahr — wir haben für die Existenz eines solchen Geschöpfes keine Entschuldigung, ja nicht einmal einen Milderungsgrund; und wenn wir auch nicht so weit gehen möchten, als unser verehrter College Thaler von der „Neuen Freien Presse", dieses Unding als staatsgefährlich zu denunciren, so erblicken wir in derselben doch eine ernste Gefahr für den Ruf und die Zukunft des Dichters. Wir haben ihm ganz offen und ehrlich die Wahrheit gesagt, nicht nur, weil er sie hören wollte: sondern vielmehr auch aus dem Grunde, weil unsere Novellistik nicht reich genug ist, um ein Talent wie das seine entbehren zu können, und weil unsere Literatur auf den Verfasser der „Mondnacht", des „Capitulanten" und des „Don Juan von Kolomea" Hoffnungen gesetzt hat, die zu sehr berechtigt waren, als daß wir glauben möchten, er wolle sie täuschen!

Die „Neuen Novellen" von E. von Dincklage (Leipzig, Bernhard Schlicke, 1871) tragen durchaus jenen Heimatcharakter, durch welchen die Verfasserin gleich von Anfang an ihre Leser gewonnen und seitdem treulich festgehalten hat. Sie haben alle ein nordisches Gepräge, ihr Schauplatz ist vorzugsweise das Land an der Ems, Friesland. Sie machen zuweilen einen freundnachbarlichen Besuch in Holland, oder schweifen sogar über das Meer hinüber nach Dänemark; aber immer wieder mit besonderer Vorliebe kehren sie zu dem Haideboden zurück, dessen bescheidene Reize die Verfasserin auf das Treulichste zu schildern weiß. Es ist die Poesie einer kargbedachten, schmucklosen, aber dennoch in ihrer Stille und Monotonie zuweilen großartig wirkenden Natur; und wie der Boden, so die Menschen: ernst, schweigsam, eigen geartet, und wenn unter der rechten Beleuchtung gesehen mit ihren Besonderheiten die Phantasie mächtig anregend. Die Begabung der Verfasserin ist der dichterischen Gestaltung eines solchen Stoffes in vorzüglicher Weise gewachsen: vor Allem, sie kennt, sie liebt das Land und die Leute, die sie uns vorführt, sie redet ihre Sprache, sie lebt in ihren Anschauungen. In ihrer Art sind diese „Friesischen Köpfe", diese „Haideschäfer" Muster von Dorfgeschichten; die Bauern, welche darin vorkommen, haben diesen Vorzug vor den Bauern in anderen Dorfgeschichten, daß sie wirklich Bauern sind, keine red- und schönseligen Schwätzer. Der Bauer spricht nur, wenn er sprechen muß; und, ökonomisch in Allem, beschränkt er sich auch darin auf das Allernothwendigste. So z. B. sind die Bauern in den Bauernnovellen von Björn-

son, so sind sie in diesen friesischen Geschichten von E. v. Dincklage. Ueberhaupt läßt sich ein Zug innerer Verwandtschaft zwischen dem Dichter des norwegischen und der Dichterin des friesischen Bauernlebens nicht verkennen. Sie faßt ihren Stoff mit männlicher Energie an; und es wird unsere Leser vielleicht überraschen, wenn wir ihnen verrathen, daß der Verfasser der von uns gebrachten Novellen: „Ohmsager von Poggendieck" und „Lütke Lü" gar kein Verfasser, sondern eine — Verfasserin ist.

Sehr anmuthig und frisch lesen sich die „Gesammelten Novellen" von Anna Löhn (Leipzig, Kollmann, 1871). Die Verfasserin hat die Welt und das Leben unter mancherlei Gestalt gesehen und kennen gelernt. Ihr Horizont ist ein weiter und die Gesellschaft, in die sie uns führt, eine bunt zusammengesetzte. Da sie, wie es scheint, immer aus eigener Anschauung schildert, so haben ihre Novellen einen Ton großer Lebendigkeit und machen überall den Eindruck der Wahrheit, der Naturtreue. Besonders in diesem Sinne haben uns „Die blaue Lade" und „Das Fräulein von Langeland" zugesagt, zwei Geschichten aus dem Bühnenleben, die mit dem liebenswürdigsten Humor erzählt sind.

Von Karl Braun's „Bilder aus der deutschen Kleinstaaterei" empfingen wir zwei Bände der neuen Folge (Berlin, Kortkampf, 1870). Zur guten Stunde sind diese Bilder erschienen: man könnte sich fast versucht fühlen, ihnen in usum delphini zu freier Uebersetzung das Motto des Schiller'schen Liedes von der Glocke zu geben: „Vivos voco! Mortuos plango! Fulgura frango!" Eine schärfere und dabei amüsantere Kritik des Duodezstaatswesens ist wol selten geschrieben worden, als Braun sie in dem „Inséparable" liefert, jener kleinen, unseren Lesern bekannten Geschichte, welche wir in einem der ersten Hefte unseres VI. Bandes gaben. Wir können über diese Historien jetzt wol lachen, da sie weit zurückliegen; allein sie haben doch auch ihre ernste Seite. Sie werden uns noch lange daran erinnern, was der Preis des großen Krieges, an dessen Ende wir jetzt hoffentlich stehen, gewesen und mit welchen Opfern wir ihn erringen mußten; sie werden uns inmitten der Schwierigkeiten, die nicht ausbleiben können, zur Festigkeit ermahnen, indem sie uns das Bild jener kleinstaatlichen Misère vorhalten, aus welchen unter schweren und langen Wehen der große und ganze deutsche Staat hervorgegangen! Eine sehr schätzenswerthe Serie des zweiten Bandes sind die Zeitgenossen: geistvolle Randglossen über Heinrich Heine, Gustav Freytag, Mathy, Bismarck und seine Biographen Ludwig Bamberger und George Hesekiel ꝛc.

Unter den Kalendern des Jahres nimmt, wie immer auch diesmal, der „Illustrirte Kalender für 1871" (Leipzig, J. J. Weber) den hervorragendsten Platz ein. In seiner vortrefflichen Ausstattung und dem außerordentlichen Reichthum seines Inhalts ist er viel mehr noch als ein Kalender, ein wirkliches „Jahrbuch der Ereignisse, Bestrebungen und Fortschritte im Völkerleben und im Gebiete der Wissenschaften, Künste und Gewerbe." Sein Kalendarium ist vollständiger, als das irgend eines andern uns bekannten Werkes dieser Art; er enthält einen Jahreskalender, einen historisch-astronomischen Kalender und einen chronologischen Kalender. Dieses Kalendarium bildet den ersten Theil des „Illustrirten Kalenders"; den zweiten bildet die „Illustrirte Chronik", welche die zeitgenössische Geschichte, das Militair- und Marinewesen, die Land- und Hauswirthschaft, die naturwissenschaftlichen, geographischen und medicinischen Ergebnisse des Jahres, ferner die Neuigkeiten

Digitized by Google

der Literatur, Kunst, des Theaters und der Musik, die Fortschritte auf dem Gebiete der Gewerbe behandelt, sowie Alles umfaßt, was sich in Bezug auf die Frauenfrage während des letzten Jahres zugetragen und mit einer Uebersicht der wichtigsten Ereignisse des deutsch-französischen Krieges schließt. Man sieht, keine Richtung dieses großen und vielbewegten Jahres ist übersehen worden; die Redaction zeugt ebenso sehr von umsichtigem Geschick, als jeder einzelne der Artikel von tüchtiger Sach- und Fachkenntniß. Wenn wir hinzufügen, daß der Werth des Textes noch erhöht wird durch zahlreiche Illustrationen und daß diese Illustrationen des allbewährten Rufes der Firma Weber würdig sind: so haben wir Alles gesagt zum Lobe eines Buches, welches ebenso schön als nützlich nicht nur zur Lectüre im häuslichen Kreise warm empfohlen werden darf, sondern auch mit seinem unschätzbaren Material in jeder kleinern oder größern Bibliothek zum Nachschlagen aufbewahrt werden sollte. Es ist gerade diese Gattung von Büchern, an welcher wir in Deutschland bis jetzt noch keinen Ueberfluß haben. — Mit bescheideneren Ansprüchen, aber als tüchtiges Volksbuch, tritt Steffen's Volkskalender für 1871 (Berlin, Gerschel) auf; die Stärke desselben, durch welche er sich vor allen anderen ähnlichen Unternehmungen auszeichnet, besteht in seinen populär gehaltenen Aufsätzen wissenschaftlicher Natur, die stets aus dem practischen Leben gegriffen, auch für Leser geschrieben sind, die eine unmittelbar practische Anwendung davon beabsichtigen. — Den Damen sei der allerliebste „Damen-Almanach", ein Notiz- und Schreibkalender für 1871 (Berlin, Weidling) zu erneuter Gunst empfohlen, und als der populärste und weitverbreitetste aller Kalender überhaupt Payne's „Illustrirter Familienkalender" genannt. Der vorliegende Jahrgang ist bereits in dritter Auflage erschienen: ein Erfolg, den dieses in Wort und Bild ungemein reichhaltige kleine Volksbuch in jeder Weise verdient. — Mit der dritten soeben erschienenen Lieferung von Eduard Hildebrandt's Aquarellen (Berlin, Verlag von R. Wagner) schließt eines der herrlichsten Prachtwerke ab, welches dem Publicum jemals geboten worden; zugleich ein Werk der Pietät. Wenn man die acht Blätter betrachtet, welche die Schlußlieferung dieses unvergleichlich großartigen und schönen Unternehmens enthält, so wird man ein Gefühl haben, als ob jedes Wort des Lobes, das man demselben spenden könnte, zu blaß wäre gegen die leuchtende Pracht und Mannigfaltigkeit der Farben, die uns hier entgegenstrahlen. Denn die bewunderungswürdige Technik, welche dieses Kunstwerk hervorgebracht hat, scheint mit jedem folgenden Blatte solche Fortschritte gemacht zu haben, daß sie nun in der That das Höchste erreicht hat, was in dieser Gattung überhaupt zu erreichen war; und Derjenige, welcher Hildebrandt's Originale gesehen, wird sagen müssen, daß die Chromo-Facsimiles des Herrn R. Steinbock nicht nur das Geheimniß ihres Colorits, sondern auch das ihrer Stimmung, ihrer wundersamen Poesie getreu reproducirt haben. Wir können von dieser Publication nicht scheiden, ohne dem Verleger den Dank ausgesprochen zu haben, den wir ihm im Namen der Kunst, die er bereichert, und als Verehrer des zu früh geschiedenen, unvergeßlichen Meisters, welchem er ein seiner würdiges Denkmal errichtet, in vollem Maße schulden. J. R.

Digitized by Google

Der ſchlaue Mann mit dem Bart:
Glaubt mir, daß man mich nicht betrügt,
Ich werde ſicher Recht behalten.

Der dunkle Ehrenmann mit dem Hut:
Wel Euch! — Ich laſſe ſtillvergnügt
Den lieben Gott und Bismarck walten.

Die beiden Schlafmützen (zweiſtimmig):
Was doch der Himmel all' aus uns kann machen!
Königlich einzuſchlafen und kaiſerlich aufzuwachen.

Charakterköpfe.

Von A. A. Oberlaender

Digitized by Google

Digitized by Google

Harmlose Briefe eines deutschen Kleinstädters.

An den Herausgeber des „Salon".

Aus Deutschland im Januar 1871.

Lieber Freund!

Der Krieg ist nun zu Ende. Wer daran noch zweifeln konnte wird durch die Proclamation von A. Mels eines Bessern belehrt sein. Befürchten Sie nicht, daß ich über die Bedeutung dieses Feldzuges eine längere Rede halten werde; ich vermuthe, daß Sie schon Voraus ziemlich genau wissen werden, was ich etwa sagen könnte; denn Das, was die Mitwelt über die Vernichtung aller französischen Heere, über die Niederwerfung aller Festungen, über die Erbeutung des gesammten Kriegsmaterials und aller Trophäen denkt und fühlt, darf ich wol in weiteren Kreisen als bekannt voraussetzen. Wegen des Urtheils der Nachwelt brauchen wir uns ebenfalls keine grauen Haare wachsen zu lassen; etwas mehr aber bekümmerte mich das Urtheil der Vorwelt. Oftmals, wenn ich ruhelos auf meinem Lager mich wälzte — finden Sie nicht, lieber Freund, daß mein Stil ein merkwürdig leidenschaftliches Colorit annimmt? ich lese nämlich einen Roman von Galen — fragte ich mich: was mögen die Abgeschiedenen, die großen und kleinen Geister der Vorzeit über die Ereignisse des Jahres 1870 wol denken? Und dieser Gedanke ließ mich nicht ruhen, ich wälzte mich weiter. Da erbarmte sich das Schicksal meiner; denn das Schicksal verläßt nie einen Kleinstädter, wenn er Stoff für seinen nächsten „Harmlosen Brief" braucht. Es trat zu mir und sprach: „Wenn Du selbst keine Gedanken hast, so schmücke Dich mit fremden Gedanken. Schreib einen Brief, der aus nichts Anderm besteht, als aus Citaten." Wie aber soll ich die Citate anbringen? fragte ich. „Nichts einfacher als das", antwortete mir das Schicksal und überreichte mir eine Einladungskarte von Pluto, den ich aus Offenbachs „Orpheus" kannte. Pluto zeigte mir an, daß jeden Nachmittag fünf Uhr, gerade wie bei Laube, bei ihm jeder vernünftige Mensch freien Zutritt habe, daß bisweilen sich eine ganz amüsante Gesellschaft um das höllische Kaminfeuer versammele, und daß es ihn freuen würde, mich dort zu begrüßen; ich könnte mir bei dieser Gelegenheit gleich meinen künftigen Aufenthaltsort ansehen, da ich als literarischer Unschuldsmörder schon jetzt bestimmt sei, bei ihm in Kost und Logis zu kommen.

Ich stieg also in die Hölle herab. Aus den Uebersetzungen des Dante wußte ich ja ganz genau, wie man sich in einer solchen Situation zu benehmen hat. Es ging aber viel besser, als ich geglaubt hatte.

Pluto wohnt sehr behaglich und hübsch, und seine Einladungskarte öffnete mir ohne irgend welche Schwierigkeit die Thüren, welche zu seinen eleganten Boudoirs führen. Ich traf da eine wunderbar bunte Vereinigung von allen möglichen Leuten. Auch aus der Oberwelt waren einige herabgestiegen, weil sie den Aufenthalt im Schwefelpfuhle zeitweise wenigstens der Nachbarschaft mit den Wupperthaler Muckern vorzogen. Es waren da um

Digitized by Google

die lodernden Flammen des Kamins friedlich versammelt bedeutende und unbedeutende Männer aus allen Zeiten und allen Zonen. Sie schwatzten durcheinander, lachten und rauchten und amüsirten sich so gut, daß sie es gar nicht bemerkten, als ich bescheidentlich eintrat, und nach einer flüchtigen Begrüßung des Hausherrn auf einem Sessel, der im finstersten Winkel des geräumigen Gemachs stand, Platz nahm.

Es war, wie ich erwartet hatte, vom Krieg die Rede, vom Krieg und von den Ereignissen, die dem Ausbruch desselben vorangegangen waren.

Niclas Becker, den man bisher nie beachtet hatte, stand auf einmal groß da. Er recitirte mit warmer Begeisterung sein: „Sie sollen ihn nicht haben"; ein gänzlich unbekannter Mann, Max Schneckenburger, suchte ihn zu beschwichtigen, klopfte ihm vertraulich auf die Schulter und sprach: „Lieb Vaterland, magst ruhig sein!" und der poetische Gamin Alfred de Musset höhnte sogar: „Nous l'avons eu votre Rhin allemand."

„Zankt Euch nicht!" rief der freundliche Wirth Pluto dazwischen, „überlaßt das den Irdischen. Ihr wißt, daß auf der Erde jetzt ein furchtbarer Krieg entbrannt ist . . ."

„Den Hirten schlägt er und die Herde", versetzte Schiller pflichtschuldig.

„Ja", bestätigte ein edler Greis, der mir nach seiner altmodischen Tracht und seinem Accente ein Lateiner zu sein schien, „der Mensch wird dem Menschen ein Wolf: homo homini lupus."

„Ist denn nicht unser Jahrhundert gleichsam ein Fluß, wo sich die Menschen, wie die Fische untereinander auffressen?" sprach würdevoll ein heiliger Mann, den ich in dieser Gesellschaft und an diesem Orte kaum gesucht hätte. Denn es war kein geringerer, als der heilige Augustinus; und um über die Richtigkeit seiner Behauptung keinen Zweifel zu lassen, wiederholte er dieselbe in der Ursprache: „Annon est flumen hoc saeculum, ubi se homines quasi pisces devorant!"

„Und glauben Sie denn", fragte Einer, „daß die Franzosen wirklich den Krieg gewollt haben, wie es Napoleon versichert?"

„Gewiß", versetzte ein Anderer; wie ich später hörte war es der Satiriker Juvenal. „Und wenn das Volk Mord und Todtschlag will, wird ein Krieg angefangen."

„— — — — et verso pollice vulgi
quemlibet occidunt populariter."

„Auf alle Fälle sind sie selbst daran Schuld, daß sie den Krieg mitgemacht haben. Weshalb haben sie sich den Kaiser gefallen lassen. Sie mußten ja wissen, daß „wenn der Hirt schlecht ist, die Heerde verdirbt." „Qualis rex talis grex", sie mußten wissen, „daß die Fäulniß beim Volk wie beim Fisch mit dem Haupte anfängt." „Piscis primum a capite putet."

„Ja wol" stimmte der hochaufgeschossene Mann bei, an dessen langen wallenden Locken, an dessen großer Nase und den „schön gereimten" Lippen, die man nur bei Dichtern findet, ich unsern Friedrich Schiller schon erkannt hatte:

„Aber wie kann man die Knechte loben,
Kommt doch das Aergerniß von oben;
Wie die Glieder so auch das Haupt."

„Und wie der Kaiser, so waren auch seine ersten Diener", sprach Plinius. „Große Geschäfte verlangen aber von großen Männern ausgeführt zu werden." „Magna negotia a magnis auctoribus volunt geri." Und nun sehen Sie

Digitized by Google

ſich einmal dieſe Geſellſchaft an: dieſe Benedetti, Leboeuf, Ollivier und Gramont!"

„Ja", verſetzte der weiſe Salomo, „mit dem Benedetti hat der Kaiſer kein Glück gehabt, denn „wer eine Sache durch einen thörichten Boten ausrichtet, der iſt wie ein Lahmer an Füßen und nimmt Schaden." Und mit dem Leboeuf, den er mit Orden behangen, zum Marſchall und Generalſtabschef gemacht, hat er auch kein Glück gehabt, denn „wer einem Narren Ehre anlegt, das iſt, als wenn man einen Edelſtein auf den Rabenſtein wirft."

„Jetzt, wo wir ihn gefangen haben", ſprach der Deutſche, „hat man ſeinen wahren Werth erkannt. Früher hieß er Marſchall Leboeuf, jetzt haben wir ihm ſeinen deutſchen Namen beigelegt.

„Kommt ein Ochs in vremdin lant
Er wirt doch als ein rint erkannt."

„Was ſollte der Kaiſer thun?" ſprach der Lateiner, „wenn er Leboeuf nicht brauchen konnte, ſo hätte er höchſtens einen andern Eſel nehmen können", „si bovem non habes, asinum agas", und damit wäre ihm wenig gedient geweſen.

„Und dieſer Ollivier, weshalb drängte es ihn Miniſter zu werden? Er war ja ein guter Advocat; aber „wer in zweiter Reihe glänzt, verdunkelt oft in der erſten." „Tel brille au second rang qui s'eclipse au premier." Es war Voltaire, der dieſe Worte ſprach.

„Schön war er gerade nicht, dieſer Ollivier, aber einen fruchtbaren Geiſt beſaß er", bemerkte Ovid, „fruchtbar beſonders in der Erfindung von Thatſachen." „Nec formosus erat sed erat fecundus Ulysses."

„Die ganze Geſellſchaft war wenigſtens harmoniſch, der Eine war ſo niederträchtig wie der Andere."

„Ganz meine Meinung", ſprach Martin Luther mit kräftigem Bierbaß, „Faul eyer und ſtinckend butter gehören zuſammen."

„Ich glaube doch nicht, daß die Franzoſen ſelbſt für den Krieg begeiſtert geweſen ſind", nahm jetzt ein anderer Lateiner, der Luſtſpieldichter Plautus das Wort. „Ich glaube ſogar, daß der Krieg nicht einmal in der Armee populär war. Ich ſchreibe einen großen Theil der Niederlage dieſem Umſtande zu. „Es iſt eine Dummheit, auf die Jagd zu gehen, wenn die Hunde nicht wollen." „Stultitia est venatum ducere invitos canes.""

„Dann begreife ich die Franzoſen erſt recht nicht", verſetzte ein wortkarger ſtrenger Mann mit ſcharf ausgeprägtem römiſchen Profil; es war Tacitus. „Sie ſetzten zu viel aufs Spiel, ihr militairiſcher Ruf war zu groß; wurde er vernichtet, ſo mußte die Niederlage ebenſo groß ſein. Man hatte zu viel vom „Preſtige" renommirt, und „ein großer Ruf birgt nicht geringere Gefahr als ein ſchlechter Ruf." „Nec minus periculum ex magna fama quam ex mala."

„Du haſt wie immer Recht, lieber Landsmann", ſprach Ovid. „Und ebenſo groß, wie der anticipirte Siegesduſel, mußte auch der Katzenjammer nachher ſein. „Wehe Dir, der Du lachſt, weil Du bald nach dem Freudentaumel weinen wirſt." „Vae tibi ridenti quia mox post gaudia flebis."

„Und freue Dich weniger, ſo wirſt Du auch weniger zu klagen haben", ſprach Martial, „gaudebis minus et minus dolebis."

„Und weshalb denn dieſer ganze Krieg?" fragte ein Unbefangener.

Digitized by Google

„Weshalb?“ wiederholte ein alter Deutscher. „Ich habe es schon auf der Wartburg ausgesprochen:

„Der Eine braucht's, der Andre hat's
Und dessertwegen führt man Krieg.“

„Aber Feldherren hatte man doch genug in Frankreich“, nahm wieder der Unbefangene das Wort.

„Zuviel“, bemerkte ein alter Grieche. „Bazaine hatte seine Pläne, Mac Mahon hatte die seinigen und Palikao wiederum die seinigen, und der Kaiser war ja auch ein bischen Feldherr: „Viel Feldherrn richteten aber schon Karien zu Grunde.“ „polloi strategoi Karian apolesan.“

„Vielleicht haben sie auch zu spät gerüstet? „Und oft war der Verzug der Urquell alles Uebels““, versetzte der weise Cicero, dessen Bemerkungen mir außerordentlich langweilig vorkamen. „Mora saepe malorum causa fuit.“

„Es lag nicht nur am Heere, nicht nur an den Feldherren, nicht nur an den unterbliebenen Rüstungen, wenn Deutschland siegte“, versetzte Seneca, „Deutschland hatte die gute Sache für sich: der Krieg, welcher gegen das Laster geführt wird, ist der ehrenvollste“; „bellum contra vitia gestum honestissimum est.“

„Wenn sich Deutschland nur im Siege beschränken kann! Daß es Elsaß nimmt und Lothringen nimmt, das begreife ich, aber die Gefahr liegt nahe, daß es noch weiter greift, wenn eine Begier befriedigt ist, so entsteht schon die andere.“ „Altera ex alterius fine nascitur cupiditas“

„Hat gar nichts zu sagen, da werden schon die Neutralen ein Wörtchen mit reden“, warf ein Franzose ein.

Der alte Deutsche lachte hell auf. „Die Neutralen“, wiederholte er, „mit denen lassen Sie uns nur zufrieden. Nicht wahr, lieber Landsmann, Sie wissen ja am Besten, was die Neutralen sind?“

Diese letzten Worte waren an einen stockhagern, gemüthlich ausschauenden alten Herrn gerichtet, der eine Brille auf der Nase trug und ein dickes Buch unter dem Arme hielt. Ich erkannte meinen Freund Zumpt, den Grammatiker, der mich auf der Schule so oft gelangweilt hatte. „Ja, ja“, sprach Zumpt:

„Was man nicht declíniren kann,
Das sieht man als ein Neutrum an.“

„Eine hübsche Definition der Neutralen“, versetzte der alte Deutsche.

„Ich weiß noch eine bessere“, sprach Horaz. „Bewahre die Gleichmuth in allen schwierigen Dingen.“ „Aequam memento rebus in arduis servare mentem.“ „Glücklich Der, welcher den Kriegswirren fern steht.“ „Beatus ille qui procul negotiis“, und nichts weiter zu thun hat, als über das Kriegsunglück einige Thränen zu vergießen, denn auch im Weinen liegt eine gewisse Wollust.“ „Est quaedam flere voluptas.“

„Die Stellung der neutralen Mächte ist übrigens eine schwierige, aber halte Dich nur immer gleichweit von dem Einen und dem Andern, auf der Mittelstraße ist Dein Schritt am sichersten“, sprach Ovid. „Inter utrumque tene medio tutissimus ibis.“

„Ach, was kümmert mich Eure langweilige Afterweisheit über die goldene Mittelstraße!“ rief ein herrlicher Greis dazwischen, dessen gedankenvolle Stirn mir den Meister Goethe offenbarte, „des tapfern Mannes Behagen sei Parteilichkeit.“

Digitized by Google

„Das hat England auch bewährt; es hat das glückliche Mittel gefunden, Neutralität mit Parteinahme zu verbinden. England sagte sich: „Ich sehe wol und billige das Bessere, aber ich folge dem Schlechteren", versetzte wiederum Ovid. „Video meliora proboque, deteriora sequor."

„Ganz genau, wie auch ich früher gesagt habe", fügte der lustige Regnard hinzu. „Ich sehe das Gute, aber ich schlage die entgegengesetzte Richtung ein." „Je vois le bon parti, mais je suis le contraire."

„Du lieber Gott", sprach beschwichtigend St. Marcus. „Der Geist ist willig, aber das Fleisch ist schwach."

Und ein bekannter Lateiner fügte hinzu: „Es ist nicht möglich, Thetis und Galathea gleichzeitig zu lieben." „Nemo potest Thetidem simul et Galatheam amare."

Hansemann setzte seinen Trumpf darauf und sprach: „In Geldsachen hört die Gemüthlichkeit auf."

„Und Deutschland wird sich um die Neutralen wenig kümmern; es war angegriffen, war beraubt worden. „Und Dem, der beraubt ist, bleiben immer noch die Waffen!" rief Juvenal. „Spoliatis arma supersunt!"

„Ganz recht", versetzte wiederum Friedrich Schiller. „Zum letzten Mittel, wenn kein anderes mehr verfangen will, ist uns das Schwert gegeben."

„Und wie wunderbar erstarkte Deutschland im Augenblicke. Mit jedem Schritte, den es vorwärts that, wurde es mächtiger, und wie der Ruf gewann es im Vorwärtsschreiten Kräfte", setzte Virgil hinzu. „Vires acquirit eundo . . ."

„Das Kaiserreich hat übrigens ein erbauliches Ende genommen, wenn man sich die Zusammensetzung des letzten napoleonischen Ministeriums vergegenwärtigt. Dieser Palikao, Jérôme David, Clement Duvernois, Magne, es war eine nette Gesellschaft."

„Gleich und gleich gesellt sich gern", stimmte Cicero bei. „Pares cum paribus facillime congregantur."

„Und die Reden dieses Palikao im Gesetzgebenden Körper!"

„Viel geloben, wenig geben,
Macht die Narren in Freuden leben."

sagte der alte Deutsche.

„Wie sie die Wahrheit mit schönen Worten verdrehten. „Aus schwarz machten sie weiß!" rief Juvenal. „Nigra in candida vertunt."

„Wie sie Depeschen erlogen! Sie mußten doch wissen, daß das Lügensystem zusammenbrechen würde!"

„Jawol", bemerkte zustimmend ein Italiener. „Die Wahrheit kann nicht verborgen bleiben." „Verità non può star sepolta."

„Zum Schluß siegt die Wahrheit!" rief Rabelais. „A la parfin vainct vérité."

„Die Zeit enthüllt Alles", bekräftigte Erasmus. „Tempus omnia revelat." „Sie hat auch den ganzen napoleonischen Schwindel enthüllt. Jetzt ist es aus mit der napoleonischen Herrlichkeit."

„Gewiß", stimmte Ovid bei. „Wie die Lilien der Bourbonen so sind auch die Lorbeeren der Napoleoniden verblüht." „Veilchen und Lilien blühen nicht immer." „Nec semper violae nec semper lilia florent." Und Ovid that so, als ob er sich auf diesen Gedanken etwas einbildete.

Digitized by Google

Der Prediger Salomo aber erhob seine Stimme und sprach: „Es ist ein Unglück, das ich sah unter der Sonne, nämlich Unverstand, der unter den Gewaltigen gemein ist, daß ein Narr sitzet in großer Würde. Aber wer eine Grube macht, der wird selbst darein fallen, und wer den Zaun zerreißet, den wird eine Schlange stechen."

„Wäre er wenigstens gestorben!" rief Petrarca. „Ein schöner Tod ehrt das ganze Leben."

„Von Napoleon können Sie das nicht verlangen", sagte Juvenal, „denn was den Guten schimpflich erscheint, ist wolanständig für den Schelm." „Nam quod turpe bonis decebat Crispinum."

„Ganz recht", bekräftigte Salomo, „denn ein lebendiger Hund ist besser weder ein todter Löwe."

Ein alter Franzose mit einer Allongeperrücke schüttelte nachdenklich den Kopf und sprach: „Daß Napoleon nicht einmal die Weisheitsregeln seiner eigenen Nation berherzigt hat. Weshalb gelüstet es ihm nach dem deutschen Rhein. Er mußte doch wissen, „wenn die Katze lecken will, so bekommt sie eins auf die Schnauze." „A chat lecheur on bat la gueule."

„Jawol", fügte ein anderer Franzose, und das war Piron, der geistreiche Komödienschreiber und anakreontische Dichter, hinzu, „als Oberbefehlshaber der Armeen that er nichts und stand Dem, der etwas thun wollte, im Wege." „Il ne fait rien et nuit à qui veut faire." „Nun häufen sie auf sein schuldiges Haupt Hohn und Spott, wie sich Das von selbst versteht."

Der alte Deutsche von der Wartburg lachte und sprach:

„Wer dient dem pöbel et similibus horum
Der hat Undank in fine laborum."

„Und wehe dem Besiegten!" rief Brennus. „Vae victis!"

„Leg' Dich zu Bett, Basilio!" kicherte Beaumarchais. „Va te coucher, Basile!"

„Und Frauen waren natürlich auch hier im Spiel, um sein Verderben zu besiegeln", fügte Juvenal hinzu. „Es giebt kein Ding, in welchem das Weib nicht den Streit erregt." „Nulla fere causa est in qua non femina litem moverit."

„Und nun kam noch Isabella hinzu, das war nicht wohlgethan", sprach Salomo; „denn eine Dirne bringt Einen um das Brod."

„Ja, es ist immer schlimm", sprach der heilige Augustin, „wenn der Ehegemahl besiegt wird und das Weib herrscht, dann ist es mit dem Frieden vorbei." „Si maritus vincatur et uxor dominetur, pax perversa est."

„Ganz meine Ansicht", sprach Der von der Wartburg.

„Kräht die Henne und schweigt der Hahn,
Ist das Haus gar übel dran."

In diesem Punkte waren alle Nationen einig. Ein Italiener sagte:

„In quella casa è poco pace
Ove gallina canta e gallo tace";

ein alter Franzose:

„Ceste maison est mal en train,
Où la quenouille commande l'espée",

und ein alter Holländer konnte sich nicht enthalten, denselben Gedanken in seiner melodischen Muttersprache wiederzugeben:

„Alwaer de spin-rock dwinght het sweert
Daer staet het qualijk met den weert."

Daß nun auch noch die Holländer anfingen, ging mir über den Spaß, und ich benutzte die günstige Gelegenheit, um mich schleunig und unbemerkt, wie ich gekommen war, zu empfehlen.

Seitdem ich aber der Unterhaltung in der Hölle beigewohnt habe, bin ich noch national-liberaler geworden, als ich es schon war, so national-liberal, daß ich jetzt nur noch Cigarren von Tabak rauche, der im Norddeutschen Bunde gebaut und geerntet ist.

Leben Sie wohl, lieber Freund. Wenn Sie diesen letzten Brief im Bande nicht harmlos finden, dann besteht zum ersten Male zwischen uns ein entschiedenes Mißverständniß.

Ihr treuergebener

Kleinstädter.

Bayerische Staatsbibliothek MÜNCHEN

Digitized by Google

Friede!

Nun sind erfüllet alle Lieder,
Nun ist gewonnen jeder Traum,
Was wir ersehnt, es stieg hernieder,
Es kam, was wir gedacht noch kaum;
Und über uns ihr Laubgefieder
Wölbt — ein erhab'ner Riesenbaum —
Die stolze, ewige, deutsche Eiche
Die Krone ob dem deutschen Reiche

Nun sammle wieder an der Linde
Dich traute Dorfbewohnerschaar!
Nun wieder, sinnend Mädchen, winde
Kornblumen Dir in's blonde Haar!
Und Deiner Träume Jüngling binde
An's Herz mit tiefem Augenpaar!
Zeigt euch, wie schön die Welt geblieben,
Denn lächeln wieder dürft ihr, lieben!

Und wie Natur es euch geboten
Und euch gesetzt als schönstes Ziel,
So schafft Ersatz nun für die Todten,
Mehrt euch und bringt der Knaben viel!
Laßt nach den Spatzen in den Schoten
Sie zielen und im Kinderspiel
Nacheifern ihrer Väter Thaten:
Zu schützen ihrer Heimat Saaten!

Nun, bunte Wimpel, kreuzt die Meere!
Nun, Landmann, nütz' des Himmels Gunst!
Nun, Lehrer, säe Deine Lehre
Und scheide Licht von trübem Dunst!
Es suche jeder, daß er mehre!
Zum Höchsten strebe jede Kunst!
Und alle Schmerzen zu versöhnen,
Ersteh' ein Reich des Wahren, Schönen!

„So geht nun hin in alle Winde
Und lehret Eures Meisters Wort:"
Daß Liebe sich zur Liebe finde!
Daß Einigkeit der Freiheit Hort!
Daß Deutschland brüderlich umwinde
Ein Bund der Treue fort und fort!
Draus heilige Gewähr mög' werden,
Daß langer Friede sei auf Erden!

Wilhelm Jensen.

Druck von A. H. Payne in Reudnitz bei Leipzig. — Nachdruck und Uebersetzungsrecht sind vorbehalten.

Digitized by Google

Ein neuer Band des Salon!

Wie wir über das letzte Blatt des mit vorliegendem Hefte schließenden VII. Bandes des „Salon" das Wort: **„Frieden!"** schreiben konnten: so dürfen wir uns fortan auch wieder ganz den schönen Aufgaben desselben widmen. Unsere treuen alten Mitarbeiter haben diesen Augenblick erwartet, um unser Unternehmen mit einigen ihrer besten Arbeiten zu bereichern, und mehrere neue, nicht minder willkommen, haben sich angeschlossen. Wir kündigen daher für den VIII. Band, der mit dem nächsten Hefte beginnen wird, folgende Reihe von Novellen, Erzählungen und vermischten Beiträgen an:

Die Dame mit den Hirschzähnen. Novelle von G. zu Putlitz.
Pyramus und Thisbe. Novelle von Wilhelm Jensen.
Eine Hochzeitsreise in die amerikanische Wildnis. Erzählung von Friedrich Gerstäcker.
Reich zu reich und arm zu arm. Erzählung aus dem Béarn von Claire von Glümer.
Das Unglückskind. Erzählung aus dem Emsland von E. v. Tinclage.
Paragraph Eins. Erzählung von A. von Auer.
Ein Zweikampf mit Gott. Erzählung nach Familientraditionen von Maurus Jokai.
Die Reisegefährtin. Niederländische Novelle von J. Gram.
Aus meinen italienischen Erlebnissen. Von Fanny Lewald.
Ein ungedruckter Brief Lessings. Von Adolf Stahr.
Zwei Sittenmaler des vorigen Jahrhunderts. Von Alfr. Woltmann.
Die Jugendjahre Kaiser Wilhelms. Von F. Adami.
Bilder aus dem alten Berlin Von George Hiltl.

Als von ganz besonderem Interesse heben wir hervor:

Was ich in dem belagerten Paris gesehen, gehört und gelitten habe.

Tagebuch eines deutschen Professors, welcher während der ganzen Belagerung und Beschießung in Paris mit eingeschlossen war.

Wir glauben vorhersagen zu dürfen, daß diese Mittheilungen eines Deutschen, welcher durch das Schicksal verurtheilt war, alle Leiden der Belagerung in der feindlichen Hauptstadt durchzumachen, die größte Sensation erregen werden, um so mehr, wenn wir hinzufügen, daß unser Landsmann, eine Capacität der Wissenschaft, bis zum Ausbruch der Feindseligkeiten eine ganz hervorragende Stellung in Paris bekleidet hat!

Elsass und Lothringen.

Zeitgemässe Plauderei

von

FRANZ HIRSCH

(Franz Freydank).

Preis 5 Sgr.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen, auch direct von der Verlagshandlung von A. H. PAYNE in Leipzig gegen Einsendung des Werthes von 5 Sgr in Briefmarken, wogegen Zusendung sofort direct per Post unter Kreuzband franco erfolgt.

Im Verlage von A. H. PAYNE in Leipzig erscheint:

Illustrirte Pracht-Bibel

für Israeliten,

in dem masoretischen Text

und neuer deutscher Uebersetzung mit erläuternden Bemerkungen

von

Prof. Dr. Julius Fürst.

Mit vielen hundert in den Text gedruckten Illustrationen und vielen Separat-Kunstblättern.

Erscheint in Heften zu 7½ Sgr. pro Heft, wovon bereits 32 in herrlichster Ausstattung vorliegen. Zu bequemerem Bezug ist auch

eine Ausgabe in Abtheilungen

veranstaltet worden, von denen jede 8 Hefte umfasst und im Preise auf

1 Thaler

zu stehen kommt. Von diesen Abtheilungen liegen 4 vor und können in beliebigen Zwischenräumen bezogen werden, durch die nächstgelegene Buchhandlung oder von der Verlagsbuchhandlung von A H PAYNE in Leipzig direct gegen Einsendung des Betrags, worauf die Zusendung sofort per Postpacket franco erfolgt.

Im Verlage von A. H. PAYNE in Leipzig erscheint

das grosse Prachtwerk:

Deutschlands Kunstschätze

in Lieferungen à 7½ Sgr.

Es enthält die hervorragendsten Bilder aus unseren bedeutendsten Gallerien in Stahl gestochen, nebst Portraits der Meister in Holzschnitt, novellistischen Text von Dr. Adolph Görling, Biographien von Dr. Bruno Meyer und Prof. Dr. Alfr. Woltmann. Zu bequemerem Bezuge ist auch eine Ausgabe in

Abtheilungen zu 1 Thaler

veranstaltet worden. Jede solche Abtheilung zu 1 Thaler enthält:

12 Stahlstiche,
4 Künstler-Portraits und
48 Seiten Text,

wovon 32 Seiten novellistischen und 16 Seiten biographischen Inhalts sind. Durch alle Buchhandlungen kann das Werk in Lieferungen oder in Abtheilungen bezogen werden. In Abtheilungen à 1 Thlr. auch direct von der Verlagshandlung von A H. PAYNE in Leipzig gegen Einsendung des Betrags, worauf die Zusendung sofort per Postpacket franco erfolgt.

Adressen beliebe man recht deutlich aufzugeben

Digitized by Google

Neueste Moden.

Illustrirtes Journal
für Toilette und weibliche Arbeiten.
Preis vierteljährlich nur 5 Sgr.

Ganz neu sind die dieser Modezeitung eigenen

Farbigen Schnittmuster.

Diese Schnittmuster übertreffen alles bisher in diesem Fache Dagewesene an Deutlichkeit und leichter Verwendbarkeit.

Alle Hausfrauen

seien hiermit zu einem Versuche für

5 Sgr.

freundlichst eingeladen. Alle Buchhandlungen und Post-Anstalten nehmen Bestellungen an.

Die Verlagshandlung von A. H. Payne in Leipzig.

Deutschlands Kunstschätze

sind in Lieferungen zu 7½ Sgr. oder in Abtheilungen zu 1 Thlr. durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

Auszug aus der Berliner Volkszeitung: Ein Unternehmen, das von Seiten des kunstliebenden Publikums die grösste Anerkennung verdient, liegt uns in 13 Lieferungen des vortrefflichen Werkes vor, das unter dem Titel „Deutschlands Kunstschätze" in dem Verlage von A. H. Payne in Leipzig erscheint und sich die Aufgabe gestellt hat, für einen geringen Preis eine Sammlung von Stahlstichen den Freunden der Kunst zur Verfügung zu stellen, welche die Meisterwerke der Gallerien von Dresden, Berlin, Wien und München repräsentirt. Die als kompetente Kunstkenner bekannten Dr. Bruno Meyer und Prof. A. Woltmann haben für sorgfältige Biographien der Meister gesorgt, die als eine Zierde der Kunstgeschichte gelten. Die einzelnen Stahlstiche sind ausserdem von einem novellistischen Text begleitet, der sich an die dargestellten Gemälde in pikanter Weise anschliesst. „Deutschlands Kunstschätze" werden etwa 60 Lieferungen umfassen, von denen alle 3 bis 4 Wochen eine erscheint. Die jüngst erschienenen Lieferungen 12 und 13 enthalten sauber ausgeführte Stahlstiche von Correggios „heiliger Nacht" und „Magdalena", die Perlen der Dresdener Gallerie, der „Kesselflicker" von van Mieris, das „Maler-Atelier" von van der Meer und Pietro de Hooch, „die Dorfschenke" von van Ostade und den „Blumenstock" von Dow; ausserdem das Porträt des Giorgione in Holzschnitt.

Druck von A. H. Payne in Reudnitz bei Leipzig

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Walter S
Buchb

Digitized by Google

Digitized by Google